Archiv für Sozialgeschichte

Herausgegeben von der
Friedrich-Ebert-Stiftung
in Verbindung mit dem
Institut für Sozialgeschichte
Braunschweig - Bonn

XXIX. Band · 1989

Verlag
J.H.W. Dietz Nachf.

REDAKTION: DIETER DOWE (Schriftleitung)
KURT KLOTZBACH (†)
HANS PELGER

REDAKTIONSANSCHRIFT:

Institut für Sozialgeschichte
Braunschweig - Bonn
Godesberger Allee 149, D-5300 Bonn 2

Herausgeber und Verlag danken der Stiftung Allgemeine Hypothekenbank, die Bearbeitung und Druck dieses Bandes großzügig förderte.

ISSN 0066-6505
ISBN 3-8012-4004-5

© 1989 bei Verlag J.H.W. Dietz Nachf., In der Raste 2, D-5300 Bonn 1
Umschlag- und Einbandgestaltung: Bruno Skibbe, Braunschweig
Herstellung: satz+druck gmbh, Düsseldorf
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany 1989

Kurt Klotzbach
(28. 5. 1940 – 25. 8. 1989)
zum Gedenken



Inhalt

Die Mitarbeiter dieses Bandes XXXI

In memoriam Kurt Klotzbach XXXIII

Kurt Klotzbach
SPD und Katholische Kirche nach 1945 – Belastungen, Mißverständnisse und Neuanfänge XXXVII

Detlef Lehnert
Zur historischen Soziographie der »Volkspartei«. Wählerstruktur und Regionalisierung im deutschen Parteiensystem seit der Reichsgründung 1

Michael Prinz
Wandel durch Beharrung. Sozialdemokratie und »neue Mittelschichten« in historischer Perspektive 35

Peter Lösche/Franz Walter
Auf dem Weg zur Volkspartei? Die Weimarer Sozialdemokratie 75

Jürgen Winkler
Die soziale Basis der sozialistischen Parteien in Deutschland vom Ende des Kaiserreichs zur Mitte der Weimarer Republik 1912–1924 137

Friedrich Lenger
Mittelstand und Nationalsozialismus? Zur politischen Orientierung von Handwerkern und Angestellten in der Endphase der Weimarer Republik 173

Hans Braun
Helmut Schelskys Konzept einer »nivellierten Mittelstandsgesellschaft«. Würdigung und Kritik 199

Herbert E. Döring
Wählen Industriearbeiter zunehmend konservativ? Die Bundesrepublik Deutschland im westeuropäischen Vergleich 225

Helga Grebing
Gesellschaftlicher Wertwandel und die Suche nach einer neuen Parteiidentität in den Sozialdemokratien Europas seit den 70er Jahren 273

Kenneth O. Morgan
Socialism and Social Democracy in the British Labour Party, 1945–1989 297

Summaries 327

Résumés 333

FORSCHUNGSBERICHTE UND REZENSIONEN

Elisabeth Dietrich, Zur Sozial- und Zeitgeschichtsforschung in Österreich. Ausgewählte Publikationen und aktueller Stand (1984–1988) 341

Helmut Reinalter (Hrsg.), Joseph II. und die Freimaurerei im Lichte zeitgenössischer Broschüren, Wien/Köln/Graz 1987 341

Österreich im Europa der Aufklärung, Wien 1985 341

Peter Berner/Emil Brix/Wolfgang Mantl (Hrsg.), Wien um 1900, München/Wien 1986 345

Norbert Leser (Hrsg.), Theodor Herzl und das Wien des Fin de Siècle, Wien/Köln/Graz 1987 . . 345

Klaus Dethloff (Hrsg.), Theodor Herzl oder Der Moses des Fin de Siècle, Wien/Köln/Graz 1986 345

Adolf Gaisbauer, Davidstern und Doppeladler. Zionismus und jüdischer Nationalismus in Österreich 1882–1918, Wien/Köln/Graz 1988 345

Ernst Hanisch/Ulrike Fleischer, Im Schatten berühmter Zeiten. Salzburg in den Jahren Georg Trakls 1887–1919, Salzburg 1986 345

Michael Mitterauer (Hrsg.), »Gelobt sei, der dem Schwachen Kraft verleiht«. Zehn Generationen einer jüdischen Familie im alten und neuen Österreich, Wien/Köln/Graz 1987 345

Ernst Bruckmüller, Sozialgeschichte Österreichs, Wien/München 1985 350

Karl R. Stadler (Hrsg.), Sozialistenprozesse. Politische Justiz in Österreich 1870–1936, Wien/München/Zürich 1986 350

Ernst Panzenböck, Ein deutscher Traum. Die Anschlußidee und Anschlußpolitik bei Karl Renner und Otto Bauer, Wien 1985 350

Wolfgang Maderthaner (Hrsg.), Arbeiterbewegung in Österreich und Ungarn bis 1914, Wien 1986 350

Helmut Konrad (Hrsg.), Imperialismus und Arbeiterbewegung in Deutschland und Österreich, Wien 1985 350

Willibald I. Holzer, Politischer Widerstand gegen die Staatsgewalt, Wien 1985 350

Michael Mesch, Arbeiterexistenz in der Spätgründerzeit. Gewerkschaften und Lohnentwicklung in Österreich 1890–1914, Wien 1984 350

Gerhard Oberkofler, Die Tiroler Arbeiterbewegung. Von den Anfängen bis zum Ende des 2. Weltkrieges, 2., erw. Aufl., Wien 1986 350

Gerhard Pfeisinger, Die Revolution von 1848 in Graz, Wien 1986 350

Karl Kaser/Karl Stocker, Bäuerliches Leben in der Oststeiermark seit 1848, Bd. I, Wien/Köln/Graz 1986 350

Gertraud Liesenfeld, Viechtauer Ware. Studien zum Strukturwandel einer Hausindustrie in Oberösterreich mit besonderer Berücksichtigung der letzten 100 Jahre, Wien 1987 350

Andrea Schnöller/Hannes Stekl (Hrsg.), »Es war eine Welt der Geborgenheit . . .«. Bürgerliche Kindheit in Monarchie und Republik, Wien/Köln 1987 350

Agnes Pohanka, »Ich nehm' die Blüten und die Stengel . . .«. Kräutlerin am Schlingermarkt, bearb. von Werner Nachbagauer, Wien/Köln 1987 351

Franz Mathis, Big Business in Österreich. Österreichische Großunternehmen in Kurzdarstellungen, München/Wien 1987 359

Karl M. Brousek, Die Großindustrie Böhmens 1848–1918, München 1987 359

Mario Patera, Genossenschaftsentwicklung im österreichischen Wohnungsbau, Frankfurt/New York 1987 359

Peter Schöffer, Der Wahlrechtskampf der österreichischen Sozialdemokratie 1888/89–1897, Stuttgart 1986 362

Österreich November 1918. Die Entstehung der Ersten Republik, München 1986 362

Herbert Schambeck (Hrsg.), Österreichs Parlamentarismus. Werden und System, Berlin 1986 . 362

Reinhard Owerdieck, Parteien und Verfassungsfrage in Österreich. Die Entstehung des Verfassungsprovisoriums der Ersten Republik 1918–1920, München/Wien 1987 362

Koalitionsregierungen in Österreich. Ihr Ende 1920 und 1966, München/Wien 1985 362

Hans Hautmann, Die Geschichte der Rätebewegung in Österreich 1918–1924, Wien/Zürich 1987 362

Gerhard Botz, Krisenzonen einer Demokratie. Gewalt, Streik und Konfliktunterdrückung in Österreich seit 1918, Frankfurt/New York 1987 362

Gerald Stourzh/Margarete Grandner (Hrsg.), Historische Wurzeln der Sozialpartnerschaft, München/Wien 1986 362

Wolfgang Speiser, Die sozialistischen Studenten Wiens 1927–1938, Wien 1986 371

Walter Wiltschegg, Die Heimwehr. Eine unwiderstehliche Volksbewegung, München 1985 . . . 371

Stefan Karner, Die Steiermark im Dritten Reich 1938–1945, Graz/Wien 1986 371

Emmerich Tálos/Ernst Hanisch/Wolfgang Neugebauer (Hrsg.), NS-Herrschaft in Österreich 1938–1945, Wien 1988 371

Siegfried Beer, Der »unmoralische« Anschluß. Britische Österreichpolitik zwischen Containment und Appeasement 1931–1934, Wien/Köln/Graz 1988 371

»Anschluß« 1938. Eine Dokumentation, hrsg. vom Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, Wien 1988 371

Thomas Albrich/Klaus Eisterer/Rolf Steininger (Hrsg.), Tirol und der Anschluß. Voraussetzungen, Entwicklungen, Rahmenbedingungen 1918–1938, Innsbruck 1988 371

Hans Safrian/Hans Witek, Und keiner war dabei. Dokumente des alltäglichen Antisemitismus in Wien 1938, Wien 1988 371

Robert Knight (Hrsg.), »Ich bin dafür, die Sache in die Länge zu ziehen«. Wortprotokolle der österreichischen Bundesregierung von 1945–52 über die Entschädigung der Juden, Frankfurt 1988 371

Christian Fleck, Koralmpartisanen. Über abweichende Karrieren politisch motivierter Widerstandskämpfer, Wien/Köln 1986 372

Günter Bischof/Josef Leidenfrost (Hrsg.), Die bevormundete Nation. Österreich und die Alliierten 1945–1949, Innsbruck 1988 372

Sebastian Meissl/Klaus-Dieter Mulley/Oliver Rathkolb (Hrsg.), Verdrängte Schuld, verfehlte Sühne. Entnazifizierung in Österreich 1945–1955, München 1986 372

Anton Pelinka/Erika Weinzierl (Hrsg.), Das große Tabu. Österreichs Umgang mit seiner Vergangenheit, Wien 1987 372

David F. Crew, Social History in Western Germany 385

Wolfgang Schieder/Volker Sellin (Hrsg.), Sozialgeschichte in Deutschland. Entwicklungen und Perspektiven im internationalen Zusammenhang, Bd. I–IV, Göttingen 1986/87 385

Thomas Lindenberger/Michael Wildt, Radikale Pluralität. Geschichtswerkstätten als praktische Wissenschaftskritik 393

Wolfgang Hardtwig, Politisierung der Aufklärung 412

Hans Freyer, Preußentum und Aufklärung und andere Studien zu Ethik und Politik, hrsg. und komm. von Elfriede Üner, Weinheim 1986 413

Günter Birtsch (Hrsg.), Der Idealtyp des aufgeklärten Herrschers (= Aufklärung, Jg. 2, H. 1), Hamburg 1987 415

Hans-Erich Bödeker/Ulrich Herrmann (Hrsg.), Aufklärung als Politisierung – Politisierung der Aufklärung, Hamburg 1987 417

Eberhard Illner, Bürgerliche Organisierung in Elberfeld 1775–1850, Neustadt/Aisch 1982 . . . 419

Michael Maurer, Aufklärung und Anglophilie in Deutschland, Göttingen/Zürich 1987 420

Alfred J. Ayer, Voltaire. Eine intellektuelle Biographie, Frankfurt 1987 421

Werner Schneiders (Hrsg.), Christian Wolff 1679–1754. Interpretationen zu seiner Philosophie und deren Wirkung, 2., durchges. Auflage, Hamburg 1986 421

Gerhard Sauder (Hrsg.), Johann Gottfried Herder 1744–1803, Hamburg 1987 423

Rudolf Vierhaus (Hrsg.), Wissenschaften im Zeitalter der Aufklärung, Göttingen 1985 424

Werner Bahner (Hrsg.), Sprache und Kulturentwicklung im Blickfeld der deutschen Spätaufklärung. Der Beitrag Johann Christoph Adelungs, Berlin [DDR] 1984 425

Manfred Buhr/Wolfgang Förster (Hrsg.), Aufklärung – Geschichte – Revolution. Studien zur Philosophie der Aufklärung II, Berlin [DDR] 1986 426

Horst Möller, Vernunft und Kritik. Deutsche Aufklärung im 17. und 18. Jahrhundert, Frankfurt 1986 428

Rudolf Vierhaus, Staaten und Stände. Vom Westfälischen bis zum Hubertusburger Frieden 1648 bis 1763, Berlin 1984 430

Rudolf Vierhaus, Deutschland im 18. Jahrhundert. Politische Verfassung, soziales Gefüge, geistige Bewegungen, Göttingen 1987 430

Heiner Wilharm, Rückzugsgefecht der Aufklärung? 432

Joseph von Sonnenfels, hrsg. von Helmut Reinalter, Wien 1988 432

Gerda Lettner, Das Rückzugsgefecht der Aufklärung in Wien 1790–1792, Frankfurt/New York 1988 432

Rüdiger vom Bruch, Bildungssystem, Universitäten, Wissenschaften, Gelehrte. Neuere Arbeiten und Ansätze zur deutschen Entwicklung vom 18. zum 20. Jahrhundert . . 439

Fritz K. Ringer, Education and Society in Modern Europe, Bloomington/London 1979 446

Ulrich Engelhardt, »Bildungsbürgertum«. Begriffs- und Dogmengeschichte eines Etiketts, Stuttgart 1986 446

Fritz K. Ringer, Die Gelehrten. Der Niedergang der deutschen Mandarine 1880–1933, München 1987 446

Charles E. McClelland, State, Society and University in Germany, 1700–1714, London u. a. 1980 446

Peter Alter, Wissenschaft, Staat, Mäzene. Anfänge moderner Wissenschaftspolitik in Großbritannien 1850–1920, Stuttgart 1982 446

Die Matrikel der Ludwig-Maximilians-Universität Ingolstadt–Landshut–München, hrsg. von Götz Freiherrn von Pölnitz, fortgef. von Laetitia Boehm, Teil I: Ingolstadt, Bd. 4: Personenregister von Ladislaus Buzas, München 1981 452

Ladislaus Buzas, Bibliographie zur Geschichte der Universität Ingolstadt–Landshut–München 1472–1982, München 1984 452

150 Jahre Promotion an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Tübingen. Biographien der Doktoren, Ehrendoktoren und Habilitierten 1830–1980 (1984), bearb. von Immo Eberl und Helmuth Marcon, Stuttgart 1984 452

Dagmar Drüll, Heidelberger Gelehrtenlexikon 1803–1932, Berlin u. a. 1986 453

Die Matrikel der Höheren Gewerbeschule, der Polytechnischen Schule und der Technischen Hochschule zu Hannover, Bd. I: 1831–1881, bearb. von Herbert Mundhenke, Hildesheim 1988 453

Margaret Asmuth, Die Studentenschaft der Handelshochschule Köln 1901 bis 1919, Köln/Wien 1985 453

Kölner Universitätsgeschichte, Bd. II: Bernd Heimbüchel/Klaus Pabst, Das 19. und 20. Jahrhundert, Köln/Wien 1988 453

Kölner Universitätsgeschichte, Bd. III: Die neue Universität. Daten und Fakten, hrsg. von Erich Meuthen, Köln/Wien 1988 453

Festschrift zum 150jährigen Bestehen der Universität Stuttgart. Beiträge zur Geschichte der Universität, hrsg. von Johannes H. Voigt, Stuttgart 1979 453

Peter Classen/Eike Wolgast, Kleine Geschichte der Universität Heidelberg, Berlin/Heidelberg/New York 1983 453

Wilhelm Ribhegge, Geschichte der Universität Münster. Europa in Westfalen, Münster 1985 . 453

Die Universität Münster 1780 bis 1980, hrsg. von Heinz Dollinger, Münster 1980 453

Marburger Geschichte. Rückblick auf die Stadtgeschichte in Einzelbeiträgen, hrsg. von Erhart Dettmering und Rudolf Grenz, Marburg 1980 453

Stationen der Göttinger Universitätsgeschichte 1737 – 1787– 1837 – 1887 – 1937. Eine Vortragsreihe, hrsg. von Bernd Moeller, Göttingen 1988 453

Klaus Schreiner, Disziplinierte Wissenschaftsfreiheit. Gedankliche Begründung und geschichtliche Praxis freien Forschens, Lehrens und Lernens an der Universität Tübingen (1477–1945), Tübingen 1981 453

Heinz Mussinghoff, Theologische Fakultäten im Spannungsfeld von Staat und Kirche. Entstehung und Auslegung der Hochschulbestimmungen des Konkordats mit Preußen von 1929, Mainz 1979 453

Bernd Mütter, Die Geschichtswissenschaft in Münster zwischen Aufklärung und Historismus, Münster 1980 461

Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.), Deutsche Historiker, Bd. VI–IX, Göttingen 1980/82 461

Wolfgang Weber, Priester der Klio. Historisch-sozialwissenschaftliche Studien zur Herkunft und Karriere deutscher Historiker und zur Geschichte der Geschichtswissenschaft 1800–1970, Frankfurt/Bern/New York 1984 461

Wolfgang Weber, Biographisches Lexikon zur Geschichtswissenschaft in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Die Lehrstuhlinhaber für Geschichte von den Anfängen des Faches bis 1970, 2., durchges. und durch ein Vorwort erg. Auflage, Frankfurt u. a. 1987 461

Barthold C. Witte, Der preußische Tacitus. Aufstieg, Ruhm und Ende des Historikers Barthold Georg Niebuhr 1776–1831, Düsseldorf 1979 461

Lothar Wickert, Theodor Mommsen, Eine Biographie, Bd. IV: Größe und Grenzen, Frankfurt 1980 461

Wolfgang J. Mommsen (Hrsg.), Leopold von Ranke und die moderne Geschichtswissenschaft, Stuttgart 1988 461

Gangolf Hübinger, Georg Gottfried Gervinus. Historisches Urteil und politische Kritik, Göttingen 1984 462

Thomas Kornbichler, Deutsche Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert. Wilhelm Dilthey und die Begründung der modernen Geschichtswissenschaft, Pfaffenweiler 1984 462

Luise Schorn-Schütte, Karl Lamprecht. Kulturgeschichtsschreibung zwischen Wissenschaft und Politik, Göttingen 1984 462

Uwe Liszkowski, Osteuropaforschung und Politik. Ein Beitrag zum historisch-politischen Denken und Wirken von Otto Hoetzsch, 2 Bde., Berlin 1988 462

Notker Hammerstein (Hrsg.), Deutsche Geschichtswissenschaft um 1900, Stuttgart 1988 462

Martin Heilmann, Adolf Wagner – Ein deutscher Nationalökonom im Urteil der Zeit, Frankfurt 1980 477

Irmela Gorges, Sozialforschung in Deutschland 1872–1914. Gesellschaftliche Einflüsse auf Themen- und Methodenwahl des Vereins für Socialpolitik, Königstein/Ts. 1980 477

Glanz und Niedergang der deutschen Universität. 50 Jahre deutscher Wissenschaftsgeschichte in Briefen an und von Hans Lietzmann (1892–1942). Mit einer einführenden Darstellung hrsg. von Kurt Aland, Berlin/New York 1979 477

Peter Lundgreen (Hrsg.), Wissenschaft im Dritten Reich, Frankfurt 1985 477

James Turner, German University History in Comparative Perspective: The Case of Göttingen 482

Hans-Georg Herrlitz/Horst Kern (Hrsg.), Anfänge Göttinger Sozialwissenschaft. Methoden, Inhalte und soziale Prozesse im 18. und 19. Jahrhundert, Göttingen 1987 482

Hartmut Boockmann/Hermann Wellenreuther (Hrsg.), Geschichtswissenschaft in Göttingen. Eine Vorlesungsreihe, Göttingen 1987 482

Fritz Loos (Hrsg.), Rechtswissenschaft in Göttingen. Göttinger Juristen aus 250 Jahren, Göttingen 1987 482

Bernd Moeller (Hrsg.), Theologie in Göttingen. Eine Vorlesungsreihe, Göttingen 1987 482

Hans-Jörg von Berlepsch, Die Wiederentdeckung des »wirklichen Menschen« in der Geschichtswissenschaft? Neue biographische Literatur 488

Biographie – sozialgeschichtlich. Sieben Beiträge, hrsg. von Andreas Gestrich, Peter Knoch und Helga Merkel, Göttingen 1988 488

Werner von Beyme, Carl Friedrich von Beyme, Berlin 1987 488

Manfred Vasold, Rudolf Virchow. Der große Arzt und Politiker, Stuttgart 1988 488

Gerhard Friedrich, Fontanes preußische Welt. Armee – Dynastie – Staat, Herford 1988 488

Konrad Breitenborn, Im Dienste Bismarcks. Die politische Karriere des Grafen Otto zu Stolberg-Wernigerode, 3. Aufl., Berlin [DDR] 1986 488

Michael Stürmer, Bismarck. Die Grenzen der Politik, München/Zürich 1987 488

Drei deutsche Kaiser. Wilhelm I. – Friedrich III. – Wilhelm II. Ihr Leben und ihre Zeit 1858–1918, hrsg. von Wilhelm Treue, Freiburg i. Br./Würzburg 1987 488

J. Alden Nichols, The Year of the Three Kaisers. Bismarck and the German Succession, 1887–88, Urbana/Chicago 1987 488

Franz Herre, Kaiser Friedrich III. Deutschlands liberale Hoffnung, Stuttgart 1987 488

John C. G. Röhl, Kaiser, Hof und Staat. Wilhelm II. und die deutsche Politik, München 1987 . . 488

Horst Conrad/Bernd Haunfelder (Bearb.), Preußische Parlamentarier 1859–1867. Ein Photoalbum, Düsseldorf 1986 488

Bernd Haunfelder/Klaus Erich Pollmann (Bearb.), Reichstag des Norddeutschen Bundes 1867–1870. Historische Photographien und biographisches Handbuch, Düsseldorf 1989 . . 488

Gestalten der Bismarckzeit, Bd. 2, hrsg. von Gustav Seeber, Berlin [DDR] 1986 488

Biographisches Lexikon zur Weimarer Republik, hrsg. von Wolfgang Benz und Hermann Graml, München 1988 488

Lexikon Linker Leitfiguren, hrsg. von Edmund Jacoby, Frankfurt a. M./Olten/Wien 1988 . . . 488

Heinz-Gerhard Haupt, Neuere Forschungen zur Geschichte des Kleinbürgertums in Deutschland und Frankreich 511

Georges Lavau/Gérard Grunberg/Nonna Mayer (Hrsg.), L'univers politique des classes moyennes, Paris 1983 512

Handwerker in der Industrialisierung. Lage, Kultur und Politik vom späten 18. bis ins frühe 20. Jahrhundert, hrsg. von Ulrich Engelhardt, Stuttgart 1984 514

Friedrich Lenger, Zwischen Kleinbürgertum und Proletariat. Studien zur Sozialgeschichte der Düsseldorfer Handwerker 1816–1878, Göttingen 1986 516

Friedrich Lenger, Sozialgeschichte der deutschen Handwerker seit 1800, Frankfurt 1988 517

Michael Schneider, Fragmentierung und/oder Integration? Tendenzen der neueren amerikanischen Forschung zur Geschichte von Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung 519

David Montgomery, The Fall of the House of Labor: The Workplace, the State, and American Labor Activism, 1865–1925, Cambridge/Paris 1987 520

Ronald L. Lewis, Black Coal Miners in America: Race, Class, and Community Conflict, 1780–1980, Lexington, Kentucky 1987 523

Nelson Lichtenstein, Labor's War at Home: The CIO in World War II, Cambridge 1982 (1987) . 525

Ronald W. Schatz, The Electrical Workers. A History of Labor at General Electric and Westinghouse, 1923–60, Urbana/Chicago 1983 530

Dieter K. Buse, Neue Biographien über Ebert 536

Peter-Christian Witt, Friedrich Ebert. Parteiführer, Reichskanzler, Volksbeauftragter, Reichspräsident, Bonn 1987 536

Werner Maser, Friedrich Ebert. Der erste deutsche Reichspräsident. Eine politische Biographie, München 1987 536

Patrik von zur Mühlen, Neuere Veröffentlichungen zur Geschichte des Saarlandes . . 542

Klaus-Michael Mallmann/Gerhard Paul/Ralph Schock/Reinhard Klimmt (Hrsg.), Richtig daheim waren wir nie. Entdeckungsreisen ins Saarrevier 1815–1955, Berlin/Bonn 1987 542

Peter Lempert, »Das Saarland den Saarländern!« Die frankophilen Bestrebungen im Saargebiet 1918–1935, Köln 1985 542

Gerhard Paul, Die NSDAP des Saargebietes 1920–1935. Der verspätete Aufstieg der NSDAP in der katholisch-proletarischen Provinz, Saarbrücken 1987 542

Gerhard Paul, Max Braun. Eine politische Biographie, St. Ingbert 1987 542

Gerhard Paul/Ralph Schock, Saargeschichte im Plakat 1918–1957, Saarbrücken 1987 542

Bernd Weisbrod, Der »Doppelstaat in der Wirtschaft« 548

Gerhard Th. Mollin, Montankonzerne und »Drittes Reich«. Der Gegensatz zwischen Monopolindustrie und Befehlswirtschaft in der deutschen Rüstung und Expansion 1936–1944, Göttingen 1988 548

Peter Brandt, Berliner Nachkriegsgeschichte 1945/46 554

Harold Hurwitz, Demokratie und Antikommunismus in Berlin nach 1945, 4 Bde., Köln 1983–1989 554

Publikationen zur Geschichte der Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung 562

David Levine (Hrsg.), Proletarianization and Family History, Orlando/Florida 1984 (Friedrich Lenger) 562

Edward P. Thompson, Die Entstehung der englischen Arbeiterklasse, Frankfurt 1987 (Hans-Gerhard Husung) 563

Gordon Phillips/Noel Whiteside, Casual Labour. The Unemployment Question in the Port Transport Industry 1880–1970, Oxford 1985 (Michael Grüttner) 565

Heinz Frey/Ernst Glätti, schaufeln, sprengen, karren. Arbeits- und Lebensbedingungen der Eisenbahnbauarbeiter in der Schweiz um die Mitte des 19. Jahrhunderts, Zürich 1987 (Hans-Gerhard Husung) 567

Shelton Stromquist, A Generation of Boomers. The Pattern of Railroad Labor Conflict in Nineteenth-Century America, Urbana/Chicago 1987 (Reinhard Flessner) 569

»Struggle a Hard Battle«. Essays on Working-Class Immigrants, Ed. by Dirk Hoerder, Dekalb/Ill. 1986 (Irmgard Steinisch) 572

Karl Marten Barfuß, »Gastarbeiter« in Nordwestdeutschland 1884–1918, Bremen 1986 (Martin Forberg) 573

Nils Hansen, Fabrikkinder. Zur Kinderarbeit in schleswig-holsteinischen Fabriken im 19. Jahrhundert, Neumünster 1987 (Klaus-J. Lorenzen-Schmidt) 576

Dorothee Wierling, Mädchen für alles. Arbeitsalltag und Lebensgeschichte städtischer Dienstmädchen um die Jahrhundertwende, Berlin/Bonn 1987 (Günter Bers) 577

Beatrix W. Bouvier, Französische Revolution und deutsche Arbeiterbewegung. Die Rezeption des revolutionären Frankreich in der deutschen sozialistischen Arbeiterbewegung von den 1830er Jahren bis 1905, Bonn 1982 (Jürgen Kocka) 579

Gerhard Kluchert, Geschichtsschreibung und Revolution. Die historischen Schriften von Karl Marx und Friedrich Engels 1846–1852, Stuttgart 1985 (Gangolf Hübinger) 581

Roland Daniels, Mikrokosmos. Entwurf einer physiologischen Anthropologie, hrsg. von Helmut Elsner, Frankfurt u. a. 1988 583

Werner Jung, August Bebel. Deutscher Patriot und internationaler Sozialist, Pfaffenweiler 1986 (Helmut Trotnow) 585

Ingrid Gilcher-Holtey, Das Mandat des Intellektuellen. Karl Kautsky und die Sozialdemokratie, Berlin 1986 (Hans-Josef Steinberg) 589

Mit uns für die Freiheit. 100 Jahre SPD in Stuttgart, hrsg. von Siegfried Bassler, Stuttgart/Wien 1987 (Willy Albrecht) 590

Christof Rieber, Das Sozialistengesetz und die Sozialdemokratie in Württemberg 1878–1890, Stuttgart 1984 (Willy Albrecht) 590

Hans-Joachim Franzen, Auf der Suche nach politischen Handlungsspielräumen. Die Diskussion um die Strategie der Partei in den regionalen und lokalen Organisationen der badischen Sozialdemokratie zwischen 1890 und 1914, Frankfurt u. a. 1987 (Thomas Schnabel) 592

Christiane Eisenberg, Deutsche und englische Gewerkschaften. Entstehung und Entwicklung bis 1878 im Vergleich, Göttingen 1986 (Rita Aldenhoff) 593

Dirk H. Müller, Gewerkschaftliche Versammlungsdemokratie und Arbeiterdelegierte vor 1918, Berlin 1985 (Friedhelm Boll) 595

Die Gewerkschaft, Probenummer und Jg. 1897–99. Nachdruck. Mit einl. Beiträgen von Dieter Schneider und Manfred Scharrer, Stuttgart 1986 (Michael Schneider) 596

Peter Assion (Hrsg.), Transformationen der Arbeiterkultur, Marburg 1986 (David F. Crew) . . 598

Illustrierte Geschichte des Arbeitersports, hrsg. von Hans Joachim Teichler und Gerhard Hauk, Berlin/Bonn 1987 (Horst Ueberhorst) 600

Siegfried Gehrmann, Fußball – Vereine – Politik. Zur Sportgeschichte des Reviers 1900–1940, Essen 1988 (Peter Friedemann) 605

Die SPD-Fraktion in der Nationalversammlung 1919–1920. Eingel. von Heinrich Potthoff, bearb. von Heinrich Potthoff und Hermann Weber, Düsseldorf 1986 (Heinrich August Winkler) 607

Günter Könke, Organisierter Kapitalismus, Sozialdemokratie und Staat. Eine Studie zur Ideologie der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik (1924–1932), Stuttgart 1987 (Walter Euchner) 608

Richard Albrecht, Der militante Sozialdemokrat. Carlo Mierendorff 1897 bis 1943, Berlin/Bonn 1987 (Dorothea Beck) 611

Arthur Kaufmann, Gustav Radbruch. Rechtsdenker, Philosoph, Sozialdemokrat, München/Zürich 1987 (Walter Euchner) 615

Sabine Lemke-Müller, Ethischer Sozialismus und soziale Demokratie. Der politische Weg Willi Eichlers vom ISK zur SPD, Bonn 1988 (Hartmut Mehringer) 617

Der Nachlaß Wilhelm Sollmann, bearb. von Ulrike Nyassi, Köln/Wien 1985 (Dieter Rebentisch) 619

Helga Gotschlich, Zwischen Kampf und Kapitulation. Zur Geschichte des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold, Berlin [DDR] 1987 (Wilfried v. Bredow) 621

William E. Pelz, The Spartakusbund and the German Working Class Movement 1914–1919, Lewiston, N.Y./Queenston, Ontario 1987 (Gunther Mai) 623

Sigrid Koch-Baumgarten, Aufstand der Avantgarde. Die Märzaktion der KPD 1921, Frankfurt/New York 1986 (Hans-Ulrich Ludewig) 623

Arne Andersen, »Lieber im Feuer der Revolution sterben, als auf dem Misthaufen der Demokratie verrecken!« Die KPD in Bremen von 1928–1933, München 1987 (Beatrix Herlemann) 626

Louis Dupeux, »Nationalbolschewismus« in Deutschland 1919–1933, München 1985 (Ulrich Heinemann) 627

Heinrich Potthoff, Freie Gewerkschaften 1918–1933. Der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund in der Weimarer Republik, Düsseldorf 1987 (Michael Ruck) 629

Veröffentlichungen der Roten Gewerkschaftsinternationale in Deutschland 1920–1933. Zusammengest. und eingel. von Dagmar Goldbeck, Berlin [DDR] 1987 (Reiner Tosstorff) 633

Volker Kratzenberg, Arbeiter auf dem Weg zu Hitler? Die nationalsozialistische Betriebszellen-Organisation, Frankfurt/Bern/New York 1987 (Gunther Mai) 634

Hisashi Yano, Hüttenarbeiter im Dritten Reich. Die Betriebsverhältnisse und soziale Lage bei der Gutehoffnungshütte Aktienverein und der Fried. Krupp AG 1936 bis 1939, Stuttgart 1986 (Irmgard Steinisch) 635

Helen Graham/Paul Preston, The Popular Front in Europe, Basingstoke/London 1987 (Reiner Tosstorff) 637

Manuel Caballero, Latin America and the Comintern 1919–1943, Cambridge u. a. 1986 (Reiner Tosstorff) 639

Irmgard Steinisch, Arbeitszeitverkürzung und sozialer Wandel. Der Kampf um die Achtstundenschicht in der deutschen und amerikanischen Eisen- und Stahlindustrie 1880–1929, Berlin/New York 1986 (Michael Schneider) 642

Peter W. Schulze, Gewerkschaftskampf von unten. Amerikanische Automobilarbeiter im New Deal, Frankfurt/New York 1987 (Michael Schneider) 644

Michael Kittner (Hrsg.), Gewerkschaftsjahrbuch 1984–88, Daten – Fakten – Analysen, Köln 1984–1988 (Michael Schneider) 645

Christoph Stamm, Regionale Fest- und Gedenkschriften der deutschen Arbeiterbewegung. Annotierte Bibliographie, Bonn 1987 (Hans-Josef Steinberg) 646

Arbeiterkultur. Forschungs- und Literaturdokumentation 1983–1985, bearb. von Michael Kluck und Rüdiger Zimmermann, Bonn 1986 (Dieter Langewiesche) 647

Allgemeine Veröffentlichungen zur Sozialgeschichte 648

Silvia Backs, Dialektisches Denken in Rankes Geschichtsschreibung bis 1854, Köln/Wien 1985 (Michael Reinhard) 648

Robert Michels, Masse, Führer, Intellektuelle. Politisch-soziologische Aufsätze 1906–1933, Frankfurt/New York 1987 (Richard Albrecht) 649

Jürgen Kocka (Hrsg.), Max Weber, der Historiker, Göttingen 1986 (Fritz Ringer) 650

Harvey J. Kaye, The British Marxist Historians. An Introductory Analysis, Cambridge/Oxford 1984 (Friedrich Lenger) 653

R. S. Neale, Writing Marxist History. British Society, Economy & Culture since 1700, Oxford 1985 (Friedrich Lenger) 655

Werner Wilhelm Engelhardt, Allgemeine Ideengeschichte des Genossenschaftswesens, Darmstadt 1985 (Karl Ditt) 656

Frieden in Geschichte und Gegenwart, hrsg. vom Historischen Seminar der Universität Düsseldorf, Düsseldorf 1985 (Wolfram Wette) 657

Handbuch der Geschichte Rußlands, hrsg. von Manfred Hellmann, Gottfried Schramm und Klaus Zernack, Stuttgart 1981 ff. (Stefan Troebst) 660

Manfred Hildermeier, Bürgertum und Stadt in Rußland 1760–1870. Rechtliche Lage und soziale Struktur, Köln/Wien 1986 (Heiko Haumann) 663

Peter Borscheid, Geschichte des Alters. [Bd. I:] 16.–18. Jahrhundert, Münster 1987 (Christoph Conrad) 665

Edward Shorter, Der weibliche Körper als Schicksal. Zur Sozialgeschichte der Frau, München/Zürich 1984 (Reinhard Spree) 668

Barbara Duden, Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730, Stuttgart 1987 (Franz-Josef Brüggemeier) 672

Georges Vigarello, Wasser und Seife, Puder und Parfüm. Geschichte der Körperhygiene seit dem Mittelalter, Frankfurt/New York 1988 (Marco Montani Adams) 675

Hans Peter Duerr, Nacktheit und Scham, Frankfurt 1988 (Marco Montani Adams) 675

Hermann Korte, Über Norbert Elias. Das Werden eines Menschenwissenschaftlers, Frankfurt 1988 (Marco Montani Adams) 675

Ulrich Raulff (Hrsg.), Mentalitäten-Geschichte. Zur historischen Rekonstruktion geistiger Prozesse, Berlin 1987 (Wolfgang Kaschuba) 678

Wolfgang Schieder (Hrsg.), Volksreligiosität in der modernen Sozialgeschichte, Göttingen 1986 (Wolfgang Kaschuba) 682

Dieter P. J. Wynands, Geschichte der Wallfahrten im Bistum Aachen, Aachen 1986 (Christof Dipper) 686

Gerhardt Petrat, Schulerziehung. Ihre Sozialgeschichte in Deutschland bis 1945, München 1987 (Hans-Jürgen Apel) 686

Kriminalgeschichten aus dem 18. Jahrhundert, hrsg. von Holger Dainat, Bielefeld 1987 (Katrin Lange) 688

Heidelberg im säkularen Umbruch. Traditionsbewußtsein und Kulturpolitik um 1800, hrsg. von Friedrich Strack, Stuttgart 1987 (Winfried Speitkamp) 690

Von Stein zu Hardenberg. Dokumente aus dem Interimsministerium Altenstein/Dohna, hrsg. von Heinrich Scheel und Doris Schmidt, bearb. von Doris Schmidt, Berlin [DDR] 1986 (Barbara Vogel) 692

Wolfram Siemann, »Deutschlands Ruhe, Sicherheit und Ordnung«. Die Anfänge der politischen Polizei 1806–1866, Tübingen 1985 (Otto Dann) 696

Peter Flora, State, Economy and Society in Western Europe 1815–1975. A Data Handbook, Vol. I: The Growth of Mass Democracies and Welfare States; Peter Flora/Franz Kraus/Winfried Henning, State, Economy and Society in Western Europe, 1815–1975. A Data Handbook, Vol. II: The Growth of Industrial Societies and Capitalist Economies, Frankfurt/London/Chicago 1983 bzw. 1987 (Hartmut Kaelble) 698

Hartmut Kaelble, Auf dem Weg zu einer europäischen Gesellschaft. Eine Sozialgeschichte Westeuropas 1880–1980, München 1987 (Sidney Pollard) 701

Klaus J. Bade (Hrsg.), Population, Labour and Migration in 19th- and 20th-Century Germany, Leamington Spa/Hamburg/New York 1987 (Dirk Hoerder) 702

Hubert Kiesewetter, Industrialisierung und Landwirtschaft. Sachsens Stellung im regionalen Industrialisierungsprozeß Deutschlands im 19. Jahrhundert, Köln/Wien 1988 (Rudolf Forberger) 704

Rainer Fremdling, Technologischer Wandel und internationaler Handel im 18. und 19. Jahrhundert. Die Eisenindustrien in Großbritannien, Belgien, Frankreich und Deutschland, Berlin 1986 (Sidney Pollard) 707

Mary B. Rose, The Gregs of Quarry Bank Mill. The rise and decline of a family firm, 1750–1914, Cambridge 1986 (W. O. Henderson) 709

Volker Hunecke, Die Findelkinder von Mailand. Kindsaussetzung und aussetzende Eltern vom 17. bis zum 19. Jahrhundert, Stuttgart 1987 (Peter Blum) 710

Peter Blum, Staatliche Armenfürsorge im Herzogtum Nassau 1806–1866, Wiesbaden 1987 (Florian Tennstedt) 711

Christoph Sachße/Florian Tennstedt, Geschichte der Armenfürsorge in Deutschland, Bd. 2: Fürsorge und Wohlfahrtspflege 1871–1929, Stuttgart u. a. 1988 (David F. Crew) 713

Soziale Bewegungen. Jahrbuch 3: Armut und Ausgrenzung, hrsg. von Heinz-Gerhard Haupt u. a., Frankfurt/New York 1987 (David F. Crew) 713

III. Internationales handwerksgeschichtliches Symposium. Veszprém 18.–24. 10. 1986, Red.: Péter Nagybákay und Gábor Németh, 2 Bde., Veszprém 1987 (Karl Heinrich Kaufhold) . . 714

Thomas Meier, Handwerk, Hauswerk, Heimarbeit. Nicht-agrarische Tätigkeiten und Erwerbsformen in einem traditionellen Ackerbaugebiet des 18. Jahrhunderts (Zürcher Unterland), Zürich 1986 (Peter Kriedte) 715

Reto Jäger u. a., Baumwollgarn als Schicksalsfaden. Wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklungen in einem ländlichen Industriegebiet (Zürcher Oberland) 1750 bis 1920, Zürich 1986 (Peter Kriedte) 717

Günter Bayerl, Die Papiermühle. Vorindustrielle Papiermacherei auf dem Gebiet des Alten Deutschen Reiches, Frankfurt 1987 (Karl Heinrich Kaufhold) 718

Gerhard Deter, Handwerksgerichtsbarkeit zwischen Absolutismus und Liberalismus. Zur Geschichte der genossenschaftlichen Jurisdiktion in Westfalen im 18. und 19. Jahrhundert, Berlin/München 1987 (Reinhold Reith) 719

Arno Herzig/Rainer Sachs, Der Breslauer Gesellenaufstand von 1793. Die Aufzeichnungen des Schneidermeisters Johann Gottlieb Klose, Göttingen 1987 (Reinhold Reith) 721

Otto Kettemann, Handwerk in Schleswig-Holstein. Geschichte und Dokumentation im Schleswig-Holsteinischen Landesmuseum, Neumünster 1987 (Klaus J. Lorenzen-Schmidt) 722

Werner Conze/Jürgen Kocka (Hrsg.), Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert, Teil I: Bildungssystem und Professionalisierung in internationalen Vergleichen, Stuttgart 1985 (Michael Klöcker) 723

Jürgen Kocka (Hrsg.), Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert, Göttingen 1987 (Utz Haltern) 724

Marie-Lise Weber, Ludwig Bamberger. Ideologie statt Realpolitik, Stuttgart 1987 (Christiane Eisenberg) 728

Shlomo Na'aman, Der Deutsche Nationalverein. Die politische Konstituierung des deutschen Bürgertums 1859–1867, Düsseldorf 1987 (Dieter Langewiesche) 730

Hans-Georg Aschoff, Welfische Bewegung und politischer Katholizismus 1866–1918, Düsseldorf 1987 (Doris von der Brelie-Lewien) 732

Wolfgang R. Krabbe, Kommunalpolitik und Industrialisierung. Die Entfaltung der städtischen Leistungsverwaltung im 19. und frühen 20. Jahrhundert: Fallstudien zu Dortmund und Münster, Stuttgart u. a. 1985 (Jürgen Reulecke) 734

Hans Jürgen Teuteberg (Hrsg.), Durchbruch zum modernen Massenkonsum. Lebensmittelmärkte und Lebensmittelqualität im Städtewachstum des Industriezeitalters, Münster 1987 (Ute Daniel) 735

Barbara Hahn, Der geförderte Wohnungsbau in Mannheim 1850–1985, Mannheim 1986 (Adelheid von Saldern) 738

Harald Bodenschatz, Platz für das Neue Berlin! Geschichte der Stadterneuerung in der »größten Mietskasernenstadt der Welt« seit 1871, Berlin 1987 (Adelheid von Saldern) 739

Werner Sengenberger, Struktur und Funktionsweise von Arbeitsmärkten. Die Bundesrepublik Deutschland im internationalen Vergleich, Frankfurt/New York 1987 (Eberhard K. Seifert) 740

Toni Pierenkemper, Arbeitsmarkt und Angestellte im Deutschen Kaiserreich 1880–1913, Stuttgart 1987 (Eberhard K. Seifert) 740

Hans-Jörg von Berlepsch, »Neuer Kurs im Kaiserreich«? Die Arbeiterpolitik des Freiherrn von Berlepsch 1890 bis 1896, Bonn 1987 (Lothar Machtan) 744

Martin Doerry, Übergangsmenschen. Die Mentalität der Wilhelminer und die Krise des Kaiserreichs, Weinheim/München 1986 (Ulrich Linse) 746

Stig Förster, Der doppelte Militarismus. Die deutsche Heeresrüstungspolitik zwischen Status-quo-Sicherung und Aggression 1890–1913, Stuttgart 1985 (Wilfried v. Bredow) 748

James Joll, Die Ursprünge des Ersten Weltkriegs, München 1988 (Fritz Fischer) 750

Bernard Waites, A Class Society at War. England, 1914–1918, Leamington Spa/Hamburg/New York 1987 (Stefan Berger) 752

Wolfram Fischer (ed.), Handbuch der Europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Vol. VI: Vom Ersten Weltkrieg bis zur Gegenwart, Stuttgart 1987 (W. O. Henderson) 755

Wilfried Loth, Geschichte Frankreichs im 20. Jahrhundert, Stuttgart u. a. 1987 (Klaus R. Wenger) 756

Karl Dietrich Bracher/Manfred Funke/Hans-Adolf Jacobsen (Hrsg.), Die Weimarer Republik 1918–1933. Politik, Wirtschaft, Gesellschaft, Düsseldorf 1987 (Walter Euchner) 758

Akten der Reichskanzlei. Weimarer Republik, Das Kabinett von Schleicher, bearb. von Anton Golecki, Boppard 1986 (Heinrich August Winkler) 760

Thomas Schnabel, Württemberg zwischen Weimar und Bonn 1928 bis 1945/46, Stuttgart u. a. 1986 (Klaus Schönhoven) 762

Gerhard Paul, Die NSDAP des Saargebietes 1920–1935, Saarbrücken 1987 (Franz Müller) . . . 765

Die »Kristallnacht« im Rheinland. Dokumente zum Judenpogrom im November 1938, eingel. und bearb. von Anselm Faust, Düsseldorf 1987 (Peter Blum) 767

Rita Thalman/Emmanuel Feinermann, Die Kristallnacht, Frankfurt 1987 (Peter Blum) 768

Michael Bose u. a., ». . . ein neues Hamburg entsteht . . .«. Planen und Bauen von 1933–1945, Hamburg 1986 (Adelheid von Saldern) 769

Heinrich Becker/Hans-Joachim Dahms/Cornelia Wegeler (Hrsg.), Die Universität Göttingen unter dem Nationalsozialismus, München u. a. 1987 (Claus-Dieter Krohn) 770

Engelbrecht Boese, Das Öffentliche Bibliothekswesen im Dritten Reich, Bad Honnef 1987 (Hermann Rösch-Sondermann) 772

Werwolf und Biene Maja. Der deutsche Bücherschrank zwischen den Kriegen, hrsg. von Marianne Weil, Berlin 1986 (Friedhelm Lövenich) 774

Hannsjoachim W. Koch, Volksgerichtshof. Politische Justiz im 3. Reich, München 1988 (Franz Müller) 777

Diemut Majer, Grundlagen des nationalsozialistischen Rechtssystems. Führerprinzip, Sonderrecht, Einheitspartei, Stuttgart u. a. 1987 (Franz Müller) 780

Hans Hattenhauer, Rechtswissenschaft im NS-Staat. Der Fall Eugen Wohlhaupter, Heidelberg 1987 (Franz Müller) 780

Manfred Messerschmidt, Militärgeschichtliche Aspekte der Entwicklung des deutschen Nationalstaates, Düsseldorf 1988 (Martin Kutz) 784

Manfred Messerschmidt/Fritz Wüllner, Die Wehrmachtsjustiz im Dienste des Nationalsozialismus, Baden-Baden 1987 (Martin Kutz) 784

Klaus-Jürgen Müller, Armee und Drittes Reich 1933–1939, Paderborn 1987 (Wilfried v. Bredow) 786

Dossier: Kreisauer Kreis. Dokumente aus dem Widerstand gegen den Nationalsozialismus – Aus dem Nachlaß von Lothar König S.J., hrsg. und komm. von Roman Bleistein, Frankfurt 1987 (Wilfried v. Bredow) 790

Droste Geschichtskalendarium, Chronik deutscher Zeitgeschichte. Politik, Wirtschaft, Kultur, Bd. 3/I und II: Manfred Overesch, Das besetzte Deutschland 1945–1947 und 1948–1949, Düsseldorf 1986 (Michael Schneider) 791

Heinz-Georg Marten, Der niedersächsische Ministersturz. Protest und Widerstand der Georg-August-Universität Göttingen gegen den Kultusminister Schlüter im Jahre 1955, Göttingen 1987 (Wolfgang Renzsch) 792

Geschichtswerkstatt Hannover (Hrsg.), Alltag zwischen Hindenburg und Haarmann. Ein anderer Stadtführer durch das Hannover der 20er Jahre, Hamburg 1987 (Wolfgang Jüttner) . . . 793

Martin Jänicke, Staatsversagen. Die Ohnmacht der Politik in der Industriegesellschaft, München 1986 (Wolfgang Luthardt) 794

Ulrich v. Alemann/Heribert Schatz (Hrsg.), Mensch und Technik. Grundlagen und Perspektiven einer sozialverträglichen Technikgestaltung, Opladen 1986 (Wolfgang Luthardt) 796

Hans-Paul Bahrdt, Die Gesellschaft und ihre Soldaten. Zur Soziologie des Militärs, München 1987 (Wilfried v. Bredow) 799

Storia contemporanea oggi. Per una discussione, hrsg. von Tommaso Detti, Nicola Gallerano, Tim Mason, Genova 1987 (Jens Petersen) 801

Mehrsprachiges demographisches Wörterbuch. Deutschsprachige Fassung, hrsg. vom Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, Boppard 1987 (Peter Burg) 802

Rezensierte Bücher in alphabetischer Reihenfolge

Akten der Reichskanzlei. Weimarer Republik. Das Kabinett von Schleicher 760 – K. Aland (Hrsg.), Glanz und Niedergang der deutschen Universität 477 – R. Albrecht, Der militante Sozialdemokrat 611 – Th. Albrich u. a. (Hrsg.), Tirol und der Anschluß 371 – U. von Alemann/H. Schatz (Hrsg.), Mensch und Technik 796 – P. Alter, Wissenschaft, Staat, Mäzene 446 – A. Andersen, »Lieber im Feuer der Revolution sterben . . .« 626 – »Anschluß 1938« 371 – H.-G. Aschoff, Welfische Bewegung und politischer Katholizismus 732 – M. Asmuth, Die Studentenschaft der Handelshochschule Köln 453 – P. Assion (Hrsg.), Transformationen der Arbeiterkultur 598 – Aufklärung, Jg. II, H. 1 415 – A. J. Ayer, Voltaire 421
S. Backs, Dialektisches Denken in Rankes Geschichtsschreibung bis 1854 648 – K. J. Bade (Hrsg.), Population, Labour and Migration in 19th- and 20th-Century Germany 702 – W. Bahner (Hrsg.), Sprache und Kulturentwicklung im Blickfeld der deutschen Spätaufklärung 425 – H.-P. Bahrdt, Die Gesellschaft und ihre Soldaten 799 – K. M. Barfuß, »Gastarbeiter« in Nordwestdeutschland 1884–1918 573 – S. Bassler (Hrsg.), Mit uns für die Freiheit 590 – G. Bayerl, Die Papiermühle 718 – H. Becker u. a. (Hrsg.), Die Universität Göttingen unter dem Nationalsozialismus 770 – S. Beer, Der »unmoralische« Anschluß 371 – W. Benz/H. Graml (Hrsg.), Biographisches Lexikon zur Weimarer Republik 488 – H.-J. von Berlepsch, »Neuer Kurs« im Kaiserreich? 744 – P. Berner u. a. (Hrsg.), Wien um 1900 345 – W. v. Beyme, Carl Friedrich von Beyme 488 – G. Birtsch (Hrsg.), Der Idealtyp des aufgeklärten Herrschers 415 – G. Bischof/J. Leidenfrost (Hrsg.), Die bevormundete Nation 372 – R. Bleistein (Hrsg.), Dossier: Kreisauer Kreis 790 – P. Blum, Staatliche Armenfürsorge im Herzogtum Nassau 1806–66 711 – H. Bodenschatz, Platz für das Neue Berlin! 739 – H.-E. Bödeker/U. Herrmann (Hrsg.), Aufklärung als Politisierung – Politisierung der Aufklärung 417 – E. Boese, Das Öffentliche Bibliothekswesen im Dritten Reich 772 – H. Boockmann/H. Wellenreuther (Hrsg.), Geschichtswissenschaft in Göttingen 482 – P. Borscheid, Geschichte des Alters 665 – M. Bose u. a., ». . . ein neues Hamburg entsteht . . .« 769 – G. Botz, Krisenzonen einer Demokratie 362 – B. W. Bouvier, Französische Revolution und deutsche Arbeiterbewegung 579 – K. D. Bracher u. a. (Hrsg.), Die Weimarer Republik 758 – K. Breitenborn, Im Dienste Bismarcks 488 – K. M. Brousek, Die Großindustrie Böhmens 1848–1918 359 – E. Bruckmüller, Sozialgeschichte Österreichs 350 – M. Buhr/W. Förster (Hrsg.), Aufklärung – Geschichte – Revolution 426 – L. Buzas, Bibliographie zur Geschichte der Universität Ingolstadt–Landshut–München 452 – L. Buzas (Bearb.), Die Matrikel der Ludwig-Maximilians-Universität Ingolstadt–Landshut–München I/4 452
M. Caballero, Latin America and the Comintern 1919–43 639 – P. Classen/E. Wolgast, Kleine Geschichte der Universität Heidelberg 453 – H. Conrad/B. Haunfelder (Bearb.), Preußische Parlamentarier 1859–67 488 – W. Conze/J. Kocka (Hrsg.), Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert I 723
H. Dainat, Kriminalgeschichten aus dem 18. Jahrhundert 688 – R. Daniels, Mikrokosmos 583 – G. Deter, Handwerksgerichtsbarkeit zwischen Absolutismus und Liberalismus 719 – K. Dethloff (Hrsg.), Theodor Herzl 345 – T. Detti u. a. (Hrsg.), Storia contemporanea oggi 801 – E. Dettmering/R. Grenz (Hrsg.), Marburger Geschichte 453 – M. Doerry, Übergangsmenschen 746 – H. Dollinger, Die Universität Münster 1780 bis 1980 453 – III. Internationales handwerksgeschichtliches Symposium 714 – Droste Geschichtskalendarium III 791 – D. Drüll, Heidelberger Gelehrtenlexikon 453 – B. Duden, Geschichte unter der Haut 672 – H. P. Duerr, Nacktheit und Scham 675 – Louis Dupeux, »Nationalbolschewismus« in Deutschland 1919–33 627
I. Eberl/H. Marcon, 150 Jahre Promotion an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Tübingen 452 – Chr. Eisenberg, Deutsche und englische Gewerkschaften 593 – H. Elsner (Hrsg.), Roland Daniels, Mikrokosmos 583 – U. Engelhardt, »Bildungsbürger-

tum« 446 – U. Engelhardt (Hrsg.), Handwerker in der Industrialisierung 514 – W. W. Engelhardt, Allgemeine Ideengeschichte des Genossenschaftswesens 656
A. Faust (Bearb.), Die »Kristallnacht« im Rheinland 767 – W. Fischer (Hrsg.), Handbuch der Europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte VI 755 – Chr. Fleck, Koralmpartisanen 372 – P. Flora (u. a.), State, Economy and Society in Western Europe 1815–1975 698 – St. Förster, Der doppelte Militarismus 748 – H.-J. Franzen, Auf der Suche nach politischen Handlungsspielräumen 592 – R. Fremdling, Technologischer Wandel und internationaler Handel im 18. und 19. Jahrhundert 707 – H. Frey/E. Glätti, schaufeln, sprengen, karren 567 – H. Freyer, Preußentum und Aufklärung 413 – Frieden in Geschichte und Gegenwart 657 – G. Friedrich, Fontanes preußische Welt 488
A. Gaisbauer, Davidstern und Doppeladler 345 – S. Gehrmann, Fußball – Vereine – Politik 605 – Geschichtswerkstatt Hannover (Hrsg.), Alltag zwischen Hindenburg und Haarmann 793 – A. Gestrich u. a. (Hrsg.), Biographie – sozialgeschichtlich 488 – Die Gewerkschaft, Jg. 1897–99 596 – Gewerkschaftsjahrbuch 1984–88 645 – I. Gilcher-Holtey, Das Mandat des Intellektuellen 589 – D. Goldbeck (Bearb.), Veröffentlichungen der Roten Gewerkschaftsinternationale in Deutschland 1920–33 633 – A. Golecki (Bearb.), Das Kabinett von Schleicher 760 – I. Gorges, Sozialforschung in Deutschland 1872–1914 477 – H. Gotschlich, Zwischen Kampf und Kapitulation 621 – H. Graham/P. Preston, The Popular Front in Europe 637
B. Hahn, Der geförderte Wohnungsbau in Mannheim 1850–95 738 – N. Hammerstein (Hrsg.), Deutsche Geschichtswissenschaft um 1900 462 – Handbuch der Europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte VI 755 – Handbuch der Geschichte Rußlands 660 – E. Hanisch/U. Fleischer, Im Schatten berühmter Zeiten 345 – N. Hansen, Fabrikkinder 576 – H. Hattenhauer, Rechtswissenschaft im NS-Staat 780 – B. Haunfelder/K. E. Pollmann (Bearb.), Reichstag des Norddeutschen Bundes 1867–70 488 – H.-G. Haupt u. a. (Hrsg.), Soziale Bewegungen. Jahrbuch III 713 – H. Hautmann, Die Geschichte der Rätebewegung in Österreich 1918–24 362 – M. Heilmann, Adolf Wagner 477 – B. Heimbüchel/K. Pabst, Kölner Universitätsgeschichte II 453 – M. Hellmann u. a. (Hrsg.), Handbuch der Geschichte Rußlands 660 – F. Herre, Kaiser Friedrich III. 488 – H.-G. Herrlitz/H. Kern (Hrsg.), Anfänge Göttinger Sozialwissenschaft 482 – A. Herzig/R. Sachs, Der Breslauer Gesellenaufstand von 1793 721 – M. Hildermeier, Bürgertum und Stadt in Rußland 1760–1870 663 – D. Hoerder (Hrsg.), »Struggle a Hard Battle« 572 – W. I. Holzer, Politischer Widerstand gegen die Staatsgewalt 350 – G. Hübinger, Georg Gottfried Gervinus 462 – V. Hunecke, Die Findelkinder von Mailand 710 – H. Hurwitz, Demokratie und Antikommunismus in Berlin nach 1945 554
E. Illner, Bürgerliche Organisierung in Elberfeld 1775–1850 419
E. Jacoby, Lexikon Linker Leitfiguren 488 – R. Jäger u. a., Baumwollgarn als Schicksalsfaden 717 – M. Jänicke, Staatsversagen 794 – J. Joll, Die Ursprünge des Ersten Weltkriegs 750 – W. Jung, August Bebel 585
H. Kaelble, Auf dem Weg zu einer europäischen Gesellschaft 701 – St. Karner, Die Steiermark im Dritten Reich 371 – K. Kaser/K. Stocker, Bäuerliches Leben in der Oststeiermark seit 1848 I 350 – A. Kaufmann, Gustav Radbruch 615 – H. J. Kaye, The British Marxist Historians 653 – O. Kettemann, Handwerk in Schleswig-Holstein 722 – H. Kiesewetter, Industrialisierung und Landwirtschaft 704 – M. Kittner (Hrsg.), Gewerkschaftsjahrbuch 1984–88 645 – G. Kluchert, Geschichtsschreibung und Revolution 581 – M. Kluck/R. Zimmermann (Bearb.), Arbeiterkultur 647 – R. Knight (Hrsg.), »Ich bin dafür, die Sache in die Länge zu ziehen« 371 – Koalitionsregierungen in Österreich 362 – H. W. Koch, Volksgerichtshof 777 – S. Koch-Baumgarten, Aufstand der Avantgarde 623 – J. Kocka (Hrsg.), Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert 724 – J. Kocka (Hrsg.), Max Weber, der Historiker 650 – Kölner Universitätsgeschichte II/III 453 – G. Könke, Organisierter Kapitalismus, Sozialdemokratie und Staat 608 – H. Konrad (Hrsg.), Imperialismus und Arbeiterbewegung

in Deutschland und Österreich 350 – Th. Kornbichler, Deutsche Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert 462 – H. Korte, Über Norbert Elias 675 – W. R. Krabbe, Kommunalpolitik und Industrialisierung 734 – V. Kratzenberg, Arbeiter auf dem Weg zu Hitler? 634
G. Lavau u. a. (Hrsg.), L'univers politique des classes moyennes 512 – S. Lemke-Müller, Ethischer Sozialismus und soziale Demokratie 617 – P. Lempert, »Das Saarland den Saarländern!« 542 – F. Lenger, Sozialgeschichte der deutschen Handwerker seit 1800 517 – F. Lenger, Zwischen Kleinbürgertum und Proletariat 516 – N. Leser (Hrsg.), Theodor Herzl und das Wien des Fin de siècle 345 – G. Lettner, Das Rückzugsgefecht der Aufklärung in Wien 432 – D. Levine (Hrsg.), Proletarianization and Family History 562 – R. L. Lewis, Black Coal Miners in America 523 – N. Lichtenstein, Labor's War at Home 525 – G. Liesenfeld, Viechtauer Ware 350 – U. Liszkowski, Osteuropaforschung und Politik 462 – F. Loos (Hrsg.), Rechtswissenschaft in Göttingen 482 – W. Loth, Geschichte Frankreichs im 20. Jahrhundert 756 – P. Lundgreen (Hrsg.), Wissenschaft im Dritten Reich 477
W. Maderthaner (Hrsg.), Arbeiterbewegung in Österreich und Ungarn bis 1914 350 – D. Majer, Grundlagen des nationalsozialistischen Rechtssystems 780 – K.-M. Mallmann u. a. (Hrsg.), Richtig daheim waren wir nie 542 – H.-G. Marten, Der niedersächsische Ministersturz 792 – W. Maser, Friedrich Ebert 536 – F. Mathis, Big Business in Österreich 359 – M. Maurer, Aufklärung und Anglophilie in Deutschland 420 – Ch. E. McClelland, State, Society and University in Germany, 1700–1714 446 – Mehrsprachiges demographisches Wörterbuch 802 – Th. Meier, Handwerk, Hauswerk, Heimarbeit 715 – S. Meissl u. a. (Hrsg.), Verdrängte Schuld, verfehlte Sühne 372 – M. Mesch, Arbeiterexistenz in der Spätgründerzeit 350 – M. Messerschmidt, Militärgeschichtliche Aspekte der Entwicklung des deutschen Nationalstaates 784 – M. Messerschmidt/F. Wüllner, Die Wehrmachtsjustiz im Dienste des Nationalsozialismus 784 – E. Meuthen, Kölner Universitätsgeschichte III 453 – R. Michels, Masse, Führer, Intellektuelle 649 – M. Mitterauer (Hrsg.), »Gelobt sei, der dem Schwachen Kraft verleiht« 345 – B. Moeller (Hrsg.), Stationen der Göttinger Universitätsgeschichte 453 – B. Moeller (Hrsg.), Theologie in Göttingen 482 – H. Moeller, Vernunft und Kritik 428 – G. Th. Mollin, Montankonzerne und »Drittes Reich« 548 – W. J. Mommsen (Hrsg.), Leopold von Ranke und die moderne Geschichtswissenschaft 461 – D. Montgomery, The Fall of the House of Labor 520 – D. H. Müller, Gewerkschaftliche Versammlungsdemokratie und Arbeiterdelegierte vor 1918 595 – K. J. Müller, Armee und Drittes Reich 1933–39 786 – B. Mütter, Die Geschichtswissenschaft in Münster zwischen Aufklärung und Historismus 461 – H. Mundhenke (Bearb.), Die Matrikel der Höheren Gewerbeschule, der Polytechnischen Schule und der Technischen Hochschule zu Hannover I 453 – H. Mussinghoff, Theologische Fakultäten im Spannungsfeld von Staat und Kirche 453
S. Na'aman, Der Deutsche Nationalverein 730 – W. Nachbagauer (Bearb.), Agnes Pohanka. »Ich nehm' die Blüten und die Stengel . . .« 351 – R. S. Neale, Writing Marxist History 655 – J. A. Nichols, The Year of the Three Kaisers 488 – U. Nyassi (Bearb.), Der Nachlaß Wilhelm Sollmann 619
G. Oberkofler, Die Tiroler Arbeiterbewegung 350 – Österreich im Europa der Aufklärung 341 – Österreich November 1918 362 – M. Overesch, Das besetzte Deutschland 1945–49 791 – R. Owerdieck, Parteien und Verfassungsfrage in Österreich 362
E. Panzenböck, Ein deutscher Traum 350 – M. Patera, Genossenschaftsentwicklung im österreichischen Wohnungsbau 359 – G. Paul, Max Braun 542 – G. Paul, Die NSDAP des Saargebietes 1920–35 542, 765 – G. Paul/R. Schock, Saargeschichte im Plakat 1818–57 542 – A. Pelinka/E. Weinzierl (Hrsg.), Das große Tabu 372 – W. E. Pelz, The Spartakusbund and the German Working Class Movement 1914–1919 623 – G. Petrat, Schulerziehung 686 – G. Pfeisinger, Die Revolution von 1848 in Graz 350 – G. Phillips/N. Whiteside, Casual Labour 565 – T. Pierenkemper, Arbeitsmarkt und Angestellte im Deutschen Kaiserreich 740 – G. Frhr. von Pölnitz/Laetitia Boehm (Hrsg.), Die Matrikel der Ludwig-Maximilians-Universität Ingolstadt–Landshut–München I/4 452 – A. Pohanka, »Ich nehm' die Blüten und die

Stengel . . .« 351 – H. Potthoff, Freie Gewerkschaften 1918–33 629 – H. Potthoff/H. Weber (Bearb.), Die SPD-Fraktion in der Nationalversammlung 1919–20 607
U. Raulff (Hrsg.), Mentalitäten-Geschichte 678 – H. Reinalter (Hrsg.), Joseph von Sonnenfels 432 – H. Reinalter (Hrsg.), Joseph II. und die Freimaurerei 341 – W. Ribhegge, Geschichte der Universität Münster 453 – Chr. Rieber, Das Sozialistengesetz und die Sozialdemokratie in Württemberg 1878–90 590 – F. K. Ringer, Education and Society in Modern Europe 446 – F. K. Ringer, Die Gelehrten 446 – J. C. G. Röhl, Kaiser, Hof und Staat 488 – M. B. Rose, The Gregs of Quarry Bank Mill 709
Chr. Sachße/F. Tennstedt, Geschichte der Armenfürsorge in Deutschland II 713 – H. Safrian/H. Witek, Und keiner war dabei 371 – G. Sauder (Hrsg.), Johann Gottfried Herder 423 – H. Schambeck (Hrsg.), Österreichs Parlamentarismus 362 – R. W. Schatz, The Electrical Workers 530 – H. Scheel/D. Schmidt (Hrsg.), Von Stein zu Hardenberg 692 – W. Schieder (Hrsg.), Volksreligiosität in der modernen Sozialgeschichte 682 – W. Schieder/V. Sellin (Hrsg.), Sozialgeschichte in Deutschland I–IV 385 – D. Schmidt (Bearb.), Von Stein zu Hardenberg 692 – Th. Schnabel, Württemberg zwischen Weimar und Bonn 762 – W. Schneiders (Hrsg.), Christian Wolff 421 – A. Schnöller/H. Stekl (Hrsg.), »Es war eine Welt der Geborgenheit . . .« 350 – P. Schöffer, Der Wahlrechtskampf der österreichischen Sozialdemokratie 1888/89–1897 362 – L. Schorn-Schütte, Karl Lamprecht 462 – K. Schreiner, Disziplinierte Wissenschaftsfreiheit 453 – P. W. Schulze, Gewerkschaftskampf von unten 644 – G. Seeber (Hrsg.), Gestalten der Bismarckzeit II 488 – W. Sengenberger, Struktur und Funktionsweise von Arbeitsmärkten 740 – E. Shorter, Der weibliche Körper als Schicksal 668 – W. Siemann, »Deutschlands Ruhe, Sicherheit und Ordnung« 696 – Soziale Bewegungen. Jahrbuch III 713 – W. Speiser, Die sozialistischen Studenten Wiens 1927–38 371 – K. R. Stadler (Hrsg.), Sozialistenprozesse 350 – Chr. Stamm, Regionale Fest- und Gedenkschriften der deutschen Arbeiterbewegung 646 – I. Steinisch, Arbeitszeitverkürzung und sozialer Wandel 642 – G. Stourzh/M. Grandner (Hrsg.), Historische Wurzeln der Sozialpartnerschaft 362 – F. Strack (Hrsg.), Heidelberg im säkularen Umbruch 690 – S. Stromquist, A Generation of Boomers 569 – M. Stürmer, Bismarck 488
E. Tálos u. a. (Hrsg.), NS-Herrschaft in Österreich 371 – H. J. Teichler/G. Hauk (Hrsg.), Illustrierte Geschichte des Arbeitersports 600 – H. J. Teuteberg (Hrsg.), Durchbruch zum modernen Massenkonsum 735 – R. Thalmann/E. Feinermann, Die Kristallnacht 768 – E. P. Thompson, Die Entstehung der englischen Arbeiterklasse 563 – W. Treue (Hrsg.), Drei deutsche Kaiser 488
E. Üner (Hrsg.), Hans Freyer. Preußentum und Aufklärung 413
M. Vasold, Rudolf Virchow 488 – R. Vierhaus, Deutschland im 18. Jahrhundert 430 – R. Vierhaus, Staaten und Stände 430 – R. Vierhaus (Hrsg.), Wissenschaften im Zeitalter der Aufklärung 424 – G. Vigarello, Wasser und Seife, Puder und Parfüm 675 – J. H. Voigt (Hrsg.), Festschrift zum 150jährigen Bestehen der Universität Stuttgart 453
B. Waites, A Class Society at War 752 – M.-L. Weber, Ludwig Bamberger 728 – W. Weber, Biographisches Lexikon zur Geschichtswissenschaft in Deutschland, Österreich und der Schweiz 461 – W. Weber, Priester der Klio 461 – H.-U. Wehler (Hrsg.), Deutsche Historiker VI–IX 461 – M. Weil (Hrsg.), Werwolf und Biene Maja 774 – L. Wickert, Theodor Mommsen IV 461 – D. Wierling, Mädchen für alles 577 – W. Wiltschegg, Die Heimwehr 371 – P.-Chr. Witt, Friedrich Ebert 536 – B. C. Witte, Der preußische Tacitus 461 – D. P. J. Wynands, Geschichte der Wallfahrten im Bistum Aachen 686
H. Yano, Hüttenarbeiter im Dritten Reich 635

Die Mitarbeiter dieses Bandes

Detlef Lehnert, geb. 1955 in Hamburg; Dipl.-Pol. 1978, Dr. phil. 1981, Habilitation 1988/89; 1981–87 Hochschulassistent für Historische Grundlagen der Politik an der FU Berlin, derzeit Privatdozent für Politische Wissenschaft und Neue Geschichte.
Buchveröffentlichungen u. a.: Reform und Revolution in den Strategiediskussionen der klassischen Sozialdemokratie, Bonn-Bad Godesberg 1977; (zus. mit C. Krause und K.-J. Scherer) Zwischen Revolution und Resignation. Alternativkultur, politische Grundströmungen und Hochschulaktivitäten in der Studentenschaft, Bonn 1980; Sozialdemokratie zwischen Protestbewegung und Regierungspartei 1848 bis 1983, Frankfurt am Main 1983; Sozialdemokratie und Novemberrevolution. Die Neuordnungsdebatte 1918/19 in der politischen Publizistik von SPD und USPD, Frankfurt am Main/New York 1983; Kommunalpolitik, Parteiensystem und Interessenkonflikte in Berlin und Wien 1919 bis 1932. Wohnungs-, Verkehrs- und Finanzpolitik im Spannungsfeld von städtischer Selbstverwaltung und Verbandseinflüssen, Habil.-Schrift FU Berlin 1987 (soll 1990 erscheinen); (Hrsg. zus. mit K. Megerle) Politische Identität und nationale Gedenktage. Zur politischen Kultur in der Weimarer Republik, Opladen 1989.

Michael Prinz, geb. 1952; Studium der Geschichte, Sozialwissenschaften und Romanistik in Münster und Bielefeld; Dr. phil. 1983; seit 1984 Hochschulassistent an der Fakultät für Geschichte und Philosophie der Universität Bielefeld; 1988 Gastdozentur für Deutsche Geschichte an der Universität von Sao Paulo/Brasilien.
Veröffentlichungen zur Geschichte des Bürgertums und der Sozialpolitik im 20. Jahrhundert, u. a.: (mit Klaus Novy) Wirtschaftliche Selbsthilfe in der Arbeiterbewegung von den Anfängen bis 1945, Berlin/Bonn 1985; Vom neuen Mittelstand zum Volksgenossen. Die Entwicklung des sozialen Status der Angestellten von der Weimarer Republik bis zum Ende der NS-Zeit, München 1986; Aufsätze zur Geschichte der Angestellten, der NS-Sozialpolitik, des Genossenschaftswesens.

Peter Lösche, geb. 1939; Dr. phil., Professor für Politikwissenschaft an der Universität Göttingen; Promotion und Habilitation an der Freien Universität Berlin; John F. Kennedy Memorial Fellow an der Harvard University, Cambridge, USA, 1969–1971; weitere Forschungsaufenthalte in den USA.
Veröffentlichungen u. a.: Der Bolschewismus im Urteil der deutschen Sozialdemokratie 1903–1920, Berlin 1967; Industriegewerkschaften im organisierten Kapitalismus. Der CIO in der Roosevelt-Ära, Opladen 1974; Politik in den USA, Opladen 1977; Anarchismus, Darmstadt 1977; Wovon leben die Parteien? Über das Geld in der Politik, Frankfurt 1984; (Hrsg. mit Christian Graf von Krockow) Parteien in der Krise, München 1986; (Hrsg. mit Michael Scholing und Franz Walter) Vor dem Vergessen bewahren, Berlin 1988; Amerika in Perspektive. Politik und Gesellschaft der Vereinigten Staaten, Darmstadt 1989.

Franz Walter, geb. 1956; Studium der Sozialwissenschaften und Geschichte in Berlin und Bielefeld; 1985 Promotion in Göttingen; 1985–1988 wiss. Mitarbeiter bei der Historischen Kommission zu Berlin; seit 1988 Akademischer Rat am Seminar für Politikwissenschaft der Universität Göttingen.
Veröffentlichungen: Jungsozialisten in der Weimarer Republik, Göttingen 1983; (mit Gerd Storm) Weimarer Linkssozialismus und Austromarxismus, Berlin 1984; Nationale Romantik und revolutionärer Mythos, Berlin 1986; (Hrsg. mit Peter Lösche und Michael Scholing), Vor dem Vergessen bewahren, Berlin 1988.

Jürgen Winkler, geb. 1955; Maschinenschlosser, Zweiter Bildungsweg, Abitur Dez. 1982, Studium der Politikwissenschaft an der Freien Universität Berlin 1983–1988, Dipl.-Politologe, Graduiertenstipendiat.

Friedrich Lenger, geb. 1957; Studium der Geschichte und Sozialwissenschaften in Düsseldorf, Ann Arbor, Michigan, USA und Bielefeld; M.A. 1979 (University of Michigan, Ann Arbor); Dr. phil. 1985 (Universität Düsseldorf); seit 1985 wiss. Angestellter bzw. wiss. Assistent an der Universität Tübingen. Veröffentlichungen: Zwischen Kleinbürgertum und Proletariat. Studien zur Sozialgeschichte der Düsseldorfer Handwerker 1816–1878, Göttingen 1986; Sozialgeschichte der deutschen Handwerker seit 1800, Frankfurt 1988; Aufsätze zur Geschichte des Handwerks, zur frühen Arbeiterbewegung sowie zu Urbanisierung und Migration. Zur Zeit Arbeit an einer um die Person Werner Sombarts zentrierten Studie zu Gelehrtenkultur, Sozialwissenschaft und Gelehrtenpolitik vom Wilhelminischen Kaiserreich bis zum »Dritten Reich«.

Hans Braun, geb. 1941; Studium der Sozialwissenschaften in Freiburg und Frankfurt, Promotion 1970, Habilitation 1975; 1976–1979 Direktor des Soziologischen Seminars der Universität Tübingen; seit 1980 o. Professor für Soziologie und Sozialpolitik an der Universität Trier; 1985–1988 Vizepräsident der Universität Trier; Mitglied des Vorstands des 1986 gegründeten Zentrums für Arbeit und Soziales an der Universität Trier; Arbeitsgebiete: Historische Sozialstrukturanalyse, Sozialpolitik, Wohlfahrtsforschung, Alterssoziologie.
Veröffentlichungen u. a.: Soziale Sicherung. System und Funktion, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz ^{2}1973; (mit A. Hahn) Wissenschaft von der Gesellschaft. Entwicklung und Probleme, Freiburg/München 1973; (mit A. Bellebaum) Reader Soziale Probleme I und II, Frankfurt/New York 1974; (mit U. Leitner) Problem Familie – Familienprobleme, Frankfurt/New York 1976; Soziales Handeln und soziale Sicherheit. Alltagstechniken und gesellschaftliche Strategien, Frankfurt/New York 1978; (mit S. Articus) Hilfeleistungen in Familie und Nachbarschaft als Ansatzpunkte kommunaler Sozialpolitik, Melle 1983; (mit S. Articus) Die häusliche Versorgung pflegebedürftiger alter Menschen. Eine empirische Untersuchung der Erscheinungsformen, Probleme und Unterstützungsmöglichkeiten, Melle 1984; (mit H. Martini und H. Minger) Kommunale Sozialpolitik in den 90er Jahren, Köln 1989.

Herbert Döring, Dr. phil.; Professor für Politikwissenschaft an der Universität Mannheim; 1977–1983 Dozent an der University of London.
Buchveröffentlichungen: Der Weimarer Kreis. Studien zum politischen Bewußtsein verfassungstreuer Hochschullehrer in der Weimarer Republik, Meisenheim/Glan 1975; (Hrsg. zusammen mit Gordon Smith) Party Government and Political Culture in Western Germany, London 1982; (Hrsg. zusammen mit Dieter Grosser) Großbritannien – ein Regierungssystem in der Belastungsprobe, Opladen 1987; Regierung, Gesellschaft und politische Kultur in Großbritannien (in Vorber.)

Helga Grebing, geb. 1930; 2. Bildungsweg, Studium der Geschichte, Philosophie, Staatsrecht; Promotion zum Dr. phil. 1952, Habilitation (rer. pol.) 1970, dazwischen Tätigkeiten im Verlagswesen und in der politischen Bildung; 1971 Professorin für Politikwissenschaft an der Universität Frankfurt am Main; 1972–1988 Professorin für Neuere Geschichte unter besonderer Berücksichtigung der Sozialgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts an der Universität Göttingen; seither Professorin für Vergleichende Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung und der sozialen Lage der Arbeiterschaft und Geschäftsführende Leiterin des Instituts zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung an der Ruhr-Universität Bochum.
Neuere Buchveröffentlichungen: (Hrsg. u. a.) Lehrstücke in Solidarität. Briefe und Biographien deutscher Sozialisten 1945–1949, Stuttgart 1983; (Hrsg.) Entscheidung für die SPD. Briefe und Aufzeichnungen linker Sozialisten 1944–1948, München 1984; Arbeiterbewegung und politische Moral, Göttingen 1985; Arbeiterbewegung. Sozialer Protest und kollektive Interessenvertretung bis 1914, München ^{2}1987; (mit H.-J. Franzen und D. v. d. Brelie-Lewien) Der »deutsche Sonderweg« in Europa 1806–1945. Eine Kritik, Stuttgart 1986.

Kenneth O. Morgan, Lecturer in University College of Swansea, 1958–66; Fellow in Modern History and Politics, The Queen's College, Oxford, 1966–89; Principal of the University College of Wales, Aberystwyth, from 1989. The most recent of his 18 books are: Labour in Power, 1945–1951, Oxford 1984; Labour People, Oxford 1987.

In memoriam Kurt Klotzbach

Für alle Kollegen und Mitarbeiter unfaßlich, ist Kurt Klotzbach am 25. August 1989 nach kurzer, schwerer Krankheit im Alter von erst 49 Jahren von uns geschieden. Wir, die wir lange Jahre mit ihm zusammenarbeiten durften, stehen noch unter dem unmittelbaren Eindruck dieses schweren Verlustes, dessen wahre Dimension wir wahrscheinlich erst nach einigem Abstand werden ermessen können.

1940 in Duisburg geboren, schien die Richtung seines Lebensweges zunächst nicht zur Geschichtswissenschaft und Politologie hin zu verlaufen. Schon früh entwickelte er eine ausgesprochene Leidenschaft für die schönen Künste. Die Literatur (und hier vor allem das Werk Thomas Manns) faszinierte ihn, und seine Begeisterung für die Musik, insbesondere für die Musikdramen Richard Wagners, führte ihn zu einer solchen Professionalität, daß er bereits in jungen Jahren, noch vor dem Abitur, in Düsseldorf als Opernkritiker tätig wurde. Zwar ließ er von seinem ursprünglichen Bestreben, Musikwissenschaftler zu werden, ab, doch die Leidenschaft für Musik und auch für Belletristik blieb zeit seines Lebens ungebrochen und gab ihm weiterhin auch unter härtesten Anspannungen die nötige Kraft und Fähigkeit zur Distanz vom beruflichen Alltag.

Diese Fähigkeit zur Konzentration und unter Umständen notwendigen Regenerierung seiner Kräfte hatte er natürlich ganz besonders der Stützung durch seine Frau und seine zwei Kinder zu verdanken, an denen er mit besorgter Liebe hing. Seine Familie in Hamm/Sieg war ihm allezeit wesentliches Refugium.

Er war kein Freund vieler, geschweige denn großer Worte, um so mehr ein Mann von Überzeugungen, und am einmal als richtig Erkannten hielt er unerschütterlich fest. Das machte diese willensstarke Persönlichkeit resistent gegen so manches Modische, nur dem Tag Verhaftete, das er oft mit knappen, den Kern treffenden Formulierungen von sich wies. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter waren immer wieder fasziniert von seiner ungemein raschen Auffassungsgabe und seiner erstaunlichen Kraft, selbst komplizierteste Zusammenhänge in schnellem Zugriff synthetisierend auf den Begriff zu bringen.

Nach dem Abitur hatte er – und das zeigt, zusammen mit seinen musischen Neigungen, die Breite seines Horizonts – in Bonn Politikwissenschaft, Mittlere und Neuere Geschichte, Verfassungs-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte sowie Philosophie studiert und bereits im Alter von 25 Jahren zum Dr. phil. promoviert. Zunächst hatte ihm eine Laufbahn im diplomatischen Dienst vorgeschwebt, doch noch während des Studiums entschied er sich für die Arbeit als Wissenschaftler.

Kurz nach der Promotion, 1966, trat er in das Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung in Bonn-Bad Godesberg ein, dem er seitdem seine immense Arbeitskraft zunächst als wissenschaftlicher Mitarbeiter, seit 1968 als Leiter der Abteilung Sozial- und Zeitgeschichte, 1969/70 zeitweilig zugleich auch als Leiter des »Archivs der sozialen Demokratie« widmete. Die der Erforschung der sozialen Emanzipationsbewegungen Deutschlands und Mitteleuropas seit der Französischen Revolution gewidmete historische Forschung in der Friedrich-Ebert-Stiftung ist ganz maßgeblich von seinen Anregungen, seiner begleitenden Kritik und seiner kollegial und behutsam lenkenden Hand geprägt. Seine profilierten Urteile über Staat und Gesellschaft hinderten ihn nicht, in seiner Umgebung ein breites Meinungsspektrum wachsen zu lassen, das er nie und in keiner Weise einzuschränken versuchte. Damit schuf er die unabdingbaren Voraussetzungen für fruchtbares wissenschaftliches Arbeiten.

Außer der Abteilungsleitung in der Friedrich-Ebert-Stiftung übernahm er in der Folgezeit noch weitere wichtige Positionen. 1974 wurde er nach dem Tode von Georg Eckert Leiter des von diesem gegründeten, nun von Braunschweig nach Bonn übergesiedelten Instituts für Sozialgeschichte, dessen Schwerpunkt die sozialgeschichtliche Erforschung des heutigen

niedersächsischen Raumes darstellt. Auch hier bestimmte er Richtung und Stil der Arbeit. Von seinen übrigen Funktionen sei hier nur sein Engagement im Vorstand der 1988 gegründeten Stiftung »Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte« in Heidelberg erwähnt, weil die Installierung dieser neuen Institution in ganz besonderem Maße seine Arbeitskraft wie auch seinen emotionalen Einsatz in seiner letzten aktiven Phase band.

Die Wahrnehmung aller dieser Funktionen war geprägt von seiner reichen Forschererfahrung vor allem im Gebiet der deutschen Ideen- und Politikgeschichte. Dabei befruchteten seine literarischen Neigungen die Art und Weise seines Zugriffs auf historische Erscheinungen und Entwicklungen. Geschichtsschreibung war für ihn immer mehr als das bloße Mitteilen geschichtlicher Fakten, sie bedeutete ihm, richtig verstanden, eher einen Prozeß schöpferischen Gestaltens.

Er selbst legte wesentliche Studien zu so weit auseinander liegenden Forschungsfeldern wie der Elite-, der Arbeiterbewegungs- und der Widerstandsforschung vor. Dabei war er immer in der Lage, politologischen Ansatz und historische Dimension in analytischer Schärfe, hochkomprimiert und in geschliffener Sprache miteinander zu verbinden. Sein wissenschaftliches Erstlingswerk, die Dissertation bei Karl Dietrich Bracher in Bonn zum Thema »Das Eliteproblem im politischen Liberalismus. Ein Beitrag zum Staats- und Gesellschaftsbild des 19. Jahrhunderts« (Köln/Opladen 1966), untersuchte in einer Verbindung historischer, soziologischer und philosophischer Fragestellungen wie in einem Brennpunkt die zentralen innenpolitischen Probleme Deutschlands im 19. Jahrhundert als Beitrag zur »allgemeinen Problematik von Bewährung und Funktionsfähigkeit der modernen Demokratie«.

Sein vielbeachtetes Buch »Gegen den Nationalsozialismus. Widerstand und Verfolgung in Dortmund 1930–1945. Eine historisch-politische Studie« (Hannover 1969) war eine Pionierarbeit nicht nur für die Geschichte der lokalen Arbeiterbewegung, sondern zugleich auch für die lokale Widerstandsforschung, die sich bemüht, alle Facetten des Verhaltens aller Bevölkerungsgruppen gegenüber dem Nationalsozialismus von der Anpassung bis hin zum individuellen und organisierten Widerstand unterschiedlicher politischer Couleur samt den differenzierten Aktionen und Reaktionen des NS-Regimes in den Blick zu nehmen.

Als Mitherausgeber einer Publikation »Programmatische Dokumente der deutschen Sozialdemokratie« (Berlin/Bonn 1973, 2. Aufl. 1984), die mit einer programmgeschichtlichen Einleitung über die Entwicklung vom Vormärz bis in die Gegenwart erschien, vermittelte er die für die heutige Programmdiskussion innerhalb der Sozialdemokratie unentbehrliche historische Dimension, auf die oft Bezug genommen wird. Desgleichen gab er eine Sammlung von Vorträgen zum Thema »Kämpfe – Krisen – Kompromisse. Kritische Beiträge zum 125jährigen Jubiläum der SPD« (Bonn 1989) mit heraus, in der Ursprünge, wichtige Entwicklungsstadien und Zäsuren, Leistungen, Probleme und Krisen der deutschen Sozialdemokratie markant herausgearbeitet werden.

Daß er sich auch für historische Kärrnerarbeit nicht zu schade war, dokumentiert seine unter großem Arbeitseinsatz geschaffene »Bibliographie zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung 1914–1945. Sozialdemokratie, Kommunistische Bewegung und linke Splittergruppen« (Bonn 1974), die, mit einer forschungsgeschichtlichen Einleitung versehen, mittlerweile in 3. Auflage erschienen ist.

Sein Hauptwerk »Der Weg zur Staatspartei. Programmatik, praktische Politik und Organisation der deutschen Sozialdemokratie 1945 bis 1965« (Berlin/Bonn 1982) wurde ein Standardwerk zur sozialdemokratischen Nachkriegsgeschichte, das in großem Zugriff auf die Politik der sozialdemokratischen Spitzengremien den langen Weg der SPD vom partei- und staatspolitischen Neubauanspruch in den Jahren nach dem Zusammenbruch über ihre »Opposition im Zeichen rigoroser Alternative« bis 1953 und die innerparteilichen Auseinandersetzungen um eine »Überwindung der traditionellen Theorie-Praxis-Spannung« bis zur Umformung in eine reformistische Volkspartei analysiert, die nicht mehr nur »die große Al-

ternative, sondern die ›bessere‹ Partei« zu sein beansprucht. Mit diesem Buch schuf er zugleich ein großes Werk der allgemeinen deutschen Nachkriegsgeschichte, das bleibenden Wert behalten wird.

Nach Abschluß dieses Buches widmete er sich vorwiegend Studien zum Wandel der politischen Kultur in der Bundesrepublik Deutschland von der zweiten Hälfte der sechziger bis Anfang der achtziger Jahre. Leider war es ihm nicht mehr möglich, diese Arbeit zu einem Abschluß zu bringen.

Neben seinen Tätigkeiten als Abteilungs- und Institutsleiter sowie als Forscher widmete er einen großen Teil seiner Arbeitskraft der Herausgabe zweier Schriftenreihen, in denen Publikationen zur Geschichte der deutschen und mitteleuropäischen Arbeiterbewegung sowie zu allgemeinen politik- und sozialgeschichtlichen Themen veröffentlicht werden. Unter seiner Ägide erschienen 7 Bände der »Veröffentlichungen des Instituts für Sozialgeschichte Braunschweig–Bonn« sowie über 60 Bände der »Reihe: Politik- und Gesellschaftsgeschichte« des Forschungsinstituts der Friedrich-Ebert-Stiftung. Zahlreichen Promovierten und Habilitierten machte er somit die Drucklegung ihrer Werke möglich.

Wie er es geschafft hat, die junge Forschung zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung innerhalb seines Bereichs aus dem politischen Ghetto herauszuführen und neue Forschungsfelder zu erschließen, hatte er auch maßgeblichen Anteil an der thematischen Öffnung des »Archivs für Sozialgeschichte«, dessen Redaktion er seit 1970 angehörte. Sozialgeschichte, bis dahin vorwiegend als Geschichte der Arbeiterbewegung interpretiert, wurde zunehmend in einem immer breiteren gesellschaftlichen Kontext gesehen. Dabei war er durchaus bereit, Methoden und Erkenntnisse der Sozialwissenschaften für die Geschichtsschreibung fruchtbar werden zu lassen, ohne die Historiographie allerdings zu einer Subdisziplin der Sozialwissenschaften machen zu wollen.

Als letztes Beispiel seiner analytischen und darstellerischen Kraft hat er uns ein Manuskript für einen (nicht gehaltenen) Vortrag über »SPD und Katholische Kirche nach 1945 – Belastungen, Mißverständnisse und Neuanfänge« hinterlassen, das wir auf den folgenden Seiten abdrucken.

Wie alle seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter werden wir seiner weiterhin in Dankbarkeit gedenken, und die Erinnerung an sein Engagement und seine Impulse wird unsere Redaktionsarbeit auch künftig befruchten. Da er diesen Band des »Archivs für Sozialgeschichte« noch entscheidend mit geplant hat, möchten wir ihn Kurt Klotzbach widmen.

Dieter Dowe
Hans Pelger

Kurt Klotzbach

SPD und Katholische Kirche nach 1945 – Belastungen, Mißverständnisse und Neuanfänge*

Die wechselvolle Geschichte des Verhältnisses zwischen Katholischer Kirche und demokratischem Sozialismus bzw. Sozialdemokratischer Partei nach dem Zweiten Weltkrieg ist für den Betrachter ohne Kenntnis der historischen Hintergründe, der weltanschaulichen und grundsatzpolitischen Konflikte, wie sie sich seit der zweiten Hälfte, insbesondere seit Ende des 19. Jahrhunderts herausgebildet haben, nicht nachvollziehbar. Deshalb soll zu Beginn auf die wichtigsten Merkpunkte wenigstens in knappen Zügen eingegangen werden.
Im Unterschied zu den meisten anderen weltanschaulichen und gesellschaftspolitischen Bewegungskräften haben Katholizismus und Sozialismus eines der Grundprobleme des modernen Industriezeitalters, die soziale Frage, relativ früh und in ihrem spezifisch humanitären Gewicht erkannt. Dennoch gab es in der Einschätzung der Ursachen und Dimensionen dieser sozialen Frage, in den Versuchen, die sozioökonomischen und politischen Kardinalfragen der Industrialisierungsära angemessen zu beantworten, über viele Jahre hinweg kaum Berührungspunkte und Solidarisierungsmöglichkeiten. An dieser Stelle und im folgenden geht es mir wesentlich immer um die gewissermaßen offiziellen, repräsentativen Sprecher- und Entscheidungsebenen. Ausnahmen und Randphänomene – man denke beispielsweise an Pfarrer Wilhelm Hohoffs Aneignung der Marxschen Mehrwertlehre und an die katholischen Sozialisten der Weimarer Republik, für die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg an Periodika wie die »Werkhefte« oder in jüngster Zeit an den Bensberger Kreis – lasse ich wegen ihrer insgesamt marginalen Bedeutung bewußt beiseite.
Die hervorstechenden objektiven Konfliktlinien und subjektiven Konfliktwahrnehmungen lassen sich in etwa so kennzeichnen: auf der einen Seite die im liberaldemokratischen Aufklärungserbe verwurzelte, ganz und gar diesseitig orientierte, vom unversöhnlichen Konflikt zwischen Kapital und Arbeit überzeugte, verbalrevolutionäre, später in ihrer Grundsatzprogrammatik dem atheistisch-materialistischen Marxismus verpflichtete sozialistische Bewegung, die sich zunächst offensiv christentums- und kirchenfeindlich gebärdete und seit ihrem Gothaer Programm von 1875, das Religion zur Privatsache erklärte[1], religiösen Indifferentismus pflegte – auf der anderen Seite eine Kirche, die ein umfassendes Lehr- und Wächteramt mit letzthin transzendentalem Bezug für sich reklamierte, Möglichkeit und Notwendigkeit eines friedlichen Interessenausgleichs zwischen Kapital und Arbeit verkündete und im Sozialismus eine Ausprägung liberalistisch-ökonomistisch verengter Mensch- und Weltdeutung erblickte, der die Kirche die Gottebenbildlichkeit des Menschen und die in ihr gegründete personale Freiheit entgegenhielt.

---

* Dieses für den Druck überarbeitete letzte Vortragsmanuskript fand sich im Nachlaß Kurt Klotzbachs.

1 Programm und Organisationsstatuten der Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands, beschlossen auf dem Vereinigungskongreß in Gotha 1875, in: Programmatische Dokumente der deutschen Sozialdemokratie, hrsg. und eingel. von *Dieter Dowe* und *Kurt Klotzbach*. Mit einem Vorwort von Johannes Rau, 2. überarb. und aktual. Aufl., Berlin/Bonn 1984, S. 181.

Zum Maßstab für das katholische Verhalten gegenüber dem Sozialismus und dessen verschiedenen gruppen- und parteipolitischen Ausformungen wurden die Sozialenzykliken der Päpste. In »Rerum novarum« von 1891 stützte Leo XIII. die Verwerflichkeit des Sozialismus im wesentlichen auf die dem Naturrecht zuwiderlaufende Infragestellung des Privateigentums.[2] Ungleich weiter gespannt und differenzierter sind die Aussagen in der Enzyklika »Quadragesimo anno« von 1931, in die Pius XI. eine mittlerweile jahrzehntelange Beschäftigung des höchsten katholischen Lehramtes mit der sozialistischen Theorie und auch mit sozialistischer oder sich als sozialistisch deklarierender Praxis einzubringen versuchte.[3] Auffällig war zunächst die klare Unterscheidung zwischen dem Kommunismus, der vorbehaltlos verurteilt wird, und einer »gemäßigteren Richtung im Sozialismus«, der Pius XI. gelegentlich gar »eine bemerkenswerte Annäherung sozialistischer Propagandaforderungen an die Postulate einer christlichen Sozialreform« attestiert, etwa im Zusammenhang mit der Würdigung milderer Klassenauseinandersetzungen und mit einer flexiblen Behandlung der Eigentumsproblematik. Dennoch fällt auch die gemäßigtere Sozialismusrichtung schließlich unter das kirchliche Verdikt, da sie nichts vom göttlichen Bezug irdischen Lebens und von der Gründung wahrer gesellschaftlicher Autorität in Gott wisse, sondern in der Gesellschaft lediglich eine »Nutzveranstaltung« sehe. Die Schlußfolgerungen sind eindeutig: »der Sozialismus, gleichviel ob als Lehre, als geschichtliche Erscheinung oder als Bewegung, auch nachdem er in den genannten Stücken der Wahrheit und Gerechtigkeit Raum gibt, bleibt mit der Lehre der Katholischen Kirche immer unvereinbar – er müßte denn aufhören, Sozialismus zu sein: der Gegensatz zwischen sozialistischer und christlicher Gesellschaftsauffassung ist unüberbrückbar«, und »es ist unmöglich, gleichzeitig guter Katholik und wirklicher Sozialist zu sein.«
Unabhängig von der Frage, ob der Papst die Wirklichkeit der seinerzeitigen Sozialismusströmungen umfassend und realistisch gewürdigt, ob er nicht vielmehr unzulässigerweise die schon damals allenthalben im west- und mitteleuropäischen Sozialismus erkennbaren Absetzungen vom ökonomistischen Utilitarismus und die Hinwendungen zu ethischen Begründungen und Zielsetzungen übersehen hat, ist jedenfalls festzuhalten, daß die Sozialismusaussagen von »Quadragesimo anno« jahrzehntelang Richtschnur blieben und auch die kirchliche Sozialismusrezeption nach 1945 vorerst noch entscheidend prägten.
Für den nun folgenden Überblick, der die Zeit vom Ende des Zweiten Weltkrieges bis in die 1970er Jahre thematisiert, möchte ich vier Phasen unterscheiden: I. die Phase 1945 bis 1957 als Jahre der Gegnerschaft und der mehr oder minder offen ausgetragenen Konfrontation; II. die Phase des Dialogs und – wenigstens was die sozialdemokratische Seite betrifft – des Versuchs einer geistigen und politischen Neuverständigung von 1958 bis etwa Mitte der sechziger Jahre; III. die relativ kurze Partnerschaftsphase bis 1969; IV. die Reformphase der sozialliberalen Koalition als Zeit erneut aufbrechender Antagonismen und Konfrontationen.

I.

In der unmittelbaren Nachkriegsperiode bis etwa 1947 ließen beide Seiten Ansätze erkennen, die als tragfähige Basis für eine neue wechselseitige Öffnung, für einen offenen und vorurteilsfreien Gedankenaustausch, ja sogar für eine praktische Zusammenarbeit auf wichtigen Feldern der Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik gedeutet und eventuell ausgestaltet werden konnten. Vorweg ist hier an Unterdrückung und Verfolgung zu erinnern, denen Ka-

2 Rerum novarum, Nr. 12, in: Texte zur katholischen Soziallehre. Die sozialen Rundschreiben der Päpste und andere kirchliche Dokumente, mit einer Einführung von *Oswald von Nell-Breuning SJ*, 3. Aufl., Köln 1976, S. 38 f.

3 Für das Folgende »Quadragesimo anno«, Nr. 112–120, ebda., S. 131 ff.

tholische Kirche und Sozialdemokratie während der totalitären nationalsozialistischen Gewaltherrschaft ausgesetzt waren. Beide beanspruchten mit einigem historischen Recht einen politisch-moralischen Sonderkredit, als 1945 der antifaschistische Wiederaufbau und Neubeginn auf der Tagesordnung stand. In der Abwehr umfassender nationalsozialistischer Geltungs- und Herrschaftsansprüche bekannten sich beide zu unabdingbaren vorstaatlichen Grund- und Menschenrechten.[4]

Die Kirche signalisierte ihre Bereitschaft zum Neuanfang, indem beispielsweise Josef Kardinal Frings im November 1946 die Geistlichen seiner Diözese ausdrücklich zur parteipolitischen Zurückhaltung ermahnte[5], indem der Wiederbegründungsversuch des politischen Katholizismus in Form der alt-neuen Zentrumspartei kaum amtskirchliche Billigung fand und indem auf Schritte zur Wiederbelebung der Christlichen Gewerkschaften verzichtet wurde. Nicht zuletzt schienen wichtige Programmpunkte des »christlichen Sozialismus«[6], wie er in erster Linie von den Dominikanerpatres des Klosters Walberberg, aber auch anderswo erörtert und vertreten wurde, manche Gemeinsamkeiten mit dem Antikapitalismus der Sozialdemokratie aufzuweisen.

Innerhalb der Sozialdemokratie zeichneten sich ähnlich bedeutsame Wandlungen ab. Äußerungen des Parteivorsitzenden Kurt Schumacher, etwa aus dem Jahre 1947[7], ließen auf eine veränderte Haltung zur christlichen Religion und zu den christlichen Kirchen schließen, auf ein Verhalten nicht nur der Gleichgültigkeit, auch nicht mehr nur wohlwollender Toleranz, sondern positiver Bejahung. In diesem Zusammenhang ist auch an Schumachers Proklamation des sozialistischen Begründungspluralismus zu erinnern. Auf der ersten interzonalen Parteikonferenz Anfang Oktober 1945 in Wennigsen erklärte er, die Sozialdemokratie solle »viele Wohnungen für viele Arten von Menschen« kennen, solle eine Vielfalt der Motive respektieren, seien sie im Kommunistischen Manifest oder in der Bergpredigt, in philosophischen Erkenntnissen oder in der Moral verankert.[8] Dies war eine unmißverständliche Absage an den marxistischen Begründungsmonismus. Überhaupt war die Überwindung des Marxismus vor dem Hintergrund des Erlebnisses totalitärer Systeme seit 1917 und 1933 ein Thema, das eine Vielzahl sozialdemokratischer Diskussionsgruppen beschäftigte und das sie zu neuen Erkenntnissen und Thesen führte. Den sich damals herausbildenden Richtungen des »freiheitlichen Sozialismus« lagen vor allem folgende gemeinsame Anschauungen zugrunde: der Mensch als Mittelpunkt sozialistischen Denkens und Handelns im Gegensatz zum »Bürger« liberalistischer Prägung und zum modernen »Kollektivisten«; die Autonomie des menschlichen Geistes, die Eigengesetzlichkeit ideeller Antriebskräfte in Abhebung vom materialistischen Determinismus; der Sozialismus nicht als Dogma und Notwendigkeit, sondern als wertbezogene Möglichkeit, die der Mensch aufgrund seines freien und verantwortlichen Wollens in Wirklichkeit umsetzen kann, aber nicht muß; dazu variiert: der Sozialismus zwar nicht als Naturnotwendigkeit oder zwangsläufiges Geschichtsresultat, wohl aber als sittliche Notwendigkeit; die Trennung zwischen gesellschaftsgestaltendem Sozialismus und individueller Weltanschauung, damit zusammenhängend eine Revision des Verhältnisses zwischen Sozialismus und Religion bzw. christlichen Kirchen; die Überwindung des Klassenkampfdenkens und die Öffnung der Sozialdemokratie über den Industrie-

4 Vgl. *Anton Rauscher*, Liberalismus und Sozialismus in christlicher Sicht, Köln 1977, S. 4 f.

5 Vgl. das Zitat in: Der Katholik und die SPD, o. O. u. J. (Bonn 1960), S. 10.

6 Anstelle der vor allem seit den siebziger Jahren vorgelegten Spezialanalysen sei hier verwiesen auf die zusammenfassenden Bemerkungen bei *Paul Richard Waibel*, German Social Democracy and the Catholic Church, 1945–1959, Phil. Diss. (MS) West Virginia Univ. 1977, S. 28 ff.

7 Vgl. die Zitate bei *Adolf Arndt*, Sozialistische Staatspolitik – heute, in: Christentum und Demokratischer Sozialismus, München 1958, S. 124.

8 Dr. *Schumacher*, Programmatische Erklärungen auf der Konferenz in Hannover am 5. 10. 1945. Leitsätze vom Wirtschaftsprogramm, o. O. u. J., S. 18.

arbeiterstamm hinaus.[9] Gerade der »freiheitliche Sozialismus« machte sich das Phänomen bewußt, daß moderne Freiheits- und Persönlichkeitsbedrohungen nicht mehr vorrangig oder gar ausschließlich im traditionellen Klassenkampf, in der Abhängigkeit des Arbeitnehmers vom Arbeitgeber wurzelten, sondern vielmehr in der allen modernen Herrschaftssystemen, vor allem jedoch dem sowjetisch-bolschewistischen, innewohnenden Tendenz zur Ausbildung total reglementierender Staatsverwaltungen und industrieller Organisationen, in der Überfremdung – wie es der Sozialist Alexander Mitscherlich formulierte – »durch totalitäre Doktrin, durch totalitäre Bürokratie, durch anonyme Apparate, durch fühllose Maschinen, die alle sozialen Gebilde, das Staatswesen, die Parteien, die Berufsvertretungen, jeden Menschen erreichen.«[10]

Einen vorläufigen Höhepunkt erreichte der freiheitlich-sozialistische Selbstverständigungsprozeß in der Erklärung, die von der kulturpolitischen SPD-Konferenz im August 1947 in Ziegenhain verabschiedet wurde.[11] Das Dokument stellt zu Beginn klar, daß die Sozialdemokratie für Demokratie und Sozalismus »um des Menschen willen« kämpfe. Es trennt sich von der Einseitigkeit der ökonomistischen Geschichtsdeutung und erkennt »die geistige Freiheit des Menschen und seine sittliche Verantwortlichkeit als gestaltende Faktoren auch des geschichtlichen Prozesses« an. Die Sozialdemokratie kämpfe für ihre letzten politischen Ziele nicht nur »in Verfolgung der Tendenzen der ökonomischen Entwicklung« oder aus materiellen Zweckmäßigkeitsgründen, »sondern um der Würde des Menschen willen.«

Diese Neubegründungen und Neuansätze wurden von offiziellen Sprechern und Gremien der Katholischen Kirche seinerzeit kaum wahrgenommen. Das lag nicht nur an kirchlichen Voreingenommenheiten und Vorurteilen. Ebenso bedeutsam war die Tatsache, daß die skizzierten freiheitlich-sozialistischen Tendenzen noch längst nicht die Stufe grundsatzprogrammatischer Verbindlichkeit erreicht hatten, daß sie in der Diskussion blieben, ohne für sich parteirepräsentativen Rang reklamieren zu können. Bis weit in die fünfziger Jahre scheute die SPD davor zurück, konkret ein neues Grundsatzprogramm zu erarbeiten. Sie fühlte sich dieser Aufgabe noch nicht gewachsen. Daraus folgte freilich, daß ihr inneres Selbstverständnis weithin ungeklärt blieb und sie Mißverständnissen Tür und Tor öffnete. Angriffsflächen bot sie um so mehr, als Schumacher sich beispielsweise zum Klassenkampf, insbesondere zur angeblichen Klassenkampfrealität in der Anfangsphase der Ära Adenauer, höchst ambivalent äußerte, daß zudem auch Relikte des Marxismus weitergetragen wurden, etwa mit der nicht weiter erläuterten Behauptung, der Marxismus sei als gesellschaftsanalytische Methode weiterhin gültig. Jedenfalls zementierte dies zunächst die Gräben, die zwischen der Sozialdemokratie auf der einen und den kirchlichen Repräsentanten wie auch dem Gros der katholischen Wählerschaft einschließlich der katholischen Arbeitnehmer auf der anderen Seite lagen.

Entscheidend aber war, daß bei aller prinzipiellen Gesprächsneigung und Aufgeschlossenheit weder die Parteispitze um Schumacher und Ollenhauer noch die meisten Funktionäre auf den verschiedenen Organisationsebenen bereit und in der Lage waren, den Öffentlichkeitsauftrag der Kirchen, ihren prononcierten Mitwirkungsanspruch im gesellschaftspolitischen Leben, insbesondere im kulturpolitischen Bereich, anzuerkennen.[12] Je rigider sich die

9 Hierzu mit detaillierteren Quellennachweisen *Kurt Klotzbach*, Der Weg zur Staatspartei. Programmatik, praktische Politik und Organisation der deutschen Sozialdemokratie 1945 bis 1965, Berlin/Bonn 1982, S. 126 f.

10 *Alexander Mitscherlich*, Der Sozialismus und die Freiheit, o. O. (Hannover) o. J., S. 10.

11 Abdruck in: Programmatische Dokumente, S. 282 f.

12 Dieser Aspekt wird in dem ansonsten viele Schiefheiten und Vergröberungen enthaltenden Buch von *Frederic Spotts*, Kirchen und Politik in Deutschland. Mit einem Nachwort zur deutschen Ausgabe von *Friedrich Weigend-Abendroth*, Stuttgart 1976, S. 280 ff., eindrucksvoll herausgearbeitet. Vgl. auch *Waibel*, S. 32 ff., 49 f.

SPD hier verweigerte und je beharrlicher sie Kompromißmöglichkeiten ausschlug, um so fester wurde das politische Bündnis zwischen Katholischer Kirche und Unionsparteien, das sich seit 1949 in unmißverständlichen Wahlkampfempfehlungen der Bischöfe niederschlug. Zum Eskalationsthema wurde bereits während der Grundgesetzberatungen und hernach im ersten Bundestagswahlkampf das Elternrecht auf die Bekenntnisschule. Beide Seiten bezogen zu diesem Punkt mit aller Schärfe Stellung. Joseph Höffner schrieb, die SPD habe durch die Ablehnung des Elternrechts ihre Einstellung zum Christentum entlarvt.[13] Schumacher prägte im Verlauf der Wahlkampfkontroverse das Wort von der Katholischen Kirche als »fünfter Besatzungsmacht«.[14] Noch über viele Jahre hinweg sollte die Schulfrage die härteste Verständnisblockade bilden. Dies zeigt exemplarisch eine Rede des Münsteraner Bischofs Michael Keller im Bundestagswahlkampf 1957.[15] Weltanschaulich fundierte Kontroversen wie der Streit um Konfessions- oder Gemeinschaftsschule ließen vorerst kaum Raum für aufgeschlossene Kenntnisnahme, Rezeption oder gar Diskussion jener politisch-programmatischen Weiterentwicklungen, die die SPD in ihrem Berliner Programm von 1954 festgeschrieben hatte. Es hieß dort: »Die sozialistischen Ideen sind keine Ersatzreligion. Die sozialistische Bewegung stellt sich nicht die Aufgaben einer Religionsgemeinschaft. In Europa sind Christentum, Humanismus und klassische Philosophie geistige und sittliche Wurzeln des sozialistischen Gedankengutes. Die Sozialdemokratie begrüßt die wachsende Erkenntnis vieler Christen, daß das Evangelium eine Verpflichtung zum sozialen Handeln und zur Verantwortung in der Gesellschaft einschließt.«[16]

II.

Erst gegen Ende der fünfziger Jahre zeichnete sich eine Auflockerung des starren Fronten- und Lagerdenkens ab. Einen Markstein, zugleich den Anfang der zweiten, der intensivierten Dialog-Phase bildete die Tagung über das Verhältnis zwischen Christentum und demokratischem Sozialismus, die von der Katholischen Akademie in Bayern im Januar 1958 veranstaltet wurde.[17] Bei dieser Gelegenheit trafen maßgebliche Interpreten der Katholischen Soziallehre mit führenden sozialdemokratischen Programmatikern zusammen, u. a. Gustav Gundlach, Oswald von Nell-Breuning, Adolf Arndt, Waldemar von Knoeringen, Carlo Schmid und Gerhard Weisser, um die jeweiligen grundsätzlichen Standpunkte vorzutragen und zu diskutieren. Es konnte nicht verwundern, daß die Tagung als erster umfassender Aussprachevesuch vorab mehr Trennendes als Verbindendes bloßlegte, daß man nicht selten auch aneinander vorbeiredete. Insbesondere bei den Aussagen Gundlachs und der SPD-Repräsentanten traten scheinbar unüberwindliche Verständigungsschwierigkeiten zutage. Unter Zugrundelegung der These, daß der politische Mensch als Katholik »von der Kirche umfaßt, und zwar wesentlich, weil die Kirche in einem von Gott gewollten Sinne das Lebensprinzip der menschlichen Gesellschaft« sei, beharrte Gundlach auf der Forderung, daß sich eine politische Partei auf letzte Weltanschauungsbindungen gründe, solle sie für Katholiken akzeptabel sein. Solange der Sozialismus eine laizistische, säkularisierend auftretende Form des proletarischen Liberalismus bleibe, falle er auch künftig unter die Verurteilung von »Quadragesimo anno«. Demgegenüber hoben die Sozialdemokraten unter anderem vor

13 Prof. Dr. *Joseph Höffner*, Katholik und Sozialismus. Ein klares Wort an die deutschen Katholiken, o. O. u. J. (1949), S. 6.

14 Dazu mit Belegen *Klotzbach*, S. 175 f.

15 Abdruck in: Dr. *Konrad Schön*, Der Christ und die SPD. Ein Diskussionsbeitrag zur weltanschaulichen Auseinandersetzung unserer Tage, Münster/Westf. 1957, S. 49 ff.

16 Programmatische Dokumente, S. 315.

17 Vgl. den zit. Bd. »Christentum und Demokratischer Sozialismus«, bes. S. 17 ff., 22 f., 59 f., 125 ff. sowie *Karl Forsters* Diskussionsbericht, ebda., S. 265 ff.

allem darauf ab, daß in einem religiös und konfessionell gespaltenen Staatswesen wie der Bundesrepublik Katholiken und Protestanten, Christen und Nichtchristen zusammenleben müßten. Im Interesse einer gerechten Staatsordnung und einer interessenpolitisch ausgewogenen Entscheidungsbildung könne daher keine politische Partei Aussagen über letzte Wahrheiten machen. Eine Partei habe ihren politischen Optionen Werte und sittliche Prinzipienentscheidungen zugrunde zu legen, die über religiöse Konfessionen und Weltanschauungen hinweg konsensfähig seien. Die von katholischer Seite geforderte naturrechtliche Normierung aller Politik könne – so in erster Linie Adolf Arndt – schon christlich-interkonfessionell nicht realisiert werden, da es im protestantischen Lager weithin eine theologisch begründete, radikale Ablehnung des Naturrechts gebe.

Der Münchener Kongreß fand zu einem Zeitpunkt statt, der zwischen zwei tiefgreifenden Erfahrungen und Entscheidungen der Sozialdemokratie lag: einmal der katastrophalen Niederlage bei den Bundestagswahlen von 1957, die der Partei überfällig nahelegte, sich endlich auch programmatisch als das zu erklären, was sie praktisch-politisch immer gewesen war: eine evolutionäre, in der freiheitlich-pluralistischen Demokratie verankerte soziale Reformpartei, und zum anderen der Verabschiedung des Godesberger Grundsatzprogramms im November 1959. Im Godesberger Programm[18] vollzieht die deutsche Sozialdemokratie den Abschied vom Sozialismus als Weltanschauung, besonders von den Relikten der marxistischen Programmtradition, und von der Verabsolutierung bestimmter Methoden zur Verwirklichung des Sozialismus. Das Ziel sei – wie in der Vergangenheit – »eine Gesellschaft, in der jeder Mensch seine Persönlichkeit in Freiheit entfalten und als dienendes Glied der Gemeinschaft verantwortlich am politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben der Menschheit mitwirken kann«. Freiheit, Gerechtigkeit und Solidarität sind im Godesberger Programm die unterschiedlich motivierbaren, nicht als »letzte« Wahrheiten proklamierten, sondern im »Vorletzten« angesiedelten, aufeinander bezogenen »Grundwerte«, an denen alle demokratischen Sozialisten ihren dauernden Kampf um eine neue, bessere Gesellschaft orientieren. Aus der Bindung an diese Grundwerte erwachsen politische, wirtschaftliche und kulturelle »Grundforderungen«, die sich um den Satz gruppieren: »Sozialismus wird nur durch die Demokratie verwirklicht, die Demokratie durch den Sozialismus erfüllt.« Im Abschnitt über »Religion und Kirche« hob die SPD den besonderen, auch weltlich-politischen Auftrag der Kirchen und Religionsgemeinschaften hervor und äußerte ihre Bereitschaft zur Zusammenarbeit im Sinne einer »freien Partnerschaft«.

Das sozialdemokratische Grundsatzprogramm von 1959 ist vom Katholizismus, von der Amtskirche, von den Laienorganisationen und in Kreisen der Katholischen Soziallehre, mit großem Interesse zur Kenntnis genommen, lebhaft diskutiert und kommentiert worden. Es würde den Rahmen meines Vortrages sprengen, wollte ich mich der Fülle der Literatur[19], al-

18 Abdruck in: Programmatische Dokumente, S. 362 ff.

19 Auf folgende Schriften sei hier verwiesen: *Gustav Gundlach*, Die Ordnung der menschlichen Gesellschaft, Bd. 2, Köln 1964; *Albrecht Langner*, Die Sozialdemokratische Partei Deutschlands, in: *ders.* (Hrsg.), Katholizismus und freiheitlicher Sozialismus in Europa, Köln 1965, S. 25–90; *Rauscher*, Sozialismus, in: *ders.* (Hrsg.), Der soziale und politische Katholizismus. Entwicklungslinien in Deutschland 1803 bis 1963, Bd. I, München 1981, S. 294–339; *ders.*, Liberalismus und Sozialismus in christlicher Sicht; *ders.*, Demokratischer Sozialismus und christliche Wertpositionen, in: Jahrbuch für christliche Sozialwissenschaften, Bd. 22, 1981, S. 97–116; *Walter Dirks*, Deutscher Katholizismus und Sozialdemokratie, in: Geist und Tat, Jg. 15, 1960, S. 135–138; *Forster*, Die katholische Kirche und der freiheitliche Sozialismus, in: Freiheitlicher Sozialismus in Europa, zusammengest. und eingel. von *Albrecht Beckel*, Osnabrück 1964, S. 146–175; *Gustav E. Kafka*, Der freiheitliche Sozialismus in Deutschland. Das Godesberger Grundsatzprogramm der SPD in katholischer Sicht, 2. Aufl., Paderborn o. J. (1960); hierzu die Replik von *Adolf Arndt*, Kafkas falsche Sicht, in: Die Neue Gesellschaft, H. 2, März/April 1961, S. 3–14 (Sonderdruck); *Franz Klüber*, Katholische Soziallehre und demokratischer Sozialismus, 2. erw. Aufl., Bonn 1979; *Willi Kreiterling*, Kirche – Ka-

len Deutungen, Argumentationssträngen und Einwänden detailliert zuwenden. Nahezu durchgängig als wesentlicher Fortschritt begrüßt wurde die Trennung vom Marxismus. Theologen wie Oswald von Nell-Breuning und Franz Klüber, die eine weitgehende Übereinstimmung zwischen den Grundsätzen der Katholischen Soziallehre und den Grundauffassungen des Godesberger demokratischen Sozialismus konstatierten und von daher behaupteten, der Sozialismus der modernen SPD falle nicht mehr unter das Verdikt der Sozialenzyklika Pius XI., blieben freilich vereinzelte, im katholischen Spektrum zum Teil scharf angegriffene Außenseiter. Mehrheitlich dominierten, auch und gerade nach der Vorlage der SPD-Vorstandsbroschüre »Der Katholik und die SPD«[20], Skepsis und Mißtrauen, nahm man weiterhin Anstoß an zentralen Grundaussagen der sozialdemokratischen Programmatik. Die Argumente richteten sich etwa gegen den rein diesseitigen Bezug der sozialdemokratischen Grundwerte, deren Verwurzelung im Liberalismuserbe und ihre inhaltliche Unbestimmtheit, gegen die Außerachtlassung von »Autorität« und »Herrschaft« als Grundwerten, gegen das demokratische Credo des Programms als naiv-naturalistischen Demokratismus und auch gegen das Partnerschaftsangebot, das fundamentale Unvereinbarkeiten zu verwischen drohe.

In den damaligen, während der frühen sechziger Jahre geführten Auseinandersetzungen über Wahrheiten, Werte und letzten transzendentalen Bezug scheinen mir die meisten katholischen Diskutanten eine Problematik nicht angemessen gewichtet, um nicht zu sagen falsch beurteilt zu haben, wobei ich insbesondere auf Arndts Argumentation von 1958 zurückkomme: Eine demokratische politische Partei konnte es im Interesse der politischen Konsensermöglichung und Konsensstiftung in einem glaubensgespaltenen, weltanschaulich pluralistischen Gemeinwesen nicht als ihre Aufgabe ansehen, programmatisch Aussagen über den Ursprung der Seinsordnung und über absolute Lebensziele zu treffen. Was die Kirche dagegen mit Recht erwarten konnte, ja verlangen mußte, war, daß eine Partei sich auch Menschen *öffnete*, die von der transzendentalen Ableitung der Seinsordnung und von einem erst in Gott und im Jenseits sich erfüllenden Lebenszweck überzeugt waren. Die Godesberger Sozialdemokratie hat diesem Offenheitserfordernis meines Erachtens gerade durch ihre Funktionsbeschränkung und durch die Stützung auf »nur« vorletzte Werte Rechnung getragen. Es sollte allerdings noch Jahre dauern, bis die Katholische Kirche diese Neuorientierung mehr stillschweigend denn ausdrücklich als solche akzeptierte.

Daß sich trotz aller anfänglichen Vorbehalte und Zurückweisungen das Verhältnis zwischen Katholischer Kirche und deutscher Sozialdemokratie im Verlauf der sechziger Jahre dann doch zunehmend entkrampfte, war ursächlich weniger in Einstellungsänderungen des organisierten deutschen Katholizismus, sondern in Wandlungsprozessen der Weltkirche begründet. Kaum überschätzbare Wirkungen müssen insbesondere den Enzykliken Johannes XXIII., »Mater et magistra« von 1961 und »Pacem in terris« von 1963, sowie der Pastoralkonstitution des II. Vatikanischen Konzils »Gaudium et spes« von 1965 beigemessen werden.[21] Die Katholische Kirche vollzog mit diesen Verlautbarungen eine breite Öffnung, eine im wesentlichen positive Hinwendung zu den komplexen Umwälzungen in Wissenschaft, Technik, Gesellschaft, Wirtschaft und Politik. Sie bemühte sich zum Beispiel um eine neue, realitätsnahe Balancierung der Geltung von Staatsintervention und Subsidiaritätsprinzip und um eine den Menschen dienliche Bewältigung unumkehrbarer Vergesellschaftungspro-

---

tholizismus – Sozialdemokratie. Von der Gegnerschaft zur Partnerschaft, Bonn-Bad Godesberg 1969; *Franz Munter*, Der katholische Christ und die SPD. Eine kritische Untersuchung des Grundsatzprogramms der SPD, Augsburg 1960; *Waibel*, S. 127 ff.; *Herbert Reichel*, Katholik und SPD-Sozialismus. Auch weiterhin unvereinbar, in: Gesellschaftspolitische Kommentare, Jg. 7, 1960, Nr. 6, S. 59–72; *Spotts*, S. 291 ff.

20 Der Katholik und die SPD, o. O. u. J. (Bonn 1960).

21 Abdruck in: Texte zur katholischen Soziallehre, S. 201 ff., 271 ff., 321 ff.

zesse. An die katholischen Glaubensbrüder erging der Aufruf, auch mit Christen anderer Lebensauffassungen dort ehrlich zusammenzuarbeiten, »wo es um etwas geht, was seiner Natur nach gut ist oder zum Guten führen kann«[22], und auch im Falle prinzipiell irriger Weltanschauungen und Lehrmeinungen nicht zu verkennen, »daß in solchen Bewegungen, soweit sie sich den Gesetzen einer geordneten Vernunft anpassen und die gerechten Forderungen der menschlichen Person berücksichtigen, etwas Gutes und Anerkennenswertes sich finden kann«.[23] Ungleich deutlicher als in der Vergangenheit erkannte die Kirche den weltlichen Lebensbereichen Eigenständigkeit und Eigengesetzlichkeit zu, konzedierte sie für einzelne politische Probleme verschiedene Lösungsmöglichkeiten und ließ grundsätzlich für keine der Lösungsmöglichkeiten die Inanspruchnahme kirchlicher Autorität zu. Dies förderte die sogenannte Äquidistanz zu den politischen Parteien, mußte besonders auch nachhaltige Konsequenzen für traditionelle Formationen und Bündniskonstellationen haben, wie sie sich in der Bundesrepublik Deutschland unter dem Signum »Christliche Partei« und »Christliche Politik« herausgebildet hatten.[24]

III.

Obwohl weite Teile des katholischen Klerus und des Episkopats in der Bundesrepublik den neuen Kurs der Weltkirche, den offizielle SPD-Vertreter seit Erscheinen von Mater et magistra nachdrücklich begrüßten[25], zunächst eher abwartend, zögernd und skeptisch rezipierten, wurde seit etwa Mitte der sechziger Jahre, wie schon angedeutet, eine wachsende Auflockerung und wechselseitige Öffnung im Verhältnis zwischen Katholischer Kirche und Sozialdemokratischer Partei spürbar. Wichtige Stationen auf diesem Wege[26] waren der – noch am deutschen Episkopat vorbei zustande gekommene – Empfang einer SPD-Delegation unter Leitung des stellvertretenden Parteivorsitzenden Fritz Erler bei Papst Paul VI. im Jahre 1964 und der 1965 erfolgte Abschluß eines Konkordats zwischen dem Vatikan und der sozialdemokratisch geführten Regierung des Landes Niedersachsen, das unter anderem die Beibehaltung bestehender und die Eröffnung neuer katholischer Bekenntnisschulen rechtsverbindlich festlegte, nachdem zuvor bereits die Bildungspolitischen Leitsätze der SPD durch Respektierung der »Entscheidung der Eltern, die einer durch ihren Glauben oder ihre Weltanschauung besonders bestimmten Erziehung den Vorrang geben«, wesentlich zur Entschärfung der schulpolitischen Gegensätze beigetragen hatten. Die Schulproblematik, das jahrzehntelang am erbittertsten ausgetragene Streitthema, erledigte sich danach überraschend schnell von selbst, als Folge, wie ein katholischer Autor schrieb, »einer entscheidenden Veränderung des Bildungsbewußtseins katholischer Bevölkerungskreise, das sich im Laufe der Jahre immer mehr säkularen Bildungserwartungen und -anforderungen einer modernen Leistungsgesellschaft im Industriezeitalter zuwandte und sich dabei von seinen religiös gebundenen und auf christliche Persönlichkeitsbildung gerichteten Erziehungsidealen verabschiedete, ein Prozeß, der im Zuge eines immer mobiler werdenden sozialen Wandels zwangsläufig erscheint.«[27]

---

22 Mater et magistra, Nr. 239, ebda., S. 263.

23 Pacem in terris, Nr. 159 f., ebda., S. 315 f. Vgl. auch: Gaudium et spes, Nr. 28, ebda., S. 345 f.

24 Vgl. *Hans Buchheim*, Katholische Kirche und Christliche Unionsparteien, in: *Günter Gorschenek* (Hrsg.), Katholiken und ihre Kirche in der Bundesrepublik Deutschland, München 1976, S. 188 f.

25 Vgl. *Willi Eichler*, Die Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens nach der Sozialenzyklika »Mater et Magistra«, in: Die Neue Gesellschaft, Jg. 1962, S. 279–289; *ders.*, Demokratischer Sozialismus und die Enzyklika »Mater et Magistra«, in: Geist und Tat, Jg. 18, 1963, S. 65–76; *Kreiterling*, S. 35 ff.

26 Vgl. *Spotts*, S. 293 ff.; *Hartmut Soell*, Fritz Erler – Eine politische Biographie, Bd. II, Berlin/Bonn-Bad Godesberg 1976, S. 857 ff.; *Kreiterling*, S. 52 ff.

27 *Heinrich Küppers*, Schulpolitik, in: *Rauscher* (Hrsg.), Der soziale und politische Katholizismus. Entwicklungslinien in Deutschland 1803–1963, Bd. II, München 1982, S. 388.

Seit 1965 fanden unter der Schirmherrschaft des Katholischen Büros und unter maßgeblicher Mitwirkung des Bischofs Tenhumberg auf der einen und des stellvertretenden SPD-Vorsitzenden Herbert Wehner auf der anderen Seite regelmäßig Treffen zwischen führenden Persönlichkeiten der Katholischen Kirche und der deutschen Sozialdemokratie statt.[28] Sie bedeuteten das Ende der Exklusivkontakte zwischen CDU/CSU und katholischer Hierarchie. In den folgenden Jahren wurden mit Georg Leber und Hermann Schmitt-Vockenhausen zwei prominente sozialdemokratische Politiker ins Zentralkomitee der Deutschen Katholiken gewählt.

Während der zweiten Hälfte der sechziger Jahre hatte es jedenfalls den Anschein, als hätten die SPD mit der Öffnung zum weltanschaulichen Pluralismus und die Katholische Kirche mit der Anerkennung des politischen Pluralismus eine durchaus vielversprechende Kontakt- und Kooperationsbasis gefunden[29] – eine Entwicklung, die vom damaligen Zusammenwirken von CDU/CSU und SPD in einer Großen Koalition auf Bundesebene sicherlich begünstigt wurde. Fördernd wirkte sich auch die Tatsache aus, daß die deutschen Bischöfe anläßlich der Bundestagswahl von 1965 erstmals von einer deutlichen Empfehlung zugunsten der Unionsparteien Abstand genommen hatten.[30] Eine vergleichbare Zurückhaltung prägt das Schreiben der Deutschen Bischofskonferenz über »Die Kirche in der pluralistischen Gesellschaft und im demokratischen Staat der Gegenwart«, das 1969 veröffentlicht wurde und darüber hinaus bemerkenswerte Ausführungen über die Notwendigkeit der »Anerkennung gemeinsamer Werte«, ausdrücklich nicht: »Glaubenswerte im engeren Sinne«, in einer religiös und weltanschaulich pluralistischen Gesellschaft, zur Demokratie als »sittliche[r] Aufgabe« und, in unausgesprochener Gemeinsamkeit auch mit der sozialdemokratischen Programmatik, die Forderung enthielt, »daß die politischen Parteien für das christliche Leitbild vom Menschen und von der Gesellschaft offen sind.«[31]

IV.

Es steht außer Frage, daß das Interesse der SPD an Klärung, Entspannung und Annäherung im Verhältnis zur Katholischen Kirche auch auf ihre legitimen Ambitionen als Partei, die auf eine bestimmende Regierungsposition drängte, zurückzuführen war, auf das Anliegen, ihre traditionell starke Unterrepräsentanz in der katholischen Wählerschaft aufzubrechen, hier mit Erfolg um politische Akzeptanz der Sozialdemokratie zu werben, ohne die katholischen Mitbürger in innere Konflikte mit ihrem Glauben und ihrer Kirche zu verstricken. Diese politische Strategie mündete in bemerkenswerte, wenn auch nicht sensationelle und auch nicht kontinuierliche Wählerbewegungen und Wahlresultate. Ihren ersten spektakulären Etappenerfolg verbuchte die SPD bei den nordrhein-westfälischen Landtagswahlen von 1966, bei der sie vor allem dank der Zuwächse in ausgeprägt katholischen Gegenden[32] fast die absolute Mehrheit der Stimmen und Mandate erreichte. Die Bundestagswahlen von 1969 brachten der CDU/CSU zwar unter den Katholiken insgesamt immer noch einen dop-

28 Hierzu und zum folgenden *Spotts*, S. 297 f.

29 Vgl. *Alexander Schwan*, Katholische Kirche und deutsche Sozialdemokratie, in: *Gorschenek* (Hrsg.), S. 211. Vgl. auch *Schwans* Abhandlung: Katholische Kirche und pluralistische Politik. Politische Implikationen des II. Vatikanischen Konzils, Tübingen 1966.

30 Vgl. das Zitat – mit verhalten kritischem Kommentar des zitierenden Autors – bei *Buchheim*, S. 189 f.

31 Schreiben der Deutschen Bischofskonferenz über »Die Kirche in der pluralistischen Gesellschaft und im demokratischen Staat der Gegenwart« in Anwendung der Pastoralkonstitution »Die Kirche in der Welt von heute« des Zweiten Vatikanischen Konzils, Trier 1969. Hier: Nr. 25 (ebda., S. 15), Nr. 41 (ebda., S. 23), Nr. 48 (ebda., S. 26), Nr. 53 f. (ebda., S. 28).

32 Vgl. *Spotts*, S. 297.

pelt so hohen Stimmenanteil wie der SPD (62 % : 31 %).[33] Aber es gelang der SPD bei dieser Wahl erstmals, die Union in den katholischen Stadtgebieten zu überflügeln: War die CDU/CSU hier bei den Bundestagswahlen von 1965 auf 46,1 % der gültigen Zweitstimmen vor der SPD mit 42,4 % gekommen, so führte die SPD in den katholischen Stadtgebieten vier Jahre später mit 47,2 % vor der Union mit 42,0 %.[34] Bei den vorgezogenen, unter starkem innenpolitischen Polarisierungsdruck stehenden Bundestagswahlen von 1972 verbesserte die SPD ihren Stimmenanteil in der katholischen Wählerschaft insgesamt von 31 % auf 35 %;[35] dabei fielen die Gewinne unter der katholischen Arbeitnehmerschaft am stärksten ins Gewicht.[36] Der sozialdemokratische Aufwärtstrend hielt allerdings, wie gesagt, nicht kontinuierlich an. In der Folge der Krise der sozialliberalen Koalition nach 1974 sank der SPD-Anteil unter den Katholiken bei den Bundestagswahlen 1976 wieder auf 31 %, stieg unter den Sonderbedingungen der Schmidt-Strauss-Konfrontation 1980 noch einmal auf 35 % und fiel bei der Bundestagswahl 1983, also der ersten Bundestagswahl nach der politischen Wende von 1982, auf 25 %.[37]

Nimmt man von der Fixierung auf kurzzeitige Auf- und Abwärtsbewegungen der Sozialdemokratie im Hinblick auf ihren Stimmenanteil in der katholischen Wählerschaft Abstand und vergegenwärtigt sich die langfristige wahlpolitische Entwicklung der siebziger und achtziger Jahre, so liegt die Einschätzung nahe, das Bemühen der SPD um den katholischen Teil der bundesdeutschen Wähler habe kaum Erfolg gehabt; eher scheine das Gegenteil der Fall zu sein. Es ist zu vermuten, wenn auch wahlanalytisch kaum zu präzisieren, daß an der Umkehr des zunächst für die SPD günstigen Trends die bald nach dem Regierungswechsel von 1969 erneut beginnende und sich rasch zuspitzende Frontstellung zwischen Amtskirche, Verbandskatholizismus und sozialdemokratisch-liberaler Reformpolitik einen nicht unbeträchtlichen Anteil hatte. Spannungen und offene Konflikte entzündeten sich vor allem an der sozialliberalen Gesetzgebung zu Ehe und Familie, an tatsächlich oder vermeintlich etatistischen Tendenzen im Ausbau des Sozial- und Wohlfahrtsstaates auf Kosten der Kompetenz- und Handlungsräume freier gesellschaftlicher Gruppen, an der Gefährdung des Rechtsstaates durch Extremisten und an der Reideologisierung des politischen Parteiensystems, hier insbesondere an der zeitweiligen, von der Kirche hinsichtlich Reichweite und Tiefenwirkung aber gewiß überschätzten Marxismusrenaissance auf dem linken Flügel der Sozialdemokratischen Partei.[38] Jahrelang und bis in die Gegenwart hinein am heftigsten

33 Vgl. die Tabelle bei *Gerhard Schmidtchen*, Religiöse Legitimation im politischen Verhalten. Wandlungen und Motive im Wahlverhalten der Katholiken, in: *Rauscher* (Hrsg.), Kirche – Politik – Parteien, Köln 1974, S. 65.

34 *Hans D. Klingemann/Franz Urban Pappi*, Die Wählerbewegungen bei der Bundestagswahl am 28. September 1969, in: Politische Vierteljahresschrift, Jg. XI, 1970, S. 117 ff.

35 Vgl. die zit. Tabelle bei *Schmidtchen*.

36 Hierzu *Werner Kaltefleiter*, Trends im Wahlverhalten und im Parteiensystem, in: Sozialwissenschaftliches Forschungsinstitut der Konrad-Adenauer-Stiftung: Die Bundestagswahl 1972, o. O. u. J. (1973), S. 90 ff.; *Max Kaase*, Einige Bemerkungen zu Ausgangslage, Wahlkampfstrategien und Ergebnis der Bundestagswahl 1972, ebda., S. 24 ff.

37 Vgl. die Tabelle in: *Manfred Berger/Wolfgang G. Gibowski/Dieter Roth/Wolfgang Schulte*, Legitimierung des Regierungswechsels. Eine Analyse der Bundestagswahl 1983, in: *Klingemann/Kaase* (Hrsg.), Wahlen und politischer Prozeß. Analysen aus Anlaß der Bundestagswahl 1983, Opladen 1986, S. 283.

38 Dazu besonders aufschlußreich *Forster*, Kirche und Politik – Zur Frage der Äquidistanz zwischen Kirche und Parteien, in: *Rauscher* (Hrsg.), Kirche – Politik – Parteien, S. 168 ff.; *Rauscher*, Liberalismus und Sozialismus in christlicher Sicht, S. 15 ff.; *ders.*, Sozialismus, S. 335; *Spotts*, S. 299 ff.

umkämpft blieben die sozialliberalen Vorhaben und Maßnahmen zur Reform des Paragraphen 218.[39]

Der Historiker würde es sich wohl zu leicht machen, wenn er nach dem einfachen Muster schematisierte: auf der einen Seite die sozialliberalen Reformen als politisch-gesellschaftliche Konkretisierung irreversibler Fortschrittskräfte, die sich seit den sechziger Jahren in der gesamten westlichen Welt für Säkularisierung, Demokratisierung und Emanzipation einsetzten, auf der anderen Seite die Katholische Kirche als Hort von Rückwärtsgewandtheit, Konvention und Reaktion. Die komplexen Probleme der gegenwärtigen Welt, die globalen Wert- und Sinnkrisen, die zumindest in den fortgeschrittenen Industriegesellschaften des Westens erkennbaren Infragestellungen der bisherigen staats- und gesellschaftspolitischen Ordnungsmodelle, die Vielfalt der im weltlichen und kirchlichen Bereich unternommenen Problematisierungs- und Antwortversuche verbieten derart simple Zuweisungen. Wichtiger scheint mir die Feststellung zu sein, daß sich während der siebziger Jahre, selbst in härtesten Auseinandersetzungen, kein Rückfall auf grundsätzliche Unvereinbarkeitspositionen ereignete, daß man die Ebene der »Detailkritik« statt des sperrenden »Globalurteils«[40] wahrte. Damit bleibt im Verhältnis von Katholischer Kirche und deutscher Sozialdemokratie die Chance für Dialog, wechselseitige Lernfähigkeit, Verständigung und Zusammenarbeit.

39 Dazu im einzelnen die Darstellung von *Hermann Tallen*, Die Auseinandersetzungen zwischen der katholischen Kirche und der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands über die Reform des § 218 StGB, Phil. Diss. (MS) Münster 1975.

40 Diese Unterscheidung trifft zum Beispiel der Artikel von *Heiner Ludwig*, Kirche (katholische) und Sozialismus, in: *Thomas Meyer u. a.* (Hrsg.), Lexikon des Sozialismus, Köln 1986, S. 300.

Detlef Lehnert

Zur historischen Soziographie der »Volkspartei«

Wählerstruktur und Regionalisierung im deutschen Parteiensystem seit der Reichsgründung

I. Zur Begriffs- und Problemgeschichte

Die Kategorie der »Volkspartei« ist in analytisch verwendbarer, nicht von vornherein propagandistisch verkürzter Weise im Wandel der Epochen mit wenigstens drei verschiedenen Bedeutungsgehalten aufgetreten: In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts trug die Berufung auf »das Volk« als soziale Basis einer politischen Partei im deutschen Staatsgefüge unvermeidlich eine rebellische, an die Tradition der Demokraten in der 1848er Revolution anknüpfende Frontstellung gegen die Obrigkeit in sich.[1] Die Volkspartei stand in dieser Periode antithetisch zur Honoratiorenpartei, deren Trägerschaft sich auf »Bildung und Besitz« beschränkte. Als Prototyp entsprechender Organisationsformen darf die Deutsche Volkspartei der südwestdeutschen Demokraten gelten, die mit der »Frankfurter Zeitung« ein zu Weltgeltung aufsteigendes und erst gegen Ende der Weimarer Republik – durch den Eigentümerwechsel zum I.G. Farben-Konzern infolge Finanzschwierigkeiten – von dieser konsequenten politischen Linie abweichendes Sprachrohr besaßen. Aus deren regionaler Zweigorganisation, der Sächsischen Volkspartei (SVP), in der August Bebel und Wilhelm Liebknecht seit dem Gründungsjahr 1866 eine maßgebende Rolle spielten, sind drei Jahre später die Eisenacher Sozialdemokraten (SDAP) hervorgegangen. Auch wenn diese »Trennung der proletarischen von der bürgerlichen Demokratie«[2] ihre Wurzeln in den gerade im stark industrialisierten Sachsen immer deutlicher zutage tretenden Klassenspannungen hatte, ist es der Volkspartei als historisches Verdienst anzurechnen, durch ihr auch Arbeitern und Handwerksgesellen bevorzugt die politische Bildung und Partizipation ermöglichendes demokratisches Konzept diesen Emanzipationsprozeß mit gefördert zu haben. In dem programmatischen Titel »Volksstaat« stand das SDAP-Organ anfänglich durchaus in SVP-Tradition, da die gemeinsame Gegnerschaft zum preußischen Obrigkeitsstaat bis zur Reichsgründung von 1870/71 mindestens ebenso wichtig blieb wie die zunehmenden sozialen Interessengegensätze. Der preußische Linksliberalismus hatte sich demgegenüber mit der Kennzeichnung als »Fortschrittspartei« zwar gleichfalls ein schroff antikonservatives Profil gegeben, jedoch eine Festlegung auf das demokratische Konzept vermeiden wollen und damit zur früheren Verselbständigung und heftigeren Rivalität eines »Allgemeinen Deutschen Arbeiter-Vereins« (ADAV) unter Führung von Ferdinand Lassalle beigetragen.[3]

---

1 Zu den Ursprüngen und Entwicklungslinien vgl. exemplarisch *Dieter Langewiesche*, Liberalismus und Demokratie in Württemberg zwischen Revolution und Reichsgründung, Düsseldorf 1974.

2 So der Titel des klassischen Beitrags von *Gustav Mayer*, in: *ders.*, Radikalismus, Sozialismus und bürgerliche Demokratie, Frankfurt 1969, S. 108–78.

3 Vgl. dazu *Toni Offermann*, Arbeiterbewegung und liberales Bürgertum in Deutschland 1850–1863, Bonn 1979; *Cora Stephan*, »Genossen, wir dürfen uns nicht von der Geduld hinreißen lassen!« Aus der Urgeschichte der Sozialdemokratie 1862–1878, Frankfurt 1977; *Shlomo Na'aman*, Lassalle, Hannover 1970; *ders.*, Von der Arbeiterbewegung zur Arbeiterpartei. Der Fünfte Vereinstag der Deutschen Arbeitervereine zu Nürnberg im Jahre 1868, Berlin 1976.

Mit dem Übergang von den Honoratiorenvereinen auf lokaler Ebene zu nationalen Massenagitationsverbänden um die Jahrhundertwende verblaßte der ursprüngliche Inhalt des Volksparteikonzepts. Unter dem Konkurrenzdruck organisatorischer Modernisierung und politischer Mobilisierung, den seit Aufhebung des Sozialistengesetzes die spätestens mit ihrem Wahlerfolg im Februar 1890 zur Integrationspartei der (nicht praktizierend katholischen) gewerblichen Lohnarbeiterklasse aufstrebende Sozialdemokratie ausübte, mußten auch die Gruppierungen der Mitte und Rechten den zumindest pseudodemokratischen Charakter eines wählerwirksamen Populismus annehmen: Noch in diesem Jahre 1890 entstand im konfessionellen Bereich der »Volksverein für das katholische Deutschland« als neben dem Klerus künftig wichtigster Strukturkern der Zentrumspartei;[4] für Wien und bald auch andere Regionen des deutschsprachigen Österreich wurden parallel die Christlich-Sozialen des vom Demokraten zum Antisemiten konvertierten späteren Bürgermeisters Karl Lueger ein neuer Typus der volkstümlichen Kampagnenpartei, die vor allem mittelständische Wählerschichten erfaßte.[5] Die preußischen Konservativen schufen sich 1893 mit dem »Bund der Landwirte« gleichfalls ein propagandistisches Integrationsinstrument für die politische Mobilisierung des Agrarmilieus, das den Interessenhintergrund des Junkertums mit Blick auf die quantitativ ausschlaggebenden Bauern- und Landarbeiterstimmen nicht allzu offenkundig hervortreten lassen durfte.[6] Die preußischen Linksliberalen benannten sich zwar in diesem Jahr nach südwestdeutschem Vorbild zur »Freisinnigen Volkspartei« um, blieben aber in der Anwendung von epochemachenden Organisations- und Agitationstechniken zu ihrem wahlpolitischen Nachteil erheblich zurück.[7] Das »nationale Lager«, die Reichspartei (bzw. Freikonservativen) und die seit den 1880er Jahren deutlich nach rechts gerückten preußischen Nationalliberalen, überwanden intern ebenfalls nicht den Honoratiorencharakter, konnten sich jedoch auf ein ideologieverwandtes Umfeld massenwirksamer Gruppierungen wie die Flotten-, Kolonial- und Kriegervereine, den Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verband und den (allerdings elitären) Alldeutschen Verband stützen.[8] In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist vor diesem Hintergrund der populistischen Umprägung bürgerlicher und agrarischer Honoratiorenvereinigungen die Kategorie der Volkspartei immer mehr zum politischen Kampfbegriff gegen das Konzept einer Klassen- oder Konfessionspartei geworden. Der Rekurs auf »das Volk« assoziierte kaum noch die gegen repressive Obrigkeiten auf die Barrikaden gehenden Massen, sondern ein die deutsche »Sehnsucht nach Synthese«[9] verkörperndes Leitbild von »Volksgemeinschaft«. Selbst »völkische«, d. h. den Nationalismus antisemitisch und rassenideologisch aufladende Nebenklänge fanden zunehmende Verbreitung. In diesem Sinne ist es zu verstehen, daß in der

4 Vgl. *Horst W. Heitzer*, Der Volksverein für das katholische Deutschland im Kaiserreich 1890–1918, Mainz 1979.

5 Vgl. *Reinhold Knoll*, Zur Tradition der Christlichsozialen Partei. Ihre Früh- und Entwicklungsgeschichte bis zu den Reichsratswahlen 1907, Graz 1973; *Peter Pulzer*, Die Entstehung des politischen Antisemitismus in Deutschland und Österreich 1867–1914, Gütersloh 1966.

6 Vgl. *Hans-Jürgen Puhle*, Agrarische Interessenpolitik und preußischer Konservatismus im Wilhelminischen Reich (1893–1914). Ein Beitrag zur Analyse des Nationalismus in Deutschland am Beispiel des Bundes der Landwirte und der Deutsch-Konservativen Partei, Hannover 1967.

7 Eine instruktive Strukturanalyse des Liberalismus im Kaiserreich liefert *Dieter Langewiesche*, Liberalismus in Deutschland, Frankfurt 1988, S. 133–64.

8 Vgl. u. a. *Alfred Kruck*, Geschichte des Alldeutschen Verbandes 1890–1939, Wiesbaden 1954; *Iris Hamel*, Völkischer Verband und nationale Gewerkschaft. Die Politik des Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbandes 1893–1933, Frankfurt 1967; *Dirk Stegmann*, Die Erben Bismarcks. Parteien und Verbände in der Spätphase des Wilhelminischen Deutschlands. Sammlungspolitik 1897–1918, Köln/Berlin 1970.

9 So das Stichwort bei *Ralf Dahrendorf*, Gesellschaft und Demokratie in Deutschland, München 1971, S. 151.

Frontstellung gegen die sozialdemokratische Revolutionsregierung des November 1918 sich die verschiedenen, teilweise militant antisemitisch gewordenen konservativen Kräfte als »Deutschnationale Volkspartei« (DNVP) formierten;[10] die traditionelle Agrarpartei wollte damit nach Einführung des Verhältniswahlrechts und der Demokratisierung ihrer Privilegienbastion Preußen einen auch die Stadtbevölkerung ansprechenden Charakterzug präsentieren. Ebenso versuchten sich die Nationalliberalen als »Deutsche Volkspartei« (DVP) – durch Okkupation des seit der 1910 erfolgten Verschmelzung mit den preußischen Linksliberalen zur »Fortschrittlichen Volkspartei« freigegebenen Nimbus der südwestdeutschen Demokraten – von ihrem Image als preußische und industrienahe Partei äußerlich abzusetzen.[11] Wenn sich schließlich das Zentrum vorübergehend »Christliche Volkspartei« nannte, so manifestierten sich darin erste – vom christlichen Gewerkschaftsführer Adam Stegerwald bis zur Gründung der CDU beharrlich verfolgte – tastende Bemühungen um eine interkonfessionelle Wählerbasis, die aber angesichts der offenkundigen katholischen Kontinuität in den Stimmabgaben des Januar 1919 nicht weitergeführt wurden.[12] Bei der »Deutschen Demokratischen Partei« (DDP) war das erstmals im Parteinamen enthaltene und die verfassungspolitischen Gemeinsamkeiten mit der SPD unterstreichende ausdrückliche Bekenntnis zur demokratischen 1848er Tradition der innovative Akzent, während der Linksliberalismus als Volkspartei bereits aus der Vorkriegsära hinlänglich bekannt erscheinen mußte.[13] In der Gründung einer »Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiter-Partei« (NSDAP) dominierte anfänglich die Zielsetzung, den »Marxisten« die proletarische Massenbasis durch die deutsch-völkische Kampfstellung gegen die »Feindmächte« zu entziehen, so daß der Volkspartei-Charakter nicht das ursprüngliche Identifikationsmuster bilden konnte.[14]

Die allmähliche Überwindung sowohl katholischer Konfessions- als auch marxistischer Klassenparteimodelle nach dem Zweiten Weltkrieg, denen offenkundig die umfassende Integrationskraft zur Abwehr der nationalsozialistischen Sammlungsbewegung gefehlt hatte, leitete in die dritte Phase der Transformation im zeitgenössischen Begriffsfeld der Volkspartei über. Für die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts ist zunehmend eine Gegenüberstellung der alle Wählerschichten (»Catch-all«-Prinzip) ansprechenden großen Volksparteien zu jenen Minoritäten- oder Regionalparteien gebräuchlich geworden, die sich bewußt vom nationalen »mainstream« absetzen und gerade daraus ihre Identität schöpfen. Die moderne Volkspartei in diesem Sinne steht zwar zur Stabilisierung ihres Stammwählerpotentials noch in traditioneller Verbindung mit Klientelorganisationen – Gewerkschaften, Kirchen, Bauern- und Gewerbeverbände –, muß aber in einer sich nach Berufsfeldern und Lebensstilen fortschreitend differenzierenden Gesellschaft zugleich um die für Mehrbeitsbildungen vielfach ausschlaggebenden mobilen und individualistischer orientierten Wählerschichten bemüht sein. Während der anachronistische Charakter von Honoratiorenparteien in einer industriellen Massengesellschaft offenkundig war – schon Max Weber und Friedrich Nau-

10 Vgl. *Werner Liebe*, Die Deutschnationale Volkspartei 1918–1924, Düsseldorf 1956.

11 Vgl. *Wolfgang Hartenstein*, Die Anfänge der Deutschen Volkspartei 1918–1920, Düsseldorf 1962.

12 Vgl. *Rudolf Morsey*, Die Deutsche Zentrumspartei 1917–1923, Düsseldorf 1966.

13 Vgl. *Lothar Albertin*, Liberalismus und Demokratie am Anfang der Weimarer Republik. Eine vergleichende Analyse der Deutschen Demokratischen Partei und der Deutschen Volkspartei, Düsseldorf 1972.

14 Vgl. zusammenfassend *Karl Dietrich Bracher*, Die deutsche Diktatur. Entstehung – Struktur – Folgen des Nationalsozialismus, Frankfurt/Berlin/Wien 1979[6]; zum thematisierten Aspekt auch *Detlef Lehnert*, Auf dem Weg zur »nationalen Volksgemeinschaft?« Die Durchsetzung der NSDAP als republikfeindliche Sammlungsbewegung im Parteiensystem und in der politischen Öffentlichkeit, in: *Klaus Megerle* (Hrsg.), Warum gerade die Nationalsozialisten?, Berlin 1983, S. 12–67.

mann haben dazu richtungweisende Darlegungen präsentiert[15] – und sich lediglich die Frage der praktischen Umsetzung unabweislicher sozialer Öffnung über klassische Privilegienträger hinaus stellte, erwiesen sich die Konfessions- und Klassenparteien gerade in Deutschland als zählebiger und konzeptionell tragfähiger. Ein Integrationsmilieu mit vielfältigen Interessen-, Kultur-, Lebenswelt- und Freizeitorganisationen, an dessen Spitze eine Partei lediglich das politische Aktionskomitee zur Außenvertretung darstellte, stiftete gleichermaßen für die im Kulturkampf vom preußischen Obrigkeitsprotestantismus diskriminierte katholische Minderheit wie für die durch das Sozialistengesetz aus der Nation ausgegrenzten Sozialdemokraten eine Weltanschauungs- und Lebensgemeinschaft.[16]

Wenn die Parteieliten um ihrer Regierungschancen willen sich aus dieser soziopolitischen Milieuverankerung lösten und in der Gewißheit der eingewurzelten Organisationstreue der Stammklientel ihre Wahlpropaganda und teilweise auch die gesetzgeberische Praxis nach den Bedürfnissen von mehrheitsbeschaffenden »floating voters« ausrichteten, handelten sie damit zwar zweckrational erfolgversprechend, aber wertrational im Sinne ihres demokratischen Mandats der eigenen Massenbasis durchaus anfechtbar. Zweifellos muß es auf Dauer die Partei- und Staatsverdrossenheit fördern, wenn die magischen 51 % Parlamentsmandate als Richtschnur jeder Volkspartei – in der Regel nur im Koalitionsverbund erzielbar – dazu führen, daß Stammwähler lediglich als gefügige Masse (der im Ernstfall doch nur die Unterstützung des jeweiligen »kleineren Übels« bleibt) behandelt werden und nur Minoritäten mobiler Wechselwähler einschließlich sie besonders umwerbender Kleinparteien als eine neue Klasse von Privilegienträgern erscheinen können. Wenn die akademische wie die populäre Publizistik sich dieser Problematik noch nicht mit dem gebotenen demokratietheoretischen Nachdruck angenommen hat, dürfte dies auch in dem unbewußten Milieueffekt begründet liegen, daß Wissenschaftler wie Journalisten herkunfts- und tätigkeitsbedingt überwiegend zu den »Trendsettern« des neuerlichen »Individualisierungsschubs« gehören; sie können als dergestalt »Liberale« kein Interesse daran haben, für die angemessene Repräsentation der quantitativ breiteren christlichen bzw. gewerkschaftlichen Traditionslinien des deutschen Parteiensystems in der politischen Öffentlichkeit um bedeutungsgerechtes Verständnis zu werben.

Mit den folgenden historisch-soziographischen Untersuchungen zur Volkspartei-Kategorie soll freilich weder die kontroverse Debatte über die Transformation traditioneller Konfessions- und Klassenparteien erneut nachgezeichnet, noch primär ein ideengeschichtlicher und systematisch vertiefter Beitrag zu aktuellen politischen Streitfragen der Parteienentwicklung geleistet werden. Vielmehr ist es auf einem ideologisch vorbelasteten und überfrachteten Themenfeld in besonderem Maße erforderlich, überhaupt erst eine für pointierte Thesen tragfähige historisch-empirische Materialbasis bereitzustellen. Gerade weil die Vorstellungen über die Struktur einer Volkspartei sich im Epochenwechsel geändert haben und zugleich bis heute den systematischen Makel des nicht ungewollt Nebulösen in sich tragen – im politikwissenschaftlichen Fachjargon gefaßt: eines Bemühens um »diffuse support«[17] für Partei- und Regierungshandeln über breit zustimmungsfähige Identifikationen –, wird eine

15 Vgl. *Max Weber*, Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie, Tübingen 1972[5], S. 837–851; *ders.*, Politik als Beruf, in: *ders.*, Gesammelte Politische Schriften, Tübingen 1971[3], S. 503–60; *Friedrich Naumann*, Demokratie und Kaisertum. Ein Handbuch für innere Politik, Berlin 1905[4]; *ders.*, Die politischen Parteien, Berlin 1910.

16 Zu dieser These der historischen Entfaltung von »sozial-moralischen Milieus« vgl. *M. Rainer Lepsius*, Parteiensystem und Sozialstruktur: zum Problem der Demokratisierung der deutschen Gesellschaft, in: *Wilhelm Abel u. a.* (Hrsg.), Wirtschaft, Geschichte und Wirtschaftsgeschichte. Festschrift zum 65. Geburtstag von Friedrich Lütge, Stuttgart 1966, S. 371–93.

17 Zu dieser Kategorie vgl. *David Easton*, A Re-Assessment of Political Support, in: British Journal of Political Science 1975, S. 435–57.

Forschungsstrategie der Operationalisierung um so dringlicher, mit der allein intersubjektive Überprüfbarkeit gewährleistet werden kann. Unter diesem Gesichtspunkt ist es auch für die Nachvollziehbarkeit der einzelnen Gedankenschritte hilfreicher, keine eigene Arbeitsdefinition ex cathedra voranzustellen, sondern sich einstweilen mit der einführenden Ausleuchtung des geschichtlich variablen Begriffsfeldes zu begnügen und die Elemente eines analytischen Konzepts der Volkspartei stufenweise aus der Interpretationsarbeit am Datenmaterial zu entfalten. Zur Klärung des behandelten Gegenstandsbereiches ist allerdings vorauszuschicken, daß ein vorrangiges Interesse der Wählerbasis und nicht der Mitgliederstruktur gewidmet wird. Diese Prioritätensetzung ist zum einen in der für zurückliegende Epochen unzulänglichen Überlieferung differenzierter Mitgliederstatistiken begründet, zum anderen ein Plädoyer zugunsten eines stärker massendemokratisch fundierten als elitentheoretisch inspirierten Forschungsansatzes, der im Hinblick auf das frühzeitig von politischen Mobilisierungszwängen des 1867/71 eingeführten Männerstimmrechts ab 25 Jahren geprägte deutsche Parteiensystem angemessener erscheint.[18]

II. Das regional differenzierte Parteiensystem des Kaiserreichs

Im Zeichen des Kulturkampfes hat die Reichstagswahl 1874 mit einer von 51,0 % (1871) auf 61,2 % angestiegenen Beteiligungsrate eine Struktur des Parteiengefüges verfestigt, die seither nur noch durch den sozioökonomischen Wandel und politische Konflikte wesentliche Modifikationen der Kräfteverhältnisse erfuhr. Die Ausgangssituation war von zwei dominierenden Parteien geprägt: Den Nationalliberalen mit 29,7 % und dem Zentrum mit 27,9 % Stimmenanteil fiel die Rolle zu, den politischen Konfessionalismus des evangelischen bzw. katholischen Bevölkerungsteils antagonistisch zu verfechten; die beiden konservativen Fraktionen, die linksliberale Fortschrittspartei, die Sozialdemokraten und nationalen Minoritätengruppen der Polen und Elsaß-Lothringer als die wichtigsten Konkurrenten blieben jeweils unter 10 % Wähleranhang. Wenn ergänzend zu dieser flächendeckenden Bilanz die lokalen Hochburgen in den insgesamt 397 Wahlkreisen, die ihren Abgeordneten nach dem relativen Mehrheitswahlrecht in den Reichstag entsandten, der Betrachtung zugrunde gelegt werden, bestätigt sich die herausgehobene Stellung der Nationalliberalen und des Zentrums angesichts 21,9 % bzw. 18,9 % bereits im ersten Wahlgang mit über 60 % Stimmenanteil gewonnener Mandate. Die als Katholiken am ehesten in die Nähe des Zentrums zu rückenden Vertreter der sich zur polnischen oder französischen Nationalität bekennenden Minderheiten hatten in ihren begrenzten Territorien aus naheliegenden Gründen ebenfalls eine hohe Integrationskraft. Demgegenüber vermittelten die wenigen Hochburgen der Konservativen (6,0 % beider Fraktionen) noch das Bild regionaler Zersplitterung; gleiches gilt für die linksliberalen Gruppen (7,8 %). Erst recht fehlten bei dem geringen Industrialisierungsgrad der SPD (0,5 %) solche Wahlkreise, in denen sie sich als politische Repräsentation der Bevölkerungsmehrheit durch Überschreiten der 60-%-Schwelle (die wegen der relativ geringen Beteiligung als aussagekräftiges Kriterium dienen soll) bereits ausweisen konnte.[19]

18 Einen problemorientierten Überblick bietet *Peter Steinbach*, Stand und Methode der historischen Wahlforschung. Bemerkungen zur interdisziplinären Kooperation von moderner Sozialgeschichte und den politisch-historischen Sozialwissenschaften am Beispiel der Reichstagswahlen im deutschen Kaiserreich, in: *Hartmut Kaelble* (Hrsg.), Probleme der Modernisierung in Deutschland. Sozialhistorische Studien zum 19. und 20. Jahrhundert, Opladen 1978, S. 171–234.

19 Sämtliche Wahlresultate dieser Periode sind zusammenfassend dokumentiert bei *Gerhard A. Ritter/Merith Niehuss*, Wahlgeschichtliches Arbeitsbuch. Materialien zur Statistik des Kaiserreichs 1871–1918, München 1980, S. 38–42; die Hochburgenanteile über 60 % wurden errechnet aus den Angaben ebda., S. 56 f.

Die von Bismarck – über das verfassungsmäßig vorgesehene Auflösungsrecht des Kaisers – erwirkten vorgezogenen Reichstagswahlen 1878 verstärkten einen bei dem regulären Urnengang ein Jahr zuvor eingeleiteten Trend zur Etablierung einer dritten Integrationspartei für geschlossene Regionalbereiche: In sämtlichen ostelbisch-protestantischen Landgebieten erzielte die – sich nach der Anerkennung der ihr preußisches Sonderbewußtsein beeinträchtigenden Reichsgründung nunmehr Deutschkonservative nennende – konsequent restaurative zusammen mit der gemäßigt konservativen Fraktion (Reichspartei) die absolute Mehrheit. Auch im anderenorts teilweise gewerblich geprägten preußischen Gesamtstaat, aus dem mehr als 60 % aller abgegebenen Stimmen zum Deutschen Reichstag stammten, hatten die Konservativen mit 31,2 % den weitaus größten Wähleranhang vor dem Zentrum (23,4 %) und den schwer geschlagenen Nationalliberalen (18,8 %) gewonnen; selbst auf Reichsebene zeigte sich noch diese relative konservative Mehrheit (27,6 %) gegenüber Zentrum und Nationalliberalen (je 23,1 %). Wie das Zentrum aus der Defensive des Kulturkampfes gegen die protestantische Mehrheitskonfession und nationalliberale Reichsgründungspartei zur unbestrittenen Repräsentation des katholischen Bevölkerungsteils aufgestiegen war, zogen die Konservativen aus der Agrarkrise der späten 1870er Jahre den Nutzen einer antiliberalen Abwehrhaltung in der ländlichen Gesellschaft. Die den Wahlkampf – infolge zweier von politisch indifferenten und konfusen Individualtätern begangener Mordversuche gegen den Kaiser – gleichfalls prägende und vom Regime Bismarck zielstrebig genutzte Pogromstimmung in Richtung der Sozialdemokratie trug gleichfalls dazu bei, ein breites konservatives Milieu im protestantischen Deutschland gegen die solchen Agitationsfeldzügen nicht gewachsene nationalliberale Honoratiorenpartei zu konstituieren. Indem die Nationalliberalen durch doppelte Abkehr von früheren Prinzipien der Gedanken- und Handelsfreiheit – Zustimmung zum Sozialistengesetz und teilweise Billigung von Schutzzollvorlagen – eine Rechtswende in Anpassung an den Regierungskurs Bismarcks vollzogen, verloren sie 1881 endgültig den Rang einer hegemonialen Partei in der gewerblichen Hälfte außerhalb des katholischen Drittels der Reichsterritorien.[20]

Die bereits das Auslaufen des Sozialistengesetzes widerspiegelnden Reichstagswahlen im Februar 1890 dokumentierten die fortgeschrittene Differenzierung in fünf nahezu gleichstarke Wählerblöcke: 19,7 % Stimmen der SPD, 19,1 % aller Konservativen, 18,6 % des Zentrums, 18,0 % aller Linksliberalen und 16,3 % der Nationalliberalen gestatteten auf nationaler Ebene nicht mehr umstandslose Rückschlüsse hinsichtlich eindeutiger Sozialprofile insbesondere der beiden liberalen Parteien; deren landläufige Charakterisierung als »bürgerlich« hüllt die relevanten Fragestellungen mehr in einen griffigen Wortschleier, als daß sie den Blick auf spezifischere Interpretationen des Zusammenhangs von Parteiensystem und Interessen- sowie Ideologieprofilen freilegen würde. Für die Wilhelminische Periode kann die Reichstagswahl von 1903 ein durchschnittliches Niveau der steigenden Beteiligungsrate (76,1 %) wie des unter den Bedingungen forcierten Wirtschaftswachstums seit der zweiten Hälfte der 1890er Jahre sich beschleunigenden Wandels der Parteipräferenzen vermitteln. Tab. 1 verdeutlicht nach dem Kriterium der Wahlkreisgewinne die Abhängigkeit der politischen Kräfteverhältnisse von den dominierenden Wirtschaftssektoren.[21]

---

20 Zu den preußischen Wahldaten zum Reichstag vgl. ebda., S. 67–83; den innenpolitischen Richtungswechsel bis Mitte der 80er Jahre im Umfeld des Liberalismus analysiert *Elfi Bendikat*, Wahlkämpfe in Europa 1884 bis 1889. Parteiensysteme und Politikstile in Deutschland, Frankreich und Großbritannien, Wiesbaden 1988, S. 25–113.

21 Die nach üblichem Muster gerundeten Prozentangaben wurden errechnet aus *Ritter/Niehuss*, Arbeitsbuch, S. 102; das Zuordnungskriterium bildete eine absolute Mehrheit von landwirtschaftlichen oder gewerblichen (industriellen und handwerklichen) Arbeitskräften samt Familienangehörigen in einem Wahlkreis bzw. in der mittleren Kategorie das Fehlen eines solchen eindeutigen Übergewichts (auch unter Berücksichtigung des tertiären Sektors).

Tab. 1: Stimmenanteile nach Wirtschaftsregionen

Reichstagswahl 1903	195 gewerbliche Wahlkreise	98 gemischte Wahlkreise	104 agrarische Wahlkreise
Konservative	3 %	19 %	30 %
Reichspartei	3 %	11 %	4 %
Zentrum	18 %	33 %	32 %
Nationalliberale	17 %	9 %	8 %
Linksliberale	11 %	13 %	2 %
SPD	39 %	4 %	0 %
Sonstige	9 %	11 %	24 %
	100 %	100 %	100 %

Noch als ein Erbe des tendenziellen Zweiparteiensystems der Kulturkampfzeit hatten Nationalliberale und Zentrum auch eine Generation später das ausgeglichenste Strukturprofil einer Bindung an unterschiedliche Produktionsverhältnisse, wobei die schwächere gewerbliche Basis der katholischen Partei insofern nicht überinterpretiert werden darf, als diese Konfession traditionell in den Industriezentren seltener beherrschend anzutreffen war. Wo ausnahmsweise eine besonders hohe Rate der gewerblichen Beschäftigung in katholischen Gebieten vorgefunden wurde, wie z. B. im überwiegenden Teil des Regierungsbezirks Düsseldorf, stand dies einer Mehrheitsposition des Zentrums durchaus nicht im Wege.[22] Den ausgeprägtesten Konzentrationseffekt verzeichnete die SPD, der fast ausschließlich in den industriell entwickelten Reichsteilen ein Wahlkreisgewinn gelingen konnte. Allein dort waren absolute Mehrheiten oder jedenfalls dicht an diese Schwelle heranreichende Ergebnisse möglich, die für Stichwahlen eine Erfolgschance boten. Denn die SPD konnte 1903 angesichts gegen sie gerichteter Bündnisse lediglich 21 % der Stichwahlen gewinnen, das gleichfalls relativ isolierte Zentrum 33 %, wogegen die Konservativen 57 %, die Nationalliberalen 69 % und die Freisinnige Volkspartei sowie die Reichspartei 88 % siegreiche zweite Wahlgänge verbuchten.[23] Das gute Abschneiden der Linksliberalen ist nicht verwunderlich, da sie bei einer Stichwahl gegen Konservative auf sozialdemokratische, gegen die SPD auf nationalliberale und konservative Unterstützung rechnen durften. Die für eine im Parteiensystem vergleichsweise weit rechts stehende Gruppierung ungewöhnlich günstige Stichwahlposition der Reichspartei im Jahre 1903 erklärt sich aus ihrer Mittlerrolle zwischen agrarkonservativen und gewerblich-nationalliberalen Kreisen. Aufgrund dieser spezifischen Funktion war die Reichspartei, wie die tabellarische Übersicht dokumentiert, nur in den gemischt strukturierten Wahlkreisen nennenswert vertreten. Demgegenüber fehlte den Konservativen in gewerblichen, den Linksliberalen in agrarischen Gebieten eine hinreichende Massenbasis.

Eine weitere Annäherung an die unterschiedliche Wählerverankerung der Parteien ist über die Konfessionsverteilung der Wahlkreiserfolge von 1903 möglich, die ebenfalls in tabellarischer Form zusammengestellt werden kann (Tab. 2):[24]

22 Vgl. ebda., S. 80; das 1907 dort erreichte Niveau von 63,7 % Arbeitskräften des gewerblichen Sektors wurde nur noch im Regierungsbezirk Arnsberg (Westfalen) mit 67,2 % übertroffen (S. 78).

23 Diese Anteile ergeben sich aus der Zusammenstellung ebda., S. 125.

24 Vgl. die Basisdaten bei *Adolf Braun*, Die Reichstagswahlen von 1898 und 1903, in: Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik 1903, S. 556 ff.

Tab. 2:
A. Anteil der Wahlkreise, in denen eine Partei über 60 % der Stimmen im ersten Wahlgang erreichte

	überwiegend katholisch, davon		überwiegend evangelisch, davon	
	bis 75%	über 75 %	bis 75 %	über 75 %
Konservative	2 %	0 %	0 %	7 %
Reichspartei	0 %	0 %	0 %	1 %
Zentrum	17 %	61 %	0 %	0 %
Nationalliberale	0 %	0 %	0 %	1 %
Linksliberale	0 %	0 %	0 %	0 %
SPD	0 %	0 %	0 %	9 %

B. Anteil der Wahlkreise, in denen eine Partei mindestens 40 % der Stimmen im ersten Wahlgang erreichte

	überwiegend katholisch, davon		überwiegend evangelisch, davon	
	bis 75%	über 75 %	bis 75 %	über 75 %
Konservative	4 %	1 %	13 %	25 %
Reichspartei	13 %	0 %	7 %	4 %
Zentrum	52 %	80 %	4 %	0 %
Nationalliberale	13 %	3 %	13 %	8 %
Linksliberale	0 %	0 %	4 %	3 %
SPD	8 %	3 %	24 %	44 %

C. Anteil der Wahlkreise, in denen eine Partei mindstens 20 % der Stimmen im ersten Wahlgang erreichte

	überwiegend katholisch, davon		überwiegend evangelisch, davon	
	bis 75%	über 75 %	bis 75 %	über 75 %
Konservative	8 %	5 %	24 %	41 %
Reichspartei	19 %	2 %	13 %	8 %
Zentrum	65 %	86 %	58 %	2 %
Nationalliberale	35 %	10 %	62 %	33 %
Linksliberale	2 %	1 %	22 %	34 %
SPD	17 %	20 %	78 %	79 %

Wenn von dem keiner näheren Erläuterung bedürfenden Zusammenhang zwischen Katholikenanteil und Zentrumsstimmen abgesehen wird, ergibt sich bei den anderen Parteien eine bemerkenswerte Parallele zwischen der Streubreite der Repräsentanz innerhalb der Wirtschafts- und Konfessionsstruktur: Die eindeutig nicht-gewerblichen Konservativen, die ebenso klar nicht-agrarischen Linksliberalen und die allein in Gewerbezentren erfolgreichen Sozialdemokraten wiesen auch das ausgeprägteste protestantische Konfessionsprofil auf. Die Reichspartei konnte ihre Position als Kompromißlösung zwischen den Deutschkonservativen und den Nationalliberalen offenkundig gerade in den konfessionell, vielfach zugleich national (gegenüber den Polen) umkämpften Wahlkreisen entfalten, wo nur ein ge-

schlossenes Auftreten der preußisch-protestantischen Kräfte eine Siegeschance bot. Daß die Nationalliberalen in den konfessionell gemischten Regionen auf breiter Ebene stark vertreten waren, deutet weiterhin auf ihre Tradition als Vorposten des antikatholischen Kulturkampfes hin. Überdies bestand dort unter dem Konkurrenzdruck des Zentrums und der ohnehin reichsweit kandidierenden Sozialdemokraten nur für einen nicht-katholischen und nicht-sozialistischen Bewerber eine Aussicht, in die Stichwahl zu kommen, so daß sich dafür im Spektrum von Linksliberalen bis Konservativen einzig nationalliberale Kandidaten konsensfähig anboten. Insofern ist es im System des relativen Mehrheitswahlrechts unverzichtbar, neben den Milieubindungen der ihren Einfluß aus Hochburgen schöpfenden Parteien (Zentrum, SPD, Konservative) auch die strategisch-funktionelle Komponente der Entscheidung für die weitgehend auf Bündnisse im zweiten Wahlgang angewiesenen Gruppierungen mit weniger eindeutiger Konfessions- oder Sozialstruktur zu beachten.

Bei einem Übergang von der globalen zu einer nach 54 Gebietseinheiten (Regierungsbezirke, Provinzen, Klein- und Stadtstaaten) aufgeschlüsselten Betrachtungsweise läßt sich die Parteienstruktur nach dem Stand von 1903 noch präziser definieren:[25] Die Konservativen können am treffendsten als Partei der altpreußischen Agrarregionen charakterisiert werden, da sie ihre extremen Hochburgen in Pommern und Ostpreußen, teilweise auch in Brandenburg, Schlesien und Westpreußen hatten. Der stärker funktionelle Charakter der Reichspartei bestätigt sich durch das Fehlen solcher auffälligen Konzentrationen. Wenn auch konfessionell und nicht durch die ertragsstarke Gutswirtschaft bedingt, vermitteln die Zentrumsschwerpunkte im äußersten Süden und Westen ebenso wie jene der Konservativen im äußersten Osten und Nordosten, topographisch gesehen, den Eindruck einer gewissen Randständigkeit innerhalb des Reiches. Die Lokalisierung der linksliberalen Erfolgsgebiete läßt sich hingegen als insular beschreiben, da Stimmenanteile von auch nur über 25 % einerseits lediglich in kleinsten Einheiten wie der Hansestadt Bremen und dem Fürstentum Lippe auftauchten, andererseits als chancenreiche Oppositionsgruppe gegen die dominierenden Konservativen in einzelnen ostelbischen Bezirken (Köslin, Stralsund) im Zusammenhang mit einem Kandidaturverzicht der Nationalliberalen. Eine genuine Ausnahme bildete der agrarisch-gewerbliche Mischbezirk Liegnitz (Schlesien), der 1881 im Protest gegen die Schutzzollpolitik den Nationalliberalen entglitten war, und in dem sich die Linksliberalen als Mittelgruppe zwischen etwa gleichstarken konservativen und sozialdemokratischen Blöcken ebenfalls um ca. 30 % Stimmenanteil behaupten konnten. Nach dem gleichen Kriterium der 25-%-Grenze gab es nationalliberale Schwerpunkte auch nur in den Regionen Anhalt, Magdeburg, Hannover, Braunschweig, Arnsberg (Westfalen), Trier, Pfalz, Baden und Hessen (9 von 54), also in gewerblichen und konfessionellen Mischgebieten oder in Abgrenzung von Partikularisten (Welfen), was den strategischen und weniger milieugebundenen Wesenszug der Unterstützung für diese Partei untermauert. Demgegenüber lag die SPD im wesentlichen nur in den extremen Hochburgen der Konservativen, des Zentrums oder der nationalen Minderheiten unter 25 %; sie verzeichnete Rekordergebnisse in Berlin (66,8 %), Hamburg (62,1 %) und dem Flächenstaat Sachsen (58,8 %), wobei die Schwerpunkte auch sonst ein hohes Maß an Zentralität innerhalb des Reichsterritoriums parallel mit den Industrieregionen verkörperten.

Ein viertes Gliederungsprinzip neben den Wirtschaftssektoren, der Konfession und der Region ist mit einer ebenso gesicherten Datenbasis auf der Aggregatebene die Stadt-Land-Polarität. Die Existenz einer detaillierten Statistik für die Reichstagswahlen 1898 und 1912 mit gesondertem Nachweis der Parteienanteile nach vier Gemeindegrößenklassen (unter 2 000 Einwohner = Landgemeinden, 2 000–10 000 = Kleinstädte, 10 000–100 000 = Mittelstädte, über 100 000 = Großstädte) der 22 größeren Staats- oder Provinzialverbände ermöglicht so-

25 Vgl. die Tabellen in: *Ritter/Niehuss*, Arbeitsbuch, S. 67–96.

mit die Abrundung der bislang herausgearbeiteten Befunde und eine nähere Bestimmung der noch diffus gebliebenen Konturen der häufig strategisch und damit diskontinuierlich gewählten liberalen Gruppen und der Reichspartei. Um zunächst die Stadt-Land-Verteilung innerhalb des Parteiensystems der Wilhelminischen Periode im Überblick erfassen zu können, ist eine strukturierende Tabelle für die am Anfang und Ende der imperialistischen Wachstumskonjunktur stehenden Reichstagswahlen aussagekräftig (Tab. 3).[26]

Tab. 3: Stimmenanteile nach Gemeindegrößenklassen

	Gemeinden 1898				
	unter 2 000	2 000–10 000	10 000–100 000	über 100 000	gesamt
Bevölkerungsanteil	52,7 %	17,6 %	15,8 %	13,9 %	100,0 %
Konservative	15,9 %	7,4 %	6,5 %	3,7 %	11,1 %
Reichspartei	5,6 %	4,5 %	4,3 %	0,4 %	4,4 %
Zentrum	23,4 %	19,5 %	14,6 %	6,5 %	18,8 %
Nationalliberale	11,8 %	13,6 %	14,9 %	11,0 %	12,5 %
Linksliberale	7,4 %	10,1 %	11,2 %	15,5 %	9,7 %
SPD	14,2 %	32,8 %	37,9 %	53,8 %	27,2 %
Sonstige	21,7 %	12,1 %	10,6 %	9,1 %	16,3 %
	100,0 %	100,0 %	100,0 %	100,0 %	100,0 %

	Gemeinden 1912				
	unter 2 000	2 000–10 000	10 000–100 000	über 100 000	gesamt
Bevölkerungsanteil	39,8 %	18,9 %	19,9 %	21,3 %	100,0 %
Konservative	17,5 %	5,7 %	3,8 %	2,2 %	9,2 %
Reichspartei	4,6 %	2,6 %	2,0 %	1,4 %	3,0 %
Zentrum	20,5 %	19,8 %	12,2 %	9,6 %	16,4 %
Nationalliberale	12,8 %	15,0 %	15,6 %	12,1 %	13,6 %
Linksliberale	8,8 %	12,1 %	15,2 %	16,0 %	12,3 %
SPD	19,0 %	35,8 %	43,5 %	54,9 %	34,8 %
Sonstige	16,8 %	9,0 %	7,7 %	3,8 %	10,7 %
	100,0 %	100,0 %	100,0 %	100,0 %	100,0 %

Das ländliche Gepräge der konservativen Wählerschaft mit bis 1912 sogar zunehmender Tendenz wird durch die Datenreihen eindrucksvoll unterstrichen: Mehr als drei Viertel ihrer Stimmen wurden in Gemeinden bis 2 000 Einwohnern abgegeben. In dieser Kategorie lag der Extremwert der Provinz Pommern 1912 bei 68,9 % konservativen Stimmenanteils. Für die Reichspartei wie das Zentrum ist die Charakterisierung angebrachter, daß ihre

26 Vgl. ebda., S. 116. Die Kategorie der Gemeinden von 10 000–100 000 Einwohnern mußte aus den in der amtlichen Statistik nachgewiesenen Angaben für alle Städte mit 10 000 und mehr Bewohnern abzüglich der von *Ritter/Niehuss* ermittelten gesonderten Großstadtwerte errechnet werden; die Deutsche Volkspartei ist in dieser Quelle 1898 unter »Regionalparteien« (bzw. »Sonstige«) und nicht bei den Linksliberalen berücksichtigt.

Schwerpunkte überwiegend im ländlichen und auch im kleinstädtischen Bereich lagen. Dementsprechend findet sich 1898 der höchste Wert der Reichspartei zwar in Landgemeinden der als preußische Provinz einverleibten Teile Sachsens (25,7 %), an nächster Stelle folgen aber die westpreußischen Kleinstädte (23,0 %) und die Posener Mittelstädte (21,1 %) – bezeichnenderweise also sämtlich preußische Grenzkonfliktgebiete. Dem Zentrum fielen 1912 absolute Mehrheiten in den Landgemeinden der Rheinprovinz (73,7 %) und Bayerns (51,4 %) zu, der preußische Zwergbezirk Hohenzollern-Sigmaringen (inmitten württembergischen Territoriums) ist lediglich wegen des Rekordwertes von 76,2 % der Landgemeinden und zur Stützung der These erwähnenswert, daß kulturkampfbedingt die Integrationskraft der preußischen Zentrumspartei am höchsten war. Bemerkenswert ist in diesem Sinne ein Zentrumsanteil in den Kleinstädten der preußischen Rheinprovinz von 64,3 %, der angesichts des hohen Arbeiteranteils vor allem in den Bergbaugebieten mit spezifischer Siedlungsform auf die Bedeutung der sozialen Lebenswelt jenseits der bloßen Berufszugehörigkeit hindeutet; denn in der mittelstädtischen Kategorie sank die Zentrumsstärke bereits drastisch auf 38,1 % (vor allem zugunsten der SPD), ohne daß dort von einer völlig konträren Sozialstruktur auszugehen ist. Die anscheinend gegen den Trend laufende Verbesserung der Zentrumsposition in Großstädten von 1898 bis 1912 ist überwiegend darauf zurückzuführen, daß der Bevölkerungszuwachs in der Rheinprovinz sowie Westfalen weit überproportional zu Buche schlug.

Die SPD war 1898 wie 1912 die eindeutig stärkste Partei aller städtischen Kategorien und erreichte klare absolute Mehrheiten in den Ballungszentren über 100 000 Einwohner. Während dort die Konservativen jedoch kaum existierten und das Zentrum 1912 mit 10 % hinter beiden liberalen Gruppierungen vertreten war, spielte die SPD auch in den Landgemeinden dicht hinter dem Zentrum und reichsdurchschnittlich vor den Konservativen eine nicht völlig unerhebliche Rolle, die freilich regional zu differenzieren ist: In den Hochburgen der Konservativen und des preußischen Zentrums waren die Sozialdemokraten auch 1912 in Landgebieten eine Splitterpartei, wogegen sie in Sachsen 47,2 % infolge der Regionalstruktur von »Industriedörfern« verbuchten. Gleichwohl stammten die höchsten SPD-Anteile 1912 aus den Metropolen wie Berlin (75,6 %) und seinen wachsenden Vorstädten (durchschnittlich 62,1 %), aus Hamburg (ohne Umland: 62,3 %) sowie Altona (1898: 73,0 %). Erwähnenswert ist der bis 1912 forcierte Zuwachs des SPD-Anteils von einem ursprünglich niedrigen Niveau in den Landgemeinden, Klein- und Mittelstädten Bayerns und Württembergs, wo weder die Konservativen bei der Agrarbevölkerung noch das Zentrum zugleich im Mittelstand und bei Arbeitern eine mit Preußen vergleichbare Integrationskraft aufwiesen. Den Reichstagswahlkreis München II konnte die SPD 1912 im ersten Wahlgang mit über 60 % Stimmenanteil erobern – ein für eine katholische Stadt des Rheinlandes in dieser Höhe völlig undenkbares Phänomen.

Im Hinblick auf das liberale Spektrum läßt sich immerhin erkennen, daß der linke Flügel vor allem im großstädtischen Bereich – dort an zweiter Stelle hinter der SPD – seinen Schwerpunkt hatte. In den preußisch-protestantischen Großstädten gab es fast ausnahmslos den Gegensatz von Sozialdemokratie und Linksliberalismus, was die Kooperation beider noch am ehesten politisch benachbarten Parteien gegen die im Landtag des Dreiklassenwahlrechts den Konservativen alternativ möglichen Mehrheitsblöcke mit dem Zentrum und den Nationalliberalen lange Zeit belastete. Eine dezidierte Ausnahme in dieser urbanen Ausprägung des Linksliberalismus bildete einzig Württemberg, weil die Tradition der Deutschen Volkspartei angesichts der auch schon 1898 zu verzeichnenden relativen Schwäche der konservativen Konkurrenz in evangelischen Landgemeinden ein breites Spektrum umschloß. Für die Systematik von regional unterschiedlichen sozialen Polarisierungseffekten im Parteiengefüge bei nicht unzweideutig milieugebundenen Gruppierungen ist es aufschlußreich, daß in Stuttgart gerade die Nationalliberalen (1912: 46,1 %) den bürgerlich-mittelständischen Kontrahenten zur Sozialdemokratie bildeten, weil die Volkspartei eher

als provinziell und statusniedriger wahrgenommen wurde. Für solche antiregionalistischen und reichsorientierten Absetz- und Prestigefaktoren waren die Nationalliberalen offenbar prädestiniert, denn auch in den wohlhabenden Großstädten der Rheinprovinz (21,0 %) und Westfalens (28,5 %) bildeten sie die alleinige dritte Kraft neben Zentrum und SPD; sie dürfen dort ohne Bedenken hinsichtlich eines nichtssagenden Klischees als ausgesprochen bürgerliche Partei eingestuft werden. Den funktionalen Charakter der Nationalliberalen mit hoher Varianz der Wählerstruktur unterstreichen die übrigen Hochburgen bei den Reichstagswahlen von 1912: In Landgemeinden Hamburgs (28,6 %) ersetzten sie (wie früher in Schleswig-Holstein) die fehlenden Konservativen als Agrarpartei, ebenso im Großherzogtum Hessen (29,0 %). In der Provinz Hannover blieben sie in Landgemeinden (28,3 %) und Kleinstädten (29,1 %) die preußentreue Kampfpartei gegen den Welfenpartikularismus, für die sächsischen Großstädte (28,5 %) wird eine solche nationale Komponente neben dem Klassenkonflikt mit der dominierenden SPD ebenfalls anzunehmen sein. Allein in Baden, wo die Nationalliberalen traditionell die Landesregierung stellten und den Beamtenapparat beherrschten, hatten sie als Konkurrent vor allem des Zentrums eine breitere Verankerung von den Landgemeinden (27,0 %) über Kleinstädte (26,5 %) bis hin zu Mittelstädten (24,3 %) – bei Defiziten in den beiden Großstädten Mannheim und Karlsruhe (16,9 %) wegen der absoluten Mehrheit der SPD und zugleich einer oppositionellen Strömung der Linksliberalen (15,0 %).[27]

Um von der präsentierten Soziographie des Parteiensystems auf der Gebietsebene zu tragfähigen Aussagen über das individuelle Wahlverhalten zu gelangen, wären für das Kaiserreich selbst größeren Forschungsprojekten mit beträchtlichen Ressourcen deutliche Grenzen gesetzt.[28] Zunächst müßten die aus den amtlichen Statistiken zu gewinnenden Datensätze in hoher Kongruenz mit der Zusammensetzung der abgegebenen Stimmen stehen – eine kaum einlösbare Forderung angesichts von Enthaltungsquoten, die bis zur Jahrhundertwende zumeist noch ein Drittel der Wahlberechtigten ausmachten und deren soziale Aufschlüsselung außerhalb bloßer Spekulation methodisch nicht zu bewerkstelligen ist. Zusätzlich fehlen teilweise die Voraussetzungen zur statistischen Isolierung auch nur der Wahlberechtigten (Männer ab 25 Jahren), überdies waren die Mobilitätsraten gerade in den industriellen Ballungszentren mit ihren besonders auffälligen soziopolitischen Wandlungsprozessen dermaßen hoch[29], daß z. B. eine Berufszählung wie die von 1907 tatsächlich nur für dieses Wahljahr einigermaßen zuverlässige Basisdaten liefern kann (wegen der Saisonarbeiten sowie anderer Differenzen zwischen Betriebsstätten- und Wohnortprinzip wäre selbst diese günstigste Grundlage regional noch mit spürbaren Verzerrungen behaftet). Schließlich würden ohnehin lediglich als grobe Annäherungen durchführbare Regressionsanalysen in ihrer Aussagekraft durch die spezifischen Effekte des relativen Mehrheitswahlrechts eingeschränkt bleiben. Wenn beispielsweise eine nach allen Regeln der statistischen Methodenlehre unanfechtbar vorgehende Quantifizierung des linksliberalen Stimmenanteils bei Angestellten auf einen (willkürlich gesetzten) Korridor von 40 bis 50 % möglich wäre, könnte dieser hohe Wert (und dies ist eine gewiß zutreffende Tendenzaussage) insofern ein Datenkonstrukt sein, als dieser überwiegend in städtischen Wahlkreisen anzutreffenden Berufsgruppe dort zumindest auf protestantischem Terrain überproportional häufig zur dominierenden SPD einzig ein linksliberaler Gegenkandidat angeboten wurde.

Wie wenig unter den Bedingungen des relativen Mehrheitswahlrechts in Gebieten mit hege-

27 Alle Wahlziffern zur regionalen Gliederung der Parteienstärke nach Gemeindegrößenklassen sind entnommen ebda., S. 104–15; für die badischen Großstädte hat sich dort ein Druckfehler eingeschlichen; das Wahlergebnis der SPD von 1912 muß wohl korrekt 54,5 % lauten (ebda., S. 113).

28 Darauf verweisen nachdrücklich *Ritter/Niehuss*, Arbeitsbuch, S. 18 f.

29 Vgl. dazu *Dieter Langewiesche*, Wanderungsbewegungen in der Hochindustrialisierungsperiode, in: Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 1977, S. 1–40.

monialer Partei die Stimmenanteile aller anderen Gruppierungen bei einzelnen Wahlen aussagen, läßt sich auch exemplarisch an einem Vergleich der sächsischen Landtagswahl von 1909 mit der Reichstagswahl 1912 illustrieren. Allein der minimale Zuwachs des SPD-Anteils von 53,8 % auf 55,0 % lag im allgemeinen Trend von gut zwei Jahren weiterer Industrialisierung, ansonsten zeigten sich die örtlichen Zufälligkeiten der Absprachen des meist wenig chancenreichen gegnerischen Spektrums. Dem Reichstrend und der vorausgegangenen Landtagswahl konträr sollten die Linksliberalen in sächsischen Großstädten in dieser Zeitspanne schwächer geworden sein als selbst in den Landgemeinden – was sich schlüssig nur mit der Einigung auf Nationalliberale als Kompromißkandidaten erklären läßt. Da offenbar auf dem Lande solche Verständigung nicht bzw. auf die Gruppierungen gleichmäßiger verteilt erfolgte, waren dort neben nationalliberalen auch konservative und linksliberale Stimmen nennenswerter vertreten.[30]

Eine an der Leitfrage einer historischen Typologie des deutschen Parteiensystems und besonders seiner wahlsoziologischen Ausprägung im Volksparteimodell orientierte Zwischenbilanz für das Kaiserreich wird die SPD als einzige relativ klar konturierte Klassenpartei der gewerblichen Lohnarbeiterschaft identifizieren können. Das Zentrum war vorwiegend in Landgemeinden und Kleinstädten (vor allem des rheinisch-westfälischen Raumes) die katholische Volkspartei schlechthin, anderenorts ergaben sich durchaus beträchtliche soziale Fragmentierungen in Richtung der SPD bei Arbeitern, spezifischen Agrarbewegungen (Bayern) oder nationalliberaler Präferenz von bürgerlichen Schichten. Wenn das Zentrum auch nur 50–60 % aller deutschen Katholikenstimmen auf sich vereinigte, kann es gleichwohl unzweideutig als Konfessionspartei charakterisiert werden, weil es bei anderen Glaubensgemeinschaften keine Unterstützung fand und innerhalb der Katholiken den stärker kirchengebundenen Bevölkerungsteil repräsentierte. Auch die Konservativen als das dritte in Milieuhochburgen verankerte politische Lager sind, von der Wählerbasis her betrachtet, nicht als Klassenpartei zu bezeichnen (selbst die großagrarische Führungsgruppe war mehr eine Kaste bzw. Standesgruppe im traditionellen Sinne). Vielmehr traten sie jedenfalls unter den Bedingungen des relativen Mehrheitswahlrechts vorrangig als altpreußische Regionalpartei auf, die in ihren Stammgebieten außer selbständigen Landwirten auch große Teile der anderen Mittelstandsgruppen sowie Beamte und Landarbeiter als Wähler einzubinden vermochte.

Die Linksliberalen lassen sich am ehesten als eine Partei von Stadtbürgern ansprechen, wenn dieser Begriff nicht auf die eigentliche Bourgeoisie, die als Stimmenpotential zweitrangigen Privilegienträger von Bildung und Besitz, verengt wird, sondern die alten und neuen Mittelschichten wie z. B. Kaufleute und Angestellte einschließt. Der in der Reichsgründungsperiode auch an der Wählerbasis führende Nationalliberalismus erscheint am Ende des Kaiserreiches geradezu als Residualkategorie: Nicht die positive Identifizierbarkeit, sondern die Distanz gleichermaßen zum sozialdemokratischen Arbeiter-, konservativen Agrar-, katholischen Zentrums- und freisinnigen Stadtbürgermilieu skizziert die überaus heterogene nationalliberale Wählerschaft. Immerhin waren bei ihr Restelemente des tendenziellen Volksparteicharakters der 1870er Jahre noch erkennbar, insofern sie in der regionalen Verbreitung sowie der Verteilung nach Konfession und Wirtschaftssektoren – allerdings mangels eindeutiger Hochburgen nur jeweils bei Minderheitsgruppen – die einzige »nationale« Partei nicht allein im ideologischen Anspruch blieb. Bei der Reichspartei überwogen diese hinsichtlich der liberalen Gruppierungen bereits erheblichen Akzente in Richtung einer politischen Strömung, die einzig in ihrer funktionalen Bedeutung innerhalb des nicht-sozialdemokratischen und nicht-katholischen Wählerspektrums punktuell auftrat und zunehmend nur noch vom einstigen Nimbus der »Bismarckpartei sans phrase« lebte.

30 Vgl. *Ritter/Niehuss*, Arbeitsbuch, S. 112, 179.

III. Der polarisierte Parteienpluralismus der Weimarer Republik

Im Übergang vom Kaiserreich zur Weimarer Republik ist nicht nur das Verhältniswahlsystem anstelle der relativen Mehrheitswahl, sondern auch die erweiterte Grundlage der Stimmenrekrutierung angesichts des Frauenwahlrechts und der Senkung der Altersgrenze auf 20 Jahre zu beachten. Allerdings schlagen diese Verschiebungen bei der Betrachtungsweise auf der Gebietsebene weniger als hinsichtlich der Interpretation individualorientierter Wählerströme zu Buche, weil der Frauen- und Jungwähleranteil keine nennenswerten Regionaleffekte aufwies. So ist die Ermittlung eines Urbanitätsquotienten der Parteilager aus dem Verhältnis ihres Stimmenanteils in Großstädten zu den Landgemeinden in der Kontinuitätslinie vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zur Errichtung der NS-Diktatur möglich und sinnvoll (Tab. 4).[31]

Tab. 4: Die Stadt–Land-Proportionen der Parteien

	1898	1912	1920	1924 a	1928	1930	1932 a	1933
KPD (1920: + USPD)	–	–	2,09	2,35	3,60	3,20	2,90	3,12
SPD	3,91	2,85	1,16	1,26	1,40	1,37	1,64	1,59
SPD + KPD (1920: + USPD)	3,91	2,85	1,53	1,57	1,77	1,81	2,04	2,06
Liberale (DDP/DVP)	1,34	1,28	1,71	1,97	2,25	2,51	1,92	3,57
Konservative (DNVP)	0,20	0,16	0,45	0,64	0,67	0,81	1,02	1,00
Zentrum (+ BVP)	0,29	0,46	0,51	0,46	0,53	0,53	0,52	0,65
NSDAP	–	–	–	1,33	1,18	0,99	0,81	0,73
Sonstige (ohne Polen etc.)	0,80	0,19	0,40	0,86	0,40	0,47	0,50	0,50

Basis: Anteil in Großstädten (über 100 000 Einwohnern) in Relation zum Anteil in Landgemeinden (unter 2 000), jeweils bezogen auf die Wahlberechtigten insgesamt. 1924 a = Mai 1924, 1932 a = Juli 1932.

Bereits mit der Entwicklung dieser Urbanitätsquotienten, in die vielfältige Merkmale der Sozialstruktur komprimiert eingespeichert sind, lassen sich Annäherungen an den Volksparteitypus in der Weimarer Republik ebenso wie gegenläufige Tendenzen quantitativ bestimmen. Wegen der besonderen Stärke zunächst der USPD und später der KPD als Erben früherer großstädtischer Hochburgen der Vorkriegssozialdemokratie wies die Weimarer SPD vor allem in ihrer Schwächeperiode der Reichstagswahlen im Juni 1920 und Mai 1924 kaum noch eine Stadt-Land-Polarität auf. Über einen ähnlichen Desintegrationseffekt ihrer – vornehmlich nationalliberalen – ländlichen Anhängerschaft außerhalb Altpreußens in Richtung der DNVP waren die Weimarer Liberalen hingegen auf dem Weg zu nur noch im städtischen Bereich nennenswert vertretenen Minoritätsparteien, zumal die positionellen Vorteile früherer Stichwahlen unter dem Verhältniswahlrecht entfielen. Die vor 1914 extrem ländlichen und altpreußisch geprägten Konservativen wurden als Deutschnationale ihrem neuen Namen zunehmend mehr gerecht, wobei freilich die Gewinne in städtischen

31 Die Indikatoren wurden errechnet aus den Datenreihen bei *Jürgen Falter u. a.*, Wahlen und Abstimmungen in der Weimarer Republik. Materialien zum Wahlverhalten 1919–1933, München 1986, S. 174; *Gerhard A. Ritter*, Kontinuität und Umformung des deutschen Parteiensystems 1918–1920, in: *ders.*, Arbeiterbewegung, Parteien und Parlamentarismus. Aufsätze zur deutschen Sozial- und Verfassungsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Göttingen 1976, S. 155 f.; *Ritter/Niehuss*, Arbeitsbuch, S. 116.

Wählerschichten bis 1924 ebenso diesen Nivellierungstrend kontinuierlich trugen wie die überproportionalen Verluste agrarischer Stimmen nach 1928.
Das unter den großen Gruppierungen ausgeglichenste Stadt-Land-Profil und in diesem Sinne anscheinend einen Volksparteicharakter wies die NSDAP zur Reichstagswahl 1930 auf, bevor die stärkeren Gewinne in ländlichen Regionen ihr etwas mehr ein diesbezügliches Gepräge auf der Wählerebene gaben. Als Splittergruppe war die NSDAP 1924 und 1928 nur in katholischen Gebieten überproportional großstädtisch (2,53) – die Hochburg München schlug hier zu Buche –, während für protestantische Regionen das umgekehrte Verhältnis zutraf (0,75). Der Tendenz nach blieb dieser regional-konfessionelle Dualismus durchgängig erhalten, so daß sich 1930 die im Reichsdurchschnitt anzutreffende ausgeglichene Verteilung lediglich in konfessionellen Mischgebieten fand, in über 75 % katholischen Gemeinden jedoch eine großstädtische (1,80), bei weniger als 25 % Katholiken aber eine ländliche (0,78) Verdichtung.[32] Beim politischen Katholizismus stagnierten die deutlich ländlichen Schwerpunkte auf dem Niveau von 1912 im wesentlichen bis 1932 (vor den NSDAP-Gewinnen in katholischen Landgebieten 1933), so daß die zuweilen als Prototyp einer Volkspartei dargestellte Formation Zentrum/BVP in dieser Hinsicht weit hinter der SPD einerseits sowie (1924–1928) der DNVP und NSDAP (ab 1930) zurückblieb. Unter den vorrangig mittelständischen und bäuerlichen Gruppierungen der Rubrik »Sonstige« dominierten zumeist ländliche Wählerschichten, der 1898 höchste jemals von Antisemitenkandidaten erzielte Stimmenanteil (3,7 %) hatte jedoch auch städtisches Potential (überwiegend im Handwerk) mobilisiert, was ähnlich für die noch unter dem Eindruck der Inflationskrise stehende Reichstagswahl im Mai 1924 deutlich wird.
Ein weiteres wichtiges Kriterium neben einem nicht allzu drastischen Stadt-Land-Gefälle der Stimmenanteile muß für den Volksparteianspruch ein möglichst hohes Niveau der Wählerrepräsentation über sämtliche Gebietseinheiten hinweg sein. Zweifellos wäre eine Gruppierung, die in jeder nur denkbaren Dimension den idealtypischen Querschnitt der Wahlbevölkerung widerspiegelt, jedoch nur 5 oder 10 % aller Stimmen auf sich vereinigt, nicht sinnvoll der Volksparteikategorie zuzuordnen. Um das spezifische Weimarer Parteiensystem, welches 1919/20 noch in einer Umstrukturierung begriffen war und ausgeprägte Kontinuitätselemente des späten Kaiserreichs transportierte[33], unter dem Gesichtspunkt der breitflächig starken Wählerverankerung vergleichend ausleuchten zu können, wurde für jede Gruppierung das günstigste Resultat der Reichstagswahlen zwischen 1924 und 1932 zugrunde gelegt. Eine Ausnahme muß natürlich die USPD bilden, die nach 1920 nicht mehr erwähnenswert auftrat; überdies weist die betreffende Informationsquelle DDP und DVP aufgrund ihrer jeweiligen Stimmenschwäche nur gemeinsam aus, so daß die quantitativ wohl auch relevantere Frage nach dem Massencharakter einer fortlaufend debattierten, aber nicht realisierten »gesamtliberalen« Formation in die Gegenüberstellung mit den größeren Parteien eingeht. Der angegebene Prozentsatz bezieht sich auf den Anteil der Kreise, in denen folglich nach dem Territorial- und nicht dem Kopfzahlprinzip eine Partei eine bestimmte Schwelle übertraf, wobei ergänzend jene Wahlergebnisse der SPD und NSDAP angeführt sind, in denen auch sie sich im für ihre Konkurrenten maximalen Rahmen zwischen 16,4 % und 20,5 % bewegten (Tab. 5).[34]
Angesichts ihrer konfessionellen Begrenzung kann nicht überraschen, daß Zentrum/BVP in mehr als der Hälfte aller Gebietseinheiten nicht einmal mit 10 % Stimmenanteil vertreten waren. Das gleiche Phänomen bei der insgesamt sogar etwas stärkeren USPD im Jahre 1920 ist als weiterer Hinweis auf deren Massenbasis lediglich in gewerblichen Hochburgen der

32 Diese Differenzierung resultiert aus den Angaben bei *Falter u. a.*, Wahlen, S. 178.
33 Vgl. dazu *Ritter*, Kontinuität, S. 116–42.
34 Vgl. *Falter u. a.*, Wahlen, S. 126. Die Prozentangaben in den fünf Kategorien wurden aus dieser Quelle kumuliert; eine Übersicht aller Reichstagswahlergebnisse findet sich ebda., S. 44.

Tab. 5: Parteienstärke nach Gebietseinheiten

	Reich	Stimmenanteile insgesamt über				
		10 %	20 %	30 %	40 %	50 %
KPD Nov. 1932	16,9 %	57 %	14 %	2 %	0 %	0 %
USPD 1920	17,9 %	49 %	21 %	10 %	4 %	1 %
SPD 1928	29,8 %	88 %	65 %	41 %	16 %	3 %
DDP/DVP Dez. 1924	16,4 %	62 %	21 %	4 %	0 %	0 %
Zentrum/BVP Mai 1924	16,6 %	48 %	39 %	32 %	23 %	14 %
DNVP Dez. 1924	20,5 %	67 %	43 %	25 %	13 %	6 %
NSDAP Juli 1932	37,4 %	99 %	88 %	72 %	50 %	23 %
NSDAP 1930	18,3 %	82 %	41 %	10 %	1 %	0 %
SPD Nov. 1932	20,4 %	75 %	41 %	11 %	1 %	0 %

Arbeiterschaft zu bewerten. Aufgrund der hohen Urbanitätskonzentration konnten auch die Kommunisten und Liberalen bei ihren besten Resultaten seit 1924 in 43 % bzw. 38 % der Kreise nicht einmal die 10-%-Schwelle überwinden. Wie in der Stadt-Land-Verteilung zeigte die NSDAP vor der SPD das am stärksten nivellierte Gesamtprofil, wenn deren auf dem Standard der übrigen Parteien liegenden Ergebnisse von 1930 bzw. Nov. 1932 herangezogen werden. Auf dem Höchstniveau von 1928 gelang der SPD mit einer Repräsentanz von über 20 % in fast zwei Dritteln aller Gebietseinheiten die bis dahin weitestgehende Erfassung sämtlicher Regionen (nach den nationalliberalen Erfolgen der frühen 1870er Jahre und der eigenen Dominanz in der Revolutionswahl 1919), bevor dies dann die NSDAP im Jahre 1932 gar in 88 % der Kreise erreichte. Mit einem Wähleranteil von über 40 % in der Hälfte

Tab. 6: Stimmenanteile der Parteien an allen Wahlberechtigten nach Konfessionsgliederung

		Katholiken	Nicht-Katholiken
SPD	Mai 1924	5 %	21 %
	Mai 1928	9 %	28 %
	Juli 1932	6 %	23 %
KPD	Mai 1924	9 %	10 %
	Mai 1928	5 %	9 %
	Juli 1932	10 %	13 %
Zentrum/BVP	Mai 1924	43 %	2 %
	Mai 1928	37 %	0 %
	Juli 1932	42 %	0 %
DDP/DVP	Mai 1924	3 %	15 %
	Mai 1928	4 %	13 %
	Juli 1932	1 %	2 %
DNVP	Mai 1924	3 %	21 %
	Mai 1928	4 %	14 %
	Juli 1932	2 %	6 %
NSDAP	Mai 1924	3 %	6 %
	Mai 1928	2 %	2 %
	Juli 1932	16 %	38 %

dieser Regionalgliederungen hatte die nationalsozialistische Sammlungsbewegung zu diesem Zeitpunkt eine Integrationskraft entfaltet, die weder der Nationalliberalismus 1874 noch die Mehrheitssozialdemokratie 1919 als die beiden Vorläufer in der Rolle von Staatsgründungsparteien unterschiedlichster Prägung verwirklichen konnten.
Das innerhalb der deutschen Parteienentwicklung seit der Kulturkampfära der 1870er Jahre wesentliche Charakteristikum, die Annäherung an einen Volksparteitypus letzthin nur differenziert nach dem katholischen und nicht-katholischen Bevölkerungsanteil angemessen beurteilen zu können, blieb auch für die Weimarer Republik prägend. Durch die methodisch ambitionierten Untersuchungen von Falter u. a. liegen für diese Periode sogar Individualdaten vor, die das Potential der ökologischen Regressionsanalyse zumindest im Sinne relativ zuverlässiger Orientierungsgrößen voll ausschöpfen. Hinsichtlich der sechs bereits der Übersicht zur Gebietsrepräsentanz zugrunde gelegten Wählerblöcke lassen sich folgende Konfessionsverteilungen ermitteln (Tab. 6).[35]
Gegen eine Überschätzung der politisch-konfessionellen Integrationskraft von Zentrum und BVP ließe sich zunächst darauf hinweisen, daß sie im Juli 1932 unter allen wahlberechtigten Katholiken mit ca. 42 % keine nennenswert höhere Mobilisierungsquote erzielten als die NSDAP mit ca. 38 % bei den Nicht-Katholiken. Gleichwohl ist es aufschlußreich, daß sich, abgesehen von der Sonderstellung, die Zentrum/BVP im katholischen Bereich eingenommen haben, auch die verbleibenden annähernd 40 % dieser Wahlberechtigten, die andere Parteien wählten, in ihrer Präferenzverteilung deutlich von ihrer konfessionellen Kontrastgruppe unterschieden. Das einzige politische Lager, dem Zentrum/BVP kaum Wählergruppen entziehen konnten, waren offenkundig die Kommunisten, deren vergleichsweise geringe Unterrepräsentanz im katholischen Bevölkerungsteil mit dem dort überproportionalen Gewicht der ländlichen Regionen erklärt werden kann. Während revolutionär ausgerichteter Industriearbeiterprotest konfessionell indifferent auftrat, konnten die außerhalb des katholischen Milieus von der SPD vertretenen Reformziele im Rahmen der bestehenden Verfassungsordnung augenscheinlich vom Arbeitnehmerflügel des Zentrums konkurrenzfähig propagiert werden. Unter Berücksichtigung der erwähnten Regionaldifferenzen dürften durchschnittlich rund zwei Drittel jener Katholiken, deren strukturanaloge konfes-

35 Vgl. *Jürgen W. Falter/Hartmut Bömermann*, Die Wählerpotentiale politischer Teilkulturen 1920–1933, in: *Detlef Lehnert/Klaus Megerle* (Hrsg.), Politische Identität und nationale Gedenktage. Zur politischen Kultur in der Weimarer Republik, Opladen 1989, S. 298. – Die zweifellos vorhandenen Genauigkeitsgrenzen verfügbarer Techniken der Aggregatdatenanalyse werden in der allen qualitativen Vorstudien zuwiderlaufenden Trendaussage der Tabelle ersichtlich, daß die Nicht-Katholiken 1924 noch zu 2 %, 1932 aber mit 0 % (d. h. höchstens 0,49 %) die Zentrumspartei gewählt haben sollen. Ganz abgesehen davon, daß es vielfältige Zeitzeugnisse dafür gibt, einen nicht unerheblichen Prozentsatz der Stimmen für gemäßigte bürgerliche Parteien, die 1932 keine Mandatschance mehr hatten, beim Zentrum zu vermuten (das trotz 0,7 % Netto-Verlust in Richtung NSDAP – vgl. ebda., S. 290 – insgesamt 0,7 % Stimmenanteile hinzugewann), liefern auch die Regionaldaten aufschlußreiche Anhaltspunkte: So erzielte das Zentrum den relativ stärksten Zuwachs vom Sept. 1930 bis zum Juli 1932 im Wahlkreis Potsdam II, dem Berliner Westen und Süden (3,4 % auf 5,3 % angestiegen– selbst bei dem bis dahin maximalen Resultat in der Kulturkampfstimmung 1919 waren es nur 3,8 % gewesen), d. h. in einer vormaligen liberalen Hochburg. Der regionale Nivellierungseffekt der ökologischen Regressionsanalyse ist daran festzumachen, daß die absolut größten Gewinne des Zentrums in seinen rheinisch-westfälischen Schwerpunktgebieten erreicht wurden (z. b. Köln–Aachen 1930: 36,4 % – nicht 30,4 %, wie diese Quelle fehlerhaft lautet – auf 1932: 40,5 %; vgl. *Falter u. a.*, Wahlen, S. 72 f.). Indem das Zentrum also gleichermaßen in der katholischen Diaspora einiger Großstadtbereiche wie in seinen konfessionellen Hochburgen überdurchschnittlichen Zuwachs verzeichnete, während in den mittleren Kategorien eher Stagnation anzutreffen war, wird das quantitativ schwächere Phänomen nichtkatholischer ehemals bürgerlich-liberaler Zentrumsstimmen in der Bilanz überlagert.

sionelle Antipoden die Sozialdemokraten unterstützten, von der Formation Zentrum/BVP absorbiert worden sein. In ähnlichen Größenordnungen bewegte sich die Integrationsfähigkeit des politischen Katholizismus in dem Spektrum von DDP, DVP und DNVP. Bei der NSDAP ist allein das Ergebnis von 1932 hinreichend aussagekräftig; es signalisiert eine Attraktivität der Parteien des politischen Katholizismus für eindeutig mehr als die Hälfte, aber ebenso unzweifelhaft erheblich unter zwei Dritteln des Potentials, welches im protestantischen Bevölkerungsteil für die Nationalsozialisten votierte. Insgesamt repräsentierte zumindest das Zentrum (die BVP hatte ein nach rechts verlagertes Profil) mit nur geringen quantitativen Nuancierungen positionsäquivalent eine sozio-politische Bandbreite von sozialdemokratischen über liberale und konservative bis hin zu nationalsozialistischen Wählerpotentialen – oder machte, anders ausgedrückt, deren jeweilige Manifestation bei Katholiken überwiegend entbehrlich. Die selbst in einem konfessionell begrenzten Verständnis mit einem Volksparteikonzept in keiner Weise zu vereinbarende klassenpolitische Außenseiterrolle des kommunistischen Lagers wird auch in dieser singulären Resistenz gegen die sonst anzutreffenden Integrationseffekte des katholischen Milieus ersichtlich.

Im Hinblick auf die soziostrukturelle Komposition der Wählerschaft aller betrachteten Formationen empfiehlt sich als interpretatorischer Bezugspunkt weniger die Verteilung der Parteipräferenzen einzelner Schichtungssegmente, sondern vielmehr in umgekehrter Perspektive die jeweilige Zusammensetzung der gesamten Anhängerschaft einer Partei. Denn selbst wenn (was natürlich nicht zutrifft) alle deutschen Bankdirektoren geschlossen z. B. die DDP gewählt hätten, könnte diese trotzdem jenseits einer solchen Minoritätenkonzentration eine erfolgreiche Volkspartei geworden sein, sofern quantitativ bedeutsamere Sozialgruppen relativ gleichmäßig vertreten gewesen wären. Bei Zugrundelegung eines in der Literatur am häufigsten anzutreffenden Klassen- und Schichtenmodells, demzufolge Arbeiter, neue Mittelschichten (Angestellte, Beamte) und Selbständige (inkl. mithelfender Familienangehöriger) unterschieden werden, resultieren die in Tab. 7 aufgeführten Strukturdaten einer ökologischen Regressionsanalyse.[36]

Indem die Arbeiterhaushalte etwa die Hälfte der erwerbstätigen Wählerpotentiale stellten, erscheinen sie auf den ersten Blick selbst bei solchen Parteien als maßgeblicher Faktor der Stimmenrekrutierung, die in gehaltsabhängigen oder selbständigen Mittelschichten ihre relativen Schwerpunkte aufwiesen. Dieser Eindruck ist jedoch insofern nicht ohne Instruktivität, als darin die Abhängigkeit sogar der sich nach zeitgenössischer Auffassung als »bürgerlich« präsentierenden Parteien von Arbeiterstimmen zum Vorschein kommt. Abgesehen von Minderheiten der sich statusorientiert bewußt vom »Proletariat« mental absetzenden »bürgerlichen Arbeiter« darf die beträchtliche Anzahl der patriarchalischen Beschäftigungsverhältnisse nicht übersehen werden, in denen Landarbeiter z. B. im konservativen Milieu, städtische Beschäftigte in Kleingewerbe und Handel z. B. im liberalen Sinne von den Betriebsinhabern beeinflußt wurden. Dennoch ist es bemerkenswert, daß im Mai 1924 der gerade in soziostruktureller Hinsicht häufig als idealtypische Volkspartei vorgestellte politische Katholizismus einen geringeren Arbeiteranteil unter seinen Wählern aufwies als der Liberalismus, wobei freilich wiederum der konfessionelle Regionaleffekt zugunsten der ländlichen Gebiete mit überdurchschnittlicher Selbständigenquote bedacht werden muß. Der Kontrasteffekt war die in keiner anderen Formation zu verzeichnende absolute Mehrheit des alten Mittelstandes bei den Zentrums-/BVP-Wählern von 1924.

Die Sonderstellung der KPD, die mit gut 80 % mittlerem Arbeiteranteil in ihrer Wählerschaft die einzige Partei auf nahezu homogener Klassenbasis blieb, tritt aus den Datenreihen erneut zutage. Da der Stimmenanteil für KPD und SPD zusammen im Mai 1924 ungefähr dem sozialdemokratischen Niveau von 1912 entsprach, könnte der Anhaltspunkt, daß sich

36 Vgl. *Falter/Bömermann*, S. 302.

Tab. 7: Verteilung der Parteienstimmen nach Berufszugehörigen

		Arbeiter	Angestellte/Beamte	Selbständige
SPD	Mai 1924	65 %	21 %	14 %
	Mai 1928	65 %	21 %	13 %
	Juli 1932	57 %	28 %	15 %
KPD	Mai 1924	85 %	12 %	3 %
	Mai 1928	76 %	16 %	8 %
	Juli 1932	81 %	13 %	6 %
Zentrum/BVP	Mai 1924	30 %	16 %	54 %
	Mai 1928	40 %	18 %	41 %
	Juli 1932	38 %	18 %	43 %
DDP/DVP	Mai 1924	34 %	34 %	33 %
	Mai 1928	33 %	33 %	33 %
	Juli 1932	33 %	30 %	37 %
DNVP	Mai 1924	41 %	19 %	39 %
	Mai 1928	41 %	20 %	39 %
	Juli 1932	38 %	27 %	35 %
NSDAP	Mai 1924	39 %	27 %	35 %
	Mai 1928	40 %	22 %	37 %
	Juli 1932	39 %	19 %	42 %

eine gemeinsame Quote von knapp drei Viertel Arbeiterwählern des gespaltenen sozialistischen Lagers ergibt, auch für die Vorkriegsperiode als Orientierungshilfe gelten. Indem die KPD am Ende der Weimarer Republik überproportional von erwerbslosen Arbeitern gewählt wurde[37] und der SPD auf diese Weise weitere traditionelle Anhänger verlorengingen, überschritt die Sozialdemokratie perspektivisch immer mehr die Schwelle von der Arbeiter- zur Arbeitnehmerpartei. Ein besonderes Augenmerk verdient die Tatsache, daß die Wählerschaft der NSDAP mit jener von Zentrum/BVP im Juli 1932 nahezu strukturidentisch war wie im Vergleich zur DNVP auf deren Mobilisierungshöhepunkt im Jahre 1924: Einem 1932 nur von der KPD erheblich übertroffenen Defizit bei den eher »gemäßigter« votierenden Angestellten und Beamten sowie eine ähnlich dimensionierte leichte Unterrepräsentation hinsichtlich der Arbeiterschaft, die lediglich für die liberalen Gruppierungen eine erwähnenswert geringere Bedeutung hatte, stand die günstigere Position unter den Selbständigen gegenüber.

Eine Interpretation der sozialen Strukturähnlichkeit von NSDAP, Zentrum/BVP und DNVP hat jedoch wiederum zu bedenken, daß die Schwäche des politischen Katholizismus im Bereich der neuen Mittelschichten mehr aus der disproportionalen Konfessionsverteilung dieser in städtischen Regionen häufiger anzutreffenden Berufsgruppen resultierte. Demgegenüber kann zwischen den Wählerpotentialen der DNVP von 1924 und der NSDAP von 1932 tatsächlich eine außergewöhnlich hohe Korrelationsrate nachgewiesen werden.[38]

37 Vgl. *Jürgen W. Falter*, Politische Konsequenzen von Massenerwerbslosigkeit. Neue Daten zu kontroversen Thesen über die Radikalisierung der Wählerschaft am Ende der Weimarer Republik, in: Politische Vierteljahresschrift 1984, S. 275–95.

38 Die Werte von 0,63 bzw. 0,64 werden allein von den sammlungspolitisch breiteren Hindenburgstimmen 1925 (0,80) noch übertroffen; vgl. *Falter u. a.*, Wahlen, S. 146.

Den Deutschnationalen und noch verstärkt den Nationalsozialisten gelang im protestantischen Bevölkerungsteil eine ähnlich schichtenübergreifende Sammlungsbewegung mit überproportionaler Vertretung des ländlich-kleinstädtischen Mittelstandes, wie sie im katholischen seit jeher die Zentrumspartei darstellte. Die ausgewogenste Gliederung der liberalen Wähler mit nahezu gleichstarken Arbeiter-, neuen und alten Mittelschichtanteilen ist insofern trügerisch, als, gemessen an den Erwerbshaushalten, darin eine deutliche Überrepräsentation der Angestellten und Beamten, eine immer noch erkennbare der Selbständigen und ein ausgeprägtes Defizit an Arbeiterunterstützung zum Ausdruck kam. Nicht ohne Interesse ist allerdings die bemerkenswerte Stabilität der soziostrukturellen Merkmale von DDP/DVP trotz ihres dramatischen Bedeutungsverlustes bis 1932, was ein Indiz dafür ist, daß der Niedergang des Liberalismus nicht nur interessenspezifisch, sondern auch weltanschaulich und massenkulturell interpretiert werden muß. Insoweit der Interessenhorizont gleichwohl entscheidend ins Gewicht fiel, gerieten die liberalen Gruppierungen in der krisenbedingten Polarisierungsphase im Übergang zu den 30er Jahren in das Dilemma, daß ein rational-pluralistisches Vermittlungskonzept zunehmend an Überzeugungskraft verlor und sich die differenzierten Wählersegmente jeweils den rigoroseren Interessen- und Ideologieverfechtern zuwandten.

Ein für die Weimarer Republik neuer Aspekt der Problematik sozialer Repräsentativität von Parteien war das geschlechtsspezifische Wahlverhalten, das durch Sonderauszählungen der amtlichen Statistik auf authentischer Individualdatenbasis zuverlässig dokumentiert wurde.[39] Insbesondere zwei Parteienformationen waren von starken Abweichungen ihrer Unterstützung bei Männern und Frauen in konträrer Richtung betroffen: Die Zentrumspartei und die BVP verbuchten auf – um die unterschiedliche Stärke beider Geschlechter in der Stimmengesamtheit jeweils bereinigte und folglich indikatorkonsistente – 100 männliche durchschnittlich 150–160 weibliche Stimmen, die KPD hingegen auf 100 weibliche etwa 130–150 männliche. Als Erklärung ist die einseitige Fixierung der Kommunisten auf die betriebliche Lebenswelt ebenso plausibel wie die stärkeren kirchlichen Einflüsse auf nicht durch Erwerbsarbeit mit einer gesellschaftlichen Orientierung versehene Frauen. Ganz in diesem Sinne verzeichneten auch im protestantischen Bereich jene Kandidaturen beträchtliche Frauenüberschüsse, die wie der Christlich-Soziale Volksdienst[40] – der letztlich wenig erfolgreiche Versuch der Etablierung eines »evangelischen Zentrums« – eindeutig konfessionell ausgerichtet waren (ca. zwei Frauen- auf eine Männerstimme) bzw. ihre Bindung an die Amtskirche als Teil ihrer Identität vermittelten: Die Deutschnationalen bewegten sich ungefähr im Spektrum von 120–140 Frauen- auf 100 Männerstimmenanteile, auch die DVP konnte noch leicht von diesem Effekt in der Größenordnung von 110–120 profitieren. Während die NSDAP als Splittergruppe – vor allem in katholischen Gebieten – anfänglich noch wie die KPD auch wahlstatistisch männlich dominiert war (anstelle des betrieblichen schlug hier das »soldatische« Milieu zu Buche), wurde das Frauendefizit auf dem Weg zur Massenpartei kontinuierlich abgebaut. Für 1930 waren durchschnittlich 110–120 männliche auf 100 weibliche Wähleranteile zu registrieren, bei der Reichspräsidentenwahl 1932 erhielt Hitler im Verhältnis von 107 : 100 nur noch minimal mehr Männerstimmen. Bei der DDP waren kaum einheitliche Trends angesichts einer nahezu gleichmäßigen Verteilung festzustellen; die SPD konnte ihr anfänglich im Bereich von ca. 100 : 110 angesiedeltes Frauendefizit allmählich verringern, wobei im protestantischen Bereich sogar leichte Frauenüber-

39 Vgl. die Übersicht von *Gabriele Bremme*, Die politische Rolle der Frau in Deutschland. Eine Untersuchung über den Einfluß der Frauen bei Wahlen und ihre Teilnahme in Partei und Parlament, Göttingen 1956; eine Zusammenstellung kann entnommen werden: *Falter u. a.*, Wahlen, S. 83–85.

40 Vgl. *Günter Opitz*, Der Christlich-Soziale Volksdienst. Versuch einer protestantischen Partei in der Weimarer Republik, Düsseldorf 1969.

schüsse (durch die Männerpräferenzen für die KPD, in zweiter Linie die NSDAP) auftraten, denen aber weiterhin spürbare Unterrepräsentation bei katholischen Frauen (100 : 110–130) gegenüberstand.

Eine weitere Zwischenbilanz für die Weimarer Republik muß vor allem das in der Literatur verbreitete Bild des Zentrums als Prototyp der Volkspartei – wenn auch noch auf partikular katholischer Grundlage – deutlich korrigieren. Selbst in ihren konfessionellen Grenzen – die ohnehin einer sinnvollen Volksparteidefinition entgegenstehen – waren die Ungleichgewichte zwischen ländlich-agrarischen sowie kleinstädtisch-mittelständischen Hochburgen einerseits und erheblichen Abstrichen in großstädtisch-gewerblichen Einzugsgebieten andererseits dermaßen ausgeprägt sowie zusätzlich die überproportionalen Frauenstimmen eine solch entscheidende Komponente, daß die Zentrumspartei mit ihrer Distanz zu sämtlichen Charakteristika der industriegesellschaftlichen Erwerbswelt noch mehr als im Kaiserreich zur Defensivorganisation gegen die Moderne wurde. Sogar die ursprünglich agrarische DNVP vermochte zeitweise in Ansätzen ihre Milieuschranken stärker zu überwinden, während der Liberalismus mangels breiter gesellschaftlicher Verankerung und durch Funktionswandel seiner politischen Mittelposition von einem Stichwahlvorteil zu einem Verhältniswahlnachteil bei zunehmender Polarisierung immer mehr zur Minoritätenvertretung absank. In ihrer Konzentration auf den tertiären Sektor der Städte füllten DVP und DDP in der Weimarer Periode gerade noch die quantitative Position des Linksliberalismus der Vorkriegszeit aus, wogegen das breitere nationalliberale Erbe die leichte Beute des neuen Nationalismus der DNVP und NSDAP wurde.

Die Weimarer SPD näherte sich in einem bislang wenig beachteten Maße hinsichtlich ihrer Wählerstruktur (jenseits der zentrumsgebundenen Katholiken) einem arbeitnehmerorientierten Volksparteitypus an, weil sie einstige Arbeiterhochburgen an die USPD bzw. KPD verlor. Da das relative Gleichmaß ihrer Repräsentanz über regionale und berufliche Differenzierungen hinweg ein für die Partei negatives Produkt der Spaltung und massiver Einbußen im Stammwählerbereich war, fand diese Tendenz in der zeitgenössischen Selbstverständnisdebatte der Sozialdemokratie weniger Aufmerksamkeit, als geboten gewesen wäre. Die politische Projektion, die kommunistischen Arbeiterzentren zurückerobern zu wollen, ließ den beträchtlich gestiegenen Stellenwert der Angestellten und Beamten als Übergangsphänomen erscheinen, so daß die Chancen einer noch breiteren Erfassung dieser expandierenden Schichten (gegen die Konkurrenz der DNVP und NSDAP nach schwindender Anziehungskraft der liberalen Parteien) weitgehend ungenutzt blieben. Der NSDAP ist es paradoxerweise gerade unter dem Signum der »Arbeiterpartei«, die freilich von vornherein demonstrative Distanz zu der mit mittelständischen Abstiegsängsten negativ besetzten Kategorie des »Proletariats« hielt, am weitreichendsten gelungen, auf der Wählerebene einen Volksparteianspruch zu realisieren. In ihrer multifunktionalen Frontstellung gegen die Vorherrschaft der Linksparteien in evangelischen Gewerbemetropolen und Zentrum/BVP in katholischen Gebieten, als regionales Protestventil und nationale Integrationspartei der suggestiv verheißenen »Volksgemeinschaft« knüpfte die NSDAP auf soziologisch breiterer Basis an spezifischen Strukturmerkmalen an, die zwei Generationen zuvor auch die führende Position der Nationalliberalen im deutschen Parteiensystem begründet hatten. Die relativ größte Übereinstimmung mit einem operationalisierbaren Konzept der Volkspartei ausgerechnet bei der NSDAP mag dazu beitragen, diese Kategorie nicht normativ und politisch ideologisiert, sondern strikt analytisch im Sinne der Verteilungsrelationen wesentlicher Dimensionen des Wählerbasisprofils zu verwenden.

IV. Die Parteienkonzentration in der Bundesrepublik

Die aufgezeigte, gegenüber dem Kaiserreich zumindest nicht abgebaute Einkapselung des politischen Katholizismus in vormoderne Lebenswelten läßt die Gründung einer programmatisch interkonfessionellen Christlich-Demokratischen Union nach 1945 um so mehr als tiefe Zäsur im deutschen Parteiensystem hervortreten. Allerdings folgte das Wählerverhalten dem parteipolitischen Elitenbündnis der Zentrumstradition mit liberalen bis gemäßigt deutschnationalen Kräften des protestantischen Milieus nur sehr zögerlich. Bei der Bundestagswahl 1949 erzielten CDU und CSU insgesamt einen Stimmenanteil von 31,0 %; das Spektrum reichte aber von den überwiegend protestantischen Ländern unter 20 % (Bremen, Hamburg, Niedersachsen) oder nur geringfügig mehr (Hessen) über rund 40 % in den gemischt-konfessionellen Ländern Baden-Württemberg und Nordrhein-Westfalen bis zu fast 50 % im mehrheitlich katholischen Rheinland-Pfalz, die im nahezu rein katholischen Regierungsbezirk Aachen (NRW) sogar mit 57,6 % beträchtlich übertroffen wurden. Eine gewisse Ausnahme von dieser konfessionellen Polarisierung bildete einerseits Schleswig-Holstein mit seinem hohen Vertriebenenanteil (1950: 38,2 %) und trotz dominantem Protestantismus durchschnittlicher Stärke der CDU (30,7 %), andererseits Bayern, in dem die CSU (29,2 %) anfänglich noch der Konkurrenz einer gleichfalls katholisch geprägten Regionalgruppe (Bayernpartei 1949: 20,9 %) ausgesetzt war. Unbeschadet allmählicher Abflachung dieses extremen Gefälles blieb auch 1957 insofern eine starke konfessionelle Komponente erhalten, als die bundesweit registrierte absolute Stimmenmehrheit der Unionsparteien den – unter Einschluß des Saarlandes – nunmehr fünf Ländern mit leichtem oder deutlichem Übergewicht des katholischen Bevölkerungsteils vorbehalten war, während, abgesehen von Schleswig-Holstein, in den überwiegend evangelischen Territorien die CDU auf eine Stimmenquote zwischen 30 % und 40 % begrenzt blieb.[41]

Für den Zeitraum der Bundestagswahlen 1953 bis 1980 liegt eine amtliche Statistik der Konfessionsprofile sämtlicher größerer Parteien vor, die bis 1957 fünfstufig (bis 20/40/60/80/über 80 % evangelische Bevölkerung) und seit 1961 sogar zehnstufig (von unter 10 bis über 90 %) differenziert ist. Wenn die mittlere Abweichung vom Gesamtergebnis in allen Kategorien saldiert wird, ergeben sich für die einzelnen Wahljahre und Parteien nachstehende konfessionelle Disproportionen (Tab. 8).[42]

Zur angemessenen Interpretation sind ergänzend auch noch die Quotienten der Parteienanteile in Gemeinden mit unter 10 % im Verhältnis zu jenen mit über 90 % Protestanten sinnvoll, da auf beiden äußersten Polen vorwiegend gleichstrukturierte (zumeist ländliche) Regionen vertreten waren, wogegen in den mittleren Kategorien die stärker industriellen Gebiete eine Überlagerung der konfessionellen durch andere soziographische Merkmale bewirken würden (Tab. 9).[43]

Zumindest für den eher ländlichen Bereich läßt sich demnach den katholischen Hochburgen bis in die 80er Jahre ein dezidiert konfessionelles Wahlverhalten zuschreiben. Die relative Repräsentanz der CDU/CSU betrug 1961 in Gemeinden mit weniger als 10 % Protestanten

---

41 Zu allen Wahlresultaten der Nachkriegszeit vgl. *Gerhard A. Ritter/Merith Niehuss*, Wahlen in der Bundesrepublik Deutschland. Bundestags- und Landtagswahlen 1946–1987, München 1987, S. 74–76, 87–103, 138–48.

42 Vgl. ebda., S. 196; Rechenbeispiel CDU/CSU 1953: Kategorie unter 20 % Protestanten entspricht 63,0 % Stimmen, dividiert durch Bundesergebnis 45,2 % = 1,394, also Abweichung vom Mittelwert = 0,394 / 20–40 % Protestanten 56,5 % : 45,2 % = 1,250, Abweichung = 0,250 / 40–60 % Protestanten 43,1 % : 45,2 % = 0,954, Abweichung = 0,046 / 60–80 % Protestanten 35,5 % : 45,2 % = 0,785, Abweichung = 0,215 / ab 80 % Protestanten 32,5 % : 45,2 % = 0,719, Abweichung = 0,281. Summe der Abweichungen vom Mittelwert beträgt 0,394 + 0,250 + 0,046 + 0,215 + 0,281 = 1,186 : 5 Fälle = 0,237 mittlere Abweichung.

Tab. 8: Indikator der Differenzen zu einer konfessionellen Proportionalverteilung

	SPD	CDU/CSU	F.D.P.	GB/BHE	DP	NPD
1953	0,199	0,237	0,238	0,373	–	–
1957	0,214	0,213	0,281	0,291	0,688	–
1961	0,186	0,240	0,234	–	–	–
1965	0,152	0,180	0,248	–	–	–
1969	0,156	0,163	0,167	–	–	0,173
1972	0,133	0,168	0,189	–	–	–
1976	0,152	0,154	0,150	–	–	–
1980	0,143	0,156	0,151	–	–	–

Tab. 9: Repräsentanz in katholischen im Vergleich zu protestantischen Gemeinden

	SPD	CDU/CSU	F.D.P.	NPD
1961	0,44	2,16	0,31	–
1965	0,54	1,68	0,32	–
1969	0,56	1,54	0,39	0,53
1972	0,58	1,54	0,42	–
1976	0,55	1,50	0,46	–
1980	0,57	1,62	0,46	–

im Vergleich zur FDP nahezu das Siebenfache, gegenüber der SPD fast das Fünffache jener Verteilungsrelation, die in über 90 % protestantischen Gebieten zu verzeichnen war. Für die Bundestagswahl 1961 liegt auch eine Repräsentativstatistik vor, derzufolge in Gemeinden mit unter 3 000 Einwohnern und 40–60 % Anteil der Landwirtschaft bei einer Protestantenquote unter 20 % nicht weniger als 83,9 % der Frauen- und 73,4 % der Männerstimmen auf die CDU/CSU entfielen, obgleich diese Parteien bundesweit eines ihrer ungünstigeren Ergebnisse hinnehmen mußten.[44] Solche Extremwerte der Kumulation lebensweltlich-konfessioneller Milieueffekte sind als repräsentative und nicht nur punktuelle Resultate in der Weimarer Republik erweislich weder beim Zentrum noch der BVP in gleicher Höhe erzielt worden[45], so daß in dieser Hinsicht wahlsoziologisch von einer Restauration der Wilhelminischen Periode des Kaiserreiches gesprochen werden kann. Daß es sich dabei nicht etwa um die zufällige konfessionelle Verteilung einer Berufsgruppe handelt, wird im Vergleich identischer Kategorien dieser landwirtschaftlichen Gemeinden mit unterschiedlicher Protestantenquote deutlich: Bei evangelischen Anteilen über 80 % erreichte die CDU/CSU nämlich nur 38,4 % Männer- und 43,3 % Frauenstimmen – also ein unterdurchschnittliches Ergebnis –, während die FDP mit 26,7 % Männer- und 24,4 % Frauenstimmen offenkundig

43 Vgl. ebda.; die Umstellung von Repräsentativ- zu Vollerhebungen im Jahre 1972 hat offenkundig die relativ trendstabilen Ergebnisse nicht in der Substanz berührt.

44 Vgl. ebda., S. 191.

45 Entsprechend den Daten bei *Falter u. a.*, Wahlen, S. 210, wurde 1920 ein Höchstwert von 68,6 % Wähleranteil des Zentrums (umgerechnet auf abgegebene Stimmen) für Kreise mit 40–60 % landwirtschaftlicher Bevölkerung und Katholikenanteil von mehr als 67 % verzeichnet; angesichts der zwischenzeitlichen Mobilität dürfte der mittlere Katholikenanteil in der Kategorie über 67 % aus dem Jahre 1920 wie jener unter 20 % Protestanten von 1961 jeweils im vergleichbaren Bereich von 85–90 % gelegen haben.

damals noch besondere Unterstützung protestantischer Landwirte und in deren Hochburgen ebenfalls überproportional angesiedelter anderer Selbständiger fand.[46]
Als dominant protestantisch zeigen sich vor allem die rechtsgerichtete Deutsche Partei, in zweiter Linie auch noch die Vertriebenenorganisation BHE. Die in beiden Tabellen klar erkennbare Abflachung der konfessionellen Polarisierung von Wahlresultaten im Übergang zur Bundestagswahl 1965 beruhte auf beträchtlichen Gewinnen der SPD aus dem CDU-Potential der katholisch-gewerblichen Gebiete, in denen eine Kombination aus wirtschaftlichen Strukturproblemen (Kohlekrise), einem auf sie nicht gerade zugeschnittenen bürgerlich-protestantischen Kanzler Erhard sowie gezieltem Abbau konfessioneller Vorbehalte seitens der Sozialdemokratie des Godesberger Programms wirksam war. Selbst innerhalb Nordrhein-Westfalens war dieser konfessionelle Effekt – und zwar auch außerhalb der Bergbau- und Montanregionen – mit Gewinnen für die SPD zwischen 5,4 % und 6,4 % in überwiegend katholischen Regierungsbezirken, hingegen lediglich 2,0 % im einzigen dominierend evangelischen (Detmold) dermaßen profiliert, daß es kaum weiterer Interpretationsangebote bedarf.[47] Seit dieser forcierten Entwicklung der 60er Jahre, die den katholisch-ländlichen Raum freilich weit weniger erfaßte, ist keine einheitliche Tendenz der Entkonfessionalisierung des Wahlverhaltens mehr festzustellen. Vielmehr lag der CDU/CSU-Anteil in den fast rein katholischen Gemeinden zur Bundestagswahl 1965 wie 1976 bei 72 %, gemessen am Bundesdurchschnitt also auf ziemlich exakt anderthalbfachem Niveau.
Eine Repräsentativbefragung zur Bundestagswahl 1983, die bei einer ermittelten CDU/CSU-Präferenz von 51 % dem von Splittingeffekten der Koalitionsstrategie unbeeinflußten und deshalb die politischen Kräfteverhältnisse am klarsten zum Vorschein bringenden Erststimmenresultat nahekam, unterstreicht die Einflüsse sowohl der formellen Konfessionszugehörigkeit als auch des praktizierten Glaubensbekenntnisses (Tab. 10).[48]
Bei dem knappen Drittel der Wählerschaft, das die stark oder mäßig kirchlich gebundenen Katholiken stellen, ist demnach bis in die Gegenwart die Grundlage der nur 1972 in einer politischen Ausnahmesituation ganz knapp unterbrochenen Position der CDU/CSU als stärkste Partei in der Bundesrepublik zu suchen. Ein weiteres Drittel der Nicht-Katholiken, die sich auch sonst ohne kirchliche Bindung definieren, enthält nicht einmal halb so viel CDU/CSU-Potential wie das engere katholische Milieu; die lediglich formellen Katholiken und die stark oder mäßig kirchlich gebundenen Protestanten liegen im Mittelfeld.
Im Hinblick auf die Parteienstärke in den verschiedenen Regionen und Gemeindegrößenklassen ist die territoriale Diskontinuität der Bundesrepublik gegenüber dem Deutschen

Tab. 10: Parteipräferenzen nach Konfession und Kirchenbindung

Von den insgesamt 883 (= 100 %) auskunftswilligen Befragten unter 932 angesprochenen waren zuzuordnen	
17 % Katholiken mit starker Kirchenbindung	= 78 % CDU/CSU
12 % Katholiken mit mäßiger Kirchenbindung	= 65 % CDU/CSU
16 % Katholiken ohne Kirchenbindung	= 50 % CDU/CSU
6 % Nicht-Katholiken mit starker Kirchenbindung	= 54 % CDU/CSU
15 % Nicht-Katholiken mit mäßiger Kirchenbindung	= 48 % CDU/CSU
33 % Nicht-Katholiken ohne Kirchenbindung	= 35 % CDU/CSU
45 % Katholiken insgesamt	= 65 % CDU/CSU
54 % Nicht-Katholiken insgesamt	= 40 % CDU/CSU

46 Vgl. *Ritter/Niehuss*, Wahlen, S. 191.
47 Vgl. ebda., S. 91–94.
48 Vgl. ebda., S. 198.

Reich von 1871 bis 1933 zu ausgeprägt, um ohne weiteres Schlußfolgerungen aus einem Langzeitvergleich präsentieren zu können. Überdies ergibt sich das datentechnische Problem, daß die Abstufungen jener Kategorien, die der Berechnung von Urbanitätsquotienten zugrunde liegen, gegenüber dem Kaiserreich und der Weimarer Republik in der amtlichen Statistik 1953 und 1961 jeweils verändert worden sind. Um wenigstens für die Bundesrepublik konsistente und mit vorausgegangenen Epochen noch am ehesten kompatible Indikatoren zu gewinnen, läßt sich die Relation der Stimmenanteile in Gemeinden von über 200 000 Einwohnern zu denen in der Kategorie von 1 000–3 000 als Basis nehmen (Tab. 11).[49]

Tab. 11: Die Stadt-Land-Relation der Parteien

	CDU/CSU	SPD	F.D.P.	Sonstige
1961	0,79	1,34	1,05	0,80
1965	0,71	1,43	1,01	1,47
1969	0,68	1,50	1,21	0,83
1972	0,65	1,40	1,58	1,21
1976	0,65	1,53	1,59	1,38
1980	0,63	1,48	1,58	1,35

Auf den ersten Blick signifikant ist die Strukturverschiebung bei der FDP, die als Koalitionspartner der Unionsparteien bis Mitte der 60er Jahre ein sehr ausgeglichenes Stadt-Land-Profil zeigte, während sie in der sozialliberalen Ära zunehmend städtische Schwerpunkte aufwies. Vor dem Hintergrund der historischen Vergleichsdaten ist zumindest die Tendenzaussage tragfähig, daß die FDP darin zunächst eher der nationalliberalen Tradition analoge territorial-soziographische Merkmale offenbarte, bevor in den 70er Jahren stärker linksliberale urbane Milieus angesprochen wurden. Für die SPD ist parallel mit dem kontinuierlichen Stimmenzuwachs von 1961 (36,2 %) bis 1969 (42,7 %) eine Ausweitung ihres Großstadtbonus zu verzeichnen, was bereits auf die – noch näher zu betrachtenden – neuen Wählerschichten bei Angestellten und Beamten hindeutet. Bemerkenswert ist selbst unter Berücksichtigung der Vergleichsprobleme die Identität des maximalen Urbanitätsquotienten (1,53) von 1976 mit jenem aller sozialistischen Parteien von 1920, als diese zusammen gleichfalls über 40 % Wähleranteil erreicht hatten. Ein solches Indiz mag wenigstens als Hinweis darauf gewertet werden können, daß von einem häufig behaupteten kontinuierlichen Trend zur Abflachung des Stadt-Land-Gefälles wie der Parteihochburgen insgesamt keineswegs die Rede sein kann. Bei der CDU/CSU ist reziprok zur Verstädterung der SPD und FDP eine Verländlichung zu registrieren, so daß insbesondere für die sozialliberale Ära eine Polarisierung politischer Lager entlang des Modernismus-Traditionalismus-Paradigmas herauszulesen ist. Die Residualkategorie »Sonstige« muß instabil erscheinen, weil 1961 die mehr ländlichen Vertriebenengruppen, seit 1972 die akzentuiert großstädtischen Splitterparteien links von der SPD gegenläufige Effekte hervorbringen; einzig die Verlagerung des 1965 wie 1969 anzutreffenden NPD-Potentials von urbanen Ursprüngen zu späteren ländlichen Schwerpunkten ist erwähnenswert, zumal die NSDAP einen ähnlichen Prozeß durchlaufen hatte, demzufolge die Aufmerksamkeitsschwelle einer neuen politischen Kraft der

49 Vgl. die Datenbasis in: Wahl zum 9. Deutschen Bundestag am 5. Oktober 1980, in: Statistisches Bundesamt (Hrsg.), Fachserie 1: Bevölkerung und Erwerbstätigkeit, H. 9, Stuttgart/Mainz 1982, S. 62; wiederum ist der Übergang von der Repräsentativ- zur Vollerhebung 1972 zu beachten, wenn auch offensichtlich ohne nennenswerte trendverzerrende Konsequenzen der Gegenüberstellung.

äußersten Rechten zwar im städtischen Bereich leichter zu überschreiten war, dann aber mehr ländliche Mitläufer erreicht werden konnten.
Die soziale Zusammensetzung der Wählerblöcke im Vielparteiensystem der frühen Bundesrepublik wird aus Umfragedaten von 1953 erschlossen, die durch eine hohe Befragtenanzahl (3 466) und bemerkenswert repräsentative Nähe zur tatsächlichen Stimmenverteilung der in diesem Jahr abgehaltenen Bundestagswahl hervorstechen (Tab. 12).[50]

Tab. 12: Verteilung der Parteistimmen nach Berufszugehörigen

	Arbeiter	Angestellte/Beamte	Selbständige
KPD	90 %	5 %	5 %
SPD	70 %	21 %	9 %
Zentrum	48 %	12 %	40 %
CDU/CSU	33 %	31 %	36 %
F.D.P.	20 %	32 %	48 %
BP	32 %	12 %	56 %
DP	31 %	24 %	45 %
BHE	57 %	21 %	22 %
andere	39 %	31 %	30 %
keine	53 %	20 %	27 %
alle	48 %	23 %	29 %

Obgleich die KPD als Splittergruppe 1953 noch stärker als zuvor auf ihren demonstrativ proletarischen Charakter reduziert worden war, bewirkte der quantitativ weitaus bedeutsamere Rückstrom ihrer Weimarer Wähler zur SPD, daß die Sozialdemokratie wieder deutlicher als noch 1932 die Konturen einer Arbeiterpartei zeigte; sie hatte selbst im Vergleich zum späten Kaiserreich im wesentlichen nur parallel mit dem gesamtgesellschaftlichen Strukturwandel ihren Angestellten- und Beamtenanteil ausgeweitet. Den soziopolitischen Gegenpol bildeten mit mindestens ebenso ausgeprägt überrepräsentiertem Selbständigenprofil die Bayernpartei (41 % ihrer Stimmen rekrutierte sie von Bauern, die nur 12 % der Gesamtbefragten stellten), die FDP (28 % nicht-bäuerliche Selbständige) sowie die DP (22 % Bauern).[51]
Für das nur mehr sektenhafte Rest-Zentrum waren – auch wegen der rheinisch-westfälischen Schwerpunkte – die vormaligen Arbeiterdefizite nicht registrierbar, die allerdings vornehmlich auf das Konto der BVP gegangen waren. Der BHE hatte einen überdurchschnittlichen Anteil von Arbeiterwählern, weil die Vertriebenen erheblich überproportional als ungelernte Arbeitskräfte tätig werden mußten.[52] Da es sich dabei vielfach nicht um originäre Fabrikarbeiterschichten, sondern deklassierte Selbständige oder ehemalige Landarbeiter handelte, ist es nicht verwunderlich, daß selbst 1976 und 1980 noch ein um 12 % bzw. 13 % höherer CDU/CSU-Anteil der Ungelernten gegenüber den Facharbeitern nachgewiesen werden konnte, bevor sich dieser Herkunfts- und Regionaleffekt in den 80er Jahren

50 Vgl. *Juan J. Linz*, Cleavage and Consensus in West German Politics: The Early Fifties, in: *Seymour M. Lipset/Stein Rokkan*, Party-Systems and Voter Alignments: Cross-National Perspectives, New York 1967, S. 288 (die Angaben wurden ggf. für jede Partei auf 100 % gerundet).

51 Vgl. ebda. (die tabellarische Übersicht ist dort für jede der drei Schichtsegmente in drei bis vier Unterkategorien differenziert, zu denen aber Vergleichsdaten anderer Zeitabschnitte fehlen).

52 Vgl. ebda. sowie *Ritter/Niehuss*, Wahlen, S. 32 (so betrug der Arbeiteranteil der erwerbstätigen Vertriebenen 1950 noch 75 % gegenüber 50,9 % der Gesamtbevölkerung, auch 1961 blieb die Relation mit 60,5 % zu 48,7 % auffällig).

durch den Generationswechsel allmählich abzuflachen beginnt.[53] Die Strukturdaten der Unionsparteien zeigten 1953 unter den größeren Gruppierungen die relativ ausgeglichenste Wählerverteilung, wobei allerdings immer noch beachtlichen Defiziten bei den Arbeitern eine überrepräsentierte Position unter Selbständigen (insbesondere Bauern) und die zusammen mit der FDP dominierende Vertretung der Angestellten und Beamten gegenüberstand. Angesichts eines seit den 60er Jahren forcierten Umbruchs von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft mit entsprechender Ausweitung der Angestelltenberufe lassen sich soziale Gewichtsverlagerungen innerhalb des Parteiensystems auf der Zeitachse plausibler mit den politischen Präferenzen der drei Statuskategorien veranschaulichen. Da eine Korrektur systematischer Verzerrungen dergestalt, daß die CDU/CSU bis 1965, die SPD seit 1969 regelmäßig günstigere Umfrage- als Wahlresultate infolge des jeweiligen Meinungsklimas und der unterschiedlichen Bekenntnisfreudigkeit ihrer Anhängerschaft verzeichnete, erst in den 80er Jahren als Projektion der sog. »Sonntagsfrage« berücksichtigt worden ist, war die Übersicht in Tab. 13 für diese Zwecke auf die tatsächlichen Kräfteverhältnisse umzurechnen.[54]

Tab. 13: Stimmenanteile der Parteien in den Berufskategorien

	1953	1961	1965	1969	1972	1976
			Arbeiter			
CDU/CSU	35 %	32 %	40 %	37 %	34 %	38 %
SPD	47 %	56 %	54 %	55 %	60 %	56 %
F.D.P.	4 %	6 %	3 %	2 %	5 %	5 %
Sonstige	15 %	6 %	2 %	5 %	1 %	1 %
			Angestellte/Beamte			
CDU/CSU	49 %	45 %	50 %	41 %	42 %	48 %
SPD	26 %	30 %	34 %	42 %	44 %	40 %
F.D.P.	14 %	21 %	13 %	10 %	13 %	11 %
Sonstige	11 %	4 %	3 %	7 %	1 %	1 %
			Selbständige (ohne Landwirte)			
CDU/CSU	53 %	56 %	50 %	(68 %)	68 %	(64 %)
SPD	11 %	14 %	18 %	(16 %)	20 %	(21 %)
F.D.P.	20 %	27 %	25 %	(11 %)	10 %	(15 %)
Sonstige	16 %	3 %	7 %	(5 %)	1 %	(0 %)
			Landwirte			
CDU/CSU	58 %	72 %	(89 %)	(64 %)	(85 %)	(83 %)
SPD	4 %	8 %	(0 %)	(15 %)	(9 %)	(8 %)
F.D.P.	12 %	15 %	(11 %)	(5 %)	(6 %)	(0 %)
Sonstige	26 %	5 %	(0 %)	(16 %)	(0 %)	(9 %)

53 Vgl. *Ursula Feist/Hubert Krieger*, Alte und neue Scheidelinien des politischen Verhaltens. Eine Analyse zur Bundestagswahl vom 25. Januar 1987, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, 21. 3. 1987, S. 39.

54 Die Basisdaten sind zusammengestellt in: *Eike Ballerstedt/Wolfgang Glatzer*, Soziologischer Almanach. Handbuch gesellschaftlicher Daten und Indikatoren, Frankfurt/New York 1979³, S. 451. Alle in Klammern gesetzten Prozentangaben beziehen sich auf Teilgruppen unter 100 Befragten, die kaum noch zuverlässige Strukturanalysen gestatten. Die bei einer Projektion unvermeidlichen Unsicherheiten von Schätzgrößen dürften sich überwiegend nur im Bereich von 1–2 % bewegen, denen keine fundamentale Bedeutung für die qualitativen Schlußfolgerungen beizumessen sind.

Seitdem im Arbeiterbereich die hier fast ausschließlich verankerte KPD und der in dieser Hinsicht leicht überrepräsentierte BHE nicht mehr als Konkurrenz auftraten, sind die Stimmenanteile von CDU/CSU und SPD im Trend auf relativ stabilem Niveau geblieben. Bei den Selbständigen hat die CDU/CSU hingegen durch Integration des rechtsbürgerlichen FDP-Potentials auch noch in den 60er und 70er Jahren einen erheblichen Zuwachs verbuchen können. Demgegenüber vermochte die SPD unter Angestellten und Beamten ihren deutlichen Rückstand zur CDU/CSU bis 1965 bei den Bundestagswahlen von 1969 und 1972 in einen Gleichstand bzw. sogar minimalen Vorsprung zu verwandeln, was in Verbindung mit einer ungefähr behaupteten FDP-Anhängerschaft neuen Zuschnitts den Ausschlag für den Regierungswechsel gab. Die aus den 80er Jahren vorliegenden Daten bestätigen die verläßliche Schwankungsbreite des SPD-Stimmenanteils in der Arbeiterschaft zwischen ca. 55 % und 60 %, unter Selbständigen aber nur in der Bandbreite von 15 % bis 20 %; bei Angestellten und Beamten war jedoch der zweiphasige Einbruch von einem Rekordstand 1980 (im Zusammenhang mit der Kanzleralternative Schmidt–Strauß) über Verluste in Richtung der CDU/CSU bis 1983 bis hin zu solchen an die Grünen 1987 mit dem Ende der Regierungsfähigkeit verbunden.[55]
Für die Bundestagswahlen 1953 bis 1987 sind geschlechtsspezifische Auszählungen nachgewiesen, die den Vergleich mit den erörterten Daten aus der Weimarer Republik gestatten. Auf den Stimmenanteil einer Partei bei Männern entfielen nachstehende Multiplikatoren ihres Stimmenanteils unter Frauen (Tab. 14).[56]

Tab. 14: Relation des Frauen- zum Männerstimmenanteil

	CDU/CSU	SPD	F.D.P.	NPD	Grüne	Sonstige
1953	1,21	0,85	0,89	–	–	0,88
1957	1,20	0,82	0,86	–	–	0,87
1961	1,23	0,83	0,90	–	–	0,83
1965	1,23	0,82	0,95	0,60	–	(0,78)
1969	1,25	0,89	0,87	0,44	–	(0,64)
1972	1,07	0,97	0,88	–	–	(0,46)
1976	1,03	0,99	0,94	–	–	(0,42)
1980	0,99	1,02	1,03	–	0,75	(0,50)
1983	1,03	1,03	0,88	–	0,81	(0,43)
1987	1,06	0,98	0,90	–	0,93	(0,75)

Ähnlich wie die SPD auf dem Weg zur Volkspartei 1961 und 1965 einen Teil ihres Katholikendefizits im gewerblichen Bereich abbauen konnte, hat sie in zwei Etappen 1969 und 1972 die seither von allen Parteien durchschnittlich größte Annäherung an einen Gleichstand der Männer- und Frauenstimmen erreicht. Bei der CDU/CSU wurde der Rückgang des Frauenüberschusses, der mit rund 23 % zwar deutlich unter den Zentrumswerten lag, aber ungefähr dem protestantischen DNVP-Niveau entsprach, im Jahre 1969 noch durch die überproportionale Abwanderung von Männerstimmen zur NPD verdeckt, so daß der Einschnitt von

55 Vgl. *Feist/Krieger*, S. 38.

56 Die Verhältniszahlen wurden ermittelt aus Daten in: *Ritter/Niehuss*, Wahlen, S. 168 f. Die Angaben für Sonstige seit 1965 sind angesichts der minimalen Anteile (0,3 % bis 1,5 %) nur Orientierungsgrößen und daher in Klammern gesetzt. Berechnungsbeispiel: Die CDU/CSU erhielt (ohne Briefwähler wie stets bei den Repräsentativauszählungen) 1961 insgesamt 49,6 % der Frauen-, aber nur 40,4 % der Männerstimmen, dies ergibt eine Verhältniszahl von 49,6 : 40,4 = 1,23.

1972 überdimensioniert erscheint. An der strukturellen Fundierung des weitgehenden Gleichklangs der Parteipräferenzen beider Geschlechter seit den 70er Jahren kann kein Zweifel bestehen; die beliebten Hinweise auf Kandidatenprofile (so ist der bislang einmalige Männerüberschuß der CDU/CSU und parallel ein Frauenüberschuß der FDP gewiß auch ein Strauß/Genscher-Syndrom, aber Brandt stand 1961/65 ohne und 1969/72 mit besonderem weiblichen Stimmenzuwachs zur Wahl) können kleinere Schwankungen, doch keinesfalls die Trendlinie im Vergleich zu früheren Epochen erklären.
In der quantitativen Wirkung konträr, gleichwohl in den gesellschaftlichen und kulturellen Umbrüchen im Übergang der 60er zu den 70er Jahren begründet, ist seither an die Stelle des geschlechtsspezifischen das altersdifferenzierte Wahlverhalten getreten. Die Entwicklung läßt sich am deutlichsten anhand eines Generationsquotienten studieren, der das Verhältnis der Parteienanteile unter den ab 60jährigen zu der Jungwählerkohorte (bis 1969 wurden die 21- bis 29jährigen dort ausgewiesen, mit Absenkung des Wahlalters die 18- bis 24jährigen) nach Geschlechtern getrennt wiedergibt (Tab. 15).[57]

Tab. 15: Relation der Stimmenanteile der ältesten zur jüngsten Wählerkohorte

	Männer					Frauen				
	CDU/CSU	SPD	F.D.P.	NPD	Grüne	CDU/CSU	SPD	F.D.P.	NPD	Grüne
1953	1,02	0,88	1,14	–	–	1,06	0,85	1,01	–	–
1957	1,02	0,84	1,09	–	–	1,08	0,81	0,96	–	–
1961	1,01	0,88	1,06	–	–	1,08	0,85	0,92	–	–
1965	0,96	0,95	1,32	1,33	–	1,06	0,90	1,01	1,18	–
1969	1,13	0,86	0,80	1,50	–	1,19	0,81	0,73	1,41	–
1972	1,42	0,78	0,70	–	–	1,44	0,76	0,67	–	–
1976	1,27	0,85	0,67	–	–	1,31	0,84	0,60	–	–
1980	1,42	0,87	0,65	–	0,08	1,49	0,85	0,63	–	0,07
1983	1,21	1,06	1,26	–	0,11	1,33	0,98	1,04	–	0,08
1987	1,35	1,01	0,92	–	0,15	1,54	0,96	0,86	–	0,10

Während bis 1965 die Unionsparteien bei den Männern und die FDP bei den Frauen die ausgeglichenste Relation der ältesten zur jüngsten Wählerkategorie aufwiesen und starke Disproportionen nicht zu verzeichnen waren, ist 1969 und 1972 in zwei Etappen ein verstärktes und seitdem zwar schwankendes, aber ungebrochenes Gefälle aufgetreten. Mit einer noch deutlicheren Ausprägung als bei der SPD gewann auch die FDP als deren Koalitionspartner ein jugendliches Profil, wogegen die CDU/CSU erheblich überproportional von der älteren Generation gewählt wird. Bei einem Quotienten von 1,54 bei den Frauen – gerade im Vergleich zu einer die Wählerschaft altersmäßig fast deckungsgleich abbildenden Struktur der SPD – hat das Jugenddefizit der CDU/CSU-Stimmen einen den Volksparteicharakter partiell in Frage stellenden Umfang angenommen. Die Grünen erweisen sich in dieser Dimension als eine alle anderen Aspekte ihrer Wählerbasis überlagernde Generationspartei, wobei neben dem Lebensabschnitt offenkundig auch die politische Erfahrungsgeneration eine Rolle spielt. Anders ist es nicht zu erklären, daß im Herbst 1980 die Kohorte der 35- bis 44jährigen (also die »Wirtschaftswunder-Generation« der Jahrgänge 1936–45 mit erster prägender Wahlbeteiligung 1957, 1961 oder 1965) noch weit unterdurchschnittlich grün

57 Vgl. ebda., S. 170, Berechnung wie Anm. 56.

wählte (Faktor 0,57 zum Gesamtergebnis), während im Januar 1987 die altersmäßig gleiche, aber (neben Überschneidungen im Bereich 1942–45) auch die Jahrgänge 1946–51 als »Reformgeneration« umfassende Gruppe überproportionale Ergebnisse zeigte (1,16).[58]
Die Entwicklung in der Bundesrepublik hat insgesamt fraglos die Volksparteidebatte in ihrer empirisch-analytischen Dimension wesentlich vereinfacht. Abgesehen von CDU/CSU und SPD, die gemeinhin und kongruent mit ihrem Selbstverständnis als »die beiden Volksparteien« charakterisiert werden, konnte kaum jemals eine andere Gruppierung einen konkurrierenden Anspruch anmelden. Das NS-Debakel und die territoriale Abtrennung der ostelbischen Stammgebiete des Agrarkonservatismus haben die Unionsparteien zuverlässig gegenüber möglichen Rivalen aus der rechtsnationalen deutschen Tradition abgesichert. Umgekehrt war die exponierte Lage der Bundesrepublik an der Nahtstelle des Ost-West-Konflikts geradezu eine Garantie für die SPD als linke Volkspartei gegenüber etwaigen kommunistischen oder radikalsozialistischen Herausforderungen. Wenn andere Parteien bis in die 50er Jahre teilweise bei Landtagswahlen noch Ergebnisse um 20 % erreichen konnten, waren sie entweder Regionalorganisationen wie die Bayernpartei, die Deutsche Partei und (hinsichtlich der Herkunftsgebiete) der BHE, also insofern ohne volksparteiliche Ambitionen; oder aber sie bildeten wie die FDP vor allem in Baden-Württemberg und Hessen ein protestantisch-mittelständisches Pendant zu einer anfänglich primär katholischen CDU, der erst später durch die Teilintegration altliberaler Wählerschichten der Durchbruch zum Volksparteistatus gelang. Nachdem sich die CDU/CSU mit ihrer absoluten Mehrheit 1957 als antisozialistische Integrationspartei schlechthin etabliert hatte, ist die FDP seit 1961 nur mehr mit der Korrektivfunktion des Koalitionspartners einer der beiden Volksparteien aufgetreten. Auch die Grünen sind angesichts ihrer Konzentration auf jüngere Wählerkohorten und fortbestehender Bedeutungslosigkeit in der älteren Hälfte der Stimmberechtigten weit von der Möglichkeit entfernt, sich in absehbarer Zukunft als eine dritte Volkspartei präsentieren zu können, zumal ihre Identität weithin vom Konzept des bunt schillernden »Regenbogens« gesellschaftlicher Minoritäten getragen ist; diesen Gruppen muß das »Catch all«-Prinzip geradewegs als Ausdruck eines uniformen Konformismus erscheinen.

V. Von der Erfolgsbilanz zur Erosionstendenz des Volksparteikonzepts?

Der aus diesem Beitrag zu entfaltende wählersoziographische Volksparteibegriff steht unvermeidlich im Gegensatz zu dem – einem wissenschaftlichen Diskurs bislang abträglichen – normativ-ideologischen, wenn nicht gar propagandistischen Sprachgebrauch in der politischen Öffentlichkeit. Nicht einmal die politikwissenschaftliche Literatur hat sich der Neigung, daß »Volkspartei« als in »seiner Verwendungsgeschichte [. . .] ideologischer Kampfbegriff«[59] nur selten intersubjektiv gültig definiert werden konnte, mit Erfolg entziehen können. So ist der Ansatzpunkt von Kaste/Raschke unübersehbar aus der Kritik am Godesberger Profil der SPD gespeist: »Wir betrachten die Durchsetzung des Stimmenmaximierungsprinzips gegenüber dem Prinzip konsequenter Interessenvertretung in einer Partei als die Grundlage des VP-Konzepts.«[60] Umgekehrt wurde gleichfalls in den 70er Jahren z. B. bei Kremendahl und Schwan das Volksparteiprofil der Sozialdemokratie gegen Kurskorrekturen »im Sinne einer traditionellen Klassenpolitik«[61] mit der emphatischen Frage akzen-

58 Die Grunddaten für diese Analysen vgl. ebda.
59 *Hermann Kaste/Joachim Raschke*, Zur Politik der Volkspartei, in: *Wolf-Dieter Narr* (Hrsg.), Auf dem Weg zum Einparteienstaat, Opladen 1977, S. 26.
60 Ebda., S. 39.
61 *Hans Kremendahl*, Nur die Volkspartei ist mehrheitsfähig. Zur Lage der SPD nach der Bundestagswahl 1976, Bonn-Bad Godesberg 1977, S. 10.

tuiert: »Soll die SPD zu einer marxistisch orientierten, klassenkämpferischen, das System der sozialen Marktwirtschaft und der repräsentativen Demokratie zu transformieren und damit letztlich zu überwinden trachtenden ›Arbeiterpartei‹ werden [. . .]?«[62] Die wechselseitige Blickverengung der Volksparteidebatte auf die Problematik, inwieweit eine Partei deklamatorisch alle Schichten anzusprechen bemüht ist oder sich als Interessenvertreter innerhalb eines Klassenantagonismus begreift, verfehlt von vornherein die Multidimensionalität der Spannungslinien innerhalb des seit den 1870er Jahren ausgebildeten deutschen Parteiensystems.

Einzig diese Fixierung auf den schichtenübergreifenden Charakter des Volksparteimodells, der zudem mehr den Programmaussagen als der Wählerstrukturanalyse entnommen wird, hat die historische Legende von der prototypischen Vorreiterrolle des politischen Katholizismus entstehen lassen, wie sie für das Kaiserreich pointiert Stürmer formuliert: »Bis auf das Zentrum konnte keine der Parteien den Anspruch erheben, Volkspartei zu sein.«[63] Entgegen diesem suggerierten Eindruck einer der Zeit vorauseilenden Synthese sozialer Kräfte beruhte der in den Interessenkonflikten der Industriegesellschaft unprofilierte Standort der Zentrumspartei noch auf einem vormodernen Ordnungsmodell, das die quasi-ständische Eingebundenheit verschiedener Statusgruppen in die tradierte Glaubens- und Lebensgemeinschaft zur Grundlage hatte. Ein solches Konzept der Zusammenführung nahezu sämtlicher Interessengruppen in einer Weltanschauungspartei hat auch noch die Realität der frühen CDU/CSU bestimmt, in der die Autorität eines Kanzlers Adenauer häufig die letztinstanzliche Integrationsklammer für die divergierenden Anliegen von Wirtschaftsrat, Mittelstandsvereinigung und Sozialausschüssen, Bauern- und Vertriebenenverbänden etc. darzustellen hatte. Die entscheidenden Schritte in Richtung einer modernen Volkspartei konnte die CDU erst seit den 70er Jahren unter Federführung der Generalsekretäre Biedenkopf und Geißler mit dem Ausbau der Mitgliederorganisation, stärkerem Gewicht der Programmarbeit und allmählicher Entkonfessionalisierung der Politik einleiten.[64]

Ebenso ist der vielzitierte Satz aus dem Godesberger Programm »Die Sozialdemokratische Partei ist aus einer Partei der Arbeiterklasse zu einer Partei des Volkes geworden«[65] häufig in einem doppelten Sinne mißverstanden worden. Zum einen legte er, isoliert betrachtet, tatsächlich eine Interpretation nahe, die das Selbstverständnis als Volkspartei auf den Ausbruch aus dem »proletarischen Ghetto der 30 %« reduzierte. Zumindest gleichrangig ist jedoch die darin dokumentierte Abkehr von einem weltanschaulich geschlossen ausgerichteten Konzept der Politik zu beurteilen. Ein wenig zugespitzt kategorisiert, zielten primär die marktwirtschaftlichen Überzeugungen von SPD-Politikern wie Deist und Schiller sowie die von Erler und Schmidt führend repräsentierten Bekenntnisse zur militärischen Landesverteidigung innerhalb der NATO auf die neuen Mittelschichten, während die ethischen Sozialisten um Eichler und v. Knoeringen mehr eine geistig-kulturelle Erneuerung mit Blick auf Intelligenzberufe förderten, und ein Exponent der Organisationstradition wie Wehner sah insbesondere katholische Arbeiter als Ansprechpartner einer stärker pragmatisch als ideologisch motivierten Volkspartei. In der politischen Wirklichkeit hatte die Attraktivität der SPD in geistig-kulturellen Milieus und bei engagierten Protestanten bereits im Vorfeld der Godesberger Programmdebatte zugenommen, der katholische Arbeitnehmerbereich konnte 1965/66 wesentlich verstärkt werden; eine interessenpolitisch akzentuierte Klientel-

62 *Alexander Schwan/Gesine Schwan*, Sozialdemokratie und Marxismus. Zum Spannungsverhältnis von Godesberger Programm und marxistischer Theorie, Hamburg 1974, S. 10.

63 *Michael Stürmer*, Das ruhelose Reich. Deutschland 1866–1918, Berlin 1983.

64 Vgl. *Hermann Scheer*, Die nachgeholte Parteibildung und die politische Säkularisierung der CDU, in: *Narr* (Hrsg.), S. 149–72.

65 Zitiert nach: *Susanne Miller*, Die SPD vor und nach Godesberg, Bonn-Bad Godesberg 1974, S. 130.

erweiterung in die neuen Mittelschichten hinein hatte erst zur Bundestagswahl 1969 den erwarteten Mobilisierungseffekt.[66]
Zum anderen sollte die in einem historischen Kontext angesiedelte Aussage des Programmtextes von 1959 gewiß nicht suggerieren, daß der Profilwandel von der Arbeiter- zur Volkspartei erst in diesem Jahre beschlossen bzw. umzusetzen begonnen worden sei. In dem parteioffiziösen Kommentar zum Erfurter Programm von 1891, das stets als Ursprungsort der klassenkämpferischen Orientierung in der Nachfolge des Kommunistischen Manifests von Marx und Engels zitiert wurde, hat der »Cheftheoretiker« Kautsky der Sozialdemokratie bereits eine über die Rekrutierung des Fabrikproletariats hinausweisende Perspektive zugeschrieben: »Sie hat aber gleichzeitig auch die Tendenz, immer mehr eine nationale Partei, das heißt eine Volkspartei zu werden in dem Sinne, daß sie die Vertreterin nicht bloß der industriellen Lohnarbeiter, sondern sämtlicher arbeitenden und ausgebeuteten Schichten, also der großen Mehrheit der Gesamtbevölkerung wird, dessen, was man gewöhnlich ›Volk‹ nennt.«[67] Ebenso dementieren die mit öffentlicher Symbolkraft ausgestatteten Namen der sozialdemokratischen Zeitungen aus der Verbotsära des Sozialistengesetzes die gemeinhin unterstellte proletarische Exklusivität:[68] Von 36 sozialstrukturell aufgeladenen Titeln ohne Berücksichtigung gewerkschaftlicher Berufsorgane waren 29 (= 81 %) auf Verbindungen mit dem »Volk« insgesamt angelegt (»Volksblatt«, »Volkszeitung«, »Volksfreund« und »Volksstimme« wurden in dieser Reihenfolge am häufigsten verwendet); während nur eine »Arbeiter-Zeitung« und ein »Arbeiterfreund« (= 6 %) auftauchten, gab es immerhin fünf (= 14 %) »Bürger«-Zeitungen im sozialdemokratischen Milieu, die damit den »Citoyen« gegen den »Bourgeois« terminologisch ausspielten.
Die Struktur der massenmedialen Öffentlichkeit wie das System des allgemeinen Wahlrechts dürfen als die historisch wichtigsten Determinanten für die Ablösung der traditionellen Honoratiorenpartei und des transitorischen Phänomens der Milieuorganisation durch die moderne Volkspartei gelten.[69] Wenn der politische Diskurs nicht länger auf eine Elite des »räsonnierenden Publikums« beschränkt war und sich gesellschaftliche Teilkulturen wie die Arbeiterbewegung und der Minoritätskatholizismus in Deutschland kaum gegenüber nivellierenden Einflüssen der Massenöffentlichkeit hermetisch abzuschotten vermochten, konnte es für nach demokratisch legitimierten Machtpositionen strebende Parteien keinen vernünftigen Sinn ergeben, von vornherein maßgebliche Bevölkerungsgruppen bei der Wählerwerbung zu ignorieren. Dem Adressatenkreis massenmedial vermittelter politischer Öffentlichkeit, der mit den »staatsbürgerlichen« Inhabern der Stimmzettelmacht für parlamentarische Mandatszuweisungen nahezu identisch ist, haftet in dieser vom gesellschaftlichen Produktionsprozeß und Lebensalltag abgelösten Handlungssphäre keine primäre Klassen-, Konfessions-, Regional-, Alters- oder Geschlechtsdifferenzierung an.
Im Prozeß der inneren Nationalstaatsbildung, der mit dem Reichsgründungsjahr 1871 noch keineswegs abgeschlossen war, wurden regionalisierte Integrationsparteien nur sehr allmäh-

66 Zur Entwicklung der SPD und ihrer Wahlchancen vgl. *Kurt Klotzbach*, Der Weg zur Staatspartei. Programmatik, praktische Politik und Organisation der deutschen Sozialdemokratie 1945 bis 1965, Berlin/Bonn 1982; *Bodo Zeuner*, Das Parteiensystem in der Großen Koalition (1966–1969), in: *Dietrich Staritz* (Hrsg.), Das Parteiensystem der Bundesrepublik. Geschichte – Entstehung – Entwicklung, Opladen 1980², S. 174–93.

67 *Karl Kautsky*, Das Erfurter Programm. In seinem grundsätzlichen Teil erläutert, Stuttgart 1892², S. 252.

68 Vgl. die Titelübersicht bei *Dieter Fricke*, Die deutsche Arbeiterbewegung 1869 bis 1914. Ein Handbuch über ihre Organisation und Tätigkeit im Klassenkampf, Berlin [DDR] 1976, S. 385–87.

69 Zur theoretischen Grundlegung eines Interpretationskonzepts vgl. *Jürgen Habermas*, Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, Neuwied/Berlin 1974.[6]

lich von gesamtstaatlich agierenden politischen Formationen zurückgedrängt. Indem sich die einstigen Konservativen und Nationalliberalen nach der Revolution von 1918/19 als DNVP und DVP den Volksparteibegriff aneigneten, sollten jenseits soziostruktureller auch preußenakzentuierte Begrenzungen überwunden werden. Neben der Arbeiterbewegung und dem politischen Katholizismus konnte es langfristig stets nur eine ähnlich erfolgreiche Massenintegrationspartei mit Schwerpunkt in den protestantischen Mittelschichten geben. Dies galt im Kaiserreich anfänglich für die Nationalliberalen, in der Weimarer Republik wurde beim rasanten »Durchmarsch nach rechts« 1919 die DDP, 1920 die DVP, 1924 die DNVP und seit 1930 die NSDAP zu dieser dritten Kraft auf dem Weg ihrer fortschreitenden Entliberalisierung. Die CDU/CSU hat als bislang einzige Parteienformation in einem deutschen Staat die absolute Stimmenmehrheit bei freien Wahlen erreicht, weil sie bis 1957 erstmals den katholischen und den protestantisch-mittelständischen Wählerblock in einem erfolgreichen Sammlungsprozeß, abgesehen von Minoritätengruppen, vereinigte.[70]
Auf diese Majorisierungsstrategie reagierte die SPD mit einer demonstrativen Bekräftigung und Neuinterpretation ihres auch in früheren Perioden für die Öffentlichkeitsarbeit und im Wahlkampf hervorgekehrten Volksparteianspruches. Der weiterführende Impuls hinsichtlich der Wahlattraktivität ging insbesondere von den Bemühungen um eine Pluralisierung der innerparteilichen Positionsbestimmungen aus. Die umworbenen neuen sozialen Schichten und kulturellen Milieus sollten nicht mehr schlicht zur sozialdemokratisch-gewerkschaftlichen Interessendefinition und Weltanschauung bekehrt, sondern in ihrer spezifischen soziopolitischen Identität akzeptiert und einbezogen werden. Die seit Generationen in wesentlichen Elementen überlieferte Organisationstradition wurde auf diese Weise zunächst in ihrem öffentlichen Erscheinungsbild »liberaler« und »bürgerlicher«, unter dem Einfluß der »68er Bewegung« aber auch in Richtung demokratisierender Tendenzen nach links hin profilierter. Mit 49 % Erststimmen erreichte die SPD 1972 in dieser doppelten Terrainerweiterung den Höhepunkt ihrer Integrationskraft als die linke Volkspartei im Bundestag, bevor Erosionserscheinungen in beiden Randwählerbereichen einsetzten und ein Wiedererstarken der CDU/CSU bis zu deren Rekordergebnis von 52 % Erststimmen im März 1983 bei gleichzeitigem Einzug der Grünen ins Parlament zu verzeichnen war. Einem ähnlichen Desintegrationsprozeß dürften die Unionsparteien an der Schwelle zu den 90er Jahren entgegenstreben, weil die Bemühungen um eine politisch-kulturelle Modernisierung auf Barrieren eines zunehmenden aggressiven Traditionalismus gestoßen sind. Es liegt in der Dynamik widersprüchlicher Sammlungsversuche, daß SPD und CDU/CSU gerade im Zenit ihrer durch Öffnung für neue Wählerschichten erzielten Massenverankerung in gravierende Identitätsprobleme geraten mußten, die gleichzeitig Stimmeneinbußen bewirkten. Wenn somit das nach 1945 erfolgsträchtige Konzept der Volkspartei im Zeichen eines gesellschaftlichen »Individualisierungsschubs« jüngst wiederum einen historischen Wendepunkt durchlaufen haben könnte, wird eine von den wichtigsten soziographischen Daten getragene Rückblende auf die entsprechenden Strukturprobleme in früheren Epochen um so mehr zum Reflexionsrahmen für mittel- und langfristige Trendprognosen.

70 In welchem – häufig unterschätzten – Maße gerade auch die CSU eine solche milieuübergreifende Modernisierungsstrategie der volksparteilichen Sammlungsintegration erfolgreich praktizierte, zeigt die Studie von *Alf Mintzel*, Die CSU. Anatomie einer konservativen Partei 1945–1972, Opladen 1975. Die analytisch tragfähigsten Ansätze zur behandelten Thematik finden sich im Überblick bei: *ders.*, Die Volkspartei. Typus und Wirklichkeit. Ein Lehrbuch, Opladen 1983.

Michael Prinz

Wandel durch Beharrung

Sozialdemokratie und »neue Mittelschichten« in historischer Perspektive

Die Herausbildung großer integrationsfähiger Volksparteien gehört zu den wichtigen Strukturmerkmalen, durch die sich die Bundesrepublik von Weimar unterscheidet und die nach allgemeiner Auffassung wesentlichen Anteil an der ungleich höheren politischen Stabilität der zweiten deutschen Republik haben.[1] Während im Falle der Unionsparteien in erster Linie konfessionelle Schranken die entscheidenden Hindernisse einer volksparteilichen Erweiterung darstellten, war für die Entwicklung der SPD die Annäherung an die sogenannten »neuen Mittelschichten« der Beamten und vor allem der Angestellten zentral. Diese Schichten waren es, die – nach den Ergebnissen der Wahlforschung – der SPD durch ihre allmähliche Zuwendung als Mitglieder und Wähler in den späten sechziger und frühen siebziger Jahren zur Mehrheits- und Regierungsfähigkeit verhalfen (vgl. Tab. 1 und 3). Da im Prozeß

Tab. 1: Sozialstruktur der Wählerschaft in der Bundesrepublik Deutschland bei allgemeinen Wahlen (1953 – 1983)

Beruf	1953	1961	1965	1969	1972	1980
Arbeiter						
SPD	48	56	54	58	66	57
CDU/CSU	35	36	42	39	27	33
F.D.P.	4	5	2	1	6	10
Andere	14	3	1	2	1	1
Angestellte und Beamte						
SPD	27	30	34	46	50	41
CDU/CSU	49	50	54	45	33	43
F.D.P.	14	18	10	7	17	14
Andere	10	2	2	3	0	2

Zusammengestellt aus: Franz Urban Pappi, Parteiensystem und Sozialstruktur in der Bundesrepublik, in: Politische Vierteljahresschrift 14, 1973, S. 199. *Manfred Berger u. a.,* Stabilität und Wandel. Eine Analyse der Bundestagswahl 1980, in: Wahlen und politisches System. Analysen aus Anlaß der Bundestagswahl 1980, Opladen 1983. Vgl. auch: *Rainer Olaf Schultze,* Wählerverhalten und Parteiensystem in der Bundesrepublik Deutschland, in: Westeuropas Parteiensysteme im Wandel, Stuttgart u. a. 1983, S. 22.

Erläuterung: Bei der Trendanalyse sind aus Gründen der Vergleichbarkeit über die verschiedenen Jahre Personen eliminiert, bei denen der Haushaltungsvorstand arbeitslos oder Rentner war.

1 Zum Begriff vor allem *Alf Mintzel,* Die Volkspartei. Typus und Wirklichkeit. Ein Lehrbuch, Opladen 1984.

der Annäherung von angestellten Mittelschichten und SPD die Distanz zwischen der Partei und dem selbständigen »alten Mittelstand« weitgehend erhalten blieb, bedeutete der Wandel der SPD im strengen Sinne also eher einer Entwicklung hin zur allgemeinen Arbeitnehmerpartei denn zur klassenübergreifenden Volkspartei.

Tab. 2: Sozialstruktur der Wählerschaft in Österreich (1971 – 1982/83)

Beruf	1971	1976	1982/83
Arbeiter			
SPÖ	54	52	52
ÖVP	16	21	26
Angestellte und Beamte			
SPÖ	39	42	40
ÖVP	34	34	39

Aus: Ernst Gehmacher/C. Haerpfer, Wahlverhalten und Parteiensystem. Die Binnenstruktur der Wählerschaft von SPÖ, ÖVP und FPÖ, in: *Anton Pelinka/Fritz Plasser* (Hrsg.), Das österreichische Parteiensystem, Wien u. a. 1988, S. 154–179, hier S. 156.
Anmerkung: Wegen der im einzelnen nicht zu überprüfenden Unterschiede in den Erhebungsformen und der Prozentuierungsbasis sind die Daten als Annäherungen zu betrachten.

Tab. 3: Mitgliederstruktur westdeutscher Parteien (1952 – 1984) in %

	Arbeiter				Angestellte			
	SPD	CDU	CSU	F.D.P.	SPD	CDU	CSU	F.D.P.
1952	45				17			
1955		15				18		
1956/57	40	10						
1964		14,3				19,8		
1965				14				25
1966	32				19			
1967				14				40
1968	34,5	13,1			20,6	16,9		
1971				4,9				32,7
1973	26,4	11			21,9	26		
1976		10,9				27,2		
1977	22			5	26			30
1978			14,5				21	
1981	21				27			
1983			14,7				22,7	
1984		10,2				28		

Zusammengestellt aus: bis 1973: *Horst W. Schmollinger,* Abhängig Beschäftigte in Parteien der Bundesrepublik: Einflußmöglichkeiten von Arbeitern, Angestellten und Beamten, in: Zeitschrift für Parlamentsfragen 5, 1974, S. 62, 66, 70 f.; ab 1976: *Horst W. Schmollinger/Richard Stöss,* Bundestagswahlen und soziale Basis politischer Parteien in der Bundesrepublik, in: Prokla 56, Sept. 1984, S. 30 f. Vgl. auch: *Joachim Raschke* (Hrsg.), Die politischen Parteien in Westeuropa. Geschichte – Programm – Praxis. Ein Handbuch, Reinbek 1978, S. 70 ff.

In historischer Perspektive verliert der erfolgreiche Öffnungsprozeß der Sozialdemokratie gegenüber den Mittelschichten allerdings viel von seinem Glanz. Die meisten historischen Untersuchungen neigen vielmehr dazu, diesen Aspekt der Parteigeschichte mit ausgesprochen kritischem Vorzeichen zu versehen.[2] Nicht der Erfolg, sondern die überaus folgenreiche Verspätung der Partei bei der Öffnung gegenüber Angestellten und Beamten wird hier durchweg betont. So erscheint die mangelnde Bereitschaft der deutschen Sozialdemokratie, den Wandel zur breiten, integrationsfähigen Volkspartei hin zu vollziehen, als eine der Ursachen dafür, daß entscheidende Weichenstellungen nach 1945 ohne und gegen die SPD erfolgten und die Partei anschließend zwei Jahrzehnte auf die Oppositionsbänke verbannt blieb. Die nachdrücklichste Kritik leitet sich jedoch immer noch von 1933 her. Daß die »Weimarer Staatspartei par excellence« (Winkler) es versäumt habe, sich anderen Schichten gegenüber zu öffnen und von der Klassen- zur Volkspartei weiterzuentwickeln, gilt vielen Historikern als eine wichtige Ursache für das Scheitern des parlamentarischen Systems in den zwanziger Jahren.

Die Grundlage der Kritik bildet häufig der Hinweis auf das Vorbild der englischen Labour Party.[3] Dieser Hinweis ist alles anders als neu. Schon in der Revisionismusdebatte vor dem Ersten Weltkrieg und besonders in den zwanziger Jahren diente er vielen innerparteilichen Kritikern als Beleg für Alternativen zum offiziellen marxistisch-dogmatischen Parteikurs. Einem solchen Vergleich wurden jedoch schon damals Einwände entgegen gehalten, die nicht einfach von der Hand zu weisen sind. Der ganz andere, demokratischere politische Kontext, in dem die englische Labour Party entstand, die längere und größere Integrationsfähigkeit des englischen Liberalismus, der viel weniger tiefe Klassengegensatz zwischen englischer Arbeiterklasse und englischem Bürgertum, der lange Zeit nicht jene quasi-ständische Überformung wie in Deutschland erfuhr und der die stärker gewerkschaftlich als politisch geprägte englische Arbeiterbewegung infolgedessen auch nicht in eine so tiefe Radikalisierung hineintrieb wie ihre deutschen Klassengenossen – Argumente, wie sie im Kontext neuerer vergleichender Studien über den »deutschen Sonderweg« immer wieder angeführt werden –, dienten bereits damals als Begründung, warum eine volksparteiliche Erweiterung der Sozialdemokratie in Deutschland auf besondere Hindernisse stieß.[4]

Aus Besonderheiten der deutschen gesellschaftlichen und politischen Entwicklung – dem Nachwirken feudal-ständischer, bürokratisch-militärischer und ähnlicher Traditionen – erklärten gegen Ende der zwanziger Jahre viele der SPD nahestehende Sozialwissenschaftler schließlich auch die tiefen Unterschiede zwischen den Arbeitern auf der einen Seite und den sich zum überwiegenden Teil zu einem »neuen Mittelstand« rechnenden Angestelltenschichten. Als typischer »sozialer Ort ständischer Ansprüche« charakterisierte etwa Theodor Geiger 1932 in seiner berühmt gewordenen Schrift über »Die soziale Schichtung des deutschen Volkes« die Angestellten und ergänzte: »Das ständische Element hat sich in ihrer

---

2 Stellvertretend für viele vgl. die Beiträge bei *Hans Mommsen* (Hrsg.), Sozialdemokratie zwischen Klassenbewegung und Volkspartei, Frankfurt 1974; *Heinrich August Winkler*, Klassenbewegung oder Volkspartei? Zur sozialdemokratischen Programmdebatte 1920–1925, in: GG 8, 1982, S. 9–55.

3 Zum tatsächlichen Verlauf der Debatte über die Mittelschichten in der Labour Party vgl. *Kenneth D. Wald*, Alternative Visions of Social Structure: Cycles of Revisionism in the British Labour Party, in: *Wolfgang Maderthaner/Helmut Gruber* (Hrsg.), Chance und Illusion. Labour in Retreat. Studien zur Krise der westeuropäischen Gesellschaft in den dreißiger Jahren. Studies on the Social Crisis in Interwar Western Europe, Wien/Zürich 1988, S. 247–278. Zum Wahlverhalten *John Bonham*, The Middle Class Vote, London 1954.

4 Grundlegend für den deutsch-englischen Gewerkschaftsvergleich *Christiane Eisenberg*, Deutsche und englische Gewerkschaften. Entstehung und Entwicklung bis 1878 im Vergleich, Göttingen 1986; vgl. auch die Beiträge in *Jürgen Kocka* (Hrsg.), Arbeiter und Bürger im 19. Jahrhundert, München 1986.

Mentalität bewahrt, und es bricht als Ressentiment oft um so heftiger durch, je schmerzlicher es durch chancenlos abhängige Stellung Lügen gestraft und verdrängt wird.«[5] Sozialwissenschaftler wie Geiger, Emil Lederer, Hans Speier, Sigmund Neumann u. v. a. begründeten damit, warum diese Gruppen entgegen den Annahmen der Klassentheorie in ihrer Bewußtseinsentwicklung und ihrem politischen Verhalten nicht den Weg ins allgemeine Proletariat fanden. Viele derjenigen, die sich damals intensiv mit der Angestelltenfrage befaßten, gehörten zu den Kritikern der offiziellen Parteilinie. Doch auch sie hegten im letzten große Zweifel, ob eine flexiblere Haltung der SPD diese Gruppen in absehbarer Zeit an die Arbeiterbewegung heranführen könnte. Zu tief saßen nach ihrer Auffassung bei der weit überwiegenden Mehrheit aller Angestellten die Ressentiments gegenüber den proletarischen Arbeitern und ihrer Partei. »Solange sie [die Mittelschichten] nur von ›marxistischem Untermenschentum‹ sprechen«, klagte 1933 einer der entschiedensten Anwälte für eine Kurskorrektur der Sozialdemokratie gegenüber den Mittelschichten, »solange sie ihren mittelständischen Hochmut steigern, statt ihn abzubauen, solange wird der beste Wille der sozialistischen Arbeiterschaft nichts helfen.«[6] Gerade weil der hier zitierte Autor, der sozialdemokratische Publizist Rudolf Küstermeier, seine Klage am Ende einer langen Schrift äußerte, in der er bemerkenswertes Verständnis für die sozialen Probleme der bürgerlichen Mittelschichten demonstrierte, erscheint sie hochplausibel. Träfe sie uneingeschränkt zu, so gäbe es auch im nachhinein wohl keine andere Möglichkeit, als im Blick auf den in Deutschland so tiefen, politisch-moralisch aufgeladenen Arbeiter-Angestellten-Unterschied die Chancen der SPD für eine Gewinnung der Angestellten selbst bei einer flexibleren Haltung denkbar kleinzuschreiben.

Die kritisch gegen die SPD gewendete These von der verspäteten Öffnung für die Angestellten macht eben nur dann Sinn, wenn es gelingt, die Existenz nicht genutzter Handlungsspielräume wahrscheinlich zu machen. Der Versuch eines solchen Nachweises hätte in jedem Fall von der Existenz eines besonders tief ausgeprägten Arbeiter-Angestellten-Unterschiedes auszugehen. Da es im englischen Fall eine solche Differenzierung auch nicht ansatzweise gab[7], eignet sich das Beispiel der Labour Party bestenfalls, um strukturgeschichtliche Unterschiede, kaum jedoch um die Existenz von Handlungsoptionen im engeren Sinne zu begründen. Eher taugt hierfür schon das Beispiel der österreichischen Sozialdemokratie, die sich als einzige europäische Arbeiterpartei mit einem ähnlich ausgeprägten Sonderstatus der Angestellten zu arrangieren hatte. Die nachfolgend zusammengestellten Daten weisen nun allerdings in der Tat darauf hin, daß die SDAP bei ihrer Werbung um die neuen Mittelschichten wesentlich erfolgreicher als ihre deutsche Schwesterpartei agierte. Besonders deutlich wird das bei einem Vergleich der politischen Struktur der Angestelltenbewegung im Jahrzehnt nach dem Ersten Weltkrieg (vgl. Tab. 4). Trotz einer Rechtsbewegung Anfang der zwanziger Jahre, die in beiden Ländern auf Kosten der freigewerkschaftlich-sozialdemokratischen Verbände ging, blieb deren Position bei den österreichischen Angestellten wesentlich stärker als in Deutschland, wo sich gegen Ende der Republik die Kräfteverhältnisse stark zugunsten der mittelständischen, zum Teil extrem nationalistischen und antisozialistischen Verbände verschoben hatten. Auch für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg erhielten sich einige Unterschiede im Verhältnis von Arbeiterbewegung und Mittelschichten zwischen beiden Ländern. Das gilt besonders für den gewerkschaftlichen Organisationsgrad, bei dem die österreichischen Angestellten ihre deutschen Kollegen weit hinter sich ließen, weniger für die Wäh-

5 Zit. aus *Theodor Geiger*, Die soziale Schichtung des deutschen Volkes. Soziographischer Versuch auf statistischer Grundlage, (1932) N.D. Stuttgart 1987, S. 104.

6 Zit. nach *Rudolf Küstermeier*, Die Mittelschichten und ihr politischer Weg, Potsdam 1933, S. 87 f.

7 Zu den englischen Angestellten siehe jetzt vor allem *Peter Behringer*, Soziologie und Sozialgeschichte der Privatangestellten in Großbritannien, Frankfurt/M. 1985.

Tab. 4: Richtungsgewerkschaften in der Angestelltenbewegung 1907 – 1931 in % Österreich

	1907	1913	1921	1923	1928	1931
Christliche Angestelltenverbände (ohne Verkehrs-, Beamten-, Lehrerverbände)	1,1	1,8	3,2	4,0	5,2	7,4
Deutsch-nationale: DHV und andere Angestelltenverbände (ohne Verkehrs-, Post- und Tel.-Gew. sowie Beamtenverbände)	9,0	8,8	6,2	7,3	10,4	11,3
Neutrale Angestelltenverbände	81,0	69,3	6,4	1,9	7,9	9,5
Privatangestellte in den Freien Gewerkschaften (ohne Eisenbahn-, Post- und öffentliche Bedienstete)	9,1	20,1	84,2	86,8	76,6	71,8

Deutsches Reich	1907/08	1922	1927	1930
Neutrale Verbände/GdA	84,0	21,3	25,3	26,5
DHV/Gedag	14,7	32,4	40,1	40,6
Freigewerkschaftliche Verbände/ AfA-Bund	1,3	46,3	34,6	32,9

Zahlen für Deutsches Reich nach *Fritz W. Fischer,* Die Angestellten, ihre Bewegung und ihre Ideologien. Diss. Heidelberg 1931, S. 44–46.
Zur Erläuterung: Die starken Verschiebungen im Übergang vom Kaiserreich zur Republik erklären sich aus dem Übergang ursprünglich neutraler/liberaler Verbände in eines der drei großen Kartelle: Gesamtverband deutscher Angestelltengewerkschaften (Gedag) mit dem DHV als führendem Verband; Allgemeiner Freier Angestelltenbund (AfA-Bund) mit einem starken Technikerflügel; Gewerkschaftsbund der Angestellten (GdA) als Angestellteneinheitsverband.
Für Österreich: Zusammengestellt aus *Gerhard Botz,* Angestellte zwischen Ständegesellschaft, Revolution und Faschismus, in: *Jürgen Kocka* (Hrsg.), Angestellte im europäischen Vergleich, Göttingen 1981, S. 196–239, hier S. 218 f.
Die Zahlen für 1907/08 berechnet nach den Angaben bei *Günther Hartfiel,* Angestellte und Angestelltengewerkschaften in Deutschland, Berlin 1961, S. 132–134.

lerschaft von SPÖ und SPD, wo sich bis Ende der sechziger Jahre die Situation offenbar anglich (Tab. 2).
Doch nicht nur der Vergleich zu Österreich, auch neuere Forschungsergebnisse zur Sozialgeschichte der deutschen angestellten Mittelschichten in der Zwischenkriegszeit legen die Vermutung nahe, daß die deutsche Sozialdemokratie ihre Handlungsspielräume nicht zutreffend einschätzte und nutzte. Stärker als lange in der einschlägigen Forschung gesehen, die sich mit ihren Urteilen sehr eng an die von Weimarer Sozialwissenschaftlern geführte Debatte anlehnte[8], ist demnach von der starken Differenzierung der Weimarer Angestellten-

8 Stellvertretend für diesen Stand *Jürgen Kocka,* Soziale Entwicklung und politische Orientierung der Angestellten im 1. Weltkrieg und in der Weimarer Republik (1914–1933), in: *ders.,* Die Angestellten in der deutschen Geschichte, 1850–1980, Göttingen 1981, S. 142–170.

Tab. 5: Wahlverhalten von Arbeitern und Angestellten 1920 – 1933

Statistische Korrelationen zwischen dem Arbeiter- und Angestelltenanteil in den Stimmbezirken und den Stimmanteilen der politischen Parteien bei den Reichstagwahlen 1920–1933

Partei mit:	1920	1924a	1924b	1928	1930	1932a	1932b	1933
KPD mit								
Angestellten	+ 0,08	+ 0,39	+ 0,40	+ 0,49	+ 0,49	+ 0,47	+ 0,51	+ 0,53
Arbeitern	+ 0,30	+ 0,71	+ 0,64	+ 0,62	+ 0,68	+ 0,72	+ 0,72	+ 0,71
USPD mit								
Angestellten	+ 0,38	+ 0,37	+ 0,27	–	–	–	–	–
Arbeitern	+ 0,50	+ 0,37	+ 0,28					
SPD mit								
Angestellten	+ 0,12	+ 0,18	+ 0,26	+ 0,29	+ 0,28	+ 0,36	+ 0,31	+ 0,37
Arbeitern	+ 0,25	+ 0,36	+ 0,41	+ 0,41	+ 0,36	+ 0,36	+ 0,35	+ 0,39
Zentrum/BVP mit								
Angestellten	– 0,24	– 0,25	– 0,25	– 0,24	– 0,25	– 0,23	– 0,23	– 0,21
Arbeitern	– 0,28	– 0,28	– 0,29	– 0,29	– 0,31	– 0,30	– 0,30	– 0,27
DDP mit								
Angestellten	+ 0,25	+ 0,40	+ 0,48	+ 0,54	+ 0,42	+ 0,39	+ 0,41	+ 0,55
Arbeitern	– 0,02	+ 0,03	+ 0,01	– 0,01	– 0,08	– 0,05	– 0,06	– 0,03
DVP mit								
Angestellten	+ 0,39	+ 0,38	+ 0,28	+ 0,45	+ 0,46	+ 0,38	+ 0,47	+ 0,49
Arbeitern	+ 0,11	+ 0,23	+ 0,21	+ 0,19	+ 0,18	+ 0,02	+ 0,05	+ 0,09
DNVP mit								
Angestellten	– 0,28	– 0,16	– 0,14	– 0,12	– 0,02	+ 0,03	+ 0,11	+ 0,08
Arbeitern	– 0,05	– 0,03	– 0,05	– 0,09	– 0,03	– 0,06	– 0,07	– 0,01
NSDAP mit								
Angestellten	–	+ 0,07	– 0,05	+ 0,04	+ 0,02	– 0,22	– 0,23	– 0,39
Arbeitern	–	– 0,10	– 0,09	– 0,10	± 0,00	– 0,07	– 0,08	– 0,24

Quelle: Jürgen Falter/Thomas Lindenberger/Siegfried Schumann, Wahlen und Abstimmungen in der Weimarer Republik. Materialien zum Wahlverhalten 1919–1933, München, 1986, S. 163 ff.; vgl. auch *Thomas Childers,* National Socialism, S. 19–33, und *Fritz Hasselhorn,* Wie wählte Göttingen? Wahlverhalten und soziale Basis der Parteien in Göttingen 1924–1933, Göttingen 1983.

Lesebeispiel: Bei den Reichstagswahlen 1920 korrelieren Angestelltenanteil und KPD-Erfolge mit einem sehr schwachen positiven Wert von + 0,08. Dieser Wert ist kaum im Sinne eines positiven oder negativen Zusammenhangs interpretierbar. Anders verhält es sich dagegen mit dem Wert für Arbeiterschaft und KPD bei der ersten Wahl 1924. Mit + 0,7 nähert er sich schon fast der »idealen« Korrelation von + 1.

Zur Erläuterung: Die wiedergegebenen Korrelationskoeffizienten sind Maßeinheiten für Zusammenhänge – in diesem Fall zwischen dem Anteil der Angestellten bzw. der Arbeiter an der Erwerbsbevölkerung des Stimmbezirks und den Anteilen der Weimarer Parteien auf der Wahlkreisebene. Diese Art von Berechnung wird dadurch möglich, daß sowohl die berufsmäßige Zusammensetzung der Wählerschaft auf dieser Ebene wie auch die Ergebnisse der Parteien starken Schwankungen unterlagen. Anders ausgedrückt, es gab Wahlkreise mit sehr hohem Angestelltenanteil – typischerweise in Großstädten – und Bezirke – meist auf dem Land –, in denen der »neue Mittelstand« nur sehr schwach vertreten war. Gleiches gilt für das Abschneiden der Parteien. Korrelationsberechnungen können nun zeigen, ob zwischen den Veränderungen im Angestelltenanteil und den Veränderungen etwa im Abschneiden der NSDAP statistisch gesehen Zusammenhänge bestehen und welcher Art – stark/schwach und positiv/negativ – sie

sind. Die mögliche Bandbreite der Ergebnisse liegt zwischen – 1 und + 1. Ergebnisse im ± 0 Bereich lassen keine eindeutigen Rückschlüsse zu. Die Frage der Signifikanz statistischer Ergebnisse hängt auch von der Fallzahl ab. Hierbei handelt es sich um immanente Regeln der Statistik, die von unserer Alltagssprache sorgfältig zu scheiden sind. Fragen nach der Geltung und Validität solcher Ergebnisse lassen sich von dorther keinesfalls *allein* beantworten, so nützlich diese Ergebnisse als Komplement zu qualitativem Vorgehen auch sind. Jedes statistische Lehrbuch enthält zur Abschreckung Beispiele für kuriose Scheinkorrelationen. Man sollte hier die hochgehobenen Warntafeln eines so außerordentlich kompetenten Wahlforschers wie Jürgen W. Falter nicht übersehen.

schaft auszugehen. Das gilt sowohl für deren Struktur – besonders den Unterschied zwischen den einfachen »Maschinenangestellten« einerseits, den mittleren und höheren Chargen andererseits –, deren Lage mit dem pauschalen Begriff der »Proletarisierung« nur unzureichend, in manchen Aspekten durchaus irreführend charakterisiert ist, die Politik der Verbände, die in ihrer gewerkschaftlichen Ausrichtung und zum Teil auch im Festhalten am Parlamentarismus wohl doch konsequenter waren, als oft unterstellt, und vor allem dem Verhalten der Gruppe gegenüber den politischen Parteien allgemein, insbesondere jedoch gegenüber der NSDAP.[9] Selbst wenn einzelne dieser Ergebnisse weiterer Überprüfung bedürfen, bleibt doch der Eindruck, daß zwischen dem Bild, das sich die deutsche Arbeiterbewegung von den neuen Mittelschichten in der Zwischenkriegszeit machte, und der Wirklichkeit eine erhebliche Kluft bestand. Die These von den sich durchweg scharf vom Proletariat distanzierenden, weit überwiegend für nationalistische Agitation anfälligen Angestellten und ihrer Bereitschaft, entsprechend allgemein den Nationalsozialismus zu unterstützen, scheint so jedenfalls nicht mehr haltbar und legt deshalb im Rückschluß größere Chancen für eine soziale und demokratische Politik nahe (vgl. auch Tab. 5).

Als ein wichtiger Grund für die relativ erfolgreiche Werbung der österreichischen Arbeiterbewegung um die neuen Mittelschichten nach dem Ersten Weltkrieg gilt die größere Flexibilität gegenüber dem Sonderbewußtsein und dem Sonderstatus der Angestellten, und zwar nicht so sehr auf der theoretisch-programmatischen, als vielmehr auf der sozialpolitisch-praktischen Ebene.[10] Dieses Abheben auf die Sozialpolitik und die Rolle der dort veranker-

9 Als Zusammenfassung der neueren Debatte vgl. *Michael Prinz*, »Ein Bilderbuchverhalten an Mäßigung?« – Kritische Fragen zu den Angestellten in Weimar, in: Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte, Bd. XVII, 1988, S. 83–106, sowie ausführlich *ders.*, Vom neuen Mittelstand zum Volksgenossen. Die Entwicklung des sozialen Status der Angestellten von der Weimarer Republik bis zum Ende der NS-Zeit, München 1986, bes. S. 13 ff.

10 Vgl. *Botz*, Angestellte zwischen Ständegesellschaft, Revolution und Faschismus, in: *J. Kocka* (Hrsg.), Angestellte im europäischen Vergleich. Die Herausbildung angestellter Mittelschichten seit dem späten 19. Jahrhundert, Göttingen 1981, und die dort zitierte Literatur, bes. auch *ders.*, Angestellte zwischen Sozialdemokratie und Nationalsozialismus, in: *O. Martinek u. a.* (Hrsg.), Arbeitswelt und Sozialstaat. Festschrift für G. Weissenberg, Wien 1980; *Fritz Kaufmann*, Sozialdemokratie in Österreich. Idee und Geschichte einer Partei. Von 1889 bis zur Gegenwart, Wien/München 1978, S. 138. – Abweichend, zumindest was die Behandlung der Mittelschichten im Parteiprogramm angeht, *Walter Pollak*, Sozialismus in Österreich. Von der Donaumonarchie bis zur Ära Kreisky, Wien/Düsseldorf 1979, S. 172 ff.; kritisch gegenüber der Sozialdemokratie und ihrer Mittelschichtenpolitik auch *Judit Garamvölgyi*, Betriebsräte und Angestellte, in: Österreich November 1918. Die Entstehung der Ersten Republik. Protokoll des Symposiums in Wien am 24. und 25. Oktober 1978, München 1986, S. 152–158, sowie *dies.*, Betriebsräte und sozialer Wandel in Österreich 1919, 1920. Studien zur Konstituierungsphase der österreichischen Betriebsräte, München 1983, bes. S. 176 ff. und S. 185. Ebda. interpretiert die Autorin den Ausfall der Kammerwahlen (Wahlen zu den Kammern für Arbeiter und Angestellte, bei denen auch Parteilisten auftraten) als Beleg dafür, »daß keineswegs die Mehrheit der Angestellten von der Sozialdemokratie abgefallen ist, daß sich die Partei dauerhafter und breiter in den Reihen der Angestellten verankern konnte, als dies auch im Deutschen Reiche der Fall gewesen ist.« Garamvölgyi sieht darin offenbar eher ein Ver-

ten Sonderrechte der Angestellten scheint auch insofern überzeugend, als es eine wichtige Ergänzung zur Interpretation des Arbeiter-Angestellten-Gegensatzes aus ideologischen Orientierungen und weiterwirkenden Traditionen darstellt. Die naheliegende Frage wäre also, wie sich die deutsche Sozialdemokratie zu den Sonderrechten der Angestellten – insbesondere dem für die Konstituierung der Gruppe zentralen Angestelltenversicherungsgesetz – gestellt hat. Neben dem generellen Aspekt der Entstehung und Kontinuität eines bestimmten Bildes der »neuen Mittelschichten« in der Perzeption der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung vom Kaiserreich bis in die frühe Bundesrepublik behandeln die nachfolgenden Ausführungen deshalb vor allem auch das Verhältnis von Sozialdemokratie und Angestelltensozialpolitik.[11]

1. Die Anfänge des Interesses

Der Beginn der Debatte über den gesellschaftlichen Standort und die politische Orientierung eines »neuen Mittelstandes« in Deutschland wird häufig auf die späten 1890er Jahre datiert. Daran ist so viel richtig, als jenes berühmte Referat »Was verstehen wir unter dem Mittelstand? Hat er im 19. Jahrhundert zu- oder abgenommen?«, das der Nationalökonom und Kathedersozialist Gustav Schmoller 1897 auf dem 8. Evangelisch-Sozialen Kongreß hielt, tatsächlich den entscheidenden Anstoß für eine Popularisierung des Schlagworts vom »neuen Mittelstand« unter seinen Zeitgenossen gab.[12] Ein Urheberrecht im strengen Sinne können Schmollers seitdem oft zitierte Thesen zum »neuen Mittelstand« nicht beanspruchen. Die wissenschaftliche Diskussion dieses Themas war zum Zeitpunkt des sozialreformerischen Kongresses schon mehr als ein Jahrzehnt alt.[13] An ihr hatte sich neben anderen bereits zwei Jahre zuvor Karl Kautsky für die Sozialdemokratie mit einem bemerkenswert differenzierten Beitrag beteiligt, der Schmollers populärwissenschaftliche, auf öffentliche Wirkung hin berechnete Thesen an analytischer Schärfe weit übertraf. Kautskys Thesen bilden so etwas wie den Ausgangspunkt sozialdemokratischer Theoriebildung über die entstehende Angestelltenschaft und eines der ersten Zeugnisse parteioffizieller Kenntnisnahme

---

dienst der Freien Gewerkschaften als der SDAP; allgemein auch *Detlef Lehnert*, Klassenintegration und Hegemoniefähigkeit. Organisationscharakter und Wahlattraktivität der deutschen und österreichischen Sozialdemokratie in der Zwischenkriegsperiode, in: Solidargemeinschaft und Klassenkampf. Politische Konzeptionen der Sozialdemokratie zwischen den Weltkriegen, hrsg. von *Richard Saage*, Frankfurt/M. 1986, S. 230–249.

11 Der beste neuere Überblick zur Entwicklung des Angestelltenrechts ist *Wolfgang Hrodmadka*, Das Recht der leitenden Angestellten im historisch-gesellschaftlichen Zusammenhang, München 1979.

12 *Gustav Schmoller*, Was verstehen wir unter dem Mittelstand? Hat er im 19. Jahrhundert zu- oder abgenommen?, in: Verhandlungen des 8. Evangelisch-Sozialen Kongresses vom 10.–11. Juni 1897, Göttingen 1897, S. 132–185, bes. S. 161 ff. – Vgl. auch den Beitrag von *F. van der Goes*, Die Legende vom neuen Mittelstand, in: Die Neue Zeit 24, 1, 1906, S. 10–18, 44–52, der ebda ausführt: »Erfunden ist sie von Gustav Schmoller, Professor der Nationalökonomie in Berlin. Wenigstens hat man sich bei der weiteren Verbreitung der Legende hauptsächlich auf seine Autorität berufen und der von ihm gebrauchten Argumente bedient.« Ebda. S. 10.

13 Als Zusammenfassung und Überblick vgl. *Werner Mangold*, Angestelltengeschichte und Angestelltensoziologie in Deutschland, England und Frankreich. Über den Zusammenhang von sozialpolitischer und sozialwissenschaftlicher Themenfindung und Problemstrukturierung, in: *Jürgen Kocka* (Hrsg.), Angestellte im europäischen Vergleich, S. 11–38. – Beispiele für frühe Beiträge zur Diskussion sind *Karl Bücher*, Die Arbeiterfrage im Kaufmannsstande, Berlin 1883, *Gustav Adler*, Die Sozialreform und der Kaufmannsstand, in: *Georg Hirth und Max Seydel* (Hrsg.), Annalen des Deutschen Reiches, München 1891, S. 1–60; für die Sozialdemokratie vor allem auch *Albert Auerbach*, Der Kaufmann und die Sozialdemokratie, Berlin 1891.

dieses Problems überhaupt. Als solches sollen sie an dieser Stelle ausführlicher betrachtet werden.[14]

Kautskys Analyse aus dem Jahre 1895 geht von der Beobachtung aus, daß sich im Charakter des industriewirtschaftlichen Produktionsprozesses Veränderungen grundsätzlicher Natur andeuteten, von denen er annahm, daß sie Rückwirkungen auf das gesellschaftliche und politische System überhaupt haben würden. Der Entwicklungsstand der Produktivkräfte treibe die herrschenden Klassen zunehmend dazu, nicht nur die Ausführung, sondern auch die Anleitung und Überwachung der Arbeit auf spezielle Berufsgruppen zu delegieren.[15] Dahinter stünden u. a. die Entwicklung der Großbetriebe, die fortschreitende Teilung der Arbeit in den Betrieben wie auch zwischen einzelnen gesellschaftlichen Sektoren, die Ausdehnung der Staatsfunktionen und vor allem das Wachstum der öffentlichen Bürokratien. Dieser Prozeß sei keineswegs ein vorübergehendes Phänomen. Im Gegenteil habe man davon auszugehen, daß die Bedeutung geistiger Arbeit für den kapitalistischen Reproduktionsprozeß in Zukunft zunehmen werde. Das gelte auch für die sozialen Träger dieses Prozesses: die unteren Beamten, Ingenieure, Chemiker, Betriebsleiter, das »Advokatenthum«, die Journalisten und die Künstler. Indessen trage die gleiche Logik, die zur Vermehrung dieser Gruppen führe, auch dazu bei, daß deren sozialer Status langfristig sinke und ihre Lage tendenziell in die Nähe der Arbeiterschaft rücke. Die naheliegende Schlußfolgerung, daß mit dem Proletarisierungsprozeß der Intelligenz auch die Chancen der Sozialdemokratie für eine Gewinnung dieser Gruppen zunähmen, wies Kautsky zurück und betonte statt dessen eine grundlegende Differenzierung innerhalb der geistigen Arbeiterschaft.

Seine Ausführungen machen deutlich, daß er dabei in erster Linie an die akademisch qualifizierten, mit Bildungspatenten ausgestatteten »freien Berufe« dachte. Bei diesem Teil der Intelligenz sah der SPD-Theoretiker ein eindeutiges Überwiegen der beruflichen Interessen, was nicht nur zu »aristokratischen« Strategien der Interessenpolitik, sondern auch zur Disposition für reaktionäre politische Ideologien führe. Um ihren Status zu verteidigen, seien sie »daher eifrig bemüht, künstliche Schranken aufzurichten, durch die sie den Zuwachs an neuen Mitgliedern hemmen können. Daher der Antisemitismus in diesen Kreisen, daher die Gegnerschaft gegen das Frauenstudium, daher das Bemühen, die überlieferten zünftigen Beschränkungen zu erhalten, wo sie noch bestehen, oder neue aufzurichten, wo keine vorhanden sind; daher endlich das Streben in allen jenen Berufen der Intelligenz, in denen eine zünftige Abschließung nicht gut möglich ist, durch ein wohlorganisiertes Cliquenwesen allen neuaufstrebenden Talenten, d. h. Konkurrenten, das Aufkommen unmöglich zu machen oder wenigstens zu erschweren.«[16] Zwischen dieser auf Ausgrenzung, Abschließung und partikulare Privilegierung angelegten Strategie und der egalitären, inklusiven Klassenpolitik der Arbeiterschaft, die notwendig darauf ausgerichtet sei, »alle Privilegien niederzureißen, welcher Art sie auch sein mögen«, gab es nach Kautskys Auffassung keine Vermittlung. Selbst vor dem Versuch, sich auf eine Werbung um diese Gruppen einzulassen, glaubte er warnen zu müssen. So etwas könne nur »verwirrend und zersetzend« auf die Partei wirken.[17] Mit ihrem Eintreten gegen das »Berechtigungswesen« und für den Aufstieg von Proletariern und Frauen sei die Sozialdemokratie »gleichbedeutend mit dem Bestreben, jene Erscheinung ungeheuer zu vergrößern, die für die Intelligenz in der heutigen Gesellschaft am verderblichsten wirkt, die *Überproduktion von Gebildeten.*«[18] Aus diesem grundsätzlichen In-

14 Vgl. *Karl Kautsky*, Die Intelligenz und die Sozialdemokratie, in: Neue Zeit 13, II, 1895, S. 10 ff., 43 ff., 74 ff.
15 Ebda., S. 14.
16 Ebda., S. 45 f.
17 Ebda., S. 44.
18 Ebda., S. 46.

teressengegensatz heraus folge, daß dieser Teil der Intelligenz als Ganzes niemals zu gewinnen sei. Vergleichbare Hindernisse für sozialdemokratische Terraingewinne wie bei den Akademikern sah Kautsky bei Teilen der höheren Beamtenschaft, die durch gesetzliche Regelungen über eine hohe Sicherheit der Existenz und die Aussicht auf Pension verfügten.[19] Von diesen beiden Gruppen unterschied er die an Zahl stark zunehmenden »Schaaren von ›Kopfarbeitern‹ im unteren Verwaltungsdienst von Staat und Gemeinde und von kapitalistischen Unternehmungen« sowie die »unteren Eisenbahn-, Post-, Kanzleibeamten«. Der Einsatz von Maschinen, die Senkung der durchschnittlichen Qualifikation und die dadurch gegebene höhere Austauschbarkeit, das Eindringen weiblicher ungelernter Kräfte, die Vermehrung und Verbilligung der Bildung durch den Ausbau des Fachschulwesens seien bereits kräftig dabei, hier die Voraussetzungen für eine berufsständische Arbeitsmarktpolitik langfristig zu zerstören. Die langfristige Entwicklung treibe diese Schichten auf einen Weg, wie ihn Teile der Arbeiterschaft – Kautsky verwies auf das Beispiel der Buchdrucker und deren Abwendung von einer »zünftlerischen« Gewerkschaftspolitik – bereits gegangen seien. Die »Berührungspunkte« mit dem Proletariat nähmen für diese Schicht der geistigen Arbeiter langfristig zu, während die Verbindung mit der eigentlichen Intelligenz immer weiter abreiße. Am Ende der Entwicklung, prognostizierte er, könnten schließlich dann auch diese Schichten »durch einen Appell an ihre Klasseninteressen für die Sozialdemokratie gewonnen werden.«

Insgesamt gesehen, erwecken Kautskys Äußerungen allerdings nicht den Anschein, daß er mit einem raschen Erfolg der Sozialdemokratie bei diesen Schichten rechnete. Ihr Wachstum sei durchaus imstande, »unter Umständen den Rückgang des gesamten Mittelstandes zu verdecken, der durch den Niedergang des Kleinbetriebs verursacht wird.«[20] Bemerkenswert erscheint an Kautskys Thesen weniger die scharfe Frontstellung gegenüber berufsständisch-exklusiven Gewerkschaftsstrategien – die starke Neigung zu universalistischen sozialpolitischen Forderungen war einer der Grundzüge der deutschen Arbeiterbewegung, verstärkt durch das Übergewicht der Parteiinteressen gegenüber den lange Zeit schwachen Gewerkschaften – noch die Abgrenzung gegenüber den akademischen Professionen, sondern eher die Unterschiede in der sprachlichen Behandlung der Intelligenzgruppen. Hier die beißende Kritik am Bildungsbürgertum, seinem »Cliquenwesen«, Standesdünkel und seiner Affinität zu antisemitischen und frauenfeindlichen Ideologien, dort eine – vom marxistischen Standpunkt aus – gewissermaßen sehr nachsichtige Behandlung der unteren geistigen Arbeiter. Die Partei habe sich diesen Gruppen gegenüber in Geduld zu fassen, mahnte der führende Theoretiker der Partei. Die subjektiven Hindernisse für ihre Einbeziehung in die allgemeine Arbeiterbewegung seien beträchtlich, weil das Bewußtsein, etwas Besseres zu sein, auch dann noch lange lebendig bleiben könne, »nachdem seine materiellen Bedingungen schon längst verschwunden« seien.

Der inhaltliche wie stilistische Kontrast zwischen diesen zurückhaltenden Thesen und dem verbalen Radikalismus des Erfurter Programms von 1891, das kurz und bündig die zügig fortschreitende Verelendung des Mittelstandes konstatierte, sind zu eklatant, um als zufällig oder nebensächlich abgetan zu werden. Wohl war die soziale Differenz zwischen den Arbeitern und den verschiedenen Angestelltengruppen ausgeprägt genug, damit die Sozialdemokratie das Wachstum jener anderen Arbeitnehmer, für die ein zutreffender Begriff noch fehlte, überhaupt als Phänomen wahrnahm. Insofern unterstreicht die Tatsache, daß sich die SPD zu diesem frühen Zeitpunkt an der Debatte über die neuen Mittelschichten beteiligte, indirekt auch, daß der Arbeiter-Angestellten-Unterschied in Deutschland schärfer als anderswo ausgeprägt war. Im Vergleich allerdings zu Gruppen wie dem »alten« selbständi-

19 Ebda., S. 48.
20 Ebda., S. 16.

gen Mittelstand und den Angehörigen des Bildungsbürgertums waren die gesamtgesellschaftlichen Konturen des »neuen Mittelstandes« in den 1890er Jahren noch sehr unscharf, ihre zukünftige Stellung zur Arbeiterbewegung entsprechend schwer vorauszusagen.
Was Kautsky und nach ihm andere führende Mitglieder der Partei durch das Studium von Statistiken theoretisch antizipierten, drang bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs ins allgemeine Bewußtsein der meisten sozialdemokratischen Funktionäre ein: die Überzeugung von der wachsenden Bedeutung dieser Schichten für die Arbeiterbewegung. Das hing nicht zuletzt damit zusammen, daß die Gruppe immer weniger zu übersehen war. Der sich ankündigende sozialstrukturelle Wandel, den schon die großen Berufszählungen von 1882 und 1895 ausgewiesen hatten und der den Hintergrund für die Debatte in den neunziger Jahren bildete, legte nach der Jahrhundertwende weiter an Geschwindigkeit zu. Zwischen 1882 und 1895 war der Anteil der Arbeiter an den Erwerbspersonen insgesamt immerhin noch von 55,8 % auf 57,2 % gestiegen. Die 1907er Zählung zeigte dagegen, daß die Ausdehnung der Arbeiterschaft schon nicht mehr mit dem Wachstum der Erwerbspersonen insgesamt Schritt hielt. Der Arbeiteranteil ging um rund vier Prozent auf 54,9 % zurück. Noch deutlicher verringerte sich das relative Gewicht der Selbständigen. Zwischen 1895 und 1907 sank ihr Anteil im expandierenden industriellen Sektor um ein volles Drittel.[21]
Mit gewissen nicht restlos auszuschließenden Unsicherheiten darf man für die Zeit um 1910 von knapp zwei Millionen Angestellten ausgehen. Entsprechend vervielfachten sich mit einer gewissen Zwangsläufigkeit auch die praktischen Berührungspunkte mit der Arbeiterbewegung, von denen Kautsky 1895 gesprochen hatte. Schließlich fand die Ausdehnung der Angestelltenberufe besonders in den großstädtischen Ballungsgebieten statt, wo auch die Arbeiterbewegung ihre organisatorischen Schwerpunkte hatte. Auf Angestellte traf der Arbeiter seit der Jahrhundertwende nicht nur immer häufiger im Unternehmen selbst, sondern auch zunehmend als Konsument in den sich ausbreitenden Großbetrieben des Handels. Selbst im sozialdemokratischen Milieu überschnitten sich die Kreise von Arbeitern und Angestellten. Die Konsumgenossenschaften entwickelten sich bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs zu bedeutenden Arbeitgebern für Handelsangestellte. Auf ihren Gehaltslisten standen 1913 mehr als 20 000 in der Verteilung beschäftigte Personen.[22] In den Allgemeinen Ortskrankenkassen, in denen die Sozialdemokratie starken Einfluß ausübte, nahmen die Verwaltungsstellen und damit wiederum die Zahl der Angestellten zu. Ähnliches galt schließlich auch für die Apparate von Partei und Gewerkschaften. Einzelne Kontakte zwischen Angestellten und Arbeiterbewegung ergaben sich auch über die Beratungsstellen, die die Freien Gewerkschaften seit 1891 ausbauten, um Arbeitnehmer »durch das schon damals recht undurchsichtige Dickicht der Sozial- und Arbeitsgesetze« zu leiten.[23] Um die 200

21 Wegen der unsicheren Abgrenzung weichen die Zahlenangaben über das Wachstum der Angestelltenberufe in diesen Jahren in der Literatur durchweg voneinander ab. Für die Definition in der zeitgenössischen Statistik vgl. Statistik des Deutschen Reiches, Bd. 111, S. 58; ein erster gründlicher Versuch zur genaueren Ermittlung des Angestelltenwachstums war *Emil Lederer*, Die Privatangestellten in der modernen Wirtschaftsentwicklung, Tübingen 1912, S. 29–33, bei dem allerdings die Beschäftigten der öffentlichen Verkehrsanstalten – im Gegensatz zum späteren Sprachgebrauch – aus dem Angestelltenbegriff ausgeklammert werden. Die nach wie vor gründlichste Studie ist *Manfred Dittrich*, Die Entstehung der Angestelltenschaft in Deutschland, Stuttgart/Berlin 1939, ebda., bes. S. 12–15. Mit dem Problem der Angestelltendefinition in der Berufsstatistik vor 1914 befaßt sich auch *Toni Pierenkemper*, Arbeitsmarkt und Angestellte im Deutschen Kaiserreich 1880–1913. Interessen und Strategien als Elemente der Integration eines segmentierten Arbeitsmarktes, Stuttgart 1987, S. 28 ff.

22 Vgl. Festschrift zum 25jährigen Bestehen des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine 1903–1928, hrsg. von *Heinrich Kaufmann*, Hamburg 1928, S. 343.

23 Zit. nach *Dieter Rossmeissl*, Arbeiterschaft und Sozialdemokratie in Nürnberg 1890–1914, Nürnberg 1977, S. 138.

Werkmeister und Privatbeamte nutzten in Nürnberg nach 1910 jedes Jahr die Möglichkeit zur Rechtsberatung beim lokalen Arbeitersekretariat. Angesichts einer Gesamtbesucherzahl von bis zu 18 000 waren das freilich alles andere als spektakuläre Zahlen.[24]
Neben den alten paritätischen, d. h. Selbständige und Arbeitnehmer zusammen erfassenden Angestelltenorganisationen bildeten sich seit den 1890er Jahren nach mehreren Anläufen echte Angestelltengewerkschaften, die den Klassenstandpunkt bejahten, sich zu Streiks und konsequenter Interessenpolitik bekannten und den Anschluß an die Generalkommission der Gewerkschaften suchten. Unter ihnen befanden sich der Zentralverband der Handlungsgehilfen, der Verband der Bureauangestellten und der Verband der Lagerhalter (der Konsumgenossenschaften). Die zahlenmäßig und finanziell schwachen Verbände waren bei ihren gelegentlichen Arbeitskämpfen immer wieder auf Solidarbeiträge der örtlichen Gewerkschaftskartelle angewiesen. Ihre sozialen Kämpfe um eine Verkürzung der überlangen Arbeitszeiten und für einen freien Sonntag verwiesen sie auf die Kooperation mit den Vertretern der SPD in den Stadtverordnetenversammlungen.[25] Führende Funktionäre freigewerkschaftlicher Angestelltenverbände waren es dann auch, die auf Gewerkschafts- und Parteitagen, in den Parlamenten und zuletzt im Reichstag selbst die spezifischen Interessen ihrer Klientel artikulierten und sich bemühten, hierfür breitere Unterstützung zu gewinnen.
Der sprachliche Umgang mit den »neuen Mittelschichten« von seiten der Partei verriet vielfach Unsicherheit und grundsätzliche Ambivalenz. Kautskys »Intelligenz«-Begriff war von der Sache her unglücklich und unzutreffend, wenigstens soweit es die Masse der unteren und mittleren Angestellten und Beamten anging. Diese Begriffsverwendung fand in den zahlreichen Debattenbeiträgen nur selten Nachfolge. Ähnliches galt für die Rede von den »geistigen Arbeitern«. Sie war, politisch gesehen, noch prekärer, weil sie von den »Handarbeitern« potentiell als diskriminierend empfunden werden konnte. Der Begriff der »Arbeiterklasse« wurde zwar immer wieder demonstrativ zur Beschreibung aller Lohnabhängigen verwandt. Daß dieser Gebrauch nicht mehr unbedingt als selbstverständlich angesehen wurde, läßt sich häufig an der Beobachtung festmachen, daß diejenigen, die so sprachen, die theoretische Rechtfertigung fast immer zur Ergänzung und Erläuterung anschlossen. Klassentheorie und Alltagswahrnehmung fielen in diesem Punkt zunehmend auseinander. Um jene Schichten zu bezeichnen, die zwar eindeutig mit den Arbeitern die Klassenlage im Sinne der Lohnabhängigkeit teilten, sich sonst aber in vieler Hinsicht von der Arbeiterschaft unterschieden, entwickelten sich nach der Jahrhundertwende drei Varianten: Die erste bestand in einer summarischen Addition verschiedener Berufe, die im Bewußtsein der Zeitgenossen eindeutig Nichtarbeiterberufe waren: Handlungsdiener und Commis, Werkmeister, Techniker, Schreiber usf. In diesem Zusammenhang gab es eine Neigung, die industriellen Angestellten summarisch als Privatbeamte anzusprechen. Eine zweite, durchaus nicht seltene Variante, war eine ironisch-distanzierte Übernahme der Redeweise vom »neuen Mittelstand« unter Anspielung auf die Schmollersche Begriffsprägung. Die Anführungszeichen fielen gelegentlich weg bei denjenigen, die besonders nachdrücklich auf eine Neuorientierung der Partei in der Angestelltenfrage drängten und über dieses sprachliche Zeichen ihre Zweifel an der Allgemeingültigkeit der marxistischen Klassentheorie signalisierten. Seit 1911 mit Erlaß des Angestelltenversicherungsgesetzes (AVG) setzte sich dann zunehmend der Angestelltenbegriff durch. Was anderthalb Jahrzehnte zuvor bei Kautsky noch möglich gewesen war, nämlich die synonyme Verwendung von lohnabhängig und angestellt, war um 1910 offenbar bereits ausgeschlossen und geeignet, Mißverständnisse zu provozieren. Die Rede von den Angestellten schien in den Augen der meisten Parteigenossen noch am ehesten geeignet, das wi-

24 Vgl. *Rossmeissl*, S. 287, Tab. im Anhang.
25 Anschauliches Material bei *Eduard Bernstein*, Die Geschichte der Berliner Arbeiter-Bewegung, Dritter Teil, Berlin 1910 (Neudruck 1972), bes. S. 355 ff.

dersprüchliche Erscheinungsbild der »neuen Mittelschichten« – Klassenlage und Sonderstatus – auf den Begriff zu bringen. Die Entwicklung auf der begrifflichen Ebene deutet somit an, daß das anfangs noch unscharfe Bild der »neuen Mittelschichten« in der SPD bis zum Ersten Weltkrieg an Konturen und Festigkeit gewann. Zugleich spiegelt sich darin die Bandbreite der eingenommenen Positionen von der Negation jeder relevanten Differenzierung bis hin zur Auffassung, daß die Verschiedenartigkeit dieser Gruppen zum Ausgangspunkt sozialdemokratischer Werbung gemacht werden müsse.

Betrachtet man die Entwicklung in den sozialen Verhältnissen der verschiedenen Angestelltenberufe seit den 1890er Jahren, dann läßt sich durchaus nachvollziehen, warum große Teile der Sozialdemokratie dazu neigten, die Verelendungsthese des Erfurter Programms auf den »neuen Mittelstand« der Angestellten auszudehnen. Die Tatsache, daß sich die Lage der sogenannten Handlungsgehilfen, des ältesten, in vorindustrielle Zeiten zurückreichenden Teils der Angestelltenschaft, in wichtigen Dimensionen der der Arbeiterschaft anglich, wurde in den Jahren vor der Jahrhundertwende von niemandem – weder der Sozialwissenschaft und am wenigsten den Betroffenen selbst – in Zweifel gezogen.[26] Zu den prägendsten Veränderungen für das Bewußtsein und Organisationsverhalten der im Handel Beschäftigten gehörte das Sinken der Chance zur späteren Selbständigkeit. In gewisser Weise war dieser Prozeß nur die Kehrseite des Angestelltenwachstums, womit sich gerade im Handel das Übergewicht der Selbständigen in ein solches der Angestellten verwandelte. Um 1907 gab es nach Ausweis der Berufszählung bereits annähernd so viele Selbständige wie abhängig Beschäftigte im Sektor Handel und Verkehr. Der Rückgang der Chancen zum Wechsel der Klassenlage wurde gerade von den älteren Handlungsgehilfen mit hellem Bewußtsein und akribisch geführten Statistiken registriert, berührte er doch ihr Berufsverständnis in einem zentralen Punkt. Es war dieser fundamentale Bruch im vorindustriellen Berufsbild der Handelsangestellten, den die Sozialdemokratische Partei bei ihren Debatten über die zukünftige Entwicklung der »neuen Mittelschichten« vor Augen hatte.

Das Gegenstück zur Entwicklung im Handel war die Auflösung des traditionellen Sonderstatus der Industrieangestellten, insbesondere in den großen, am weitesten fortgeschrittenen Industrieunternehmen des Deutschen Reiches. Was sich dort in den Anfängen der Industrialisierung als eine Mischung funktionaler Notwendigkeiten und betriebspolitischer Integrationsabsichten, beeinflußt vom Leitbild der öffentlichen Verwaltung als »Beamtensonderstatus« ausgeprägt hatte, befand sich seit den 1890er Jahren in voller Auflösung. Um die Jahrhundertwende konnte von einer im Betrieb noch real existierenden klaren Scheidung von Arbeitern und Angestellten keine Rede mehr sein. In den großen Unternehmen wurde einem stetig wachsenden Teil des Angestelltenpersonals der ursprüngliche Privatbeamtenstatus vorenthalten, weil dessen Bedeutung aus der Perspektive der Leitung nicht mehr die Übertragung aller traditionellen »Beamten«-Privilegien zu rechtfertigen schien. Unterhalb einer Oberschicht von »Beamten« bildete sich mithin auch in der Industrie eine Gruppe heraus, die sich in der Teilhabe an spezifischen betrieblichen Privilegien nicht mehr sehr deutlich von der Arbeiterschaft unterschied und deren überproportionales Wachstum darauf hindeutete, daß die Tage des stolzen »Privatbeamtentums« gezählt waren.[27] Beide Entwick-

26 Vgl. etwa *Albert Auerbach*, Die Handlungsgehilfen-Bewegung in ihren Ursachen und Zielen. Rede, gehalten in einer öffentlichen Versammlung am 3. März 1887 zu Stettin, Berlin 1887; Der Handlungsgehilfe und die Kaiserliche Socialreform. Eine Antwort an den Herrn Minister von Bötticher, betreffend die Arbeitsverhältnisse im Handelsgewerbe, bearb. und hrsg. von der »Freien Vereinigung der Kaufleute« zu Berlin, Berlin 1893.

27 Als Beispiel für die Differenzierung der Angestelltenschaft in deutschen Großunternehmen vor 1914 vgl. etwa das Kruppsche Circular über Einstellungsformen vom 6. Aug. 1908 sowie das Rundschreiben über die Rechte der Vierzehntägig Fixierten vom 25. April 1913, in: Fried. Krupp AG, Zirkulare u. Bestimmungen allgemeinen Inhalts. Bis 30. Juni 1914, Essen 1915, in: Historisches Ar-

lungen, im Handel wie in der Industrie, waren in ihrer Tendenz eindeutig. Was lag näher, als sie nach dem Schema jener Entwicklung zu interpretieren, die auch Teile der Arbeiterschaft im Übergang von berufsständischen zu gewerkschaftlichen Strategien durchlaufen hatten? Zumal, als sich andeutete, daß die von Mitgliedern der SPD seit den späten 1880er Jahren ausgehenden Organisationsanstrengungen im Handel sichtbar zunehmenden Erfolg hatten.

2. SPD und frühe Angestelltenbewegung

Unter den in dieser Phase entstehenden sozialdemokratisch ausgerichteten Verbänden war der Zentralverband der Handlungsgehilfen (ZdH) mit deutlichem Abstand der wichtigste (vgl. Tab. 6). Beim ZdH handelte es sich um eine ausgesprochen großstädtische Organisation. Die Ortsvereine in Berlin, Chemnitz, Hamburg und Leipzig stellten um 1900 insgesamt fast zwei Drittel der Gesamtmitgliedschaft. Eine Korrelationsrechnung zwischen dem Zulauf für den ZdH und der Stärke der jeweiligen sozialdemokratischen Parteiorganisation bestätigt, was qualitative Quellen auch schon vermuten lassen. Der Zentralverband war vor allem dort stark, »wo der Arbeiter- und Angestelltenanteil an der städtischen Bevölkerung überproportional hoch war und wo die Hochburgen der SPD lagen.«[28] Aufschlußreich ist in diesem Zusammenhang auch die Entwicklung der Geschlechterrelation in der Mitgliedschaft des Zentralverbandes. Der Frauenanteil erhöhte sich sprunghaft von 1899 knapp 10 % auf 1902 über 50 %.[29] Dahinter stand die Tatsache, daß die Konsumvereine der Arbeiterbewegung, die seit 1902 aus dem mittelständischen Allgemeinen Genossenschaftsverband ausgeschert waren und sich zu einer eigenen Zentralorganisation zusammengeschlossen hatten, dazu übergingen, dem ZdH ein Organisationsmonopol einzuräumen. Im Zusammenwirken von lokalem Gewerkschaftskartell, konsumgenossenschaftlichen Aufsichtsgremien und Verband entwickelten sich die Vereine in Richtung eines »closed shop«.[30] Wie eng die Verbindung zwischen ZdH und den sozialdemokratisch-freigewerkschaftlichen Verbraucherorganisationen war, läßt sich aus der Tarifstatistik des Verbandes schließen. 80 Prozent aller kollektiven Arbeitsverträge, die der ZdH bis 1911 abgeschlossen hatte, waren

---

chiv der Fried. Krupp AG. Siemens unterschied noch 1918 zwischen Oberbeamten, Beamten, Hilfsbeamten, Unterbeamten und Hilfsangestellten; vgl. Regelung für Jubiläumsgeschenke vom 23. Aug. 1918, in: Siemens Archiv-Akte 11/Lr 544 Dihlmann; vgl. dazu auch *Toni Pierenkemper*, Arbeitsmarkt; S. 163 ff.; *Günter Schulz*, Die Arbeiter und Angestellten bei Felten und Guilleaume, Wiesbaden 1979. Für die Binnendifferenzierung der Angestellten siehe auch *Jürgen Kocka*, Unternehmensverwaltung und Angestelltenschaft am Beispiel Siemens 1847–1914, Stuttgart 1969, bes. S. 503 ff. – Die Formulierung bei *Kocka*, Unternehmensverwaltung, S. 503, ist nicht ganz eindeutig. An der entsprechenden Stelle wird die Rolle der neuen Beschäftigtenkategorien zwischen Arbeitern und Angestellten – bei Siemens u. a. »Diätare« – eher als Fortschreibung des Angestelltenstatus denn als Beleg für dessen Auflösung interpretiert. Tatsächlich jedoch waren entscheidende Abgrenzungskriterien wie die Gehaltsform der Bezüge bei diesen statusmäßig diffusen Gruppen oft nicht mehr gegeben.

28 Zit. nach *Gerd Giesselmann*, Die Sozialdemokratie und die Freien Gewerkschaften in ihrem Verhältnis zur Angestelltenschaft und ihren Verbänden bis zur Revolution 1918/19, Staatsexamensarbeit Münster o. J., S. 75. Giesselmanns – bei Gerhard A. Ritter entstandene – materialreiche Arbeit ist immer noch die beste Studie zu diesem Thema für das späte Kaiserreich. Der Verf. möchte an dieser Stelle Gerd Giesselmann für die Möglichkeit zur Einsichtnahme danken.

29 Ebda.

30 Vgl. demgegenüber die euphemistische Deutung bei *Ulf Kadritzke*, Angestellte – Die geduldigen Arbeiter. Zur Soziologie und sozialen Bewegung der Angestellten, Frankfurt 1975: »Der für die damalige Zeit revolutionär moderne Charakter des ZdH kommt in der hohen Zahl von weiblichen Mitgliedern zum Ausdruck.« (Sic!) Zit. ebda., S. 208.

Tab. 6: Mitgliederentwicklung ausgewählter Angestelltenverbände (1890 – 1914)

Jahr	Verband für Handlungscommis von 1858 (VfHC)	Verband deutscher Handlungsgehilfen (VdH)	Deutschnationaler Handlungs-gehilfen-Verband (DHV)	Zentralverband der Handlungsgehilfen (ZdH)	Verband der Büro-angestellten Deutschlands (VdBD)	Bund der technisch-industriellen Beamten (ButiB)
1890	30 067	21 000				
1891	34 706	26 000				
1892	38 792	32 000				
1893	42 364	38 000				
1894	46 316	39 859	76			
1895	49 359	43 311	570			
1896	52 317	45 355	2 352			
1897	53 951	47 208	7 727	255	233	
1898	56 149	49 406	18 277	477	280	
1899	58 569	52 846	-- ---	665	344	
1900	60 960	55 966	40 205	817	332	
1901	64 095	57 109	45 744	1 388	322	
1902	66 811	56 736	46 112	2 024	371	
1903	69 082	62 483	50 216	3 054	414	
1904	72 417	65 254	56 126	3712	536	1 638
1905	-- ---	67 277	75 695	5 905	667	4 625
1906	73 502	73 562	90 413	6 692	1 188	7 082
1907	79 278	80 134	107 668	8 194	1 305	10 758
1908	86 642	86 411	120 133	8 804	4 782	13 002
1909	95 615	89 158	118 439	9 870	5 109	15 034
1910	102 633	92 301	120 289	12 380	5 783	17 738
1911	110 367	93 843	121 032	15 502	6 598	20 452
1912	117 584	96 281	130 270	18 489	7 652	22 140
1913	127 030	102124	148 079	24 809	8 414	23 386
1914	93 386	74 913	111 988	23 174	7 325	14 129

Quellen: Jahrbücher und Geschäftsberichte der Verbände. Zusammengestellt nach den Angaben bei *Giesselmann,* Sozialdemokratie.

Vereinbarungen mit den Konsumvereinen. Die davon erfaßten rd. 7 500 Mitglieder machten wiederum fast die Hälfte der Gesamtmitgliedschaft aus.[31]
Als erste Angestelltenorganisation überhaupt bekannten sich die lokalen Vorläufervereine des ZdH zum Prinzip des Arbeitsausstandes als Mittel der Interessenvertretung für die »Proletarier des Handelsstandes«. 1897 unterstrich der Zentralverband sein Bekenntnis zur grundsätzlichen Gemeinsamkeit von Handlungsgehilfen und Arbeitern durch den Beitritt zur Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands. Ideologisch befand er sich damit in der sich formierenden Angestelltenbewegung seiner Zeit in einer krassen Außenseiterposition. Klagen über die Verelendung und Proletarisierung des »neuen Mittelstandes« waren zwar an der Tagesordnung, doch kaum eine Organisation vertrat sie mit solcher Konsequenz. Einen Unterschied zwischen Arbeitern und Angestellten gebe es nicht, argumentierte die Verbandsführung. Im Gegenteil seien die Arbeiter in vieler Hinsicht den Angestellten bereits durch ihre konsequentere Interessenvertretung davongeeilt. In Abgrenzung von ihren Konkurrenten setzte die sozialdemokratische Angestelltenorganisation den Akzent nachdrücklich auf die Selbsthilfe statt auf Staatsintervention und Mittelstandspolitik. Bei der Adaption der Klassentheorie ging der Zentralverband so weit, arbeitertypische karikierende Angestelltenbezeichnungen auf die eigene Klientel zu übertragen. Das bedeutete im übrigen auch, daß diejenigen in der Sozialdemokratie, die einer differenzierten Angestelltenpolitik das Wort redeten, im Zentralverband einen ausgesprochenen Gegner hatten.[32]
Mit seinen sozial- und allgemeinpolitischen Auffassungen stand der ZdH selbst links von den meisten der Generalkommission angeschlossenen Arbeiterverbänden. Für diese auffällige Radikalität dürfte die besonders feste Verwurzelung im sozialdemokratischen Milieu eine große Rolle gespielt haben. Noch wichtiger war wohl seine Diasporastellung im Kontext einer von ihm als unerträglich rückständig und borniert empfundenen Angestelltenbewegung. Durch den Filter des allgemeinen Konservatismus fielen buchstäblich nur die radikalsten Elemente. Hinzu kam, daß dem politischen Impuls, der der Verbandsgründung vorausgegangen war, durch den vergleichsweise geringen organisatorischen Erfolg anders als bei vielen Arbeitergewerkschaften nicht das mäßigende Gegengewicht eines Apparates entgegenstand.
Ein Blick auf die Kräfteverhältnisse in der zeitgenössischen Angestelltenbewegung, wie ihn Tab. 6 ermöglicht, zeigt, daß die Gewinne der sozialdemokratisch orientierten Verbände – der kleine VdBD ist hinzuzurechnen –, so spektakulär sie auch für sich betrachtet erscheinen mochten, größenordnungsmäßig hinter denen der übrigen Organisationen weit zurückstanden. Der Zug zur Organisation im »neuen Mittelstand« der Angestellten legte zwar insgesamt an Tempo zu, aber seine Richtung war nicht unbedingt die, die die Klassentheorie hätte erwarten lassen. Der große Aufsteiger war der 1893 ins Leben gerufene Deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband. Für das Verhältnis von Sozialdemokratie und »neuen Mittelschichten« wurde diese Gründung zu einem der wichtigsten und folgenreichsten Faktoren überhaupt.
Die offizielle Parteitheorie über den »neuen Mittelstand«, wie sie Kautskys Thesen zur »Intelligenz« erstmals umrissen hatten, ging von der Annahme aus, daß die Klassenlage den »neuen Mittelstand« langfristig spalten werde, da nur ein kleiner Teil dieser Gruppen über

31 Vgl. *Giesselmann*, Sozialdemokratie, S. 83 – für die Zahlen: *ZdH*, Geschäftsbericht für das Jahr 1913, Berlin 1914, S. 31, sowie *Paul Lange*, Die Tarifverträge des Zentralverbandes der Handlungsgehilfen. Nach dem Stande von Mitte 1912, Hamburg 1912, S. 245.

32 Vgl. etwa den Artikel von *Richard Woldt*, Das Berufsschicksal der Angestellten, in: Handlungsgehilfen-Zeitung 18, 1914, Nr. 1, S. 12, wo die Angestellten als »Teilarbeiter, Strichzieher, Schreiber und Antreiber« bezeichnet werden.

knappe, von der Gesellschaft hochgeschätzte und nachgefragte Qualifikationen verfüge, um dauerhaft eine »aristokratische« Interessenpolitik verfolgen zu können. So plausibel diese These auf analytischer Ebene auch erscheinen mochte, und so zutreffend sie in der Tat bestimmte Unterschiede zwischen den aufkommenden neuen professionellen Leistungseliten und den unteren und mittleren Angestelltenberufen beschrieb, so sträflich unterschätzte sie doch, welches Kapital sich unter den gesellschaftlichen und politischen Umständen des späten Kaiserreichs aus der Euphorie über die Entstehung eines nichtproletarischen, antisozialistischen Mittelstandes schlagen ließ. Neben der Revolutions- und Umsturzfurcht stiegen die Zinsen auf das gesellschaftspolitische Kapital eines sich konsequent antisozialistisch gebenden »neuen Mittelstandes« auch dadurch, daß sich die politische Konkurrenz zwischen den Reichstagsparteien seit der Jahrhundertwende intensivierte. Die Marktlücke, die sich aus dem wachsenden Interesse der Sozialdemokratie an den Angestellten, ersten ausschlachtbaren Erfolgen der Partei und der relativen agitatorischen Behäbigkeit des noch dominierenden Typus des Harmonieverbandes ergab, füllten seit 1893 die Deutschnationalen Handlungsgehilfen.

Der DHV war ein radikaler Neuanfang, nicht nur in dem Sinne, daß es keinen direkten Vorläuferverband gab, sondern vor allem auch dadurch, daß dieser Verband die vorhandenen Traditionsbestände der Handlungsgehilfenideologie in nüchterner zweckrationaler Weise neu kombinierte und zu einer spezifischen, den politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen sorgsam angepaßten Strategie neu zusammensetzte. Konsequent instrumentalisierte er die Umsturzfurcht des wilhelminischen Bürgertums, indem er die aggressive Beschwörung der »roten Gefahr« zu einem Eckpfeiler seiner Agitation machte. Dazu gehörte, daß sich der DHV nicht von den schwachen sozialdemokratischen Organisationsansätzen in der Angestelltenbewegung distanzierte, sondern deren Bedeutung bewußt vergrößerte, den Konflikt suchte und schürte bis hin zu physischen Auseinandersetzungen.[33] Mit Agitationstechniken, wie sie in den frühen dreißiger Jahren auch wieder die NSDAP benutzte, um ihren Anspruch als kämpferische Avantgarde des Bürgertums anschaulich zu machen, trieb der DHV das Wachstum seiner Organisation und noch mehr seinen Einfluß auf die öffentliche Meinung rasch voran. So lud der Verband Vertreter der Sozialdemokratie zu Rededuellen in öffentlichen Versammlungen ein und feierte im Anschluß daran in seinen Verbandsorganen symbolisch die rhetorische Vernichtung des Gegners. Selbst vor der Sprengung gegnerischer Versammlungen schreckte die kämpferische Organisation nicht zurück. Bezeichnend für diese Praxis war auch die bewußte sprachliche Anlehnung an die sozialdemokratische Verelendungsideologie. Es stehe fest, so konstatierte die Schriftleitung des DHV-Organs »Deutsche Handels-Wacht« in ihrer ersten Nummer vom 1. November 1894, daß es »mit der Unerbittlichkeit eines Naturgesetzes allmählich zur völligen Proletarisierung unseres Standes« kommen werde.[34] Wenige Spalten darunter beschworen die Verfasser ihre Standesgenossen in ähnlich radikaler Diktion, sich konsequent auf den Klassenstandpunkt zu stellen und die Tatsache einer lebenslang abhängigen Beschäftigung zur Grundlage ihrer weiteren Interessenpolitik zu machen. »Wenn sich nur erst die große Mehrheit der Berufsgenossen mit dem Gedanken vertraut gemacht hat, daß der Handlungsgehülfenstand wie jeder andere ein Stand von Arbeitern ist, so wird sich auch bald die Erkenntnis durchdringen, daß jede höhere oder niedere Arbeiterklasse es selbst in der Hand hat, von den Arbeitgebern bedingungslos beherrscht oder als gleichwertiges Glied in Rechnung gestellt zu werden.«[35]

33 Zahlreiche Belege dafür enthält die Deutsche Handels-Wacht (DHW) 1894/95 ff.

34 Zit. nach DHW 1, 1894/95, Nr. 1/2, 1. Nov. 1894. Angesichts des Erfolges, den der DHV mit seinem radikal antikapitalistischen, z. T. dem Marxismus entlehnten Vokabular unter den Angestellten hatte, wäre zu prüfen, ob die entsprechende Rhetorik der SPD tatsächlich für sich genommen jenes eindeutige Hindernis für ein Eindringen in die Angestelltenschaft war, als das sie oft angesehen wird.

35 Die drohende Proletarisierung des Handlungsgehülfenstandes, in: DHW 1, 1894, Nr. 3.

Der DHV verkörperte eine Variante des Modernisierungsprozesses, die die Klassentheorie an keiner Stelle vorgesehen hatte: eine entschlossene Interessenpolitik, die dem erwachenden Arbeitnehmerbewußtsein bei Teilen des »neuen Mittelstandes« nahezu uneingeschränkt Rechnung trug – die Tatsache, daß sich der DHV vom Streik distanzierte, widerspricht dem nicht angesichts des Bewußtseinsstandes der Handlungsgehilfen und Privatbeamten um 1900 –, andererseits aber gerade die Absetzung von der Arbeiterschaft zum Programm erhob. Die Führer des DHV bedienten sich nicht nur der Sprache des Klassenkampfes, sie teilten auch in anderer Hinsicht wichtige Einsichten der Klassentheorie. Sie zweifelten daran, daß es möglich sein werde, mit gewerkschaftlichen oder berufsständischen Mitteln allein den Verelendungsprozeß ihrer Berufsgruppe aufzuhalten. Ihr dritter Weg war freilich nicht die Hoffnung auf den Sozialismus, sondern der massive Appell an den bestehenden Staat.

Die Bedeutung des DHV für das Verhältnis von Arbeiterbewegung und »neuen Mittelschichten« lag auf drei Ebenen. Seine Gründung fing bis zu einem gewissen Grade den Radikalisierungsprozeß bestimmter Gruppen der Angestelltenschaft seit den 1890er Jahren auf und kanalisierte ihn unter rechtem politischen Vorzeichen. Da er auf ein solides soziales und politisches Feindbild angewiesen war, reproduzierte er in seiner Agitation ein Bild der Arbeiterschaft und ihrer sozialen Bewegung, in dem sich die vulgärsten Vorurteile der wilhelminischen Gesellschaft wiederfanden. Die politisch-moralische Überformung und Verschärfung des Arbeiter-Angestellten-Gegensatzes war zu großen Teilen das Werk seiner nüchtern kalkulierten Strategie. Die nachhaltigste Leistung des DHV bestand jedoch darin, daß es ihm nach der Jahrhundertwende in einem mehr als zehnjährigen Prozeß gelang, die Angestelltenbewegung mit der Agitation für eine staatliche Pensionsversicherung in Anlehnung an das Vorbild des öffentlichen Dienstes zu organisieren, zu mobilisieren und zu polarisieren.

3. Arbeiterbewegung und Angestelltenversicherungsgesetz

Die Stellung der deutschen Sozialdemokratie zum Angestelltenversicherungsgesetz, das mit Recht als eines der sozialgeschichtlich bedeutendsten Gesetzeswerke bezeichnet worden ist, läßt sich nicht verstehen ohne einen Blick auf die Debatte um die Weiterentwicklung der Sozialversicherung, die seit der Jahrhundertwende in der Arbeiterbewegung mit zunehmender Intensität geführt wurde. Nach anfänglichem Zögern hatte sich die SPD vor allem seit ihrem Münchener Parteitag von 1902 ausdrücklich zur Sicherung und zum Ausbau der staatlichen Versicherungseinrichtungen bekannt. Die Position der Partei faßte der Revisionist Paul Kampffmeyer in einem Artikel von 1902 in vier Punkten zusammen: »Vereinheitlichung der Arbeiterversicherung«, »Ausdehnung der Versicherung auf möglichst alle Volksclassen«, »Demokratisierung der Versicherungsinstitute« und »Steigerung der Leistungen«.[36] Die Forderung nach Leistungsverbesserungen konzentrierte sich seit 1902 immer nachdrücklicher auf eine noch fehlende Witwen- und Waisenversorgung. Hierfür gab es durch die sogenannte »lex Trimborn« einen konkreten Ansatzpunkt. Als Kompensation für den 1902 verabschiedeten Zolltarif war in der zweiten Lesung der Vorlage auf Antrag des Zentrums eine Bestimmung angenommen worden, die vorsah, daß bestimmte im Zusammenhang mit der Zollgesetzgebung freiwerdende Einnahmen des Reiches zur Schaffung einer

36 Zit. nach *Paul Kampffmeyer*, Die Arbeiterversicherung und die Socialdemokratie, in: Sozialistische Monatshefte 6, II, 1902, S. 685–93, bes. S. 690; allgemein *Hertha Wolff*, Die Stellung der Sozialdemokratie zur deutschen Arbeiterversicherungsgesetzgebung von ihrer Entstehung an bis zur Reichsversicherungsordnung, Diss. Freiburg 1933.

Hinterbliebenenversicherung verwandt werden sollten. Die Bemühungen um eine Realisierung dieses Ansatzes zogen sich jedoch – von den Gewerkschaften mit wachsendem Unwillen beobachtet – immer weiter hinaus. Die Erbitterung wuchs, als die Regierung, statt den Ausbau der insgesamt als unzureichend empfundenen Invalidenversicherung voranzutreiben, 1904 de facto eingetretene Verbesserungen insbesondere im Invaliditätsbegriff unter Hinweis auf die untragbaren Lasten wieder zurückschnitt.[37] An der Intensität der Debatte in den Gewerkschaften und der Schärfe der Kritik ist ablesbar, daß hier zwei Entwicklungen regelrecht auseinanderliefen – steigende Erwartungen auf seiten der Arbeiterschaft und sich verhärtende Positionen in der Ministerialbürokratie, die in den steigenden Aufwendungen für die Sozialversicherung ein schwer kalkulierbares und bedrohliches Haushaltsrisiko sah. Die Entwicklungen in der Arbeiterschaft trafen zusammen mit der parallelen, inhaltlich und organisatorisch allerdings unvermittelten Bewegung unter den Angestellten zur Schaffung einer besonderen Pensionseinrichtung nach dem Vorbild des öffentlichen Dienstes. Die damit erhobenen Ansprüche des »neuen Mittelstandes« schossen weit über das hinaus, was die Arbeiterschaft beanspruchte: Ruhegehalt ab 65, Berufsinvalidität statt Erwerbsunfähigkeit, um dem Verweis auf den allgemeinen Arbeitsmarkt zu entgehen, Pensionierung schon bei einer Verminderung der Erwerbsfähigkeit auf 50 Prozent statt auf ein Drittel, unbedingte Witwen- und Waisenversorgung, im Falle hinterbliebener Kinder Rentenzahlung bis zum 18. Lebensjahre usf. Sekurität, Statussicherung und Abgrenzung von der Arbeiterschaft sind die Begriffe, unter denen sich diese Forderungen zusammenfassen lassen. Die Befürworter einer Sonderversicherung – de facto war das die bei weitem überwältigende Mehrheit aller organisierten Angestellten – konstituierten sich unter Führung des DHV im sogenannten Hauptausschuß für die Pensionsversicherung. Eine Minderheit von Gegnern schloß sich in einer Freien Vereinigung zusammen. Ihre Forderungen gingen dahin, eine grundsätzliche Verbesserung der Alterssicherung für die Angestellten auf dem Wege eines Ausbaus der Invalidenversicherung zu erreichen.

Während die Motive derjenigen, die für eine Sonderversicherung eintraten, scheinbar auf der Hand liegen, bedarf die Position ihrer Kontrahenten der Erläuterung. Unter ihnen befanden sich neben dem Zentralverband der Handlungsgehilfen, der die Sonderkasse primär aus politischen Gründen als Anschlag auf die Einheit der Arbeiterklasse zurückwies, vor allem auch eine Reihe von Technikerverbänden, darunter der Bund technisch-industrieller Beamter – eine Organisation unterer und mittlerer Techniker überwiegend aus Großbetrieben sowie nach einigem Zögern der Deutsche Werkmeisterverband. Im Gegensatz zum ideologisch starren Zentralverband argumentierten diese Verbände pragmatisch. Sie verwiesen auf die Erklärung der Regierung, die neue Versicherung anders als die Invalidenversicherung in keinem Fall durch einen Reichszuschuß absichern zu wollen. Dadurch, fürchtete man bei den Technikern, seien in einer separaten Angestelltenversicherung aller Voraussicht nach trotz höherer Beiträge kaum verbesserte Leistungen möglich. Auch die Kostspieligkeit eines zusätzlichen bürokratischen Verwaltungsapparates wurde in diesem Zusammenhang ins Feld geführt. Die Gruppe der Werkmeister gab zu bedenken, daß ihre Angehörigen während des Arbeitslebens häufig mehrfach zwischen dem Arbeiter- und Angestelltenstatus hin- und herwechselten, und äußerten die Befürchtung, daß bei einer getrennten Versicherung Anwartschaften verloren gehen könnten. Insgesamt gesehen, war die Position der Technikerverbände jedoch wesentlich ambivalenter als die des Zentralverbandes der Handlungsgehilfen. Für ein Einschwenken auf die Linie der Freien Vereinigung spielte eine große Rolle, daß sie den mittelstandspolitischen Versprechungen der Regierung und

37 Zur Real- und Begriffsgeschichte der Berufsunfähigkeit vgl. *Florian Tennstedt*, Berufsunfähigkeit im Sozialrecht. Ein soziologischer Beitrag zur Entwicklung der Berufsunfähigkeitsrenten in Deutschland, Frankfurt/M. 1972.

der Reichstagsparteien nicht trauten und den Ausbau der Invalidenversicherung für die realistischere Lösung hielten.

Für diese Position sprach die Tatsache, daß die Frage der Angestelltenversicherung über ein Jahrzehnt im Gespräch blieb, ohne daß sich die Sache selbst von der Stelle bewegte. Die Regierung verwies immer wieder auf die Notwendigkeit, sich über gründliche Enqueten erst ein Bild von der Lage des zu versichernden Kreises zu verschaffen. Mehrere Faktoren trugen schließlich dazu bei, daß die Agitation für eine Sonderkasse seit 1907 neuen Auftrieb erhielt. Zum einen war es das Vorbild Österreichs, wo die Regierung Ende 1906 dem Drängen ihrer Privatbeamten nachgegeben und eine besondere Pensionsversicherung eingerichtet hatte.[38] Ein anderer Faktor war die schwere Wahlniederlage der SPD bei den ganz unter nationalistischem Vorzeichen veranstalteten »Hottentotten-Wahlen« von 1907. Auf allen Seiten, den bürgerlichen Parteien wie der Sozialdemokratie selbst, wurde der Verdacht geäußert, daß die Disposition der »neuen Mittelschichten« für eine extrem nationalistische Agitation für diesen Wahlausgang verantwortlich war.[39]

Die im Hauptausschuß zusammengefaßten Verbände hatten die 1907 anstehenden Reichstagswahlen dazu benutzt, um den Druck auf die Parteien systematisch zu erhöhen. Durch den Versand von Fragebögen und durch Artikel in den Verbandsorganen waren die Funktionäre und Mitglieder angewiesen worden, den jeweiligen Wahlkreiskandidaten regelrechte Prüffragen bezüglich ihrer Haltung zur Angestelltenpensionsversicherung vorzulegen. Damit entwickelten sich die Wahlen von 1907 zu einer Art Wendepunkt in der Geschichte des »neuen Mittelstandes«. Für die SPD warfen sie über die bislang primär akademisch geführte Einschätzungsdebatte das Problem der Angestellten als Wählerschaft in neuer Schärfe und Dringlichkeit auf. Ähnliches galt auf der anderen Seite auch für die bürgerlichen Konkurrenzparteien, denen die Wahlergebnisse das tatsächliche oder auch nur vermeintliche Entscheidungspotential der Angestellten für eine Zurückdrängung der SPD vor Augen geführt hatten. In diesem Sinne etwa konstatierte der konservative Berliner Abgeordnete Pauli in der Reichstagssitzung vom 14. März 1907, daß es »kaum eine Frage [gebe], in der alle Parteien sich so einig [seien] wie in dieser, daß nämlich etwas geschehen müsse, um eine Besserstellung der Privatbeamten namentlich bei eintretendem Ungemach herbeizuführen.«[40]

---

38 Für Österreich vgl. den Beitrag von *Gustav Otruba*, Privatbeamten-, Handlungsgehilfen- und Angestelltenorganisationen. Ihr Beitrag zur Entstehung des österreichischen Angestelltenpensionsversicherungsgesetzes 1906 (unter besonderer Berücksichtigung der Diskussion über den Angestelltenbegriff), in: *Kocka* (Hrsg.), Angestellte, S. 240–256. Am ausführlichsten *A. Baryli*, Die Sozialversicherung der Angestellten in Österreich bis 1937, Diss. Wien 1972 – für die deutsche Entwicklung und die Position der SPD: *Emil Lederer*, Die Pensionsversicherung der Angestellten, Tübingen 1911.

39 Vgl. etwa *Helmut Lehmann*, Eine Aufgabe für die Partei, in: Die Neue Zeit 30, 1, 1911/12, S. 680–683, S. 680. »Was zeigte denn die Wahl von 1907? Sie zeigte, daß alle Verleumdungen [. . .] die eigentlichen Arbeitermassen nicht hinters Licht führen konnten [. . .] Das Verständnis für ihre eigenen Interessen ist bei den Kleinbürgern von heute und den Privatangestellten sehr schwach entwickelt.«

40 Zit. aus: Protokolle der Verhandlungen des Reichstages, Bd. 227/2, Sitzung vom 14. 3. 1907, S. 473. – Vgl. in diesem Zusammenhang auch den Beitrag des Angestelltenvertreters der Freisinnigen Vereinigung Potthoff im Reichstag, der im Hinblick auf die erneut angeregte Debatte über die Pensionsversicherung mit Genugtuung feststellte, daß eine Interpellation in Sachen Angestelltenversicherung zu allgemeiner Unterstützung bei den Reichstagsfraktionen – mit Ausnahme der Sozialdemokratie – geführt habe, und dann ergänzte: »Es war das ja zu erwarten, nachdem namentlich die Pensionsvereinigungen und auch die Berufsvereine sich dieses Mal in den Wahlkampf eingemischt und den meisten Kandidaten die Frage vorgelegt hatten, wie sie sich zu dieser Pensionsversicherung stellten. Damals haben bei weitem die meisten Kandidaten sehr sympathische Erklärungen abgege-

Es waren die Freien Gewerkschaften, die in dieser Situation die Initiative ergriffen. In der Generalkommission war angesichts der Entwicklung bei den Angestellten die Befürchtung gewachsen, daß es eben doch noch zu einer die Arbeitnehmerschaft spaltenden Sonderversicherung kommen könnte. Auch spielte wohl die Überlegung eine Rolle, daß sich die Regierung in diesem Fall vielleicht darauf beschränken würde, nur die Situation der Angestellten in der Sozialversicherung zu verbessern.[41] Diese Befürchtungen konkretisierten sich, als die Regierung 1910 den Entwurf für eine neue Reichsversicherungsordnung vorlegte. Die Vorlage entsprach in keinem Punkt den hochgespannten Erwartungen der Arbeitergewerkschaften. Geradezu erbittert reagierten führende Gewerkschaftsvertreter auf den Plan, die Hinterbliebenenversorgung für Arbeiterwitwen an deren Invalidität zu knüpfen. »Aber niemand hätte wohl je daran gedacht«, faßte Paul Umbreit diese Stimmung zusammen, »daß die Regierung die Rente etwa 90 bis 95 Prozent aller Arbeiterwitwen versagen und nur den arbeitsunfähigen Witwen eine solche zugestehen würde.«[42] Und unter Anspielung auf das Vorbild des öffentlichen Dienstes, das ganz offensichtlich nicht mehr nur den Angestellten zur Orientierung und Legitimation ihres Projektes diente, ergänzte er: »Die Arbeiterschaft kann in dieser Regelung der Hinterbliebenenversicherung nur eine Zurücksetzung gegenüber der Beamtenschaft erblicken, deren Witwen ohne Rücksicht auf ihre Arbeitsfähigkeit ihre Witwenpension beziehen.«[43] Dieses Mal aber werde sich die Arbeiterschaft nicht mehr »mit dem Hinweis auf höhere Kosten beruhigen lassen«. Notwendig sei eine »intensive Agitation im ganzen Reichsgebiet«, die dafür sorgen werde, »daß der Protest der Gewerkschaften überall den nötigen Widerhall findet«.[44]

Die von Umbreit angekündigte Agitation kulminierte in der Einberufung eines außerordentlichen Gewerkschaftstages 1910 in Berlin. Spät, zu spät erkannten die Gewerkschaften, wie wichtig es gewesen wäre, sich von den parallel laufenden Bemühungen des »neuen Mittelstandes« um eine durchgreifende Verbesserung der Altersversorgung nicht überwiegend abzugrenzen, sondern beide Bewegungen demonstrativ zusammenzufassen und mit großem Nachdruck zu vertreten. Das geschah nun buchstäblich in letzter Stunde. In einer längeren Resolution forderte der Kongreß den Reichstag auf, die Invalidenversicherung so auszugestalten, daß sie »den Anforderungen der minderbemittelten Volksklassen« entspreche. Dazu seien notwendig u. a. eine »erhebliche Steigerung der Rentensätze, Vermehrung der Zahl der Beitragsklassen unter Anrechnung des vollen Jahresarbeitsverdienstes«[45], »Anerkennung der Invalidität, wenn der Versicherte in seinem Berufe nicht mehr die Hälfte des Lohnes eines gleichartigen Vollarbeiters zu erwerben vermag«, »Altersrente bei Vollendung des 65. Lebensjahres«, Verbesserung des Heilverfahrens sowie eine »Gewährung der Witwenrente an alle Witwen der Versicherten«. An diese Forderungen angehängt wurde ein ent-

---

ben, mit Recht. Auch meine politischen Freunde haben vielfach Gelegenheit gehabt, solche Erklärungen abzugeben. Wir stehen dieser Bewegung mit großer Sympathie gegenüber und wollen sie nach Kräften fördern.« Ebda., S. 475.

41 Vgl. den Beitrag Paul Langes auf dem 6. Kongreß der Gewerkschaften Deutschlands in Hamburg vom 22. bis 27. Juni 1908, in: Protokoll der Verhandlungen . . ., Berlin o. J. (ND 1979). »Ja, in den Kreisen der bürgerlichen Parteien und der Regierung wird mit dem Gedanken einer Sonderversicherung gerade um deswillen geliebäugelt, weil man die Masse der Arbeiter von diesen Vorteilen einer besseren Alters- und Invalidenversicherung ausschließen will [. . .]«. Ebda., S. 281.

42 Zitate nach *Paul Umbreit*, Die geplante Reichsversicherungsordnung, in: Sozialistische Monatshefte 14, I, 1910, S. 540–545, S. 544.

43 Zitate ebda., S. 545; vgl. auch *Karl Severing*, Politische Tendenzen in der Reichsversicherungsordnung, in: Sozialistische Monatshefte 15, II, 1911, S. 675–685.

44 Zit. *Umbreit*, S. 545.

45 Diese Bestimmung zielte auf die Beseitigung der Unterversicherung der höheren Einkommen, an der die Regierung aus finanziellen Gründen festhielt.

schiedener Protest »gegen das Bestreben, die allgemeine Versicherung durch eine Sonderversicherung für die Privatangestellten zu zersplittern.«[46]
Die Anstrengungen kamen in jeder Hinsicht zu spät. Die Regierung hielt daran fest, daß Arbeiterwitwen anders als Beamtenfrauen und auch in krassem Unterschied zu dem, was die Angestellten für sich forderten, Hinterbliebenenrente nur bei eigener Invalidität beziehen konnten. Auch in fast allen anderen Punkten verweigerte sich die Mehrheit des Reichstages den Forderungen der Arbeiter. Damit fiel zugleich eine wesentliche Vorentscheidung in Sachen Sonderversicherung. Im Rahmen der allgemeinen Invalidenversicherung waren Verbesserungen, wie sie die Angestellten forderten, unter den gegebenen politischen Bedingungen auf keinen Fall zu realisieren. Eine solche Lösung hätte, da beträchtliche Beitragserhöhungen sozialpolitisch ausgeschlossen waren, nur über eine Erhöhung des Reichszuschusses finanziert werden können. Das jedoch lag nach Auffassung der Regierung weit jenseits ihrer haushaltspolitischen Möglichkeiten. Mit der seit Jahren restriktiven Politik in dieser Frage hatte sie an ihren Auffassungen nie einen Zweifel gelassen. Diesem Umstand trug im übrigen auch die SPD Rechnung, insoweit sie mit ihren Forderungen nach allgemeinen Verbesserungen erheblich hinter dem zurückblieb, was etwa die Hauptausschußverbände für die Angestellten forderten. Auf diese Zusammenhänge spielte der Angestelltenfunktionär und Reichstagsabgeordnete der Fortschrittlichen Volkspartei Potthoff an, als er in den Verhandlungen über die Reichsversicherungsordnung begründete, warum seine Fraktion die Ausbaulösung nicht unterstützte: »Wenn eine praktische Möglichkeit vorläge, daß wir gegenwärtig durch eine Änderung der Reichsversicherungsordnung, einen sehr weitgehenden Ausbau der Invalidenversicherung auch nur den größten Teil des Programms verwirklichen könnten, das die Privatbeamten einmütig aufgestellt haben, das sowohl von der Regierung wie auch von uns hier mehrfach als berechtigt anerkannt ist, dann könnte man über diese Frage diskutieren. Es würden dazu aber noch nicht einmal die sozialdemokratischen Anträge ausreichen, sondern man müßte auch da noch einmal die Leistungen und entsprechend die Beiträge verdoppeln. Es liegt leider nicht die geringste Möglichkeit vor, daß wir über eine derartig weitgehende Verbesserung der Invalidenversicherung hier auch nur ernsthaft diskutieren können.«[47]
So weitreichende Forderungen, wie sie die Angestellten seit mehr als einem Jahrzehnt erhoben, waren an vier Voraussetzungen gebunden, die in der Tat dann die Grundlage des Angestelltenversicherungsgesetzes von 1911 bildeten. Es waren a) eine Einschränkung der Verbesserungen auf einen relativ kleinen Kreis, b) hohe Beiträge, c) die Absonderung der besseren Risiken – was im übrigen eine harte Haltung gegenüber der Forderung der Wirtschaft nach großzügiger Zulassung von Ersatzkassen einschloß – sowie d) eine nach oben hin möglichst weitgefaßte Versicherungspflicht. Mit zwei, vielleicht drei dieser Bedingungen hätte sich die SPD einverstanden erklären können. Ersatzkassen, die eine negative Risikoauslese in der allgemeinen Versicherung begünstigten, wurden von ihr seit langem im Interesse der Allgemeinen Ortskrankenkassen bekämpft. Auch eine möglichst weitgefaßte Versicherungspflicht war interpretierbar als Ansatz zu einer allgemeinen Volksversicherung. Bei einer durchgreifenden Leistungsverbesserung wäre möglicherweise auch eine gewisse Erhöhung der Beiträge für die Partei akzeptabel gewesen. Die Absonderung der Angestelltenrisiken aus der allgemeinen Invalidenversicherung und die Einschränkung der Verbesserungen auf einen kleinen Kreis waren dagegen ein schwerer Brocken, zumal die Partei schon immer

46 Vgl. Protokoll der Verhandlungen des Außerordentlichen siebenten Kongresses der Gewerkschaften Deutschlands, abgehalten zu Berlin am 25. und 26. April 1910, Berlin 1910, S. 24 f.

47 Potthoff für die Fortschrittliche Volkspartei in: Protokolle der Verhandlungen des Reichstages, 1909/11, Bd. 267, S. 6911, Debatte vom 16. Mai 1911. Ahistorisch und deshalb wenig überzeugend argumentiert in diesem Zusammenhang *Ulf Kadritzke*, Angestellte, S. 222 ff.

mit besonderem Nachdruck das Prinzip der Einheitlichkeit in der Sozialversicherung verfochten hatte. Akzeptabel war die Sonderversicherung der Angestellten nur dann, wenn man sie pragmatisch als Bresche für den allgemeinen Fortschritt interpretierte. Dafür ließen sich im Hinblick auf die Sozialversicherungspolitik der Reichsregierung seit der Jahrhundertwende gute Gründe geltend machen. Vor allem aber bot eine solche Einstellung die einzige Möglichkeit, die Angestellten zu gewinnen.

Indem die Partei auf diese Möglichkeit verzichtete und intransigent an der Forderung nach einer Einheitsversicherung festhielt, entfremdete sie sich jenseits aller theoretischen Einsicht in die wachsende Bedeutung des »neuen Mittelstandes« mit Notwendigkeit große Teile desselben. Die Einheitsversicherung schreckte die Angestellten nicht in erster Linie deshalb, weil sie ihrem ›rückständigen politischen Bewußtsein‹ und ihrem irrationalen Drang, etwas Besseres zu sein, nicht entsprach – schließlich waren um 1911 mehr als drei Viertel aller Angestellten seit zwei Jahrzehnten gemeinsam mit den Arbeitern in der Invalidenversicherung erfaßt –, sondern weil sie unter den gegebenen Bedingungen dem von ihnen angestrebten sozialen Fortschritt im Wege stand. Nicht die Angestellten verfehlten ihre wahren Interessen – die Partei war es, die unter den gegebenen Umständen den materiellen Interessen der Angestellten nicht gerecht wurde bzw. Möglichkeiten zu einer versöhnlicheren Deutung nicht nutzte.

Höhere Notwendigkeit und historische Möglichkeit fallen freilich nicht immer zusammen. Vor dem Hintergrund der hohen, schmerzhaft enttäuschten Erwartungen in der deutschen Arbeiterbewegung auf Verbesserungen in der Alterssicherung war einer Partei, die von ihrer Basis her noch in solch ausgeprägter Weise Arbeiterpartei war, wohl kaum eine andere Haltung möglich. Anders etwa als im Falle Österreichs, wo eine Arbeiterversicherung nicht existierte und die Pensionsversicherung für die Privatbeamten von 1906 regelrechten Pioniercharakter hatte, wurde die Sonderkasse der Angestellten in Deutschland aus einer bereits bestehenden allgemeinen Versicherung regelrecht herausgetrennt. Was die deutschen Arbeiter um 1910 erfuhren, war ein klassischer Fall anschaulicher relativer Deprivation – eine Erfahrung, die bekanntlich in besonderer Weise geeignet ist, sozialen Protest zu erzeugen.

4. Die Reichstagswahlen von 1912 als Wendepunkt?

Kritisch beobachtende Zeitgenossen haben die Art und Weise, in der die Sozialdemokratie unmittelbar nach dem Erlaß des Angestelltenversicherungsgesetzes ihre Werbung für die Reichstagswahlen von 1912 anlegte, als Indiz dafür interpretiert, wie weit die Partei die Erfurter Tradition einer engen marxistischen Klassenbewegung bereits hinter sich gelassen hatte. Grundgedanken des Erfurter Programms – der Internationalismus, die Verelendungsprognose für die Mittelschichten und der Sozialismus – blieben im offiziellen Wahlaufruf ausgeklammert. In einer längeren Abhandlung über den Aufmarsch der Parteien zu den Wahlen von 1912 hat Emil Lederer, Nationalökonom und Sozialdemokrat, die Auffassung vertreten, daß die Umstellung der SPD nicht nur aus kurzfristigen »Opportunitätsgründen« erfolgt und der »Spekulation auf die breiten Massen kleinbürgerlicher Wähler und der Wähler aus den Kreisen der (gegenwärtig zum großen Teile ›bürgerlich‹ orientierten) Angestellten« entsprungen sei, sondern mehr einen »Wandel in prinzipiellen Auffassungen« andeute, »dem auch eine Änderung in der Theorie der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung« entspreche. Die SPD trug Lederer zufolge mit diesem Wandel einer in weiten Parteikreisen verbreiteten Auffassung Rechnung, wonach die Wählerschaft schon lange nicht mehr einen eindeutig proletarischen Charakter trage. Aus eigener Anschauung ergänzte er erläuternd die Beobachtung, daß die Partei im Unterschied zu früheren Jahren bewußt dazu übergegangen sei, »in den offiziellen Kundgebungen, die ebensogut von der sozialdemokra-

tischen Fraktion als vom Parteivorstand ausgehen, mehr den Charakter einer großzügigen, sehr weitgehenden Reformpartei« zu unterstreichen.[48]
Lederers optimistische Wandlungsdiagnose muß im Blick auf das Verhältnis von SPD und angestellten Mittelschichten stark eingeschränkt werden. Durch das Festhalten an der Forderung nach einer Vereinheitlichung der Sozialversicherung begab sich die Partei in einen unübersehbaren Gegensatz zu den Interessen dieser Gruppe. Wie eindeutig die Angestellten ihre Sonderversicherung entgegen allen skeptischen Prognosen bejahten, erwies sich bei der ersten Abstimmung über die Besetzung der Selbstverwaltungsorgane 1913. Hier erlitten die Gegner der Sonderkasse eine vernichtende Niederlage. Das Votum fiel so eindeutig aus, daß es der Freien Vereinigung trotz lokaler Unterstützung durch die Partei nicht gelang, auch nur einen Kandidaten in den zentralen Aufsichtsorganen zu plazieren.[49]
Ein weiteres eindeutiges Indiz dafür, daß sich die Position der Partei gegenüber dem »neuen Mittelstand« eher verhärtete als weiterentwickelte, war die Weigerung, die Agitation unter den Angestellten zu intensivieren. Mit nicht weniger als fünf Anträgen hatte eine Gruppe von sozialdemokratischen Angestelltenfunktionären auf dem Chemnitzer Parteitag im September 1912 den Versuch unternommen, die Partei zu einer gezielten Ansprache der »Privatangestellten« zu veranlassen. Es reiche einfach nicht aus, begründete der Berliner Delegierte Giebel seinen Antrag in Anspielung auf eine Äußerung Karl Kautskys, darauf zu warten, bis die »Schwäche des Liberalismus« »die große Masse des neuen Mittelstandes in die Arme« der Sozialdemokratie treibe. Wenn die Gewinnung der Kopfarbeiter, wie Kautsky selbst behauptet habe, tatsächlich eine »Vorbedingung unseres endgültigen Sieges« sei, dann sei es geradezu eine Pflicht der Partei, »sich dieser Aufgabe mit bester Kraft zuzuwenden.«[50]
Es gebe genügend Belege dafür, daß »die bürgerlichen Parteien, und mit ihnen im Bunde die Regierungen alles daran setzen, das Abströmen dieses sogenannten und angeblichen neuen Mittelstandes zu den Bataillonen der Handarbeiterschaft zu hintertreiben und zu verhüten.« Dabei spielten nicht nur wirtschaftliche Gründe eine Rolle. Die Partei solle endlich dem wachsenden politischen Gewicht dieser Schichten Rechnung tragen. »Wir müssen uns vergegenwärtigen, daß heute bereits die Scharen der Privatangestellten im Reiche insgesamt 1 1/4 bis 1 1/2 Millionen Reichstagswähler stellen und daß namentlich diese Privatangestellten sich in den Großstädten und Industriezentren konzentrieren. Die bürgerlichen Parteien kalkulieren nicht ohne Grund, daß gerade diese Kopfarbeiterschichten in vielen Fällen den Ausschlag geben zwischen den Kandidaten der Sozialdemokratie und der bürgerlichen Parteien.«[51] Aus solchen politischen Kalkulationen heraus schließlich habe man auch »die sogenannte Angestelltenversicherung gemacht [. . .]; nicht aus Anerkennung der sozialen Notwendigkeit dieser Versicherung oder der sozialen Notlage der Angestellten.«[52]
Als wie ernst Giebel das Problem ansah, geht aus seiner Einschätzung hervor, daß eine Revision des Zuges der Kopfarbeiter zu den bürgerlichen Parteien die »ganze Kraft unserer Organisation und unserer Funktionäre beanspruchen« werde. Als Mittel der Werbung empfahl er die Abhaltung besonderer Angestelltenversammlungen, eigene Rubriken in der Parteipresse, die ausdrückliche Schulung der Funktionäre zu diesem Zwecke, die Erstellung von Flugschriften u. ä. Besonders auf kommunaler Ebene, wo es um den Acht-Uhr-Ladenschluß

48 Zitate aus *Emil Lederer*, Die wirtschaftlichen Organisationen und die Reichstagswahl, Tübingen 1912, S. 18.
49 Vgl. Correspondenzblatt 22, 1912, S. 683 f., 715 f., sowie ebda. 23, 1913, S. 53, und DHW 21, 1914, Nr. 7, S. 147 – Angaben nach *Giesselmann*, Sozialdemokratie, S. 99 ff.
50 Vgl. das Referat Giebels, in: Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Abgehalten in Chemnitz vom 15. bis 21. September 1912, Berlin 1912, S. 242 ff., zit. S. 242.
51 Ebda., S. 242 f.
52 Ebda., S. 243.

und die Sonntagsruhe gehe, referierte Giebel, sei es längst üblich geworden, daß sich die Angestellten an die kommunalen Vertreter der Sozialdemokratie wendeten, da sie nur dort eine entschiedene Unterstützung fänden.

Die Mehrheit der Delegierten vermochte dem Antrag nicht zu folgen. Für den Vorstand wies Friedrich Ebert darauf hin, daß die Partei mit der Erstellung einiger Broschüren und sonstiger Anstrengungen das Ihre in dieser Sache getan habe, und schlug mit Billigung des Parteitages vor, die Anträge dem Vorstand als Material zu überweisen. Doch nicht erst diese Ablehnung brachte die Einstellung der SPD in der Angestelltenfrage klar zum Ausdruck. Im Grunde war schon Giebels Vorstoß trotz seiner eindringlichen Formulierungen kein adäquates Mittel. An die Kernfrage, wie es die Partei mit dem besonderen Angestelltenrecht hielt, rührte dieser Antrag nicht.

Eine genauere Analyse zeigt, daß hier auch unter den der Sozialdemokratie nahestehenden Angestelltenverbänden keine einheitliche Auffassung vorherrschte. Während der kleine Verband der Büroangestellten Deutschlands, aus dem Giebel selbst stammte, im Einzelfall eine differenzierte Position einnahm und bereit war, mindestens die Wünsche der technischen Angestellten nach einer Gleichstellung mit den Handlungsgehilfen und ihrem besseren Rechtsstatus zu berücksichtigen – das verbarg sich hinter der Forderung nach einer »Vereinheitlichung des Angestelltenrechtes«[53] –, verfocht der größere Zentralverband der Handlungsgehilfen weiterhin seine extrem starre Linie. Noch 1914, auf dem 9. Kongreß der Gewerkschaften, forderte der Vorsitzende Paul Lange die Angestellten auf, sich keine »neutralgewerkschaftlichen Illusionen« zu machen und sich statt dessen von der »Notwendigkeit des Klassenkampfes« leiten zu lassen, da die Angestellten »dauernde Sympathie und Unterstützung nicht bei dem Bürgertum, sondern nur bei dem Proletariat finden« würden.[54] Langes dogmatischer Kurs war ungeachtet der bescheidenen Größe seines Verbandes insofern von Bedeutung, als er Partei und Gewerkschaften ein bequemes Alibi lieferte für die eigene Inflexibilität und Abstinenz.[55]

Deutlich tritt die zunehmende Verhärtung in der Angestelltenfrage auch in den Urteilen über den politischen Standort der »neuen Mittelschichten« zutage. Nur wenige führende Sozialdemokraten urteilten in dieser Frage so differenziert wie Emil Lederer, der die Mehrheit des »neuen Mittelstandes« im liberalen Lager sah.[56] Auch wenn Lederers Äußerungen und die anderer Vertreter eines reformistischen Kurses in dieser Frage nicht ganz frei von Wunschdenken waren, sprachen für eine solche Einschätzung immerhin die neutrale Ausrichtung und die maßvolle Haltung der bei weitem überwiegenden Mehrheit aller Vorkriegsangestelltenverbände. Der stürmisch wachsende antisozialistische und antisemitische DHV, auf den so viele blickten, vertrat um 1910 erst 15 Prozent aller organisierten Angestellten. Demgegenüber sah etwa Giebel in seiner erwähnten Parteitagsrede von 1912 bereits

---

53 Vgl. den Antrag der Reichstagsfraktion in diesem Sinne, abgedruckt im Protokoll des Chemnitzer Parteitages, S. 109 f.

54 Protokoll der Verhandlungen des neunten Kongresses der Gewerkschaften Deutschlands. Abgehalten zu München vom 22. bis 27. Juni 1914, Berlin o. J. (ND Berlin/Bonn 1980), S. 169.

55 Lange ging so weit, der SPD-Fraktion die Tatsache vorzuwerfen, daß sie das AVG nicht in der Schlußabstimmung abgelehnt habe. Er führte dies nicht auf das soziale Empfinden der Abgeordneten, sondern den Einfluß der Verbandsspitze des gemäßigten Bundes der technisch-industriellen Beamten (Butib) auf die Abgeordneten zurück; vgl. *Paul Lange*, Die Privatangestellten und die Sozialdemokratie, in: Die Neue Zeit 30, 1912, S. 822–826, S. 825 f.

56 Auch *Lederer* fand es im übrigen eine »merkwürdige Tatsache«, daß »die proletarisierten Unternehmer vielfach politisch sozialdemokratisch« wählten, während »die oberen Schichten der Arbeitnehmer (insbesondere die kaufmännischen Angestellten) sich wiederum denjenigen Parteien zuwenden, welche als ›bürgerliche‹ als Hauptmasse der Wähler die Unternehmer umfassen und in sozialpolitischen Fragen auch in erster Linie Unternehmerinteressen vertreten [. . .]«, zit. aus *ders.*, Organisationen, S. 33.

»weite Schichten der Angestellten [bei den] konservativen Parteien [. . .], sei es auch in der Gestalt antisemitischer Flügel«[57], während Rudolf Hilferding – Einschätzungen der späteren Weimarer Jahre antizipierend – in den Angestellten vorzugsweise »die Abonnenten der spezifisch imperialistischen Organe, die Anhänger der Rassentheorie, die bei ihnen auch manchmal Konkurrenzerscheinung ist, die Leser der Kriegsromane, die Bewunderer der Kolonialhelden, die Agitatoren und das Stimmvieh des Finanzkapitals« erblickte.[58]
Der Bezugspunkt dieser apodiktischen Urteile über die Anfälligkeit der »neuen Mittelschichten« für rechtsradikale Manipulation war eindeutig die lärmende Erscheinung des Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbandes. Warum jedoch die Neigung, diesen Verband als pars pro toto zu nehmen, in der SPD wuchs und selbst bei theoretisch so gebildeten Köpfen wie Hilferding zu unbewiesenen und mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit falschen Urteilen führte, ist mit dem DHV allein nicht hinreichend zu begründen. Die Weigerung der Sozialdemokratie, die Werbung um die »neuen Mittelschichten« energischer zu betreiben, gewisse Tendenzen, sie als »Stimmvieh des Finanzkapitals« in toto abzuschreiben u. ä. m., waren nicht nur die Folge allgemeiner attentistischer Indolenz. Vielmehr müssen die sich hier abzeichnenden Entwicklungen als der politische Ausdruck eines tiefergehenden sozialen Abgrenzungsprozesses verstanden werden, den die Arbeiterschaft gegenüber der sich formierenden Angestelltenbewegung vornahm. Nicht weniger, als es – bis zu einem gewissen Grade zu Recht – von den Angestellten behauptet worden ist, deren Verbände den Anspruch auf Sonderbehandlung mit fragwürdigen und verletzenden Stereotypen über die Arbeiterschaft untermauerten, bildete sich offenkundig auch in der Sozialdemokratie eine wachsende Neigung heraus, die soziale Distanz zum »neuen Mittelstand« politisch-moralisch zu überformen. Der Partei selbst schließlich bot die Annahme einer angeblichen politischen Haltlosigkeit der »neuen Mittelschichten« die einfachste Möglichkeit, der schmerzhaften Einsicht aus dem Wege zu gehen, daß die Reserviertheit vieler Angestellter einen rationalen Kern hatte.

5. Grenzen der Verbürgerlichung

Überblickt man das Verhältnis von Sozialdemokratie und Angestellten in der Weimarer Republik im Zusammenhang, so entsteht der Eindruck, es habe sich zeitweise auf zwei kaum vermittelten Ebenen bewegt. Auf der einen Seite finden sich Tendenzen zu einer allmählichen, linear fortschreitenden Annäherung, die von Krisen und Konjunkturen erstaunlich unberührt blieb, während man im Hinblick auf andere Bereiche von einem fast geschlossenen Zyklus von Annäherung, Kooperation, Öffnung und Hoffnungen sowie erneuter Distanzierung, Abgrenzung und Resignation sprechen kann.
Zahl und Anteil der Angestellten unter den Mitgliedern der SPD dürften nach dem Ersten Weltkrieg kontinuierlich angestiegen sein. Einer der wenigen Fälle, für die Datenreihen vorliegen, ist die Hamburger SPD.[59] Hier erhöhte sich der Angestelltenanteil von 1914 1,5 %

57 Protokoll des Chemnitzer Parteitages, S. 243.
58 Zit. nach *Rudolf Hilferding*, Das Finanzkapital. Eine Studie über die jüngste Entwicklung des Kapitalismus, Frankfurt/M. 1968 (1910), S. 478.
59 Vgl. *Friedrich Wilhelm Witt*, Die Hamburger Sozialdemokratie in der Weimarer Republik. Unter besonderer Berücksichtigung der Jahre 1929/30–1933, Hannover 1971, S. 54. – Zur Mitgliederstruktur jetzt auch die Zusammenstellung von Daten und einzelnen Erhebungen bei *Klaus Sühl*, SPD und öffentlicher Dienst in der Weimarer Republik. Die öffentlich Bediensteten in der SPD und ihre Bedeutung für die sozialdemokratische Politik 1918–1933, Opladen 1988, S. 76 ff.; *Helga Gotschlich*, Zur Organisationsstruktur der SPD im Januar 1933, in: Jahrbuch für Geschichte, Bd. 27,

über 1919 4,1 % und 1925 8,1 % auf 1931 auf 11,4 %. Im gleichen Zeitraum sank der Arbeiteranteil von knapp 80 % auf 60 %. Die Hauptveränderung fand hier offenbar im Übergang vom Reich zur Republik statt. In den Weimarer Jahren veränderte sich am Prozentsatz der in der SPD organisierten Arbeiter nur wenig. Ein Angestelltenanteil von 10 % in der SPD wurde auch von der einzigen, 1930 reichsweit durchgeführten Analyse ermittelt. Ähnliche Angaben liegen für Mitte der zwanziger Jahre vor.[60] Das war erheblich mehr als bei der KPD, die es 1930 gerade auf 4 % brachte, wenig allerdings, wenn man es etwa mit der NSDAP vergleicht. Deren Hamburger Ortsgruppe bestand 1930 zu rund 38 % aus Angestellten.[61] Auch in Relation zur Struktur der Erwerbsbevölkerung wird deutlich, daß die SPD gegenüber den »neuen Mittelschichten« im Rückstand blieb, wenn sich auch der Abstand bis zu einer »durchschnittlichen« Repräsentation – Angestellte machten um 1933 ca. 12,5 % aller Erwerbstätigen aus – wesentlich verringert hatte. Der »Genosse Trend« schien zwar ein behäbiger Gesell, aber er sprach für die SPD.

Die Gleichmäßigkeit des Prozesses legt es nahe, ihn auf strukturelle Umschichtungsprozesse zurückzuführen: den vermehrten Aufstieg von Arbeiterkindern in Angestelltenstellungen etwa und das Vererben von Organisationstraditionen auf diesem Wege, Wirkungen sozialdemokratischer Kommunalpolitik mit den sich in diesem Kontext eröffnenden sozialen Kontroll- und Patronagechancen u. ä. Die Präsenz von »Stehkragenproletariern« in der Mitgliedschaft der SPD bedeutete in den zwanziger Jahren jedenfalls nicht mehr jene Besonderheit, die sie vor 1914 in manchen homogen proletarischen Ortsverbänden dargestellt hatte.

Auch auf der programmatischen Ebene zeigten sich Öffnungstendenzen gegenüber den Mittelschichten. Im – freilich kurzlebigen – Görlitzer Programm von 1921, das das Erfurter von 1891 ablöste, bezeichnete sich die SPD demonstrativ als »Partei des arbeitenden Volkes in Stadt und Land« und ihre Zielgruppe als die »körperlich und geistig Schaffenden, die auf den Ertrag eigener Arbeit angewiesen sind.«[62] Obwohl das Heidelberger Programm von 1925 nach dem Zusammenschluß mit Teilen der USPD wieder enger an die Klassenkampftraditionen der Vorkriegszeit anschloß, berücksichtigte es die soziale und politische Rolle der »neuen Mittelschichten« sehr deutlich. Der Hinweis auf das Wachstum von »Zahl und Bedeutung der Angestellten und Intellektuellen jeder Art« fand sich hier ebenso wie die Feststellung, daß der Kapitalismus »nicht nur den Proletariern, sondern auch den Mittelschichten [. . .] [den] volle[n] Anteil an dem materiellen und kulturellen Fortschritt« vorenthalte. Während das Görlitzer Programm mehr oder weniger kategorisch noch vom Herabsinken der »neuen Mittelschichten« gesprochen hatte und damit die Interessensidentität von Arbeitern und Angestellten wie selbstverständlich implizierte, sprach das Heidelberger Programm vorsichtiger von einem Entwicklungsprozeß, der dahin führte, daß die Interessen

---

1983, S. 35–39; *Heinrich August Winkler*, Der Schein der Normalität. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1924–1930, Berlin/Bonn 1985, S. 346 ff.; sowie *ders.*, Der Weg in die Katastrophe. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1930–1933, Berlin/Bonn 1987, S. 584 ff.

60 Vgl. die Zusammenstellung bei *Sühl*, S. 81 – Quelle: Jahrbuch der SPD für 1926, Berlin o. J., S. 23.

61 Vgl. die Übersicht bei *Prinz*, Mittelstand, S. 79. Für die KPD: *Siegfried Bahne*, Die KPD und das Ende von Weimar. Das Scheitern einer Politik 1932–1935, Frankfurt 1976, S. 13; die Angaben für die NSDAP nach *Parteistatistik der NSDAP*, Bd. 1, 1. Jan. 1935, Der Reichsorganisationsleiter der NSDAP (Hrsg.), München 1935, S. 146–148.

62 Am leichtesten erreichbar sind dieser und andere Programmtexte im Anhang von *Susanne Miller/Heinrich Potthoff*, Kleine Geschichte der SPD. Darstellung und Dokumentation 1848–1983, 5. Aufl., Bonn 1983. Zur Vor- und Nachgeschichte des Görlitzer Programms vgl. besonders *Winkler*, Klassenbewegung oder Volkspartei?

der angestellten Mittelschichten »in steigendem Maße mit denen der übrigen Arbeiterschaft« übereinstimmten.[63]
Die wichtigsten praktischen Berührungspunkte zwischen SPD und Angestellten ergaben sich als Folge des Radikalisierungs- und anschließenden Vergewerkschaftungsprozesses der Angestelltenbewegung am Ausgang des Weltkriegs. Das kleine Häuflein konsequent gewerkschaftlicher Verbände aus der Vorkriegszeit erweiterte sich mit dem AfA-Bund zu einer eindrucksvollen Säule neben den Arbeitergewerkschaften. Auch wenn der freigewerkschaftliche Zusammenschluß von Angestelltenorganisationen nach dem großen Aufschwung in der Revolution absolut und relativ an Boden verlor, sank sein Anteil im Vergleich zu den übrigen Verbänden nie unter ein Drittel ab. Am engsten waren nach wie vor die Verbindungen zwischen dem Zentralverband der Angestellten (ZdA, früher ZdH) und der SPD. Nicht weniger als 71 Prozent seiner Funktionäre gehörten einer zeitgenössischen Umfrage zufolge ›sozialistischen Parteien‹ an.[64]
Die Annäherung eines Teils der Angestellten an SPD und ADGB schlug sich an verschiedenen Stellen nieder: im Kartellvertrag von AfA-Bund und ADGB, in der zeitweisen Errichtung einer gemeinsamen Betriebsrätezentrale, im Beitritt der freigewerkschaftlichen Angestellten zum »Reichsbanner« und zur »Eisernen Front«. Der Vorsitzende des AfA-Bundes, Siegfried Aufhäuser, war ein prominenter Sozialdemokrat, politisch auf dem linken Flügel von Partei und Gewerkschaften angesiedelt und zwischen 1920 und 1933 Mitglied der Reichstagsfraktion. Ihr gehörte von 1920 bis 1928 als weiterer Angestelltenfunktionär auch Karl Giebel an – der ehemalige Vorsitzende des mit dem ZdA verschmolzenen Verbandes der Büroangestellten. Insgesamt gesehen blieb die Rolle Giebels wie Aufhäusers als Angestelltenvertreter blaß. Das lag zum einen daran, daß die SPD ohnehin sozialen Fortschritt einheitlich für Arbeiter und Angestellte forderte – hier also kein spezieller Lobbyismus notwendig war. Zum anderen verwischte sich das Profil der sozialdemokratischen Angestelltenfunktionäre durch das so erfolgreiche Wirken ihrer Kollegen aus dem bürgerlichen Lager. Als sozialpolitische Sprecher ihrer Fraktionen waren Abgeordnete des Gewerkschaftsbundes der Angestellten und besonders des Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbandes entscheidend am Ausbau der Sondergesetzgebung für Angestellte in den zwanziger Jahren beteiligt. Giebel und Aufhäuser traten diesen zumeist als Verfechter eines einheitlichen Arbeits- und Sozialrechts gegenüber. Ende der zwanziger Jahre, als sich die – unten noch darzustellenden – Angriffe der freigewerkschaftlichen Arbeiter auf das Sonderrecht verstärkten, wirkte der AfA-Bund innerhalb der SPD für eine Moderierung der Gleichheitsforderungen und zugunsten eines sozialpolitischen Bestandsschutzes seiner Klientel.
Die Gewinnung der Angestellten blieb auch in Weimar ein wichtiges Ziel der SPD. Viele Beiträge in diesem Zusammenhang setzten die Diskussion der Vorkriegszeit fort. Die Berufszählung von 1925 gab erneut den Anstoß zu Berechnungen, die den Zweck hatten, die wachsende Bedeutung der Angestelltenschaft als soziale Gruppe wie als potentielle Wähler zu unterstreichen.[65] Die gegenüber der Vorkriegszeit stark gestiegene Arbeitslosigkeit unter den Angestellten, Einkommenseinbußen in Weltkrieg und Inflation und die Übernahme gewerkschaftlicher Strukturen und Aktionsformen nahm man als Bestätigung der Klassentheorie. Die ideologischen Achsen, um die sich die Einschätzung und Behandlung der Angestellten durch die SPD zentrierten, blieben die Prognose der Proletarisierung und die Auf-

63 Vgl. dazu auch die im reformistischen Sinne etwas überoptimistische Interpretation des Heidelberger Programms bei *Paul Kampffmeyer*, Die Arbeiterpartei und das Klassenkampfprinzip, in: Sozialistische Monatshefte 35, II, 1929, S. 577–581, bes. S. 580 f.
64 Vgl. *Karl Stehr*, Der Zentralverband der Angestellten, Berlin 1926, S. 88.
65 Vgl. beispielsweise *Wladimir Woytinsky*, Zahl und Gliederung des Proletariates, in: Die Gesellschaft 1925, I, S. 398–425.

forderung zur Einsicht in die Klassenlage. Die Bemühungen um die »Grenzschichten« intensivierten sich allerdings nicht in dem Maße, wie es die verschärfte Parteienkonkurrenz und das Wachstum der Gruppe hätten erwarten lassen. Zum Teil dürfte sich das damit erklären, daß die Gründung und Behauptung des AfA-Bundes das Problem der Angestellten – im Unterschied zu den Beamten etwa, wo die freigewerkschaftliche Organisation nicht vom Boden hochkam[66] – weniger dringlich erscheinen ließen und Saturierungserscheinungen begünstigten. Ein anderer, viel wichtigerer Grund lag in der Spaltung der Arbeiterbewegung. Nicht nur politisch, sondern auch unter sozialem Aspekt lenkte die Existenz der KPD den Blick der SPD in Weimar nach innen. Obwohl das Wachstum des Angestelltenanteils unter den Mitgliedern alles andere als spektakulär war, erweckten die begleitenden Kommentare gelegentlich den Eindruck, als bereite dieser Trend der Partei eher Sorgen als Genugtuung. Als Konrad Ludwig auf dem Kieler Parteitag von 1927 für den Vorstand die Ergebnisse einer statistischen Erhebung vorstellte, leitete er seine Ausführungen mit dem Hinweis auf »die hübsche Äußerung unserer ›Freunde von links‹« ein, die »Partei sei eine kleinbürgerliche Partei«, um im Anschluß daran die ermittelten Zahlen demonstrativ als Gegenbeweis zu deuten. Und als seien ihm die Zahlen, die immerhin einen Anteil von »73,14 % Handarbeitern« auswiesen, als Widerlegung noch nicht eindrucksvoll genug, meinte er die Parteitagsdelegierten an die Zusammensetzung einer Kundgebung vom Vortage erinnern zu müssen: »Was waren das? – Proleten im wahrsten Sinne des Wortes.«[67]

6. Sozialdemokratie und Sonderrecht

Die Sonderstellung der Angestellten im Arbeits- und Sozialrecht blieb für die SPD eines jener großen ungelösten Probleme in ihrem Verhältnis zu den neuen Mittelschichten. Dabei hatte sie es nicht nur mit dem überständigen Erbe einer langsam abbröckelnden Tradition, sondern mit einer ganzen Reihe neu hinzukommender Sonderregelungen zu tun. Im Zentrum der Debatte stand jedoch nach wie vor die Angestelltenversicherung.
Zunächst waren es indessen weniger die politischen Argumente als vielmehr die äußeren Entwicklungen, die die Grundsatzdebatte um die Existenz der Angestelltenversicherung offenhielten. Diese – der Krieg und die Inflation – trugen dazu bei, daß eine Revision der Entscheidung von 1911 nicht unmöglich erschien. Jeder, der die Geschichte des Gesetzes kenne, argumentierte der Freigewerkschafter und Sozialdemokrat Hermann Müller 1920 in einem Beitrag für die »Neue Zeit«, wisse, »daß die Regierung sich bei ihrer Haltung von politischen Gründen leiten ließ [. . .] Es war ein Stück ganz gewöhnlicher, mit dem Standesdünkel gewisser Stehkragenproletarier rechnender Demagogie.« Auf diese Weise »streichelte man auf der einen Seite die Angehörigen dieser Klasse, während man andererseits zugleich den berechtigten Wünschen der Arbeiter einen Riegel vorzuschieben glaubte.«[68]

66 Hierzu jetzt vor allem *Sühl*, SPD; *Andreas Kunz*, Stand versus Klasse. Beamtenschaft und Gewerkschaften im Konflikt um den Personalabbau, in: Geschichte und Gesellschaft 8, 1982, S. 55–86; *Gabriele Hoffmann*, Sozialdemokratie und Berufsbeamtentum. Zur Frage nach Wandel und Kontinuität im Verhältnis der Sozialdemokratie zum Berufsbeamtentum in der Weimarer Zeit, Hamburg 1972.

67 Sozialdemokratischer Parteitag 1927 in Kiel. Protokoll Kiel 1927 (ND 1974), S. 43.

68 *Hermann Müller*, Soll die Angestelltenversicherung bestehen bleiben?, in: Die Neue Zeit 38, I, S. 462–467, 491–495, zit. S. 463; ähnlich auch *Friedrich Kleeis*, Der Um- und Ausbau unserer Sozialversicherung, in: Die Neue Zeit 38, I, 1919/20, S. 113–116; sowie *Wilhelm Guske*, Die Reform der Sozialversicherung, ebda. 39, I, 1921, S. 236–242.

Müllers Argumentation unterstellte einen sozialpolitischen Dolchstoß, den die Angestelltenschaft angeblich ihren Klassengenossen mit der Sonderpolitik versetzt hatte. Doch auch diese Variante war eine Legende, und zwar nicht nur deshalb, weil die Forderungen der Arbeiter selbst bei einem anderen Verhalten der Angestellten seinerzeit nicht durchsetzbar gewesen wären, sondern vor allem, weil die Angestellten ihre Sonderleistungen – anders als die Arbeiter – ohne Reichszuschuß nur aus eigenen Beiträgen finanzierten. Das erkannte Müller dort wiederum an, wo es ihm um den Nachweis ging, daß die Sonderversicherung auch für die Angestellten »ganz erhebliche Nachteile« mit sich bringe – ohne allerdings zwischen beiden Argumentationssträngen einen Zusammenhang herzustellen.

Ambivalent waren auch die Haltung und Politik der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion in dieser Frage. Besonders in den Jahren 1921/22, als sich immer mehr abzeichnete, daß die rasende Inflation die Sozialversicherungskapitalien zerstören und einen grundlegenden Neuaufbau erzwingen werde, erweckte die Partei durch ihr Festhalten an der Vereinheitlichungsforderung den Eindruck, daß sie bereit war, Angestelltenrechte preiszugeben. Inwieweit der von den mittelständischen Angestelltenverbänden erhobene Vorwurf zutraf, daß die Partei gelegentlich die Anpassung der Versicherungspflichtgrenzen im Reichstag und seinen sozialpolitischen Ausschüssen bewußt hinauszögerte, um die ungeliebte Einrichtung gleichsam schmerzlos auslaufen zu lassen, ist anhand der Verhandlungsprotokolle nur schwer überprüfbar. Eindeutig war dagegen die Reaktion der Angestellten auf diesen Vorwurf. Auch die 1922 abgehaltenen zweiten Sozialversicherungswahlen endeten mit einer schweren Niederlage der sozialdemokratisch-freigewerkschaftlichen Angestelltenverbände.[69]

Der Streit in der Rentenversicherung war nicht der einzige Punkt, in dem die sozialdemokratische Arbeiterbewegung zu Beginn der zwanziger Jahre offensiv gegen die Sonderstellung der Angestellten vorging. Es wäre einseitig und falsch, die Beziehungen beider Arbeitnehmergruppen nur unter dem Aspekt eines mehr oder weniger gelungenen Absetzungsstrebens der Angestellten zu sehen und zu beurteilen. Eine in ihrem Selbstbewußtsein durch Krieg und Revolution gestärkte Arbeiterschaft ging ihrerseits daran, tradierte Differenzierungen in Frage zu stellen. In diesen Zusammenhang gehören etwa die besonders aus Kreisen der Metallarbeiter unternommenen Vorstöße, Industrieverbände auch unter Einschluß der freigewerkschaftlichen Angestellten einzuführen.[70] Auch der von den mittelständischen Organisationen erhobene Vorwurf, daß die Arbeiterschaft in der Revolutionszeit wenig

69 Die Zahlen sind am leichtesten erreichbar bei *Heinz-Jürgen Priamus*, Die nationalliberale Angestelltenbewegung in der Weimarer Republik, Stuttgart 1979, S. 152. Es handelt sich dabei allerdings um keine offiziellen Angaben, sondern um Daten der Verbände. Der DHV und der AfA-Bund kamen zu abweichenden Zahlen. Die Tendenz kommt allerdings wohl zuverlässig zum Ausdruck.

70 Vgl. die entsprechenden Anträge, abgedruckt in: Protokoll der Verhandlungen des 11. Kongresses der Gewerkschaften Deutschlands (= 1. Bundestag des ADGB) abgehalten zu Leipzig vom 19.–24. Juni 1922, Berlin 1922, S. 39, 44, 54. Diese Anträge liefen darauf hinaus, das gerade erst geschlossene Kartellabkommen über eine Zusammenarbeit von ADGB und AfA-Bund aufzukündigen. Die Basis der kaum etablierten Kooperation wäre so zerstört worden. Dieser Entwicklung zu begegnen, war dann auch die Absicht einer Resolution des Bundesvorstandes, die betonte, daß die unterschiedlichen »arbeitsvertraglichen und sozialrechtlichen Verhältnisse« der Arbeiter, Angestellten und Beamten »besondere Gewerkschaftseinrichtungen und Kampfmethoden« erforderten. Zit. ebda., S. 36 f. Zu den Schwierigkeiten des AfA-Bundes, als Spitzenorganisation vom ADGB überhaupt anerkannt zu werden, vgl. Quellen zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung im 20. Jahrhundert, Bd. 2: Die Gewerkschaften in den Anfangsjahren der Weimarer Republik 1919–1923, bearb. von *Michael Ruck*, Köln 1985, S. 259.

Rücksicht auf die Arbeitnehmerinteressen der Angestellten genommen habe, entbehrte nicht ganz der Berechtigung.[71]
Manches an den Spannungen zwischen AfA-Bund und ADGB war Übergangs- und Eingewöhnungsphänomen der Revolutionszeit und schliff sich ab. An der Existenz des AfA-Bundes wurde seit der Stabilisierung auf offiziellen Gewerkschaftskongressen des ADGB nicht mehr gerüttelt. Anders dagegen entwickelte sich die Einstellung zum Angestelltensonderrecht. Auf keinem der freigewerkschaftlichen Kongresse und keinem sozialdemokratischen Parteitag in der Weimarer Republik fehlten Anträge der Basis auf Verschmelzung von Invaliden- und Angestelltenversicherung. Häufiger als bei der Partei fanden sie sich bei den Gewerkschaften. Gewisse Veränderungen deuteten sich erst Ende der zwanziger Jahre an. Beschleunigt durch eine weitere schwere Niederlage der AfA-Verbände bei den Selbstverwaltungswahlen von 1927/28, empfanden die Spitzen von SPD und ADGB ihr demonstratives Festhalten an der Verschmelzungsforderung offenbar als zunehmend problematisch. Im Sinne einer bitteren Wahrheit, verbunden mit kompensierender heftiger Polemik[72], kündigte der ADGB dann 1928 auf seinem Hamburger Kongreß einen bedingten taktischen Rückzug an und erklärte sich bereit, die Angestelltenversicherung bis auf weiteres aus der Vereinheitlichungsforderung auszuklammern. Die Art und Weise, in der sich der Rückzug vollzog, unterstrich stärker als alles andere, wie sehr die sozialdemokratisch-freigewerkschaftliche Arbeiterschaft immer noch in der Existenz der Angestelltenversicherung eine soziale und politische Provokation erblickte. In dieser Frage, führte Hermann Müller in seinem langen Grundsatzbeitrag aus, sei »im Augenblick Vorsicht nötig«. Jetzt, wo es der Invalidenversicherung außerordentlich schlecht gehe, sei es tatsächlich, »rein rechnerisch gesehen, vorteilhafter, in der Angestelltenversicherung versichert zu sein.« Man gebe zu, »daß den Angestellten nicht zugemutet werden kann, zugunsten der Vereinheitlichung auf Vorteile zu verzichten, die sie auf dem Gebiet der Versicherung haben, zumal durch die Verschmelzung beider Zweige die Invalidenversicherung gar nicht so gesund gemacht werden kann, wie wir sie gern sehen möchten.«[73] Um jeden Anschein einer Umkehr im Prinzip zu dementieren, sprach Müller die Hoffnung aus, »daß die Zeit kommen wird, wo die Angestelltenversicherung in den großen Strom der Versicherung einmünden wird, zum Vorteil der Angestellten.«[74] Und als reiche ihm die Zusicherung, daß man prinzipiell weiter an der Verschmelzungsforderung festhalte, zur Beschwichtigung der Delegierten nicht aus, lenkte Müller seine Ausführungen abschließend auf die Frage der Wanderversicherung – also jene Einrichtung, die zur Regulierung der Übergänge von Arbeiter- in Angestelltenverhältnisse geschaffen worden war – und forderte, dort bestehende ›Schenkungen‹ der Invalidenversicherung an die Angestellten zu beseitigen.[75]

---

71 So waren die Vorstände der Freien Arbeitergewerkschaften bei ihren Beratungen über den Aufbau einer Arbeitslosenversicherung im November 1918 nicht bereit gewesen, trotz eines entsprechenden Antrages den Angestellten auch nur einen Minderheitenschutz zu gewähren; vgl. Protokoll über die Konferenz der Verbandsvorstände vom 1. 11. 1918 (= Dokument 55), in: Quellen zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung im 20. Jahrhundert, Bd. 1: Die Gewerkschaften in Weltkrieg und Revolution 1914–1919, bearb. von *Klaus Schönhoven*, Köln 1985, bes. S. 517.

72 »Wer damals [gemeint ist das Kaiserreich] gesagt hätte, daß wir in Deutschland eher die Republik bekämen als eine einheitliche Sozialversicherung, den hätte man reif für das Irrenhaus gehalten.« So Hermann Müller in seinem Referat; vgl. Protokoll der Verhandlungen des 13. Kongresses der Gewerkschaften Deutschlands 1928, Berlin 1928, S. 225.

73 Ebda., S. 227 f.

74 Ebda., S. 228.

75 »Mir scheint, die Arbeiter, bei denen auf sechs Versicherte eine Rente kommt, beschenken heute die Angestellten, obgleich da erst auf 25 Versicherten eine Rente lastet.« Zit. ebda., S. 228.

Die Form, in der sich der ADGB 1928 die zeitweise Rücknahme der Verschmelzungsforderung öffentlich abrang, war kaum geeignet, das bestehende starke Mißtrauen bei den »neuen Mittelschichten« gegen die Politik der Sozialdemokratie und der Freien Gewerkschaften abzuschwächen. Zugleich machte es deutlich, wie schwer es der Arbeiterbewegung fiel, ein zweckrationales Verhältnis zu den so privilegierten Angestellten zu gewinnen. In diesem Punkt war eindeutig nicht die Theorie die Fessel der Praxis, was sich auch daran zeigt, daß die Gewerkschaften in diesem Punkt viel weniger flexibel agierten als die Partei, die den Sonderinteressen der Angestellten und den Bedürfnissen der unter Konkurrenzdruck stehenden linken Angestelltenorganisationen gelegentlich eher, wenn auch zumeist stillschweigend und unauffällig, entgegenzukommen bereit war.[76]

Der Kompromiß von 1928, der im wesentlichen ein Zugeständnis an den AfA-Bund und dessen von den bürgerlichen Verbänden bedrängte Position war – die Stärkeverhältnisse in der Angestelltenbewegung hatten sich bekanntlich zwischen Revolution und Wirtschaftskrise stark zugunsten der letzteren verschoben (siehe obenTab. 4) –, dieser taktische Kompromiß überstand nicht den Außendruck der Wirtschaftskrise und die allgemeine Krise der Sozialpolitik Ende der zwanziger Jahre sowie die mit diesen Entwicklungen einhergehende enorme Verschärfung in der Wahrnehmung sozialer Ungleichheit.

Die Endphase der Weimarer Republik ist im Hinblick auf das Verhältnis der organisierten Gruppen zueinander treffend als »Kampf aller gegen alle« charakterisiert worden. Das gilt auch bis zu einem gewissen Grade für das Verhältnis von Arbeitern und Angestellten, wobei sich die letzteren nach 1930 überwiegend in der Defensive befanden. Was sich in den Thesen des stellvertretenden ADGB-Vorsitzenden Hermann Müller 1928 angekündigt hatte, verfolgten die Arbeitergewerkschaften in den Jahren 1929/30 konsequent weiter. In einer ganzen Serie von Artikeln und Eingaben, z. T. direkt, zum Teil über die sozialdemokratische Reichstagsfraktion, forderte der ADGB das Reichsarbeitsministerium auf, aus seiner Sicht ungerechtfertigte Zahlungen der Invaliden- an die bessergestellte Angestelltenversicherung zu beseitigen.[77] Ein Blick in die Presse der bürgerlichen Konkurrenzverbände zeigt, daß der ADGB durch die Forcierung dieser Kampagne die Bedeutung seines Zugeständnisses von 1928 in der öffentlichen Wirkung vollständig wieder aufhob. Wie wenig sich die Einstellung des ADGB gegenüber den Sonderrechten jedoch auch grundsätzlich gewandelt hatte, machte der Frankfurter Krisenkongreß von 1931 deutlich. Der langgehegte Groll gegenüber der Sonderrolle der Angestellten kochte bei dieser Gelegenheit förmlich über. Unter der Überschrift »Entwicklung und Ausbau des Arbeitsrechts« warf der führende Arbeitsrechtler des ADGB Clemens Nörpel den Angestellten vor, als Arbeitnehmer mit ihrer Politik nicht nur die elementaren Gebote der Solidarität verletzt zu haben, sondern darüber hinaus der Arbeiterschaft direkt zu schaden, und zwar sowohl in einem konkret-materiellen Sinne wie auch im Hinblick auf die Durchsetzung des allgemeinen sozialpolitischen Fortschritts.[78] Er begründete seine Auffassung mit einer Argumentationsfigur, die weniger wegen ihrer Logik

76 So ermöglichte es eine Intervention der SPD im Reichstag dem Zentralverband der Angestellten 1927/28, seine Werbechancen dadurch zu verbessern, daß auch er eine Ersatzkasse in der Krankenversicherung ins Leben rufen konnte.

77 Vgl. *Alban Welker*, Gegenwartsfragen der Angestellten- und Invalidenversicherung, in: Die Arbeit 7, 1930, S. 78–88, ähnlich der Art.: Stiefkind Invalidenversicherung, in: Gewerkschafts-Zeitung 38, 1928 (ND Berlin/Bonn 1984), Nr. 34, S. 534–537; Invaliden- und Angestelltenversicherung, ebda., Nr. 48, S. 758–760, sowie: Lastenverteilung zwischen Invaliden- und Angestelltenversicherung, ebda. 39, 1929 (ND Berlin/Bonn 1983), Nr. 16, S. 244–248. – *Fritz Croner*, Notlage und Sanierung der Invalidenversicherung, in: Die Arbeit 8, 1931, S. 333–350.

78 *Clemens Nörpel*, Entwicklung und Ausbau des Arbeitsrechts, in: Protokoll der Verhandlungen des 14. Kongresses der Gewerkschaften Deutschlands vom 31. 8.–4. 9. 1931, Berlin 1931, S. 260 ff.; dagegen *Ludwig Greil*, in: AfA-Bundeszeitung 1931, Nr. 10, S. 186 ff.

als vielmehr wegen des darin zum Ausdruck kommenden blanken Ressentiments zitierenswert ist. »Um weder sachlich noch durch die Eigenart einer Tätigkeit begründete Forderungen auf *gesetzliche* Bevorzugung durchzusetzen, bedarf es derselben Kraftanstrengung der politischen Parteien im Reichstag wie um die allgemeinen Rechte der Arbeitnehmerschaft überhaupt auszubauen. Im Gegenteil, die Anstrengungen für die gesetzliche Bevorzugungen bestimmter Gruppen erschöpfen die Kraft der politischen Parteien sogar in besonderem Maße, so daß für den Ausbau der Rechte der Arbeitnehmerschaft überhaupt gar keine ausreichenden Kräfte übrigbleiben.«[79]
Nörpel war zu sehr mit den Tatsachen vertraut, als daß ihm diese Deutung abzunehmen wäre. Der Politikbegriff – sozialer Fortschritt als Folge einer physischen Verausgabung von Kräften – war dafür einfach zu simpel. Vor allem war ihm bekannt, daß die Sondergesetzgebung für die Angestellten gerade nicht das Produkt einer allgemeinen Kraftanstrengung »der politischen Parteien«, sondern eben nur bestimmter Gruppen darstellte. Wenn überhaupt, dann war es solch einseitig auf Arbeiterinteressen bezogene Rhetorik wie die seine, die bei den bürgerlichen Parteien Hoffnungen keimen ließ, über einen gezielten Ausbau der Sonderrechte die »neuen Mittelschichten« zu gewinnen.
Nörpels Äußerungen waren unpolitische populistische Demagogie, an der freilich auch erkennbar wird, wie der führende Arbeitsrechtler des ADGB die Stimmung in der Arbeiterschaft einschätzte. Seine Thesen gipfelten in der Aufforderung an die Angestellten, die angeblich ohnehin längst durchlöcherten Vorrechte aufzugeben, um so die Voraussetzungen für eine innere Einigung der Arbeiterklasse wiederherzustellen. Damit schien er zu bestätigen, was nicht nur die bürgerlichen Angestelltenverbände, sondern eben auch die im Aufstieg begriffene nationalsozialistische Bewegung nicht müde wurde zu behaupten, daß die SPD nämlich die Proletarisierung der Mittelschichten nicht nur passiv abwarte, sondern aktiv betreibe. In diesem Punkt liegt dann auch das eigentlich Bemerkenswerte an den Thesen des führenden ADGB-Repräsentanten. Sie wurden vorgetragen, obwohl Partei und Gewerkschaften seit dem September 1930 mit großer Intensität die Frage debattierten, wie denn die scheinbar mehrheitlich zum Nationalsozialismus abgewanderten angestellten Mittelschichten zurückzugewinnen seien.

7. Das Bild der Mittelschichten und der 14. September 1930

Der 14. September 1930 markierte im Verhältnis von SPD und Mittelschichten ein Schlüsseldatum. Kaum einer der der Partei angehörenden oder ihr nahestehenden Sozialwissenschaftler und Politiker, die in den Jahren zwischen 1930 und 1933 über die Massenbasis des Nationalsozialismus schrieben, zweifelte daran, daß der »neue Mittelstand« ein Hauptträger der NS-Bewegung war. »Der Nationalsozialismus ist eine soziale Bewegung des alten und neuen Mittelstands (Angestellte und Beamtenschaft) und der Bauern«, stellte Carl Mierendorff 1931 stellvertretend für viele andere kategorisch fest.[80] Andere wurden noch genauer. Einen direkten Beobachter zitierend, wollte Walther Pahl wissen: »Kein Zweifel: In Berlin (und sicherlich auch in anderen Großstädten des Reichs) hat die Angestelltenschaft

79 *Ders.*, Grenzen des Arbeitsrechts, in: Die Arbeit 8, 1931, S. 580–588, S. 588.
80 *Carl Mierendorff*, Überwindung des Nationalsozialismus, in: Sozialistische Monatshefte 37, I, 1931, S. 225–229. Allgemein auch *Reinhard Sturm*, Faschismusauffassungen der Sozialdemokratie in der Weimarer Republik, in: *Richard Saage* (Hrsg.), Solidargemeinschaft und Klassenkampf. Politische Konzeptionen der Sozialdemokratie zwischen den Weltkriegen, Frankfurt 1986, S. 302–330, *Helga Grebing*, Faschismus, Mittelschichten und Arbeiterklasse. Probleme der Faschismusinterpretation in der sozialistischen Linken während der Weltwirtschaftskrise, in: Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung 12, 1976, S. 443–460.

im weitesten Sinne sich für die Nationalsozialisten entschieden. Die junge Angestelltenschaft, versteht sich, die Kategorie derjenigen, die 150 bis 250 Mark monatlich verdienen. Sicherlich auch viele, die nichts mehr verdienen, die abgebaut sind.«[81] Die KPD gab sich Ende 1930 sogar davon überzeugt, »daß Angestellte und Beamte einen großen Prozentsatz, wenn nicht sogar den größten der Wähler der NSDAP gebildet haben. Nicht nur das, man kann auch behaupten, daß die Angestellten in ihrer großen Mehrheit nationalsozialistisch gewählt haben [. . .]. Zahlenmäßig läßt sich natürlich der Anteil der nationalsozialistischen Wähler unter den Angestellten nicht feststellen. Man kann aber sagen, daß bei dreieinhalb Millionen Angestellten, die es jetzt in Deutschland gibt, der Anteil der Naziwähler sich auf etwa zwei Millionen beläuft, was sicherlich nicht zu hoch gegriffen ist.«[82]
Für die Affinität von Angestellten und NSDAP existierten zweifellos aus der Perspektive der Arbeiterbewegung eine Reihe nachvollziehbarer Anknüpfungspunkte – das durchweg bessere Abschneiden der Nationalsozialistischen Betriebszellen-Organisation (NSBO) bei den Angestelltenratswahlen in den Betrieben, die offensichtlich starke Durchsetzung des DHV mit Nationalsozialisten, die auffällige politisch-ideologische Übereinstimmung zwischen diesem Verband und der NSDAP, die relative Zunahme gerade des DHV auf Kosten des AfA-Bundes usf. Auch boten sich Gelegenheiten zu konkreten Einzelbeobachtungen aus persönlicher Anschauung, die sich jedoch zwangsläufig nur auf die Mitgliedschaft der Partei erstrecken konnten. Vielbeachtet wurde schließlich auch der Hinauswurf der mittelständischen Verbände aus den konservativen und liberalen Parteien nach 1928[83] – auf zuverlässige Wahlanalysen konnte freilich niemand zurückgreifen.[84] Die zeitgenössischen Deutungen

81 Zit. *Walther Pahl*, Der Run zum Nationalsozialismus, in: Sozialistische Monatshefte 36, III, 1930, S. 864–872, S. 865.

82 *S. Bergner*, Zur Frage der Angestellten, in: Die Internationale 13, Dez. 1930, S. 739–745, S. 744. Einer der ganz wenigen, die der Angestelltenthese seinerzeit widersprachen, war *Ferdinand Tönnies*. In einer Kritik an *Theodor Geigers* Art.: Die Mittelschichten und die Sozialdemokratie, in: Die Arbeit 8, 1931, S. 619 ff., äußerte *Tönnies*: »Ich halte es für einen Irrtum, daß gerade jener sogenannte neue Mittelstand sehr stark an diesem politischen Unverstand [gemeint war der NS] beteiligt ist. Er ist zu einem erheblichen Teil organisiert in der AfA, und diese gehört den freien Gewerkschaften an. Die Technikerverbände gehören zum großen Teil der AfA an. Außerdem gibt es den Gewerkschaftsbund der Angestellten mit über 300 000 Mitgliedern, der politisch mit den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen noch eine der Stützen der jetzigen Staatspartei geblieben ist.« Zit. nach *ders.*, Parteipolitische Prognosen, in: Die Arbeit 8, 1931, S. 774–785, S. 780. Wirklich anfällig seien die Mitglieder des DHV, der »schon von seinem Ursprung her antisemitisch [sei], und seine Leute sind die Hauptvertreter eines auch sonst mächtigen Angestelltenstandpunktes, der es sehr bewußt ablehnt, zum Proletariat zu gehören, wenn er allenfalls die Benennung als Arbeitnehmer sich gefallen läßt. Dazu kommt, daß das Handelsgewerbe regelmäßig ohne alles Verständnis für den Sozialismus sein wird; und die ungeheure Eifersucht, womit insbesondere der private Kleinhandel die Konsumvereine betrachtet, ist eines der stärksten Elemente in der ›nationalsozialistischen‹ Bewegung.« Ebda., S. 781.

83 *Larry E. Jones*, The Crisis of White-Collar Interest Politics: Deutschnationaler Handlungsgehilfen-Verband and Deutsche Volkspartei in the World Economic Crisis, in: *Hans Mommsen/Dietmar Petzina/Bernd Weisbrod* (Hrsg.), Industrielles System und Politische Entwicklung in der Weimarer Republik, 2. Aufl., Bd. 2, Düsseldorf 1977, S. 811–823.

84 Einer der wenigen Zeitgenossen, der aufgrund seiner Quellenforschung in Verbandsarchiven über genauere Informationen verfügte – bessere im übrigen auch als Tönnies –, war *Hans Speier*. Vgl. *ders.*, Die Angestellten vor dem Nationalsozialismus. Ein Beitrag zum Verständnis der deutschen Sozialstruktur 1918–1933, Göttingen 1977, bes. S. 119 und S. 185, Anm. 27 mit dem Hinweis auf eine interne Erhebung des GdA, die besagte, daß ein gutes Drittel der Verbandsfunktionäre mit der NSDAP sympathisierte; vgl. hierzu auch *Prinz*, Bilderbuchverhalten, S. 103, sowie das Interview des Verf. mit Hans Speier, in: Geschichte und Gesellschaft 1989 (im Erscheinen). Interessant ist in diesem Zusammenhang auch Geigers Kommentar zu Speiers 1933 nicht mehr erschienenem Ma-

waren insofern das Produkt von »Hochrechnungen«, für die der fortbestehende, in Teilen nach 1918 ausgebaute Arbeiter-Angestellten-Unterschied besonders in der Sozialdemokratie den Interpretationsrahmen lieferte.
Die auffällig pauschalen Urteile gerade von sozialdemokratischer Seite über die allgemeine Anfälligkeit der Angestelltenschaft für vehement antisozialistische Demagogie legten Tiefenschichten des Bildes von den Mittelschichten frei und machten viele der zeitweise anderslautenden Prognosen als vordergründigen Zweckoptimismus erkennbar. Es erwies sich jetzt, daß selbst Ereignisse wie die Vergewerkschaftung der Angestelltenbewegung jene innere, vor 1914 ausgebildete Fremdheit und Distanz nicht wirklich erschüttert hatten. Dem entspricht, daß auch so gründliche Kenner der Angestelltenbewegung wie Emil Lederer in der Rückschau dazu neigten, die Veränderungen von 1918 zu einseitig als opportunistisches Anpassungsmanöver zu interpretieren.[85] Die Stereotypisierung des Bildes von den Angestellten ist zudem sprachlich faßbar. Nachdem die Rede vom »neuen Mittelstand« der Angestellten in den zwanziger Jahren schon selten geworden war, bürgerte sie sich – wenn auch meist in distanzierter Form – nach 1930 wieder in der Debatte ein. Es wäre allerdings eine unzulässige Vereinfachung, alle Äußerungen von Angehörigen der Sozialdemokratie und der Freien Gewerkschaften zum politischen Verhalten der Mittelschichten in der Krise über einen Leisten zu schlagen. Viele von denen, die über den »neuen Mittelstand« und seine Neigung zur Unterstützung eines »nationalen Sozialismus« schrieben, waren zugleich scharfe Kritiker der vorherrschenden klassenparteilichen Tradition in der SPD. Ihre Thesen zum »neuen Mittelstand« mag man zu einem Teil wenigstens als Zuspitzungen in der Debatte um eine volksparteiliche Öffnung der Sozialdemokratie deuten.
Dennoch – selbst bei den reflektiertesten, mitunter sogar um einfühlendes Verständnis der Mittelschichten und ihrer »Panik« bemühten Beiträge sozialdemokratischer Autoren sind unschwer standortspezifische Erkenntnisschranken auszumachen. Zwei Tendenzen dominierten in der Debatte. Die »traditionelle« Position ging davon aus, daß jede ideologische Anpassung der SPD an die vermuteten Bedürfnisse der Mittelschichten und die Agitation des Nationalsozialismus verfehlt sei. Eine Gewinnung der Angestellten sei nur über eine Erziehung zum Klassenbewußtsein möglich. Diese Schichten müßten, auch wenn es sehr lange dauere, zur Einsicht in ihre proletarische Existenz gebracht werden.[86] Was diese Gruppe zu ›Reformern‹ machte, war zum einen die Aufforderung an die Partei, sich bei der Aufklärung der Angestellten in Geduld zu fassen, und zum anderen der Appell, die traditionellen, zu einseitig auf die Arbeiterschaft zugeschnittenen Agitationsformen zu verändern. Eine andere Gruppe plädierte demgegenüber für eine deutliche ideologische Umstellung der Partei, und zwar insbesondere durch eine Stärkung des Nationalismus im Parteiprogramm, um auf diese Weise endlich jenes Stigma nationaler Unzuverlässigkeit auszubrennen, auf das die politische Rechte offenbar immer noch erfolgreich abhob.[87] Keiner dieser Vorschläge war, als solcher gesehen, falsch. Daß sie jedoch die Mentalität »der« Angestellten oder auch nur der überwiegenden Mehrheit trafen, läßt sich mit gutem Recht bezweifeln. Die Anfälligkeit für extremen Nationalismus war eindeutig nachweisbar bzw. plausibel zu unterstellen nur

---

nuskript: »Inhaltlich ist sie die erste Studie, die mir über die Angestellten mehr gesagt hat, als ich vorher schon wußte.« (Brief Geigers an Speier vom 21. 8. 1933, abgedr. in: *Speier*, Angestellten, S. 163). – Was die Wahlanalysen anging, so war freilich auch Speier und mit ihm alle anderen Zeitgenossen auf die seinerzeit verfügbaren, methodisch kaum entwickelten Ansätze angewiesen.

85 Vgl. *Speier*, Angestellten, S. 11.

86 Vgl. als Beispiel für eine solche Position *Rudolf Küstermeier*, Die Proletarisierung des Mittelstandes und die Verwirklichung des Sozialismus, in: Die Arbeit 8, 1931, S. 761–774.

87 Theodor Geiger neigte in diese Richtung, zog sich dann auf heftige innerparteiliche Kritik hin wieder etwas zurück.

für größere Teile der DHV-Mitgliedschaft, insbesondere die Verbandsjugend. Ihr Beispiel jedoch stand Pate für eine Interpretation, die durchweg ohne genaueren Nachweis auf den »neuen Mittelstand« insgesamt ausgedehnt wurde.[88]
Noch fragwürdiger war jene Interpretation, die auf die Annahme abstellte, die Proletarisierung der angestellten Mittelschichten sei bereits ein Faktum. Die Spannungen, die Nörpels Thesen zum Ausdruck brachten, hatten ihre Wurzeln ja gerade in der Tatsache, daß die Krise den Arbeitern vor Augen führte, um wie vieles sicherer ein Angestellteneinkommen und Angestelltenarbeitsplatz auch noch um 1930 waren. Die Empfehlung des sozialdemokratischen Publizisten Rudolf Küstermeier, bei der Werbung um den Mittelstand von der »realen Lage« auszugehen[89], war zweifellos der einzig richtige Weg. Doch mit der kruden Proletarisierungsthese verstellten ihn sich Küstermeier und mit ihm große Teile der Partei. Beide Interpretationen drückten sich um die Gretchenfrage: das Verhältnis zu den existierenden Sonderrechten der Angestellten und ihrer Sicherung. Selbst die Anwälte einer Parteireform sahen in der Sonderstellung der Angestellten unter politischem Aspekt nur ein Übel. Der Kampf der Gruppe um diese Rechte rückte häufig so eng mit der Behauptung einer allgemeinen rechtsradikalen Disposition zusammen, daß das eine zum Beleg für das andere wurde.

8. Kontinuität und Wandel nach 1945

Wo und wann liegen die Brüche im Verhältnis von »neuen Mittelschichten« und Sozialdemokratie nach dem Zweiten Weltkrieg? Daß sich das Verhältnis änderte, ist als Befund weitgehend unbestritten. Der Anteil von Angestellten, die sich in der Partei organisierten, nahm, wenn man die Daten von 1930 (10 %) und 1952 (17 %) vergleicht, scheinbar unberührt von der tiefen politischen Zäsur des Nationalsozialismus weiter zu (1981: 27 %; vgl. Tab. 3). Hinsichtlich der Vertretung von Angestellten unter den Mitgliedern bildeten sich überhaupt, wie es scheint, zwischen den beiden großen Volksparteien der Bundesrepublik keine gravierenden Unterschiede heraus. Anders dagegen in der Wählerschaft, wo die SPD bei Angestellten und Beamten lange sehr schlecht abschnitt und die Unionsparteien erst Ende der 1960er Jahre, dann aber auch sehr deutlich, überholte. Relativ gesehen blieben die Liberalen die große Angestelltenpartei, absolut betrachtet war es jedoch immer nur eine kleine Minderheit aller Angestellten und Beamten, die sich in der Bundesrepublik für die Freien Demokraten entschied.[90] Auch auf programmatischer Ebene ist der Kontinuitätsbruch in der SPD nach 1945 evident. In den fünfziger Jahren entwickelten sich systematisch Bemühungen, über eine Modernisierung des öffentlichen Erscheinungsbildes neue Wählerschichten anzusprechen. Die Klassenkampftheorie, der Marxismus und dessen Ausschließlich-

88 Vgl. dazu *Michael Prinz*, Das Ende der Standespolitik. Voraussetzungen, Formen und Konsequenzen mittelständischer Interessenpolitik in der Weimarer Republik am Beispiel des Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes, in: *Kocka* (Hrsg.), Angestellte, S. 331–353, bes. S. 352.

89 *Küstermeier*, Proletarisierung, S. 773.

90 Am besten jetzt zusammengefaßt bei *Heinz Ulrich Brinkmann*, Wahlverhalten der ›neuen Mittelschicht‹ in der Bundesrepublik Deutschland, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B30–31/88, S. 19 ff.; *Ursula Feist/Hubert Krieger*, Alte und neue Scheidelinien des politischen Verhaltens. Eine Analyse zur Bundestagswahl 1987, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 12/87, S. 37. Allgemein auch die Artikel in: Handbuch des deutschen Parteiensystems. Struktur und Politik in der Bundesrepublik zu Beginn der achtziger Jahre. Bd. 1: Parteienstrukturen und Legitimation des Parteiensystems, hrsg. von *Heino Kaack* und *Reinhold Roth*, Opladen 1980; für den internationalen Vergleich *William Paterson/Ian Campbell*, Social Democracy in Post-War Europe, London 1974, S. 317 ff.; Westeuropas Parteiensystem im Wandel, hrsg. von *Hans Georg Wehling*, Stuttgart 1983; sowie *Raschke*, Parteien.

keitsanspruch für eine Begründung des Sozialismus rückten früh in die Kritik. Das unbedingte Bekenntnis zur Demokratie, im Godesberger Programm auch zu Parlamentarismus und Parteienpluralismus, schließlich zur Marktwirtschaft und Unternehmerinitiative waren Etappen dieses Prozesses. Während die Arbeiterschaft in den ersten programmatischen Äußerungen nach 1945 noch als eigentliche Basis der Partei und als Kristallisationskern der übrigen Gesellschaft angesehen wurde, verwandelte sich im Godesberger Programm das frühere emphatische Selbstverständnis als Arbeiterpartei in eine historische Reminiszenz. Umgekehrt enthielt das Grundsatzprogramm von 1959 auch keine Anspielung mehr auf den »neuen Mittelstand«. So es nicht allgemein von »den Menschen« als Zielgruppe sprach, hieß es schlicht »Arbeiter« und »Angestellte«. Daran wird deutlich, wie sehr die Arbeiterklasse die Bedingung des »neuen Mittelstandes« darstellte, und zwar nicht nur auf seiten der Angestellten.

Der Mittelschichtenbegriff erhielt in den fünfziger Jahren in den innerparteilichen Diskussionen zeitweise einen Sinn, der an die Verbürgerlichungsdebatte der zwanziger Jahre erinnerte, ohne jedoch deren negative Konnotationen anzunehmen. Neben Beamten und Angestellten umfaßte er jetzt gelegentlich die höheren Gruppen der Arbeiterschaft.[91] Dahinter standen der historisch singuläre Reallohnanstieg und die damit verbundene Verbesserung der Lebenshaltung für wichtige Teile der Industriearbeiterschaft. Diese Beobachtung, der sich auf Dauer – besonders seit der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre – keine relevante Gruppe in der SPD mehr entziehen konnte, zerstörte nachhaltig die politisch-moralische Basis für den proletarischen Avantgardeanspruch. Daß die Befreiung der Arbeiter zur Befreiung der Menschheit werde, da ihre Interessen als unterster Schicht der Gesellschaft notwendig die allgemeinsten seien, auf diese Überlegung hatte sich u. a. einst der moralische Überlegenheitsanspruch der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung gegründet. Dem setzten die Väter des Godesberger Programms auf der Höhe des »Wirtschaftswunders« nicht zufällig entgegen: »Die schwächste Stellung in der Wirtschaft hat der Mensch als Verbraucher.«[92]

Daß die Sozialdemokratie den sozialen Wandel Ende der fünfziger Jahre auf programmatischer Ebene grundsätzlich mitvollzog, erscheint weitgehend unbestritten. Was geschah jedoch nach 1945? Wie stark betrafen die oft zitierten Lernprozesse innerhalb der Sozialdemokratie als Ergebnis der Niederlage gegen den Nationalsozialismus auch das Verhältnis zu den »neuen Mittelschichten«? Diejenigen Historiker, die dazu neigen, den entscheidenden Impuls zur volksparteilichen Erweiterung der SPD auf die späten vierziger Jahre zurückzudatieren, machen diese These besonders an wichtigen neuen Elementen in der Politik und Gestalt des ersten charismatischen SPD-Vorsitzenden Kurt Schumacher fest. In diesem Zusammenhang wird immer wieder auf dessen Bemühen um die Mittelschichten hingewiesen. Nun ist kaum bestreitbar, daß es hier handfeste Postulate gab. Daß der »demokratisch orientierte Mittelstand [. . .] die Voraussetzung für die Stabilität der neuen Ordnung« darstelle, war ein starkes Wort Schumachers wenige Monate nach Kriegsende und in dieser Entschiedenheit für die SPD auch ein neues Element.[93] Auf programmatischer Ebene spiegelten sich die Bemühungen in einem dezidierten Bekenntnis zum Erhalt des kleinen Eigentums, das in manchen Formulierungen hart an den Rand traditioneller Mittelstandsrhetorik zu führen

91 Hierzu und zum folgenden am besten *Kurt Klotzbach*, Der Weg zur Staatspartei. Programmatik, praktische Politik und Organisation der deutschen Sozialdemokratie 1945 bis 1965, Berlin/Bonn 1982, S. 293 ff.

92 Zit. aus: Grundsatzprogramm der Sozialdemokratischen Partei, abgedr. bei *Miller/Potthoff*, S. 390.

93 Zit. aus: 5./6. 10. 1945. Programmatische Erklärungen Schumachers auf den Konferenzen von Wennigsen und Hannover, in: *Kurt Schumacher*, Reden – Schriften – Korrespondenzen 1945–1952, hrsg. von *Willy Albrecht*, Berlin/Bonn 1982, S. 301 ff., S. 303.

schien. Doch was für den »alten Mittelstand« gilt, muß nicht unbedingt auch für die Angestellten zutreffen. Und in der Tat scheint in diesem zentralen Punkt die Kontinuität zu Weimar eindeutig zu überwiegen.

In geradezu frappierender Weise schlossen die ersten Äußerungen Schumachers zur Charakterisierung des sozialen Standorts der Angestellten an die Parteitradition an. »Der neue Mittelstand der zahlenmäßig außerordentlich angestiegenen *Angestellten* beiderlei Geschlechts in Handel und Industrie übersah das Grundsätzliche in seinem Arbeitnehmerverhältnis vollständig. Er ist so recht das Opfer der kapitalistischen Presse geworden und hat unter Führung von so unheilvollen Organisationen wie des ›Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbandes‹ keine größere Sorge gekannt, als mit den Arbeitern in einen Topf geworfen zu werden.«[94] Auch was die Identifikation der politisch halt- und kopflosen Mittelschichten als eigentlichen sozialen Träger des Nationalsozialismus anging, stand Schumacher mit beiden Beinen in der Tradition der späten Weimarer Sozialdemokratie. Aus dieser Position heraus jedoch war ein wirkliches Eingehen auf die Mittelschichten und ihre Dispositionen im Grunde kaum zu erwarten. Das gönnerhafte Angebot, die Partei wisse »zwischen den Schwachen und Verführten und den Schuldigen von gestern« zu unterscheiden, konnte im Ernst nicht als zugkräftige Werbung verstanden werden.[95]

Was sich in der zitierten Einschätzung der antiproletarischen Mittelschichten bei Schumacher andeutete, läßt sich auch für die praktische Sozialpolitik der SPD nach 1945 nachweisen. Erneut rannte die Partei mit der Forderung nach einer Einheitsversicherung gegen die Sonderkasse der Angestellten an, und erneut scheiterte sie.[96] Daß eine solche Forderung unter den äußeren wirtschaftlichen und politischen Bedingungen der Nachkriegszeit plausiblerweise von den Angestellten als Bedrohung schon innegehabter Rechte verstanden werden mußte, spielte in der parteiinternen Debatte offenbar keine Rolle. Wie weit die Partei jedoch tatsächlich bereit war, zur Durchsetzung des Gerechtigkeits- und Gleichbehandlungsgrundsatzes in der Sozialversicherung billige Interessen des »neuen Mittelstandes« zu verletzen, erwies sich auch bei der Beratung des wichtigen Sozialversicherungs-Anpassungsgesetzes 1949 im Wirtschaftsrat. Als es ihr über die bereits erzielten Verbesserungen für die Arbeiterschaft hinaus nicht gelang, die Berufsunfähigkeit auch in der Invalidenversicherung einzuführen, beantragte die Fraktion demonstrativ die Rückstufung der Angestelltenversicherung auf diesen Status.[97]

Eine ähnliche konsequente Linie gegenüber einer Sonderrolle der Angestellten bezogen auch die Gewerkschaften in der Auseinandersetzung um die Organisation dieser Gruppe. Die durchaus mögliche und von großen Teilen der organisierten Angestellten zunächst ange-

---

94 Zit. aus einer Rede Schumachers vom 6. Mai 1945 vor sozialdemokratischen Funktionären Hannovers: »Wir verzweifeln nicht!«, abgedruckt in: *Schumacher*, Reden, zit. ebda., S. 207.

95 Mitte August 1945: Erster Aufruf des »Büros Schumacher« an die Bevölkerung: »Die Sozialdemokratie ruft für ein besseres Deutschland!« Ebda., S. 252.

96 Zur Sozialpolitik der SPD nach 1945 *Eckart Reidegeld*, Die Sozialversicherung zwischen Neuordnung und Restauration. Soziale Kräfte, Reformen und Reformpläne unter besonderer Berücksichtigung der Versicherungsanstalt Berlin (VAB), Frankfurt/M. 1982, sowie den Reader: Sozialpolitik nach 1945. Geschichte und Analysen, hrsg. von *Reinhart Bartholomäi, Wolfgang Bodenbender, Hardo Henkel, Renate Hüttel*, Bonn-Bad Godesberg 1977. Insofern kann m. E. keine Rede davon sein, daß innerhalb der SPD nach 1945 »alles unternommen [wurde, um] die städtischen Mittelschichten und die neuen Flüchtlinge zu gewinnen.« So etwa *Lewis J. Edinger*, Kurt Schumacher. Persönlichkeit und politisches Verhalten, Köln/Opladen 1967, S. 134.

97 Vgl. die Begründung des Antrags durch Erwin Schöttle, in: Wörtliche Berichte und Drucksachen des Wirtschaftsrates des Vereinigten Wirtschaftsgebietes 1947–1949, hrsg. vom Institut für Zeitgeschichte u. a., München/Wien 1977, S. 1320. Zum Gesamtkomplex vgl. *Hans Günter Hockerts*, Sozialpolitische Entscheidungen im Nachkriegsdeutschland, Stuttgart 1980, S. 85 ff.

strebte Eingliederung als separate Säule in einen allgemeinen Gewerkschaftsbund, ein Weg, den die österreichische Arbeiterbewegung nach 1945 einschlug, unterblieb in Deutschland.[98] Die Chancen, die sich daraus ergaben, daß Nationalsozialismus und Niederlage die mittelständischen Traditionen bei den Angestellten nachhaltig geschwächt und zurückgedrängt hatten, nutzte die Arbeiterbewegung eher im Sinne einer Offensive als einer vorsichtigen Annäherung. Man erwähne immer, hielt der Führer der Gewerkschaften Hans Böckler Funktionären entgegen, die auf eine flexiblere Haltung drängten, »die besondere Mentalität der Angestellten«. Dabei sei »aber gerade diese Mentalität der Hauptgrund, der uns veranlaßt, keine besondere Angestelltengruppe erstehen zu lassen.«[99]

Anfang der fünfziger Jahre deutete vieles auf eine Restaurationsentwicklung bei den Angestellten hin. Eine separate Angestelltengewerkschaft bildete sich neben dem DGB und ließ ihn zwar nicht absolut, aber in den Zuwachsraten deutlich hinter sich. Eine Handvoll übriggebliebener DHV-Funktionäre riefen ihren Verband wieder ins Leben und erzielten zusammen mit der Deutschen Angestelltengewerkschaft (DAG) bei den ersten Sozialversicherungswahlen nach dem Krieg einen spektakulären Erfolg. Es war diese Entwicklung, die sich in den programmatischen Debatten der SPD Anfang der fünfziger Jahre gleichsam schockartig niederschlug. Nunmehr äußerten führende Sozialdemokraten die Überzeugung, daß eine »Erziehung der Angestelltenschicht zum Bewußtsein ihrer vermeintlich tatsächlichen Lage, der Lohnabhängigkeit analog der Arbeiterschaft«, nicht möglich sei. »Die Angestellten könnten vielmehr nur dann gewonnen werden, wenn man ihr Eigenbewußtsein als solches akzeptierte.«[100] Demonstrativ gute Beziehungen zur Deutschen Angestelltengewerkschaft in den Jahren seitdem unterstrichen diesen Kurs. Doch nicht dieser Ansatz eines Wandels auf seiten der Sozialdemokratie führte zur entscheidenden Veränderung ihres Verhältnisses zu den Mittelschichten. Zum einen lag es an den Mittelschichten selbst, die sich so weit verändert hatten, daß ein Mißverständnis ihrer Position kaum noch möglich war. Das mittelständische Bewußtsein erwies sich durch Krieg und Niederlage als so nachhaltig geschwächt, daß es zu keinem bedeutenden eigenen organisatorischen Ausdruck mehr fand. Die DAG dagegen als wichtigste noch bestehende separate Angestelltenorganisation setzte der Nivellierung des Sonderstatus durch eine Anhebung der Arbeiterschaft keinen Widerstand entgegen. Zum anderen war es die Hochkonjunktur, die jetzt die Möglichkeit bot, die noch bestehenden materiellen Unterschiede in der Rentenversicherung (Rentenreform von 1957) durch eine Anhebung der Arbeiter zu schließen.

Löst man sich bei der Betrachtung jener Kräfte und Gruppierungen, die in den fünfziger Jahren die Beseitigung der sozialrechtlichen Stellung der Angestellten voranbrachten, von der Fixierung auf Organisationsgrenzen, dann wird deutlich, daß hinter diesem Trend eine parteienübergreifende Koalition der Arbeiter stand. Der linke Arbeitnehmerflügel der Unionsparteien und die SPD trieben in wichtigen Bereichen die Abschaffung des Sonderrechts wider alle Mittelstandsrhetorik Adenauers voran. Die deutsche Arbeiterbewegung hatte sich nicht angepaßt – sie löste das Problem des »neuen Mittelstandes« vielmehr durch ihre Beharrung.

---

98 Zahlreiche Belege hierfür enthält der Band: Die Gewerkschaften und die Angestelltenfrage 1945–1949. Bearb. von *Siegfried Mielke* (= Quellen zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung im 20. Jahrhundert, Bd. 8), Köln 1989.

99 Zit. aus dem Protokoll einer Sitzung des Zonenausschusses in Bielefeld vom 30. 5.–1. 6. 1946, in: Quellen zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung im 20. Jahrhundert, Bd. 6: Organisatorischer Aufbau der Gewerkschaften 1945–1949, bearb. von *Siegfried Mielke*, Köln 1987, S. 388.

100 Zit. nach *Klotzbach*, Weg, S. 310.

Peter Lösche / Franz Walter

Auf dem Weg zur Volkspartei?

*Die Weimarer Sozialdemokratie**

Hätte die deutsche Sozialdemokratie sich bereits in der Weimarer Republik zu einer linken Volkspartei entwickeln können? Die Debatte um diese Frage, seit den 50er Jahren parallel zu den innerparteilichen Reformen der SPD von Politikern, Politikwissenschaftlern und Historikern heftig geführt, ist durch das monumentale Werk von Heinrich August Winkler über die Arbeiter- und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik neu belebt worden. Auch Weimarer Zeitgenossen hatten das Problem bereits formuliert, so etwa Erhard Auer, für den 1925 die Hauptfrage lautete: »Volkspartei oder nur Handarbeiterpartei?«[1] Winkler sieht im Görlitzer Programm 1921 einen Versuch, die SPD von einer proletarischen Klassenpartei zu einer linken Volkspartei zu wandeln, der in Heidelberg 1925 dann nicht wiederholt wurde.[2] Aber: War es unter den sozialen, ökonomischen und ideologischen Bedingungen Weimars überhaupt denkbar, daß sich die deutsche Sozialdemokratie so grundlegend hätte verändern können? Sperrte die SPD sich nicht in das Ghetto ihrer eigenen Ideologie und Organisation, isolierte sie sich nicht selbst? Wäre es damit getan gewesen, einfach »ideologischen Ballast« abzuwerfen, wie so manche Ratschläge vor und nach »Godesberg« lauteten? Welche Möglichkeiten boten sich denn in Weimar, daß die Partei zur Volkspartei wurde? Welche Hemmnisse und Restriktionen widerstanden einem solchen Prozeß? Was heißt dann schließlich »Volkspartei«?

I. Volkspartei und Parlamentarismus

1. Schlagwort oder analytische Kategorie?

Der Begriff »Volkspartei« bewegt sich heute im Grenzbereich zwischen analytischer Kategorie und politischer Legitimationsformel.[3] Ursprünglich war er im 19. Jahrhundert ein po-

* Wir danken Ellen Spillner und Uwe Wenzel, die uns geholfen haben, Quellen zusammenzutragen und aufzubereiten.

1 Zit. nach *Heinrich August Winkler*, Der Schein der Normalität. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1924 bis 1930, Berlin/Bonn 1985, S. 322 (künftig zit. als Winkler II; Winkler I und Winkler III beziehen sich auf die beiden anderen Bände, nämlich *ders.*, Von der Revolution zur Stabilisierung. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1918 bis 1924, Berlin/Bonn 1984, und *ders.*, Der Weg in die Katastrophe. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1930 bis 1933, Berlin/Bonn 1987).

2 Vgl. *Winkler* I, S. 13, und *Winkler* II, S. 327; vgl. auch *Heinrich August Winkler*, Klassenbewegung oder Volkspartei? Zur Programmdiskussion in der Weimarer Sozialdemokratie 1920–1925, in: Geschichte und Gesellschaft 8, 1982, S. 9.

3 Hierzu *Elmar Wiesendahl*, Volkspartei, in: *Dieter Nohlen/Rainer Olaf Schultze* (Hrsg.), Politikwissenschaft. Theorien – Methoden – Begriffe, München/Zürich 1985, S. 1104 f.

lemischer Kampfbegriff, der – aus der frühbürgerlich-demokratischen Tradition kommend – gegen die feudal-absolutistische Herrschaft, später gegen die Klassenparteien der Arbeiter (wie den ADAV) gerichtet war. In der Weimarer Republik wurde diese Bezeichnung von fast allen bürgerlichen Parteien beansprucht, um sich gegen die SPD und die KPD, die Parteien des Klassenkampfes, abzugrenzen; im Sprachgebrauch der nationalen Kräfte (wie bei Teilen der DVP und bei der DNVP) erhielt er ein antidemokratisches Moment, indem Volk und Volksgemeinschaft gleichgesetzt und somit jeglicher Interessenpluralismus disqualifiziert wurde. Doch auch die Arbeiterparteien verstanden sich im vorigen Jahrhundert als »Parteien des Volkes«, allerdings war mit »Volk« das einfache Volk, im engeren Sinn die Arbeiterschaft, das – wie es im Gothaer Programm von 1875 hieß – »arbeitende Volk« gemeint. Dieser Volksbegriff wurde in typischen sozialdemokratischen Zeitungsnamen wie »Volkszeitung« und »Volksstimme« angesprochen. Es war Eduard Bernstein, der 1905 aufgrund seiner Prognose gesellschaftlicher Entwicklung im Reich den modernen Volksparteibegriff in die sozialdemokratische Diskussion einbrachte und damit eine sozial heterogene, über die Arbeiterschaft hinausgehende, im Parlamentarismus verankerte SPD im Auge hatte, die auf dem Wege sei, »Volkspartei zu werden, ja, sie ist es in nicht geringem Grade heute schon«.[4]

Soll »Volkspartei« als analytische Kategorie historisch-politikwissenschaftlich genutzt werden, um Möglichkeiten und Restriktionen sozialdemokratischer Entwicklung in der Weimarer Republik systematisch zu untersuchen, so sind drei Ebenen zu unterscheiden:

1. Volkspartei bezeichnet eine politische Organisation von Bürgern, die in der sozialen Zusammensetzung ihrer Mitglieder, Funktionäre und Wähler nicht auf eine Schicht oder Klasse oder eine anders (z. B. durch Konfession oder gemeinsam erlittene Vertreibung) definierte partikulare Gruppe beschränkt bleibt, sondern mehrere, ja prinzipiell alle Schichten und Gruppen umfaßt, mithin als sozial heterogen zu gelten hat. Dies bedeutet nun nicht, daß in der Volkspartei spiegelbildlich die Sozialstruktur der Wähler sich wiederholte, sondern die klassen- und schichtenübergreifende soziale Komposition kann sich zwischen »sozialer Querschnittspartei« (Narr) und »Massenpartei auf Klassenbasis« (Kirchheimer) bewegen; ein spezifisches soziales Profil bleibt also durchaus erhalten. So begriff nach ihrem Görlitzer Programm, das dem einer Volkspartei am nächsten kam, die SPD sich als »Partei des arbeitenden Volkes in Stadt und Land«, nannte ausdrücklich »kleinere und mittlere Besitzer Gewerbetreibende, Scharen geistiger Arbeiter, Beamte, Angestellte, Künstler, Schriftsteller, Lehrer, Angehörige aller Art der freien Berufe« und schloß »eine neue Bourgeoisie von Kriegslieferanten und Spekulanten« aus. Allerdings folgt die Volkspartei in der Tendenz den allgemeinen gesellschaftlich-strukturellen Veränderungen, die sich auf dem Arbeitsmarkt, in der Bevölkerung und Wählerschaft vollziehen.

2. Volksparteien sind bemüht, möglichst viele Wählergruppen – verschiedene Klassen und Schichten, Konfessionen und Landsmannschaften – gezielt und mit modernen Werbemethoden anzusprechen und für sich zu gewinnen. Insbesondere erfolgen Angebote an jene Wählerschichten, die an die eigenen Stammwähler angrenzen. Für die SPD, die sich auf den Weg zur Volkspartei begibt, hätten Angebote an die Handwerker, die Angestellten und Beamten, die katholischen Arbeiter, die Landarbeiter und Kleinbauern ergehen müssen. Bei der Volkspartei liegt das Primat ihrer Tätigkeit kurzfristig in der Maximierung von Stimmen, nicht langfristig bei der geistigen Gewinnung der Wähler, die Zielperspektive verändert sich also. In den Worten Otto Kirchheimers: Die Volkspartei »gibt die Versuche auf, sich die Massen geistig und moralisch einzugliedern und lenkt ihr Augenmerk zu stärkerem

4 *Eduard Bernstein*, Wird die Sozialdemokratie Volkspartei?, in: Sozialistische Monatshefte, 1905, Bd. 2, S. 670.

Maße auf die Wählerschaft; sie opfert also eine tiefere ideologische Durchdringung für eine weitere Ausstrahlung und einen raschen Wahlerfolg«.[5]
3. Schließlich sind Volksparteien nur als Teil eines repräsentativ-demokratischen politischen Systems parlamentarischer oder präsidentieller Prägung denkbar, im Fall der Weimarer Republik eines parlamentarischen Regierungssystems mit präsidentieller Komponente. Konkret besagt dies, daß Volksparteien willens, bereit und in der Lage sein müssen, allein oder in Koalition mit anderen Parteien die Regierungsverantwortung zu übernehmen, also Macht auszuüben. Ja, die Koalitionsfrage gibt – in der Formulierung von Sigmund Neumann – die eindeutige Scheidelinie für die Parteitypisierung[6], denn nur Parteien, die – wie die Volksparteien – keinen absoluten Herrschafts- und Durchsetzungsanspruch haben, können mit anderen Kompromisse schließen und gemeinsam regieren. Koalitions- und kompromißfähig sind Parteien auf Dauer nur dann, wenn es neben einem kontroversen Politiksektor einen nichtkontroversen Sektor mit einem allgemeinen Konsens gibt, zu dem u. a. die Grundregeln parlamentarisch-repräsentativer Demokratie und die Achtung vor den Menschenrechten gehören.[7]
Mit dem dritten von uns genannten Kriterium, der wesentlich zum Begriff der Volkspartei gehört, ist jener Bereich angesprochen, in dem die historischen Belastungen parlamentarischer Demokratie für die Weimarer Parteien allgemein und die SPD im besonderen am stärksten sich auswirkten. Diesen und dem sozialdemokratischen Verständnis von Parlament und Parlamentarismus wollen wir uns daher zunächst zuwenden, um anschließend das soziologische Problem der Volkspartei, nämlich die soziale Zusammensetzung von Bevölkerung, SPD-Mitgliedern und -wählern, anzusprechen und um dann die verschiedenen Angebote der Sozialdemokratie an unterschiedliche Wählergruppen in den Blick zu nehmen.

2. Sozialdemokratisches Verständnis von Parlament, Parlamentarismus und Volkspartei

Im Bismarckschen Konstitutionalismus war den Parteien nicht abverlangt worden, selbst Macht auszuüben. Noch bis in den Ersten Weltkrieg hinein ernannte der Monarch die Exekutive, sie ging nicht aus dem Parlament und damit auch nicht aus den Parteien hervor. Damit waren die Parteien auch nicht gezwungen, die von ihnen verabschiedeten Gesetze, in die sie ihre abstrakten Grundsätze hineinformulierten, auf ihre Durchführbarkeit zu überprüfen und zu korrigieren. Die Parteien konnten sich also folgenlos und ungestraft in einen wirklichkeitsfremden Doktrinarismus verrennen. Es gab keine Notwendigkeit, nach einem Konsens zu suchen und sich darin zu üben, Kompromisse zu schließen. Zugespitzt formuliert: Die Parteien wurden vom Staat ferngehalten, sie blieben der Gesellschaft verhaftet. »Sie sind zu einer Durchpolitisierung privater Interessenbestrebungen und damit zu einer Mitverantwortung für die Gesamtheit nicht vorgedrungen.«[8] Das Parlament verstand sich nicht als politikformulierende und politisch handelnde Institution, sondern als »Volksvertretung«, als Ausschuß der Wähler, um den empirischen Volkswillen auszudrücken. Der einzelne Parlamentarier sah sich als »Volksbote«. Den Parlamentariern, dem Parlament und

5 *Otto Kirchheimer*, Der Wandel des westeuropäischen Parteiensystems, in: *Gilbert Ziebura* (Hrsg.), Beiträge zur allgemeinen Parteienlehre, Darmstadt 1969, S. 352.
6 *Sigmund Neumann*, Die Parteien in der Weimarer Republik, Stuttgart 1965², S. 108 f.
7 Zur Definition von Volkspartei vgl. *Alf Mintzel*, Die Volkspartei, Opladen 1984; *Richard Stöss*, Parteienhandbuch, Bd. 1, Opladen 1983 (Einleitung); *Hermann Kaste/Joachim Raschke*, Zur Politik der Volkspartei, in: *Wolf-Dieter Narr* (Hrsg.), Auf dem Weg zum Einparteienstaat, Opladen 1977, S. 26 ff. Das Volkspartei-Konzept ist in der Literatur umstritten. Wir verzichten bewußt darauf, auf diese Kontroverse einzugehen.
8 *Neumann*, Die Parteien, S. 25.

damit den Fraktionen als den Parteien im Parlament wurde eine eigenständige politische Funktion gar nicht erst zugesprochen. Dieses Verständnis von Parlament und Parlamentarismus überdauerte das Kaiserreich. Auch im Weimarer Reichstag vertraten Parlamentarier und Parteien ihre prinzipiellen Positionen oder ihre höchst spezifischen Interessen, und sie waren deswegen häufig nicht in der Lage, Koalitionen zu schließen, oder sie verließen diese aus nichtigem Anlaß. Gerade die Einführung des Verhältniswahlrechts am Beginn der Republik hat dieses rigide und dogmatische Verhalten noch gefördert: Anders als unter dem Mehrheitswahlrecht des Kaiserreichs war man jetzt nicht einmal genötigt, Wahlabsprachen zu treffen oder sich u. U. einer größeren Partei anzuschließen, denn noch die kleinste Interessengruppe konnte ihr Mandat erringen. Die aus dem Kaiserreich historisch vorbelasteten Parteien haben sich an die Notwendigkeiten des parlamentarischen Regierungssystems von Weimar, zu dem ein gewisses Maß taktischer Wendigkeit gehörte, nie völlig angepaßt. Was den Parteien abging, waren Selbstbewußtsein, Bereitschaft zur politischen Verantwortung und die Fähigkeit zum politischen Kompromiß – zentrale Bedingungen funktionierender parlamentarischer Demokratie und von Volksparteien.[9]

Dies galt auch für die Weimarer Sozialdemokratie, die in der Frage, welche Funktionen dem Parlament zukämen, und die in ihrem Verständnis von einem funktionierenden parlamentarischen Regierungssystem ambivalent und in sich fraktioniert war. Da gab es bei der Parteimehrheit, zu der auch viele derjenigen gehörten, die in der Revolutionszeit dem rechten Flügel der USPD angehört hatten, ein nachdrückliches Bekenntnis zur parlamentarischen Demokratie, die in ihrer Qualität fast naturrechtlichen Charakter annahm. So wurde die Vertreibung der russischen Konstituante durch die Bolschewiki und die Absage an eine Nationalversammlung durch die Spartakisten zur unüberwindlichen Trennlinie zwischen Sozialdemokraten und russischen wie deutschen Kommunisten.[10] Entsprechend standen Parlamentarisierung, Anerkennung der Bürgerrechte und Wahlrechtsausweitung im Zentrum der sozialdemokratischen verfassungspolitischen Forderungen in der November-Revolution. Im Görlitzer und Heidelberger Programm und in Hilferdings Rede über »Die Aufgaben der Sozialdemokratie in der Republik« auf dem Kieler Parteitag von 1927, der in der Weimarer Zeit innerparteilich wohl wirkungsvollsten programmatischen Erklärung, bekannten sich die Sozialdemokraten zur demokratischen Republik. Ja, für Hilferding hatten Demokratie und Republik in sich einen Eigenwert, der – so sein kritischer Nachsatz – noch nicht von allen ganz begriffen werde.[11] Und tatsächlich waren die Gründe, warum die Republik unterstützt wurde, nicht nur vielfältig, sondern durchaus auch ambivalenter Art. So galt es, die sozialen und außenpolitischen Erfolge zu verteidigen, den öffentlichen Wohnungsbau, die Sozialversicherung, die Verständigung mit Frankreich. Der Faschismus war abzuwehren. All dies war, so die Überlegungen von Ernst Heilmann, nur im Rahmen der demokratischen Republik möglich.[12] Ferner galt für die SPD die Einführung der parlamentarischen Regierungsform als realer Schritt auf dem Weg zum Sozialismus, ohne Demokratie könne es keinen Sozialismus geben.[13] Und schon ein Jahrzehnt vor dem Weltkrieg hatte

9 Zu diesem Parlamentarismusverständnis vgl. *Ernst Fraenkel*, Deutschland und die westlichen Demokratien, Stuttgart 1964, S. 24 f., 29, 97 f., und *Dieter Grosser*, Vom monarchischen Konstitutionalismus zur parlamentarischen Demokratie. Die Verfassungspolitik der Parteien im letzten Jahrzehnt des Kaiserreiches, Den Haag 1970, S. 218 ff.

10 Hierzu *Peter Lösche*, Der Bolschewismus im Urteil der deutschen Sozialdemokratie 1903–1920, Berlin 1967, S. 129 ff., 164 ff.

11 So Hilferding 1924 in einem Brief an Kautsky. Vgl. *Richard Breitman*, German Socialism and Weimar Democracy, Chapel Hill 1981, S. 123.

12 *Ernst Heilmann*, Die soziale Revolution, in: Das Freie Wort. Sozialdemokratisches Diskussionsorgan 3, 1931, H. 37, S. 1–3.

13 Als ein Beispiel unter vielen: *Ernst Heilmann*, Am Abgrund vorbei?, in: Das Freie Wort 3, 1931, H. 25, S. 1–4, hier S. 4.

Kautsky argumentiert, ein »wirklich parlamentarisches Regime« könne auch »Werkzeug der Diktatur des Proletariats«, eben der Herrschaft der überwältigenden Mehrheit des Volkes, sein[14] – ein Topos, der auch in der Weimarer Republik von Angehörigen aller Flügel der SPD wiederholt wurde.[15] Damit schlich sich aber ein instrumentelles Parlamentarismusverständnis bei den Sozialdemokraten ein, nämlich die Republik als Werkzeug auf der historisch vorgegebenen Bahn in den Sozialismus zu benutzen, sich aber nicht auf die Erfordernisse einer funktionierenden parlamentarischen Demokratie einzustellen.[16] Gefühlsmäßig waren in Weimar zudem immer noch Neigungen für ein plebiszitäres Regierungssystem wach, die einem Repräsentativsystem mit seiner relativen Autonomie und damit politischen Handlungsfreiheit von Parlament und Regierung widersprachen. Hier klangen Moritz Rittinghausens Vorstellungen von der direkten Gesetzgebung durch das Volk und entsprechende Formulierungen des Eisenacher und Erfurter Programms nach. Im Urteil wohl auch der Mehrheit der Weimarer Sozialdemokraten sollte ein demokratisches Parlament Vollzugsorgan des Volkswillens und die Regierung nicht viel mehr als ein vollziehender Ausschuß des Parlaments sein.[17] Anders formuliert: Ein modernes Verständnis von der Funktionsweise eines parlamentarischen Regierungssystems lag bei der Weimarer SPD mehrheitlich nicht vor. Angesichts dieser Zwiespältigkeit in den Grundfragen parlamentarischer Demokratie ist es dann auch kein Zufall gewesen, daß nicht ein Sozialdemokrat, sondern ein liberaler Demokrat, Hugo Preuß, die Weimarer Reichsverfassung federführend konzipierte. Dabei war in der politischen Praxis die Weimarer Sozialdemokratie die wahre Staatspartei, die parlamentarische Partei par excellence. Sigmund Neumann hat diesen Sachverhalt treffend auf den Begriff gebracht: Man könne die SPD »geradezu als die ›Nationalliberalen‹ der demokratisch-republikanischen Reichsgründung bezeichnen und träfe damit tatsächlich im gesamten die historische Leistung, die inneren Schwierigkeiten und fast auch die Tragik der Nachkriegs-SPD«.[18] Koalitionen eingehen, Kompromisse schließen, Erfüllungspolitik, Tolerierungspolitik, Reformpolitik, Eintreten für die Menschenrechte – all dies paßte nicht nur in ein parlamentarisches Regierungssystem, sondern entsprach auch dem politischen Verhalten einer Volkspartei. Hatte die Partei aber nicht doch ein ambivalentes, sogar gebrochenes Verhältnis zur Macht? Scheute sie nicht ständig davor zurück, in die Regierung zu gehen, den Kanzler zu stellen, tiefgehende Entscheidungen selbst zu treffen? Fühlte sie sich nicht in ihrer Rolle als Fundamentalopposition, wie sie sie im Kaiserreich hatte übernehmen müssen, am wohlsten? Verfehlte die Sozialdemokratie damit nicht doch das Wesen parlamentarischer Demokratie? In der Tat: In der Summe war das Verhältnis der Partei zum politischen System von Weimar und zu der Aufgabe, die sie in ihm wahrzunehmen hatte, zwiespältig. Und doch gab es in der Weimarer Sozialdemokratie politikwissenschaftliche Debatten und vor allem eine politische Praxis, die ganz modern anmuten und die zeigen, daß bereits in der ersten deutschen Republik Sozialdemokraten ein realistisches Verständnis von der Arbeitsweise des parlamentarischen Regierungssystems und der Rolle der Volksparteien in ihm hatten.

Da gab es vor allem das »rote Preußen«, »eine stolze Feste im Lager der Republik«, in dem die SPD kontinuierlich (mit einer kurzen Unterbrechung) nicht nur mitregierte, sondern

14 *Karl Kautsky*, Parlamentarismus und Demokratie, Stuttgart 1920³, S. 121.

15 Als typisches Beispiel: *Mark Abramowitsch*, Demokratie und Diktatur in Staat und Gemeinden, in: Das Freie Wort 1, 1929, H. 4, S. 11–14, hier S. 13.

16 Hier stimmen wir der Interpretation von Winkler zu. Vgl. *Winkler*, Klassenbewegung, S. 53.

17 Zum sozialdemokratischen Parlamentarismusverständnis vgl. *Fraenkel*, Deutschland, S. 99 f., und *Grosser*, Vom monarchischen Konstitutionalismus, S. 53, 59, 213. Hierzu auch *Walter Euchner*, Sozialdemokratie und Demokratie. Zum Demokratieverständnis der SPD in der Weimarer Republik, in: AfS 26, 1986, S. 125 ff.

18 *Neumann*, Die Parteien, S. 29.

auch wirklich an der Macht war, den Ministerpräsidenten und den Innenminister – und das hieß den Polizei-, Verwaltungs- und Verfassungsminister – stellte. Hier herrschten machtbewußte, verantwortungsfreudige sozialdemokratische Politiker, der Ministerpräsident Otto Braun, die Innenminister Carl Severing und Albert Grzesinski, der Fraktionsvorsitzende Ernst Heilmann, die – so Hilferding – jene »dumme Legende« widerlegten, »als hätten wir keine Führer, als hätten wir keine Männer«.[19] Doch es waren nicht nur die Führer, sondern in den Oberpräsidien, Regierungspräsidien und Polizeipräsidien, in einigen Landratsämtern, vor allem aber in der Landtagsfraktion wirkten sozialdemokratische Pragmatiker und überzeugte Republikaner, die die Programmatik ihrer Partei nicht aufgaben und nicht aus den Augen verloren und dennoch nicht ideologisch erstarrt waren, die ein Gespür dafür hatten, was machbar und durchsetzbar war. In der Fraktion saßen viele Partei-, Gewerkschafts- und Arbeitersekretäre sowie Angestellte der verschiedenen Einrichtungen der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung, ferner Angehörige des öffentlichen Dienstes, Kommunalpolitiker und einige Ministerialbeamte, die allesamt im Geist der Disziplin und Solidarität aus dem sozialdemokratischen Milieu hervorgegangen waren, die gelernt hatten, politisch zu führen, und die auch bereit waren, sich führen zu lassen. Und anders als die Reichstagsfraktion war die sozialdemokratische Landtagsfraktion in Preußen nicht so stark durch den Bismarckschen Konstitutionalismus belastet: Nur vier Abgeordnete hatten die Ohnmacht von Parteien, Fraktionen und Parlament im Kaiserreich am eigenen Leib erfahren müssen – eine ironische Folge des preußischen Dreiklassenwahlrechts. Preußen ist bekanntlich zum gewichtigsten Faktor republikanisch-demokratischer Autorität geworden; wenn die Weimarer Republik eine Chance gehabt hat, dann lag sie wohl dort. Auch in der damaligen Zeit war daher der Gedanke nicht abwegig, von Preußen aus die Reichspolitik zu stabilisieren. Die von Heilmann, Braun u. a. 1928 beförderte Idee, das Amt des preußischen Ministerpräsidenten mit dem des Reichskanzlers in der Person von Otto Braun zu verbinden, zeugt von politischer Phantasie und zugleich vom Machtsinn der »roten« Preußen. Charakteristisch aber für das insgesamt doch ambivalente Verhältnis der Sozialdemokratie zur Herrschaftsausübung ist gewesen, daß dieser Plan nicht zuletzt an der Furcht der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion scheiterte, in einer Person könne zuviel und zudem unkontrollierte Macht aufgehäuft werden.

Sozialdemokratische Machtausübung in Preußen vollzog sich nicht einfach naturwüchsig-instinktiv, sondern war an politischer Programmatik orientiert, und ihr lag ein reflektiertes, differenziertes Verständnis von der Funktionsweise eines parlamentarischen Systems zugrunde. So hatten Braun und Heilmann sich von jener aus der konstitutionellen Monarchie und dem frühen Liberalismus herrührenden dualistischen Vorstellung abgewandt, Parlament und Regierung ständen sich im Sinne der Gewaltenteilung unversöhnlich gegenüber. Sie hatten vielmehr begriffen, daß es gerade den Wesenskern des Parlamentarismus ausmachte, Parlamentsmehrheit und Exekutive zu einer Aktionseinheit zu verschränken. So fühlte Heilmann sich als der parlamentarische Vertreter der Regierung, in der die SPD die Führung hatte. Er räumte in der Fraktion und im Landtag dem Ministerpräsidenten viele Schwierigkeiten aus dem Weg, die ihm hätten entgegentreten können. Fraktion und Staatsministerium waren durch eine kleine Gruppe von Führungspersönlichkeiten eng miteinander verbunden. Zu ihr gehörten neben Braun und Heilmann in der Regel die sozialdemokratischen Innenminister und zwei oder drei weitere Parlamentarier (darunter Ernst Hamburger). Dieser Führungskern und auch die Fraktion selbst agierten politisch weitgehend selbständig, fühlten sich an Aufträge und Weisungen ihrer Wähler, der sozialdemokratischen

19 So *Rudolf Hilferding* in seiner Rede über die »Aufgaben der Sozialdemokratie in der Republik«. Vgl. Sozialdemokratischer Parteitag 1927 in Kiel. Protokoll mit dem Bericht der Frauenkonferenz, Berlin 1927, S. 180 f.

Mitgliederbasis oder der Parteigremien nicht gebunden, sie formulierten Politik vielmehr aus eigener Kompetenz und aufgrund eigenen Kalküls. Entgegen der direkt-demokratischen Tradition, wie sie auch in der Sozialdemokratie angelegt war, verstand man sich gerade nicht als »Volksbote« bzw. als »Volksvertretung«, um den empirischen Volkswillen bzw. den empirischen Parteiwillen auszudrücken. Diesem Verständnis von Repräsentation, das auf das Prinzip eines freien Mandats hinausläuft, lag eine besondere politisch-institutionelle Konstellation zugrunde. Im Unterschied nämlich zur Reichstagsfraktion war die des preußischen Landtages unabhängig von allen Parteiinstanzen, von Parteitagen oder vom Parteivorstand. Innerhalb der sozialdemokratischen Organisationsstruktur gab es keinen preußischen Landesverband mit einem Parteitag und einem Parteivorstand, die gegenüber der preußischen Fraktion hätten Kontrolle ausüben können. Und die »roten« Preußen achteten im Reich bei den Sitzungen des Parteivorstandes, dem einige von ihnen angehörten, tunlichst darauf, daß preußische Politik nicht diskutiert und ihr Entscheidungsspielraum nicht dadurch eingegrenzt wurde – sie ließen höchstens sich und ihre Erfolge auf Parteitagen feiern.

Dem gerade skizzierten Konzept von Repräsentation und Parlamentarismus entsprach es auch, daß zwischen den Regierungsfraktionen und damit zugleich zwischen Parlamentsmehrheit und Exekutive bereits 1920 ein interfraktioneller Ausschuß gebildet worden war, der Konflikte zwischen den Parteien abklären sowie die Regierungspolitik parlamentarisch vorbereiten sollte und der auch auf die Personalentscheidungen der Regierung zunehmend Einfluß gewann.[20] Obwohl Braun zuweilen befürchtete, in seiner Kompetenz als Ministerpräsident eingeengt zu werden, trug der interfraktionelle Ausschuß doch erheblich zur Stabilität preußischer Politik bei, ja ermöglichte letztendlich erst die Aktionseinheit von Legislative und Exekutive. Dabei sind in seiner Tätigkeit zwischen Regierung und Parlament und zwischen den Fraktionen Züge dessen erkennbar gewesen, was wir heute als parteienstaatliche Demokratie bezeichnen würden. Die Kooperation zwischen den Koalitionspartnern – zumeist bestand eine Weimarer Koalition aus SPD, Zentrum und DDP – wurde überhaupt erst dadurch möglich, daß die beteiligten Parteien kompromißfähig waren, sie also keinen absoluten Machtanspruch erhoben, gleichwohl aber darin wiederum einig waren, die Grundregeln parlamentarischer Demokratie zu verteidigen. Die Koalitionsfrage wurde mithin nicht zu einem Problem von Prinzipien und Weltanschauung emporstilisiert, sondern pragmatisch beantwortet. Von sozialdemokratischer Seite ist der Regierungsblock nicht einmal als »Vernunftehe« angesehen worden, denn »er sei überhaupt keine Ehe, denn bei uns fehle jede sinnliche oder seelische Zuneigung; er sei ein reiner Zweckverband . . .«.[21] Übereinstimmung in Grundfragen, gemeinsame machtpolitisch kalkulierte Interessen bei durchaus bestehenden Divergenzen in vielen Politikbereichen, also die Dialektik von Basiskonsens und Dissens im einzelnen: Dies war der Stoff, der die Koalition zusammenhielt.

Weitere Beispiele können genannt werden, um das angemessene Begreifen funktionierender parlamentarischer Demokratie durch preußische Sozialdemokraten zu illustrieren, das zwar heute nach 40 Jahren zweiter deutscher Republik, keineswegs aber in Weimar selbstverständlich war: (1) In Wahlkampfbroschüren wandte man sich gegen das Verlangen der rechtsstehenden Parteien, in obrigkeitsstaatlicher Kontinuität in das Kabinett Fachminister zu berufen, »während an der Spitze des Ministeriums ein politischer, vom Vertrauen der Parlamentsmehrheit getragener Kopf zu stehen hat, der die Übersicht über das große Ganze des gesamten Ressorts hat und die Zusammenhänge seines Ressorts und der Gesamtpolitik beherrscht«. Für diese Sozialdemokraten galt in der Demokratie also das Primat der Politik,

20 Zum interfraktionellen Ausschüß vgl. *Horst Möller*, Parlamentarismus in Preußen 1919–1932, Düsseldorf 1985, S. 340, 345, 376, 384, 407 f., 444 f.

21 Sozialdemokratisches Handbuch für die preußischen Landtagswahlen, Berlin 1921, S. 164.

nicht das des scheinbar neutralen Spezialistentums.[22] (2) Ganz bewußt betrieben die preußischen Sozialdemokraten bekanntlich Ämterpatronage, um so die konservativ-antirepublikanische Beamtenschaft allmählich zu demokratisieren. (3) Durch Änderung der Geschäftsordnung des preußischen Landtages setzten Heilmann und Hamburger im Frühjahr 1932 eine Regelung durch, die dem konstruktiven Mißtrauensvotum nahekam, wie es heute das Grundgesetz vorsieht und wie es von Ernst Fraenkel im Dezemberheft 1932 der »Gesellschaft« vorgeschlagen wurde.[23] Die Sozialdemokratie im Preußen der Weimarer Republik war demnach machtbewußt, bereit und in der Lage, politische Verantwortung zu übernehmen, sie war fähig zum politischen Kompromiß und erfüllte damit zentrale Bedingungen, wie sie für eine Volkspartei in einer funktionierenden parlamentarischen Demokratie erfüllt werden.[24]

Auch Überlegungen zur Volkspartei selbst sind in der Weimarer Sozialdemokratie sehr differenziert und realistisch entwickelt worden. So mischten »junge Rechte«, die dem Hofgeismarer Kreis der Jungsozialisten nahestanden, sich wiederholt in die immer wieder aufflammende Diskussion um eine Änderung des Wahlrechts ein, und sie stießen dabei zu einer Volksparteikonzeption vor, wie sie heute von Politologen nicht viel anders vertreten wird. Da argumentierten Gustav Warburg und Carlo Mierendorff, das Verhältniswahlrecht führe zu einer Parteienzersplitterung, die den Parlamentarismus lahmzulegen und die Demokratie zu ruinieren drohe. Jede Gruppe und jedes Grüppchen und selbst die kleinste Interessenclique verlange für ihre Vertreter, die man als Fachleute zu empfehlen pflege, einen günstigen Listenplatz oder mache gleich eine eigene Partei auf. Das Mehrheitswahlrecht hingegen »hätte die Ausschaltung der kleinen Parteien zur Folge«, und die größeren Parteien wie die Kommunisten, die Völkischen, die Demokraten, die Deutsche Volkspartei wären genötigt, »sich bei Wahlen untereinander zusammenzuschließen, oder, was das Wahrscheinlichere wäre, sie müßten Anlehnung an eine Nachbarpartei nehmen«. Die Parteien würden gezwungen, »weniger hartnäckig auf ihren Grundsätzen zu verharren. Sie würden mehr Rücksicht auf Nachbarparteien nehmen«. Unter diesen Umständen sah Warburg ein »gesundes Dreiparteiensystem« kommen, als Mittelpartei das Zentrum, das die konfessionelle Bindung aufgäbe, um Demokraten und liberale Volksparteiler an sich heranzuziehen, und zu jeder Seite eine linke bzw. konservative Volkspartei. Entscheidend war, daß unter diesen Umständen die Regierungsbildung wesentlich leichter wäre. Das Mehrheitswahlsystem verletze zwar das deutsche »Ideal der Gerechtigkeit«, nach dem jede Stimme verwertet werde, aber es sei eben »zweckmäßig, weil es eine Mehrheitsbildung ermöglicht und vor allem jede Splitterpartei ausscheidet«, es sei politisch tauglich – wir würden heute sagen: Es sei funktional für das parlamentarische Regierungssystem. Und auch dessen Arbeitsweise hatte Warburg, das englische Beispiel analysierend, auf ihren Begriff gebracht: Die Führung der Mehrheitspartei bilde die Regierung, und diese sei, von der Mehrheit im Parlament gestützt, faktisch der Gesetzgeber, nicht das Parlament. Die Legislative nehme nur sekundär diese, ihr

22 Preußen 1928. Politik in Stichworten, hrsg. von der Pressestelle des Preußischen Staatsministeriums, Berlin 1928, S. 25 f.

23 *Ernst Fraenkel*, Verfassungsreform und Sozialdemokratie, in: Die Gesellschaft 9, 1932/II, S. 486 ff.

24 Zum Parlamentarismusverständnis der preußischen Sozialdemokraten und zu ihrer politischen Praxis vgl. (außer *Möller*, Parlamentarismus) *Hagen-Schulze*, Otto Braun oder Preußens demokratische Sendung. Eine Biographie, Frankfurt/Berlin/Wien 1977, und *Peter Lösche*, Ernst Heilmann, in: *ders./Michael Scholing/Franz Walter* (Hrsg.), Vor dem Vergessen bewahren. Lebenswege Weimarer Sozialdemokraten, Berlin 1988, S. 99 ff.

angeblich originäre Aufgabe wahr, primär vollziehe sich im Parlament »die Auslese der Führer, die Auslese der Regierung«.[25]
Die Aufsätze von Warburg könnten heute in jede Anthologie des modernen Parlamentarismus und seiner Volksparteien aufgenommen, das »rote« Preußen als illustrierendes Beispiel angeführt werden.
Allerdings: Das sozialdemokratisch regierte Preußen und die politikwissenschaftlichen Beiträge aus der Feder von »jungen Rechten« waren nicht typisch für die Weimarer Sozialdemokratie insgesamt. Gerade in den ständigen und tiefgehenden Konflikten um die Koalitionsfrage im Reich schlug die Ambivalenz des sozialdemokratischen Parlamentarismusverständnisses und auch der parlamentarischen Praxis der Partei immer wieder durch. Die Linke hielt hier ihre sozialistischen Prinzipien hoch, stellte den Erhalt parlamentarischer Demokratie hinter dem Ziel »Sozialismus« zurück, während die Freien Gewerkschaften ihre spezifischen Interessen verfolgten und in der Koalitionspolitik bloß eine Frage der Taktik sahen, schließlich ein Regierungsbündnis auch dann nicht verteidigten, als das parlamentarische System selbst auf dem Spiel stand.[26] Natürlich gab es auch im Reich viele führende Sozialdemokraten, die die Funktionsweise des parlamentarischen Regierungssystems verstanden hatten und in der Koalitionsfrage auch zu praktizieren gedachten. Nur gab es eben auch jene, die den Eigenwert der Demokratie leugneten und durch die Straßen mit der Parole demonstrierten: »Republik das ist nicht viel, Sozialismus ist unser Ziel«. Daß für die SPD die Koalitionsfrage immer wieder zum zentralen Problem wurde, zeigte ihre Zwischenstellung zwischen einer demokratisch-parlamentarischen Partei und dem, was Sigmund Neumann absolutistische Integrationspartei nannte, nämlich einer Partei, die nur totale Opposition oder totale Herrschaft kannte.[27] In ihrem verfassungspolitischen Verständnis von Parlament und Parlamentarismus war die Weimarer Sozialdemokratie also noch wesentlich von den Vorbelastungen des Bismarckschen Konstitutionalismus geprägt, in der politischen Praxis hingegen hatte sie begonnen, sich auf den Weg zu einer Volkspartei in einem parlamentarischen Regierungssystem zu machen.
Wie sieht nun der Befund aus, wenn wir nach der sozialen Zusammensetzung sozialdemokratischer Wähler und Mitglieder fragen und damit das nächste Kriterium, das wir bei unserer Definition von Volkspartei entwickelt haben, in den Fokus nehmen?

II. Das soziologische Problem

1. Wandel der deutschen Gesellschaft

Die sozialdemokratischen Theoretiker, die sich in den 1890er Jahren auf Marx beriefen, um die sozialstrukturelle Entwicklung kapitalistischer Gesellschaften vorauszusagen, hatten – aus einer allgemeinen Perspektive gesehen – gar nicht so falsch gelegen. Die Prognosen des Erfurter Programms jedenfalls deckten sich für das Deutsche Reich durchaus in einigen Punkten mit der sozialen Realität der folgenden Jahrzehnte: Der Trend zur Urbanität setzte sich verstärkt fort; Bauern, Handwerker und Kleinhändler rangen, und zu einem Teil ver-

25 *Gustav Warburg*, Englischer und deutscher Parlamentarismus, in: Politischer Rundbrief des Hofgeismar-Kreises 1924, Nr. 2, S. 27–32, und *ders.*, Wahlrecht und Führerauslese, in: Politischer Rundbrief des Hofgeismar-Kreises 1925, Nr. 3, S. 72–76. Diesen Beiträgen sind die Zitate entnommen. Vgl. ferner *Carlo Mierendorff*, Wahlreform, die Losung der jungen Generation, in: Neue Blätter für den Sozialismus, Aug. 1930, H. 8, S. 342 ff.
26 Hierzu *Winkler*, Klassenbewegung, S. 53.
27 *Neumann*, Die Parteien, S. 20.

geblich, um ihre selbständige Existenz; Kleineigentümer verloren ihren Besitz und gerieten in die Gruppe der abhängig Beschäftigten, deren Anteil an den Erwerbstätigen allmählich, aber stetig wuchs; ökonomische und soziale Differenzen innerhalb der Lohn- und Gehaltsabhängigen, des »Proletariats«, schliffen sich allmählich ab. Als 1927 die Ergebnisse der 1925 durchgeführten Volks-, Betriebs- und Berufszählung publiziert wurden, mußten marxistische Sozialdemokraten an ihren traditionellen Deutungsmustern jedenfalls nicht unbedingt irre werden. Den Bedeutungsverlust der ländlichen Regionen und der landwirtschaftlichen Berufe hatten sie zweifelsohne richtig antizipiert. Der Anteil der Bevölkerung, der in Gemeinden mit weniger als 2 000 Einwohnern lebte, war seit der letzten Volkszählung im Jahre 1907 beträchtlich zurückgegangen. Die Quote der in der Landwirtschaft hauptberuflich Tätigen hatte sich seither um 4,1 % reduziert; insgesamt fanden dort 1925 23 % der deutschen Bevölkerung ihr Auskommen, gut vier Jahrzehnte zuvor waren es immerhin 40 % gewesen.[28]

Als ebenfalls nicht gänzlich abwegig hatte sich das düstere marxistische Orakel über die Existenzprobleme des selbständigen Mittelstandes in einer modernen kapitalistischen Gesellschaft erwiesen. Die Zahl der Selbständigen nahm von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ab; zwischen 1907 und 1925 war der Anteil dieser Gruppe an der Gesamtzahl der Erwerbstätigen von 20,5 auf 17,3 % gesunken. Die materiellen Differenzen zwischen den verschiedenen sozialen Gruppen und Schichten, die in der sozialen Pyramide unterhalb des Bürgertums angelagert waren, hatten sich vor allem seit dem Ersten Weltkrieg in der Tat erheblich verringert, und in ihren Einkommensverhältnissen glichen sich Lohn- und Gehaltsempfänger sowie das Gros der kleinen Gewerbetreibenden im Laufe der 20er Jahre mehr und mehr an.

Doch verlief – und damit wären wir an den Grenzen marxistischer Prognosefähigkeit angelangt – dieser Prozeß zunehmender materieller Homogenisierung der unteren Schichten keineswegs so, wie es Marx, Kautsky und andere sozialistische Theoretiker vermutet und angekündigt hatten. Nach deren Krisenmelodram hätten diese nämlich durch die kollektiven Erfahrungen allgemeiner Verelendung miteinander verschmelzen müssen. In der historischen Realität aber vollzog sich die tendenzielle Nivellierung der Einkommensunterschiede innerhalb des »Proletariats« und zwischen diesem und den unteren Mittelschichten ganz anders, nämlich durch Lohnzuwächse unten und Einbußen bei den besser Gestellten. So war das Einkommen eines durchschnittlichen Lohnempfängers zwischen 1913 und 1928 um zwei Drittel, das eines Gehaltsempfängers hingegen nur um ein Drittel angewachsen; die Selbständigen hatten im Durchschnitt gar einen Einkommensrückgang von einem Siebentel zu verkraften. Den größten Schritt nach vorn machten materiell die ungelernten Arbeiter. Zu den Verlierern zählten vor allem die Beamten, die zum Teil drastische Senkungen ihrer Realeinkommen hinnehmen mußten.

In den Weimarer Jahren hatten sich die verschiedenen Arbeitnehmergruppen und selbständigen Mittelschichten materiell genähert. Aber sie wurden nicht einander gleich und keineswegs gemeinsam »proletarisiert«. Die Mittelschichten »versanken« nicht, wie es ihnen das Erfurter Programm noch verheißen hatte. Das Kleingewerbe fand, wenn es sich rechtzeitig

28 Vgl. hierzu und im folgenden: Wirtschaft und Statistik 7, 1927, Nr. 10, S. 446 ff.; *Theodor Geiger*, Die Mittelschichten und die Sozialdemokratie, in: Die Arbeit 8, 1931, S. 619 ff.; *Emil Lederer*, Die Umschichtung des Proletariats und die kapitalistischen Zwischenschichten in der Krise, wiederabgedr. in: *ders.*, Kapitalismus, Klassenstruktur und Probleme der Demokratie in Deutschland 1910–1914, Göttingen 1979, S. 172 ff.; *Rudolf Küstermeier*, Die Mittelschichten und ihr politischer Weg, Potsdam 1933, S. 52; *Winkler* II, S. 13 ff.; *Winkler* III, S. 112 f.; *Jürgen Falter/Thomas Lindenberger/Siegfried Schumann*, Wahlen und Abstimmungen in der Weimarer Republik. Materialien zum Wahlverhalten 1919–1933, München 1986, S. 32 ff.; *Wolfgang Zollitsch*, Integration oder Isolation? Die Arbeiterschaft von Großbetrieben zwischen Weltwirtschaftskrise und Nationalsozialismus (1928–1936), phil. Diss. (MS), Freiburg 1986, S. 9 f.

wandelte und anpaßte, auch im Hochkapitalismus Nischen und Räume für eine selbständige Existenz. Die Schere zwischen den Einkommensverhältnissen der verschiedenen Arbeitnehmergruppen wurde zwar kleiner, doch sie verschwand auch in den Weimarer Jahren nicht. Trotz aller materiellen Rückschläge verdiente der durchschnittliche Beamte Ende der 20er Jahre weiterhin mehr als doppelt so viel wie der durchschnittliche Arbeiter. Einkommenseinbußen führten die Beamten wohl materiell, aber nicht politisch und erst recht nicht gefühlsmäßig den (sozialistischen) Arbeitern zu; sie nährten eher die Ressentiments der vom Sozialabstieg bedrohten Staatsdiener gegen die Republik, die Sozialdemokratie und Freien Gewerkschaften. Beamte und Angestellte unterschieden sich ferner von den Arbeitern auch weiterhin in arbeits- und versicherungsrechtlicher Hinsicht, nach der Art der beruflichen Tätigkeit, dem sozialen Prestige und in ihrer Selbsteinschätzung und Mentalität.

Vor allem aber: die Beamten und Angestellten und nicht die industriellen Arbeiter bildeten in den Weimarer Jahren das expandierende Element unter den Arbeitnehmern. Damit aber hatten die Sozialdemokraten nicht gerechnet, und darauf waren sie politisch und agitatorisch nicht vorbereitet. Über Jahrzehnte hatten sie die unbegrenzte Dynamik industrieller Entwicklung und den damit verbundenen zahlenmäßigen Anstieg der industriellen Arbeiterschaft erwartet, das Dienstleistungsbedürfnis moderner Gesellschaften dagegen übersehen. Daß das großstädtische Industrieproletariat dereinst die übergroße Mehrheit der Bevölkerung stellen würde, hatte den Sozialdemokraten daher ein halbes Jahrhundert lang als unumstößliche Gewißheit gegolten.

In den 20er Jahren aber wurde endgültig deutlich, daß diese Vorstellung trog. Die Ergebnisse der Volks- und Berufszählung von 1925 zeigten an, daß die Expansion des industriellen Sektors vorbei war, die Zukunft der Dienstleistungsgesellschaft bereits begonnen hatte. Zwar war die absolute Zahl der Industriearbeiter von 1907 bis 1925 um 12 % angestiegen, ihr Anteil an den Erwerbstätigen aber hatte von 46,3 auf 45,1 % abgenommen. In den industriellen Großbetrieben verdiente Mitte der 20er Jahre nur jeder fünfte Erwerbstätige sein Brot. Das klassische Subjekt in der sozialistischen Klassenkampfstrategie, das großstädtische industrielle Proletariat, umfaßte mithin nur eine Minderheit der Bevölkerung, und es gab keinen Anlaß zur Hoffnung, daß sich daran künftig etwas ändern werde.

Rasant verlief demgegenüber der Anstieg der Angestelltenzahlen. Seit 1907 hatte sich die Zahl der Angestellten um 11 % vermehrt. Zusammen mit den Beamten machten sie 1925 16,5 % der hauptberuflich Erwerbstätigen aus; 1882 waren es erst rund 7 %, 1912 aber schon 12,6 % gewesen. Die soziologische Struktur in Berlin deutete die Richtung an, in die sich die deutsche Gesellschaft verändern sollte. In der Reichshauptstadt lag der Anteil der Arbeiterbevölkerung bei 41,3 %, der der Beamten und Angestellten bei 27,8 %. In einer Stadt wie Karlsruhe lebten und arbeiteten in den 20er Jahren bereits mehr Angestellte und Beamte als Arbeiter. Die Zukunfts- und Wachstumsindustrien zeichneten sich gegenüber der traditionellen Schwerindustrie durch einen hohen Angestelltenanteil aus. So kamen in der chemischen Industrie zu dieser Zeit 38 Angestellte auf 100 Arbeiter. Die Ausdehnung der Angestellten- und Beamtenschicht ging einher mit der Verbreitung weiblicher Berufstätigkeit. 27,3 % aller Angestellten und Beamten waren 1925 weiblichen Geschlechts; die meisten dieser Frauen arbeiteten in kaufmännischen Büros.

Am soziologischen Befund der deutschen Bevölkerung gab es nichts zu deuteln: Die selbständigen Mittelschichten kämpften um ihre Existenz und hatten materielle Schwierigkeiten, aber sie verschwanden nicht von der Bildfläche, und sie bildeten nach der Arbeiterschaft weiterhin die stärkste Sozialgruppe. Die Zahl der Beamten und insbesondere der Angestellten wuchs rasch. Der Anteil der Arbeiter sank langsam, aber kontinuierlich und lag in jedem Fall deutlich unter 50 % der Gesamtbevölkerung. Eine allgemeine Tendenz zur Verelendung und Proletarisierung war empirisch also nicht festzustellen, im Gegenteil, die deutsche Gesellschaft war auf dem Weg, heterogener zu werden. Allein mit den Stammbataillonen der Industriearbeiter war daher für die Sozialdemokratie auf demokratische Weise –

und für eine andere Strategie war die Partei weder organisatorisch noch geistig und ethisch gerüstet – das sozialistische Endziel nicht zu erreichen. Die Partei hatte also auf den strukturellen Wandel innerhalb der Arbeitnehmerschaft zu reagieren. So war das Glaubensbekenntnis vom Untergang der selbständigen Mittelschichten empirisch überholt. Sozial mußte die SPD sich an die gesellschaftlichen Veränderungen anpassen und für neue Sozialgruppen öffnen, wenn sie sich nicht mit der Rolle des Interessenvertreters der schrumpfenden Schicht großstädtischer Industriearbeiter begnügen wollte.

2. Sozialdemokratische Mitglieder

Ein genauer Blick auf die soziale Anatomie der SPD in der Weimarer Republik zeigt, daß es der Partei zwar nicht gelungen war, eine Brücke zum kriselnden gewerblichen Mittelstand zu schlagen, daß sie dagegen aber den gesellschaftlichen Strukturwandel in Richtung auf eine Dienstleistungsgesellschaft sehr viel besser aufgenommen hatte, als es in der Literatur größtenteils vermutet wird. Wie sehr sich die SPD bereits in den frühen 20er Jahren soziologisch im Vergleich zum Kaiserreich verändert hatte, ergab eine Mitgliedererhebung des SPD-Bezirks Berlin aus dem Jahre 1922. Der gleiche Bezirk hatte 16 Jahre zuvor eine ähnliche Untersuchung durchgeführt. Damals, im Jahre 1906, rekrutierte sich die Berliner Partei ganz überwiegend aus der gewerblichen Arbeiterklasse; die im öffentlichen Dienst beschäftigten Arbeiter, Angestellten und Beamten erreichten einen Anteil von nicht einmal 1 % der Gesamtmitgliedschaft. 1922 hatten sich die Verhältnisse gründlich geändert: Die Berliner Partei bestand nun nur noch zu 43 % aus gewerblichen Arbeitern; 25 % der Mitglieder hatten inzwischen eine Anstellung im öffentlichen Dienst gefunden, und immerhin 13 % der Sozialdemokraten in der Reichsmetropole waren als Beamte im Staatsdienst tätig. In der Tendenz ähnlich war die Entwicklung in der Hamburger SPD-Mitgliedschaft verlaufen, der Arbeiteranteil war von 79 % 1914 auf 57,5 % 1928 gesunken, der Anteil der Angestellten und Beamten aber von 1,6 % auf 15,2 % gestiegen. Zugespitzt formuliert: Von der beruflichen Zusammensetzung ihrer Mitglieder her war die SPD auf dem Weg, zu einer »Staatspartei« zu werden und die Zeiten fundamentaler Opposition im Kaiserreich hinter sich zu lassen. Diese Transformation der Partei war nicht theoretisch – etwa durch die Reden und Schriften Bernsteins oder (nach der Rückkehr der Rest-USPD zur Mehrheitspartei) Rudolf Hilferdings – angeleitet, sondern ergab sich aus der Beschäftigung zahlreicher Sozialdemokraten bei Gemeinden, Ländern (allen voran Preußen) und dem Reich.
Es ist sicherlich zu berücksichtigen, daß die Beispiele Hamburg und vor allem Berlin, wo überdurchschnittlich viele Verwaltungen ansässig waren, nicht umstandslos auf das Reichsgebiet als ganzes zu übertragen sind. Gewiß hatte sich die SPD in der Weimarer Republik noch nicht von einer Partei des Industrieproletariats zu einer Patronageorganisation der im öffentlichen Dienst Beschäftigten gewandelt, wie die kritische Diagnose für einige aktuelle bundesrepublikanische Phänomene lautet. Aber auch in der Mitgliedschaft der sozialdemokratischen Reichsorganisation Weimars hatte die »Etatisierung von unten« begonnen und stattliche Ausmaße angenommen. Nach realistischen Schätzungen des Berliner Sozialwissenschaftlers Klaus Sühl rekrutierte sich die deutsche Sozialdemokratie im Jahre 1930 zu immerhin 13 % aus öffentlich Bediensteten.[29]

29 Vgl. hierzu *Klaus Sühl*, SPD und Öffentlicher Dienst in der Weimarer Republik. Die öffentlichen Bediensteten in der SPD und ihre Bedeutung für die sozialdemokratische Politik 1918–1933, Opladen 1988, S. 222 ff. Zu Hamburg vgl. *Friedrich-Wilhelm Witt*, Die Hamburger Sozialdemokratie in der Weimarer Republik, Bonn-Bad Godesberg 1971, S. 54.

Allerdings befanden sich darunter auch zahlreiche Arbeiter. Das proletarische Profil dominierte nach wie vor eindeutig in der Sozialdemokratischen Partei. Zu diesem Ergebnis führte zumindest eine Mitgliedererhebung, die drei großstädtische Ortsvereine der SPD – in Bremen, Hamburg und Hannover – in den Jahren 1925/26 durchführten. Die im Jahrbuch der SPD publizierten Resultate der Mitgliederbefragung bezogen sich allerdings nur auf die männlichen Sozialdemokraten. Zudem fand die Untersuchung in Ballungszentren statt, in denen große Industrieunternehmen angesiedelt waren. Danach setzte sich die Partei zu 73,14 % aus Handarbeitern, zu 11,03 % aus Kopfarbeitern (Angestellte und Beamte), zu 4,62 % aus Selbständigen und zu 2,04 % aus Freiberuflichen zusammen. 9,17 % der Mitglieder hatten keine Angaben gemacht. In der SPD waren demzufolge weit überdurchschnittlich viele Arbeiter, dagegen aber unverhältnismäßig wenige Selbständige organisiert. Auch bei den Angestellten und Beamten schien die SPD in den drei norddeutschen Großstädten schlecht abgeschnitten zu haben. Allerdings fehlten hier die Angaben über die Berufe der sozialdemokratischen Frauen. Hätte man die weiblichen SPD-Mitglieder mitberücksichtigt, wäre der Anteil der »Kopfarbeiter« vermutlich etwas höher ausgefallen.[30]

Ein einigermaßen repräsentativer Anspruch konnte erst für eine Untersuchung aus dem Jahr 1930 erhoben werden, als der Parteivorstand 393 Ortsvereine unterschiedlicher Größe soziologisch durchleuchtete. Einen grundsätzlich neuen oder gar überraschenden Befund erhielt die Partei dadurch nicht. Die SPD war auch am Ende der Weimarer Republik im Kern eine Partei der Arbeiterschaft (59,49 % der Mitglieder) mit einiger Verankerung bei den Angestellten und Beamten (13,97 %) und erheblichen Defiziten bei den Selbständigen und Landwirten (zusammen: 4,17 %).[31] Kurzum: Die Weimarer SPD war keine soziale Querschnittspartei, da sie die soziale Zusammensetzung des deutschen Volkes in ihrer Mitgliedschaft nicht spiegelte. Sie blieb im wesentlichen eine Arbeiterpartei. Doch folgte sie zugleich in wesentlichen Bereichen den Veränderungen in der Bevölkerung insgesamt und gewann allmählich Züge einer Arbeitnehmerpartei, ja, einer linken Volkspartei. Sie hinkte dem Dienstleistungstrend der modernen Gesellschaft zwar ein wenig hinterher: Während von den Erwerbstätigen 16,5 % als Angestellte und Beamte arbeiteten, waren es unter den Parteimitgliedern 2,5 % weniger. Doch war dieser Abstand keineswegs dramatisch. Angesichts der Dynamik im tertiären Bereich waren hier Veränderungen leicht möglich, und der Anteil der neuen Mittelschichten an den SPD-Mitgliedern hätte künftig auch überproportional wachsen können.

Die dynamische Entwicklung der Angestelltenschichten jedenfalls war an der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung, was die Mitgliederrekrutierung anging, durchaus nicht spurlos vorübergegangen. Auch für die Zukunft mußte den Sozialdemokraten in diesem Punkt nicht bang sein, da sich ihre Nachwuchsorganisation, die Sozialistische Arbeiterjugend (SAJ), zu einem beachtlichen Teil aus jungen Angestellten zusammensetzte. Besonders im Funktionärskörper der sozialdemokratischen Jugendbewegung spielten die kaufmännischen Angestellten eine beinahe schon herausragende Rolle. 22,4 % der weiblichen und 7,5 % der männlichen Mitglieder in der Arbeiter-Jugend arbeiteten in einem kaufmännischen Büro, das waren 12,9 % der SAJ-Mitglieder insgesamt. Dieser Anteil wurde in der so-

30 Vgl. Jahrbuch der Deutschen Sozialdemokratie für das Jahr 1926, hrsg. vom Vorstand der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, Berlin o. J., S. 22 ff. In der Tendenz ähnliche Ergebnisse brachte eine Erhebung im Bezirk Hessen-Kassel. Dort bestand die SPD zu 64,75 % aus Arbeitern, 14,11 % aus Beamten und Angestellten, 3,07 % aus Selbständigen und 0,05 % aus Landwirten. Vgl. Geschäftsbericht Bezirksverband Hessen-Kassel, 1. Januar bis 31. Dezember 1930, Kassel 1931, S. 61.

31 Vgl. Jahrbuch der Deutschen Sozialdemokratie für das Jahr 1930, hrsg. vom Vorstand der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, Berlin o. J., S. 193 f.

zialistischen Jugendbewegung nur von dem der Metallarbeiter übertroffen.[32] In der Berliner Arbeiter-Jugend gehörten gar 18 von 100 Mitgliedern zu den »Stehkragenproletariern«.[33] Noch stärker waren die Angestellten unter den Spitzenfunktionären der sozialdemokratischen Nachwuchsorganisation vertreten. Von den Delegierten auf den SAJ-Reichskonferenzen 1930 übten 21,7 % den Beruf des kaufmännischen Angestellten aus (daneben waren noch weitere 12,3 % als Angestellte in sozialistischen Arbeiterorganisationen und Zeitschriften tätig).[34] Kein Zufall sicher auch, daß die beiden Reichsvorsitzenden der SAJ in der Weimarer Republik, Max Westphal und Erich Ollenhauer, sowie der Juso-Vorsitzende Franz Lepinski, ihre berufliche Ausbildung nicht mehr in einem Handwerks- oder Industriebetrieb, sondern im Kontor erhalten haben. Die SAJ lag in diesem Punkt mithin ganz im Fahrtwind der gesellschaftlichen Entwicklung, eilte diesem in seinem Funktionärskörper sogar voraus, da der Angestellten- und Beamtenanteil unter den jugendlichen deutschen Erwerbstätigen insgesamt bei nur 13,1 % lag.[35] Überraschen kann dieser in der wissenschaftlichen Literatur allerdings überwiegend ignorierte relative Erfolg der Sozialdemokraten bei den Angestellten im Grunde jedoch nicht. Schließlich speisten sich die Angestelltenschichten während der Weimarer Republik im Unterschied zum Kaiserreich mehr und mehr aus den Kindern aufstiegsorientierter Facharbeiterfamilien – dem klassischen Reservoir der sozialdemokratischen Solidargemeinschaft.[36]

Die Mitgliederzusammensetzung der sozialistischen Jugendorganisation machte allerdings ebenfalls deutlich, wo auch in Zukunft die Probleme einer sozialen Öffnung und Erweiterung für die Sozialdemokratie liegen sollten. Der Anteil derjenigen jungen Sozialisten, die eine Beamtenlaufbahn eingeschlagen hatten, war derart gering, daß er nicht einmal eigens erfaßt wurde. Ein Diasporagebiet war für die SAJ ebenfalls der ländliche Bereich. Die Landjugend entzog sich dem Werben der sozialdemokratischen Jugendorganisation und war dort weit unterrepräsentiert: Insgesamt arbeitete ein knappes Drittel der deutschen Jugend in der Land- und Forstwirtschaft, von den Mitgliedern der SAJ waren es hingegen nur 1,6 %. Und schließlich entwickelte sich die Nachwuchsrekrutierung als solche zu einem drängenden Problem für die sozialdemokratische Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik. Die Partei hatte größte Probleme, die 20- bis 30jährigen für sich zu gewinnen. Die SPD-Mitglieder unter 30 Jahren stellten 1926 insgesamt 17,3 % der Parteimitgliedschaft; vor dem Ersten Weltkrieg lag dieser Anteil noch etwa doppelt so hoch. Der Prozentsatz der 20 bis 30 Jahre alten Deutschen an der wahlberechtigten Bevölkerung lag zur gleichen Zeit bei 28,8. In der jungen Generation war die SPD also ausgesprochen unterdurchschnittlich vertreten und verwurzelt.[37]

---

32 Vgl. Der Führer. Monatsschrift für Führer und Helfer der Arbeiterjugendbewegung 14, 1932, H. 6, S. 83.

33 Vgl. ebda. 12, 1930, H. 9, S. 130.

34 Vgl. Bericht über die 8. Reichskonferenz des Verbandes der Sozialistischen Arbeiterjugend Deutschlands vom 18. und 19. April 1930 im Volkshaus zu Lüneburg, Berlin 1930, S. 61 f. Zur Mitgliederstruktur der SAJ genauer: *Franz Walter*, Jugend in der sozialdemokratischen Solidargemeinschaft. Eine organisationssoziologische Studie über die Sozialistische Arbeiterjugend Deutschands (SAJ), in: IWK 23, 1987, H. 3, S. 311 ff., hier: S. 348 ff.

35 *Bernhard Mewes*, Die berufliche Gliederung der deutschen Jugend, in: Das junge Deutschland 23, 1929, H. 10, S. 381 ff., hier: S. 386.

36 Vgl. *Otto Reise*, Die junge Angestellte, in: Das junge Deutschland 25, 1931, H. 2, S. 77 ff., hier: S. 75 f.; vgl. auch *Michael Prinz*, Vom neuen Mittelstand zum Volksgenossen. Die Entwicklung des sozialen Status der Angestellten von der Weimarer Republik bis zum Ende der NS-Zeit, München 1986, S. 80.

37 Vgl. hierzu *Erich Winkler*, Die Politik und ihre Gesetze, Jena 1930, S. 45; *Friedrich Hetneck*, Partei und Jugend, in: Das Freie Wort 3, 1931, H. 22/23, S. 58 f.; Jahrbuch der SPD 1926, S. 24; Jahrbuch der SPD 1930, S. 195; Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, Kiel 22.–27. Mai 1927, Berlin 1927, S. 44.

3. Sozialdemokratische Wähler

Erfoge und Mißerfolge der Sozialdemokratie bei den Reichstagswahlen während der Weimarer Jahre geben ebenfalls Aufschluß über die Möglichkeiten, noch mehr aber wohl über die Probleme und Schwierigkeiten der Partei, die Zäune des traditionellen Lagers zu übersteigen, sich von einer Organisation eines spezifischen Milieus der Arbeiterklasse zu einer modernen Arbeitnehmer- oder gar einer linken Volkspartei weiterzuentwickeln.[38] Am stärksten konnten sich die Sozialdemokraten bei den Parlamentswahlen in den Jahren der Republik auf die industriellen Arbeiter in mittleren und größeren Städten mit überwiegend protestantischer Konfession verlassen, hier lagen ihre Hochburgen. Bei den Wahlen zur Nationalversammlung 1919 drang die SPD zudem in proletarische Schichten ein, die sie bis dahin nicht zu erreichen vermocht hatte. Ihre größten Erfolge erzielte sie dabei östlich der Elbe unter den Landarbeitern. Allerdings reihten sich die 1919 neugewonnenen Arbeiterschichten nicht in die Riege sozialdemokratischer Stammwähler ein. Bei den Reichstagswahlen 1920 und im Mai 1924 wanderte das Gros der Land- und kleinstädtischen Handarbeiter zu den Parteien der nationalistischen Rechten, insbesondere zur DNVP ab. Bei den gleichen Wahlen verlor die SPD auf der anderen Seite bei den großstädtischen Industriearbeitern, die sich weiter nach links orientierten und für USPD bzw. KPD votierten. Der Kurs politischer Mäßigung und staatspolitischer Verantwortung hatte sich für die SPD jedenfalls in den Krisenjahren der Republik nicht in Wählerstimmen ausgezahlt, weder bei den radikalen noch bei eher »national« und »bürgerlich« gesinnten Arbeitern. Etwas von ihren Verlusten konnte die SPD bei den Reichstagswahlen 1928 wettmachen. Ein Teil der Landarbeiter kehrte zur Sozialdemokratie zurück. Im übrigen verdankte die Partei ihren größten Wahlerfolg nach 1919 der – im Unterschied zu den bürgerlichen Parteien – gelungenen Mobilisierung der Stammwähler. Bei den Wahlen in den frühen 30er Jahren setzte dann erneut die Zangenbewegung ein, mit der die SPD bereits in der Inflationskrise konfrontiert wurde: Ein Teil der zuvor sozialdemokratisch wählenden Arbeiter wandte sich der extremen Rechten zu und gab der NSDAP die Stimme, ein anderer Teil radikalisierte sich nach links und unterstützte mit dem Stimmzettel die KPD.

So wenig sich die SPD der protestantischen Arbeiterschaft im ganzen sicher sein konnte, so waren Probleme, Stimmen zu maximieren, bei den katholischen Arbeitern noch weitaus größer. In dieses Milieu gelangen den Sozialdemokraten auch während der Weimarer Jahre keine nennenswerten Einbrüche. Die Mauern der katholischen Weltanschauung standen fest und unerschütterlich, und wenn katholische Arbeiter – vor allem des Rhein- und Ruhrgebietes und hier insbesondere im Bergbau – sich aus ihrer Identifikation mit dem Zentrum lösten und zu klassenkämpferischen Einstellungen durchrangen, dann schlugen sie sich offensichtlich gleich auf die Seite der KPD. Ein Teil der katholischen Arbeiter im Westen des Deutschen Reichs wanderte während der Weimarer Jahre vom Zentrum zur KPD und auch wieder zurück, machte dabei allerdings keine Zwischenstation bei der SPD, für die somit der Zugang zum katholischen Industrieproletariat bis 1933 verschlossen blieb.

Sehr viel besser als in katholischen (Arbeiter-)Hochburgen schnitt die SPD in urbanen Wohnquartieren mit einer hohen Angestellten- und Beamtendichte ab. Spätestens seit den Dezemberwahlen 1924 wurde deutlich, daß die Sozialdemokraten zumindest einen Teil dieser neuen Arbeitnehmerschichten ansprachen. Allerdings fehlte diesen, so können wir begründet vermuten, die feste emotionale und ideologische Bindung an die sozialistische Le-

38 Zu diesem Abschnitt die präzisen und reflektierten Ausführungen bei *Winkler* I, S. 141 ff. und 354 ff.; *Winkler* II, S. 178 ff., 216 ff., 523; *Winkler* III, S. 191 ff. und 685 ff.; vgl. auch *Falter u. a.*, Wahlen und Abstimmungen, S. 155 ff.; *Jürgen W. Falter/Dirk Hänisch*, Die Anfälligkeit von Arbeitern gegenüber der NSDAP bei den Reichstagswahlen 1928–1933, in: AfS 26, 1986, S. 179 ff.

benswelt. Jedenfalls wechselten bei den Reichstagswahlen in den frühen 30er Jahren offenkundig zahlreiche Angestellte und Beamte mittelständisch geprägter Gewerbe- und Dienstleistungsstädte, die in den 20er Jahren noch die sozialdemokratische Liste angekreuzt hatten, zur Partei Adolf Hitlers. Treuer zeigten sich allem Anschein nach die Angestellten in den Industrierevieren; sie hielten der SPD, soweit sie mit ihr bisher sympathisierten, mehrheitlich auch bei den Reichstagswahlen 1930 und 1932 die Stange. Einige Daten und Indizien sprechen dafür, daß die SPD Stimmen von republikanisch eingestellten, wohlhabenden (jüdischen) Bildungsbürgern in größerem Umfang erst in den frühen 30er Jahren erhielt. Die Sozialdemokratie übernahm hier gewissermaßen die Erbmasse des parteipolitisch bankrotten Linksliberalismus.

Beinahe chancenlos war die SPD dagegen im selbständigen Mittelstand und bei den Bauern. Deren Ressentiments und Ängste gegenüber den Sozialisten hatten das Kaiserreich und die Revolution überdauert, sich seither eher verschärft. Die sozialen Krisen, die Angehörige dieser beiden Berufsgruppen während der Weimarer Jahre durchlebten, vergrößerten ihre Distanz zur »roten Systempartei« noch weiter. Eine Ausnahme stellte lediglich die Wahl zur Nationalversammlung dar; damals verzeichnete die SPD in Gegenden mit einem vergleichsweise großen Anteil selbständiger Landwirte bescheidene Zuwächse. Eine Problemgruppe bildeten für die SPD schließlich die Jungwähler, denen die SPD in den frühen 30er Jahren offensichtlich zu wenig Dynamik, Vision und Zukunft bot und die sich daher in großer Zahl für den Aktivismus und die Verheißungen der radikalen Parteien begeisterten.

Was die soziale Zusammensetzung ihrer Wähler anbetraf, war die Weimarer SPD von einer Volkspartei weit entfernt. Zwar wissen wir, daß sie in allen Schichten, Konfessionen und Landsmannschaften Stimmen errang, nur blieb das Sozialprofil ihrer Wählerschaft markant das einer protestantischen Industriearbeiterpartei, die allerdings einen gewissen Zulauf aus Angestelltenschichten verbuchte. Daß prinzipiell Möglichkeiten bestanden, sich gegenüber neuen Wählergruppen zu öffnen und in diese einzudringen, zeigten die Wahlen zur Nationalversammlung 1919 (Landarbeiter), die Wahlen zum Reichstag im Dezember 1924 (Angestellte) und die Reichstagswahlen nach 1930 (linksliberales Bildungsbürgertum). Die Chance, die sozialdemokratische Partei zu heterogenisieren, den allgemeinen gesellschaftlichen Veränderungen tendenziell anzupassen und die SPD auf dieser Ebene auf den Weg zu einer Volkspartei zu bringen, war also durchaus gegeben. Nur um über mehrere Wahlen hinweg in neue Wählerschichten einzudringen und es nicht bei einem einmaligen Wahlakt für die Sozialdemokratie zu belassen, hätte es seitens der Partei eines ideologischen Kraftaktes und der Fähigkeit zu einem wahlstrategischen Spagat bedurft, wofür weder die SPD noch die Gesellschaft als ganze reif waren und wozu auch in den 14 Jahren der Republik die Zeit fehlte, die ein solcher Prozeß braucht. Schon allein die vielleicht primäre Aufgabe der Sozialdemokratie, die heterogenen Schichten auch nur der Arbeiterschaft zu sammeln und zu organisieren, war nur äußerst schwer zu lösen, und die Partei ist nicht zufällig daran gescheitert. Um dieses Ziel realisieren zu können, hätte die Partei die nationalen und eher kleinbürgerlichen Mentalitäten kleinstädtischer und ländlicher Arbeiter mit den radikalmarxistisch-internationalistischen Vorstellungen freidenkerisch sozialisierter Industrieproletarier und den christlichen Glaubensbedürfnissen kirchentreuer katholischer Arbeiter auf einen Nenner bringen müssen. Um darüber hinaus gar die Gestalt einer modernen Arbeitnehmerpartei zu erhalten, hätte die SPD zudem noch die von Standesbewußtsein geprägten, dabei in sich aber vielschichtigen und auseinanderstrebenden Einstellungen der Beamten und Angestellten zu berücksichtigen und programmatisch zu integrieren gehabt. Um schließlich zu einer Volkspartei zu werden, hätte die Partei die Bildungsbürger und Intellektuellen anziehen müssen, die teils kosmopolitisch und libertär gesinnt waren, zu einem guten Teil aber auch in deutscher Innerlichkeit schwelgten und eine geistesaristokratische Antiurbanität kultivierten. Sie brauchte die junge Generation, von der ein Teil noch durch die friedliche Natur- und Lebensreformidylle der Wandervogelzeit geprägt war, während der andere Teil bereits

die Militanz der Straßenkämpfe als sinnstiftende Alltagsbeschäftigung für sich entdeckt hatte. Schier unmöglich aber erschien es, in die selbständigen Mittelschichten und die Bauernschaft einzudringen, die die »Roten« seit jeher fürchteten wie der Teufel das Weihwasser. Hier hätten, wollte man Erfolg haben, manche Konzessionen an rückwärtsgewandte Sentimentalitäten und an den vaterländischen Gesinnungspatriotismus gemacht werden müssen. Kurzum: die Sozialdemokratie hätte einen Spagat nach mehreren Seiten vollführen müssen, bei dem sie sich gut und gerne das Genick hätte brechen können. Der Erfolg einer solchen Akrobatik wäre jedenfalls keineswegs sicher gewesen. So wie die Verhältnisse in Weimar waren, hätte die Partei auf der einen Seite vermutlich wenig hinzugewonnen, auf der anderen Seite aber einiges zu verlieren riskiert – nicht zuletzt die Bindefähigkeit ihrer traditionellen sozialistischen Identität sowie die Prägekraft und Stabilität der gewachsenen sozialistisch-proletarischen Organisations- und Lebenswelt.
Dennoch spürten viele innerhalb der Sozialdemokratie, daß die Partei neue Wähler- und Mitgliederschichten gewinnen müßte, wollte sie ihrem Ziel einer demokratisch – und das heißt nicht zuletzt: durch Wahlen – legitimierten sozialistischen Umgestaltung folgen. Entsprechende Angebote an die verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen hatten zu ergehen. Man war sich nicht nur dieses Problems bewußt, sondern versuchte, auch demgemäß zu handeln.

III. Öffnungsangebote, Reaktionen und Restriktionen

1. Sozialdemokratische Problemsensibilität für den sozialen Wandel

So schwierig für die Sozialdemokraten der Weg von der traditionellen Proletarierorganisation zur modernen Arbeitnehmer- und Volkspartei auch war, ein Stück weit sind sie ihn doch gegangen, haben ihn für die soziologische Zusammensetzung ihrer Mitgliedschaft zumindest angestrebt. Niemand hatte das in der Weimarer Zeit klarer erkannt als die Publizisten des katholischen Arbeitervereinsmilieus, die in all den Jahren der Republik die Binnenvorgänge in der Sozialdemokratie mit Argusaugen verfolgten und auf Veränderungen dort, wo sie der katholischen Arbeiterkultur hätten gefährlich werden können, feinfühlig reagierten und die Alarmglocken läuten ließen. Und die katholischen Experten des sozialdemokratischen Innenlebens waren sich einig: Die SPD, so ihr Urteil, mausere sich von einer Klassen- zu einer Volkspartei. Ein besorgter Kommentator des Vereinskatholizismus sah 1931 bereits »einen überaus großen Teil des Volkes in den Bann« der Sozialdemokratie gezogen.[39] Diese Interpretation ging gewiß entschieden zu weit; sie bildete weniger die Realität sozialdemokratischer Hegemoniefähigkeit, um so mehr aber die Zukunftsangst des Katholizismus vor einer möglichen Expansion der Sozialdemokratie in das Lager katholischer (Zentrums-)Wähler ab. Zugleich aber hatten die katholischen Beobachter die Tendenzen des inneren Wandels in der Sozialdemokratie zweifelsohne richtig registriert. In der SPD hat während der 20er Jahre zwar niemals eine systematische und breit angelegte Diskussion über den sozialstrukturellen Wandel in der Bevölkerung und über die Perspektive einer volksparteilichen Transformation der Partei stattgefunden, doch es gab in ihr eine wachsende Problemsensibilität für die sozialstrukturellen Grenzen ihrer bisherigen Zusammensetzung und überlieferten Strategie, zumal unter den Bedingungen politischen Machtstrebens in der demokratischen Republik.

39 *Otto Müller*, Um die Zukunft des deutschen Katholizismus, in: Soziale Revue 31, 1931, H. 1, S. 9–15, hier S. 14; ferner *Richard Berger*, Von Erfurt nach Görlitz, ebda. 21, 1921, S. 714 ff.; *Emil van den Boom*, Sozialdemokratie und Kommunismus. Programme und jüngste Entwicklung, Gladbach-Rheydt o. J., S. 8.

Die ersten und dauerhaftesten Anstöße zur Überwindung des begrenzt industrieproletarischen Charakters der Partei gingen fraglos vom rechten SPD-Flügel aus, der sich schließlich niemals an der proletarischen Erhebungs- und Erlösungsmystik Kautskyanischer Provenienz und Bebelscher Machart hatte erbauen können. Schon kurz nach der Jahrhundertwende beklagten Sozialdemokraten wie Paul Göhre und Eduard David, daß die SPD über den Tellerrand ihrer Industriearbeiterbasis nicht hinaussehe.[40] Ein ausgeprägt reformistischer Ortsverein stellte auf dem Parteitag 1917 auch erstmals in der Geschichte der SPD den Antrag, sich künftig mehr um die Belange der Staats- und Gemeindebeamten zu kümmern. Der Vorsitzende dieses Ortsvereins, der Kölner Wilhelm Sollmann, verhehlte in der Antragsbegründung nicht, welche Absicht die Rheinländer damit verfolgten: Die SPD sollte zur Volkspartei ausgebaut werden, die nicht nur den industriellen Lohnarbeitern, sondern allen »ausgebeuteten Schichten« Platz bot.[41] Drei Jahre später, auf dem Parteitag in Kassel, bedauerte derselbe Redner, nunmehr Abgeordneter im Reichstag, daß die Parlamentsfraktion der SPD »nicht einen einzigen praktischen Landwirt, nicht einen einzigen praktischen Kenner des Handels und der Industrie« habe.[42] Für Sollmann war die soziale Öffnung nicht nur ein Diktat der Wahl- und Mehrheitsarithmetik, sondern ebenfalls ein Gebot der Kompetenzerweiterung. Wer ein komplex gegliedertes Wirtschafts- und Gesellschaftssystem leiten wolle, könne sich nicht nur, so Sollmanns wiederholter Appell in den Weimarer Jahren, auf das handwerkliche Geschick der Arbeiter, auf die ideologische Prinzipienfestigkeit der Parteifunktionäre und die journalistischen Agitationsleistungen der Parteiredakteure verlassen, der brauche zudem noch die Erfahrungen und Kenntnisse der Angestellten, Beamten, Bauern und Gewerbetreibenden.[43]

In die gleiche Kerbe schlug auch der Vorsitzende der bayerischen Sozialdemokraten Erhard Auer in einem Aufsatz für die Zeitschrift »Die Glocke«. Für ihn entschied sich an der Frage »Volkspartei oder nur Handarbeiterpartei« die Zukunft der Partei. Auer wandte sich gegen die geschichtsteleologische Überhöhung der Industriearbeiterschaft durch die orthodoxen Marxisten und forderte, Angestellte, Beamte und Intellektuelle sowie andere »körperlich und geistig Schaffende« als gleichberechtigte Parteimitglieder anzuerkennen.[44]

In die Fußstapfen des traditionellen Revisionismus trat in diesem Punkt auch die »neue Rechte«, die sich insbesondere aus dem Hofgeismarkreis der Jungsozialisten entwickelt hatte. Ihre Kritik am industrieproletarischen Sozialismus fiel allerdings noch harscher und drängender aus als bei den Veteranen des rechten Parteiflügels. Für die »junge Rechte« hatte ein Sozialismus, der »reine Arbeiterbewegung sein will, ausgespielt«.[45] Sie focht für eine neue linke Volkspartei und machte sich für den Abschied von den alten ideologischen Dogmen der Marxisten stark.[46]

Dabei hatten die namhaften Vertreter des marxistischen Parteizentrums in der Weimarer Sozialdemokratie keineswegs ihre Augen vor den sozialstrukturellen Wandlungen in der Gesellschaft verschlossen und sich auch nicht mit der Beschwörung überkommener Theo-

40 *Eduard David*, Sozialismus und Landwirtschaft, Berlin 1930; *Paul Göhre*, Unsere Niederlage, in: Die Neue Gesellschaft, 2/3, 1906/07, Nr. 20, S. 230 ff.

41 Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, abgehalten zu Würzburg vom 14. bis 20. Oktober 1917, Berlin 1917, S. 36.

42 Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, Kassel 10.–16. Oktober 1920, Berlin 1920, S. 102.

43 Über Sollmanns Volksparteikonzept vgl. auch *Franz Walter*, Wilhelm Sollmann. Der Parteireformer, in: *Lösche/Scholing/Walter*, Vor dem Vergessen, S. 362 ff.

44 *Erhard Auer*, Das neue Parteiprogramm, in: Die Glocke 11/1, 1925, S. 744 f.

45 *Hans Hartmann*, Braucht die Sozialdemokratie die Geistigen, in: Neue Blätter für den Sozialismus 1, 1930, S. 522 ff.

46 Vgl. etwa *Georg Sinn*, Expansionsmöglichkeiten der SPD, ebda., S. 363 ff.

rieformeln gegen die neuen Herausforderungen begnügt und abgeschottet. Besonders der Vordenker dieser Mehrheitsrichtung in der Sozialdemokratie, Rudolf Hilferding, mahnte die Sozialdemokraten auf mehreren ihrer Parteitage, »über die Industriearbeiterschaft hinaus immer mehr die Grenzschichten zu gewinnen«.[47] Für Hilferding war dieses strategische Postulat gewissermaßen die Folgerung aus seinen demokratie- und staatstheoretischen Überlegungen, die er in jenen Jahren der Partei mit Nachdruck nahezubringen versuchte. Demokratie, so führte Hilferding in seinem Referat auf dem Heidelberger Parteitag 1925 aus, als er das neue Parteiprogramm vorstellte und erläuterte, bedeute für die Sozialdemokratie den Zwang, »auch jene Mittelschichten zu gewinnen, die zur Eroberung der politischen Macht notwendig sind«. Hilferding erwähnte explizit drei Gruppen, um die sich die Sozialdemokratie besonders bemühen solle: die »geistigen Arbeiter«, die Angestellten und die landwirtschaftlichen Kleinbesitzer. Am Herzen lagen ihm besonders die Angestellten, da sie, wie er illusionslos und hellsichtig diagnostizierte, an Zahl sehr viel rascher wuchsen als die Industriearbeiter. Auf andere Art ebenso wichtig nahm er die Bauern. Sie hielt er für »die eigentliche Stütze der bürgerlichen Herrschaft«; sie müßten also für die SPD gewonnen, zumindest von ihr neutralisiert werden. Hilferding gestand ein, daß die alten marxistischen Prognosen vom raschen Untergang der bäuerlichen Schichten im Zuge des kapitalistischen Konzentrationsprozesses in die Irre geführt und der Partei geschadet hatten.[48] Indessen trat Hilferding nicht nur für eine soziale, sondern auch für eine geistige Öffnung ein. Auf dem Parteitag in Kiel 1927 strich der sozialdemokratische Theoretiker heraus, was er kurz zuvor bereits auf der Reichstagung des Sozialdemokratischen Akademikerverbandes gesagt hatte, nämlich daß in der Partei nicht nur der Marxismus, sondern auch andere Weltanschauungen und Ideen ihren Platz hätten: »in unserem Hause«, so Hilferding, »sind viele Wohnungen«.[49]

Mit viel statistischer Akribie arbeitete Mitte der 20er Jahre im Theorieorgan »Die Gesellschaft« noch ein weiterer Repräsentant des marxistischen Zentrums die Notwendigkeit einer sozialdemokratischen Öffnungsstrategie heraus, der Nationalökonom und spätere Leiter der statistischen Abteilung des ADGB, Wladimir Woitinsky. Woitinsky meinte, daß die klassisch sozialistische Erwartung von der stets wachsenden Industriearbeiterschaft, der unaufhörlich schrumpfenden Bourgeoisie und den verschwindenden Zwischenschichten ernsthaft von niemandem in der Partei mehr gehegt werde, in verzerrter Form jedoch immer wieder im Selbstverständnis und in der Rhetorik zahlreicher Sozialdemokraten auftauche. Gegen solche Selbsttäuschungen und Illusionen über die sozialstrukturelle Entwicklungsperspektive der kapitalistischen Gesellschaft und des Kräfteverhältnisses der industriellen Arbeiter versuchte Woitinsky durch eine Fülle sozialstatistischer Fakten anzugehen. Das ernüchternde Ergebnis seines Zahlenmaterials: Die industrielle Arbeiterschaft umfaßte nur etwas mehr als ein Fünftel der Bevölkerung, die Zwischenschichten existierten weiterhin, der Anteil der Angestellten vermehrte sich rapide. Um zum Sozialismus zu kommen, müsse die Sozialdemokratie, riet der exilrussische Nationalökonom in nach wie vor klassisch marxistischer Terminologie, ihre »Absperrung als Arbeiterpartei« überschreiten und ein soziales Bündnis aus den verschiedenen »Heertruppen des Proletariats, der Kopf- und Handarbei-

47 Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, Berlin 11.–14. Juni 1924, Berlin 1925, S. 179.

48 Vgl. Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, Heidelberg 13.–18. September 1925, Berlin 1925, S. 276 f.

49 Protokoll SPD-Parteitag 1927, S. 222 f. Zum sozialdemokratischen Akademikertag in Nürnberg vgl. Vorwärts, 29. 4. 1927; Hamburger Echo, 20. 4. 1927; Mitteilungsblatt des Verbandes sozialdemokratischer Akademiker 1926/27, H. 10, S. 9 f.

ter, der Arbeiter und Angestellten, des städtischen Proletariats und der proletarischen und halbproletarischen Elemente des Dorfes« schmieden.[50]

Selbst auf dem linken Flügel der SPD gab es einige Sozialdemokraten, die sich nicht mit der gebetsmühlenartig wiederholten Agitationsformel von der »rücksichtslosen Vertretung proletarischer Interessen«, in welcher sich das in der Tat an Simplizität und Sterilität kaum mehr zu überbietende analytische und strategische Reflexionsniveau der Linksopposition verdichtete und zugleich erschöpfte, zufriedengeben wollten und über die soziologischen Differenzierungen und Ausdehnungsmöglichkeiten ihrer Partei nachdachten. Allen voran war dies verständlicherweise schon von Funktions wegen der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Siegfried Aufhäuser, der die freigewerkschaftliche Organisation der Angestellten, den AfA-Bund, anführte. Immer wieder ermahnte er die Partei, über die Interessenvertretung der reinen Handarbeiter nicht das Werben um die Angestellten und freien Berufe, des »ganzen neuen Proletariats«[51], zu vergessen. Insoweit stimmten Sozialdemokraten wie Aufhäuser und Hilferding durchaus überein. Auseinander gingen sie in den 20er Jahren indessen in der Antwort auf die Frage, mit welcher Politik man die neuen Angestelltenschichten am ehesten von den Vorzügen der Sozialdemokratie überzeugen könne. Während Hilferding für die sozialdemokratische Regierungsbeteiligung votierte, vertrat Aufhäuser damals die Auffassung, daß auch die Angestellten von einer lupenreinen, konsequenten sozialdemokratischen Oppositionsstrategie sehr viel mehr angetan sein würden als von einer programmatisch verwässerten Koalitionspolitik.

Vom harten Kern der sozialdemokratischen Linksopposition, die sich um die Zeitschrift »Der Klassenkampf« scharte, hatte nur einer die sozialen Herausforderungen und Zukunftsprobleme für die Sozialdemokratie in all ihren Dimensionen und Konsequenzen erkannt und Ende der 20er Jahre schonungslos thematisiert: der Pazifist und Reichstagsabgeordnete Heinrich Ströbel. Seine innerhalb der Linken außergewöhnliche Sensibilität für die Problematik einer industrieproletarischen Beschränkung der Sozialdemokratie rührte vermutlich daher, daß er zu den ganz wenigen Linksoppositionellen gehörte, die sich unmißverständlich und emotionslos für einen friedlichen, allmählichen und unbedingt demokratischen, in keinem Fall revolutionären Weg zum Sozialismus einsetzten.[52] Eine solche Sozialismusoption aber erforderte zwangsläufig, wie Ströbel zu Recht erkannte, den Rückhalt bei »einer *erheblichen* Volksmehrheit«. Die Industriearbeiterschaft reichte dazu nicht aus. Illusionslos beschrieb Ströbel, daß die Handarbeiterschaft als ganzes nur eine Minorität der Bevölkerung umschloß, zudem in sich außerordentlich heterogen sei und daher keineswegs in toto dem Sozialismus zuneige, und daß es im übrigen ein fataler Wahn sei, zu glauben, daß die industrielle und soziale Entwicklung dem Sozialismus die Massen gleichsam von selbst in die Arme treiben werde. Die Sozialdemokraten müßten schon selbst, so Ströbel, weltanschaulich und wirtschaftspolitisch initiativ werden, eine größere ideelle Spannbreite bieten und zugkräftige ökonomische Ziele setzen, um die Arbeiterklasse mit »den anderen nichtbesitzenden Schichten« zu vereinigen.[53]

Allerdings hatte der gleiche Heinrich Ströbel noch in den frühen 20er Jahren den Ausbruch der MSPD aus der proletarisch-sozialistischen Wagenburg durch eine zähe Verteidigung klassenkämpferischer Positionen zu vereiteln versucht. Damals, in den Jahren 1920 und

50 Vgl. *Wladimir Woitinsky*, Zahl und Gliederung des Proletariats, in: Die Gesellschaft 2/1, 1925, S. 398 ff.; *ders.*, Die Tendenzen der zahlenmäßigen Entwicklung des Proletariats, ebda. 2/2, 1925, S. 97 ff.

51 Protokoll SPD-Parteitag 1927, S. 200.

52 Vgl. etwa *Heinrich Ströbel*, Der Kampf um den Frieden, in: Der Klassenkampf 2, 1928, H. 4, S. 123.

53 *Heinrich Ströbel*, Was uns fehlt (II), ebda. 3, 1929, H. 23, S. 729 ff.; *ders.*, Was uns fehlt (III), ebda. 4, 1930, H. 1, S. 22.

1921, fand zumindest in einigen Zirkeln der MSPD die wohl konzentrierteste und schließlich auch folgenreichste Debatte der 20er Jahre über die soziologische und weltanschauliche Transformation der Sozialdemokratie statt. Die Partei nahm gerade Abschied von den orthodox-marxistischen Grundsätzen des Erfurter Programms und begab sich auf die Suche nach einem neuen programmatischen Profil. Als ein Kernstück dieser Programmrevision betrachteten die Reformer in der MSPD von Beginn an die soziale Öffnung der Partei für bislang vernachlässigte, nach der Revolution aber zum Teil schon in die sozialdemokratische Bewegung eingedrungene Gesellschaftsschichten. Bereits auf dem Parteitag in Kassel 1920, als der Vorsitzende der neuen Programmkommission Adolf Braun, eigentlich eher ein Mann der MSPD-Linken, die Konturen der künftigen Programmdiskussion absteckte, wurde klar, wohin die Reise ging. Das neue Programm, so Braun, sollte deutlich machen, daß sich die Partei nicht nur auf die Industrie, sondern auch auf den Handel und die Landwirtschaft erstrecke, nicht nur für Arbeiter, sondern auch für Angstellte und Beamte da sei. Zugleich markierte der alles in allem stets eher traditionalistisch denkende Braun aber auch die Grenzen der politischen und programmatischen Erneuerung der MSPD. Die Partei werde sich durch »irgendwelche Liebhabereien für einzelne Gruppen von Angestellten, Beamten usw.« niemals, so Braun, dazu verleiten lassen, den Interessen der Industriearbeiterschaft zuwiderzuhandeln.[54]

Als eigentlicher Antreiber in der Programmrevision fungierte der Chefredakteur der »Neuen Zeit«, Heinrich Cunow. Ihm ging es im Unterschied zu einigen anderen Parteireformern nicht um eine neue ethische Fundierung der Partei, ihm war es ausschließlich um eine machtpolitische Weichenstellung unter den neuen Verhältnissen der Republik zu tun. Der Gedanke, von dem er sich leiten ließ, war so einfach wie zutreffend: Mit der Arbeiterklasse allein konnte die Sozialdemokratie auf demokratischem Wege nicht zum Sozialismus gelangen, ihn weder begründen noch über längere Zeit gegen den Widerstand größerer Volksteile durchführen und halten. Aus diesem Grund durfte die Sozialdemokratie nach Auffassung von Cunow keine reine Arbeiterpolitik mehr betreiben; sie mußte Ziele formulieren und Wege beschreiten, die die Kleinbürger, Kleinbauern, Beamten und Angestellten ansprachen und überzeugten.[55] Der Redakteur der »Neuen Zeit« war zu einem radikalen Schnitt gegenüber den Erfurter Programmgrundsätzen entschlossen. Im ersten von Cunow geprägten und redigierten Entwurf des Programms fehlte daher die sozialökonomische Entwicklungsprognostik, die Untergangs- und Verelendungsprophetie des alten Programms; vom »Klassenkampf« war an keiner Stelle mehr die Rede, der Wille zum Vorstoß in neue Schichten dagegen ausdrücklich artikuliert. Indessen hatten sich die Vorstellungen der Sozialdemokraten schon zu lange in sinnstiftenden marxistischen Kategorien und Deutungsmustern ausgedrückt, als daß die Partei davon unberührt oder gar erleichtert hätte Abschied nehmen können. Kurzum: die Kommentare aus den Ortsvereinen und in der mehrheitssozialdemokratischen Presse zum Elaborat Cunows und der Programmkommission fielen überwiegend vernichtend aus. Ein bißchen klassenkämpferischer sollte es nun doch sein; so ganz wollte man auf die Zukunftsprognosen über die Konzentrations- und Verelendungsprozesse in der kapitalistischen Gesellschaft auch nicht verzichten, und allzu viele Zugeständnisse mochte man den »kleinbürgerlichen Schichten« ebenfalls nicht einräumen. Die MSPD-Linke malte den

54 Vgl. Protokoll SPD-Parteitag 1920, S. 187 ff.; noch deutlicher fiel die Volksparteioption Brauns auf dem Parteitag in Augsburg aus; vgl. Protokoll der Sozialdemokratischen Parteitage in Augsburg, Gera und Nürnberg 1922, Berlin 1923, S. 10.

55 Vgl. *Heinrich Cunow*, Zur Kritik des Programmentwurfs, in: Die Neue Zeit 39/2, 1921, S. 433 ff.

Teufel bereits an die Wand und sah die Partei schon auf dem Weg zu einer »bürgerlichen Volkspartei«.[56]

Doch so weit sollte es nicht kommen. Die Kommission zog den ersten Entwurf zurück und berücksichtigte die traditionellen Interpretations- und Orientierungsbedürfnisse bei der Ausarbeitung einer insgesamt zweimal überarbeiteten Fassung. Der Ausbruch aus der industrieproletarisch-marxistischen Wagenburg wurde gehemmt und gebremst, aber dennoch nicht gänzlich aufgegeben. An der Absicht, neue Schichten in die sozialdemokratischen Reihen zu führen, hielten die verantwortlichen Programmatiker unbeirrt fest. Man lebe nun einmal nicht mehr in der Zeit von 1891, so der Berichterstatter der Programmkommission Paul Löbe auf dem Parteitag in Görlitz 1921, sondern treibe Politik in einer Demokratie, in der es um Mehrheiten gehe, und die seien allein mit den Lohnarbeitern nicht herzustellen.[57] So wies das dann gegen nur wenige Stimmen verabschiedete Görlitzer Programm in der Tat über die industrielle Arbeiterschaft hinaus. Die Sozialdemokratie definierte sich nun explizit als eine Partei des »arbeitenden Volkes in Stadt und Land«, welche die Zusammenfassung aller körperlich und geistig Schaffenden anstrebe. Konkret appellierte sie an die »kleineren und mittleren Besitzer«, an die »Scharen geistiger Arbeiter, Beamte, Angestellte, Schriftsteller, Lehrer, Angehörige aller Art der freien Berufe«. Doch auch vom proletarischen »Klassenkampf« sprach das Programm, wenn auch als »sittliche Forderung« gleichsam ethisch veredelt, und von »proletarischen Lebensbedingungen«, in die die Mittelschichten abgesunken seien.[58] Beides aber schätzte man in diesen Kreisen nicht; man wollte kein Proletarier sein, war es zweifellos auch von den Bedingungen her nicht. Und die Aussicht auf den proletarischen Klassenkampf, einerlei ob nun ökonomisch oder sittlich begründet, trieb den Mittelschichten nun einmal seit jeher Angst und Schrecken in die Glieder. Insofern war das »Görlitzer Programm« gewiß halbherzig geraten. Auf die Mentalitäten der neu umworbenen Schichten nahm es wenig Rücksicht; auch an präzisen ökonomischen und sozialen Vorschlägen hatte es *diesen* Sozialgruppen im Grunde kaum etwas zu bieten. Gleichwohl signalisierte das Programm einen Wandel in der sozialdemokratischen Politik, die allmähliche Abkehr vom Marxismus, den Willen zur sozialen Verbreiterung und Ausdehnung der Partei. Es war zweifellos ein wenn auch verhaltenes, in sich sicher nicht konsequentes und auch ungeschickt verfaßtes, so aber doch ernstgemeintes Angebot der mehrheitssozialdemokratischen Handarbeiterbewegung an die ihr bislang fernstehenden Arbeitnehmer und selbständigen Mittelschichten, in den Reihen der Sozialdemokratie gegen materielle Not und für eine sozial gerechte und krisenfreie Gesellschaft zu kämpfen.

Ein Angebot zu machen, war die eine, einen Adressaten dafür zu finden, die andere Sache. Um Volkspartei zu werden, reichte es nicht, daß die sozialdemokratische Industriearbeiterbewegung ihre ideologischen Absperrungen abbaute, dazu mußten auch die anderen Sozialmilieus ihre Festungen, in die sie sich verschanzt hatten, schleifen, wenigstens aber die Zugbrücken herunterlassen. Und darin lag das Dilemma der Weimarer Republik, daß die Milieus einander mißtrauten, sich gegeneinander abriegelten, schließlich bekämpften. Sozialdemokratischen Öffnungsabsichten setzte dies eine Grenze. Das Echo, das auf den Görlitzer Ruf zurückschallte, war jedenfalls wenig ermutigend. Zumindest die Verbände der umworbenen Handwerker reagierten mißtrauisch, ja höhnisch auf den sozialdemokratischen Lock-

56 Vgl. etwa *Alfred Fellisch*, Das neue sozialdemokratische Parteiprogramm, in: Die Glocke 7, 1921, S. 509 ff.; *Hans Marckwald*, Gegen eine Programmrevision, in: Die Neue Zeit 39/2, 1921, S. 464 ff. Vgl. insgesamt über den Verlauf der Debatte *Winkler*, Klassenbewegung, S. 9 ff.; *Winkler* I, S. 434 ff.

57 Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, abgehalten in Görlitz vom 18.–24. September 1921, Berlin 1921, S. 297.

58 Vgl. ebda., S. V–VI (Programm).

ruf. Für die Zeitschriftenorgane der Handwerkerverbände war das »Görlitzer Programm« nicht mehr als der fade Aufguß des den Handwerkern besonders verhaßten »Erfurter Programms«. Den Sozialdemokraten gehe es nach wie vor darum, den selbständigen Mittelstand »in den Strom des Proletariats« hinabzuziehen. Aus dem sozialdemokratischen Saulus sei in Görlitz also längst »noch kein Paulus« geworden. Als Vertreter handwerklicher Interessen in den Parlamenten komme die SPD, so die Nordwestdeutsche Handwerks-Zeitung in ihrem abschließenden Urteil, keinesfalls in Frage.[59] In die gleiche Richtung zielte auch die Polemik eines anderen Selbständigenorgans, des »Deutschen Handwerkerblatts«, das ebenfalls zwischen Görlitz und Erfurt keinen Gegensatz zu erkennen vermochte. Doch zugleich legte das Blatt die Finger in eine Wunde, die in der Tat das Bündnis zwischen Arbeitern und kleinen Selbständigen schwierig machte. Das Handwerkerorgan kritisierte nämlich nicht nur die allgemeinen Grundsätze des »Görlitzer Programms«, sondern besonders dessen sozialpolitischen Forderungskatalog als »übertriebenen Arbeiterschutz«. Ein Dorn im Auge war den Handwerkern insbesondere der Achtstundentag.[60] Hier prallten mithin reale Interessengegesätze aufeinander, die durch wendige Programmformeln und die Beschwörung gleichen Elends nicht zuzudecken und erst recht nicht zu beseitigen waren.

Eine Abfuhr holten sich die Mentoren einer sozialdemokratischen Öffnung größtenteils auch bei den katholischen Arbeitervereinen. Auch dort überwog das Mißtrauen; man war ebenfalls der Meinung, daß »Görlitz« auf das gleiche hinauslaufe wie »Erfurt«, daß die Sozialdemokraten inzwischen nur taktisch etwas listiger und geschickter zu Werke gingen. Das »Görlitzer Programm« sei daher noch gefährlicher als das von Erfurt; im übrigen laute für die katholischen Arbeiter »die Lehre von Görlitz«: »Seid auf der Hut, die Sozialdemokratie ist und bleibt das, als was Papst Benedikt XV. sie bezeichnet hat, der Todfeind christlicher Grundsätze.«[61]

Doch wurden im katholischen Arbeitervereinsmilieu, besonders der Mönchengladbacher Richtung, vereinzelt auch andere Stimmen laut. Emil van den Boom, einer der sorgfältigsten Beobachter sozialdemokratischer Politik, hob den Wandel der MSPD von der Klassen- zur Volkspartei und ihre Abkehr vom Radikalismus lobend hervor, glaubte andererseits aber nicht an die Akzeptanz dieses Kurses an der sozialdemokratischen Basis. Görlitz war ihm – nicht zu Unrecht – das »Werk der Führer«; die sozialdemokratischen Massen sah er hingegen weiter auf den ausgetretenen Pfaden des materialistischen Klassenkampfes schreiten.[62]

Eine exzellente und differenzierte Analyse des »Görlitzer Programms« veröffentlichte auch die »Soziale Revue«, ebenfalls ein Organ der katholischen Arbeiterbewegung. Der Verfasser der Untersuchung bezeichnete das neue sozialdemokratische Programm als »großen Wurf«. Die Unterschiede zum »Erfurter Programm« arbeitete er klar heraus. Selbst von der Formulierung »Klassenkampf« ließ er sich nicht irritieren. Damit sollten nach seiner Auffassung – mit der er im übrigen richtig lag – nur die radikalen Gemüter innerhalb der SPD beruhigt werden. Als Konsequenz »sittlicher Forderungen« entspreche der proletarische Befreiungskampf der Sozialdemokratie im übrigen ganz den Bestrebungen der christlichen Arbeiterbewegung.[63]

Wenn auch solche Stimmen im Konzert katholischer Ablehnung eher untergingen, so zeigten sie dennoch, daß ein konsequent betriebener und zäh beibehaltener Kurs sozialdemo-

59 Nordwestdeutsche Handwerks-Zeitung 26, 1921, H. 43, S. 233.

60 Das Deutsche Handwerksblatt 16, 1922, H. 4, S. 75 ff.

61 Vgl. Der Arbeiterpräses 17, 1921, H. 9–12, S. 100 ff.; Der Arbeiter (Verband der katholischen Arbeitervereine Nord- und Ostdeutschlands, hrsg. vom Volksbüro der katholischen Arbeitervereine Berlins) 25, 1921, H. 20.

62 *Emil van den Boom*, Sozialdemokratie in ihren Richtungen, in: Präsides-Korrespondenz 34, 1921, S. 211 ff.; *ders.*, Wandel der Politik und Sozialdemokratie, in: Das Zentrum 3, 1923, S. 19 ff.

63 *Richard Berger*, Von Erfurt nach Görlitz, in: Soziale Revue 21, 1921, Nr. 23/24, S. 714 ff.

kratischer Öffnung wohl angesichts der Widerstände innerhalb und mindestens ebenso stark außerhalb der sozialistischen Industriearbeiterschaft ungeheuer schwierig, aber nicht notwendigerweise vollends zum Scheitern verurteilt war. Doch dauerte die Bewährungszeit des Görlitzer Experiments nur ein Jahr, zu kurz, um bereits sichtbare Früchte hervorzubringen. Im September 1922 vereinigte sich die MSPD mit der USPD, die den »Görlitzer Revisionismus« scharf kritisiert und entschieden abgelehnt hatte. Vertreter der beiden sozialdemokratischen Parteien einigten sich vor dem Verschmelzungsparteitag auf ein »Aktionsprogramm«, das wieder in der Terminologie des »Marxismus« und des »Klassenkampfes« gehalten war. In den darauffolgenden Jahren breitete sich das Bedürfnis nach einer radikalen Sprache und klassenkämpferischen Abgrenzungssymbolik unter den sozialdemokratischen Mitgliedern, gleichviel ob einst der USPD oder der MSPD zugehörig, noch weiter aus. Das Verlangen nach einer klassenkämpferischen Rhetorik war kein Ausfluß ideologischer Hirngespinste, sondern ein Ausdruck realer Klassenerfahrungen nach bitteren Niederlagen in Auseinandersetzungen zwischen Kapital und Arbeit besonders im Jahr der Hyperinflation, an deren Ende sich das machtpolitische Gewicht drastisch zugunsten der Unternehmerseite verschoben hatte. Das marxistische Weltanschauungssystem vermittelte der sozialpolitisch arg gebeutelten, durch die Koalitionspolitik der SPD zutiefst irritierten sozialistischen Arbeiterschaft die Sicherheit und Orientierung, nach der sie am Ende der Nachkriegsperiode dürstete. In dieser Situation konnte niemand von der industriellen Arbeiterklasse die politische Umsicht verlangen, die eigenen Rückschläge rasch wegzustecken und sich in Rücksichtnahme auf den ständischen Dünkel der Beamten und Angestellten und auf die spezifischen Interessen des Kleinbesitzers zu üben.

Im »Heidelberger Programm« der SPD von 1925 fanden die Klassenerfahrung und das Abgrenzungsbedürfnis der sozialistischen Arbeiterschaft gewissermaßen die ideologische Übersetzung. Im Text war nun wieder überwiegend von den Zielen und Kämpfen »der Arbeiterklasse« und der Solidarität »des Proletariats« die Rede. Indessen hatte man die neuen Arbeitnehmerschichten aber keineswegs gänzlich ignoriert. Das Programm sprach eigens von der wachsenden »Bedeutung der Angestellten und Intellektuellen«. Doch nach Art des »Erfurter Programms« unterstellte auch das Manifest von Heidelberg einen Prozeß zunehmender Absenkung der Zwischenschichten und vertraute auf die sich so einstellende Interessenidentität mit den übrigen Teilen der Arbeiterschaft.[64]

An dieser Haltung hielten die Sozialdemokraten während der 20er Jahre größtenteils fest. Daß die SPD, um mehrheitsfähig zu werden, die neuen Arbeitnehmerschichten – nannte man sie nun »Zwischenschichten«, »Neuproletariat«, »neue Mittelschichten«, »Kopfarbeiter« oder wie auch immer – stärker zu sich herüberziehen mußte, hatten die Sozialdemokraten durchaus begriffen, an der Spitze der Partei sicher noch stärker als an der Basis. Doch einen großen Teil dieser Aufgabe überantworteten die Sozialdemokraten der ökonomischen Entwicklung, den anderen Teil ihren überlieferten Agitations- und Aufklärungsmethoden. Dem materiell und sozial proletarisierten »Kopfarbeiter« sollten mithin die überlebten ständischen Flausen ausgetrieben und die »richtige Erkenntnis« seiner »wirklichen Klassenlage« mit Hilfe der bewährten marxistischen Gesellschaftsanalyse beigebracht werden – so etwa stellten sich die meisten Sozialdemokraten auch noch in den 20er Jahren ihre Werbetätigkeit unter den neuen Arbeitnehmerschichten vor. Daß sich Sozialdemokraten und neue Arbeitnehmergruppen gewissermaßen beiderseitig annähern mußten, daß sich die Differenzen in der Tradition, Mentalität und gesellschaftlichen Rolle zwischen Industriearbeitern, Beamten und Angestellten auch in je unterschiedlichen strategischen Vorgehensweisen der

64 Vgl. Protokoll SPD-Parteitag 1925, S. 5 f.; vgl. als Beispiele für die negative Kommentierung des Heidelberger Programms außerhalb der SPD: Das Deutsche Handwerksblatt 19, 1925, Nr. 21, S. 338 ff.; *Emil van den Boom*, Sozialistische Bewegung, in: Soziale Revue 26, 1926, S. 185 ff.

SPD niederzuschlagen hatten, daß also die Partei anstelle einförmiger politischer Agitationsmethoden eine Vielzahl sinnstiftender und attraktiver Metaphern produzieren und anbieten mußte, wollte in der SPD bis 1930 kaum jemand wahrhaben.[65] Dort glaubte man allen Ernstes, die neuen Arbeitnehmer- und Zwischenschichten mit Hilfe der sozialökonomischen Entwicklung und durch genügende Vertreibung marxistischer Aufklärungsschriften in die Wagenburg des proletarisch-sozialistischen Milieus integrieren zu können.

2. Gruppenspezifische Angebote und Reaktionen

ANGESTELLTE

Obwohl die Sozialdemokratie ihre größten Erfolge außerhalb der Industriearbeiterschaft bei Teilen der Angestellten erzielte, hatte sie sich um diese Gruppierung organisatorisch merkwürdigerweise kaum bemüht. Für die Akademiker, Jugendlichen, Kleinunternehmer und Beamten hatte die Partei Fachvereinigungen und Sonderorganisationen installiert, Zeitungen gegründet und Reichstagungen ausgerichtet, nicht aber für die Angestellten – von der kurzen Ausnahme der revolutionären Monate 1918/19 einmal abgesehen. Dabei war sich die Sozialdemokratie über die zunehmende Relevanz der Angestelltenschichten für die innere Zusammensetzung der Arbeitnehmerschaft durchaus frühzeitig im klaren. Schon auf dem Würzburger Parteitag der MSPD im Jahre 1917 wurde das rapide Wachstum der Angestelltenschichten thematisiert. Ein Delegierter hatte außerdem den politischen Einstellungswandel registriert, der sich bei Teilen der Angestelltenschaft vollzog: Bei diesen herrsche inzwischen »ein anderer Geist«; sie hätten sich »während des Krieges ganz wesentlich radikalisiert«.[66] Er schlug vor, den spezifischen sozialpolitischen Forderungen der Angestellten in der Partei künftig mehr Rechnung zu tragen.
Aufmerksamkeit schenkte die Sozialdemokratie den Angestellten besonders in den ersten Monaten des Jahres 1919, als die Sozialisierung noch auf der Tagesordnung zu stehen schien. Ihrem industrieproletarischen Anhang allein traute die Mehrheitssozialdemokratie die wirtschaftliche Umgestaltung und die Betriebsführung in der sozialisierten Industrie nicht zu. In der Partei bildeten sich daher örtliche Werbeausschüsse für Angestellte, die sich insbesondere an die technischen Angestellten wandten. In Berlin wurde eine reichsweite »Arbeitsgemeinschaft sozialistischer Techniker« gegründet, die die Ingenieure, Chemiker, Elektrotechniker, Architekten und Werkmeister geschickt umschmeichelte und ihnen leitende und kreative Funktionen in der sozialisierten Wirtschaft in Aussicht stellte. »Ihr seid die Berufenen«, lockte die »Arbeitsgemeinschaft« die technischen Angestellten, »die Sozialisierung der Betriebe vernunftmäßig zu fördern. Ohne Eure technische Erfahrung ist sie unmöglich. Stellt Euch darum in ihren Dienst.«[67] Tatsächlich verfehlten solche Appelle nicht

65 Zu den Ausnahmen gehörte Wilhelm Sollmann: »So wenig wir die Landarbeiter und die Kleinbauern mit denselben Methoden an uns ziehen können wie die großstädtischen Industrieproletarier [. . .], so wenig lassen sich die Privatangestellten mit denselben Mitteln gewinnen wie etwa die Maurer oder die Transportarbeiter. Eine geschickte Differenzierung unserer Agitation – nicht nach Berufen, aber nach Bevölkerungsschichten – ist keine Verletzung der Grundsätze einer sozialen Volkspartei.« In: Die Glocke 3, 1917, S. 47.

66 Protokoll SPD-Parteitag 1917, S. 438 f. Zur These von der Radikalisierung der Angestellten während des Ersten Weltkriegs vgl. auch *Jürgen Kocka*, Klassengesellschaft im Krieg. Deutsche Sozialgeschichte 1914–1918, Göttingen 1977², S. 65 ff.; vgl. die eher skeptischen Betrachtungen dazu bei *Winkler* I, S. 274.

67 Aufruf veröffentlicht in: Hamburger Echo, 26. 4. 1919. Zum »Werbeausschuß für sozialistische Techniker« in Hamburg vgl. ebda., 6. 3. 1919.

ihre Wirkung. In den Frühjahrsmonaten 1919 strömten viele Angestellte in die Sozialdemokratie, noch mehr indessen in die freigewerkschaftlichen Angestelltenverbände, die 1920 690 000 Mitglieder zählten und 47,5 % aller organisierten Angestellten überhaupt umfaßten; der freigewerkschaftliche »Zentralverband der Angestellten« etwa hatte 1919 366 000 Mitglieder, 26 000 mehr als 1914 und deutlich noch mehr als 1918, da während des Krieges die Mitgliederzahlen der Gewerkschaften erheblich zurückgegangen waren.[68] Das Motiv, in einem vergesellschafteten Betrieb womöglich eine gehobene Position einnehmen zu können, schien in der Tat etliche Angestellte zum Anschluß an die freigewerkschaftlich-sozialistische Arbeitnehmerbewegung beflügelt zu haben. In einigen Angestelltenschichten aber war während der Revolutionsmonate auch ein politisch ernsthafter und vor allem dauerhafter Orientierungswechsel eingetreten. Die Mehrheit der organisierten technischen Angestellten, vor dem Krieg noch überwiegend mit dem politischen Liberalismus sympathisierend und im Unterschied zu den kaufmännischen Angestellten nicht mit dem habituellen Ballast ständischer Verhaltensweisen und Lebenseinstellungen beschwert, siedelte sich auch in den folgenden Jahren der Weimarer Republik im freigewerkschaftlich-sozialdemokratischen Spektrum an, stand vielfach sogar links von der sozialdemokratischen Mehrheitslinie. Als sinnfällige Personifizierung dieser historisch-politischen Entwicklung einer Vielzahl technischer Angestellter vom Kaiserreich zur Weimarer Republik mag man die Biographie des AfA-Vorsitzenden Siegfried Aufhäuser nehmen, der als junger Politiker der linksbürgerlichen »Demokratischen Vereinigung« zum Vorsitzenden des »Bundes der technisch-industriellen Beamten« aufstieg, im Oktober 1918 zur USPD überwechselte und die sozialdemokratische Arbeitnehmerbewegung von 1921 bis 1933 als ein herausragender Repräsentant des linken Parteiflügels im Reichstag vertrat.[69] Dieser an sich bekannte Sachverhalt ist, wie uns scheint, in der wissenschaftlichen Literatur über volksparteiliche Entwicklungsmöglichkeiten und -realitäten der Weimarer Sozialdemokratie nicht genügend gewürdigt worden; schließlich war es ja keinesfalls selbstverständlich, daß der Führer der technischen Angestellten vom demokratischen Bürgertum zur sozialistischen Arbeiterbewegung konvertierte, was die These von der mangelnden Attraktivität der marxistischen Sozialdemokratie für die Angestelltenschaft schlechthin zumindest ein wenig in Frage stellt (im übrigen war es auch keineswegs selbstverständlich, daß sich ein Exponent der liberalen Gewerkschaftsbewegung, der langjährige demokratische Reichstagsabgeordnete Anton Erkelenz, im Jahr 1930 der SPD anschloß, was in der Literatur ebenfalls nur beiläufig Beachtung findet). Aufhäuser war bei den technischen Angestellten keine Ausnahme, wenn auch nicht die Regel. Die Sozialdemokratie gewann in den Weimarer Jahren einen beachtlichen Teil gerade der hochqualifizierten, eigenverantwortlich und kreativ tätigen Angestellten, die die Partei angesichts ihrer ehrgeizigen Wirtschaftsdemokratie- und Umbaupläne gewiß gut gebrauchen konnte und die auf eben solche Projekte auch überaus positiv ansprachen. Die sozialistische Arbeitnehmerbewegung erfaßte mithin schon in den 20er Jahren jene modernen Techniker- und Angestelltenberufe, um die sie Peter Glotz – der landauf, landab händeringend um die technische Intelligenz wirbt – heute zweifelsohne beneiden dürfte.

Angesichts der großen Erfolge der freigewerkschaftlichen Angestelltenverbände in der Revolutionsperiode und in den Anfangsjahren der Republik verzichtete die Partei auf eigene organisatorische Anstrengungen zur Agitation und Vertretung der Angestellten. Dieses Feld überließ man auch künftig dem AfA-Bund. Indessen setzte schon bald, deutlich ab 1922, die

68 Vgl. *Fritz W. Fischer*, Die Angestellten, ihre Bewegung und ihre Ideologien, Diss. Heidelberg 1932, S. 61 ff.; *Jürgen Kocka*, Die Angestellten in der deutschen Geschichte. 1850–1980, Göttingen 1981, S. 156 f.; *Winkler* I, S. 83 f. und 273 f.

69 Zur Biographie Aufhäusers vgl. *Werner Korthase*, Siegfried Aufhäuser. Der Organisator der »Kopfarbeiter«, in: *Lösche/Scholing/Walter*, Vor dem Vergessen, S. 15 ff.

Talfahrt der freigewerkschaftlichen Angestelltenbewegung ein. Besonders die kaufmännischen Angestellten wandten sich nun wieder in Scharen den »nationalen Verbänden« zu. 1928 zählte der AfA-Bund nur noch 396 000 Mitglieder, das bedeutete etwa ein Drittel aller organisierten Angestellten und ca. 12 % der deutschen Angestelltenschaft überhaupt.[70]
Gleichwohl hielt sich die SPD auch weiterhin mit eigenen Initiativen in der Angestelltenfrage zurück; ganz offensichtlich wollte man dem AfA-Bund nicht ins Gehege kommen. Dabei ließen die führenden Sozialdemokraten keinen Zweifel, wie wichtig sie die Angestellten gerade für die Bewältigung der konstruktiven Aufbauarbeit bei der sozialistischen Umgestaltung der Gesellschaft nahmen. So betonte Rudolf Hilferding auf dem Heidelberger Parteitag 1925, daß man die Angestellten nicht nur politisch, der Mehrheiten wegen, sondern ganz besonders auch ökonomisch benötige, gleichsam als Fachkräfte für die angestrebte wirtschaftliche Demokratisierung.[71] Alles in allem aber fielen solche Argumente, die in den Ohren der Angestellten gewiß erfreulicher und ermutigender klangen als das düstere Klagelied von der wachsenden Proletarisierung ihrer Schicht, eher selten im Angestelltendiskurs der SPD. An der Spitze der Sozialdemokratischen Partei und unter ihren Theoretikern hörte man solche Töne sicher häufiger als an ihrer Basis. Im Theorieorgan der SPD, »Die Gesellschaft«, ging etwa die Exilmenschewikin und Gewerkschaftstheoretikerin Judith Grünfeld in die gleiche Richtung wie Hilferding. Auch ihr waren die Angestellten bei der Realisierung der gemeinwirtschaftlichen Vorhaben des Sozialismus unverzichtbar, da »sie durch Vorbildung und Stellung vielfach einen größeren Einblick in die wirtschaftlichen Vorgänge gewinnen können, als es den meisten Arbeitern möglich ist«.[72] Im sozialdemokratischen Diskussionsorgan »Das freie Wort«, in dem im wesentlichen kleine und mittlere Funktionäre der Partei schrieben, kursierten hingegen die traditionellen Botschaften und Empfehlungen. Die Rezepte dort lauteten: Man solle den Angestellten nur nachdrücklich genug sagen, daß sie in Wahrheit Proletarier seien; im übrigen werde sich schon »die wirtschaftliche Entwicklung stärker erweisen als altüberlieferte Vorurteile und Illusionen«.[73]
Die Illusion aber lag bei den Sozialdemokraten. Aus der Gemeinsamkeit abhängiger Beschäftigung und sozialer Unsicherheit am Ende der 20er und in den frühen 30er Jahren wuchs keine kollektive Proletariergemeinschaft mit einer adäquaten sozialistischen Emanzipationsideologie. Zwischen Industriearbeitern und großen Teilen der Angestellten standen weiterhin die Unterschiede der Herkunft, der Vorbildung, des Habitus, der Lebensgewohnheiten, auch der Arbeitsbedingungen und der Rechtslage. Die Mehrheit besonders der kaufmännischen Angestellten gab sich schon deshalb dezidiert »national«, um sich vom »internationalen Proletariat« abzugrenzen. Darin aber tat sich das Problem für die sozialdemokratische Arbeiterbewegung auf. Im Schnitt lag sie, wie zu sehen war, bei den Angestellten nicht schlecht, bei den technischen Angestellten sogar gut. Doch ein großer Teil der außerordentlich organisationsfreudigen deutschen Angestelltenschaft stand den Sozialdemokraten nicht etwa passiv oder gleichgültig, sondern aggressiv feindlich gegenüber, und dies in Verbänden, Organisationen und Positionen, die sich durch antisozialistische und antidemokratische Ressentiments geradezu politisch definierten. Ein nicht unerheblicher Teil der Angestellten bildete also den Treibsand des antidemokratischen Protests von rechts am Ende der Weimarer Republik. Mit anderen Worten: Die sozialdemokratische Bewegung war

70 Ebda., S. 24; *Kocka*, Die Angestellten, S. 155; *Winkler* II, S. 385.
71 Protokoll SPD-Parteitag 1925, S. 276 f.
72 *Judith Grünfeld*, Angestellte und Arbeiter unter dem Druck der Modernisierung, in: Die Gesellschaft 5/2, 1928, S. 552 ff.
73 Als Beispiele unter vielen *Heinz Radloff*, Werbt die Angestellten für die Partei, in: Das Freie Wort 2, 1930, H. 32, S. 24 f.; *Karl Wiechert*, Angestellter, erkenne Dich selbst, in: ebda., H. 37, S. 22 ff.

bei den Angestellten nicht dramatisch unterrepräsentiert, aber Parteien wie die NSDAP und die DNVP waren dort weit überdurchschnittlich verankert.[74]
Es gab aber auch kein Patentrezept, mit dem die Sozialdemokraten das Problem hätten lösen können, auch keine ideologische Zauberformel, mit der die Partei die verschiedenartigen Angestelltenschichten hätte integrieren können. Die Angestelltenschaft war in sich wahrscheinlich noch inhomogener als die Arbeiterschaft.[75] Eine allgemeingültige Strategie für die Agitation bei den Angestellten schlechthin konnte es demzufolge nicht geben. So waren die im »Bund der technischen Angestellten und Beamten« organisierten Mitglieder ausgesprochen klassenkämpferisch eingestellt; ihnen ging der kompromißbereite und gemäßigte (Koalitions-)Kurs der SPD bislang gar zu weit; sie hätten es gerne radikaler gehabt. Auch der AfA-Bund als ganzer stellte sich in vielen programmatischen und politischen Debatten nicht ohne Stolz links von der Mehrheitsrichtung im ADGB und in der SPD. Schon aus Rücksicht auf ihre bereits bestehende Angestelltenbasis konnte die SPD also nicht einfach mit »rechten« Argumenten in das nationale Lager der Angestelltenschaft einzuwirken versuchen – auch hier galt: Sie hätte dort wenig gewinnen, ihre eigenen Angestelltenmitglieder aber erheblich demoralisieren können. Auch Fahnenflucht war nicht undenkbar: Schließlich lauerte auf der Linken bereits die KPD.

BEAMTE

In mancherlei Hinsicht machte die sozialistische Bewegung mit den Beamten ähnliche Erfahrungen wie mit den Angestellten. In den revolutionären Monaten 1918/19 strömten ihr aus dem Beamtenstand ganze Scharen von neuen Mitgliedern zu. Das Organ der sozialdemokratischen Staatsdiener, »Der freie Beamte«, schrieb 1926 rückblickend gar – und wohl weit übertrieben – von Hunderttausenden von Beamten, die sich der SPD unmittelbar nach Beendigung des Weltkrieges angeschlossen hätten. Wie bei den Angestellten, so schien sich in dieser Zeitsituation auch ein nicht unbeträchtlicher Teil der Beamten in die sozialistisch orientierte Arbeitnehmer- und Gewerkschaftsfront eingliedern zu wollen. Der 1922 gegründete freigewerkschaftliche Allgemeine Deutsche Beamtenbund (ADB) verzeichnete bei seiner Entstehung einen Zulauf von 350 000 Staatsbeschäftigten. Doch dann ging es mit ihm ebenso – nur noch rascher und kräftiger – bergab wie mit dem AfA-Bund. Bis 1928 hatte sich die Zahl seiner Mitglieder um mehr als die Hälfte auf insgesamt nur noch 166 000 Mitglieder reduziert.[76] Doch die Sozialdemokraten schließlich näherten sich den Beamten agitatorisch und programmatisch auf die gleiche ambivalente Weise wie den Angestellten: Teils behandelten sie sie wie Proletarier, denen man nur noch beizubringen brauchte, daß sie es auch wirklich waren, teils schmeichelten sie ihnen aber auch und ließen ihre besonderen Interessen unangetastet. So ließ der Beamtenexperte der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion, Willy Steinkopf, schon auf dem Weimarer Parteitag der MSPD Mitte Januar 1919 keinen Zweifel daran aufkommen, daß die Sozialdemokraten die »wohlerworbenen Rechte« der Beamten – lebenslange Sicherheit des Arbeitsplatzes, Hinterbliebenenversorgung etc. – nicht in Frage stellten. An diese Devise hielten sich die Sozialdemokraten während der gesamten Republik. Auch um ihre Stellung in der sozialistischen Zukunftsgesellschaft sollten sich die Beamten nicht sorgen müssen. Der sozialistische Staat, verhieß Steinkopf in Weimar, brauche ein nicht minder starkes Berufsbeamtentum wie der bürgerliche.[77]

74 Vgl. dazu die Zahlen bei *Prinz*, Vom neuen Mittelstand, S. 79.
75 Vgl. dazu *Fischer*, Die Angestellten, S. 83; *Lederer*, Die Umschichtung, S. 181.
76 Vgl. *Winkler* II, S. 386.
77 Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, abgehalten in Weimar vom 10. bis 15. Juni 1919, Berlin 1919, S. 393.

Wenn die Sozialdemokraten auch einerseits die realen Privilegien der Beamten anerkannten – sich allerdings in diesem Zusammenhang stets damit legitimierend, daß man dergleichen auch für die übrigen Arbeitnehmer anstrebe –, so beschworen sie andererseits doch immer wieder die soziale Interessenidentität und das gleichartige proletarische Schicksal von Arbeitern, Angestellten und Beamten, ja, sie hielten den Hinweis darauf bereits für die probate Agitationsmethode schlechthin. So lautete die schlichte Analyse und die nicht minder simplifizierende strategische Schlußfolgerung des Parteivorstandes in seinem Bericht auf dem Görlitzer Parteitag 1921: »Die staatsbürgerlichen und wirtschaftlichen Interessen der Beamten decken sich in jeder Beziehung mit denen der Arbeiter und Angestellten. Unsere ganze Aufklärungsarbeit kann sich daher darauf beschränken, den Beamten diese Interessensolidarität zum Bewußtsein zu bringen.«[78] Von übereinstimmenden Interessen zwischen Kopf- und Handarbeitern war auch im Aktionsprogramm der sozialdemokratischen »Zentralstelle für Beamtenfragen« von 1920 die Rede, und deren Leiter, Hermann Wäger, bezeichnete es auf einer Konferenz des sozialdemokratischen Reichsbeamtenrats Mitte November 1921 als obersten Gedanken der Aufklärungsarbeit, den Staatsdienern beizubringen, »daß sie gemeinsame wirtschaftliche und politische Interessen mit der gesamten Arbeiterschaft zu vertreten haben«.[79]

Immerhin aber zeigte die Existenz gesonderter sozialdemokratischer Beamtenorgane und -konferenzen – dergleichen hatte die Partei, wie wir sahen, für die Angestellten nicht konstituiert –, daß die Sozialdemokratie um die Bedeutung der Beamten und um die besonderen Probleme, diesen weitgehend noch in der Lebens- und Gedankenwelt des Obrigkeitsstaats wurzelnden Stand in die sozialdemokratische Bewegung zu integrieren, wußte. Die SPD richtete daher Anfang 1920 auf Beschluß des Weimarer Parteitages eine »Zentralstelle für Beamtenagitation« beim Parteivorstand ein. Die »Zentralstelle« sollte nach außen unter den der SPD fernstehenden Beamten werben und im Inneren der Partei die traditionelle mentale Kluft zwischen Arbeitern und in die Partei neu eingetretenen Beamten schließen helfen. Seit dem Frühjahr 1920 bewilligte der Parteivorstand der »Zentralstelle« überdies noch die Herausgabe einer eigenen Beamtenzeitschrift, »Der freie Beamte«, die mit Unterbrechungen während der Inflationskrise bis 1926 erschien. Einen separaten organisatorischen Rahmen schuf der Parteivorstand zudem noch für eine spezifische Gruppe der Beamtenschaft, die Lehrer, die sich Ostern 1919 zur »Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Lehrer« (AsL) zusammenschlossen und ebenfalls zeitweilig in einem eigenen Organ, »Der freie Lehrer«, ab 1925 in der »Sozialistischen Erziehung« publizieren konnten. Ende der 20er Jahre umfaßte die AsL etwa 7 000 Mitglieder.[80] Auch diese neue Gruppe in der Sozialdemokratie stand – wie große Teile der technischen Angestellten – auf dem linken Flügel der sozialistischen Bewegung und in einer Daueropposition zur pragmatischen und kompromißbereiten Schulpolitik der sozialdemokratischen Reichs- und Landtagsfraktionen, besonders derjenigen in Preußen, die ihre Koalition mit dem Zentrum nicht durch von der AsL verlangte weltlich freidenkerische Rigorositäten gefährden wollte. Der Einfluß der Lehrer in der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung war keineswegs gering. Eine herausragende Rolle spielten sie besonders in Sachsen und in Hamburg; in einigen Großstädten, so etwa in Köln und Breslau, standen Lehrer an der Spitze der örtlichen Parteiorganisation bzw. der kommunalen Ratsfraktion. Besonders stark aber prägten sie viele Kulturorganisationen des sozialistischen Mi-

78 Protokoll SPD-Parteitag 1921, S. 26.

79 Zum Aktionsprogramm vgl. Der Freie Lehrer 2, 1920, H. 2, S. 11; zur Konferenz des Reichsbeamtenbeirats vgl. Hamburger Echo, 16. und 17. 11. 1921.

80 Zur Gründungskonferenz der AsL vgl. Der freie Lehrer 1, 1929, H. 2, S. 12; die Mitgliederzahl in: Der Volkslehrer 9, 1927, S. 195.

lieus, die nachgerade wie Veranstaltungen von Volksschullehrern für junge Facharbeiter wirkten.[81]

Bei den übrigen Beamten aber faßte die SPD nur schwer Tritt. Die Beamtenwerbeausschüsse, die die Partei während und nach der Revolution in allen Teilen des Reiches einzurichten versuchte, funktionierten bestenfalls in einigen Großstädten; in den ländlichen Bezirken bestanden sie dagegen nur auf dem Papier. An der Parteibasis begegnete man den speziellen Beamtenorganen überdies mit großem Mißtrauen; oft wurde der Vorwurf der »Sonderbündelei« und der »Beamtenbevorzugung« laut.[82] Zu einer Erfolgsgeschichte läßt sich der Umgang der Weimarer Sozialdemokraten mit den Staatsdienern sicher nicht aufwerten, auch wenn der Beamtenanteil von ca. 4 % an der Parteimitgliedschaft nur 1 % unter dem Beamtenanteil an der gesamten erwerbstätigen deutschen Bevölkerung und insofern keineswegs verheerend niedrig lag.[83]

Das Gros der Beamten aber blieb weiter ständischen Denk- und Verhaltensweisen verhaftet und sah auf die sozialdemokratischen Arbeiter mit wachsenden Ressentiments, teils offener Feindschaft herab. Dazu hätte es nicht zwingenderweise kommen müssen, wie die hohe Zahl freigewerkschaftlicher Beamter in der Frühzeit der Republik und der Masseneintritt von Beamten in die Sozialdemokratie während der revolutionären Monate zeigte. Doch die hohen Erwartungen, die die sich zwischenzeitlich nach links orientierenden Beamten – gewiß nicht zuletzt aus opportunistischen Motiven – an die Sozialdemokratie richteten, schlugen schon bald in eine tiefe Enttäuschung um und mündeten in einer langfristigen Abkehr von der SPD. Schuld daran trug indessen weniger die marxistische Ideologie oder die klassenkämpferische Rhetorik der sozialistischen Arbeiterbewegung, verantwortlich dafür waren in erster Linie die Ungeschicklichkeit, Zaghaftigkeit und Erfolglosigkeit sozialdemokratischer Regierungspolitik. Schon einen Teil der Angestellten hatte die SPD durch ihre Versäumnisse in der Sozialisierungspolitik verprellt. Den Weg zu einer umfassenden und attraktiven Arbeitnehmer- bzw. Volkspartei versperrte sich die SPD in der Frühzeit der Republik gar nicht so sehr durch den ideologischen Ballast proletarischer Klassenkampftraditionen, sondern mehr durch den Mangel an Energie, Entschlossenheit und Härte in ihrer Politik an der Regierung – wozu zugegebenermaßen objektive Hindernisse und Restriktionen erheblich beitrugen.

Ernüchterung und Frustration breitete sich bei den anfänglich sich zur SPD bekennenden Beamten schon in den Frühjahrsmonaten 1919 aus, als die erwartete Verwaltungsreform und Demokratisierung des Staatsapparates ausblieben, statt dessen aber die reaktionären Beamten der Monarchiezeit weiterhin den Ton angaben und ihren sozialistischen Kollegen – und ihren Staatssekretären und Ministern – das Leben schwer machten, sie drangsalierten und zurücksetzten, wo sie nur konnten. In dieser Phase wandten sich diejenigen Beamten, die sich von den neuen »Machthabern« ein besseres berufliches Vorwärtskommen versprochen hatten, von der SPD ab. Eine tiefe und in den restlichen Weimarer Jahren nicht mehr zu überbrückende Kluft tat sich zwischen großen Teilen der Beamtenschaft und den Sozialdemokraten seit den Personalabbaumaßnahmen im öffentlichen Dienst während der Jahre 1923/24 auf, für die die Staatsdiener, sicher nicht einmal mit halbem Recht, vorwiegend die Sozialdemokraten verantwortlich machten. Hier paarte sich auf seiten der Sozialdemokraten objektiver Problemdruck mit kurzsichtigen Lösungen. In der Tat fielen die ersten Personalabbaumaßnahmen noch in Zeiten sozialdemokratischer Regierungsbeteiligung, und sie wurden in den Ländern und Kommunen unter sozialdemokratischer Mitwirkung durchge-

81 Dies sind die Ergebnisse eines breit angelegten Forschungsprojektes zur sozialdemokratischen Organisationsstruktur, an dem die Verf. seit 1985 arbeiten.

82 Protokoll SPD-Parteitag 1921, S. 25 f.; *Sühl*, SPD und öffentlicher Dienst, S. 218.

83 *Kocka*, Die Angestellten, S. 149; SPD-Jahrbuch 1930, S. 194.

führt, wozu es angesichts der katastrophalen Finanzlage der öffentlichen Hand auch zweifellos keine realistische Alternative gab. Allerdings festigte der Personalabbau das politische Gewicht ausgerechnet des monarchistisch orientierten Beamtenkorps, da die Maßnahmen – mit Zustimmung der Sozialdemokraten – zuerst diejenigen öffentlichen Bediensteten trafen, die erst nach der Revolution eine staatliche Anstellung gefunden hatten – worunter eben nicht wenige Republikaner und Sozialdemokraten waren.[84]

Damit aber war das Fiasko sozialdemokratischer Beamtenpolitik perfekt, zumal auch die in Amt und Würden gebliebenen Staatsdiener der sozialdemokratischen »Systempartei« und der Republik insgesamt wegen des zum Teil beträchtlichen Rückgangs der Beamteneinkommen während der Inflationskrise zürnten. Aus dieser Misere half den Sozialdemokraten auch nicht ein »Beamtenprogramm«, das der Berliner Parteitag 1924 verabschiedete.[85] Keine der dort entfalteten Forderungen nach Demokratisierung und sozialer Öffnung des Beamtenapparats konnte in Weimar verwirklicht werden, zumal sich die Partei gerade wieder für Jahre von der Regierungsmacht im Reich verabschiedet hatte.[86] Das Programm blieb reine Deklamation. In der zweiten Hälfte der 20er Jahre, als die sozialdemokratische Arbeiterbewegung ihr kulturelles Milieu zur höchsten Blüte brachte und sich mehr und mehr dorthin zurückzog, verzichtete die Partei stillschweigend auf expansive Vorstöße in das Lager der ihr fernstehenden Beamten. Beamtenwerbeausschüsse gab es kaum noch, das Beamtenorgan wurde eingestellt.

Statt dessen achtete gerade die Mehrheit der bereits in die SPD eingetretenen Beamten auf die Reinheit freigewerkschaftlich-sozialistischer Prinzipien und betrieb eine brüske Abschottung gegenüber Beamten anderer oder neutraler Richtung. Der Parteivorstand hätte sich hier gern offener und weniger orthodox verhalten als die eigenen Genossen, die gerade jenen Berufsgruppen angehörten, um deren weiteren Zuzug es der Parteispitze eigentlich zu tun war. Es ging hierbei um die Frage der gewerkschaftlichen Organisation der sozialdemokratischen Beamten, woran sich ein jahrelanger, erbittert geführter innerparteilicher Streit entspann, der die Energien der daran beteiligten sozialistischen Staatsdiener in einem Maße absorbierte, daß für die Agitations- und Werbearbeit unter den übrigen, nicht parteigebundenen Beamten weder Kraft noch Zeit blieb. Man war, wie so oft in der Sozialdemokratie, mit sich selbst beschäftigt.

Die Querelen begannen mit der Gründung des freigewerkschaftlichen Allgemeinen Beamtenbundes (ADB) im Jahre 1922.[87] Ein Teil der sozialdemokratischen Beamten trat dem ADB bei, ein anderer Teil aber blieb in der Spitzenorganisation der Beamtenschaft, dem Deutschen Beamtenbund (DBB), organisiert. Der DBB umfaßte in den späten 20er Jahren etwa 80 % der deutschen Beamten; er zählte über 800 000 Mitglieder mehr als die freigewerkschaftliche Konkurrenz. Der DBB gab sich betont überparteilich, bekannte sich aber immer wieder zur Verfassung und zur Republik – was angesichts der reaktionären Mentalität zahlreicher Beamter nicht wenig war. Gleichwohl drangen die ADB-Mitglieder in der SPD darauf, daß alle sozialdemokratischen Beamten aus dem DBB aus- und in den ADB einzutreten hätten. In der SPD führten die ADB-Mitglieder einen regelrechten Kleinkrieg gegen die Angehörigen des Deutschen Beamtenbundes, die sie aus Funktionen und Ehren-

84 Vgl. Protokoll SPD-Parteitag 1925, S. 125; *Sühl*, SPD und öffentlicher Dienst, S. 82 ff.

85 Protokoll SPD-Parteitag 1924, S. 153.

86 Vgl. hierzu *Gabriele Hoffmann*, Sozialdemokratie und Berufsbeamtentum, Hamburg 1973, S. 118 ff.

87 Vgl. für den folgenden Abschnitt SPD-Jahrbuch 1926, S. 41 ff.; Protokoll SPD-Parteitag 1927, S. 37 ff.; Protokoll SPD-Parteitag 1929, S. 43 und 86 f.; Protokoll SPD-Parteitag 1931, S. 261 f.; *W. Frick*, Sozialdemokratie und Beamtenorganisation, in: Der Beamtenbund 15, 1931, Nr. 29, S. 2; Sozialdemokratischer Parteitag in Leipzig, ebda., H. 41, S. 3; *Winkler* II, S. 386 ff.

ämtern der Partei zu verdrängen versuchten, was ihnen besonders in Hochburgen der Linken nicht selten auch gelang. Indessen bekundete der Heidelberger Parteitag der SPD 1925 eine strikte Neutralität gegenüber den beiden Beamtenorganisationen. Im Januar 1927 erklärte der Parteivorstand – der innerparteiliche Beamtenstreit wurde immer quälender –, daß er den DBB nicht mit einer rechten Richtungsgewerkschaft gleichsetze, daher gegen eine Mitgliedschaft nichts einzuwenden habe; Mitgliedschaften zweiter Klasse dürfe es im übrigen in der SPD nicht geben. Dies aber war das Ziel der sozialdemokratischen Linken und der sozialdemokratischen Funktionäre im ADB. Auf dem Kieler Parteitag 1927 lagen 20 Anträge vor, die die Mitgliedschaft in einer freigewerkschaftlichen Organisation allen Sozialdemokraten, mindestens aber den Funktionären zur Pflicht machen wollten. Gegen diese »Unduldsamkeit« setzte sich Otto Wels leidenschaftlich zur Wehr. Zwar erreichte er, daß der Parteitag die Parteivorstandserklärung vom Januar 1927 übernahm, mithin eine Diskriminierung der DBB-Mitglieder ausschloß, doch konnte er nicht verhindern, daß die Delegierten zugleich eine Option für den freigewerkschaftlichen ADB beschlossen. Der Parteivorstand blieb auch in den nächsten zwei Jahren und trotz heftiger Attacken der freigewerkschaftlichen Beamten bei seiner Haltung, DBB-Mitglieder bei der Besetzung von Parteifunktionen nicht zu benachteiligen. Zum Eklat aber kam es, als der Obmann des Fachausschusses Beamte in der SPD-Reichstagsfraktion, Willy Steinkopf, 1929 vom ADB zum DBB übertrat. Die Parteispitze geriet so sehr unter Druck, daß sie Steinkopf 1930 fallen ließ und ihn anläßlich der Reichstagswahlen im September nicht mehr auf die Reichsliste setzte. Zwar standen immer noch, wie das Organ des »Deutschen Beamtenbundes« kurz vor den Wahlen herausstellte, fünf sozialdemokratische DBB-Mitglieder auf aussichtsreichen Listenplätzen[88], doch bedeutete die Kaltstellung Steinkopfs zweifellos einen Affront für etliche zehntausend Beamte, die als sozialdemokratische Wähler dem DBB angehörten.

Indessen war der Rückzug der SPD auf die freigewerkschaftlich-sozialistischen Truppen[89] in erster Linie nicht das Werk der industrieproletarischen Mitglieder oder der Parteispitze, sondern der Angehörigen just jener Schichten, für die sich die SPD geöffnet hatte: der links stehenden Beamten und Angestellten, vor allem aber der Lehrer. In ihrem eigenen Bereich, der »Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Lehrer« und im sozialdemokratisch orientierten »Bund der freien Schulgesellschaften«, hatten die sozialdemokratischen Pädagogen im übrigen einen vergleichbaren, gar noch rigideren Dogmatismus vorexerziert. In beiden Organisationen setzte sich der linkssozialistische Flügel durch, der den Austritt sozialdemo-

88 Vgl. Der Beamtenbund 14, 1930, Nr. 67 (Titelseite). Mehr Reichstagskandidaten, die dem DBB angehörten, hatte im übrigen mit 6 nur das Zentrum aufzuweisen; DVP, DDP und Konservative Volkspartei kamen auf je 3, die DNVP auf einen Kandidaten des Beamtenbundes. Solche Zahlen sprechen nicht gerade für die Abschottung der SPD. Die Sozialdemokraten im DBB, die sich 1927 zu einer »Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Beamte im Deutschen Beamtenbund« unter dem Vorsitz des Bundesdirektors des DBB Lockenritz zusammenschlossen, wurden nicht nur von links, sondern auch von rechts attackiert. Kurz nach der Gründung der »Arbeitsgemeinschaft« – die den ADB-Sozialdemokraten ebenfalls ein Dorn im Auge war – forderten Beamtenabgeordnete sämtlicher bürgerlicher Parteien den DBB-Vorsitzenden Flügel auf, gegen die sozialdemokratischen Beamten vorzugehen, was dieser allerdings ablehnte; vgl. Deutsche Wacht 20, 1927, Nr. 31, S. 123 f.

89 Allerdings blieb die Bedeutung der sozialdemokratischen Beamten im DBB weiterhin höchst beachtlich. So gehörten immerhin nicht weniger als 31 % der Delegierten auf dem Bundestag des DBB im Oktober 1930 der SPD an. Vgl. *G. Stratmann*, Sozialdemokratie und Beamte, in: Das Freie Wort 3, 1931, H. 4, S. 7–9, hier: S. 9.

kratischer Lehrer aus dem »Deutschen Lehrerverein« betrieb.[90] Der »Deutsche Lehrerverein« war die eigentliche Massenorganisation der Volksschullehrer; er zählte in der zweiten Hälfte der 20er Jahre durchweg über 140 000 Mitglieder und stand in den meisten Landesverbänden zeitweise der Schulpolitik der Demokraten nahe. In Hamburg, Bremen und Sachsen hingegen war der »Deutsche Lehrerverein« fest in der Hand sozialdemokratischer Lehrer. Doch das reichte dem Gros der linkssozialistischen Lehrer in der SPD nicht aus; für sie war der »Lehrerverein« ständisch und liberal und daher nicht akzeptabel. Ihr Prinzip hieß: lieber organisatorisch klein, dafür aber im sozialistischen Sinne rein.
Sie traten daher der »Gewerkschaft deutscher Volksschullehrer« bei, die sich 1921 zunächst als weltanschaulich neutrale Interessenorganisation vorwiegend der Junglehrer mit rund 10 000 Mitgliedern gebildet und 1925 auf eine freigewerkschaftliche Plattform gestellt hatte. Diese freigewerkschaftliche Orientierung kostete die Gewerkschaft 4 000 Mitglieder. Die SPD-Lehrer schafften es mit einem rigoros marxistischen Ausgrenzungskurs, die Gewerkschaft in den nächsten drei Jahren noch um weitere 5 000 Mitglieder zu dezimieren. 1929 gehörten der »Gewerkschaft«, für die die sozialdemokratischen Pädagogen optierten, 1 000 Lehrer an, allesamt überzeugte Marxisten, Freidenker und Aktivisten für eine dissidentisch-sozialistische Proletarierschule. Neue Sympathisanten für eine weltlich-sozialdemokratische Schulpolitik hatte die »Gewerkschaft deutscher Volksschullehrer« in ihrer Geschichte nicht hinzugewonnen, sondern nur die sowieso schon Überzeugten auf ideologisch enger Grundlage erfaßt, die Zweifelnden und Zaudernden dagegen durch Rigidität und Dogmatismus abgestoßen und abgeschreckt. Dies war in der Tat eine merkwürdige Dialektik sozialdemokratischer Öffnung in der Weimarer Republik: daß die Gruppen, die die SPD neu gewann, sich vielfach konsequenter proletarisch und marxistisch gerierten und abgrenzender verhielten als die alte Mitgliederbasis der Lohnarbeiterschaft.

AKADEMIKER UND INTELLEKTUELLE

Bei den Wissenschaftlern, Künstlern und Schriftstellern hatte die SPD, so Heinrich August Winkler, keinen Anklang gefunden. Der Geist habe entweder ganz links oder ganz rechts gestanden; mit dem kleinbürgerlichen Habitus der SPD hätten die Intellektuellen hingegen nichts Rechtes anfangen können.[91] In der Tendenz dürfte Winkler zweifelsohne richtig liegen. Die Namen, die einem spontan bei dem Stichwort »Weimarer Kultur« einfallen, assoziiert man schließlch in der Tat nicht unbedingt mit den biederen Lebensweisen im sozialdemokratischen Facharbeitermilieu: ob nun Brecht, Piscator, Heartfield oder Jünger, George und Spengler. Aber, so möchten wir verhalten einwerfen, was war mit Thomas Mann, der in seiner »Deutschen Ansprache« im Oktober 1930 den »politischen Standort des deutschen Bürgertums« an »der Seite der Sozialdemokratie« sah?[92] Was mit dem Autor von »Berlin Alexanderplatz«, Alfred Döblin, der ein Parteibuch der Sozialdemokratie besaß? Was mit Leopold Jessner, neben Reinhardt, Fehling und Piscator gewiß einer der ganz großen Regisseure der 20er Jahre? Auch er gehörte schließlich der SPD an. Oder August Sander, der si-

90 Zur Entwicklung der »Gewerkschaft deutscher Volksschullehrer« vgl. die Jahrgänge der Verbandszeitschrift »Der Volkslehrer« 3, 1921–11, 1929; zur Haltung des »Bundes der freien Schulgesellschaften« in dieser Frage vgl. Die freie weltliche Schule 9, 1929, Nr. 6, S. 38 und 46, und Nr. 11, S. 85; zur etwas gemäßigteren Einstellung der AsL vgl. Sozialistische Erziehung 3, 1927, Nr. 9, S. 35 f.; ebda. 4, 1928, Nr. 7, S. 28, und Nr. 11, S. 51.

91 *Winkler* II, S. 709.

92 Vgl. *Thomas Mann*, Von Deutscher Republik. Politische Schriften und Reden in Deutschland, Frankfurt 1984, S. 314.

cher bedeutendste deutsche Porträtfotograf des 20. Jahrhunderts überhaupt. Er war Sozialdemokrat wie der Architekt Max Taut, wie der Schriftsteller und Philosoph Theodor Lessing, wie der Publizist und Statistiker Emil Julius Gumbel. Natürlich ist nicht zu leugnen, daß die Sozialdemokraten unter den Professoren an den deutschen Hochschulen nur wenige Freunde hatten. Und doch gab es einige hochkarätige Wissenschaftler, die sich der Partei angeschlossen hatten oder mit ihr sympathisierten: die Soziologen Ferdinand Tönnies, Siegfried Marck und Karl Mannheim, der Pionier der sozialhygienischen Medizin Alfred Grotjahn, der Theologe und Philosoph Paul Tillich, der Sexualwissenschaftler Magnus Hirschfeld, die Staatsrechtler Gustav Radbruch und Hermann Heller, die Ökonomen Eduard Heimann und Emil Lederer, um nur die vielleicht bedeutendsten Hochschullehrer zu nennen. Einige sozialistische Studenten kamen erst nach 1945 zu Ruhm: so Golo Mann, der dem sozialdemokratischen Studentenverband in Heidelberg angehörte, und Hans Mayer, der bei den jungen Sozialisten in Köln aktiv war.

Allerdings wollen wir keinesfalls den Eindruck erwecken, als hätte die Sozialdemokratie im akademischen Deutschland reüssiert. Zweifelsohne war eher das Gegenteil der Fall. Nur in den revolutionären Monaten 1918/19 zog die sozialdemokratische Arbeiterbewegung das Interesse von Akademikern und Intellektuellen auf sich – erneut ein Beleg dafür, daß die Sozialdemokraten in dieser kurzen Zeit am Anfang der Republik ein Stück weit wirkliche Volkspartei verkörperten. Damals stellten zahlreiche Akademiker ihre neu entdeckte Verbundenheit mit dem sozialdemokratischen Proletariat dadurch heraus, daß sie sich selbst als »geistige Arbeiter« bezeichneten und in »Arbeitsgemeinschaften« bzw. »Vereinigungen sozialdemokratischer Geistesarbeiter« zusammentaten.[93] Der Empfang in der Sozialdemokratischen Partei fiel allerdings kühl und reserviert aus. Viele Sozialdemokraten vermuteten hinter dem plötzlichen Enthusiasmus der gebildeten Bürger für die sozialistische Bewegung weniger edle Motive denn opportunistische Beweggründe. In der SPD war, wenn die Rede auf die akademischen Neugenossen kam, allenthalben abschätzig von »Novembersozialisten« die Rede. Die Parteiführung zeigte auch in diesem Fall größere Weitsicht und Öffnungsbereitschaft. Auf dem Weimarer Parteitag im Juni 1919 erklärte der Parteivorsitzende Otto Wels energisch und bestimmt, daß er dem Wort »Novembersozialisten« »kein Heimatrecht in der Partei einzuräumen« gedenke. Wo der gelernte Tapezierer Otto Wels als führender Vertreter der Facharbeiterschaft Wohlverhalten gegenüber den neuen Schichten demonstrierte, spielte sich dagegen mit Georg Davidsohn, einst Student der Philosophie und Romanistik, bezeichnenderweise ein intellektueller Repräsentant, der allerdings schon 1900 zur Partei gefunden hatte, als strenger Hüter der proletarischen Parteitradition auf: »Nun zum Kapitel Novembersozialisten [. . .]. Wir müssen von den Parteigenossen, die neu in die SPD eintreten, verlangen, daß sie zunächst einmal Rekrutendienste tun (lebhaftes sehr richtig!). Sagen wir ihnen: Fügt euch erst einmal ein in die Partei und strebt nicht von vornherein danach, ältere Genossen von Plätzen zu drängen, auf die sie durch das Vertrauen der Partei gestellt sind.«[94] Rekrutendienste oder gar die berühmte sozialdemokratische »Ochsentour« waren indessen nicht die Sache der Akademiker. So plötzlich, wie die Begeisterung für den Sozialismus unter ihnen aufgekommen war, so schnell verschwand sie auch wieder. Den Sozialismus hatten sich die meisten von ihnen doch anders, etwas erhabener, vorgestellt, als eine Art kulturelle Veredelung der Menschen und nicht als eine »Messer- und Gabelangelegenheit«, als die die Gebildeten die sozialdemokratische Praxis jener Monate später frustriert und verächtlich qualifizierten.[95] Wie bereits in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts, als ebenfalls zahlreiche Intellektuelle, animiert durch die Gesellschaftskritik des

93 Vgl. etwa Rheinische Zeitung, 6. 1. und 14. 3. 1919; Der freie Lehrer 2, 1920, Nr. 21, S. 158.
94 Vgl. Protokoll SPD-Parteitag 1919, S. 142 und 199.
95 Vgl. *Emil van den Boom*, Sozialdemokratie und Berufsstände, Mönchengladbach 1921, S. 44 f.

Naturalismus, ihr Herz für die Ausgebeuteten und Entrechteten entdeckt hatten, lief mithin auch diese Begegnung zwischen der Sozialdemokratischen Partei und einem Teil des deutschen Bildungsbürgertums enttäuschend ab. Daran trugen die überspannten und gänzlich unrealistischen Erwartungen und Vorstellungen vieler Akademiker allerdings mindestens ebensoviel Schuld wie die vielzitierten und fraglos vorhandenen antiintellektuellen Vorbehalte der sozialistischen Facharbeiterschaft.

Die Parteispitze signalisierte trotz des Rückschlags von 1919 gleichwohl auch in den folgenden Jahren ihr Interesse an den Intellektuellen. Auf dem Berliner Parteitag der SPD 1924 versprach der Vorsitzende des Zentralbildungsausschusses, Heinrich Schulz, daß die SPD jeden Intellektuellen, der sich zum Sozialismus bekenne, »freudig aufnehmen« werde. Ihm sekundierte der Parteitheoretiker Rudolf Hilferding mit dem Satz: »Wir brauchen sie, weil für gewisse Aufgaben die Intellektuellen durch ihre systematische Schulung besser vorgebildet und geeignet sind.«[96] Auch gab die Partei den Intellektuellen und verschiedenen akademischen Berufsgruppen durchaus Raum zur organisatorischen Entfaltung und eigenständigen Kommunikation. An Angeboten für die akademischen Schichten hat es also nicht gefehlt. Daß der Erfolg dieser Anstrengungen zwar da war, aber durchaus begrenzt blieb, lag häufiger an Dogmatismen und Verengungen der bereits sozialdemokratisch organisierten Intellektuellen selbst als an Engstirnigkeit der sozialdemokratischen Facharbeiter bzw. deren Führung.

Die Möglichkeiten und Grenzen sozialdemokratischer Akademikerpolitik in den Weimarer Jahren lassen sich deutlich am Beispiel der sozialistischen Studentenorganisation erhellen. Die sozialdemokratischen Studenten befanden sich in jenen Jahren an den deutschen Hochschulen in einer ausgesprochenen Diasporasituation; die überwiegende Mehrheit ihrer Kommilitonen stand sowohl sozial als auch politisch auf der anderen Seite der Barrikade. Die Hochschulen waren früher als jede andere öffentliche Institution in Deutschland ein Hort des militanten Rechtsradikalismus. Bereits 1931 hatte der Nationalsozialistische Deutsche Studentenverband die Mehrheit der ASten fest im Griff.[97] Und doch übertrumpfte ihn der sozialdemokratische Studentenverband an Zahl seiner Mitglieder. 1931 umfaßte die »Sozialistische Studentenschaft Deutschlands und Österreichs« 5 500 Studenten und war damit der mit Abstand stärkste parteipolitische Hochschulverband der Republik.[98] Der nationalsozialistische Studentenverband kam dagegen zur gleichen Zeit, in der er die Macht in den Organen der Studentenschaft übernahm, auf nur 4 000 Mitglieder und lag abgeschlagen auf dem zweiten Platz. Auch konnte sich der Organisationsgrad der sozialistischen Studenten an einigen Hochschulen des Reichs sehen lassen. An der Hamburger Universität waren 7 % der dort immatrikulierten Studenten Mitglied des sozialdemokratischen Studentenverbandes; in Berlin und Braunschweig waren es 4 %, in Kiel, Frankfurt und Heidelberg immerhin noch 3 %[99] – Quoten, von denen die Funktionäre in den heutigen sozialdemokratischen Studentenorganisationen nur noch zu träumen vermögen.

Die sozialistische Studentenorganisation der Weimarer Republik bewies damit die typische Stärke einer sozialdemokratischen Organisation: Das prinzipielle Potential – die studierenden Söhne und Töchter aus sozialistisch orientierten Familien – wurde weitgehend erfaßt. Doch darüber hinaus sprachen die sozialdemokratischen Studenten überhaupt nicht an. Die programmatischen Manifestationen des sozialistischen Studentenverbandes waren geeignet, das eigene Milieu in der schwierigen Defensivsituation an den Hochschulen zusammenzuhalten – was gewiß nicht wenig war – und es mit sinnstiftenden Perspektiven aufzufüllen,

96 Protokoll SPD-Parteitag 1924, S. 94 und 179.
97 Vgl. *Konrad Jarausch*, Deutsche Studenten 1800–1970, Frankfurt 1984, S. 160.
98 Vgl. Die Arbeit. Zeitschrift für Gewerkschaftspolitik und Wirtschaftskunde 8, 1931, S. 637.
99 Vgl. Funktionärsblatt der Sozialistischen Studentenschaft, Mai 1932, o. S.

nicht aber es zu erweitern und zu öffnen. So fabulierten die sozialistischen Studenten in ihrem Hochschulprogramm von 1929 von der »Diktatur des Proletariats«. Die Hochschulen wollten sie zu »Funktionärsschulen« umwandeln, deren Aufgabe es werden sollte, den »Funktionärsapparat des sozialistischen Staates« bedarfsgerecht mit Personal, vorwiegend studentischen Mitgliedern proletarischer Organisationen, zu bedienen.[100] Einen sozialdemokratischen Studenten aus proletarischer Familie mochten solche Formeln erfreut haben, da sie ihm eine erstrebenswerte und aussichtsreiche Zukunft verhießen, auf alle anderen Studenten aber wirkten sie zweifelsohne zutiefst abschreckend. Die Ressentiments, die der studierende Nachwuchs der Mittelschichten dem Sozialismus gegenüber hegte, wurden durch die Programmatik der sozialistischen Studenten nicht etwa abgebaut, sondern im Gegenteil noch verstärkt.

Ganz ähnlich war es beim »Verein sozialistischer Ärzte«, der aus dem 1913 von Ignaz Zadek, einem Schwager Eduard Bernsteins, gegründeten »Sozialdemokratischen Ärzteverein« hervorging.[101] Bis 1926 beschränkten sich die Aktivitäten des »Vereins« auf Berlin; erst danach entwickelte er sich zu einer Reichsorganisation, die allerdings über ein halbes Dutzend Ortsgruppen mit insgesamt 850 Mitgliedern nicht hinauskam. Auf Resonanz und Zustimmung unter den Medizinern stieß der »Verein« im wesentlichen nur in solchen Großstädten, wo ein traditionell sozialreformerisch und libertär gesinntes jüdisches Bildungsbürgertum existierte, so etwa in Berlin, Frankfurt und in Breslau. In solchen urbanen Zentren strahlte der »Verein« zudem auch ein wenig, schon allein wegen seiner delikaten sexualreformerischen und psychoanalytischen Diskussionen, auf die linksorientierte Bohème und Intelligenzija aus. Von der Mehrheit der deutschen Ärzteschaft, die gewiß eine besonders reaktionäre Spezies unter den deutschen Bildungsbürgern darstellte, aber trennten den »Verein sozialistischer Ärzte« tiefe Gräben. Indessen war die Programmatik der sozialistischen Ärzte auch nicht dazu angetan, die Antipathien und das Mißtrauen ihrer Standeskollegen gegen den Sozialismus zu mindern.

1931 hatte der »Verein sozialistischer Ärzte« auf seiner Reichstagung in Karlsbad einen programmatischen Entwurf verabschiedet, der gleichsam wie der medizinpolitische Zwilling des berühmten Erfurter Programms von 1891 wirkte. Jener besaß alles, was diesem so charakteristisch war: Entwicklungsprognose, Untergangsprophetie und sozialistische Erlösungsvision. Die sozialistischen Ärzteprogrammatiker hatten aus der orthodox-marxistischen Gesellschaftsanalyse den alsbaldigen Untergang des medizinischen Kleinbetriebs deduziert und dessen Ersetzung durch den technisch modernen und arbeitsteilig organisierten medizinischen Großbetrieb vorausgesagt. Am Ende dieses Prozesses stand für die sozialistischen Ärzte die Sozialisierung des gesamten Heilwesens.[102] Die Welt, von der die sozialistischen Ärzte träumten, war ein medizinisches Nirwana aus Prophylaxe und Beratungszentren, aus Polikliniken und Ambulatorien, je größer, desto besser, und aus verbeamteten,

100 Vgl. Hamburger Universitätszeitung 11, 1929/30, S. 184 f.; Der Aufbau (hrsg. vom Bund der Freien Schulgesellschaften Deutschlands) 2, 1929, Nr. 12, S. 353 ff.; *Wilhelm Tietgens*, Sozialistische Hochschulreform, in: Sozialistische Bildung 2, 1930, Nr. 1, S. 1 ff.

101 Die SPD hatte den »Verein« allerdings nicht offiziell anerkannt, weil dieser überparteilich organisiert war, mithin auch Kommunisten und unabhängige Linkssozialisten umfaßte, wobei die Sozialdemokraten jedoch klar dominierten. Die offizielle Organisation der SPD seit 1926 hieß »Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Ärzte«, war aber vergleichsweise unbedeutend, im programmatischen Profil dem »Verein« ähnlich; überdies gab es Doppelmitgliedschaften. Sowohl die Kommunalpolitiker der SPD als auch deren Unterorganisationen – Kinderfreunde, SAJ, Jungsozialisten etc. – kooperierten in erster Linie mit den Medizinern im »Verein sozialistischer Ärzte«.

102 Vgl. dazu Der sozialistische Arzt 7, 1931, H. 5/6, S. 120 und 157 f.

festbesoldeten und planmäßig über die Kommunen verteilten Ärzten.[103] Für eine übergroße Mehrheit der deutschen Ärzte aber kam dies einer Horrorvision gleich, wobei weniger eine wohlerwogene Skepsis gegenüber dem überbordenden Zentralismus eines solchen Gesundheitsleviathans, sondern mehr ständische Existenz- und Konkurrenzängste und dünkelhafte Ressentiments gegen kollektive öffentliche Einrichtungen etwa der Kassen und Kommunen eine Rolle spielten.

Auch sonst gaben sich die sozialistischen Ärzte in der Weimarer Republik ausgesprochen radikal und proletarisch. Als im »Verein« 1929 die Frage diskutiert wurde, welcher Gewerkschaft sich die sozialistischen Ärzte anschließen sollten, entschied sich die Mehrheit bezeichnenderweise gegen den AfA-Bund und für die »Reichssektion Gesundheitswesen im Gesamtverband der öffentlichen Betriebe und des Personen- und Warenverkehrs« – dies deshalb, weil im »Gesamtverband« im Gegensatz zur AfA auch Arbeiter organisiert waren und die sozialistischen Ärzte so ihre antiständische Gesinnung und Solidarität mit dem Proletariat demonstrieren konnten.[104] Von der Mehrheit ihrer Standeskollegen aber bewegten sie sich durch diesen Gewerkschaftsbeitritt gewiß noch ein Stückchen weiter weg.

Im Rahmen der Partei war außerdem noch eine »Vereinigung sozialdemokratischer Juristen« organisiert, von der wir allerdings wenig wissen. Bekannt ist allerdings, daß sie unter den akademischen und intellektuellen Fachorganisationen des sozialistischen Milieus die kleinste war; nennenswerte Einbrüche in die juristischen Berufsschichten gelangen ihr nicht. 1931 zählte die »Vereinigung«, deren Vorsitz in den Händen des linken sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Kurt Rosenfeld lag, gerade 480 Mitglieder, von denen allein 40 % ihren Wohnsitz in Berlin hatten. Neben Berlin scheint eine funktionierende Ortsgruppe sonst nur noch in Düsseldorf existiert zu haben.[105] Neben diesen Fachorganisationen versuchten 1926 einige sozialdemokratische Bildungsbürger zudem noch eine übergreifende Akademikervereinigung, den »Verband sozialdemokratischer Akademiker«, aufzuziehen. Die Führer der SPD verhielten sich diesem Experiment gegenüber indessen reserviert; prominente Repräsentanten des ADGB reagierten gar entschieden ablehnend.[106] Tatsächlich wirkte eine Gruppe, die die Mitgliedschaft in ihr ausschließlich vom Besitz eines akademischen Zertifikats abhängig machte, wie eine Verlängerung des akademischen Standesprivilegs ausgerechnet in die sozialistische Arbeiterbewegung hinein, die es sich programmatisch zur Aufgabe gesetzt hatte, eben dieses »Bildungsprivileg der herrschenden Klasse« zu brechen. Insofern mußte ein »Verband sozialdemokratischer Akademiker« vielen Arbeitern in der Tat als eine Provokation bildungsbürgerlichen Dünkels erscheinen. Im übrigen aber ließ die Partei den Akademikerbund, dem Intellektuelle wie Eduard Heimann und Karl Vorländer, aber auch Kurt Schumacher und Viktor Agartz angehörten und der von prominenten Sozialdemokraten wie Gustav Radbruch und Wilhelm Sollmann, anfangs ein wenig auch von Rudolf Hilferding unterstützt wurde, gewähren. Das Versagen und Scheitern des Bundes hatte im wesentlichen innere Gründe. Der »Verband«, der der »Fabian Society« nacheifern wollte, besaß von Beginn an, anders als das englische Vorbild, kein klares und konzises programmatisches Profil. Die Diskussionen auf seinen Versammlungen fransten daher häu-

103 Vgl. auch Deutsche Medizinische Wochenschrift, 16. 1. 1919, S. 77 f.; Der sozialistische Arzt 4, 1928, H. 1/2, S. 19 ff.

104 Vgl. Der sozialistische Arzt 6, 1930, H. 1, S. 31, und H. 3, S. 138.

105 Zur »Vereinigung sozialdemokratischer Juristen« vgl. die Tagungsberichte in: Vorwärts, 1. 4. und 14. 9. 1926 und 13. 5. 1930; Rheinische Zeitung, 13., 14. und 15. 9. 1926; Leipziger Volkszeitung, 14. 9. 1928 und 30. 5. 1930; zu der Mitgliederzahl vgl. SPD-Jahrbuch 1931, S. 167.

106 Zur Haltung der Parteispitze vgl. *Hugo Marx*, Werdegang eines jüdischen Staatsanwalts und Richters in Baden, Villingen 1965, S. 193; zur Position der Gewerkschaft vgl. etwa die Kommentare von *Lothar Erdmann* und *Peter Graßmann* in: Die Arbeit 4, 1927, H. 10, S. 719, und Der Volkswille (Hannover), 5. 10. 1930.

fig aus und glitten nicht selten ins Groteske ab, so wenn man darüber stritt, ob der soziale und kulturelle Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit nicht in naher Zukunft durch eine neue »Kultur des Gentlemantyps« abgelöst werde.[107] Begonnen hatte der »Verband« allerdings noch mit dem Anspruch, der Partei mit fachkompetenter Politikberatung zu helfen und den Reichstags- und Landtagsfraktionen durch pragmatische Vorbereitungen von Gesetzesvorlagen unter die Arme zu greifen.[108] Doch nichts davon setzte die Akademikerorganisation in die Realität um; an einer stringenten und disziplinierten Arbeit zur Entfaltung legislativ verwertbarer Reforminitiativen fehlten den etwa 600 im »Verband sozialdemokratischer Akademiker« organisierten Bildungsbürgern das Interesse und wohl auch das Durchhaltevermögen. Als ihnen auch der Spaß an den zunächst geschätzten theoretischen Debatten über die »Erneuerung des Sozialismus« verging, löste sich der »Verband« in den Jahren 1930/31 stillschweigend wieder auf.[109]

Gewissermaßen mehr im Verborgenen, daher von der Forschung auch gänzlich ignoriert, offenkundig aber viel erfolgreicher, arbeitete nach der Art der »Fabian Society« die »Sozialistische Vereinigung für Wirtschafts- und Gesellschaftsforschung«. Es handelte sich dabei um einen kleinen Kreis von sozialdemokratischen Nationalökonomen und Soziologen, die gemeinsam mit einigen theoretisch interessierten Politikern der SPD sozialistische Reformprojekte entwarfen. Die Arbeitsbeschaffungs- und Umbaupläne der Sozialdemokraten in den frühen 30er Jahren dürften hier anfänglich entstanden und diskutiert worden sein. Die »Vereinigung« hatte Stützpunkte in Berlin, Wien, Frankfurt und Köln; die Leitung der Gruppe lag bei Fritz Tarnow; seine Stellvertreter waren Emil Lederer und Karl Renner, außerdem gehörten der Leitung noch Otto Kahn und Fritz Naphtali an. Die Maxime, von der sich der Kreis bei der Ausarbeitung seiner Konzepte leiten ließ, war, »daß schon auf dem Boden der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung sozialistische Politik möglich ist«.[110]

Doch war ein solcher realpolitischer und reformistischer Impetus nicht unbedingt das Charakteristikum für die in der Weimarer SPD aktiven Intellektuellen. Die Akademiker, die die Sozialdemokratie während der 20er Jahre anzog, bildeten in ihrer Mehrheit keine Brücke von der Facharbeiterschaft zum Bildungsbürgertum. Im Gegenteil: In der Absetzung von ihrer Herkunftsgruppe und in ihrem Bedürfnis, sich der proletarischen Bewegung vollständig einzuverleiben, führten sich zahlreiche Intellektuelle besonders radikal und antibürgerlich auf. Ein markantes Beispiel war die sozialdemokratische Organisation in Breslau. In keiner anderen Großstadt hatten Akademiker und Intellektuelle, Hochschulprofessoren, Studenten, Rechtsanwälte und Lehrer den sozialdemokratischen Ortsverein so weit durchdrungen und geprägt wie in der Metropole Mittelschlesiens. Nirgendwo sonst aber ging es in der sozialdemokratischen Bewegung des Deutschen Reichs marxistischer und klassenkämpferischer zu als eben in Breslau, der »roten Insel am linkesten Flügel der europäischen Arbeiterbewegung außerhalb Rußlands«, wie die Breslauer Intellektuellen den von ihnen beherrschten Ortsverein stolz bezeichneten.[111]

Erneut bleibt also festzuhalten: Mit dem Zugewinn aus den neuen Schichten wuchs in der SPD nicht die Chance und Bereitschaft zur weiteren sozialen Öffnung; im Gegenteil: Gerade die neuen Gruppen in der SPD riegelten sich mit dem rhetorischen Mittel des volksmarxisti-

---

107 Vgl. Sozialdemokratischer Akademiker. Mitteilungsblatt des Verbandes sozialdemokratischer Akademiker 1926/27, Nr. 5, o. S.

108 Vgl. *Hugo Marx*, Sozialdemokratie und Akademiker, in: Die Glocke 10, 1924, H. 8, S. 241 ff.

109 *Ders.*, Ist eine Organisation der Intellektuellen in der Sozialdemokratie möglich?, in: Neue Blätter für den Sozialismus 2, 1931, S. 512 ff.

110 Rheinische Zeitung, 23. 5. 1929.

111 Zur Breslauer Sozialdemokratie und deren Intellektuellen vgl. *Franz Walter*, Nationale Romantik und revolutionärer Mythos, Berlin 1986, S. 132 ff.

schen Radikalismus oftmals stärker gegenüber ihrer Herkunftsgruppe ab, als dies der traditionellen sozialdemokratischen Führung der Lohnarbeiterschaft lieb und recht war.

BAUERN UND LANDARBEITER

Bei ihrer verhaltenen Suche nach der sozialen Verbreiterung ihrer Parteibasis und Wählerschaft richteten sich die Blicke der Sozialdemokraten weniger auf die Intellektuellen, Beamten und Angestellten, dafür um so mehr und merkwürdigerweise auf eine Gruppe von Erwerbstätigen, deren Zahl mit den Jahren langsam, aber stetig schrumpfte: die Bauern. Keine andere Sozialgruppe – außerhalb der Industriearbeiterschaft, versteht sich – hat die Diskussionen auf Parteitagen und die Phantasie der Parteitheoretiker so sehr beschäftigt wie die Kleineigentümer in der Landwirtschaft. Die Debatte über das Agrarproblem und den rechten Umgang mit den Bauern dauerte über 30 Jahre. Dann endlich hatten sich die Reformer und Pragmatiker in einem langen quälenden Ringen gegen die orthodoxen Marxisten durchsetzen und ein eindeutiges und präzises Öffnungsangebot an die Bauern formulieren können. Zu dem Zeitpunkt, in der zweiten Hälfte der Weimarer Republik, hatte sich die Bedeutung der Bauern allerdings schon erheblich vermindert, während die Relevanz der Dienstleistungsberufe sprunghaft gestiegen war. Doch arbeiteten in den 20er Jahren immer noch 30,5 % der Erwerbstätigen in der Landwirtschaft; 35 % der deutschen Bevölkerung lebten damals in Gemeinden mit weniger als 2 000 Bewohnern. Der ländliche Bereich bildete also weiterhin einen wesentlichen Faktor der deutschen Gesellschaft und Politik, den die Sozialdemokraten zu Recht in ihren Diskussionen und Werbebemühungen hoch veranschlagten, wenn auch letztlich ohne Erfolg. Insgesamt mag man die Agrardebatte in der Sozialdemokratie als Lehrstück ansehen: dafür, wie schwierig und langwierig es war, marxistische Orthodoxien zu überwinden; dafür, daß es die Sozialdemokraten aber letzten Endes schafften, bereits in Weimar eine unmißverständliche Strategie der Reform und Öffnung einzuschlagen; schließlich dafür, daß ihnen der neue Kurs allerdings nichts eintrug, weil sich die Adressaten dem sozialdemokratischen Werben kühl verschlossen oder gar aggressiv verweigerten.

Die Geschichte der sozialdemokratischen Agrardebatte begann in den frühen 90er Jahren des 19. Jahrhunderts. Damals galt in der Partei die marxistische Doktrin, daß in der Landwirtschaft dieselben Gesetzmäßigkeiten herrschten wie in der Industrie, die bäuerlichen Klein- und Mittelbetriebe also durch den Großbetrieb aufgesaugt und vernichtet würden. Mit diesem Credo schwärmten sozialdemokratische Redner Sonntag für Sonntag in die Dörfer aus und betrieben Landagitation, welche verständlicherweise auf wenig Resonanz in der ländlichen Bevölkerung stieß. Die negativen Erfahrungen animierte eine Gruppe von Reformern um Georg von Vollmar, Eduard David und Max Quarck zu einer Kehrtwende in der sozialdemokratischen Agrarpolitik. An die Stelle der Untergangsprognostik setzten sie den Bauernschutz. Und anfangs schienen sie damit innerparteilich Erfolg zu haben. Der Frankfurter Parteitag 1894 verabschiedete bei nur wenigen Gegenstimmen eine Resolution zum wirtschaftlichen Schutz der selbständigen Landwirte; außerdem beauftragte der Parteitag eine Kommission, in der die Reformer überwogen, mit der Ausarbeitung eines Agrarprogramms.[112] Das Agrarprogramm, das die Kommission schließlich dem nächsten Parteitag in Breslau 1895 vorlegte, bedeutete den Bruch mit den bisher gültigen marxistischen Lehrsätzen. Es verwarf die Zentralisierungsthese, bescheinigte den Kleinbetrieben Lebensfähigkeit und hielt getreu der Frankfurter Parteitagsentschließung am Bauernschutz fest.

112 Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, abgehalten zu Frankfurt vom 21. bis 27. Oktober 1894, Berlin 1894, S. 144 f.

Durchsetzen konnten sich die Reformer, obwohl in dieser Frage von August Bebel und Wilhelm Liebknecht unterstützt, freilich nicht. Denn inzwischen hatten auch die marxistischen Parteitheoretiker, allen voran Karl Kautsky, mobil gemacht, wobei ihnen die tiefsitzenden antibäuerlichen Affekte an der Parteibasis zugute kamen. Kautsky bestand darauf, daß die Sozialdemokratie eine Partei des Proletariats bleiben müsse und daß es den sozialistischen Grundsätzen widerspreche, der Bauernschaft »die Hebung ihrer Lage, also die Stärkung ihres Privateigentums, in Aussicht zu stellen«. Im übrigen vertraute er unverdrossen auf die historisch-technische Überlegenheit des Großbetriebes und den zwangsläufigen, vom sozialistischen Standpunkt auch wünschenswerten Untergang des bäuerlichen Kleinbetriebes. Kautsky behielt auf dem Breslauer Parteitag – und zuvor schon in etlichen Ortsvereinsversammlungen – die Oberhand; die Mehrheit der Delegierten stimmte gegen den Entwurf der Agrarkommission und damit auch gegen die Absichten der Parteiführung um August Bebel.[113] Die Auffassung Kautskys wurde von der Parteitagsmajorität unterstützt, und sie legte die Partei im Agrarsektor programmatisch bis zum Ende des Kaiserreichs auf die dogmatisch marxistische Linie fest, auch wenn sozialdemokratische Parlamentsfraktionen in einigen Bundesstaaten, etwa in Hessen, Bayern, Baden und Württemberg, sich in der Praxis darüber hinwegsetzten und gesetzlichen Maßnahmen zum Schutz der landwirtschaftlichen Klein- und Mittelbetriebe ihre Stimme gaben.

Mit der Revolution 1918/19 veränderte sich die Haltung der Sozialdemokraten zur Landbevölkerung. Es war wie mit den Angestellten, den Beamten und den Intellektuellen: Nun interessierten sich plötzlich auch die Landarbeiter – kaum allerdings die selbständigen Bauern– für die Organisationen der freigewerkschaftlich-sozialdemokratischen Arbeiterbewegung. Die Zahl der Mitglieder im freigewerkschaftlichen Deutschen Landarbeiterverband schnellte gleichsam explosiv nach oben, von 20 000 unmittelbar vor dem Krieg auf beinahe 700 000 im Jahre 1920. Die Mehrheitssozialdemokraten verbuchten 1919 entgegen aller Parteitradition die relativ stärksten Mitgliederzuwächse in einigen ihrer ländlichen Bezirke. Der Bezirk Ostpreußen konnte 1919 seinen Mitgliederbestand gegenüber 1914 verfünffachen.[114] Erneut zeigte sich hier, daß die Sozialdemokratie 1919 ein breites Sammelbecken für Industriearbeiter, Beamte, Angestellte, Intellektuelle und eben auch Landarbeiter darstellte, keineswegs mehr reine Klassenpartei, sondern schon ein wenig Volkspartei war.

1922/23 erlitt die sozialdemokratisch-freigewerkschaftliche Arbeiterbewegung allerdings auch bei den Landarbeitern die üblichen schweren Rückschläge. Ideologisch aber setzte die Partei den 1919 eingeschlagenen Weg einer allmählichen Abkehr von den marxistischen Agrarpositionen der Vorkriegsjahre fort. Befürworter der alten, von Karl Kautsky in den 90er Jahren geprägten Linie befanden sich in den frühen 20er Jahren nur noch in einer Minderheit. Doch nach wie vor existierten besonders an der Parteibasis in den Industriestädten unterschwellige Vorbehalte und Abwehrmechanismen gegen eine allzu großzügige Bauernpolitik, so daß sich die Partei noch Jahre lang schwer tat, die Konsequenzen aus den Einsichten ihrer nun maßgeblichen Theoretiker zu ziehen: daß mit dem Untergang der bäuerlichen Klein- und Mittelbetriebe nicht zu rechnen sei und daß man die Bauern als Bauern und nicht als potentielle Proletarier ansprechen müsse.

In der ersten Hälfte der 20er Jahre beschäftigte sich die SPD auf zwei Parteitagen mit der Agrarfrage, ohne daß sich die Delegierten zu einer klaren Aussage hätten durchringen können. Das von vielen Sozialdemokraten, insbesondere des ländlichen Raumes erwartete

113 Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, abgehalten zu Breslau vom 6. bis 12. Oktober 1895, Berlin 1895, S. 204; zu Kautskys Position vgl. *Ingrid Gilcher-Holtey*, Das Mandat der Intellektuellen. Karl Kautsky und die Sozialdemokratie, Berlin 1986, S. 103 ff.

114 Vgl. Protokoll SPD-Parteitag 1919, S. 162; *Winkler* II, S. 99.

Agrarprogramm wurde von Mal zu Mal verschoben. Der Kasseler Parteitag 1920 stellte in seinen »Agrarrichtlinien« lapidar fest, daß Übereinstimmung über die Bedeutung der Größenklassen der landwirtschaftlichen Betriebe in der Partei derzeit nicht zu erzielen sei. Daß die »Kautskyaner« allerdings aus der Defensive fochten, zeigten die Aussagen der »Richtlinien« zur Eigentumsfrage. Der Großbesitz sollte enteignet, die übrigen Besitzverhältnisse hingegen nicht »gestört« werden.[115] Vier Jahre später, auf dem Parteitag in Berlin, stand die »Agrarfrage« erneut auf der Tagesordnung. Abermals drückten sich die Delegierten vor einer verbindlichen Grundsatzentscheidung, obwohl der Referent, Wilhelm Helling, die Partei dringend mahnte, durch ein Agrarprogramm von einer »Partei der Lohnabhängigen« zu einer »Partei des arbeitenden Volkes in Stadt und Land« zu werden.[116]

Der Ruf nach einem Agrarprogramm ertönte bald immer lauter in der Partei. In ihn stimmten jetzt auch prominente Sozialdemokraten wie Philipp Scheidemann und Rudolf Hilferding ein.[117] Die Anhänger der alten marxistischen Positionen hatten in dieser Frage inzwischen vollends an Boden verloren. Im Theorieorgan »Die Gesellschaft« meldeten sich nur noch Sozialdemokraten zu Wort, die die 1895 gescheiterte Initiative der Reformer um Vollmar und David wieder aufnahmen und fortentwickelten. Die These vom Untergang der landwirtschaftlichen Kleinbetriebe wurde endgültig verworfen, der Erhalt des kleinbäuerlichen Besitzes gar als wünschenswert und förderungswürdig bezeichnet. Der Bauer, so Wladimir Woytinski, sei vor allem anderen an seiner Unabhängigkeit interessiert, und die Sozialdemokratie habe ihm dies zu garantieren – »sonst ist seine Seele für die sozialistische Idee unzugänglich«. Woytinski plädierte, als dezidierter Marxist im übrigen, für eine Allianz von selbständigen Bauern und Proletariern, ohne sich indessen über die Probleme und Schwierigkeiten eines solchen Bündnisses hinwegzutäuschen: »Historisch und politisch ist dies der Versuch einer Verständigung oder eines Bündnisses zweier Klassen, die unmittelbar nur wenig Berührungspunkte und gemeinsame Interessen haben«.[118]

32 Jahre nach ihrer Niederlage auf dem Breslauer Parteitag sollten die sozialdemokratischen Agrarrevisionisten endlich rehabilitiert werden. Auf dem Kieler Parteitag 1927 stand erneut »Das Agrarprogramm« zur Debatte, und dieses Mal gaben sich die Delegierten einen Ruck, zogen einen klaren Trennungsstrich unter die Vergangenheit ihrer marxistischen Agrarorthodoxie und breiteten nun ein umfassendes, detailliertes programmatisches Angebot an die Bauern aus. Seit 1927 galt für die Sozialdemokratie insgesamt und offiziell: Die Gesetzmäßigkeiten und Konzentrationsprozesse innerhalb der kapitalistischen Industrie haben für die Landwirtschaft keine Bedeutung; die SPD muß sich um die Produktions- und Absatzmöglichkeiten der klein- und mittelbäuerlichen Betriebe ebenso kümmern wie um die Arbeitsbedingungen der Landarbeiter; nur der Latifundienbesitz hat im Sozialismus keinen Raum und fällt der Sozialisierung anheim. Den kleineren und mittleren Bauern aber versprachen die Sozialdemokraten, ihre Scholle zu erhalten, ihre Existenz und Arbeitsstätten zu sichern. Im übrigen enthielt das neue Agrarprogramm der SPD eine Fülle von sozial- und wirtschaftspolitischen Vorschlägen und Forderungen, die den Interessen des Gros der Landwirte durchaus entsprachen.[119] Keiner anderen Gruppe außerhalb der Industriearbeiterschaft war die SPD in Weimar programmatisch und demonstrativ so weit entgegengekommen wie eben den Bauern.

---

115 Protokoll SPD-Parteitag 1920, S. 197 ff. und 317.

116 Protokoll SPD-Parteitag 1924, S. 154 ff.

117 Protokoll SPD-Parteitag 1925, S. 277 und 284.

118 *Wladimir Woytinski*, Proletariat und Bauerntum, in: Die Gesellschaft 3/1, 1926, S. 410 ff.; vgl. auch *Fritz Baade*, Richtlinien für ein sozialdemokratisches Agrarprogramm, ebda. 1/2, 1924, S. 122 ff.; *Hans Krüger*, Sozialdemokratie und ländliche Bodenfrage, ebda., S. 193 ff.; ferner *August Müller*, Sozialismus und Landwirtschaft, in: Die Glocke 7, 1922, S. 1372 ff.

119 Protokoll SPD-Parteitag 1927, S. 114 ff. und 273 ff.

Genutzt hat es den Sozialdemokraten freilich nichts. Es war wie mit dem Görlitzer Programm sechs Jahre zuvor: Ein programmatisches Angebot zu machen war die eine, den gewünschten Adressaten damit zu erreichen indessen eine andere Sache. Daß die Sozialdemokraten ihr Ziel, die Bauern zu gewinnen, nicht erreichten, lag einerseits am eigenen Unvermögen, andererseits und wohl mehr noch an der Undurchdringbarkeit des bäuerlich-dörflichen Milieus für sozialdemokratische Ideen, an der mentalen Abriegelung der Landwirte gegen die städtischen Sozialisten. Die Sozialdemokraten hatten seit 1927 ein schönes Programm, aber sie hatten kaum jemand, der es den Bauern erklären und verständlich machen konnte. Ein Blick in das sozialdemokratische Diskussionsorgan »Das freie Wort«, eine Art publizistischer Spiegel der Probleme an der Parteibasis, zeigt, woran es der SPD fehlte: an Agitatoren, die mit den Verhältnissen auf dem Land vertraut waren, an Rednern, die die Sprache der Bauern zu sprechen in der Lage waren, an landwirtschaftlichen Experten, die wußten, wie eine Sau ferkelt, eine Kuh kalbt, wann die Kartoffeln angepflanzt, das Getreide geerntet wurde.[120] Kurzum: die SPD hatte Agitatoren für die Stadt, aber keine Wahlredner für das Land; in ihrer Reichstagsfraktion gab es Arbeiter, Angestellte, Beamte und Intellektuelle, aber auch in den frühen 30er Jahren nicht einen einzigen Landwirt, trotz des Agrarprogramms von 1927.

Allerdings sperrte sich das bäuerlich-dörfliche Milieu auch hermetisch gegen sozialdemokratische Einflüsse ab. Es war schwer für die SPD, hier Fuß zu fassen, gehört oder toleriert zu werden. Das dörfliche und kleinstädtische Leben in den protestantischen Regionen Nord- und Ostdeutschlands wurde zusammengehalten und geprägt durch eine Vereins- und Geselligkeitskultur, die bei den Krieger- und Schützenvereinen, dem Stahlhelm und den Filialen der Deutschen Turnerschaft begann, sich über die Bauernvereine und Landbünde fortsetzte, bis zu den konfessionellen Hausfrauen-, Jünglings- und Jungfrauenvereinen erstreckte und häufig unter der Patronage der Gutsherren und Pfarrer stand; die politische Richtung gaben schließlich die Kreisblätter vor. Diese dörfliche Kultur aber war zutiefst reaktionär, zumeist deutschnational, ab den späten 20er Jahren zunehmend nationalsozialistisch, vielfach antisemitisch, in jedem Fall antirepublikanisch und vehement antisozialistisch. Für sozialdemokratische Agitatoren, gleichviel welcher Güte, war hier kaum etwas zu holen.

Für die SPD war dies gewiß eine bittere Lehre: Mit programmatischen Neubestimmungen schuf man nicht über Nacht tiefsitzende Gefühle des Mißtrauens und der Angst aus der Welt. Bei den Bauern jedenfalls hielt man das »rote Agrarprogramm« für eine hinterhältige Bauernfängerei, für einen taktischen Dreh, der »nicht aus ehrlichem Herzen kommt«. Das Versprechen der Sozialdemokraten, die Bauern nicht von der Scholle zu vertreiben, kommentierte man in der bäuerlichen Vereinspublizistik höhnisch als den »frechsten Schwindel der politischen Geschichte«. Den Sozialdemokraten gehe es auch weiterhin, so glaubten die Landwirte, einzig um die »Enteignung alles Grund und Bodens«; im Grunde ziele das Agrarprogramm der SPD allein darauf, »den bisher freien Bauer zum Knecht der roten Bonzen auf seinem Grund und Boden zu machen, nach dessen Pfeife er zu tanzen hätte.«[121]

Die Sozialdemokraten stießen mithin in Weimar auf objektive Grenzen volksparteilicher Entwicklungsmöglichkeiten. In der Bauernpolitik hatten sie einen radikalen Schnitt mit ihren bisherigen Traditionen und Ideologien gewagt, programmatische Zeichen der Öffnung gesetzt und im parlamentarischen Bereich auch politische Vorleistungen für die Landwirtschaft erbracht. Das deutlichste Zeichen wurde 1927 in Preußen mit der Auflösung der Guts-

120 Vgl. Das Freie Wort 1, 1929, H. 7, S. 19 ff.; ebda. 2, 1930, H. 2, S. 16 ff.; H. 3, S. 23 f.; H. 12, S. 15 f.; H. 35, S. 27; H. 38, S. 22; H. 39, S. 16 f.; ebda. 3, 1931, H. 35, S. 24 f.; H. 38, S. 12 ff.; ebda. 4, 1932, S. 6 f.

121 Vgl. beispielsweise Deutsche Wacht 20, 1927, Nr. 9, S. 34 und Nr. 12, S. 92 ff.; über die mangelnde Resonanz des Agrarprogramms bei den Bauern vgl. auch die selbstkritischen Feststellungen bei *Walther Pahl*, Sozialisierung und Eigentum, in: Die Arbeit 9, 1932, Nr. 4, S. 211 ff., hier: S. 213.

bezirke gesetzt, durch die 1,5 Millionen Menschen, meist Bauern und Landarbeiter, die bis dahin der obrigkeitlichen Gewalt eines Gutsherren unterworfen waren, das Recht zur Beteiligung an der kommunalen Selbstverwaltung erhielten. Die Wirkung der sozialdemokratischen Neubesinnung und Bündnisbereitschaft auf die Bauern war indessen gleich null. Vielleicht braucht ein solcher Wandlungsprozeß Zeit und Geduld, um sich niederschlagen, auswirken und durchsetzen zu können. Weimar allerdings bot diese Zeit nicht; in den wenigen Jahren, die der Republik zur Verfügung standen, ließen sich die Panzerungen der verschiedenen Milieus nicht lösen oder gar durchbrechen – auch wenn die Sozialdemokraten erste Versuche dazu unternahmen.

SELBSTÄNDIGER MITTELSTAND

So sehr sich die Sozialdemokraten um die Bauern bemühten, so wenig kümmerten sie sich um den übrigen selbständigen Mittelstand. Mit den kleinen Handwerkern, Kaufleuten und Gewerbetreibenden konnte die Partei nichts Rechtes anfangen; über sie sprach man nicht auf den Parteitagen, über sie schrieb man nicht in den Theorieorganen. Die Welt der »Mittelständler« war den Sozialdemokraten fremd, und sie hatten offenkundig wenig Hoffnung, dort eindringen und Anhänger der sozialistischen Idee sammeln zu können. So ließen sie den »alten Mittelstand« gewissermaßen rechts liegen. Zwar wäre kein ernstzunehmender Sozialdemokrat in Weimar auf den Gedanken gekommen, daß man die Bäckerei, den Friseurladen, die Schreiner- und Schusterwerkstatt hätte sozialisieren müssen, doch hielt es in der Partei auch kaum jemand für nötig, dies eigens den besorgten Selbständigen, die die Enteignung durch die Sozialisten ernsthaft befürchteten, zu erklären. Auch zu Bestandszusicherungen, wie sie die Partei schließlich den Bauern in Einsicht in deren besondere Eigentumsinteressen gab, war die SPD gegenüber dem übrigen selbständigen Mittelstand nicht bereit. Nicht einmal symbolisch mochte die SPD, in dieser Frage in der Tat verknöchert marxistisch eingestellt, den Selbständigen Konzessionen zu machen. Beispielhaft dafür war das Abstimmungsverhalten der beiden sozialdemokratischen Parteien am 9. Juli 1920 in der verfassungsgebenden Preußischen Landesversammlung. Zur Abstimmung stand ein Antrag des Handelsausschusses: »Der kaufmännische und gewerbliche Mittelstand ist lebenskräftig zu erhalten und insbesondere gegen Aufsaugung zu schützen.« Was die Sozialdemokraten – später zumindest – den Bauern einräumten, gestanden sie den Kaufleuten und Gewerbetreibenden nicht zu. Sowohl die MSPD als auch die USPD stimmten gegen diesen Verfassungsparagraphen, der schließlich mit den Stimmen der Abgeordneten aller bürgerlichen Parteien verabschiedet wurde.[122]

In solchen Haltungen zum Mittelstand schlugen die alten marxistischen Traditionen und Denkfiguren auch noch in den Weimarer Jahren voll durch. Die Mehrheit der Weimarer Sozialdemokraten hielt den selbständigen Mittelstand für ökonomisch unnütz und anachronistisch, letztlich zum Untergang verurteilt; sie glaubte an die alleinigen Vorzüge und den historisch einzigartigen Fortschritt der Großunternehmen, sah nicht die Innovationsmöglichkeiten und kreativen Unternehmensstrategien im Mittelstand. Die ökonomischen Vorstellungen der Weimarer Sozialdemokraten waren noch starr und einförmig: Die Bedeutung, Leistungskraft und Dynamik privater Unternehmerinitiative in einer schillernd und differenziert zusammengesetzten Marktgesellschaft gegenüber den bürokratisch verkrusteten Großunternehmen eines »organisierten Kapitalismus« oder eines zentralistischen Sozialismus erkannten sie nicht, ahnten nicht einmal etwas davon – und konnten dies wohl auch noch nicht.

122 Vgl. hierzu *Emil van den Boom*, Sozialdemokratie und Berufsstände, S. 40.

Gleichwohl mußte auch eine streng marxistische Sichtweise nicht zwangsläufig zu der Ignoranz gegenüber dem selbständigen Mittelstand führen, wie sie den Weimarer Sozialdemokraten eigen war. Dafür, daß eine beweglich marxistisch argumentierende Partei die Differenzen zwischen den besitzenden Klassen analysieren und zumindest ansatzweise politisch ausnutzen kann, bot die österreichische Sozialdemokratie, eher noch links von der SPD stehend, ein Beispiel. Der Führer der österreichischen Sozialdemkratie, Otto Bauer, hatte schon früh zwischen *Arbeits*eigentum und *Ausbeutungs*eigentum unterschieden und mit Hilfe dieser Definition die Sozialisierungsabsichten seiner Partei konkretisiert. Das Linzer Programm der österreichischen Sozialdemokraten von 1926 erklärte ausdrücklich – was die deutsche Partei unterließ –, daß das Arbeitseigentum der kleinen Gewerbetreibenden erhalten bleiben solle. Mit diesem programmatischen Rückhalt reüssierte sogar der österreichische »Einheitsverband sozialdemokratischer Gewerbetreibender und Kaufleute« ein wenig; es gelang ihm, in einigen Handels- und Handwerkskammern die Mehrheit zu erringen.[123] Davon waren die deutschen Sozialdemokraten weit entfernt. Aber immerhin gab es auch hier, was kaum jemand weiß, einen »Einheitsverband sozialistischer Unternehmer«, der sich 1926 in »Einheitsverband sozialistischer Handels- und Gewerbetreibender und sonstiger freier Berufe« umbenannte und seinen Sitz in Leipzig hatte. Die Partei indessen nahm den Verband nicht sonderlich ernst, versuchte auch nicht, sich seiner zu bedienen, um bei Selbständigen Terrain, Mitglieder oder wenigstens Wähler zu gewinnen. Der sozialdemokratische Mittelstandsverband fristete so ein Kümmerdasein. 1926 zählte er gerade 870 Mitglieder, die meisten darunter Handwerker und Kaufleute, einige wenige auch Fabrikanten; die größten Ortsgruppen lagen in Leipzig, Dresden und Hannover.[124]

Kritik an den Versäumnissen der Sozialdemokratie gegenüber dem Mittelstand äußerten allerdings Vertreter der jüngeren Generation im Weimarer Sozialismus, so etwa Walther Pahl, Eduard Heimann und Rolf Küstermeier. Eduard Heimann hatte schon auf der Hofgeismar-Konferenz der Jungsozialisten Ostern 1923 eine differenzierte sozialistische Mittelstandspolitik angemahnt, um den Kleinbesitz vom »politischen Wagen der Plutokratie« abzuspannen.[125] Auch später arbeitete Eduard Heimann wiederholt heraus, daß das selbständige Handwerk im Kapitalismus durchaus nicht dem Untergang geweiht war. Das Handwerk, so die hellsichtige Analyse des sozialdemokratischen Nationalökonomen, hatte sich in den letzten Jahrzehnten technisch modernisiert; es konkurrierte nicht mit der Industrie, sondern konzentrierte sich auf spezielle Qualitätsarbeit und Reparatur, auf individuelle Montage und Installation.[126] Einen zukunftsweisenden Aspekt des Etatismusproblems berührte der Angestellte beim ADGB-Bundesvorstand und sozialdemokratische »Jungrechte« Walther Pahl, als er die Dringlichkeit einer sozialdemokratischen Mittelstandspflege beschrieb. Eine sozialistische Wirtschaft, so Pahl, könne nicht von Staatsbeamten geleitet werden: »Sie wird die Unternehmerqualitäten, die heute gerade noch in der nichtbürokratischen mittleren Industrie vorhanden sind, nicht entbehren können.« Von der Sozialdemokratischen Partei verlangte Pahl daher, die handwerkliche und kleinbetriebliche Privatwirtschaft in ihrer Sonderexistenz auch innerhalb einer sozialistischen Gesellschaft ausdrücklich zu bestätigen.[127] Dieser Rat, 1932 erteilt, kam für die SPD zu spät. Ob die Partei, wäre sie schon Jahre früher darauf eingegangen, den selbständigen Mittelstand von ihrer guten Absicht, das Arbeitseigentum nicht anzugreifen, hätte überzeugen, den Kleinbesitz gar auf die Seite der Arbeiter-

123 Vgl. *Rudolf Küstermeier*, Die Mittelschichten, S. 59 ff.
124 Vgl. Vorwärts, 14. 10. 1925; Rheinische Zeitung, 21. 10. 1925.
125 Jungsozialistische Blätter 2, 1923, Nr. 6, S. 104.
126 *Eduard Heimann*, Sozialismus und Mittelstand, in: Neue Blätter für den Sozialismus 3, 1932, Nr. 7, S. 356 ff., hier: S. 364.
127 *Walther Pahl*, Sozialisierung, S. 214 ff.

klasse hinüberziehen können, scheint allerdings höchst zweifelhaft. Vermutlich wäre es ihr mit den Handwerkern und Kaufleuten nicht anders ergangen als mit den Bauern. Die Affekte und das Mißtrauen auch der gewerblichen Selbständigen gegen die Sozialdemokraten saßen tief. Die Furcht vor der Sozialisierung ihres Eigentums während der Revolutionsmonate 1918/19 war echt und wirkte während der gesamten Weimarer Jahre nach.[128] Die Presse der Handwerkerverbände tat ein übriges, um die Angst des Mittelstandes vor den »Roten« wachzuhalten und ihr stets neue Nahrung zu geben. Besonders vor den Wahlen tischten die Handwerkszeitschriften regelmäßig das Schreckgespenst von der drohenden Enteignung nach einem Wahlsieg der SPD auf. Ihr Standardargument gegen die Sozialdemokratie aber zogen die Handwerkerverbände aus dem alten »Erfurter Programm« der SPD. Wann immer in den Handwerkerzeitschriften während der Weimarer Jahre die Rede auf die SPD kam, wurde gleichsam mit eherner Naturnotwendigkeit aus dem »Erfurter Programm«, genauer: die Sentenz von den »versinkenden Mittelschichten« zitiert – und in dem Sinne interpretiert, daß die Sozialdemokraten »die Handwerker dem Proletariat zutreiben möchten«.[129] Die Bedeutung programmatischer Manifestationen läßt sich daran ersehen. Das »Erfurter Programm« hat das Denken zumindest zweier Generationen von Sozialdemokraten nachhaltig geprägt und die Identität der Partei über eine lange Dauer geformt, zugleich aber auch die Ängste und Ressentiments großer Teile der neuen Mittelschichten, des alten Mittelstandes und der Bauern gesteigert und verfestigt. Programmatische Neuorientierungen, zu denen sich die Sozialdemokraten in der Weimarer Zeit hier und da durchrangen, blieben zu zaghaft, auch zu kurzatmig, um in den wenigen Jahren der Republik schon sichtbare Veränderungen bewirken zu können, um die Distanz der anderen Sozialmilieus aufzubrechen.

Gegenüber den Selbständigen hatten die Sozialdemokraten indessen auf jede Geste der Öffnung und programmatischen Konzession verzichtet. Doch selbst wenn die Sozialdemokratie dem alten Mittelstand eine selbständige Existenz garantiert hätte, wären ihr die Kaufleute und Handwerker sicher nicht in Scharen zugelaufen. Zwischen der Mentalität der mittelständischen Unternehmer und den Lebensweisen und Aspirationen der sozialistischen Industriearbeiterschaft lagen Welten. Außerdem trennten sie handfeste soziale und wirtschaftliche Interessengegensätze. Die Handwerker und Kaufleute fürchteten sich nicht nur vor der Sozialisierung, sie schimpften ebenso über die sozialpolitischen Errungenschaften der 20er Jahre, und sie wetterten auch und insbesondere gegen die Konsumgenossenschaften, die gewerkschaftlichen Eigenbetriebe, gegen die Erhöhung der Gewerbesteuern und natürlich – gegen die Juden.[130] In diesen Fragen aber konnten die Sozialdemokraten in der Tat keine Zugeständnisse machen, wollten sie nicht ihre Ziele, ihre Identität, ihre Traditionen aufgeben, ihre Basis und Moral verlieren.

KATHOLIKEN

Um eine mehrheitsfähige Volkspartei zu werden, hätte die SPD ihren Einfluß vor allem auch auf die katholischen Regionen des Deutschen Reichs ausdehnen, Anklang ebenfalls bei

128 Vgl. etwa Das Deutsche Handwerksblatt 13, 1919, Nr. 5, S. 66; ebda., Nr. 1, S. 7 f.; Nr. 2, S. 22; Nr. 7, S. 106; Nordwestdeutsche Handwerks-Zeitung 24, 1919, Nr. 5, S. 18; ebda. 26, 1921, Nr. 27, S. 155.

129 Vgl. Das Deutsche Handwerksblatt 13, 1919, Nr. 5, S. 66; ebda. 22, 1928, Nr. 13, S. 242; ebda. 23, 1929, Nr. 22, S. 385 ff.; Nordwestdeutsche Handwerks-Zeitung 24, 1919, Nr. 47, S. 187; ebda. 26, 1921, Nr. 19, S. 97 und Nr. 43, S. 233.

130 Vgl. Das Deutsche Handwerksblatt 15, 1921, Nr. 2, S. 19; ebda. 23, 1929, Nr. 22, S. 388; Nordwestdeutsche Handwerks-Zeitung 24, 1919, Nr. 25, S. 101; ebda. 26, 1921, Nr. 27, S. 155.

den katholischen Arbeitern finden müssen. Die Parteiführung war sich dessen durchaus bewußt; in der zweiten Hälfte der 20er Jahre deutete sie den katholischen Arbeitern in mehreren Botschaften an, daß sie in der Partei willkommen seien, daß das christliche Motiv im Sozialismus geachtet werde. Indessen fiel in die zweite Hälfte der 20er Jahre auch die Blütezeit der sozialistischen Arbeiterkultur oder, negativ formuliert: der Rückzug großer Teile der Parteibasis und des mittleren Funktionärskörpers in die sich nach außen abschottende Organisations- und Lebenswelt des sozialistischen Kulturmilieus. Dieses Milieu aber prägte in weiten Bereichen eine sozialistisch-freidenkerische Sinnstiftung und Verkehrsformen aus, die sich normativ-mentalen Öffnungen verweigerten und sich in ihrem dissidentisch-antireligiösen Charakter negativ und polemisch von den vergleichbar umfassenden lebensweltlichen Ansprüchen der christlichen Weltanschauungen und Einrichtungen abhoben und abgrenzten. Kurzum: die SPD gab in den späten 20er Jahren unterschiedliche, ja sich widersprechende Signale aus, die Parteispitze demonstrierte Toleranz und warb um die Katholiken; an der Basis des Funktionärskörpers wurden hingegen eine freidenkerische Lebensart und Symbolik bevorzugt und hohe Mauern gegenüber dem christlichen Lager errichtet.

Zur freidenkerischen Lebensform in der sozialistischen Kultur »neuer Menschen« gehörten etwa die Jugendweihen, dazu zählten die Sonnenwendfeiern, die weltlichen Weihnachts- und Pfingstfeste. Hinzu kam die ab Mitte der 20er Jahre allein von Sozialdemokraten getragene weltliche Schulbewegung, die, insbesondere in Preußen, sogenannte »freie Schulen«, an denen der Religionsunterricht abgeschafft war, zu dissidentisch-sozialistischen Proletarierschulen ausgestaltete. Die Parteiführung hatte sich zunächst dagegen gesträubt, mit diesen antikonfessionellen Sonderschulen allzu stark identifiziert zu werden[131], doch setzte sich schließlich eine Allianz von linken Lehrern und Aktivisten aus dem mittleren sozialdemokratischen Funktionärsapparat durch: Der Kieler Parteitag begrüßte diese Schulen gegenüber anderen Volksschulen als Erziehungsstätten der »werdenden sozialistischen Gesellschaft« – und ebnete dadurch den Weg ins weltanschauliche Ghetto, denn diese Schulen wurden von nicht einmal 0,5 % der deutschen Volksschüler besucht.[132] In einigen Städten des Ruhrgebiets hatten danach sozialdemokratische Eltern, die ihre Kinder auch weiterhin auf Konfessionsschulen schickten, Schwierigkeiten, noch in Parteifunktionen gewählt zu werden.

Zu freidenkerischen Rigorositäten und antireligiösen Ausfällen neigten insbesondere die Bezirke und Vertreter der Parteilinken, so in Berlin, Sachsen und Thüringen. Ein prominenter sozialdemokratischer Landespolitiker wie der langjährige sächsische Kultusminister Hermann Fleißner sprach sich im Organ der Parteiopposition drastisch gegen das Prinzip der religiösen Toleranz aus. Sie gefährde nach seiner Auffassung die »geistige Einheitlichkeit« und die »große Linie« des sozialistischen Klassenkampfes. »Die Partei«, so die doktrinäre Schlußfolgerung des Dresdner Reichstagsabgeordneten, »darf kein Sammelsurium buntscheckiger Weltanschauungen werden«.[133] Fleißner war kein Einzelfall; auch andere linke Sozialdemokraten zogen es vor, die christlichen Arbeiter von der Partei fernzuhalten, da diese unklar im Denken und daher unzuverlässige Gesellen im Kampf gegen die Bourgeoisie seien.[134] In der Berliner SPD nahm die freidenkerische Haltung nachgerade inquisitorische Züge an. Sozialdemokraten, die seit 1929 in der Reichshauptstadt zu den Kommunalwahlen kandidieren wollten, mußten zuvor dem Bezirksvorstand nachweisen, daß sie aus der Kirche ausgetreten waren.[135] Anträge, die die Sozialdemokraten zum Austritt aus

131 Vgl. Der Volkslehrer 8, 1926, Nr. 27/28, S. 166.
132 Vgl. ebda. 9, 1927, Nr. 21/22, S. 124; Protokoll SPD-Parteitag 1927, S. 148 f. und S. 261.
133 *Hermann Fleißner*, Ist Religion Privatsache?, in: Der Klassenkampf 2, 1928, S. 253 ff.
134 Vgl. etwa *Käte Thomas*, Die Gewinnung der christlichen Arbeiter, ebda. 2, 1928, Nr. 3, S. 89 ff.
135 Vgl. Vorwärts, 10. 12. 1928; Das Rote Blatt der Katholischen Sozialisten 1, 1929, Nr. 10, S. 63.

der Landeskirche aufriefen, stellten Bezirke der Parteilinken auch auf den Parteitagen in Kiel 1927 und in Magdeburg 1929. Der Bezirksverband Berlin forderte auf dem Magdeburger Parteitag, den Kirchenaustritt wenigstens allen Funktionären der SPD abzuverlangen.[136] Gegen diese freidenkerische Offensive setzte sich die Parteiführung indessen erfolgreich zur Wehr. Auf dem Kieler Parteitag traten Otto Wels und Rudolf Hilferding, auf dem Magdeburger Parteitag Wilhelm Sollmann, Hans Vogel, Otto Braun, Johannes Stelling und Rudolf Breitscheid dem Ansinnen der Dissidenten unmißverständlich entgegen. Die Partei, so der gemeinsame Tenor ihrer Ausführungen, müsse auch den christlich motivierten Arbeitern Respekt, Platz und Raum gewähren.[137] Auf beiden Parteitagen erhielt die Parteispitze dabei die Unterstützung der Delegiertenmehrheit, die die kirchengegnerischen Kampagnen der sozialdemokratischen Freidenker nicht mitzumachen bereit war. Eindruck sowohl innerhalb als auch außerhalb der Sozialdemokratie hatte die Fürsprache gleich mehrerer Sozialdemokraten zugunsten der Minderheit religiöser Sozialisten auf dem Magdeburger Parteitag gemacht. Die christlich orientierten Kreise und Zirkel in der SPD beriefen sich seither bei Auseinandersetzungen mit ihren freidenkerischen Konkurrenten stets auf den »Magdeburger Toleranzparteitag«. Am deutlichsten hatte in Magdeburg der frühere sozialdemokratische Innenminister Wilhelm Sollmann das Toleranzprinzip herausgestellt. Sollmann, der selbst keiner Kirche angehörte, war unter den einflußreichen Sozialdemokraten der wahrscheinlich entschiedenste Verfechter eines breiten ethisch-kulturellen Bündnisses ideell verschiedenartig inspirierter Sozialisten innerhalb der SPD. Den freidenkerischen Positivismus lehnte er ab, an ein Verschwinden religiöser Gefühle und Bedürfnisse nach Etablierung der sozialistischen Gesellschaft glaubte er nicht. Er war vielmehr der Überzeugung, daß in Zukunft die Begrenztheit naturwissenschaftlicher Erkenntnisse mehr und mehr erkennbar werde, was metaphysischen Spekulationen und religiösen Glaubensbedürfnissen immer wieder neue Nahrung gebe.[138] Auf dem Magdeburger Parteitag trat der Kölner Reichstagsabgeordnete für die »volle Gewissensfreiheit« aller sozialdemokratischen Mitglieder ein. Das ethische Ziel des Sozialismus könne »ebensowohl aus einer atheistischen wie aus einer christlichen Weltanschauung begründet werden«. Die meisten nachfolgenden Redner stimmten Sollmann zu, auf Widerspruch stieß er indessen bei zwei weiblichen Delegierten: Anna Siemsen und Adelheid Torhorst[139] – beide überzeugte Freidenker, beide aber auch wohl bezeichnenderweise Töchter protestantischer Pfarrer. Allgemein formuliert: Es waren die Konvertiten aus den neu umworbenen Schichten, die es der SPD in Weimar häufig durch Starrsinn und dogmatische Intransigenz schwer machten, sich sozial und kulturell für eben diese neuen Schichten auch weiterhin und großzügig zu öffnen.

Gleichwohl zeigte sich die Parteiführung in den späten 20er Jahren entschlossen und festen Willens, in kirchlichen Kreisen, besonders aber im Katholizismus, endlich ein wenig an Boden zu gewinnen. Selbst bescheidene Ansätze eines Brückenschlags zwischen Sozialdemokratie und Katholizismus wurden sorgfältig beachtet und zumindest in Maßen gefördert. Als 1929 eine kleine Gruppe katholischer Sozialdemokraten Kölns eine eigene Zeitschrift herausgab, konnte sie stolz überaus wohlmeinende Grußadressen prominenter Sozialdemokraten der Öffentlichkeit präsentieren. Der sozialdemokratische Reichskanzler Hermann Müller, der preußische Ministerpräsident Otto Braun, der Parteivorsitzende Otto Wels, der ehemalige Reichskanzler Philipp Scheidemann und natürlich Wilhelm Sollmann wünschten

136 Ebda.
137 Protokoll SPD-Parteitag 1927, S. 108 und 176; Protokoll SPD-Parteitag 1929, S. 43, 75 f., 94, 159 und 206.
138 Vgl. Vorwärts, 30. 9. 1929.
139 Protokoll SPD-Parteitag 1929, S. 88 und 182.

dem neuen Blatt »allen Erfolg« und erhofften sich durch sein Erscheinen »die Beseitigung von Vorurteilen sowohl auf der katholischen wie auf der sozialdemokratischen Seite«.[140] Auch das Zentralorgan der Partei, der »Vorwärts«, öffnete in den späten 20er Jahren seine Spalten immer mehr für Beiträge aus der Feder religiöser Sozialisten.[141] Im Oktober und November 1929 lud die »Vorwärts«-Redaktion überdies zu einer Verständigungsdebatte zwischen Freidenkern und religiösen Sozialisten ein.[142] Den religiösen Sozialisten wurde dabei die gleiche Anzahl von Artikeln zugestanden wie den Freidenkern, obwohl letztere gewiß ungleich mehr sozialdemokratische Mitglieder organisiert hatten als die religiös-sozialistischen Konventikel. Doch in der Parteiführung hatten sich die Freidenker immer unbeliebter gemacht, die antikirchliche Agitation der bekennenden Dissidenten belasteten und behinderten die ohnehin eher moderaten Versuche der Sozialdemokraten, auf die christlichen Arbeiter zuzugehen und mit dem Zentrum und den Kirchen zu einem Einvernehmen zu kommen. Der Vorsitzende der preußischen Landtagsfraktion Ernst Heilmann, selbst ein Dissident, nannte die Verärgerung der Parteispitze über die Freidenkerbewegung, wie bei ihm üblich, unverblümt beim Namen: »Bisher hat blinder freidenkerischer Eifer der Partei schon schweren Schaden bereitet.«[143] In Freidenkerkreisen machten sich allmählich Depressionen breit; unter den Dissidenten war von »Enttäuschung« und »Verbitterung« über die »Kirchenfreundlichkeit« der führenden Sozialdemokraten die Rede.[144]

Eine »sonderbare Nervosität« ergriff 1929 indessen auch die katholischen Arbeitervereine. Der »Magdeburger Toleranzparteitag« und besonders die Herausgabe eines sozialdemokratischen Katholikenorgans hatten das katholische Vereinsmilieu aufgeschreckt und unsicher gemacht. In aller Eile verfaßten die katholischen Verbandspublizisten Vortragsdispositionen, Artikel, Aufsätze und Broschüren zu der Frage »Wandlungen in der Sozialdemokratie?« oder »Kann ein Katholik Sozialdemokrat sein?«[145] Ganz offensichtlich wurden diese Fragen nun häufig in den katholischen Arbeitervereinen angeschnitten und diskutiert. Eine rigide Abgrenzung von Sozialdemokraten schien einigen katholischen Arbeitern nach den Parteitagen der SPD von Kiel und Magdeburg nicht mehr plausibel zu sein: Die Sozialdemokraten hatten sich wirtschaftlich und sozial gemäßigt und verfolgten ähnliche Ziele wie die christliche Arbeiterschaft, politisch erschien ihnen die SPD als eine staatstragende Partei, und da sie nun auch in weltanschaulicher Hinsicht Toleranz zu üben versprach, brauchte einer stärkeren Annäherung zwischen katholischer und sozialdemokratischer Arbeiterbewegung nichts mehr im Wege zu stehen.

Solchen 1929 in den katholischen Arbeitervereinen anfänglich offenkundig nicht selten vorgebrachten Überlegungen wurde allerdings rasch der Garaus gemacht. In der gesamten Vereinspresse und auf allen Versammlungen bekamen die katholischen Arbeiter nun zu lesen und zu hören, daß die Sozialdemokratie inzwischen zwar raffinierter vorgehe, im Wesen aber gleich, nämlich eine gottlose Partei geblieben sei.[146] Allerdings fiel die Begründung da-

140 Das Rote Blatt der katholischen Sozialisten 1, 1929, Nr. 1, S. 1 ff.

141 Darauf hat uns Dr. Siegfried Heimann hingewiesen, der an einer Arbeit über religiöse Sozialisten und Freidenker schreibt.

142 Vgl. Vorwärts, 21. 10. und 27. 11. 1929.

143 *Ernst Heilmann*, Blinder Eifer, in: Das Freie Wort 2, 1930, H. 3, S. 19 ff., hier: S. 20.

144 Vorwärts, 21. 11. 1929; Der Freidenker 7, 1. Juni 1931.

145 Vgl. etwa Führer-Korrespondenz 42, 1929, S. 98 ff. und 169 ff.; Der Arbeiterpräses 2, 1930, Nr. 1, S. 8 ff.

146 Vgl. als Beispiele unter vielen: Der Arbeiter (Verband der katholischen Arbeitervereine Nord- und Ostdeutschlands, hrsg. vom Volksbüro der katholischen Arbeitervereine Berlins) 31, 1927, Nr. 12, o. S.; Führer-Korrespondenz 42, 1929, S. 99; *Emil van den Boom*, Sozialdemokratie und Kommunismus. Programm und jüngste Entwicklung, Gladbach-Rheydt, o. J., S. 38; *Heinrich Brauns/*

für, der Ton, in dem man argumentierte, im heterogen zusammengesetzten katholischen Arbeitervereinsmilieu unterschiedlich aus. Der Bogen spannte sich von denunziatorischen Unterstellungen, wie sie die auch vor antisemitischen Parolen nicht zurückschreckenden katholischen Arbeitervereine Berlins in den Auseinandersetzungen mit der Sozialdemokratie seit jeher pflegten[147], bis hin zu einer eher nachdenklichen und differenzierten Argumentation, um die sich vor allem die »Gladbacher Richtung« im vergleichsweise offenen rheinischen Katholizismus zuweilen bemühte.

Der »Gladbacher« Emil van den Boom, Dezernent für sozialpolitische Fragen an der Zentralstelle des »Volksvereins«, beispielsweise zeigte sich 1927 vom Verlauf des Kieler Parteitages tief beeindruckt. Anerkennend kommentierte er ihn als »eine bedeutungsvolle weitere Etappe in der Neuorientierung der Sozialdemokratie«. Zwei Jahre später hielt er gar »ein teilweises Zusammengehen« der katholischen Arbeiterschaft mit der Sozialdemokratie »in rein wirtschaftlichen und sozialen Dingen«, »auch in politischen« für möglich.[148] Wenig später aber trat van den Boom die Kehrtwende an, auch die übrigen »Gladbacher« betrieben nun einen harten und schroffen Abgrenzungskurs gegenüber den Sozialdemokraten, deren Liebeswerben um die Katholiken ihnen jetzt doch Angst und Schrecken einjagte. Die »Sollmänner« galten von nun an als die eigentlich gefährlichen Sozialdemokraten.

Wie unbehaglich dem »linken« Flügel der katholischen Arbeitervereine inzwischen geworden war, zeigte ein Mustervortrag, den der Sozialethiker und frühere Leiter der Gladbacher Volksvereinszentrale August Pieper zur Frage »Kann ein Katholik Sozialdemokrat sein?« 1929 ausgearbeitet hatte. Piepers Argumentation unterschied sich kaum noch von den pauschalen Vorwürfen und rüden Attacken der konservativen Berliner Arbeitervereine, die ihrerseits den ehemaligen Volksvereinsleiter jahrelang als halben Sozialisten verdächtigt hatten. Piepers Rededisposition war bar jeder Differenzierung; sie war einzig darauf angelegt, die katholischen Arbeiter das Fürchten vor den Sozialdemokraten zu lehren oder genauer: die Katholiken daran zu hindern, die Furcht vor den neuerdings religiös-tolerant erscheinenden Sozialdemokraten zu verlieren. »Die Sozialdemokratie als Partei«, so lautete die Kernaussage Piepers, die in immer neuen Variationen den gesamten Vortrag durchzog, »ist in ihrem Wesen ausgesprochen ungläubig, religionslos, gottlos, rein weltlich gesinnt«. In düsteren Farben malte Pieper die Zeit der Verfolgung aus, die den Christen nach der sozialistischen Machtübernahme drohe; als Beleg für sein sinistres Zukunftsportrait sozialistischer Katholikenunterdrückung nannte er die Erfahrungen mit der »bolschewistischen Räteregierung in Rußland«.[149] Emil van den Boom, der es als ausgezeichneter Kenner der sozialdemokratischen Wandlungen gewiß besser wußte, stimmte nun Piepers Verdikt ausdrücklich zu.[150] Mithin: als die Sozialdemokraten einen Spalt breit ihre Fenster öffneten, beeilte sich das katholische Vereinsmilieu, die Türen fest zu verriegeln.

Konrad Algermissen, Überwindung des Kapitalismus durch eine einheitliche proletarische Volksbewegung?, hrsg. von der Zentralstelle des Volksvereins für das katholische Deutschland, o. O., o. J., S. 11 und 14.

147 Zum Antisemitismus etwa Der Arbeiter 28, 1924, Nr. 7, o. S.; zur stereotypen Greuelgeschichte, daß die Sozialdemokraten allen katholischen Geistlichen an die Kehle gehen würden, beispielsweise ebda. 30, 1926, Nr. 24, o. S.; zur abfälligen Reaktion auf die Toleranzzusicherungen Hilferdings und Wels' in Kiel 1927 vgl. ebda. 31, 1927, Nr. 12, o. S.

148 *Emil van den Boom*, Vom jüngsten Sinnen und Wollen der Sozialdemokratie, in: Führer-Korrespondenz 40, 1927, S. 166 ff.; *ders.*, Wandlungen in der Sozialdemokratie, ebda. 42, 1929, S. 169 ff.

149 *August Pieper*, Kann ein Katholik Sozialdemokrat sein?, ebda. 42, 1929, S. 98 ff.

150 *Emil van den Boom*, Sozialdemokratie und Kommunismus, S. 38; *ders.*, Industrie und Sozialdemokratie, in: Das Neue Reich 12, 1929/30, S. 427 f.; ähnlich auch *Brauns/Algermissen*, Überwindung, S. 12.

Doch der Grund, den die katholischen Vereinspublizisten immer wieder anführten, um die unüberbrückbare Differenz zwischen der Sozialdemokratie und dem Katholizismus deutlich zu machen, war in der Tat entscheidend dafür, daß sich die beiden Sozialmilieus nicht näher kamen, ja bis zum Ende der Weimarer Republik gegeneinander abschlossen: die unterschiedlichen Vorstellungen in der Schul-, Erziehungs- und Kulturpolitik.[151] Gerade in diesen weltanschaulichen Grundfragen und Erziehungsabsichten waren sich die Katholiken und Sozialdemokraten jener Jahre von den Ansprüchen her sehr nahe, in den Inhalten und Zielen aber lagen sie weit auseinander; gerade darin lag die Kluft zwischen den beiden Milieus begründet. Beide wollten sie den ganzen Menschen erfassen und formen, von den ersten Lebensjahren bis zum Tode, von der Arbeit bis zur Freizeit, von der Familie bis zur Geselligkeit; beide ließen sich von einer festen Ethik und Sozialmoral leiten; beide wurden von einer Erlösungsvision bewegt und inspiriert. Beider weltanschauliche Grundlagen aber waren unvereinbar – hier die Diesseitsutopie, dort die Jenseitsreligion; auf der einen Seite die anthropozentrische, auf der anderen Seite die theozentristische Perspektive der Dinge. Daher konnte es in der Erziehungs- und Kulturpolitik keine Kompromisse geben. Und um so mehr sich das sozialistische Kultur- und Erziehungsgeflecht, von den Kinderfreunden über die Arbeiterjugend, von den weltlichen Schulen bis zu den Jugendweihen, ausweitete und vertiefte, um so größer wurde der Abstand zum Vereinsleben und den normativen Leitzielen des katholischen Milieus, trotz der ernst gemeinten Toleranzgeste der sozialdemokratischen Parteiführung.

In den pragmatischen Aufgabenfeldern der Wirtschafts-, Sozial- und Verfassungspolitik kamen Sozialdemokraten und katholische Arbeiter zusammen, nicht aber in Kulturfragen, wobei der Katholizismus besonders sensibel auf staatliche oder weltliche Zugriffe auf die Schule und die Kindererziehung reagierte. Der Hauptfeind der katholischen Arbeitervereine war demzufolge auch in den späten 20er Jahren die Kinderfreundebewegung, die der Freidenker und weltliche Schulpolitiker Kurt Löwenstein, ein Sozialdemokrat des linken Flügels, leitete. Der Weimarer Katholizismus hat die Kinderfreundebewegung in all den Jahren ihres Bestehens mit einer Mischung aus Faszination und tiefer Abneigung, jedenfalls stets mit außergewöhnlichem Interesse beobachtet. Was den Katholiken an den Kinderfreunden imponierte, war der selbstlose Einsatz von zehntausenden freiwilliger Helfer und der »Geist für Ordnung, Folgsamkeit, Einordnung in das Ganze und Enthaltung von schädlichen Lebensgewohnheiten«. Doch gerade dieser Idealismus der Kinderfreundebewegung war nach Auffassung der katholischen Erzieher verhängnisvoll, da er irregeleitet, eben antichristlich war. Mit »satanischem Raffinement« hätten die sozialistischen Führer, so der stellvertretende Generaldirektor des »Volksvereins«, Konrad Algermissen, der sich unter den Katholiken am intensivsten mit den Kinderfreunden beschäftigt hatte, »die sozialistische Ideenwelt in die Kinderseele eingeträufelt«. »Die armen Kinder, die in diesem Geiste jahrelang erzogen wurden, sind für die Religion auf immer verloren.«[152] Um der Flut sozialistischer Kinderverderbnis einen Damm christlicher Erziehung entgegenzustellen, schufen die Katholiken ebenfalls eine Kinderorganisation, »Kinderwohl« genannt, die sich in manchen Formen durchaus an der sozialdemokratischen Kinderbewegung orientierte, im übrigen aber auf einer ganz anderen Welt- und Lebensanschauung fußte.

Dieser umfassende Weltanschauungscharakter sowohl des katholischen als auch des sozialdemokratischen Milieus, der sich trotz partiell anders gerichteter Wünsche der SPD-Füh-

151 Vgl. neben den genannten Quellen noch Soziale Revue 31, 1931, Nr. 1, S. 9 ff., und Nr. 4, S. 251 ff.

152 *Konrad Algermissen*, Die Kinderfreundebewegung, in: Der Volksverein 39, 1929, S. 25 ff.; *ders.*, Geist und Geschichte der Kinderfreundebewegung, in: Bonner Zeitschrift für Theologie und Seelsorge 7, 1930, S. 32–52; *ders.*, Sozialistische und christliche Kinderfreundebewegung, Hannover 1931.

rung in der zweiten Hälfte der 20er Jahre eher noch verstärkte, vereitelte, daß sich der Katholizismus und der demokratische Sozialismus in den Weimarer Jahren näher kamen, verhinderte, daß die SPD unter kirchentreuen katholischen Arbeitern neue Anhänger und Wähler gewann. Für sozialdemokratische Einbrüche in das katholische Milieu bedurfte es gewissermaßen eines: der Säkularisierung der Gesellschaft. Das hieß aber zweierlei: die Entkirchlichung der Lebensweisen und des Alltagsverhaltens der katholischen Arbeiter *und* die Säkularisierung der sozialistischen Theorie und des sozialdemokratischen Milieus, die sich von semireligiösen Heilsvisionen und kirchenähnlichen Totalitätsansprüchen emanzipieren und zu einem pragmatisch orientierten, wenn auch gewiß ethisch fundierten Politikverständnis finden mußten.

IV. Ausgrenzung und Selbstisolierung

1. Fragmentierte politische Kultur

Die politisch mentale Zerklüftung der Weimarer Gesellschaft in jeweils mit ideologischen Absolutheitsansprüchen ausgestatteten Teilmilieus haben die Reform und Öffnung der Sozialdemokratie mithin erschwert und schließlich verhindert. Bemühte die SPD sich, Wähler und Mitglieder aus sozialen Schichten, Konfessionen und Regionen zu gewinnen, die ihr bislang verschlossen waren, so stand sie allgemein vor dem Problem, sehr bald an die Grenzen anderer Milieus, anderer ihr oftmals feindlich und aggressiv gegenüber stehender kollektiver Meinungen, Einstellungen, Werte, Mentalitäten und Verhaltensweisen zu stoßen. Die Weimarer Republik und ihre politische Kultur waren gerade durch deren extreme Fragmentierung gekennzeichnet.[153] Es gab weder – wie in westlichen Demokratien, z. B. Großbritannien – eine (minimal)konsensuale noch – wie im Kaiserreich die preußisch-protestantische – eine dominante politische Kultur, sondern gegeneinander abgeschottete Teilkulturen, die ihre eigene Schwerkraft hatten. Zu diesen Teilkulturen sind natürlich die Sozialdemokratie selbst und die anderen sich um die milieugebundenen Integrationsparteien (S. Neumann) legenden Organisationsnetzwerke von Kommunisten, politischem Katholizismus und – im Ausgang der Republik – Nationalsozialismus zu zählen, während die »Gesinnungsgruppierungen« wie die militärisch-nationalistischen Bünde, das Offizierskorps, die Debattierzirkel der Linksintellektuellen sowie der Gesinnungsliberalen als Segmente einer fragmentierten politischen Kultur nicht ganz so deutlich eingrenzbar waren. Die politisch-kulturelle Fragmentierung in Weimar hatte eine andere Qualität und ging über das Maß hinaus, das an pluralistischer Meinungs- und Interessendifferenzierung in demokratisch-repräsentativen Systemen in kapitalistischen Gesellschaften heute selbstverständlich ist. Für Weimar fehlte ein Minimalkonsens, der – auf der Grundlage der Verfassungsprinzipien und der Anerkennung der Menschenrechte – auch politische Bündnisse zwischen den Teilkulturen möglich gemacht hätte. Gerade im Bürgertum fehlten der Sozialdemokratie hierfür Partner.[154] Am Beginn der Weimarer Republik gab es aufgrund der noch ungeklärten politischen und sozialen Situation am ehesten die Möglichkeit, Barrieren zwischen einigen Teilkulturen durchlässiger zu machen. Mit der zunehmenden politischen Polarisierung und sich verschärfenden Klassenauseinandersetzungen in der Phase der Hyperinflation und im Ausgang der Repu-

153 Zur fragmentierten Struktur der Weimarer politischen Kultur vgl. *Detlef Lehnert/Klaus Megerle*, Identitäts- und Konsensprobleme in einer fragmentierten Gesellschaft, in: *Dirk Berg-Schlosser/Jakob Schissler* (Hrsg.), Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung (= PVS-Sonderheft 18, 1987), S. 80 ff.

154 Winkler hat dies völlig zu Recht am Schluß seines Werkes hervorgehoben. Vgl. *Winkler* III, S. 954.

blik, aber auch in der Phase ihrer relativen Stabilisierung, schotteten die Lager sich immer dichter gegeneinander ab. Zudem gab es weite Bereiche der Weimarer Gesellschaft – u. a. die Ostelbier, Teile des alten Mittelstandes, Teile des politischen Katholizismus, das Heer, die Universitäten – die einfach antidemokratisch und für einen republikanischen Minimalkonsens nicht zu gewinnen waren. Fragmentierung der Weimarer politischen Kultur hat mithin als restriktive Bedingung sowohl für die Koalitionsfähigkeit der Parteien untereinander als auch für die Chancen der Sozialdemokratie zu gelten, sich zu einer linken Volkspartei zu entwickeln.

An anderer Stelle haben wir die Kategorie »Solidargemeinschaft« für die Weimarer Sozialdemokratie in die wissenschaftliche Diskussion eingeführt.[155] Damit sind jenes Zusammengehörigkeitsgefühl und jene praktizierte gegenseitige Unterstützung angesprochen, die auch in Weimar lebendig waren. Diese Solidargemeinschaft vergemeinschaftete nach innen und isolierte zugleich nach außen; sie produzierte solidarische Kräfte und Energien, die aber auf die eigene Welt bezogen waren und nur unzureichend im politischen Alltag der ganzen Republik wirkten; sie entwickelte Alternativen und Gegenmacht, fragmentierte aber dadurch zugleich weiter die politische Kultur, schuf Feindbilder und nährte das Lagerdenken. Zur sozialdemokratischen Solidargemeinschaft können nicht alle gezählt werden, die zwar SPD wählten, aber nicht am geistigen und organisatorischen Leben der Partei und ihres Organisationsnetzwerkes teilnahmen. Im weiteren Sinn gehörten zu dieser Solidargemeinschaft alle Mitglieder der SPD und der sozialdemokratischen Kultur- und Massenorgansiationen, die – obwohl beeinflußt von der neu aufkommenden Massenkultur – in ihren Überzeugungen, Einstellungen, Mentalitäten und Verhaltensweisen unterscheidbar von anderen nicht organisierten Arbeitern waren. Im engeren Sinn sind zur sozialdemokratischen Solidargemeinschaft nur die Funktionäre der SPD und der sozialdemokratischen Arbeiterkulturorganisationen zu rechnen bzw. diejenigen, die ihre Kinder auf die weltlichen (Volks-)Schulen schickten und so einen Test sozialdemokratisch-solidarischen Verhaltens durch diese bewußte, von der Umwelt häufig angefeindete Entscheidung ablegten. Nach beiden Berechnungsarten kommt man auf eine Zahl von ca. 200 000, die der solidarischen Aktivitas angehörten. Während am Rande der sozialdemokratischen Solidargemeinschaft zwar deren Wirkungen für den einzelnen spürbar waren und ihn in seinem täglichen Leben durchaus beeinflussen mochten, konnten diese sich in ihrem Zentrum zu Organisationspatriotismus und enger Weltanschauung verdichten. Organisationsborniertheit und proletarische Ideologie mußten auf jene Wählergruppen, denen man Angebote machte und die man gewinnen wollte, aber gerade abstoßend wirken.

Dies galt vor allem für jenen Gesellschaftsdeterminismus und die Geschichtsteleologie, nach der das Proletariat das eigentliche Subjekt des historischen Prozesses und Heilsbringer des Sozialismus war, für das Dogma vom Klassenkampf, für die – wie immer modifizierte und abgeschwächte – Verelendungstheorie, für jenen »Volksmarxismus«[156] also, der sich in den Programmen der Partei, auch in den großen Versammlungen ihrer Führer, besonders im Bewußtsein ihrer Funktionäre und Mitglieder und merkwürdigerweise vor allem bei den »Konvertiten« aus den Mittelschichten fand und der für Angestellte, Intellektuelle, Bauern, Selbständige und Handwerker keinen eigenständigen historischen, gesellschaftlichen oder politischen Ort beließ. Auch das Görlitzer Programm, das nach der Interpretation H. A. Winklers dem einer Volkspartei am nächsten kam, enthält – in der Tradition des Erfurter

155 Vgl. *Peter Lösche/Michael Scholing*, Solidargemeinschaft im Widerstand: Eine Fallstudie über »Blick in die Zeit«, in: IWK 19, 1983, S. 517 ff. und *Peter Lösche/Franz Walter*, Zur Organisationskultur der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik, erscheint in: GG 15, 1989, H. 4.

156 Vgl. *Winkler* III in Anlehnung an *Theodor Geiger*, S. 115.

Programms – jenen Topos von der Polarisierung der Gesellschaft, nach der eine kleine Zahl von Großbesitzern und eine im Überfluß lebende Minderheit den besitzlosen Proletariern, der breiten Masse von Arbeitern entgegengestellt werden. Und die kleinen und mittleren Besitzer, die Scharen geistiger Arbeiter, Beamter, Angestellter, Künstler, Schriftsteller, Lehrer und Angehöriger aller Art der freien Berufe sanken danach zu »proletarischen Lebensbedingungen« herab. Da mußte der Klassenkampf für die Befreiung des Proletariats zur geschichtlichen Notwendigkeit werden. Das Heidelberger Programm wiederholte nur den Antagonismus von besitzlosen Proletariern und einer verhältnismäßig kleinen Zahl von Kapitalisten, ist in seiner Rhetorik aber radikaler und deterministischer als das Görlitzer, spricht von Ausbeutern und Ausgebeuteten, von Beherrschern und Beherrschten und von der inneren Gesetzmäßigkeit der ökonomischen Entwicklung, die zum Erstarken des kapitalistischen Großbetriebes geführt hat, der den Kleinbetrieb immer mehr zurückdrängt. Theodor Geiger hat in diesem Zusammenhang die absperrende Wirkung bestimmter ideologischer Bestände des Parteisozialismus gegenüber den Angestellten beklagt und empfohlen, die Verelendungstheorie und das Dogma vom Klassenkampf aufzugeben.[157] Aber es war gerade diese verbalradikale Rhetorik, die die Partei im Innersten ihres ausdifferenzierten Organisationswesens und ihres weit gefächerten Funktionärsapparats zusammenhielt und verband. Formeln wie die von der »Konzentration der Betriebe«, dem »ins Proletariat hinabsinkenden und abstürzenden Mittelstand«, vom »vollproletarisierten Mittelstand« waren selbst von einem parlamentarischen Pragmatiker wie Ernst Heilmann, der machtbewußt die preußische Politik aus dem Hintergrund mitbestimmte, ebenso zu lesen wie von Funktionären aus der Provinz.[158] Und dies entsprach offenkundig dem Abgrenzungsbedürfnis der in der Sozialdemokratie organisierten klassenbewußten Arbeiterschaft, die, besonders seit der Hyperinflation 1922/23, in der die Sozialpolitik und die Organisationsstruktur der sozialistischen Bewegung in die Krise gerieten, den Wunsch hatte, »unter sich« zu bleiben.[159] Dieser marxistische Verbalradikalismus war nicht künstlich aufgesetzte Ideologie, nicht einfach ein Hirngespinst, sondern fand in der gesellschaftlichen und politischen Wirklichkeit der Weimarer Republik ihren konkreten Bezug, in einer »rechten Realität: Es gab Klassenjustiz, Klassenwirtschaft und Klassenkampf von oben«.[160]

In dieser Realität der Klassengesellschaft blieb das Bedürfnis, sich in proletarischen Kategorien auszudrücken und exklusiv als Klasse zu organisieren, erhalten. Besonders deutlich wird das im Bereich der sozialistischen Organisationskultur. Auch ein Großteil derjenigen Freizeit- und Kulturorganisationen, die sich erst während der Weimarer Jahre bildeten, bezeichneten sich wie die bereits im Kaiserreich entstandenen sozialistischen Sport-, Sänger- und Abstinentenverbände explizit als *Arbeiter*vereine: so etwa die *Arbeiter*wohlfahrt, der *Arbeiter*-Radio-Bund, der *Arbeiter*-Angler-Bund, der *Arbeiter*-Schützen-Bund, die Sozialistische *Arbeiter*jugend. Gerade die Aktivisten in den sozialistischen Vorfeldorganisationen, die Träger des sozialdemokratischen Funktionärskörpers, hielten an der dichotomischen Deutung ihrer sozialen Umwelt, hier bürgerlich – dort proletarisch, auch in den republikanischen Jahren unbeirrt fest. Das galt ebenfalls für sonst ausgesprochen reformistische, um gesellschaftliche Integration bemühte Vereine, wie den »Deutschen Arbeiter-Abstinenten-Bund« oder den »Arbeiter-Samariter-Bund«. Der »Arbeiter-Samariter-Bund« war gewiß die am weitesten rechts stehende Organisation im Spektrum der sozialistischen Arbeiterkul-

157 *Theodor Geiger*, Die Mittelschichten und die Sozialdemokratie, in: Die Arbeit. Zeitschrift für Gewerkschaftspolitik und Wirtschaftskunde 8, 1931, S. 619 ff.

158 Beispielhaft vgl. Das Freie Wort 2, 1930, H. 28, S. 14; ebda., H. 34, S. 4 f.; H. 48, S. 10; H. 49, S. 15 f.

159 Vgl. *Winkler* I, S. 447 f.

160 Ebda., S. 13.

tur. Doch auch in diesem auf unpolitische Neutralität geradezu übereifrig bedachten Bund hatten Öffnungsversuche, die das proletarische Markenzeichen aus dem traditionellen Firmenschild tilgen wollten, keine Chance. Als auf dem ASB-Bundestag 1919 in Magdeburg drei Mitglieder des Bundesvorstandes den Antrag stellten, die Bezeichnung »Arbeiter« aus dem Verbandsnamen zu streichen, um für neue Schichten attraktiv zu werden, brach ein Sturm der Entrüstung unter den Delegierten aus. Von einer »Kampfansage« an die proletarische Mitgliedschaft war die Rede; die Gefahr der »Verbürgerlichung« wurde an die Wand gemalt; und schließlich schwebte das Damoklesschwert der Spaltung des Verbandes im Raum. Zu guter Letzt stand das reformfreudige Vorstandstrio allein auf weiter Flur und gab die Sache auf: Die Erste-Hilfe-Organisation hieß auch weiterhin und heißt so bis auf den heutigen Tag »Arbeiter-Samariter-Bund«.[161]

Ganz und gar proletarisch ging es auch anläßlich der Fest- und Feierstunden in den sozialdemokratischen Kulturorganisationen zu.[162] Der kollektive Bühnenheld sozialdemokratischer Sprech- und Bewegungsaufführungen war immer und stets das industrielle Proletariat; als Kulissenbild nahm man die Fabrik, den düsteren Hinterhof, die Straßen der Industriestädte. Die Szenenfolge dieser sozialistischen Elends- und Revolutionsdramen änderte sich kaum, die Botschaft blieb immer gleich. Die Prophetie des Erfurter Programms wurde gewissermaßen in die Mystik und alttestamentarische Metaphorik einer sozialistischen Gegenkirche eingetaucht. Der erste Akt sozialdemokratischer Weihestunden sah das Proletariat stets auf dem Leidensweg, in Not und Unterdrückung, auf der Bühne war alles »dunkle Nacht-dumpfer Fron-müde Qual«. Doch dann folgte das »Golgatha« der Arbeiterklasse, der Aufschrei, die Sammlung, der Aufmarsch, die Bereitschaft zum Kampf. Schließlich endete das Drama im letzten Akt mit der proletarischen Erfüllung: Sieg und Erlösung in der sozialistischen Zukunftsgesellschaft, eben: der »junge Morgen – ein heller Tag – die neue Zeit«.

Die Aktivisten in der sozialdemokratischen Solidargemeinschaft haben aus der Vision solcher Festaufführungen unzweifelhaft Kraft und Zuversicht für ihre sehr viel profanere, oftmals auch deprimierende Alltagspraxis geschöpft, nicht anders gewiß wie viele Christen Trost und Erbauung in der kirchlichen Andacht fanden. Aber gerade indem sich die Sozialdemokraten in die Gemäuer einer proletarisch-sozialistischen Gegenkirche verschanzten und sich eine eigene Liturgie schufen, schotteten sie sich gegenüber anderen Lebensbereichen, Denkformen und Einstellungen ab, ja, negierten in ihrer Verabsolutierung der proletarischen Existenz und im Mythos der allein siegreichen Arbeiterklasse, daß andere soziale Schichten in der Zukunft überhaupt eine Daseinsberechtigung hätten. Den Fest- und Feierpredigten der sozialdemokratischen Kulturorganisationen wohnte wie allen chiliastischen Utopien eine illiberale Tendenz inne. Außerhalb der Industriearbeiterschaft konnte sich keine andere Sozialgruppe mit der Form und dem Credo kultursozialistischer Manifestationen identifizieren, mit Ausnahme vielleicht jener Intellektueller, die im Proletariat gleichsam den kollektiven Messias zur Erlösung der entfremdeten Menschheit entdeckt hatten und, ausgestattet mit dieser Erwartung, die sozialistischen Fest- und Feierdramen als Bühnenautoren und Regisseure in Szene setzten.

161 Vgl. Protokoll des vierten Bundestages des Arbeiter-Samariter-Bundes, abgehalten am 18., 19., 20. und 21. April in Magdeburg, Berlin o. J., S. 24 und 28.

162 Hierzu und im folgenden *Alfred Kern*, Versuche einer neuen Festgestaltung, in: Der Führer. Monatsschrift für Führer und Helfer der Arbeiterjugendbewegung 9, 1927, H. 8, S. 115 f.; *ders.*, Ein neuer Versuch zur Festgestaltung, ebda. 10, 1928, H. 3, S. 35 ff.; *Jon Clark*, Bruno Schönlank und die Arbeitersprechchorbewegung, Köln 1984, S. 105 ff.

2. Organisationskonservatismus und Parteireform

Das Organisationsnetzwerk der Partei, der Freien Gewerkschaften, der Genossenschaften und der Arbeiterkulturorganisationen, das darauf angelegt war, alle Lebensbereiche zu durchdringen, trug also zwar wesentlich dazu bei, sozialdemokratische Identität zu stiften, aber es förderte zugleich die Selbstisolierung und -abgrenzung der Sozialdemokratie, setzte institutionell zwischen »drinnen« und »draußen« klare Grenzen. Dabei handelte es sich um ausdifferenzierte und komplexe Organisationen, in denen Massen zusammengeschlossen und tätig waren: Die Mitgliederzahl der SPD schwankt um die Millionengrenze; die Zahl der Ortsvereine, der untersten Parteigliederungen, lag zwischen 7 000 und 9 500; die Zahl der Mandatsträger in Gemeinden, Provinzen und Ländern sowie im Reich konnte auf ca. 16 000 beziffert werden; allein in den Gewerkschaften des ADGB arbeiteten über eine halbe Million Funktionsträger mit, darunter etwa 300 000 Betriebsräte; mehr als 100 Freizeit- und Kulturorganisationen warben um die Genossen.[163] Die Gefahr bestand natürlich, daß ein solcher Organisationskoloß erstarrte, verkalkte, bürokratisierte, selbstgenügsam wurde und sich eine Art Organisationspatriotismus entwickelte, der nach innen angenehmen Stallgeruch ausströmte, der nach außen aber unerträglich sein konnte. Entsprechende Anzeichen gab es mehr als genug. So wurde in vielen Organisationen der sozialdemokratischen Arbeiterkultur darüber diskutiert, ob man (so würden wir heute sagen) hauptamtliche Geschäftsführer einstellen solle, und die Frage diskutiert: »Können wir uns einen Beamten leisten?« So, wie vor dem Ersten Weltkrieg für Angestellte von Großunternehmen der Terminus »Privatbeamter« reklamiert worden war, nahm also auch die deutsche Sozialdemokratie begrifflich Anleihen bei den obrigkeitsstaatlichen Institutionen des Kaiserreichs auf. Aber die Übertragung konnte auch umgekehrt laufen, war deswegen nicht weniger bürokratisch verengt. Beispielsweise schrieben die sozialdemokratischen Studenten 1929 in das Programm ihres Verbandes, in den Hochschulen der sozialistischen Gesellschaft werde die Anarchie des Hochschulzugangs durch eine geplante Regelung des »gesellschaftlichen Bedarfs an Funktionären« ersetzt werden. Allein die Sprache verrät die Enge und Selbstabgrenzung des sozialdemokratischen Milieus.[164] Von der Organisation versprachen viele sich das Heil, sie könne – so immer wieder anzutreffende Argumente – die auseinanderstrebenden Parteiflügel zusammenhalten und den politischen Führern das Fundament verschaffen, von dem aus sie erfolgreich operieren könnten. Das Gebot der Stunde heiße daher: »Weniger Gewicht auf Staatsposten– alles Gewicht auf den Parteiapparat«.[165] Andererseits war man innerhalb der Sozialdemokratie allerdings durchaus sensibel für die Organisationsfrage und die damit zusammenhängenden Probleme der inneren Erstarrung und Selbstghettoisierung. Durch die ganze Weimarer Republik zieht sich entsprechend eine auf- und abwogende Debatte, die in ihrer Vielfalt an dieser Stelle indessen nicht rekonstruiert werden kann. Hier soll lediglich Wilhelm Sollmann, selbst ein von der Partei bezahlter hauptamtlicher Funktionär, beispielhaft angeführt werden, da er in der Parteipresse (in Vorbereitung auf den geplanten Parteitag von 1933 in Frankfurt) wohl am radikalsten der Frage nachging, ob die sozialdemokratische Organisation auf der Höhe ihrer Zeit sei, den künftigen geistigen und politischen Aufgaben genüge und was verbessert werden müsse.[166] In der Weimarer Republik hat wohl kein zwei-

163 Hierzu *Winkler* II, S. 319 f., 625 f., 639 ff.; *Konrad Ludwig*, Nüchterner Aufruf, in: Das Freie Wort 1, 1929, H. 2, S. 1–3.

164 Vgl. Aufbau (hrsg. vom Bund der freien Schulgesellschaften Deutschlands e. V.) 2, 1929, H. 12, S. 353 f.

165 *Buhrbanck*, Das Gebot der Stunde, in: Das Freie Wort 2, 1930, H. 19, S. 9 f.

166 Vgl. *Wilhelm Sollmann*, Positive Parteikritik. Erneuerung und Machtwille, in: Rheinische Zeitung, 27. 12. 1932.

ter Artikel in einer Tageszeitung der SPD so viel Furore gemacht wie dieser zuerst in der »Rheinischen Zeitung« erschienene Beitrag Sollmanns mit dem Titel »Positive Parteikritik«. Zahlreiche Zeitungen druckten ihn nach, etliche Sozialdemokraten und viele Gewerkschafts-, Genossenschafts- und Arbeiter-Sportverbände bestellten bei der Redaktion der »Rheinischen Zeitung« Sonderdrucke, und selbst das Blatt des demokratischen Bürgertums, die »Frankfurter Zeitung«, beschäftigte sich ausführlich und wohlwollend mit ihm.[167]
Sollmann kritisierte, daß die »heutige Organisationsform der Sozialdemokratie« noch im wesentlichen der Kaiserzeit entstamme, als die SPD noch nicht konstruktive politische Tätigkeit habe entfalten können. Es gebe »ein sehr reichliches Reservoir an guten Organisationsleitern, aber schwerlich genügend Führer mit politischen Instinkten, mit politischer Phantasie, politischer Willensrichtung und politischen Suggestivkräften«. Die Parteiführer seien allzusehr in dem starren und engen Rahmen der Organisation »mit den technischen Vorgängen im Apparat beschäftigt«. Die Führerstellungen in der Bewegung würden fast nur den angestellten Funktionären überlassen, dies treffe auf den Parteivorstand ebenso wie auf den Parteiausschuß zu. Aber: »Wir müssen die Enge des Führeraufstiegs, der fast nur aus dem angestellten Funktionärskörper erfolgt, durchbrechen.« Die Gefahr sei nämlich, wertvolle Kräfte, die es außerhalb dieses Funktionärskörpers gebe, gar nicht mehr kennenzulernen »oder sie, weil sie sich verkannt, mißverstanden und in ihren Fähigkeiten nicht gewürdigt fühlten, abzustoßen und zu verlieren«. Sollmann warnte vor der Gefahr der Einseitigkeit, »der Abkapselung von den freien Kräften der Gesellschaft, der Wirtschaft und ihrer Geistigkeit. In dieser Gefahr befindet sich die Partei von ihren Spitzen bis zu ihren Unterführern«. Auch die Kandidatenaufstellung für Parlamente folge der »Einseitigkeit unserer Organisationsführung«. »Das ist keine Zusammensetzung von Fraktionen, wie sie eine Volksbewegung bedarf, die den geschichtlichen Anspruch erhebt, Staat, Gesellschaft und Kultur gründlich erneuern zu wollen.« Sollmann wollte für die parlamentarische Demokratie der Weimarer Republik den machtbewußten und politisch phantasievollen Führer, der aus einer entsprechend reformierten, sich möglichst vielen gesellschaftlichen und geistigen Strömungen öffnenden Organisation hervorgehen solle. Im Anschluß an Sollmann konkretisierte Otto Friedländer, lange Jahre Vorsitzender der Sozialistischen Studenten, diese Reformideen und schlug vor, im Parteivorstand eine Ressortgliederung für einzelne Aufgaben- und Politikbereiche zu schaffen, in letzter Konsequenz eine Art Schattenkabinett der in Opposition befindlichen SPD, und dieses Gliederungsprinzip auch auf die Ebene der Länder und Kommunen zu übertragen.[168]
Großstädtische Ortsvereine wie Köln und Hamburg nahmen solche Anstöße auf und verdichteten sie Ende 1932/Anfang 1933 zu präzisen Anträgen für den Parteitag, der ursprünglich im März 1933 in Frankfurt stattfinden sollte. Tatsächlich gehörten die Monate November und Dezember 1932 und Januar 1933 zu den diskussionsintensivsten in der Geschichte der Weimarer Sozialdemokratie überhaupt. In breiten Kreisen der Partei, nicht nur mehr in kleinen Zirkeln, herrschte eine Stimmung fundamentaler Selbstkritik; man war der Meinung, die Arbeiterbewegung stehe an der Schwelle einer ganz neuen Epoche; sie benötige neue Zielsetzungen, neue Taktiken, neue Methoden. In dieser Atmosphäre machte plötzlich im sozialdemokratischen Diskurs ein Begriff Karriere, der bis dahin eher verpönt war:

167 Vgl. die Briefe und Bestellungen im Nachlaß Wilhelm Sollmann (Historisches Archiv der Stadt Köln, Mappe 552). In den eigenen Reihen fanden Sollmanns Vorschläge keine einhellige Zustimmung. Wilhelm Dittmann, wie Sollmann Mitglied des Parteivorstandes, der 1911/12 in einer Organisationsdebatte zur Vorbereitung des Chemnitzer Parteitages selbst vorgeschlagen hatte, im Parteivorstand eine Art Schattenkabinett zu bilden, wiegelte die Kritik Sollmanns ab und hatte offensichtlich kein Gespür mehr für die aktuellen Organisationsprobleme. Vgl. Dittmanns Entgegnung, in: Vorwärts, 3. 2. 1933.

168 *Otto Friedländer*, Funktionärswechsel oder Funktionswechsel, in: Vorwärts, 10. 2. 1932.

»Volk«. Gleichsam über Nacht wurde die Partei von einer linkspopulistischen Stimmung übermannt. »Sozialistische Volksbewegung«, »große Volksbewegung«, »Volksfront gegen Großkapitalismus«, »eine gewaltige Volksbewegung«, »eine umfassende sozialistische Volksbewegung« – all dies wollte die SPD jetzt plötzlich ins Leben rufen, da sie unter den Peitschenhieben nationalsozialistischer Wahlerfolge endgültig die Lehre gezogen hatte, daß die sozialdemokratischen »Forderungen nicht Klassenforderungen bleiben« durften, sondern zu »Volksforderungen« werden mußten.[169] Von nun an galt es, wie sozialdemokratische Presseorgane allenthalben postulierten, eine Volksfront von Bauern, Arbeitern, Angestellten und Mittelständlern gegen das Großkapital zu schmieden, zumal nur dann, so der »Vorwärts«, »demokratischer Sozialismus in Deutschland möglich ist«.[170] »Breiteste Volksmassen« müßten erreicht werden, formulierte die Redaktion des »Hamburger Echo« in einem Positionsentwurf für die Hamburger Partei, denn es werde immer stärker offenbar, »daß der Sozialismus eine Sache nicht nur der Industriearbeiter, sondern der Arbeiter und Angestellten, des Mittelstandes und der Bauern ist«.[171] Auch die Eigentumsinteressen des selbständigen Kleinbesitzes fanden nun in einigen Konzepten Berücksichtigung. Allmählich reiften zumindest in dem engeren Dunstkreis der Köln-Hamburger Parteireformer wirtschaftspolitische Modelle einer »Markt-Planwirtschaft« heran. Gedacht war dabei an eine gemischte Wirtschaft mit sozialisierter »Kommandohöhe« und einem erhalten gebliebenen freien Wirtschaftssektor nichtmonopolistischen Charakters, der im Wettbewerb mit Genossenschaftsbetrieben die Fähigkeiten des Konkurrenzprinzips unter Beweis stellen sollte.[172] Gewiß hatte dieser linkspopulistische Ausbruchsversuch aus dem sozialistisch-proletarischen Ghetto seine problematischen Seiten, da hierbei mitunter auch, gleichsam als Entréebillett für den Zugang zu den Mittelschichten, nationalistische und autoritäre Töne und Parolen mitschwangen. Manches von dem, was vor allem die Kölner und Hamburger Sozialdemokraten in den Wintermonaten 1932/33 vorschlugen, wirkte wie die sozialdemokratisch temperierte Nachahmung national-sozialistischer Agitation. Und sicher ist zweifelhaft, ob der sozialdemokratische Linkspopulismus die Mittelschichten wirklich beeindruckt und überzeugt hätte. Immerhin: Die Verbandspublizistik des selbständigen Mittelstandes reagierte erstmals in Weimar interessiert und wohlwollend auf den »vollständigen Wandel« sozialdemokratischer Politik.[173] Alles in allem: Die wichtigste Lektion aus ihrem Scheitern in der Republik zogen die Weimarer Sozialdemokraten noch selbst. Das Fundament des Neubeginns, den Kurt Schumacher nach 1945 anstrebte, als er den gewerblichen und kaufmännischen Mittelstand, die Bauern und die Angestellten aus der Tradition der antirepublikanischen Rechten herauszulösen versuchte[174] – von Heinrich August Winkler als »dramatische Kurskorrektur« bezeichnet[175] –, hatten Sozialdemokraten zwar zu spät, aber doch bereits in Weimar, eben in den Herbst- und Wintermonaten 1932/33 gelegt.

169 Vgl. Hamburger Echo, 13. 1. und 17. 1. 1933; Rheinische Zeitung, 16. 1. 1933; *Bernd Alexander*, Wandlungen der Sozialdemokratie, in: Deutsche Republik 2/3, 1932/33, S. 304 ff.; *Gregor Bienstock*, Kampf um die Macht. Zur neuen Politik der Sozialdemokratie, Berlin 1932, S. 13; *Küstermeier*, Die Mittelschichten, S. 85.

170 Vorwärts, 7. 1. 1933.

171 Hamburger Echo, 7. 1. 1933.

172 Vorwärts, 7. 1. und 10. 1. 1933; Hamburger Echo, 13. 1. und 25. 1. 1933.

173 Das Deutsche Handwerksblatt 26, 1932, Nr. 12, S. 225 f.

174 Vgl. etwa *Kurt Schumacher*, Reden – Schriften – Korrespondenzen 1945–1952, hrsg. von *Willy Albrecht*, Berlin/Bonn 1985, S. 108 und 261.

175 *Heinrich August Winkler*, Der Weg der deutschen Sozialdemokratie im 20. Jahrhundert, in: GWU 36, 1985, S. 814 ff.

V. Konklusion

Legt man die Kriterien an, die wir einleitend entwickelt haben, dann gibt es keinen Zweifel: In Weimar hat die SPD sich auf den Weg zu einer Volkspartei begeben. Bei unserem Gang in die Empirie sind wir an vielen Stellen vom Befund überrascht worden, wir hatten anderes erwartet.

So ist die Partei dem Trend zur Dienstleistungsgesellschaft, der für alle Beobachter sich eindeutig seit Mitte der 20er Jahre abzeichnete, gefolgt, bei Wahlen gewann sie unter Angestellten und Beamten und erzielte bei den technischen Angestellten besondere Erfolge. Natürlich blieb die SPD aufgrund historischen Herkommens und in ihrem Kern eine Partei der Industrie- und Facharbeiterschaft, sie war aber – was in der Literatur oft übersehen wird – bei Teilen der neuen Mittelschichten fest verankert. Die gleiche soziale Diagnose galt für die Parteimitgliedschaft, ja, hier gab es Orte (wie Berlin) und Organisationen (wie die SAJ), wo der Anteil der Angestellten und Beamten weit über dem Bevölkerungsdurchschnitt des Reichs lag und sich entfernt bereits Konturen einer »Partei des öffentlichen Dienstes« erkennen ließen, wie sie sich erst in der Geschichte der Bundesrepublik dann ganz entfaltet hat. Auch ein neuer Funktionärstyp war im Entstehen: War die alte Garde in den 80er und 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts noch aus den Facharbeiterberufen der Holzverarbeitung gekommen, gefolgt nach der Jahrhundertwende von den Metallarbeitern, so rückten in den Weimarer Jahren die Angehörigen der neuen Mittelschichten in die Parteiämter auf, häufig zunächst bei den Jugendorganisationen, bald aber übernahmen sie auch Mandate in Landtagen und im Reichstag. Konkret: Erich Ollenhauer, Louise Schroeder, Erich Lindstaedt, Alfred Nau, Herta Gotthelf, Andreas Gayk und Gustav Dahrendorf, sie alle hatten kaufmännische Lehren absolviert, sie repräsentierten den neuen Funktionärstyp, und sie gehörten dem politischen Führungspersonal der Nachkriegs-Sozialdemokraten an, sie haben die Geschichte der Bundesrepublik entscheidend mitbestimmt.

Doch nicht nur bei Angestellten und Beamten vermochte die Sozialdemokratie neue Wähler und Mitglieder zu erreichen, vielmehr gewann sie bei den Wahlen zur Nationalversammlung und zu verfassungsgebenden Landesversammlungen Anfang 1919 auch die Stimmen von Landarbeitern östlich der Elbe, von kleinstädtischen Handarbeitern, von Intellektuellen und nach 1930 von wohlhabenden (jüdischen) Bildungsbürgern – insgesamt eine Regenbogenkoalition moderner Machart, die sich allerdings nur punktuell und aufgrund besonderer politischer Verhältnisse hergestellt hatte. Zu keinem anderen Zeitpunkt in der Weimarer Republik hat die Sozialdemokratie sich sozial so weit geöffnet wie in den Revolutionsmonaten 1918/19, was nicht zuletzt auch so zu verstehen ist, daß angesichts des Versagens des Ancien régime die im Weltkrieg politisierten Bevölkerungsgruppen in der SPD eine gesellschaftspolitische Alternative zu erblicken vermochten.

Wir scheuen nicht davor zurück, das Görlitzer Programm von 1921, das – vor Godesberg – dem einer Volkspartei am nächsten kam, *auch* als eine Folge der in den Anfangsjahren der Republik tatsächlich vollzogenen sozialen Verbreiterung der SPD zu interpretieren. Es war also u. a. diese historische Erfahrung und nicht nur die Tatsache, daß der spätere linke Flügel der Sozialdemokratie zu diesem Zeitpunkt noch überwiegend in der USPD gebunden war, die diese politische Offerte an Schichten außerhalb der Industriearbeiterschaft ermöglichte. Und es hieße wiederum Görlitz als einsam herausragenden Markstein auf dem sozialdemokratischen Weg zur Volkspartei überzuinterpretieren, wenn die vielen anderen Angebote, die diesem Programm folgten, unberücksichtigt blieben. Man umwarb die technischen Angestellten, die als Träger der Sozialisierung gebraucht wurden. Zur Orthodoxie geronnene Eigentumsvorstellungen gingen mit dem Kieler Agrarprogramm über Bord, und den Bauern wurde ihr Besitztitel an Grund und Boden auch für die künftige sozialistische Gesellschaft garantiert. Und der Magdeburger Parteitag sandte ein unüberhörbares Toleranzsignal an die katholischen Arbeiter. Allerorten und auf allen Flügeln der Partei war ein Gespür dafür vor-

handen, daß es notwendig sei, sich sozial zu öffnen. Dies fühlten und erkannten nicht nur »Rechte« wie Wilhelm Sollmann, sondern gerade auch ein Mann wie Rudolf Hilferding, der als Autor des Heidelberger Programms in der Literatur vereinfachend als marxistischer Traditionalist eingeordnet wird, oder der Zentrist Wladimir Woytinski oder auf der Linken Siegfried Aufhäuser und Heinrich Ströbel. Diese Angebote waren nicht etwa Ausfluß eines blanken Opportunismus, vielmehr wurden sie theoretisch begründet, in eine Strategie eingefügt, die langfristig die Überwindung kapitalistischer Ausbeutungsverhältnisse anzielte, und sie war bei einigen Sozialdemokraten auch in den Zusammenhang einer Parlamentarismuskonzeption gestellt. Uns hat nicht nur – aus heutiger Perspektive – die Modernität überrascht, mit der Probleme des Parlamentarismus und der Volkspartei innerhalb der Sozialdemokratie Weimars reflektiert wurden, sondern uns hat auch erstaunt, wie sehr ein kräftiger Schuß parteienstaatlicher Praxis sich trotz aller Widerstände z. B. im »roten« Preußen durchzusetzen vermocht hatte. Da gab es nicht nur realistische Einsichten in die Funktionsweise parlamentarisch-repräsentativer politischer Systeme und in ihnen agierender Volksparteien, sondern sie wurden auch praktiziert. Das politische Problem bestand natürlich darin, daß solche Konzeptionen nicht einmal Allgemeingut der SPD, geschweige denn aller oder auch nur einer Mehrheit der Weimarer Parteien gewesen wären. Aber entgegen der auch heute noch gepflegten Legende gab es in der ersten deutschen Republik realistische Ansätze für eine weitere Entfaltung parlamentarischer Demokratie, und es war das benötigte Personal vorhanden, nämlich – wie wiederum Preußen zeigt – charismatische, politisch phantasievolle und machtbewußte sozialdemokratische Führer.

Wir wissen, die hoffnungsvollen Ansätze scheiterten. Nicht zuletzt mangelte es an Zeit. Eine funktionierende parlamentarische Demokratie mit in ihnen wirkenden Volksparteien stellt sich nicht einfach über Nacht ein. Soll sie sich entfalten, müssen vielmehr Erfahrungen und damit auch Fehler gemacht, muß Vertrauen zwischen den Parteien und Grundvertrauen in die Achtung der Menschenrechte bei den Bürgern entwickelt werden können. In Bonn hat es fast ein Vierteljahrhundert gedauert, bis ein Wechsel zwischen Regierung und Opposition sich vollzogen, die SPD sich endgültig zu einer Volkspartei entwickelt und parlamentarische Demokratie ihre Stabilität erwiesen hatte. In Weimars 14 Jahren war die Zeit dagegen viel zu knapp bemessen.

Zudem waren in Weimar die Interessengegensätze zwischen der Sozialdemokratie und den Gruppen, die sie mit ihren Angeboten zu erreichen suchte, sehr tief, tiefer als heute in Bonn. Das Ausmaß dieser objektiven Gegensätze gerät erst ganz in den Fokus, wenn methodologisch die sozialdemokratische Binnenperspektive verlassen und gefragt wird, wie denn die Adressaten auf die sozialdemokratischen Offerten antworteten und warum sie so reagierten. Genau dies haben wir bei unserem Gang durch die Empirie getan. Unsere Analyse, welche Restriktionen sich der weiteren Entfaltung volksparteilicher Ansätze entgegenstellten, hat dadurch an Schärfe gewonnen. So widersetzte der selbständige Mittelstand sich aus ureigenstem ökonomischen Interesse dem Achtstundentag, dem Arbeitsschutz und überhaupt der Sozialpolitik der Sozialdemokratie, man fürchtete und haßte Konsumgenossenschaften, Wohnungsbaugenossenschaften, gewerkschaftliche und kommunale Eigenbetriebe. Selbständige Handwerker und noch stärker die Bauern waren durch Sozialisierungsforderungen abgeschreckt worden, die auch, als sie von der Sozialdemokratie fallengelassen worden waren, in Ängsten und Ressentiments fortwirkten. Es hätte langer und intensiver Aufklärung und einer entsprechenden politischen Praxis bedurft, dieses Vorurteil zu überwinden. Doch hier stießen die Sozialdemokraten, wenn sie sich zur »Landagitation« aufrafften, auch sehr schnell an Milieugrenzen, da das flache Land mit seinen Bewohnern ihnen letztendlich immer fremd geblieben war. Katholiken und Sozialdemokraten wiederum trennten die Erziehungs-, Schul- und Kulturpolitik, hier waren auf beiden Seiten, von der Kanzel oder beim Zahlabend, Ressentiments leicht zu mobilisieren, und nur in Preußen war mit dem Konkordat, heftig umstritten in der SPD, ein erster Brückenschlag gelungen.

Es gab aber auch Gruppen, die als Wähler oder Mitglieder vorübergehend zur SPD stießen, sich dann aber wieder abwandten. Häufig waren Enttäuschung über die Partei und Unzulänglichkeiten oder Versäumnisse sozialdemokratischer Regierungen der Grund für die Abkehr. So empfand mancher revolutionsbegeisterte Intellektuelle das schlicht, aber solide gebaute sozialdemokratische Haus für seine kühnen Ideen und politischen Phantasien als zu eng. Da hatten nicht wenige Angestellte und Beamte gehofft, in einer sozialistischen Gesellschaft Karriere machen zu können, und sie waren aufgrund ureigenster Aufstiegserwartungen frustriert, als der Marsch in den Sozialismus schnell ins Stocken geriet. Auch im Zusammenhang unserer Überlegungen zeigte es sich, daß die Weimarer Sozialdemokratie viel zu zaghaft war, bewußt und gezielt als Patronageorganisation aufzutreten und nicht nur die Kommandohöhen, sondern auch die Unteroffizierspositionen der staatlichen Bürokratien zu besetzen, um so die Köpfe und Herzen der neuen Mittelschichten zu gewinnen. Erschwerend kam hinzu, daß die SPD – ob zu Recht oder Unrecht, war für die Wirkung gleichgültig – nach der Inflationskrise von 1923/24 mit Personalabbau und Realeinkommensverlusten im öffentlichen Dienst identifiziert wurde.

Überhaupt können die großen ökonomischen Krisen der Weimarer Republik, die Hyperinflation und die Weltwirtschaftskrise, in ihrer Bedeutung dafür kaum überschätzt werden, daß volksparteiliche Ansätze der Sozialdemokratie sich nicht weiter zu entfalten vermochten. Dies waren nämlich Niederlagen im Klassenkampf, von denen jeder individuell, aber auch die sozialdemokratischen Kultur- und Wirtschaftsorganisationen in ihrer Existenz bedroht waren. Es ist verständlich, daß man sich in einer solchen Situation in das angestammte Organisationsnetzwerk flüchtete und entsprechend die Welt in Klassenkategorien interpretierte. So war das Heidelberger Programm in seinem (im Vergleich zu Görlitz) stärkeren Verbalradikalismus eben auch Ergebnis konkret erfahrener Klassenkonflikte, es kann nicht primär damit erklärt werden, daß ehemalige Unabhängige inzwischen den linken Flügel gestärkt hatten. Mit der Zuspitzung sozialer und wirtschaftlicher Konflikte waren latente autoritär-obrigkeitsstaatliche Ressentiments aktualisiert worden, festigten politisch sich die antidemokratischen Verbände und Parteien – bis der Weg in der Katastrophe endete. Inflations- und Weltwirtschaftskrise waren also ein Grund dafür, daß auf allen Seiten die Gräben tiefer gegraben und die Schutzwälle höher aufgeschüttet, Lager- und Milieuüberschreitungen schwieriger wurden.

Dennoch politisierten, taktierten, argumentierten und agitierten während der ganzen Periode der Weimarer Republik in der Sozialdemokratie natürlich auch Angehörige solcher sozialer Gruppen, die der Fach- und Industriearbeiterschaft fern standen. Im Verlauf unserer Quellenstudien ist uns dabei ein eigenartiges Phänomen ins Auge gestochen, das wir auf den – zunächst paradox klingenden – Begriff der negativen Dialektik der Öffnung bringen. Uns ist aufgefallen, daß häufig Angestellte, technische Angestellte insbesondere, Beamte, Ärzte und Intellektuelle, die schon Mitglieder der SPD waren und aus jenen nichtproletarischen Adressatengruppen kamen, die die Partei umwarb, sich besonders radikal, proletarisch, antikapitalistisch, freidenkerisch und unduldsam verhielten. Intellektuelle, die schon vor 1914 Sozialdemokraten geworden waren, spielten sich als Gralshüter der reinen proletarischen Lehre auf, als am Beginn der Republik andere Akademiker sich der SPD anschließen wollten. Die sozialistischen Ärzte forderten lautstark die Einrichtung sozialisierter und zentralisierter, mit modernsten Apparaten ausgestatteter Ambulatorien – und verprellten so die niedergelassenen Ärzte mit ihren mittelständischen Interessen. Die Lehrer und große Teile der technischen Angestellten standen auf dem linken Flügel der Partei. Töchter aus protestantischem Pfarrhaus traten besonders intolerant auf, als es um die Öffnung gegenüber Christen ging. Kompensierten, so können wir psychologisierend spekulieren, die gerade genannten sozialdemokratischen Mitgliedergruppen unbewußt durch Verbalradikalismus und Zelebrieren proletarisch-sozialdemokratischer Rituale und Symbole ihre soziale Herkunft? Wo die Ursachen auch immer liegen mögen: Die Negation der partikularen Interessen und spe-

zifischen Einstellungen solcher Bevölkerungsgruppen, die die SPD für sich zu gewinnen trachtete, durch Sozialdemokraten, die aus eben diesen Bevölkerungsgruppen kamen, trug dazu bei, daß volksparteiliche Öffnungsversuche mißlangen, die negative Dialektik der Öffnung nicht durchbrochen wurde.

Unsere Quellenstudien haben ein weiteres, überraschendes Ergebnis gebracht: Die Parteiführung bemühte sich viel vehementer um die Öffnung der Partei zu nicht-proletarischen Gruppen als die Funktionäre, sie wollte politische Spielräume nutzen. Hier geht es nicht um jenen Gegensatz von Führung und Basis, der von einigen Autoren immer wieder beschworen wird. Soweit überhaupt von einem einigermaßen präzis bestimmbaren Gegensatz gesprochen werden kann, lagen die Differenzen zwischen Mitgliedern des Parteivorstandes und einigen wachen sozialdemokratischen Gesellschaftsanalytikern auf der einen und den Funktionären in Partei und Kulturorganisationen auf der anderen Seite. Die solidargemeinschaftliche Aktivitas suchte im Organisationsnetz Halt und Heimat, fand im »Volksmarxismus« Sinnerfüllung und Selbstvertrauen. Die Solidargemeinschaft stärkte und stabilisierte diejenigen, die in sie Einlaß gefunden hatten, mußte zugleich aber auf Außenstehende fremd, ja befremdlich wirken, sie letztlich auch abstoßen. In Zeiten offener Klassenkämpfe und politischer Konflikte wirkte sie als Abschottungssyndrom, im Innern verbreiteten sich Nestwärme und Stallgeruch, zugleich war aber für die Sozialdemokratie die Gefahr von Erstarrung und Immobilismus gegeben. Dagegen waren so konträre politische Persönlichkeiten wie Rudolf Hilferding, der Theoretiker, Finanz- und Außenpolitiker, und Otto Wels, der Mann des Apparates, wieder und wieder auf seiten der Reformer zu finden.

Hätte die Weimarer Sozialdemokratie sich zur Volkspartei geöffnet, dann wäre ein risikoreicherer Spagat erforderlich gewesen als jener, um den die zeitgenössische SPD sich heute bei Anstrengungen abmüht, eine bunte Wählerkoalition zu zimmern. Die Solidargemeinschaft selbst und auch die Stammwählerschaft der SPD waren sozial erstaunlich homogen gewesen, sie waren im Fach- und Industriearbeitermilieu verwurzelt. Aber schon bei den Ungelernten und Angelernten, bei den chronisch Arbeitslosen, die zur KPD tendierten, begannen die Gegensätze, und sie vertieften sich gegenüber Landarbeitern und Bauern, Teilen der neuen Mittelschichten, Katholiken oder dem alten Mittelstand. Was die Situation für jede Partei, die sich sozial und politisch öffnen wollte, so prekär machte, waren die Absolutheitsansprüche, mit denen die eigenen Anhänger weltanschaulich eingebunden wurden und zu denen es gehörte, sich selbst in der – militant und polemisch vorgetragenen – Feindschaft gegen andere zu definieren. Zwar gab es auch in Weimar so etwas wie verschiedene – so würden wir heute in der Sprache der Wahl- und Marktforschung sagen – Zielgruppen, die sich nach den Kriterien von Einkommen, Ausbildung, sozialem Status, Religionszugehörigkeit, Einstellungen und Verhalten unterschieden. Doch verharmlost der Begriff »Zielgruppe« den Sachverhalt, denn in Wirklichkeit handelte es sich nicht einfach um bunte soziale, geistige und religiöse Vielfalt, sondern es standen sich weltanschauliche Lager mit ihren Kirchen, Ritualen, Symbolen, mit ihren Heeres- und Agitationsformationen unversöhnlich gegenüber. Öffnung und Gewinn neuer Wählerschichten an der einen Stelle hätte so fast unvermeidlich zu Verlusten an anderer Stelle geführt. Konkret: Nationalistische und autoritäre Töne, um sich obrigkeitsstaatlicher Mentalitäten in den alten Mittelschichten anzupassen, wären sehr schnell an die Substanz sozialdemokratischen Demokratieverständnisses gegangen, hätten auf der Linken organisatorische Absplitterungen und Wählerverluste zur Folge gehabt.

Was daher zu allererst notwendig gewesen wäre – in der damaligen Zeit angesichts fragmentierter politischer Kultur, zugespitzter politischer Konflikte und Klassenkämpfe aber kaum gelingen konnte –, war die »Verweltlichung« der Politik und die »Entkirchlichung« der Parteien. Dies betraf die SPD ebenso wie die anderen Parteien. An die Stelle der Glaubenskriege hätte der Konsens über die Grundlagen parlamentarischer Demokratie, über ihre Regeln im Kampf um Machtanteil und über die Achtung der Menschenrechte treten müssen – bei

gleichzeitigen parteilichen Auseinandersetzungen in den verschiedenen Politikfeldern. Es mangelte also an der praktizierten Dialektik von Basiskonsens und Dissens in Einzelfragen. Daß sich Weimarer Sozialdemokraten dieses Problems bewußt waren, und daß sie die Notwendigkeit zu volksparteilicher Öffnung ihrer Partei erkannt hatten, haben wir gezeigt. Insofern sind Lehren für Bonn schon in Weimar gezogen worden, hatte die SPD den Weg zur Volkspartei bereits eingeschlagen.

Jürgen Winkler

Die soziale Basis der sozialistischen Parteien in Deutschland vom Ende des Kaiserreichs bis zur Mitte der Weimarer Republik 1912–1924

1. Problemstellung

Politische Parteien sind gesellschaftliche Organisationen, die auf die politische Willensbildung Einfluß nehmen wollen und ihre politischen Ziele durch Teilnahme an Wahlen und parlamentarischen Aktivitäten durchzusetzen versuchen.[1] Weil die Parteien Segmente der Bevölkerung repräsentieren und auf die Unterstützung der Wahlberechtigten angewiesen sind, fragten schon um die Jahrhundertwende Zeitgenossen mit den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln nach die Stärke der Parteien beeinflussenden Faktoren. Aufgrund der jüngeren deutschen Geschichte gehört die Analyse der gesellschaftlichen Voraussetzungen für Erfolge und Mißerfolge der Parteien bei Wahlen zu den wichtigsten Anliegen sozialwissenschaftlicher Forschung.

Die Frage nach der sozialen Basis der Parteien in der Weimarer Republik ist daher besonders in Hinblick auf die Wählerschaft und den Aufstieg der Nationalsozialisten 1928 bis 1933 in den letzten Jahren ein herausragendes Thema der historischen Sozialforschung geworden. Mittlerweile liegen einige wichtige Studien über die soziale und politische Rekrutierung des Massenanhangs der NSDAP vor.[2] Hingegen fehlen Untersuchungen über die Früh-

1 Folgende Abkürzungen werden in diesem Beitrag verwendet: BVP – Bayerische Volkspartei, CVP – Christliche Volkspartei, DDP – Deutsche Demokratische Partei, DK – Deutsch-Konservative Partei, DNVP – Deutschnationale Volkspartei, FVP – Fortschrittliche Volkspartei, KPD – Kommunistische Partei Deutschlands, NL – Nationalliberale Partei, RP – Reichspartei, SPD – Sozialdemokratische Partei Deutschlands, USPD – Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands, Wirt – Wirtschaftliche Vereinigung.

2 Vgl. *Thomas Childers,* The Nazi Voter. The Social Foundations of Fascism in Germany, 1919-1933, Chapel Hill/London 1983; *Jürgen W. Falter,* Politische Konsequenzen von Massenerwerbslosigkeit. Neue Daten zu kontroversen Thesen über die Radikalisierung der Wählerschaft am Ende der Weimarer Republik, in: Politische Vierteljahresschrift, Jg. 25, 1984, S. 275-295; *ders.,* Wahlen und Wählerverhalten unter besonderer Berücksichtigung des Aufstiegs der NSDAP nach 1928, in: *Karl Dietrich Bracher/Manfred Funke/Hans-Adolf Jacobsen* (Hrsg.), Die Weimarer Republik 1918-1933, Bonn 1987, S. 484-504; *Jürgen W. Falter/Jan-Bernd Lohmöller/Johann de Rijke/Andreas Link/Siegfried Schumann,* Arbeitslosigkeit und Nationalsozialismus. Eine empirische Analyse des Beitrags der Massenerwerbslosigkeit zu den Wahlerfolgen der NSDAP 1932 und 1933, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 35, 1983, S. 525-554; *Jürgen W. Falter/Thomas Lindenberger/Siegfried Schumann,* Wahlen und Abstimmungen in der Weimarer Republik, München 1986; *Jürgen W. Falter/Dirk Hänisch,* Die Anfälligkeit von Arbeitern gegenüber der NSDAP bei den Reichstagswahlen 1928-1933, in: Archiv für Sozialgeschichte, Bd. XXVI, 1986, S. 179-216; *Jürgen W. Falter/Reinhard Zintl,* The Economic Crisis of the 1930's and the Nazi Vote, in: Journal of Interdisciplinary History, Jg. 19, 1988, S. 55-85; *Dirk Hänisch,* Sozialstrukturelle Bestimmungsgründe des Wahlverhaltens in der Weimarer Republik. Eine Aggregatdatenanalyse der Ergebnisse der Reichstagswahlen 1924 bis 1933, Duisburg 1983; *Richard F. Hamilton,* Who voted for Hitler?, Princeton 1982.

phase der Weimarer Republik und den Übergang vom Kaiserreich zur ersten deutschen Demokratie. Auch zu den mit den Nationalsozialisten konkurrierenden politischen Alternativen sind noch nicht genügend empirische Untersuchungen erschienen, um etwa zu einer abschließenden Beurteilung der Bedeutung des politischen Verhaltens von Teilgruppen für das Scheitern der Weimarer Republik gelangen zu können.

Angesichts der politischen Entwicklung der SPD von der klassischen Oppositionspartei im Kaiserreich zur zeitweisen Regierungspartei und Trägerin der Demokratie nach dem Ersten Weltkrieg, der Spaltung in zunächst zwei, dann drei bei Wahlen konkurrierenden sozialistischen Gruppierungen, kommt der Untersuchung der sozialen Basis der sozialistischen Parteien zwischen Kaiserreich und Republik eine außergewöhnliche Bedeutung zu. Zwar sind die sozialistischen Parteien zwischen Monarchie und Republik auf nationaler, regionaler und lokaler Ebene Gegenstand zahlreicher, teils herausragender Untersuchungen[3], doch ist die soziale Basis, die Entwicklung der sozialistischen Parteien bei den Wahlen in kleineren Gebietseinheiten zwischen Kaiserreich und Republik nicht in hinreichender Weise vergleichend analysiert worden.

In diesem Beitrag soll die soziale Basis der sozialistischen Parteien von der letzten reichsweiten Wahl im Kaiserreich 1912 bis zur ersten nationalen Wahl nach der deutschen Inflation im Mai 1924 untersucht werden. Da repräsentative *Individual*daten fehlen, muß sich jede Untersuchung der sozialen Basis der Parteien vor 1933 mit den amtlichen Daten der Reichsstatistiken sowie mit von sonstigen Organisationen erhobenen Daten begnügen.[4] Diese Quellen informieren über die Verteilung der Wähleranteile der Parteien und über konfessionelle und sozialstatistische Merkmale in *territorial* definierten Erhebungseinheiten. Je nach Art der Daten, der verwendeten Analysetechniken und der Klärung spezifischer Prämissen sind Aussagen auf der Individual- oder Aggregatebene erlaubt.[5] Systematische Vergleiche

---

3 *Susanne Miller,* Burgfrieden und Klassenkampf. Die deutsche Sozialdemokratie im Ersten Weltkrieg, Düsseldorf 1974; *dies.,* Die Bürde der Macht. Die deutsche Sozialdemokratie 1918-1920, Düsseldorf 1978; *David W. Morgan,* The Socialist Left and the German Revolution. A History of the Independet Social Democratic Party, 1917-1922, Ithaca/London 1975; *Mary Nolan,* Social Democracy and Society. Working-class Radicalism in Düsseldorf 1890-1920, Cambridge usw. 1981; *Rainer Paetau,* Konfrontation oder Kooperation. Arbeiterbewegung und bürgerliche Gesellschaft im ländlichen Schleswig-Holstein und in der Industriestadt Kiel zwischen 1900 und 1925, Neumünster 1988; *Gerhard A. Ritter,* Die sozialistischen Parteien in Deutschland zwischen Kaiserreich und Republik, in: *Werner Pöls* (Hrsg.), Staat und Gesellschaft im politischen Wandel. Beiträge zur Geschichte der modernen Welt, Stuttgart 1979, S. 100-155; *Carl E. Schorske,* Die große Spaltung. Die deutsche Sozialdemokratie 1905-1917, Berlin 1981; *Heinrich August Winkler,* Von der Revolution zur Stabilisierung. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1918-1924, 2. Aufl., Berlin/Bonn 1985.

4 Die in dieser Analyse verwendeten Daten sind folgenden Quellen entnommen: Statistik des Deutschen Reichs, Bd. 250, 291, 315, 401, 402; Vierteljahreshefte zur Statistik des Deutschen Reichs, Jg. 28, 1919, Ergänzungsheft 1: Die Wahlen zur Verfassungsgebenden Deutschen Nationalversammlung am 19. Januar 1919, Berlin 1919; Die von Preußen abgetretenen Gebiete mit einer Hauptübersicht, einem Gemeinde- und Ortschaftsverzeichnis der durch die neue Landesgrenze geteilten Kreise [. . .] nebst Flächengrößen und Einwohnerzahlen, bearb. von der Plankammer des Preußischen Statistischen Landesamts, Berlin 1922; *Adolf Böck,* Die Berufsgliederung der Reichstagswahlkreise. Eine politisch-statistische Studie, Memmingen 1911. Dabei konnte ich auf den Kreisdatensatz zurückgreifen, der im Rahmen des von der Stiftung Volkswagenwerk geförderten Projekts »Wählerbewegungen zum Nationalsozialismus« unter der Leitung von Jürgen W. Falter erstellt worden ist.

5 Vgl. zu den methodischen Problemen *Jürgen W. Falter,* Wählerbewegungen zur NSDAP 1924-1933. Methodische Probleme – abgesicherte Erkenntnisse – offene Fragen, in: *Otto Büsch* (Hrsg.), Wählerbewegungen in der europäischen Geschichte, Berlin 1980, S. 159-202. Zur Aggregatdatenanalyse generell *Franz Urban Pappi,* Aggregatdatenanalyse, in: *Jürgen van Koolwijk/Marie Wiecken-Mayser* (Hrsg.), Techniken der empirischen Sozialforschung, Bd. 7: Datenanalyse, München 1977, S. 78-110.

der Wahlergebnisse mit den Werten der Konfessions-, Berufs- und Wirtschaftsvariablen auf der Gebietsebene gehen den Schätzungen auf der Individualebene voraus, indem sie die Voraussetzungen, auf denen diese aufbauen, abtasten. Da es an systematischen, repräsentativen Untersuchungen auf der Aggregatebene für den hier interessierenden Zeitraum völlig fehlt, die Prämissen derartiger Verfahren für die Jahre 1912 bis 1920 also noch nicht geklärt sind, verbleiben die Aussagen dieses Beitrags auf der Gebietsebene.

Jeder Beobachter des deutschen Parteiensystems wird, sobald er die Ebene des Gesamtstaates verläßt, sehr unterschiedliche territoriale Entwicklungen der sozialistischen Parteien beobachten können. Diese regional sehr divergente Entfaltung bedarf der Erklärung. Zu fragen ist, welche Variablen einen Einfluß auf die Stärke und die Entwicklung der sozialistischen Parteien bei den Wahlen ausübten, in welcher Weise und wie stark sie wirkten. Welchen Einfluß hatten der Katholikenanteil, der Anteil der Arbeiter an der Bevölkerung, der Anteil der in Industrie und Handwerk Erwerbstätigen und andere Variablen auf das Abschneiden der sozialistischen Parteien? Hingen die Gewinne und Verluste von SPD, USPD und KPD beispielsweise von dem Grad der Urbanisierung, der Berufs- oder Konfessionsverteilung ab? Die Beantwortung derartiger Fragen setzt voraus, daß entsprechende Datensätze zusammengestellt und mittels komplexer statistischer Verfahren analysiert werden. Grundlage der Analyse sind daher zwei von mir erstellte Datensätze. Ein Datensatz mit den Wahldaten der 397 Wahlkreise der Reichstagswahl 1912, der Zahl der Bevölkerung und der Katholiken nach der Volkszählung 1910 sowie einigen Informationen der Berufszählung 1907 dient der Querschnittsanalyse am Vorabend des Ersten Weltkrieges. Der zweite Datensatz mit den Wahldaten für die Reichstagswahlen 1912, 1920/22, 1924 (Mai) und der Wahl zur Nationalversammlung 1919 sowie Volks- und Berufszählungsdaten des Jahres 1925 ermöglicht Längs- und Querschnittsanalysen.[6] Wegen der Verwaltungs- und Gebietsreformen zwischen 1910 und 1925 sowie der Überschneidungen der Reichstagswahlkreise des Kaiserreichs mit den Verwaltungsgrenzen mußten die in den Statistiken ausgewiesenen Einheiten zu 306 zwischen 1912 und 1925 stabilen Gebietseinheiten, von denen etwa vier Fünftel den Gebieten von Reichstagswahlkreisen des Kaiserreichs entsprechen, zusammengefaßt werden.[7]

Im folgenden wird die Entwicklung der sozialistischen Parteien auf der Basis dieser 397 bzw. 306 stabilen Gebietseinheiten von der Reichstagswahl 1912 bis zur Reichstagswahl im Mai 1924 verfolgt. Im ersten Analyseschritt werden die Beziehungen der sozialistischen Parteien auf der Wählerebene, ihre räumliche Ausbreitung, die Relationen untereinander und zu den mit ihnen konkurrierenden politischen Alternativen betrachtet. Im zweiten Schritt wird dann die Entwicklung der sozialistischen Parteien bei den Wahlen 1912 bis 1924 mit dem Grad der Industrialisierung und Urbanisierung sowie der Konfessions- und Berufsverteilung in Beziehung gesetzt.

---

6 In den Wahlkreisen Ostpreußen, Oppeln und Schleswig-Holstein wurden die Reichstagswahlen verschoben, da in Teilen dieser Wahlkreise die wahlberechtigte Bevölkerung über die Zugehörigkeit zum Deutschen Reich befragt und der Ausgang der Volksabstimmungen abgewartet werden sollte. Die Nachwahlen zum ersten Reichstag der Weimarer Republik fanden am 20. Februar 1921 in den Wahlkreisen Ostpreußen und Schleswig-Holstein und am 19. November 1922 im Wahlkreis Oppeln statt. Wenn im folgenden von der Reichstagswahl 1920 gesprochen wird, so sind die Nachwahlen einbezogen. Mit »Reichstagswahl 1924« bzw. »Reichstagswahl 1924M« ist stets die Reichstagswahl im Mai 1924 gemeint.

7 Vgl. zu einem ähnlichen Versuch *Horst Nöcker,* Der preußische Reichstagswähler in Kaiserreich und Republik 1912 und 1924: Analyse – Interpretation – Dokumentation. Ein historisch-statistischer Beitrag zum Kontinuitätsproblem eines epochen-übergreifenden Wählerverhaltens, Berlin 1987.

2. Zur Entwicklung der sozialistischen Parteien bei den Wahlen 1912 bis 1924

2.1 Aufstieg und regionales Gefälle der Sozialdemokratie

Als politische Alternative zu den drei tradierten politischen Richtungen Katholizismus, Konservativismus und Liberalismus trat die Sozialdemokratie seit dem Reichsgründungsjahrzehnt um die Gunst der Wahlberechtigten an. Trotz vorübergehender Unterdrückung, Verfolgung und Behinderung ließ die mit Ausnahme von 1878 ständig steigende Zahl absoluter Wählerstimmen bei Reichstagswahlen die Sozialdemokratie im Kaiserreich zur Mehrheitspartei avancieren. Bei der Reichstagswahl 1871 stimmten nur 0,1 Millionen wahlberechtigte Männer für die Sozialdemokratie, 1893 waren es bereits rund 1,8 Millionen, bevor dann 1912 mit 4,25 Millionen Stimmen das beste Ergebnis bei Wahlen im Kaiserreich erreicht wurde.[8] Zudem eroberten sozialdemokratische Kandidaten nach und nach eine größere Zahl Reichstagswahlkreise. Wurden bei den ersten Reichstagswahlen 1871 zwei Reichstagswahlkreise gewonnen, so waren es 1903 schon 81. Von ihren frühen Hochburgen in Sachsen, Thüringen, der Rheinprovinz und Hamburg dehnte sich die Sozialdemokratie im Laufe von zwei Jahrzehnten über das ganze Reich aus. Der Schwerpunkt verlagerte sich dabei immer mehr in die Städte, so daß die SPD in den 1890er Jahren zur »Partei der Industriearbeiterschaft« werden konnte.[9] Auf diese Erfolge bei den nationalen Wahlen gründeten das Ansehen und der Einfluß der deutschen Sozialdemokratie in der europäischen Arbeiterbewegung. Dennoch gelang es den sozialdemokratischen Kandidaten beispielsweise nicht, das rheinisch-westfälische Industriegebiet zu erobern, in dem das Zentrum eine starke Position innehatte. Und da die Partei auch in den ostdeutschen Agrarregionen, in Bayern und Südwestfalen weitgehend erfolglos war, forderte der Parteivorsitzende Bebel schon auf dem Parteitag 1890 in Halle die Delegierten auf, in ländlichen und kleinstädtischen Bezirken lebhafter zu agitieren, um so vor allem Landarbeiter zu gewinnen.[10]
Geographisch waren die politischen Alternativen zur Sozialdemokratie stark konzentriert. So unternahmen beispielsweise bei der Reichstagswahl im Jahre 1912 das Zentrum, die Links- und Nationalliberalen in rund 50 Prozent der Reichstagswahlkreise keinen Versuch, Mandate zu erobern. In 30 Prozent der Reichstagswahlkreise stand zudem keine der konservativen Parteien zur Wahl. Als einzige Partei hatte sich die SPD bis 1912 von einer regionalen zu einer nationalen Partei entwickelt, so daß nur sie es vermochte, 1912 in allen Reichstagswahlkreisen Stimmen auf sich zu vereinigen. Dieses aus der Sicht der Wahlberechtigten regional sehr verschiedene Angebot ist stets im Auge zu behalten, wenn es darum geht, aus den Wahlergebnissen konkrete politische Sachentscheidungen des Elektorats abzuleiten oder den Parteien Schichten bzw. Klassen zuzuordnen. Denn ein nicht geringer Teil der Wahlberechtigten konnte die präferierte Partei nicht wählen, weil sie nicht zur Wahl stand. Das Wachstum und die Ausdehnung der Sozialdemokratie werden meistens im Zusammenhang mit der industriellen Revolution, der damit assoziierten quantitativen Zunahme der Industriearbeiterschaft und der Ausbreitung der Gewerkschaften gesehen. Das Rekrutierungspotential habe sich durch Urbanisierung, Industrialisierung und Säkularisierung er-

8 Vgl. *Gerhard A. Ritter* unter Mitarb. von *Merith Niehuss,* Wahlgeschichtliches Arbeitsbuch. Materialien zur Statistik des Kaiserreichs 1871-1918, München 1980, S. 38 ff.

9 *Hans-Josef Steinberg,* Die deutsche Sozialdemokratie nach dem Fall des Sozialistengesetzes. Ideologie und Taktik der sozialistischen Massenpartei im Wilhelminischen Reich, in: *Hans Mommsen* (Hrsg.), Sozialdemokratie zwischen Klassenbewegung und Volkspartei, Frankfurt/M. 1974, S. 52. So u. a. auch *Ritter,* Wahlgeschichtliches Arbeitsbuch, S. 23.

10 Vgl. Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands vom 12. bis 18. Oktober 1890 in Halle, Nachdr. Berlin/Bonn 1978, S. 39.

weitert.[11] Ebenso nahmen Sozialdemokraten die Industrialisierung als wichtigste sie begünstigende strukturelle Bedingung wahr. Aufgrund der Entwicklung der Bevölkerungsverteilung in den westlichen Industrienationen in den vorausgegangenen Jahrzehnten, verstärkt durch die Marxsche Prognose der Aufspaltung der Bevölkerung in zwei große Klassen, erwarteten die Sozialdemokraten ein ständiges Anwachsen der Industriearbeiterschaft. Deren Wahrnehmung als quasi natürliches Potential der Sozialdemokratie bestärkte schließlich ihren Glauben, »daß der natürliche Lauf der Geschichte [. . .] der Partei so viele Wähler und Mitglieder zuführen würde, bis sie unbesiegbar« werde.[12]

Bei der Reichstagswahl des Jahres 1912 schien sich die Erwartung zu bestätigen: Mehr Wahlberechtigte als je zuvor stimmten für die Sozialdemokraten. Mit 34,8 Prozent der abgegebenen gültigen Stimmen verbesserte die SPD ihr Ergebnis gegenüber der vorhergehenden Reichstagswahl um 5,8 Prozentpunkte.[13]

Die großen regionalen Unterschiede in den auf die Sozialdemokratie entfallenen Stimmenanteilen blieben dennoch bestehen. So stimmten in der Hauptwahl in 54 der 397 Reichstagswahlkreise weniger als 5 Prozent der wahlberechtigten Bevölkerung für den Kandidaten der Sozialdemokratie, in 68 Reichstagswahlkreisen votierten zwischen 5 und 10, in 91 zwischen 10 und 25, in 80 zwischen 25 und 37,5 und in 82 Reichstagswahlkreisen zwischen 37,5 und 50 Prozent der Wahlberechtigten für die SPD. In 22 Reichstagswahlkreisen schließlich konnte die Sozialdemokratie die absolute Mehrheit der Wahlberechtigten gewinnen. Ihr bestes Ergebnis erzielte die SPD im vierten Berliner Reichstagswahlkreis, in dem 66,9 Prozent der wahlberechtigten Bevölkerung sie unterstützten. Dem stand ihr schlechtestes Ergebnis im Reichstagswahlkreis Schrimm-Schroda (Provinz Posen) gegenüber, wo nur 0,18 Prozent der Wahlberechtigten der SPD ihre Stimme gaben.

Die regional stark divergierenden Wahlresultate der SPD waren bis zu einem gewissen Grad Resultat der die 397 Wahlkreise prägenden Sozialstruktur. Aufschlußreich sind die Ergebnisse der SPD in unterschiedlich industrialisierten Gebieten. So gewann die SPD in den 93 Wahlkreisen, in denen weniger als ein Viertel der Bevölkerung der sekundären Wirtschaftsabteilung verbunden waren, im Durchschnitt nur 7,3 Prozent der wahlberechtigten Bevölkerung. Dagegen votierten in den 87 weit überdurchschnittlich industrialisierten Wahlkreisen im Mittel 41,5 Prozent der Männer im Alter von über 25 Jahren für die SPD. Diese schon gewaltigen Differenzen werden noch ausgeprägter, wenn man die vier unterschiedlich industrialisierten Gruppen in einem weiteren Schritt nach dem Anteil der Katholiken unterteilt.

Diese Einteilung der 397 Reichstagswahlkreise des Deutschen Reichs nach dem Grad der Industrialisierung und dem Anteil der Katholiken in 16 Gruppen verdeutlicht das strukturell bedingte Gefälle der SPD-Anteile am Vorabend des Ersten Weltkrieges. So stimmten beispielsweise in den 38 Reichstagswahlkreisen, in denen über zwei Drittel der Bevölkerung katholisch und weniger als 25 Prozent in Industrie und Handwerk beschäftigt waren, im

11 Vgl. *Childers,* Nazi Voter, S. 21; *Dieter Fricke,* Handbuch zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, 2 Bde, Berlin [DDR] 1987, S. 737; *Wilhelm Leo Guttsman,* The German Social Democratic Party, 1875-1933, London 1981, S. 16 ff., 78 ff.; *Gerhard A. Ritter,* Die deutschen Parteien 1830-1914, Göttingen 1985, S. 64; *Stanley Suval,* Electoral Politics in Wilhelmine Germany, Chapel Hill/London 1985, S.78 ff.

12 *Schorske,* Spaltung, S. 337; so auch *Richard N. Hunt,* German Social Democracy 1918-1933, New Haven/London 1964, S. 11 f.: »Moreover, it appeared only a matter of time before an absolute majority of the votes would rally to the socialist cause.«

13 Zur Reichstagswahl des Jahres 1912 allgemein *Jürgen Bertram,* Die Wahlen zum Deutschen Reichstag vom Jahre 1912. Parteien und Verbände in der Innenpolitik des Wilhelminischen Reiches, Düsseldorf 1964; ferner *Marvin William Falk,* The Reichstag Election of 1912: A Statistical Study, Ph. D. Dissertation, University of Iowa, Iowa City 1976.

Durchschnitt nur 4,2 Prozent der Wahlberechtigten für die SPD. In den 36 Reichstagswahlkreisen, in denen weniger als 7,5 Prozent der römisch-katholischen Kirche angehörten und zugleich über 50 Prozent der Bevölkerung dem sekundären Wirtschaftssektor zugerechnet wurden, gewann die SPD 48,4 Prozent der wahlberechtigten Bevölkerung (vgl. Tab. 1).

Tab. 1: Durchschnittliche Stimmenanteile der SPD 1912 in den 397 Reichstagswahlkreisen mit einem unterschiedlichen Anteil Katholiken und einem unterschiedlichen Grad der Industrialisierung

Katholiken-anteil	Grad der Industrialisierung unter 25	25–37,49	37,5–50	über 50	im Mittel	N
bis 7,50	12,5	25,6	41,5	48,4	36,1	145
7,5–27,49	7,3	23,5	39,2	50,9	41,8	57
27,5–66,66	4,5	16,3	30,0	35,0	26,6	81
über 66,66	4,2	11,5	16,7	24,1	13,6	114
im Mittel	7,3	18,0	34,2	41,5	29,5	
N	93	101	116	87		397

Basis der Stimmenanteile: Wahlberechtigte. Katholikenanteil: Katholiken 1910; Basis: Bevölkerung 1910. Grad der Industrialisierung: Erwerbstätige und Berufszugehörige in Industrie und Handwerk 1907; Basis: Bevölkerung 1907 (nach *Adolf Böck*, Die Berufsgliederung der Reichstagswahlkreise, Memmingen 1911).

Die besondere Berücksichtigung der Interessen der gewerblichen Arbeiter und die Vernachlässigung agrarischer Interessen in der Politik der SPD spiegelten sich also in ihrer regionalen Rekrutierung. Die letzte reichsweite Wahl im Kaiserreich demonstrierte darüber hinaus, daß das Wählerpotential der Sozialdemokratie nicht unerschöpflich war. In den städtischen Hochburgen war die SPD ins Stocken geraten. Hinzu kam, daß sich die Industriearbeiterschaft nicht weiter vermehrte. Statt dessen wuchs die Zahl der Angehörigen des Neuen Mittelstandes. Um auf parlamentarischem Wege die politische Macht übernehmen zu können, hätte sich die SPD daher »in den Folgejahren nicht nur um die Erweiterung ihrer Wählerbasis, sondern ebenso um eine erhöhte Kompromißfähigkeit auf nationaler Ebene mit den bürgerlichen Parteien bemühen müssen«.[14]

2.2 Die Wahl zur Nationalversammlung

Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges, das Votum für die Bewilligung der Kriegskredite am 4. August 1914, die Spaltung der Reichstagsfraktion 1916, dann die Gründung der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands am 6. April 1917 in Gotha änderten die Stellung der SPD im Gesamtgefüge des politischen Systems von Grund auf. Während die SPD nun zusammen mit dem Zentrum und der FVP im Interfraktionellen Ausschuß die Entwicklung zum Parlamentarismus forcierte und Kompromißfähigkeit demonstrierte, schlug die USPD einen schärferen Oppositionskurs ein.[15] Der kurzen gemeinsamen Regierungsarbeit im Rat der Volksbeauftragten nach dem Sturz der Monarchie folgte schon bald

14 *Wilhelm H. Schröder*, Sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete 1898-1918, Düsseldorf 1986, S. 18. Vgl. auch *Ritter*, Die deutschen Parteien, S. 64 f.

15 Vgl. *Miller*, Burgfrieden.

eine Polarisierung innerhalb der deutschen sozialistischen Bewegung. Diese fand ihren sichtbaren Ausdruck in der Gründung der Kommunistischen Partei Deutschlands, dem unterschiedlichen Verhalten der drei sozialistischen Parteien in den unruhigen Jahren 1919/20 und in der unterschiedlichen sozialstrukturellen Verankerung von SPD, USPD und KPD bei den Wahlen in den ersten Jahren der Weimarer Republik.

Infolge der Wahlrechtsänderungen konnten bei der Wahl zur Nationalversammlung im Januar 1919 mehr als die Hälfte aller Wahlberechtigten zum erstenmal an einer reichsweiten Wahl teilnehmen.[16] Auch die Konfiguration der politischen Alternativen unterschied sich nun regional beträchtlich von der bei der Reichstagswahl 1912. Wie erinnerlich, waren außer der SPD alle anderen politischen Hauptrichtungen im Kaiserreich regional stark konzentriert. Erst 1918/19 dehnten sich die politischen Hauptrichtungen über ganz Deutschland aus, wodurch der weit überwiegende Teil der Wahlberechtigten im Vergleich zu 1912 vor völlig neuen Handlungsalternativen stand. Erstmals konnte darüber hinaus die wahlberechtigte Bevölkerung in einigen Regionen zwischen zwei sozialistischen Parteien wählen. Aus den Wahlen ging die SPD mit 37,9 Prozent der abgegebenen gültigen Stimmen als die mit Abstand stärkste Partei hervor; die USPD erzielte mit 7,6 Prozent ein für sie enttäuschendes Ergebnis.[17] Insgesamt blieben die Stimmenanteile für die beiden sozialdemokratischen Parteien, die die absolute Mehrheit um 4,5 Prozent der abgegebenen gültigen Stimmen verfehlten, hinter den Erwartungen zurück. Mit einer Prozentpunktdifferenz von 30,3 fiel das Stimmenverhältnis zwischen den beiden sozialdemokratischen Parteien überdeutlich aus. Ein Vergleich mit dem Jahr 1912 zeigt einen Zuwachs des Anteils der für die sozialistischen Parteien abgegebenen gültigen Stimmen um 10,6 Prozentpunkte, was einer Steigerungsrate von 30,4 Prozent entspricht. Gemessen an den nationalen Wahlergebnissen des Kaiserreichs setzte sich also der Aufstieg der deutschen Sozialdemokratie auch im Januar 1919 fort.

Dennoch streuten in den Gebieten der ehemaligen Reichstagswahlkreise die Stimmenanteile für die sozialistischen Parteien 1919 beträchtlich. Zusammen erzielten SPD und USPD im ehemaligen Reichstagswahlkreis Stollberg-Löbnitz-Schneeberg (Kgr. Sachsen) mit 71,8 Prozent ihr bestes Wahlergebnis, dagegen mit 5,4 Prozent der abgegebenen gültigen Stimmen im ehemaligen Reichstagswahlkreis Daun-Prüm-Bitburg (Reg.-Bez. Trier) ihr schlechtestes Resultat. Die Stimmenanteile der USPD variierten zwischen 0,0 und 63,4 Prozent der abgegebenen gültigen Stimmen (ehemaliger Reichstagswahlkreis Mansfelder See- und Gebirgskreis, Reg.-Bez. Merseburg).

16 Frauen, Soldaten und 20-25jährige hatten das Wahlrecht neu verliehen bekommen. Für Einzelheiten siehe *Eberhard Schanbacher,* Parlamentarische Wahlen und Wahlsystem in der Weimarer Republik. Wahlgesetzgebung und Wahlreform im Reich und in den Ländern, Düsseldorf 1982.

17 Wissenschaftlichen Ansprüchen genügende systematische Analysen der beiden ersten reichsweiten Wahlen stehen noch aus. Die Ausführungen zu diesen Wahlen in der Literatur beziehen sich fast ausschließlich auf die Ebene der Wahlkreise der Weimarer Republik. Vgl. *Lothar Albertin,* Liberalismus und Demokratie am Anfang der Weimarer Republik. Eine vergleichende Analyse der Deutschen Demokratischen Partei und der Deutschen Volkspartei, Düsseldorf 1972; *Wolfgang Hartenstein, Die Anfänge der Deutschen Volkspartei 1918-1920, Düsseldorf 1962; Hartfrid Krause,* USPD. Zur Geschichte der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, Frankfurt a. M./Köln 1975, S. 172-186; *ders.,* Kontinuität und Wandel. Zur Geschichte der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, in: Protokolle der Parteitage der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, [ND] Bd. 5, Glashütten 1976, S. 40-67; *H. A. Winkler,* Revolution, S. 135-144, 350-359. H. A. Winkler zieht untere Verwaltungseinheiten illustrativ, nicht systematisch heran. Auf breiterer repräsentativer Basis *Jürgen Winkler,* Kontinuität und Diskontinuität des deutschen Parteiensystems 1912-1920 unter besonderer Berücksichtigung der Wahl zur Nationalversammlung 1919 und zum 1. Reichstag 1920, Diplomarbeit FU Berlin WS 1987/88.

Vielen Beobachtern ist aufgefallen, daß die SPD besonders in Ostelbien große Zuwächse verzeichnen konnte. So gewann die Partei beispielsweise in der Provinz Ostpreußen gegenüber der Reichstagswahl von 1912 31,3 Prozent der abgegebenen gültigen Stimmen hinzu. Innerhalb Ostpreußens aber wiesen die Gewinne der SPD wiederum beträchtliche Unterschiede auf. Im ehemaligen Reichstagswahlkreis Braunsberg-Heilsberg etwa errang die SPD gegenüber der vorigen Reichstagswahl einen Zuwachs von vergleichsweise geringen 9,8 Prozentpunkten. Dem standen Gewinne von 28,0 Punkten in Gumbinnen-Insterburg und 57,4 Punkten in Oletzko-Lyck-Johannesburg gegenüber. Aber auch in anderen Teilen des Deutschen Reichs konnte die SPD ihre Stimmenanteile erhöhen. So verbesserte sie sich etwa in den Gebieten der ehemaligen Reichstagswahlkreise Kreuzberg-Rosenberg (Oberschlesien) um 36, in Rinteln-Hofgeismar (Hessen-Nassau) um 26,2, in Saarbrücken um 35,4 und in Deggendorf (Niederbayern) um 26,2 Prozentpunkte. Doch nicht überall dehnte sich die Sozialdemokratie 1919 weiter aus. Addiert man die Wähleranteile von SPD und USPD, so sind die Verluste in den Gebieten der ehemaligen Berliner Reichstagswahlkreise, in Niederbarnim, Teltow-Beeskow-Storkow-Charlottenburg, Düsseldorf und Hamburg aufschlußreich.

Gruppiert man die Analyseeinheiten des längsschnittlich stabilen Datensatzes nach den Anteilen, die die politischen Hauptrichtungen bei der Reichstagswahl 1912 erzielten, und berechnet man anschließend den mittleren Stimmenanteil des sozialistischen Lagers in den so gruppierten Einheiten, so wird deutlich, daß SPD und USPD zusammen beispielsweise in den 64 Analyseeinheiten, in denen 1912 weniger als 7,5 Prozent der Wahlberechtigten für die SPD gestimmt hatten, bei der Wahl zur Nationalversammlung 1919 im Schnitt 15,3 Prozent verbuchen konnten. Hier konnten sie also ihren Stimmenanteil um rund 11 Prozentpunkte steigern. Demgegenüber konnten sie in den 60 Analyseeinheiten, in denen 1912 über 40 Prozent der Wahlberechtigten für die SPD votiert hatten, ihren Anteil nicht weiter ausbauen. Die größte Steigerungsrate verzeichneten die beiden sozialistischen Parteien in den 43 Einheiten, in denen bei der Reichstagswahl 1912 über 40 Prozent der Wahlberechtigten für eine der konservativen Parteien gestimmt hatten. In diesen Gebieten hatten 1912 im Durchschnitt nur 11,7 Prozent der wahlberechtigten Bevölkerung für die SPD votiert, 1919 stimmte hier fast ein Drittel der Wahlberechtigten für die sozialdemokratischen Parteien (vgl. Tab. 2).[18] Angesichts der Gewinne der SPD und der Verluste der konservativen Par-

18 Bei der Analyse der Zusammenhänge sind die von Deutschland abgetrennten Gebiete nicht einbezogen. Die ermittelten Werte beziehen sich also hier und im folgenden immer auf die Gebiete, in denen die erste Reichstagswahl in der Weimarer Republik durchgeführt wurde. Noch eine weitere Bemerkung ist notwendig: Da die Reichsstatistik für die Wahl zur Nationalversammlung am 19. Januar 1919 die Zahl der Wahlberechtigten und die Werte der Wahlbeteiligung für die Reichstagswahlkreise nicht ausweist, ja in einigen Provinzen weder die Wahlberechtigten noch die Wahlbeteiligung ermittelt wurde, hat man in der Literatur eine Wahlbeteiligung von 83,0 Prozent, die für 33 der 36 Wahlkreise erhoben wurde, als nationale Wahlbeteiligungsrate angenommen. Im Wahlkreis Posen wurden aber am 19. Jan. 1919 trotz Ausweitung des Wahlrechts weniger Stimmen abgegeben als bei der Reichstagswahl 1912. Nimmt man die Relationen zwischen der Zahl der Bevölkerung und der Zahl der Wahlberechtigten als einen Maßstab, so muß die nationale Wahlbeteiligung 1919 niedriger als angenommen gewesen sein. Weil bei Berechnungen mit abgegebenen gültigen Stimmen die Veränderungen der teilweise sehr beträchtlichen Nichtwähleranteile nicht berücksichtigt werden und damit die tatsächliche Unterstützung der Parteien nicht in den Griff zu bekommen ist, liegen allen Berechnungen für die Wahl zur Nationalversammlung Wahlberechtigtenzahlen aufgrund der Bevölkerung 1919, der Wahlberechtigten bei den Wahlen 1912 und 1920 und bei den Volksabstimmungen als Annäherungswerte zugrunde. Die in den Tabellen ausgewiesenen Mittelwerte für die Wahl 1919 sind daher als Annäherungen zu verstehen.

Tab. 2: Die sozialistischen Parteien in Gebieten mit einem unterschiedlichen Prozentsatz Stimmen für die Partei(gruppierung)en bei der Reichstagswahl 1912 (Basis: Wahlberechtigte)

Parteien bei der Reichstagswahl 1912		SPD 1912	SPD 1919	USDP 1919	SOZ 1919	SPD 1920	USPD 1920	KPD 1920	SOZ 1920	SPD 1924	KPD 1924	SOZ 1924	N
SPD	unter 7,50 %	4,2	15,1	0,3	15,3	10,5	4,2	1,0	15,6	7,2	4,8	12,2	64
	7,5 bis 14,99 %	10,8	22,0	1,0	23,0	11,3	6,6	1,4	19,3	8,5	6,7	15,5	59
	15,0 bis 27,49 %	22,2	30,5	1,9	32,5	16,4	8,9	1,7	27,0	13,6	7,8	21,9	64
	27,5 bis 40,00 %	34,4	33,1	6,6	39,7	18,9	15,2	1,4	35,4	17,0	11,3	29,0	59
	über 40,00 %	48,9	36,5	11,6	48,0	20,0	20,5	2,0	42,5	20,5	12,2	33,8	60
Liberale	unter 7,50 %	13,5	21,0	1,9	22,9	11,2	7,1	1,5	19,9	8,4	6,6	15,4	62
	7,5 bis 14,99 %	29,8	20,1	8,6	29,6	12,8	19,0	1,2	33,0	11,7	12,2	25,3	26
	15,0 bis 27,49 %	33,1	33,1	5,7	38,9	18,6	15,0	1,4	35,0	16,9	10,5	28,0	114
	27,5 bis 40,00 %	34,7	34,3	7,0	41,3	19,0	14,0	2,1	35,2	18,4	9,9	28,8	84
	über 40,00 %	28,5	31,6	6,1	37,7	18,8	10,9	1,5	31,3	18,6	7,6	27,0	20
Konservative	unter 7,50 %	30,6	28,4	6,0	34,4	15,0	13,5	1,7	30,2	13,6	10,7	25,0	134
	7,5 bis 14,99 %	38,7	32,9	8,8	41,8	17,9	17,0	1,7	36,6	17,5	10,6	29,0	35
	15,0 bis 27,49 %	30,3	29,3	5,8	35,1	19,8	15,3	1,8	37,0	18,8	9,7	29,1	48
	27,5 bis 40,00 %	27,2	34,1	4,0	38,2	20,6	12,0	1,0	33,6	19,2	7,4	27,1	46
	über 40,00 %	11,7	29,3	3,0	32,3	17,1	8,5	1,5	27,1	13,8	5,5	19,7	43
Zentrum	unter 7,50 %	35,8	33,1	8,0	41,2	19,5	16,3	1,7	37,4	19,1	9,8	29,6	183
	7,5 bis 14,99 %	38,5	36,8	4,4	41,2	20,2	13,4	2,3	36,0	16,7	10,1	27,4	11
	15,0 bis 27,49 %	26,2	29,2	2,7	31,9	16,0	13,3	3,5	32,7	12,2	18,5	31,5	14
	27,5 bis 40,00 %	23,6	23,9	4,1	28,0	12,0	12,1	0,7	24,7	9,0	10,7	20,2	17
	über 40,00 %	9,7	17,5	0,9	18,4	9,0	5,8	0,9	15,7	6,5	5,9	12,8	81

Konservative: DK + RP + DRF + Wirt, Liberale: FVP + NL, SOZ: SPD + USPD + KPD.

teien in Ostelbien hat daher Ritter von einem massiven »Einbruch der sozialistischen Parteien in die traditionellen konservativen Wählerschichten« gesprochen.[19]
Bestehen Zusammenhänge zwischen den Erfolgen von SPD und USPD im Januar 1919 und den Stimmenanteilen der politischen Hauptgruppierungen bei der Reichstagswahl 1912? Um die Frage beantworten zu können, ist es sinnvoll, bivariate Korrelationen zwischen den Parteianteilen der politischen Richtungen bei der Reichstagswahl 1912 und den Wähleranteilen der sozialistischen Parteien am 19. Januar 1919 zu berechnen (vgl. Tab. 3).[20] Die Korrelationen verdeutlichen, daß die beiden sozialistischen Parteien 1919 dort überdurchschnittlich stark waren, wo die SPD schon 1912 tendenziell bessere Wahlresultate erzielen konnte. Am ungebrochensten setzte sich die politische Tradition der sozialistischen Parteien in Südwestdeutschland fort, wo die Stimmenanteile von SPD und USPD 1919 mit den Stimmenanteilen der SPD 1912 mit r = .94 korrelieren.[21] In Ostdeutschland weist die Korrelation von r = .72 auf eine vergleichsweise gebrochene politische Tradition.
Die Korrelationen der addierten Stimmenanteile von SPD und USPD bei der Wahl zur Nationalversammlung 1919 mit den Stimmenanteilen der politischen Hauptrichtungen bei der Reichstagswahl 1912 zeigen eine insgesamt große territoriale Stabilität des sozialistischen Wählerblocks über den Ersten Weltkrieg hinaus. Eine größere territoriale Stabilität beim

Tab. 3: Korrelation der Stimmanteile sowie der Gewinne und Verluste der sozialistischen Parteien 1912 bis 1919 mit den Stimmenanteilen der politischen Hauptrichtungen bei der Reichstagswahl 1912

Wahl 1912	Stimmenanteile				Gewinne und Verluste	
	SPD 1912	SPD 1919	USPD 1919	SOZ 1919	SPD 1919–1912	SOZ 1919–1912
NW	– 0,44	– 0,37	– 0,16	– 0,47	0,19	0,14
SPD	1,00	0,49	0,51	0,83	– 0,73	– 0,65
LIB	0,29	0,37	0,05	0,37	– 0,04	– 0,01
KON	– 0,19	0,15	– 0,04	0,10	0,32	0,47
Zentrum	– 0,62	– 0,56	– 0,29	– 0,73	0,25	0,10

Zelleinträge: Pearson's r. Basis: Wahlberechtigte. Gewichtet mit Bevölkerung 1919. LIB = FVP + NL, KON = Wirt + DRF + RP + DK, SOZ = SPD + USPD, NW = Nichtwähler. N = 306.

19 *Gerhard A. Ritter,* Kontinuität und Umformung des deutschen Parteiensystems 1918-1920, in: *Eberhard Kolb* (Hrsg.), Vom Kaiserreich zur Weimarer Republik, Köln 1972, S. 261.

20 Eine bivariate Korrelation beschreibt die Art und die Größe eines Zusammenhangs zwischen zwei Variablen durch einen Korrelationskoeffizienten (r). Dieser Korrelationskoeffizient kann jeden Wert zwischen +1.00 und –1.00 annehmen. Nimmt r den Wert »Null« an, dann besteht zwischen den betrachteten Variablen keine systematische Beziehung. Beträgt der Wert +1.00, dann liegt eine perfekte positive Korrelation vor. In diesem Fall gehen wachsende x-Werte (etwa SPD-Anteile 1912) immer mit steigenden y-Werten (etwa SPD-Anteile 1919) einher. Wenn r den Wert –1.00 erreicht, liegt eine perfekte negative Korrelation vor, d. h., wenn x ansteigt, fällt immer y. Die bivariate Korrelation eignet sich besonders zur Überprüfung bivariater Zusammenhangshypothesen. Zur Berechnung der Korrelationskoeffizienten vgl. etwa *Jürgen Bortz,* Lehrbuch der Statistik. Für Sozialwissenschaftler, 2., vollst. neu bearb. und erw. Aufl., Berlin/Heidelberg/New York/Tokyo 1985, S. 248-294.

21 Dem liegt folgende Einteilung der Reichstagswahlkreise des Kaiserreichs zugrunde: Ostdeutschland: Ost- und Westpreußen, Regierungsbezirk Frankfurt a. O., Pommern, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, Posen, Schlesien; Südwestdeutschland: Regierungsbezirke Koblenz, Trier und Hohenzollern-Sigmaringen, Bayern, Württemberg, Baden.

Übergang vom Kaiserreich zur Republik wies der katholische Wählerblock, eine dazu vergleichsweise niedrige der konservative und liberale Wählerblock auf. Der Schwerpunkt der Sozialdemokratie verschob sich zwischen 1912 und 1919 nur geringfügig.
Die SPD konnte 1919 besonders dort zusätzliche Wähleranteile rekrutieren, wo 1912 eine der konservativen Parteien, das Zentrum oder die Nichtwähler überdurchschnittlich stark vertreten gewesen waren. Die Stimmenanteile der USPD waren erwartungsgemäß um so höher, je mehr wahlberechtigte Männer 1912 die SPD unterstützt hatten. Zwar konnten die sozialistischen Parteien SPD und USPD zusammen 1919 dort besonders gut abschneiden, wo die SPD 1912 stark gewesen war. Aber je stärker die Sozialdemokratie am Vorabend des Ersten Weltkrieges gewesen war, desto geringer fielen im Mittel die Gewinne im sozialistischen Lager aus.
Damit bleibt die Frage nach dem parteipolitischen Rekrutierungspotential der sozialistischen Parteien im Januar 1919 noch unbeantwortet. Daher soll nun geprüft werden, ob der Rückgang der konservativen Parteien der einzige bedeutsame Faktor für die Stimmengewinne der sozialistischen Parteien war. Zu diesem Zweck wird der Zusammenhang zwischen den Gewinnen bzw. Verlusten der politischen Hauptrichtungen zwischen 1912 und 1919 mittels der Korrelationsrechnung gemessen (vgl. Tab. 6). Die Korrelationsanalyse zeigt, daß ein ziemlich starker Zusammenhang zwischen den Zuwächsen der sozialistischen Parteien und den Verlusten im konservativen Lager bestand: Je höher die Verluste des konservativen Wählerblocks, desto größer waren die Gewinne im Lager der sozialistischen Parteien. Ferner stellt sich ein Zusammenhang zwischen den Verlusten im Lager der Nichtwähler und den Gewinnen der sozialistischen Parteien heraus. Danach konnten die sozialistischen Parteien 1919 also auch von einem Anstieg der Wahlbeteiligung in Gebieten der ehemaligen Reichstagswahlkreise profitieren.
Die sozialistischen Parteien vermochten es jedoch nicht, die im Januar 1919 hinzugewonnenen Wählerkontingente auf Dauer zu binden. Bereits bei der ersten Reichstagswahl der Weimarer Republik sollte das Abbröckeln der sozialen Basis der sozialistischen Parteien negativ auf die Entwicklung der Weimarer Republik wirken.

2.3 Die Reichstagswahlen 1920 und 1924: Rückgang der Sozialdemokratie

Die Einbindung in die Regierung und die Rücksichtnahme auf die Koalitionspartner engten den Handlungsspielraum der SPD nach den Wahlen zur Nationalversammlung ein und ließen die große Kluft zwischen Programmatik und praktizierter Politik offenkundig werden. Andererseits war die USPD seit den Austritten aus der Regierung im Reich und in Preußen weitgehend von der Regierungsverantwortung entlastet. Hinzu kam, daß sich als dritte sozialistische Partei neben der SPD und USPD nun auch die KPD, die im Januar 1919 zum Boykott der Wahlen aufgerufen hatte, an den Wahlen zum ersten Reichstag der Weimarer Republik beteiligte.
Mit 21,6 Prozent der abgegebenen gültigen Stimmen erzielte die SPD ein enttäuschendes Wahlergebnis. Gegenüber der Wahl 1919 verlor sie 16,1 Prozentpunkte bzw. 42,5 Prozent. Die USPD ging mit 17,9 Prozent der abgegebenen gültigen Stimmen als zweitstärkste Partei aus den Wahlen hervor; die KPD erzielte 2,1 Prozent. SPD, Zentrum und DDP verloren mit nun 43,6 Prozent der abgegebenen gültigen Stimmen die absolute Mehrheit. Insgesamt war der Ausgang der Wahl daher ein »Debakel für die Weimarer Koalition«.[22] Zusammen erzielten SPD und USPD mit 39,6 Prozent der abgegebenen gültigen Stimmen ein um 5,9 Prozentpunkte schlechteres Wahlresultat als bei der Wahl im Jahre 1919. Für die SPD votierten 17,0 Prozent der wahlberechtigten Bevölkerung; 14 Prozent der Wahlberechtigten stimmten

22 *Miller,* Bürde der Macht, S. 412.

für die USPD. Erstmals seit 1881 sank damit die gegenüber der jeweiligen Vorwahl auf die Sozialdemokratie entfallene absolute Stimmenzahl. Ein zeitgenössischer Beobachter sah darin die eigentliche Bedeutung der Wahl: »Noch nie haben bisher Volksteile, die einmal durch die Sozialdemokratie gewonnen waren, sich wieder von ihr losmachen können [. . .]. Jetzt zum ersten Male sind über ein Zehntel sämtlicher Reichstagswähler von der Sozialdemokratie fortgegangen, ohne daß die Gesamtpartei von anderen Seiten her einen Ausgleich zu finden vermocht hätte. Die große Welle ist zum Stillstand gekommen. Das Zurückfluten der Wählermassen beginnt.«[23]

Wendet man sich zunächst der Frage zu, in welchen Gebieten die SPD im Mittel höhere Verluste und die USPD überdurchschnittliche Gewinne aufwiesen, so sticht sofort hervor, daß die SPD 1920 um so mehr Wähler verlor, je besser ihre Wahlresultate 1919 gewesen waren. Besonders in den Gebieten, in denen sie zwischen 1912 und 1919 überdurchschnittliche Zuwächse erzielt hatte, die konservativen Parteien im Mittel aber größere Verluste zu verkraften hatten, verließen viele Wahlberechtigte wieder die SPD. Andererseits waren auch die Gewinne der USPD in ehemaligen Hochburgen der SPD sehr ausgeprägt: Je höher die Stimmenanteile der SPD 1919, desto größer waren die Zuwächse der USPD 1920. Dort aber, wo die USPD bereits 1919 im Mittel bessere Wahlresultate verbucht hatte, gewann sie 1920 nur unterdurchschnittlich hinzu. Hier verzeichneten die liberalen Parteien tendenziell höhere Zuwächse bzw. niedrigere Verluste als in den Gebieten, in denen die USPD 1919 nur sehr schwach oder nicht vertreten gewesen war. Bemerkenswert ist, daß die DVP 1920 in solche Gebiete eindrang, die 1912 überdurchschnittliche SPD-Anteile und 1919 überproportionale USPD-Anteile aufgewiesen hatten. Und auch dort, wo die USPD überproportional hohe Gewinne verbuchen konnte, schnitten die beiden liberalen Parteien im Mittel besser ab. Die DNVP jedoch erzielte in diesen Gebieten eher unterdurchschnittliche Zuwächse.

Die Literatur stimmt darin überein, daß Abwanderer der SPD die Zuwächse der USPD ausmachten.[24] Da aber die Verluste der SPD größer waren als die Gewinne der USPD und der KPD, wird von einigen Autoren weiterhin angenommen, die Differenz zwischen den Zugewinnen von USPD und KPD und den Verlusten der SPD sei primär der DNVP zugute gekommen.[25] H. A. Winkler vermutet ferner, »daß der Rückgang der Wahlbeteiligung [. . .] in überproportionalem Umfang auf das Konto früherer Wähler der SPD ging«.[26]

Um die Hypothesen zu testen, bietet es sich an, bivariate Korrelationen zwischen den Veränderungen der Parteien zu berechnen (vgl. Tab. 6). Die Korrelationsanalyse zeigt, daß die Gewinne der USPD zum großen Teil auf Verluste der SPD zurückgeführt werden können. Die Ergebnisse bestätigen außerdem H. A. Winklers Vermutung. Korreliert man die Differenzen im Nichtwählerblock mit den Differenzen der SPD bei den Wahlen von 1920 und 1919, so stützt die Korrelation von $r = -.39$ die Hypothese, wonach ein Teil der sozialen Basis der SPD 1920 ins Lager der Nichtwähler abwanderte.

Rechnet man schließlich eine multiple Regression mit den Gewinnen und Verlusten der SPD als Zielvariable und den Differenzen von USPD, KPD, DNVP und Nichtwählern zwischen 1919 und 1920 als Prädiktoren, so wird klar, daß die Verluste der SPD bei Kontrolle der jeweils anderen Einflußfaktoren von Gewinnen der USPD, KPD, DNVP und des Nicht-

23 *Franz Maurenbrecher,* Die Taktik der Parteien bei der Regierungsbildung Sommer 1920, Dresden 1920, S. 11.

24 *Hunt,* Social Democracy, S. 102, behauptet, daß beinahe die Hälfte der SPD-Wähler 1920 zur USPD übergelaufen seien. Schon ein grober Blick auf die Zahlen zeigt, daß die Aussage Hunts nicht wahr sein kann.

25 *Miller,* Bürde der Macht, S. 413; *H. A. Winkler,* Revolution, S. 356; *Hartenstein,* Anfänge, S. 229 f.

26 *H. A. Winkler,* Revolution, S. 355.

Tab. 4: Korrelation der Stimmanteile sowie der Gewinne und Verluste der sozialistischen Parteien 1919 bis 1920/22 mit den Stimmenanteilen der politischen Hauptrichtungen bei der Wahl zur Nationalversammlung 1919

Wahl 1919	Stimmenanteile				Gewinne und Verluste		
	SPD 1920	USPD 1920	KPD 1920	SOZ 1920	SPD 1920–1919	USPD 1920–1919	SOZ 1920–1919
NW	– 0,10	– 0,10	0,42	– 0,08	0,37	– 0,06	0,55
SOZ	0,48	0,61	0,08	0,89	– 0,59	0,30	– 0,42
SPD	0,80	– 0,04	0,03	0,55	– 0,71	0,48	– 0,43
USPD	– 0,34	0,86	0,07	0,51	0,09	– 0,20	– 0,04
LIB	0,36	0,16	– 0,04	0,39	– 0,25	0,04	– 0,28
DNVP	0,15	0,08	– 0,07	0,17	– 0,18	0,16	– 0,14
CVP	– 0,45	– 0,43	– 0,21	– 0,74	0,36	– 0,21	0,18

Wie Tab. 3. LIB = DDP + DVP, SOZ = SPD + USPD + KPD.

wählerlagers begleitet wurden.[27] Den größten relativen Einfluß hatte, wie erwartet, die Differenz der USPD-Stimmenanteile (vgl. Tab. 7).

Die KPD hatte bei der Wahl zum ersten Reichstag der Weimarer Republik noch keine große Rolle gespielt. Im Mai 1924 stieg sie jedoch mit 12,6 Prozent der abgegebenen gültigen Stimmen zu einer ernsthaften politischen Alternative zur Sozialdemokratie im linken Lager des deutschen Parteiensystems auf. Trotz der Spaltung der USPD, des Übertritts von etwa einem Drittel der USPD-Mitglieder zur SPD, erzielte diese mit 20,5 Prozent der abgegebenen gültigen Stimmen ein um 1,2 Prozentpunkte schlechteres Wahlresultat als bei der Wahl zum ersten Reichstag der Weimarer Republik. Damit hielt die Talfahrt der Sozialdemokratie seit der Wahl zur Nationalversammlung im Januar 1919 an. Hatten 1920 noch 32,7 Prozent der wahlberechtigten Bevölkerung für die sozialistischen Parteien SPD, USPD und KPD gestimmt, so waren es im Mai 1924 nur noch 26,0 Prozent. Nun unterstützte ein geringerer Teil der Wahlberechtigten die sozialistischen Parteien als vor dem Ersten Weltkrieg.[28]

Gegenüber der Wahl zur Nationalversammlung halbierte sich die Wählerschaft der SPD. Sie bröckelte vor allem in den Hochburgen des Jahres 1912. So verlor die SPD beispielsweise 28,4 Prozentpunkte in den 60 Analyseeinheiten, in denen bei der Reichstagswahl von 1912 über 40 Prozent der Wahlberechtigten für die SPD gestimmt hatten. Trotz der großen

27 Die multiple Regression ist eine Methode zur Untersuchung der Effekte mehrerer unabhängiger Variablen (etwa Anteil der Katholiken und Prozentsatz der Arbeiter) auf eine abhängige Variable (etwa SPD-Anteile). Eine Variable, deren Ausprägungen erklärt werden sollen, nennt man auch »Zielvariable«. Die Variablen, die herangezogen werden, um die Werte der Zielvariable zu erklären, bezeichnet man als »Prädiktoren«. Mittels der multiplen Regressionsanalyse versucht man, ein möglichst einfaches Modell zu finden, das die unterschiedliche Höhe der Zielvariable erklärt. Dabei werden wichtige und weniger wichtige Einflußfaktoren separiert. Die standardisierten Regressionskoeffizienten gewichten den Einfluß der einzelnen Prädiktoren relativ zueinander. Die Regressionsberechnungen erbringen ferner Informationen darüber, wieviel Varianz der Zielvariable durch die Prädiktoren erklärt wird (R^2). Vgl. dazu *Manfred Küchler,* Multivariate Analyseverfahren, Stuttgart 1979, und besonders *Thomas H. Wonnacott/Ronald J. Wonnacott,* Regression. A Second Course in Statistics, New York/Chichester/Brisbane/Toronto 1981.

28 Vgl. zur Reichstagswahl im Mai 1924 *Childers,* Nazi Voter, S. 50 ff; *Heinrich August Winkler,* Der Schein der Normalität. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1924 bis 1930, 2. Aufl., Berlin/Bonn 1988, S. 177 ff.

Verluste im Vergleich zu 1919 konnte die SPD dagegen in den Diasporagebieten der Reichstagswahl von 1912 noch einen Zuwachs von 3 Punkten aufweisen (vgl. Tab. 2). Auch wenn man die Stimmenanteile aller sozialistischen Parteien addiert, waren deren Verluste vor allem in den Hochburgen des Kaiserreichs beträchtlich. Der Vergleich der sozialistischen Wähleranteile von 1924 mit denen bei der Reichstagswahl 1912 zeigt, daß der Rückgang im sozialistischen Lager nach 1919 nicht allein darauf zurückgeführt werden kann, daß es den sozialistischen Parteien nicht gelang, die zwischen Kaiserreich und Republik hinzugewonnenen Wählerkontingente dauerhaft zu binden. Vielmehr weisen die Verluste in den traditionellen sozialdemokratischen Hochburgen darauf hin, daß die Bindungen der SPD an die sozial-moralischen Milieus der großen Städte doch nicht so stark ausgeprägt gewesen sein können, wie das vielfach angenommen worden ist.

Tab. 5: Korrelation der Stimmanteile sowie der Gewinne und Verluste der sozialistischen Parteien 1920/22 bis 1924 mit den Stimmenanteilen der politischen Hauptrichtungen bei der Wahl zum Reichstag 1920/22

Wahl 1920	Stimmenanteile			Gewinne und Verluste		
	SPD 1924	KPD 1924	SOZ 1924	SPD 1924–1920	KPD 1924–1920	SOZ 1924–1920
NW	– 0,45	– 0,12	– 0,43	– 0,15	– 0,15	0,34
SOZ	0,74	0,53	0,92	0,21	0,52	– 0,56
SPD	0,75	– 0,08	0,51	– 0,48	– 0,09	– 0,23
USPD	0,24	0,58	0,59	0,65	0,66	– 0,48
KPD	– 0,04	0,45	0,24	– 0,04	0,08	0,09
LIB	0,62	0,14	0,58	0,21	0,15	– 0,31
DNVP	0,23	– 0,14	0,09	0,06	– 0,17	– 0,18
Zentrum	– 0,64	– 0,30	– 0,69	– 0,17	– 0,04	0,42

Wie Tab. 3 und 4. Zentrum = Zentrum + BVP.

H. A. Winkler äußert die Vermutung, daß besonders die DNVP von den Verlusten der sozialistischen Parteien profitierte. Wahlenthaltungen ehemaliger Wähler der Sozialdemokratie zieht er demgegenüber nicht in Betracht. Den Aufstieg der KPD führt er auf Zuwanderungen von der USPD zurück.[29] Winklers Hypothesen können mittels der Korrelations- und Regressionsanalyse getestet werden. So wird beispielsweise die Hypothese, daß vor allem die DNVP von den Verlusten der Arbeiterparteien profitierte, dann bestätigt, wenn eine starke negative Korrelation zwischen den Verlusten der Parteien im sozialistischen Lager und den Gewinnen der DNVP existiert. Die Analyse zeigt, daß die Gewinne der DNVP zwischen 1920 und 1924 mit r = –.25 mit den Verlusten der sozialistischen Parteien zwischen 1920 und 1924 korrelieren. Insofern bestätigt sich Winklers Hypothese.[30] Darüber hinaus besteht aber auch eine Korrelation von r = –.39 zwischen der Differenz im Nichtwählerlager und den Verlusten der Parteien der Arbeiterbewegung. Winklers Hypothese, daß die Wahlenthaltung keine Rolle gespielt habe, bestätigt sich also nicht. Um die bereinigten Effekte der

29 *H. A. Winkler,* Schein der Normalität, S. 178 ff.

30 Allerdings berichtet *H. A. Winkler,* Schein der Normalität, S. 180, Anm. 3, eine positive Korrelation von .6 zwischen den Verlusten der Arbeiterparteien und den Gewinnen der DNVP. Diese Korrelation paßt nicht zu seiner verbalen These.

Tab. 6: Der Zusammenhang zwischen den Gewinnen und Verlusten der politischen Hauptrichtungen und der Entwicklung der sozialistischen Parteien

		SPD	KON	LIB	KATH	NW
SOZ	1919–1912		– 0,51	– 0,01	0,00	– 0,29
	1920–1919		– 0,17	0,34	– 0,04	– 0,65
	1924–1920		– 0,25	0,29	0,08	– 0,39
SPD	1919–1912		– 0,35	– 0,05	– 0,02	– 0,19
	1920–1919		– 0,02	0,11	– 0,08	– 0,39
	1924–1920		– 0,21	– 0,08	0,21	– 0,04
USPD	1920–1919	– 0,57	– 0,23	0,20	– 0,02	– 0,03
KPD	1924–1920	0,13	– 0,02	0,11	0,08	– 0,10

Zelleinträge: Pearson's r. Basis: Wahlberechtigte. Gewichtet mit Bevölkerung 1919. LIB: FVP, NL, DVP, DDP; KON: Wirt, DK, DRF, RP, DNVP; KATH: Zentrum, CVP, BVP; SOZ: SPD, USPD, KPD. N = 306. Alle Variablen sind Stimmenanteilsdifferenzen: $t_2 - t_1$.

Tab. 7: Multiple Regressionsanalyse der Gewinne und Verluste der Parteien

Zielvariable		Unabhängige Variablen						
		SPD	KPD	USPD	KON	LIB	NW	R^2
SOZ	1919–1912				– 0,641	– 0,298	– 0,493	47 %
	1920–1919				– 0,582	– 0,415	– 0,988	60 %
	1924–1920				– 0,271	–	– 0,400	22 %
SPD	1919–1912				– 0,456	– 0,258	– 0,350	24 %
	1920–1919			– 0,631	– 0,447	– 0,294	– 0,653	59 %
	1920–1919		– 0,404	– 0,718	– 0,270	–	– 0,634	69 %
	1924–1920			– 0,655	– 0,254	– 0,120	– 0,138	50 %
USPD	1920–1919	– 0,758			– 0,433	– 0,168	– 0,503	51 %
KPD	1924–1920			– 0,698	–	0,180	– 0,150	49 %

Variablenbezeichnung wie Tab. 6. Vorab gewichtet mit Bevölkerung 1919. N = 306. Zelleinträge: Standardisierte Regressionskoeffizienten.

Gewinne und Verluste im Nichtwählerlager und bei der DNVP auf die Entwicklung der sozialistischen Parteien zu bestimmen, wird nun eine multiple Regressionsanalyse durchgeführt. Diese belegt, daß vor allem das Nichtwählerlager und die DNVP von den Verlusten im Lager der sozialistischen Parteien profitierten. Ferner wird verdeutlicht, daß in erster Linie die Verluste der USPD den Aufstieg der KPD bestimmten.

Falter und Zintl haben in einem interessanten Aufsatz die Größenordnungen der Wählerwanderungen zwischen den Parteien in der Weimarer Republik mittels der ökologischen Regression geschätzt.[31] Danach wanderten rund 11 Prozent der SPD-Wähler der ersten

31 *Falter/Zintl,* Economic Crisis, S. 78. Falter und Zintl führen die USPD nicht gesondert auf, doch dürfte sie sich hinter der Kategori »OTHER« verbergen. Bei der ökologischen Regression handelt es sich um ein Verfahren, die Zusammensetzungen der Parteien aus den verfügbaren Informationen über die Gebietseinheiten zu schätzen. Zum Verfahren vgl. *Jan-Bernd Lohmöller/Jürgen W. Falter,* Some Further Aspects of Ecological Regression Analysis, in: Quality and Quantity, Jg. 20, 1986, S. 109-125.

Reichstagswahl der Weimarer Republik bei der zweiten Reichstagswahl zur KPD, etwa 10 Prozent zu den Liberalen, 12 Prozent zur DNVP und 9 Prozent ins Lager der Nichtwähler, nur rund 42 Prozent verblieben bei der SPD.[32]
Insgesamt war also die Wählerstruktur der SPD zwischen Kaiserreich und Republik labil. Dem Aufstieg der SPD bis zur Wahl der Nationalversammlung im Januar 1919 folgte bis 1924 eine regional teilweise rapide Erosion der sozialen Basis. Weder vermochte es die Sozialdemokratie, das 1919 neu rekrutierte Wählerpotential an sich zu binden, noch war sie in der Lage, ihr Potential von 1912 zu halten. Da die Verluste der Sozialdemokratie nicht den Trägern der Weimarer Demokratie zugute kamen, sondern deren Gegnern, wurde somit die Weimarer Demokratie geschwächt.

3. Der Einfluss der Industrialisierung, Urbanisierung und Konfession auf das Abschneiden der sozialistischen Parteien bei den Wahlen 1912–1924

Die Stärke der Parteien wird bis zu einem gewissen Grad von der sozialen und konfessionellen Zusammensetzung der geographischen Einheiten bestimmt. Am Beispiel der Reichstagswahl von 1912 ist dieser Sachverhalt oben schon angedeutet worden. Nun soll die Entwicklung der sozialistischen Parteien bei den Wahlen von 1912 bis 1924 (Mai) mit der Konfessionsstruktur, der Urbanisierung, Industrialisierung und Berufsstruktur der 306 längsschnittlich stabilen Analyseeinheiten in Beziehung gesetzt werden. So kann gezeigt werden, welche Strukturelemente die Entwicklung der Arbeiterparteien zwischen 1912 und 1924 beeinflußten. Vor allem wird ein Wandel der sozialen Basis der SPD sichtbar gemacht werden können.

3.1 Der bivariate Zusammenhang zwischen Industrialisierung, Urbanisierung und den Arbeiterparteien

In Tab. 8 sind die Analyseeinheiten nach dem Grad der Industrialisierung in vier Gruppen zusammengefaßt. Innerhalb dieser Gruppen sind die durchschnittlichen Stimmenanteile der sozialistischen Parteien von 1912 bis 1924 eingetragen. Es wird ersichtlich, daß die SPD bei der Reichstagswahl im Jahr 1912 in der Gruppe mit dem niedrigsten Industrialisierungsgrad nur von 8,4 Prozent der Wahlberechtigten gewählt wurde, während in der Gruppe mit dem höchsten Industrialisierungsgrad 42,2 Prozent der wahlberechtigten Bevölkerung die SPD wählten. Hatte 1912 zwischen den Stimmenanteilen der SPD in der Gruppe der am geringsten und der am höchsten industrialisierten Gebiete noch eine Prozentpunktdifferenz von 33,8 bestanden, so betrug sie im Mai 1924 nur 7,1. Hochburgen und Diasporagebiete glichen sich somit beim Übergang vom Kaiserreich zur Republik an. Nach dem Ersten Weltkrieg nahm der Zusammenhang zwischen dem Grad der Industrialisierung und den Stimmenanteilen der SPD zunächst stark ab. Im Mai 1924 stieg er dann jedoch wieder an.
Ein linearer Zusammenhang bestand entsprechend den Erwartungen zwischen dem Grad der Industrialisierung und dem Anteil der für die USPD und die KPD stimmenden Wahlbe-

32 Von 100 Wählern der USPD gingen wahrscheinlich jeweils über 20 Prozent zur KPD, SPD oder ins Lager der Nichtwähler. Die bei *Falter/Zintl* mitgeteilten Prozentzahlen für die Kategorie »OTHER« schließen sowohl die ehemaligen Wähler der USPD als auch die der kleineren Parteien ein (Deutsch-Hannoversche-Partei, Bayerischer Bauernbund, Polenpartei, Christliche Volkspartei etc.). Da diese Kategorie aber vor allem ehemalige Wähler der USPD umfaßt, können die Werte als Annäherungen an die tatsächlichen Wählerwanderungen ehemaliger Wähler der USPD herangezogen werden.

Tab. 8: Die sozialistischen Parteien in Gebieten mit einem unterschiedlichen Grad der Industrialisierung

		Grad der Industrialisierung				im
		unter 22,5	22,5–34,9	35,0–47,5	über 47,5	Mittel
SPD	1912	8,4	22,7	34,1	42,2	30,1
	1919	21,4	28,7	33,1	32,2	29,7
	1920	13,9	17,2	18,8	16,7	17,0
	1924 M	10,0	14,1	17,7	17,1	15,6
USPD	1919	0,6	2,0	6,8	10,5	6,0
	1920	5,8	8,0	14,4	20,1	13,9
KPD	1920	1,2	1,1	1,6	2,1	1,6
	1924 M	4,3	6,5	8,8	14,4	9,8
Linker	1912	8,4	22,7	34,1	42,2	30,1
Block	1919	21,9	30,8	40,0	42,7	35,7
	1920	21,0	26,3	34,7	39,0	32,5
	1924 M	14,6	20,9	27,2	32,5	26,2
N		76	91	72	67	306

Basis der Stimmenanteile: Wahlberechtigte. Grad der Industrialisierung: Erwerbstätige (einschließlich Berufszugehörige) in Industrie und Handwerk 1925; Basis: Erwerbstätige 1925.

rechtigten 1919 bis 1924. Dabei war der Einfluß der Industrialisierung auf die Höhe der Stimmenanteile der USPD 1920 stärker als 1919 und auf die der KPD 1924 stärker als 1920. Auch die addierten Stimmenanteile der drei sozialistischen Parteien wiesen von 1912 bis 1924 einen linearen Zusammenhang mit dem Grad der Industrialisierung auf (vgl. Tab. 12). Sieht man sich die Veränderungen über die Zeit an, so ist ein klares Muster erkennbar: Je weniger industrialisiert die Gebiete, desto höher waren die Gewinne der SPD zwischen 1912 und 1919. In den am höchsten industrialisierten Gebieten verzeichnete die SPD von 1919 auf 1920 die größten Verluste. Im Mai 1924 verlor sie vor allem in den weniger industrialisierten Einheiten. Der Anstieg der USPD von 1919 auf 1920 und der der KPD von 1920 auf 1924 fiel um so größer aus, je industrialisierter die Gebiete waren. Interessanterweise büßten die Arbeiterparteien in den ersten Jahren der Weimarer Republik besonders in den hoch industrialisierten Gebieten des Deutschen Reichs große Wählerkontingente ein. So verloren die sozialistischen Parteien in den überwiegend industrialisierten Gebieten von 1912 auf 1924 fast 10 Prozentpunkte, während sie in den wenig industrialisierten Gebieten noch 5,8 Prozentpunkte hinzugewinnen konnten. Dieser Sachverhalt ist deshalb von so großer Bedeutung, weil ja gerade in den hoch industrialisierten Regionen des Kaiserreichs die enge Verbindung der Sozialdemokratie zu den sozial-moralischen Milieus bestanden hatte.
Ebenso aufschlußreich sind die Wahlergebnisse der sozialistischen Parteien, wenn man die unterschiedlich urbanisierten Gebiete vergleicht. Unterteilt man in einem weiteren Schritt die Analyseeinheiten nach dem Grad der Urbanisierung ebenfalls in vier etwa gleich mächtige Gruppen, so zeigt sich folgendes Bild: In der Gruppe mit dem höchsten Urbanisierungsgrad verzeichnete die SPD im Jahr 1912 die besten, in der Gruppe mit dem niedrigsten Urbanisierungsgrad die schlechtesten Wahlresultate. Insofern kann man die SPD am Vorabend des Ersten Weltkrieges mit Ritter als eine städtische Partei charakterisieren:[33] Der so-

33 *Ritter,* Die deutschen Parteien, S. 61.

Tab. 9: Die sozialistischen Parteien in Gebieten mit einem unterschiedlichen Grad der Urbanisierung

		Grad der Urbanisierung				im
		unter 17,5	17,5–33,3	33,3–50,0	über 50,0	Mittel
SPD	1912	11,3	19,4	24,6	42,4	30,1
	1919	23,8	28,6	26,9	32,9	29,7
	1920	13,2	15,4	17,8	18,3	17,0
	1924 M	10,4	14,4	16,8	17,0	15,6
USPD	1919	1,3	3,9	3,8	9,1	6,0
	1920	5,6	11,1	12,2	17,7	13,9
KPD	1920	0,9	1,1	1,1	2,2	1,6
	1924 M	4,4	6,8	7,8	12,9	9,8
Linker	1912	11,3	19,4	24,6	42,4	30,1
Block	1919	25,0	32,4	30,7	42,0	35,7
	1920	19,7	27,5	31,2	38,2	32,5
	1924 M	15,2	21,6	25,1	30,9	26,2
N		77	85	69	75	306

Basis der Stimmenanteile: Wahlberechtigte. Grad der Urbanisierung: Einwohner in Gemeinden über 5 000 Einwohner in den Kreisen; Basis: Bevölkerung 1925.

ziale Rückhalt der SPD konzentrierte sich insbesondere auf städtische Gebiete. So war ihr Wähleranteil bei der Reichstagswahl 1912 in den überwiegend urbanisierten Gebieten fast viermal so hoch wie in den wenig urbanisierten Gebieten (vgl. Tab. 9). Am Anfang der Weimarer Republik bröckelte die soziale Basis der SPD jedoch um so mehr ab, je urbaner die Gebiete waren. Betrug die Prozentpunktdifferenz der SPD-Anteile bei der Reichstagswahl 1912 zwischen der Gruppe mit dem niedrigsten und der Gruppe mit dem höchsten Urbanisierungsgrad ausgeprägte 31,1, so fiel sie 1920 auf 5,1 Punkte. Der noch bei der Reichstagswahl 1912 bestehende starke positive Zusammenhang zwischen dem Grad der Urbanisierung und den Stimmenanteilen der SPD ging nach dem Ersten Weltkrieg außerordentlich rapide zurück. Mit steigender Urbanisierung verlor die SPD besonders bei der Wahl zur Nationalversammlung 1919, aber auch noch bei der Wahl zum ersten Reichstag der Weimarer Republik 1920 tendenziell einen höheren Anteil der Wahlberechtigten, was dazu führte, daß sie ihren städtischen Charakter verlor.[34] Ein hochgradiger positiver Zusammenhang bestand schließlich zwischen dem Urbanisierungsgrad und der Stärke der USPD 1919 und 1920 und der KPD 1924. Wo der Anteil der Einwohner in Gemeinden über 5 000 Einwohner sehr hoch war, dort stimmten im Mittel mehr Wahlberechtigte für die USPD oder KPD. Je urbaner die Gebiete, desto höher waren die Zuwächse der USPD von 1919 auf 1920 und die der KPD von 1920 auf 1924.

Fürs erste kann somit festgehalten werden, daß sowohl der Grad der Industrialisierung als auch der Grad der Urbanisierung die Entwicklung der sozialistischen Parteien zwischen 1912 und 1924 stark beeinflußten und daß die sozialistischen Parteien vor allem in den traditionellen industrialisierten, urbanisierten Hochburgen der Sozialdemokratie große Einbrüche hinnehmen mußten.

34 Vgl. auch *H. A. Winkler,* Revolution, S. 354 f.; ferner *Ritter,* Die sozialistischen Parteien, S. 128.

3.2 Der Einfluß der Konfession

Zu den gesicherten Ergebnissen der historischen und modernen Wahlforschung gehört, daß sich Protestanten und Katholiken in ihrem Wahlverhalten unterscheiden. Bereits um die Jahrhundertwende beobachtete Braun, daß »einige Parteien ausschließlich in Gegenden mit überwiegend protestantischer Bevölkerung, andere in denen mit überwiegend katholischer Bevölkerung ihre Anhänger haben«.[35] Auch Blank und Klöcker kamen in ihren Analysen zur sozialdemokratischen Wählerschaft zu dem Ergebnis, daß es die Sozialdemokratie in katholischen Gebieten erheblich schwerer als in evangelischen Gebieten hatte, Wähler zu mobilisieren.[36] So schätzte Klöcker den Anteil der Protestanten unter den Wählern der Sozialdemokratie bei der Reichstagswahl 1907 auf rund 90 Prozent. In einer neueren Arbeit über die Wahlentwicklung zur Wilhelminischen Zeit veranschlagt Suval den Protestantenanteil unter den sozialdemokratischen Wählern auf 83 Prozent.[37] Die Koalition eines großen Teils der katholischen Bevölkerung mit dem Zentrum grenzte mithin das Wählerpotential der Sozialdemokratie, aber auch das der National- und Linksliberalen sowie der Konservativen ein.[38]

Nach der Volkszählung 1910 lebten in 145 der 397 Reichstagswahlkreise des Kaiserreichs weniger als 7,5 Prozent Katholiken; in 114 Reichstagswahlkreisen aber waren mindestens zwei Drittel der Bevölkerung katholisch. Das verdeutlicht die extreme räumliche konfessionelle Teilung der deutschen Gesellschaft. Diese konfessionelle Gliederung präformierte ganz wesentlich die regionale Parteienlandschaft. Daher waren von den 22 Reichstagswahlkreisen, in denen 1912 die absolute Mehrheit der Wahlberechtigten die Sozialdemokraten unterstützte, 15 fast rein evangelisch. In keinem überwiegend katholischen Reichstagswahlkreis stimmte bei der Reichstagswahl von 1912 die absolute Mehrheit der Wahlberechtigten für die SPD. Eine ähnliche Beobachtung hat Ritter veranlaßt, die SPD als eine protestantische Partei zu bezeichnen.[39] Dennoch überschritten die Sozialdemokraten in den überwiegend katholischen Reichstagswahlkreisen Mülhausen und München II die 40-Prozent-Marke. In dem konfessionell stark gemischten Reichstagswahlkreis Nürnberg konnten sie sogar die Mehrheit der Wahlberechtigten gewinnen. Über 40 Prozent der Wahlberechtigten votierten u. a. in folgenden konfessionell stark gemischten Reichstagswahlkreisen für die SPD: Breslau (Stadt-West und Stadt-Ost), Solingen, Offenbach-Dieburg, Waldenburg, Mannheim, Reichenbach-Neurode, Pforzheim, Speyer, Straßburg und Frankfurt am Main. Gruppiert man die über den Zeitraum 1912 bis 1925 stabilen Gebietseinheiten nach dem Anteil der Katholiken an der Bevölkerung in vier Gruppen und berechnet die durchschnittlichen Anteile der sozialistischen Parteien innerhalb dieser Gruppen, so zeigt sich eine kurvlineare Beziehung zwischen dem Anteil der Katholiken an der Bevölkerung und den Stimmenanteilen der Arbeiterparteien. Bei allen vier Wahlen zwischen 1912 und 1924 waren die beiden sozialdemokratischen Parteien und die Arbeiterparteien insgesamt in den evangeli-

35 *Adolf Braun,* Die Reichstagswahlen von 1898 und 1903. Eine statistische Studie, in: Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik, Bd. 18, 1903, S. 560.

36 *Rudolf Blank,* Die soziale Zusammensetzung der sozialdemokratischen Wählerschaft Deutschlands, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Bd. 20, 1905, S. 507-550; *Alois Klöcker,* zitiert nach *Karl Rohe,* Vom Revier zum Ruhrgebiet. Wahlen, Parteien, Politische Kultur, Essen 1986, S. 43.

37 *Suval,* Electoral Politics, S. 82.

38 Vgl. zur Problematik *Franz Urban Pappi,* Die konfessionell-religiöse Konfliktlinie in der deutschen Wählerschaft: Entstehung, Stabilität und Wandel, in: *Dieter Oberndörfer/Hans Rattinger/Karl Schmitt* (Hrsg.), Wirtschaftlicher Wandel, religiöser Wandel und Wertewandel. Folgen für das politische Verhalten in der Bundesrepublik Deutschland, Berlin 1985, S. 263-290.

39 *Ritter,* Die deutschen Parteien, S. 61.

Tab. 10: Die sozialistischen Parteien in Gebieten mit einem unterschiedlichen Prozentsatz Katholiken

		Anteil der Katholiken in Prozent				im
		0–4,99	5,0–27,49	27,5–66,66	über 66,66	Mittel
SPD	1912	35,0	40,6	26,2	12,4	30,1
	1919	34,2	34,5	28,1	19,3	29,7
	1920	19,7	18,9	17,4	9,8	17,0
	1924 M	19,8	18,5	14,8	6,4	15,6
USPD	1919	8,9	9,4	2,7	1,2	6,0
	1920	15,3	18,7	12,0	6,3	13,9
KPD	1920	2,5	1,1	1,5	1,4	1,6
	1924 M	9,9	10,4	11,3	7,0	9,8
Linker	1912	35,0	40,6	26,2	12,4	30,1
Block	1919	43,1	43,9	30,8	20,5	35,7
	1920	37,4	38,8	30,9	17,5	32,5
	1924 M	30,4	29,9	26,7	13,8	26,2
N		88	78	58	82	306

Basis der Stimmenanteile: Wahlberechtigte. Katholiken 1925; Basis: Bevölkerung 1925.

schen Gebieten eindeutig stärker vertreten als in den katholischen Gebieten (vgl. Tab. 10). Lediglich die KPD wies kein klares konfessionelles Profil auf. So votierten beispielsweise bei der Reichstagswahl 1920 in den Gebieten, in denen über zwei Drittel der Bevölkerung der katholischen Kirche angehörten, nur 17,5 Prozent der Wahlberechtigten für die Parteien der Arbeiterbewegung. Demgegenüber erzielten sie 37,4 Prozent in den Gebieten, in denen unter 5 Prozent der Bevölkerung katholisch waren. Die höchsten Zuwächse errang die SPD zwischen 1912 und 1919 in den überwiegend katholischen Gebieten. Von 1919 auf 1924 fielen dann die sozialistischen Parteien in den Gebieten, in denen über 27,5 Prozent der Bevölkerung der katholischen Konfession angehörten, auf die Stimmenanteile bei der Reichstagswahl von 1912 zurück. Entscheidend aber waren die Verluste in den Gebieten, in denen die Katholiken weniger als 27,5 Prozent der Bevölkerung ausmachten. Dort nämlich fielen die Stimmenanteile der Arbeiterparteien weit unter die Ergebnisse der Reichstagswahl von 1912.

Erst unlängst hat Rohe davon gesprochen, »daß die kommunistische Partei gerade in katholischen Regionen eine bemerkenswert hohe Anziehungskraft« aufwiese.[40] Wenn das zuträfe, dann wären in den katholischen Gebieten überdurchschnittliche Stimmenanteile der KPD zu erwarten. Im Vergleich zur SPD begrenzte zwar der Anteil der Katholiken an der Bevölkerung die Mobilisierung von Wählern der KPD weniger als die der SPD, doch wies die KPD mit steigendem Katholikenanteil keine besseren, sondern im Mittel leicht unterdurchschnittliche Wahlresultate auf. Das belegen die über den Zeitraum der Weimarer Republik durchweg leicht negativen Korrelationskoeffizienten zwischen dem Anteil der KPD und dem Anteil der Katholiken.[41]

40 *Rohe,* Revier, S. 31.

41 Vgl. Tab. 10, 11, 12, 16. Für die Jahre 1924 bis 1933 *Falter/Lindenberger/Schumann,* Wahlen und Abstimmungen, S. 163; *Hänisch,* Bestimmungsgründe, S. 87.

Tab. 11: Die sozialistischen Parteien in Gebieten mit einem unterschiedlichen Prozentsatz Katholiken und einem unterschiedlichen Grad der Urbanisierung

		Anteil der Katholiken in Prozent															
		bis 4,99				5–27,49				27,5–66,66				über 66,66			
		Urbanisierung				Urbanisierung				Urbanisierung				Urbanisierung			
		A	B	C	D	A	B	C	D	A	B	C	D	A	B	C	D
SPD	1912	16,8	23,7	35,4	46,7	15,4	25,6	35,2	49,9	11,1	16,5	15,4	36,0	6,4	9,0	8,2	24,8
	1919	32,5	33,6	34,0	32,9	31,6	33,4	36,4	34,6	24,0	25,3	18,9	33,7	15,0	18,8	16,5	25,7
	1920	19,2	18,1	20,8	20,0	19,0	20,0	19,1	18,6	12,9	11,5	19,5	18,5	6,9	9,4	9,2	13,3
	1924 M	14,9	17,2	20,7	22,0	15,6	19,7	19,9	18,2	12,2	11,6	16,3	15,2	4,4	7,1	6,1	7,8
USPD	1919	4,0	5,4	8,2	12,1	0,6	6,0	5,9	12,5	0,8	1,2	0,2	4,5	0,3	0,9	0,4	2,8
	1920	7,9	13,1	16,0	18,1	5,3	15,7	15,8	22,1	6,2	8,2	7,2	14,8	4,1	5,5	5,2	9,8
KPD	1920	2,0	1,2	1,5	3,8	0,5	0,9	1,2	1,3	0,4	0,7	0,6	2,1	0,7	1,2	1,1	2,2
	1924 M	7,1	7,6	8,8	12,4	3,6	7,8	8,1	12,5	3,8	5,7	6,5	14,5	3,6	5,2	7,3	11,4
Linker	1912	16,8	23,7	35,4	46,7	15,4	25,6	35,2	49,9	11,1	16,5	15,4	36,0	6,4	9,0	8,2	24,8
Block	1919	36,4	39,0	42,1	45,1	32,2	39,4	42,4	47,1	24,8	26,5	19,1	38,2	15,4	19,7	16,9	28,4
	1920	29,1	32,4	38,3	41,9	24,8	36,5	36,1	42,0	19,5	20,4	27,3	35,3	11,7	16,1	15,6	25,3
	1924 M	22,4	25,3	30,0	35,2	19,3	28,2	28,6	32,1	16,4	17,4	23,1	30,4	8,3	12,5	13,7	19,7
N		18	30	21	19	15	19	20	24	14	10	13	21	30	26	15	11

Basis der Stimmenanteile: Wahlberechtigte. Anteil der Katholiken 1925; Basis: Wohnbevölkerung 1925. Urbanisierung: Einwohner in Gemeinden über 5 000 in Kreisen 1925; Basis: Wohnbevölkerung 1925. Klassengrenzen Urbanisierung: A: unter 17,5; B: 17,5–33,29; C: 33,3–50,0; D: über 50,0 Prozent.

Tab. 12: Korrelation der Stimmenanteile der sozialistischen Parteien 1912 bis 1924 mit ausgewählten Strukturvariablen

	SPD 1912	SPD 1919	SPD 1920	SPD 1924	USPD 1919	USPD 1920	KPD 1920	KPD 1924	SOZ 1912	SOZ 1919	SOZ 1920	SOZ 1924
Industrialisierung	0,65	0,22	0,11	0,30	0,35	0,52	0,26	0,69	0,65	0,45	0,52	0,68
Urbanisierung	0,69	0,19	0,11	0,18	0,34	0,50	0,22	0,64	0,69	0,42	0,54	0,56
Katholikenanteil	– 0,59	– 0,50	– 0,48	– 0,69	– 0,33	– 0,40	– 0,08	– 0,16	– 0,59	– 0,69	– 0,71	– 0,64
Selbständige	– 0,60	– 0,32	– 0,28	– 0,37	– 0,34	– 0,52	– 0,26	– 0,71	– 0,60	– 0,53	– 0,70	– 0,74
Angestellte und Beamte	0,70	0,17	0,15	0,24	0,37	0,46	0,10	0,42	0,70	0,42	0,52	0,47
Arbeiter	0,42	0,27	0,25	0,32	0,25	0,43	0,30	0,71	0,42	0,43	0,60	0,70
Arbeiter in												
Land- und Forstwirtschaft	– 0,43	0,02	0,13	– 0,02	– 0,20	– 0,25	– 0,04	– 0,34	– 0,43	– 0,12	– 0,13	– 0,24
Industrie und Handwerk	0,48	0,17	0,06	0,23	0,27	0,44	0,26	0,70	0,48	0,34	0,47	0,63
Handel und Verkehr	0,44	0,14	0,21	0,14	0,17	0,21	0,00	0,24	0,44	0,26	0,33	0,27

Basis der Stimmenanteile: Wahlberechtigte. Zelleinträge: Pearson's r: Gewichtet mit der Bevölkerung 1919. Grad der Industrialisierung: Anteil der Erwerbstätigen in Industrie und Handwerk 1925; Basis: Erwerbstätige 1925. Urbanisierung: Anteil der Einwohner in Gemeinden über 5 000 Einwohner in den Kreisen 1925; Basis: Wohnbevölkerung 1925. Katholikenanteil: Katholiken 1925; Basis: Wohnbevölkerung 1925. Selbständige, Angestellte/Beamte, Arbeiter; Arbeiter in Industrie und Handwerk, Handel und Verkehr, Land- und Forstwirtschaft (einschließlich Berufszugehörige) 1925; Basis: Wohnbevölkerung 1925. N = 306. 1924 = Reichstagswahl Mai 1924. SOZ = SPD + USPD + KPD.

Halten wir fest: Die Arbeiterparteien verloren zwischen 1912 und 1924 besonders in den hoch industrialisierten, urbanisierten und überwiegend evangelischen Gebieten. Das sind Ergebnisse der bivariaten Betrachtung. Es ist nun denkbar, daß sich die Faktoren überlagerten. Möglicherweise fanden in urbanisierten katholischen Gebieten andere Entwicklungen statt als in urbanisierten evangelischen Gebieten. Um Überlagerungen zu kontrollieren, ist es daher sinnvoll, den Urbanisierungs- und den Konfessionsfaktor zu kontrollieren. Zu diesem Zweck kann man die multivariate Tabellenanalyse und die multiple Regressionsanalyse einsetzen.

Im folgenden werden daher zunächst die vier Gruppen der Tab. 9 mit den vier Gruppen der Tab. 10 kombiniert. Das Ergebnis ist Tab. 11. Diese weist die Anteile nach, die die sozialistischen Parteien in jeder der so entstandenen 16 differenten Gruppen bei den Wahlen von 1912 bis 1924 erhielten. Aus Tab. 9 geht etwa hervor, daß in der Gruppe der am stärksten urbanisierten Analyseeinheiten der Anteil der SPD am höchsten war. Tab. 11 zeigt innerhalb dieser Gruppe je nach der Konfessionsverteilung bei den Stimmenanteilen der SPD 1912 immer noch einen Unterschied von 25,1 Prozentpunkten. Es wird nun sehr deutlich, daß die Stimmenanteile der SPD 1919 in den am stärksten urbanisierten Gebieten nur dann rückläufig waren, wenn diese zugleich nicht überwiegend von Katholiken bewohnt wurden. In den stark urbanisierten katholischen Gebieten konnte die SPD 1919 ihren Anteil gegenüber 1912 sogar noch erhöhen. Betrachtet man die addierten Stimmenanteile der sozialistischen Parteien über den gesamten Beobachtungszeitraum, so fällt auf, daß die Arbeiterparteien 1924 in 11 der 16 Gruppen größere Wähleranteile gewinnen konnten als 1912. So erzielten die sozialistischen Parteien den größten Zuwachs zwischen 1912 und 1924 in den 13 Einheiten, in denen zwischen 27,5 und 66,6 Prozent der Bevölkerung katholisch waren und zugleich zwischen einem Drittel und der Hälfte der Bewohner in Gemeinden über 5 000 Einwohner wohnten. Dagegen hatten die Arbeiterparteien in den 24 Einheiten die größten Verluste, in denen zwischen 5 und 27,5 Prozent der Bevölkerung der katholischen Konfession zugerechnet wurden und über die Hälfte der Bewohner in Gemeinden über 5 000 Einwohner lebten.

Die multiple Regressionsanalyse schließlich belegt den starken positiven Einfluß der Urbanisierung und den starken negativen Einfluß des Katholizismus auf die Stimmenanteile der SPD am Vorabend des Ersten Weltkrieges. Danach war der Effekt der Urbanisierung sogar noch etwas ausgeprägter als der des Katholikenfaktors.[42] Das bedeutet, daß die SPD bei der Reichstagswahl von 1912 unabhängig von der Konfessionsverteilung in weniger urbanisierten Gebieten deutlich schlechter abschnitt als in stark urbanisierten Gebieten. Dies war bei den ersten drei Wahlen nach dem Ersten Weltkrieg dann nicht mehr der Fall (vgl. Tab. 16). Bei den ersten drei nationalen Wahlen nach dem Ersten Weltkrieg hatte die Urbanisierung bei Kontrolle der Konfessionsverteilung keinen Effekt mehr auf die Stimmenanteile der SPD. Genauer: Nur in den rein evangelischen Gebieten wirkte bei der Reichstagswahl im Mai 1924 die Urbanisierung in nennenswerter Weise auf die Stimmenanteile der SPD. Auf die addierten Stimmenanteile der sozialistischen Parteien übte die Urbanisierung nach dem Ersten Weltkrieg zwar immer noch einen positiven Einfluß aus, doch war dieser wesentlich geringer als der Einfluß der Konfessionsverteilung. Außerdem verdeutlicht die multiple Regressionsanalyse, daß kein allgemeiner Zusammenhang zwischen dem Katholizismus und den Stimmenanteilen der KPD bestand.

42 Zu dem gleichen Ergebnis hinsichtlich der Reichstagswahlen 1907 und 1912 kommt *Suval*, Electoral Politics, S. 82 f.

4. Der Einfluss der Berufsverteilung

Mit der Industrialisierung und Urbanisierung hatte sich im Kaiserreich das Rekrutierungspotential der Sozialdemokratie erweitert. Am Anfang der Weimarer Republik zeigte sich nun, daß die soziale Basis der sozialistischen Parteien in den protestantischen urbanisierten Regionen abbröckelte. Das waren aber Gebiete, in denen auch überdurchschnittlich viele Industriearbeiter zu Hause waren. Von besonderem Interesse ist daher die Frage nach dem Zusammenhang zwischen der Berufsverteilung und der Entwicklung der sozialistischen Parteien beim Übergang vom Kaiserreich zur Republik. Dabei ist es angebracht, zunächst die Literatur zu streifen, bevor die sozialistischen Parteien in Gebieten unterschiedlicher Berufsstruktur über die Zeit verfolgt werden.

4.1 Zum Stand der Diskussion

Bereits kurz nach der Jahrhundertwende verglich Blank die Werte der Berufsstatistik mit den Zahlen der Wahlstatistik. Er sprach von einer sehr heterogenen Wählerschaft der SPD, schätzte den Anteil der Nicht-Handarbeiter an der sozialdemokratischen Wählerschaft bei den Reichstagswahlen 1893 und 1898 auf mindestens 25 Prozent und meinte, daß seitdem »aber der Anteil des Bürgertums an der sozialdemokratischen Bewegung zusehends in stetem Steigen begriffen« gewesen sei. Blank argumentierte, daß bei der Reichstagswahl 1903 ebensoviele bürgerliche Wähler die SPD wie die Freisinnige Volkspartei und die Freisinnige Vereinigung zusammen gewählt hätten, und er vertrat mit besonderer Verve die These, »daß die deutsche sozialdemokratische Partei ihrer Zusammensetzung nach keine Klassenpartei ist; sie besteht nicht nur aus klassenbewußten Arbeitern, nicht nur aus Arbeitern der verschiedensten Entwicklungsstufen, sondern auch aus zahlreichen bürgerlichen Elementen«.[43] 25 Jahre später schätzte Neisser den Anteil der nichtproletarischen Wählerschaft der SPD bei der Reichstagswahl 1930 auf rund 40 Prozent.[44] In neueren Arbeiten jedoch wird die SPD als »Partei des Industrieproletariats«, »Partei der Industriearbeiter« oder »Proletarische Klassenpartei«[45] charakterisiert. Auch in der den Forschungsstand zusammenfassenden Überblicksdarstellung Ritters wird die SPD im letzten Jahrzehnt des Kaiserreichs als »eine relativ reine Klassenpartei« der gewerblichen Arbeiter, die es nicht vermochte, in den neuen Mittelstand einzudringen, gesehen.[46] Erst nach 1918 habe sich die SPD ansatzweise »von einer Arbeiter- zu einer Arbeitnehmerpartei« entwickelt.[47]
Wenig später als Blank kam Thiel in einer kleinen Wahlanalyse zu dem für ihn völlig überraschenden Befund, daß 1912 nur rund 70 Prozent der wahlberechtigten Arbeiter im rein evangelischen und überwiegend industrialisierten Wahlkreis Naumburg-Weißenfels sozialdemokratisch gewählt hätten.[48] Suval kommt zu dem Ergebnis, daß bei der Reichstagswahl 1903 in Dortmund 79 Prozent der sozialdemokratischen Stimmen, 9 Prozent der Stimmen für die Nationalliberalen und 55 Prozent der Stimmen für das Zentrum aus der Arbeiter-

43 *Blank,* Zusammensetzung der sozialdemokratischen Wählerschaft, Zitate S. 520, 539.
44 *Hans Neisser,* Sozialstatistische Analyse der Wahlergebnisse, in: Die Arbeit, Jg. 7, 1931, S. 654-659.
45 Alle drei Charakterisierungen bei *Dieter Groh,* Negative Integration und revolutionärer Attentismus. Die deutsche Sozialdemokratie am Vorabend des Ersten Weltkrieges, Berlin 1973, S. 40, 65, 181.
46 *Ritter,* Die deutschen Parteien, S. 61 ff., Zitat S. 61; ferner *Jürgen Kocka,* Klassengesellschaft im Krieg. Deutsche Sozialgeschichte 1914-1918, Frankfurt/M. 1988.
47 *Ritter,* Die deutschen Parteien, S. 64.
48 *Adolf Thiele,* Eine Wahlanalyse, in: Die Neue Zeit. Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie, Jg. 30, Bd. 2, 1912, S. 945.

Tab. 13: Korrelation der Gewinne und Verluste der sozialistischen Parteien 1912 bis 1924 mit ausgewählten Strukturvariablen

	dSPD 19–12	dSPD 20–19	dSPD 24–20	dUSPD 20–19	dKPD 24–20	dSOZ 19–12	dSOZ 20–19	dSOZ 24–20
Industrialisierung	– 0,53	– 0,23	0,24	0,37	0,66	– 0,49	0,09	0,24
Urbanisierung	– 0,60	– 0,19	0,08	0,32	0,62	– 0,61	0,10	– 0,19
Katholikenanteil	0,24	0,26	– 0,20	– 0,16	– 0,15	0,05	0,17	0,42
Selbständige	0,40	0,19	– 0,07	– 0,37	– 0,69	0,29	– 0,15	0,18
Angestellte/Beamte	– 0,63	0,10	0,10	0,21	0,43	– 0,63	0,07	– 0,32
Arbeiter	– 0,24	– 0,15	0,06	0,36	0,66	– 0,13	0,19	– 0,04
Arbeiter in								
Land- u. Forstwirt.	0,49	0,10	– 0,21	– 0,12	– 0,37	0,58	– 0,01	– 0,17
Industrie/Handw.	– 0,39	– 0,19	0,21	0,35	0,68	– 0,35	0,15	0,15
Handel/Verkehr	– 0,38	0,01	– 0,13	0,05	0,27	– 0,41	0,05	– 0,25

Definition der Strukturvariablen wie Tab. 12. Gewinne und Verluste = Stimmenanteilsdifferenz: Stimmenanteil bei der Wahl t_2 minus Stimmenanteil bei der Wahl t_1. Beispiel: dSPD 19–12 = Stimmenanteil der SPD bei der Wahl zur Nationalversammlung 1919 minus Stimmenanteil der SPD bei der Wahl zum Reichstag 1912.

schaft gekommen seien.[49] Daß die Arbeiter noch um die Jahrhundertwende überwiegend »bürgerlich« gewählt hätten, berichtet Paetau. In seiner Regionalanalyse über die Sozialdemokratie in Schleswig-Holstein schreibt er, daß bei den Kommunalwahlen 1903 in Kiel nur 28 Prozent der wahlberechtigten Arbeiter für die Kandidaten der SPD gestimmt hätten. Hingegen hätten 72 Prozent für die Kandidaten der bürgerlichen Parteien votiert.[50] Nach 1903 sei der Anteil der sozialdemokratisch wählenden Arbeiter dann sprunghaft angestiegen. 1907 seien es schon 80 und 1913 98 Prozent der Arbeiter und Handwerksgesellen gewesen, die sozialdemokratisch gewählt hätten. Von den anderen sozialen Schichten hätten am Vorabend des Ersten Weltkrieges keine nennenswerten Anteile die Sozialdemokratie gewählt.[51] Ritter schließlich nimmt an, »daß die weit überwiegende Mehrheit der männlichen gewerblichen Arbeiter im wahlfähigen Alter von über 25 Jahren [. . .] spätestens nach der Jahrhundertwende sozialdemokratisch gewählt hat«.[52] Nach Falter und Hänisch, die den bisher methodologisch fundiertesten Beitrag zum Arbeiterwahlverhalten geliefert haben, waren indessen weder die SPD noch die KPD in den Jahren 1928 bis 1933 in der Lage, eine absolute Mehrheit der Arbeiter zu gewinnen.[53]

Im Vergleich zu solchen disparaten Aussagen auf der Individualebene konvergieren in der Literatur die Aussagen über Aggregatbeziehungen. So stimmen etwa Guttsman, Hänisch, Suval und Ritter in der Annahme eines positiven Zusammenhangs zwischen dem Anteil der

49 *Suval,* Electoral Politics, S. 83.

50 *Paetau,* Konfrontation, S. 146.

51 *Paetau,* Konfrontation, S. 147, in Anm. 233, S. 440 f. schreibt Paetau: »Von den abgegebenen gültigen Stimmen der jeweiligen Berufsgruppe entfielen auf die SPD im Zeitraum von 1908 bis 1913: von den Angestellten zwischen 179 (10 %) und 60 (4 %) Stimmen; von den kleineren Kaufleuten, Händlern etc. zwischen 100 (10 %) und 60 (8 %); von den Handwerksmeistern bzw. Inhabern kleinerer Handwerksbetriebe zwischen 70 (9 %) und 50 (7 %).«

52 *Ritter,* Die deutschen Parteien, S. 60 f.

53 *Falter/Hänisch,* Anfälligkeit, S. 214 f.

Arbeiter bzw. Industriearbeiterschaft an der Bevölkerung und der Stärke der sozialistischen Parteien überein.[54] Wheeler geht überdies davon aus, daß zwischen dem Anteil der Industriearbeiterschaft und den Stimmenanteilen der KPD ein stärkerer Zusammenhang bestand als bei der SPD.[55] Heberle führt in seiner wahlökologischen Pionierstudie über Schleswig-Holstein aus, daß »SPD und KPD [. . .] um so erfolgreicher [waren], je zahlreicher in der Bevölkerung und in jeder Wirtschaftsabteilung die Lohnarbeiter vertreten waren. Weitaus am stärksten sind die Korrelationen für die gewerbliche Bevölkerung«, was er als eine »Folge des ausgeprägten Klassenbewußtseins der Industriearbeiter« interpretiert.[56] Heberle berechnet Rangkorrelationen zwischen verschiedenen Arbeiterkategorien und den sozialistischen Parteien und kommt zu generell starken positiven Zusammenhängen. Ferner stellt er fest, daß 1921 ein etwas stärkerer positiver Zusammenhang zwischen dem Anteil der Arbeiter in Land- und Forstwirtschaft und den sozialistischen Parteien bestand als zwischen dem Anteil der Arbeiter in Industrie und Handwerk und den Stimmenanteilen der sozialistischen Parteien. Für die Reichstagswahl im Juli 1932 berichtet Heberle dann etwas schwächere positive Rangkorrelationen zwischen dem Anteil der Arbeiter in Land- und Forstwirtschaft und den addierten Stimmenanteilen von SPD und KPD. Hingegen teilt er nun zwischen dem Anteil der Arbeiter in Industrie und Handwerk und dem Wähleranteil von SPD und KPD weit stärkere positive Beziehungen mit. Danach verlagerte sich also das Rekrutierungspotential der sozialistischen Parteien in Schleswig-Holstein zwischen 1921 und 1932 mehr in die Gebiete mit überdurchschnittlichen Industriearbeiteranteilen.
Nach den Angaben bei Falter, Lindenberger und Schumann bestand für das Deutsche Reich ein über die Jahre 1924 bis 1933 konstanter leicht positiver Zusammenhang zwischen dem Anteil der Arbeiter in Industrie und Handwerk und dem Stimmenanteil der SPD. Und auch der bivariate Zusammenhang zwischen dem Stimmenanteil der KPD und dem Anteil der Arbeiter in Industrie und Handwerk weist zwischen Ende 1924 und 1933 eine relativ konstante positive Größe auf.[57] Die Autoren berichten zudem für den Zeitraum 1920 bis 1933 zunehmende positive Korrelationen zwischen dem Stimmenanteil der SPD und den Anteilen der Beamten und Angestellten. Ein solches empirisches Ergebnis würde man auch erwarten, wenn man davon ausgeht, daß die SPD erst während der Weimarer Republik in diese Gruppen einbrechen konnte.

4.2 Der Zusammenhang zwischen den Arbeiteranteilen und den sozialistischen Parteien

4.2.1 Bivariate Beziehungen zwischen Arbeiteranteilen und sozialistischen Parteien

Die Statistik des Deutschen Reichs unterscheidet in der Berufszählung zwischen Selbständigen, Angestellten und Beamten, Arbeitern und Mihelfenden in den einzelnen Wirtschaftsbereichen. Damit liegt Zahlenmaterial über die Vertikalstruktur der deutschen Gesellschaft vor. Die Statistiken zeigen eine regional unterschiedliche Verbreitung der Berufe. So zählten beispielsweise in 66 der 306 Analyseeinheiten weniger als 32,5 Prozent der Bevölkerung zur

54 Vgl. etwa *Guttsman,* Social Democratic Party, S. 82 ff.; *Hänisch,* Bestimmungsgründe, S. 162 ff.; *Ritter,* Die deutschen Parteien, S. 59 ff.; *Suval,* Electoral Politics, S. 78 ff.

55 *Robert Wheeler,* Zur sozialen Struktur der Arbeiterbewegung am Anfang der Weimarer Republik, in: *Hans Mommsen/Dietmar Petzina/Bernd Weisbrod* (Hrsg.), Industrielles System und politische Entwicklung in der Weimarer Republik, Düsseldorf 1974, S. 184 f. Diese Position wird von *Hänisch,* Bestimmungsgründe, S. 167, für die Jahre 1924 bis 1933 empirisch untermauert.

56 *Rudolf Heberle,* Landbevölkerung und Nationalsozialismus. Eine Untersuchung der politischen Willensbildung in Schleswig-Holstein 1918 bis 1932, Stuttgart 1963, S. 111.

57 *Falter/Lindenberger/Schumann,* Wahlen und Abstimmungen, S. 163 ff.

Tab. 14: Die sozialistischen Parteien in Gebieten mit einem unterschiedlichen Arbeiteranteil

		Arbeiteranteil				im
		unter 32,5	32,5–39,9	40,0–47,5	über 47,5	Mittel
SPD	1912	10,1	24,4	37,3	35,5	30,1
	1919	20,0	27,4	33,3	31,2	29,7
	1920	9,3	16,3	19,3	17,8	17,0
	1924 M	7,5	13,9	18,2	17,2	15,7
USPD	1919	0,5	3,3	8,1	8,4	6,0
	1920	4,9	10,3	16,0	18,4	13,9
KPD	1920	0,7	1,5	1,4	2,6	1,6
	1924 M	3,2	7,7	9,7	15,2	9,8
Linker	1912	10,1	24,4	37,3	35,5	30,1
Block	1919	20,5	30,7	41,4	39,6	35,7
	1920	14,9	28,1	36,7	38,9	32,5
	1924 M	10,9	22,1	28,8	33,1	26,2
N		66	75	101	64	306

Basis der Stimmenanteile: Wahlberechtigte. Arbeiter: Arbeiter (einschließlich Berufszugehörige) 1925; Basis: Wohnbevölkerung 1925.

Arbeiterschaft, während in 64 Analyseeinheiten über 47,5 Prozent der Arbeiterschaft zugerechnet wurden. Aufschlußreich sind die Ergebnisse über das Abschneiden der sozialistischen Parteien, wenn man Gebiete mit verschiedenen Arbeiteranteilen vergleicht.
Wie Tab. 14 zeigt, konnte die SPD bei allen vier Wahlen in der Gruppe mit dem zweithöchsten Arbeiteranteil im Durchschnitt die besten Wahlresultate erzielen. USPD und KPD verbuchten die schlechtesten Wahlergebnisse in der Gruppe mit dem niedrigsten, die besten Resultate in der Gruppe mit dem höchsten Arbeiteranteil. So stimmten beispielsweise bei der ersten Reichstagswahl in der Weimarer Republik in der Gruppe mit einem Arbeiteranteil unter 32,5 Prozent nur 4,9, in der Gruppe mit einem Arbeiteranteil über 47,5 Prozent dagegen 18,4 Prozent der wahlberechtigten Bevölkerung für die USPD. Dieser bivariate Zusammenhang zwischen dem Anteil der Arbeiter und den Stimmenanteilen der sozialistischen Parteien wird durch die in Tab. 12 angegebenen über den gesamten Beobachtungszeitraum positiven Korrelationskoeffizienten bestätigt. Die Richtung des Zusammenhangs ist wenig überraschend. Vergleicht man die Stärke des Zusammenhangs zwischen dem Arbeiteranteil und den Anteilen von SPD, USPD und KPD, so fördern die Zahlen beträchtliche Unterschiede zutage. Erwartungsgemäß wiesen die Wahlresultate der KPD im Mai 1924 den stärksten Zusammenhang mit dem Arbeiteranteil auf: Je mehr Arbeiter in den Gebieten wohnten, desto höher war der Anteil der für die KPD stimmenden Wahlberechtigten. Sieht man sich die Entwicklung über die Zeit an, so fällt auf, daß der Zusammenhang zwischen dem Arbeiteranteil und den addierten Stimmenanteilen der sozialistischen Parteien nach dem Ersten Weltkrieg von 1919 bis 1924 kontinuierlich zunahm. Dieser Sachverhalt ist zum Teil auf die Verluste des sozialistischen Lagers in der Gruppe mit dem zweithöchsten Arbeiteranteil zurückzuführen. In den anderen drei Gruppen konnten die Verluste der SPD per Saldo weitgehend durch die Gewinne der beiden anderen sozialistischen Parteien aufgefangen werden. Die Unabhängigen Sozialdemokraten und noch mehr die Kommunisten konnten dort besonders hohe Zuwächse verzeichnen, wo der Arbeiteranteil sehr hoch war.
Allerdings war der Zusammenhang zwischen der Arbeiterschaft und den sozialistischen Parteien je nach Wirtschaftsbereich unterschiedlich. Alle sozialistischen Parteien wiesen

mit den Anteilen der Arbeiter in den Wirtschaftsbereichen Industrie und Handwerk sowie Handel und Verkehr positive Beziehungen auf. Während die Anteile von USPD und KPD mit dem Prozentsatz der Arbeiter in Land- und Forstwirtschaft abnahmen, bestand für die SPD zwar auch 1912 ein derartiger Zusammenhang, jedoch nicht mehr bei den drei folgenden Wahlen. Schnitt die SPD am Vorabend des Ersten Weltkriegs in den Gebieten mit einem hohen Landarbeiteranteil stark unterdurchschnittlich ab[58], so konnte sie in den gleichen Gebieten nach dem Ersten Weltkrieg durchschnittliche Ergebnisse erzielen. Es gilt: Je höher der Anteil der Arbeiter in Land- und Forstwirtschaft, um so größer waren die Zuwächse der SPD zwischen 1912 und 1919. Ein Vergleich der Wahl 1919 mit der im Jahre 1912 zeigt einen Rückgang des Anteils der SPD in den Gebieten mit weniger als drei Prozent Arbeitern in Land- und Forstwirtschaft um neun Prozentpunkte und ein Wachstum um 9,9 Prozentpunkte in den Gebieten mit mehr als 12,5 Prozent Arbeitern in Land- und Forstwirtschaft. Die Beobachtung, daß die SPD besonders in großagrarischen Gebieten Ostdeutschlands hohe Zuwächse verzeichnen konnte, hat daher einige Autoren zu der Schlußfolgerung geführt, »daß eine wesentliche Quelle der sozialdemokratischen Gewinne von 1919 ostdeutsche Landarbeiter waren«.[59]
Sieht man sich die Größenordnungen der Korrelationskoeffizienten zwischen dem Prozentsatz der Arbeiter in Industrie und Handwerk und den Stimmenanteilen der sozialistischen Parteien über die Zeit an (Tab. 12), so fällt auch hier der Wandel im Rekrutierungspotential der SPD auf. Hatte der Anteil der Arbeiter in Industrie und Handwerk bei der Reichstagswahl von 1912 noch einen starken positiven Einfluß auf die Stärke der SPD, so ist für 1920 kein derartiger Zusammenhang mehr festzustellen. Andererseits nahm der bivariate Zusammenhang zwischen dem Anteil der Arbeiter in Industrie und Handwerk und den addierten Stimmenanteilen der sozialistischen Parteien zwischen 1912 und 1924 insgesamt noch zu. Der Einfluß der Arbeiter im sekundären Wirtschaftssektor auf die Stärke der sozialistischen Parteien nahm zu, weil die USPD 1920 und vor allem die KPD 1924 dort sehr hohe Gewinne verbuchen konnten, wo viele Arbeiter in den Wirtschaftsbereichen Industrie und Handwerk beschäftigt waren. Je größer der Prozentsatz der Arbeiter in Land- und Forstwirtschaft, desto niedriger, je mehr Arbeiter in Industrie und Handwerk, desto höher fielen die Zuwächse der KPD im Mai 1924 aus.

4.2.2 Der Zusammenhang zwischen dem Anteil der Arbeiter in Industrie und Handwerk und den sozialistischen Parteien nach Kontrolle des Konfessionsfaktors

Nun ist zu berücksichtigen, daß die sozialistischen Parteien in katholischen und evangelischen Gebieten unterschiedlich stark verankert waren. Bei gleichen Arbeiteranteilen in Industrie und Handwerk erwarten wir in evangelischen Gebieten höhere Wähleranteile der sozialistischen Parteien als in katholischen Gebieten. Um die Entwicklung der sozialistischen Parteien in Gebieten mit unterschiedlichen Arbeiteranteilen in Industrie und Handwerk und zugleich verschiedener konfessioneller Zusammensetzung zu verfolgen, bietet sich folgende Möglichkeit an: Man unterteilt die Analyseeinheiten nach dem Katholikenanteil zunächst in vier etwa gleich mächtige Gruppen. Jede dieser so entstandenen vier Gruppen wird in einem zweiten Schritt ebenfalls in vier Gruppen zergliedert, so daß schließlich 16 sozialstrukturell unterschiedliche Gruppen verglichen werden können (vgl. Tab. 15).

---

58 Daß die Landarbeiter vor 1914 von der Sozialdemokratie kaum erfaßt wurden, wird u. a. betont bei *Ritter,* Die deutschen Parteien, S. 61 f.; *Steinberg,* Sozialdemokratie, S. 56. Zur Agrardebatte innerhalb der Sozialdemokratie, *Hans Georg Lehmann,* Die Agrarfrage in der Theorie und Praxis der deutschen und internationalen Sozialdemokratie. Vom Marxismus zum Revisionismus; Tübingen 1970.

59 *H. A. Winkler,* Revolution, S. 138.

Tab. 15: Die sozialistischen Parteien in Gebieten mit einem unterschiedlichen Prozentsatz Katholiken und Arbeitern in Industrie und Handwerk

		Anteil der Katholiken in Prozent															
		bis 4,99				5–27,49				27,5–66,66				über 66,66			
		Arbeiteranteil				Arbeiteranteil				Arbeiteranteil				Arbeiteranteil			
		A	B	C	D	A	B	C	D	A	B	C	D	A	B	C	D
SPD	1912	15,2	35,4	43,1	48,7	13,5	40,7	47,6	36,9	4,6	23,6	32,7	33,2	5,4	14,3	15,8	13,5
	1919	32,9	36,9	28,8	39,8	29,7	35,6	36,5	28,9	9,3	31,3	34,4	31,0	15,0	21,0	21,8	16,4
	1920	19,5	22,8	15,7	21,7	18,0	20,5	19,1	16,0	9,6	19,4	20,2	15,5	6,9	10,2	12,5	9,5
	1924 M	14,0	18,7	22,0	24,6	13,0	17,9	20,3	17,7	8,2	15,8	18,1	12,8	4,5	7,5	7,1	4,8
USPD	1919	1,0	5,2	18,5	9,6	0,5	6,0	12,0	13,7	0,1	0,4	2,4	5,6	0,4	1,7	0,5	1,9
	1920	7,2	9,3	25,0	18,5	6,9	15,1	22,1	22,7	5,3	5,8	11,2	17,0	3,6	7,3	6,8	7,7
KPD	1920	1,8	3,0	1,0	4,7	1,1	0,7	1,4	1,0	0,7	0,3	1,3	2,5	0,8	1,7	0,4	3,3
	1924 M	5,9	8,6	11,8	13,4	5,0	9,1	11,6	12,4	3,5	4,2	8,5	18,1	2,6	6,1	9,0	17,3
Linker	1912	15,2	35,4	43,1	48,7	13,5	40,7	47,6	36,9	4,6	23,6	32,7	33,2	5,4	14,3	15,8	13,5
Block	1919	33,9	42,1	47,3	49,4	30,2	41,7	48,6	42,6	9,4	31,7	36,9	36,6	15,4	22,7	22,3	18,2
	1920	28,5	35,0	41,7	44,9	26,0	36,3	42,6	39,6	15,6	25,5	32,7	35,0	11,3	19,2	19,8	20,5
	1924 M	20,1	27,8	34,8	38,7	18,4	27,8	33,2	31,1	11,9	20,2	27,2	31,7	7,3	13,9	16,6	22,5
N		35	18	22	13	18	18	29	13	10	15	17	16	27	37	13	5

Basis der Stimmenanteile: Wahlberechtigte. Katholiken 1925; Basis: Wohnbevölkerung 1925. Arbeiteranteil: Arbeiter (einschließlich Berufszugehörige) in Industrie und Handwerk 1925; Basis: Wohnbevölkerung 1925. Klassengrenzen Arbeiteranteil: A: unter 17,5; B: 17,5–27,49; C: 27,5–37,5; D: über 37,5 Prozent.

Betrachtet man zunächst die Reichstagswahl von 1912, so zeigen sich auch in den rein evangelischen Gebieten beträchtliche Unterschiede. So stimmten beispielsweise in den rein evangelischen Gebieten, in denen der Prozentsatz der Arbeiter in Industrie und Handwerk unter 17,5 lag, nur 15,2 Prozent der Wahlberechtigten für die SPD. Dagegen erzielte die SPD 48,7 Prozent der Stimmen in den rein evangelischen Gebieten, in denen der Anteil der Arbeiter in Industrie und Handwerk über 37,5 Prozent ausmachte. In den überwiegend katholischen Gebieten, in denen der Prozentsatz der Arbeiter in Industrie und Handwerk unter 17,5 lag, stimmten sogar nur 5,4 Prozent der Wahlberechtigten für die Kandidaten der Sozialdemokratie. Aber selbst in den überwiegend katholischen Gebieten, in denen der Anteil der Arbeiter in Industrie und Handwerk über 37,5 Prozent betrug, konnte die SPD 1912 nur 13,5 Prozent der Stimmen verbuchen. Tab. 15 verdeutlicht also, wie wenig Unterstützung die SPD am Vorabend des Ersten Weltkrieges in den katholischen Regionen fand.
Dort, wo der Arbeiteranteil in Industrie und Handwerk am geringsten war, verdoppelte die SPD 1919 ihren Anteil, und zwar unabhängig davon, ob die Bevölkerung mehrheitlich protestantisch, katholisch oder eher konfessionell gemischt war. Mit einer Steigerungsrate von 177,8 Prozent verzeichnete die SPD in den 27 Analysegebieten mit dem niedrigsten Arbeiteranteil in Industrie und Handwerk und zugleich überwiegend katholischer Bevölkerung den größten Zuwachs. Vergleicht man die Entwicklung der SPD in den 16 sozialstrukturell unterschiedlichen Gruppen von 1912 bis 1924, so wird deutlich, daß die SPD bei der Reichstagswahl im Mai 1924 in 15 der 16 Gruppen im Durchschnitt schlechtere Wahlresultate aufwies als bei der Reichstagswahl von 1912. Nur in den konfessionell gemischten Gebieten, in denen der Prozentsatz der Arbeiter in Industrie und Handwerk unter 17,5 lag, konnte die SPD gegenüber 1912 ihren Anteil erhöhen.
Tab. 15 bietet auch die Möglichkeit zu einem Vergleich der SPD-Anteile und der KPD-Anteile bei der Reichstagswahl im Mai 1924. Während die SPD im Mai 1924 ihre besten Ergebnisse in den rein protestantischen Gebieten mit über 37,5 Prozent Arbeitern in Industrie und Handwerk erzielte, errang die KPD im Durchschnitt ihre besten Resultate in den konfessionell stark gemischten oder überwiegend katholischen Gebieten, in denen der Anteil der Arbeiter in Industrie und Handwerk über 37,5 Prozent war. In drei Gruppen übertraf die KPD sogar das Ergebnis der SPD. Dabei war das Verhältnis zugunsten der KPD in den überwiegend katholischen Gebieten mit einem Prozentsatz Arbeiter in Industrie und Handwerk über 37,5 besonders ausgeprägt. Während in diesen 5 Analyseeinheiten im Mittel 17,3 Prozent der Wahlberechtigten für die KPD votierten, stimmten nur 4,8 Prozent der Wahlberechtigten für die SPD. Es zeigt sich hier im übrigen, daß sich der Katholikenfaktor negativ auf die Stärke der KPD auswirkte, wenn der Prozentsatz der Arbeiter in Industrie und Handwerk geringer als 17,5 war.

4.2.3 Das relative Gewicht verschiedener Einflußfaktoren

Wir haben gesehen, daß verschiedene Faktoren die Stärke und Entwicklung der sozialistischen Parteien zwischen Kaiserreich und Republik beeinflußten. Nun wollen wir fragen, welche relative Bedeutung dem Katholikenfaktor, der Urbanisierung und verschiedenen Arbeiterkategorien zukam. Dazu bedienen wir uns der multiplen Regressionsanalyse, da sie es ermöglicht, die relativen Gewichte verschiedener Faktoren auf die Parteianteile abzuschätzen. Wir können dabei an Guttsman anknüpfen.
Guttsman behauptet, daß der Arbeiteranteil den größten Einfluß auf die Stärke der sozialistischen Parteien hatte: »The overall size and distribution of the working class ist clearly the mayor limiting factor in the mobilisation of the maximum socialist votes.« Das Stadt-Land-Verhältnis und die Konfessionsverteilung sei demgegenüber von sekundärer Bedeutung.[60]

60 *Guttsman,* Social Democratic Party, S. 84.

Tab. 16: Multiple Regression der Stimmenanteile der sozialistischen Parteien auf verschiedene Strukturmerkmale I

Zielvariable		Katholikenanteil	Urbanisierung	Arbeiteranteil	R^2
SPD	1912	– 0,503	0,619	– 0,045	72 %
	1919	– 0,463	0,082	0,140	27 %
	1920	– 0,448	– 0,024	0,127	25 %
	1924 M	– 0,646	0,024	0,141	49 %
USPD	1919	– 0,287	0,302	0,025	20 %
	1920	– 0,308	0,376	0,151	38 %
KPD	1920	–	0,096	0,295	9 %
	1924 M	0,039	0,375	0,519	60 %
SOZ	1919	– 0,637	0,293	0,110	63 %
	1920	– 0,587	0,323	0,278	76 %
	1924 M	– 0,488	0,275	0,423	76 %

Basis der Stimmenanteile: Wahlberechtigte. Variablendefinition wie in Tab. 9, 10, 14. Zelleinträge: Standardisierte Regressionskoeffizienten. Vorab gewichtet mit Bevölkerung 1919.

Um diese Aussage empirisch zu testen, werden wir multiple Regressionen der Stimmenanteile der sozialistischen Parteien auf den Katholikenanteil, die Urbanisierung und den Arbeiteranteil rechnen.

Die multiplen Regressionsanalysen zeigen, daß die drei Faktoren auf die Stimmenanteile der drei sozialistischen Parteien und auf das gesamte sozialistische Lager über die Zeit einen unterschiedlichen Einfluß ausübten (vgl. Tab. 16). Die Regressionsanalyse verdeutlicht, daß die Urbanisierung bei der Reichstagswahl von 1912 den relativ größten Effekt auf die Stärke der SPD hatte.[61] Nach dem Ersten Weltkrieg löste dann der Katholikenfaktor den Urbanisierungsfaktor als stärkste Einflußgröße auf die Stimmenanteile der SPD und des gesamten sozialistischen Lagers ab. Allerdings hatte der Katholikenanteil auch nach Kontrolle der Urbanisierung und des Arbeiteranteils keinen systematischen Einfluß auf die Stimmenanteile der KPD. Die Stärke der KPD wurde in erster Linie durch den Arbeiteranteil bestimmt. In ihrem relativen Einfluß auf das Abschneiden der SPD rangierte die Arbeitervariable deutlich hinter der Konfessionsvariable. Bemerkenswert ist, daß der relative Einfluß des Arbeiteranteils auf die addierten Stimmenanteile der sozialistischen Parteien zwischen 1912 und 1924 stetig zunahm. Das bedeutet, daß die sozialistischen Parteien insgesamt zwischen 1912 und 1924 dort im Mittel immer besser abschnitten, wo überdurchschnittlich viele Arbeiter wohnten. Festgehalten werden kann nun, daß Guttsmans generelle Annahme, wonach der Arbeiteranteil den relativ größten Einfluß auf die Stärke der sozialistischen Parteien ausübe, zu modifizieren ist.

Differenziert man endlich auch in der multiplen Regressionsanalyse zwischen den Anteilen der Arbeiter in verschiedenen Wirtschaftsbereichen, so wird klar, daß mit steigendem Anteil Arbeiter in Industrie und Handwerk die SPD-Anteile im Jahre 1912 stiegen, aber mit höherem Anteil Arbeiter in Handel und Verkehr sowie in Land- und Forstwirtschaft fielen. Die Beziehungen zwischen den SPD-Anteilen 1919 bis 1924 und den verschiedenen Arbeitervariablen nach Kontrolle des Katholikenfaktors waren jedoch nicht sehr ausgeprägt. Dagegen wurden die Stimmenanteile der USPD 1920 und vor allem der KPD 1924 mit steigendem Prozentsatz der Arbeiter in Industrie und Handwerk tendenziell höher.

61 Zu diesem Ergebnis kommt auch *Suval,* Electoral Politics, S. 82.

Tab. 17: Multiple Regression der Stimmenanteile der sozialistischen Parteien auf verschiedene Strukturmerkmale II

Zielvariable		Katholiken-anteil	Arbeiter in Industrie	Handel	Verwaltung	Land	R^2
SPD	1912	– 0,590	0,267	– 0,265	0,029	– 0,316	73 %
	1919	– 0,496	0,123	0,080	– 0,019	0,023	27 %
	1920	– 0,461	0,043	0,129	– 0,028	0,080	23 %
	1924 M	– 0,676	0,197	0,023	–	– 0,052	51 %
USPD	1919	– 0,357	0,138	0,105	0,084	– 0,182	19 %
	1920	– 0,355	0,425	0,154	0,034	– 0,061	36 %
KPD	1920	– 0,028	0,360	0,058	0,054	0,172	9 %
	1924 M	– 0,014	0,864	0,330	0,024	0,256	60 %
SOZ	1919	– 0,661	0,306	0,183	0,021	– 0,024	62 %
	1920	– 0,613	0,523	0,265	0,029	0,127	75 %
	1924 M	– 0,553	0,668	0,219	–	0,107	81 %

Wie Tab. 16. Definition der Strukturvariablen wie Tab. 12.

Betrachtet man die standardisierten Regressionskoeffizienten für das sozialistische Lager über den gesamten Beobachtungszeitraum, so ist unschwer zu erkennen, daß der Einfluß der Arbeiter aus dem sekundären Wirtschaftssektor kontinuierlich zunahm und 1924 die Konfessionsvariable sogar auf den zweiten Platz verwies. Das wachsende relative Gewicht der Wähler der sozialistischen Parteien aus der Industriearbeiterschaft an deren Wählerpotential drückt sich durch die steigenden standardisierten Regressionskoeffizienten in den Regressionsgleichungen aus (vgl. Tab. 17). Somit konzentrierten sich die sozialistischen Parteien insgesamt zwischen 1912 und 1924 immer mehr auf solche Gebiete, in denen der Prozentsatz der Arbeiter in Industrie und Handwerk überproportional hoch war.

4.3 Wahlerfolge der sozialistischen Parteien und Neuer Mittelstand

Im Verlauf der Analyse hat sich gezeigt, daß die Wirkung des Urbanisierungsfaktors auf die Stärke der sozialistischen Parteien zwischen Kaiserreich und Republik beträchtlich nachließ. Andererseits konnte festgestellt werden, daß der Prozentsatz der Arbeiter auch nach Kontrolle des Urbanisierungsfaktors einen stetig größeren Einfluß auf die Höhe der Stimmenanteile der sozialistischen Parteien ausübte. Bedenkt man, daß die sozialistischen Parteien zwischen 1912 und 1924 Wähleranteile verloren, so stellt sich die Frage, welche Berufe in den Gebieten mit überdurchschnittlichen Verlusten der sozialistischen Parteien überproportional vertreten waren. Das führt uns zu den Beamten und Angestellten.
Kocka ist der Auffassung, daß sich Arbeiter und Angestellte im politischen Verhalten stark unterschieden: »Die überwiegende Mehrheit der Angestellten dürfte ihre Stimme relativ gleichmäßig auf Liberale, Konservative und katholisches Zentrum verteilt haben. Sozialdemokratisch wählte nur eine kleine Minderheit.«[62] Überdies vertritt Kocka die These einer Linksschwenkung der Angestellten beim Übergang vom Kaiserreich zur Republik.
Bei einem Vergleich der Arbeiteranteile mit den Stimmenanteilen der SPD um die Jahrhundertwende in 28 Großstädten des Deutschen Reichs beobachtete Blank jedoch, daß »im all-

62 *Kocka,* Klassengesellschaft, S. 93.

Tab. 18: Multiple Regression der Stimmenanteile der sozialistischen Parteien auf verschiedene Strukturmerkmale III

Zielvariable		Katholikenanteil	Arbeiter[a]	Neuer Mittelstand[b]	R^2
SPD	1912	– 0,480	0,300	0,467	78 %
	1919	– 0,488	0,137	0,025	27 %
	1920	– 0,483	0,071	0,053	23 %
	1924 M	– 0,666	0,192	0,031	51 %
USPD	1919	– 0,272	0,162	0,240	23 %
	1920	– 0,329	0,327	0,242	40 %
KPD	1920	– 0,052	0,252	– 0,029	6 %
	1924 M	– 0,087	0,741	0,062	57 %
SOZ	1919	– 0,650	0,237	0,203	64 %
	1920	– 0,635	0,375	0,217	76 %
	1924 M	– 0,572	0,583	0,082	80 %

Basis der Stimmenanteile: Wahlberechtigte. Zelleinträge: Standardisierte Regressionskoeffizienten. Vorab gewichtet mit Bevölkerung 1919. a: Arbeiter ohne Arbeiter in Land- und Forstwirtschaft. b: Angestellte und Beamte ohne Angestellte und Beamte in Land- und Forstwirtschaft. Berufsvariablen einschließlich Berufszugehörige 1925. Bezug: Wohnbevölkerung 1925.

gemeinen der Anteil der sozialdemokratischen Partei schon 1898 höher war als der Anteil der Arbeiterklasse an der erwerbstätigen Bevölkerung«.[63] Aufgrund teilweise sehr beträchtlicher Differenzen zwischen den Arbeiteranteilen und den Stimmenanteilen der SPD hielt es Blank für wahrscheinlich, daß in den meisten Großstädten etwa ein Drittel, in einigen sogar die Hälfte der SPD-Stimmen 1898 und 1903 nicht von Arbeitern gekommen seien. Nach Neisser wählten etwa ein Viertel der Angestellten und ein Drittel der unteren Beamten bei der Reichstagswahl 1930 sozialdemokratisch.[64]

Wenn es zutrifft, daß die SPD fast ausschließlich in der Arbeiterschaft verankert war, Angestellte und Beamte erst nach 1918 in nennenswerter Weise die SPD unterstützten, dann erwartet man, daß die SPD mit steigendem Arbeiteranteil nicht nur bessere Wahlresultate zu erzielen vermochte. Es müßte sich außerdem zeigen, daß die Zusammenhänge mit den Arbeitervariablen tendenziell abnahmen und mit den Angestellten und Beamten tendenziell zunahmen. Dieser Sachverhalt müßte sich sowohl im Vergleich von Mittelwerten der SPD-Gruppen mit unterschiedlichen Arbeiteranteilen als auch in einer hohen positiven Korrelation zwischen dem Stimmenanteil der SPD und dem Arbeiteranteil zeigen, und zwar auch dann, wenn mögliche weitere Einflußfaktoren konstant gehalten werden. Ferner dürften die Stimmen der SPD die Zahl der Arbeiter in den geographischen Einheiten nicht überschritten haben.

Daß die SPD in einigen Gebieten weit mehr Stimmen erhielt, als es dort Arbeiter gab, läßt schon Tab. 15 vermuten. So lagen denn auch die Stimmenanteile der SPD bei der Reichstagswahl im Jahre 1912 beispielsweise in Berlin, Niederbarnim, Dresden, Stuttgart, München, Nürnberg oder Hamburg weit über den Anteilen der Arbeiter (Erwerbspersonen mit ihren Angehörigen ohne Hauptberuf) an der Bevölkerung nach der Berufszählung 1925. Hier zählte rund ein Viertel der Bevölkerung zum Neuen Mittelstand. Ebenso fällt bei der

63 *Blank,* Zusammensetzung der sozialdemokratischen Wählerschaft, S. 525.
64 *Neisser,* Sozialstatistische Analyse.

bivariaten Korrelationsanalyse auf, daß die SPD bei der Reichstagswahl 1912 dort besonders gute Wahlresultate erzielte, wo (1925) überdurchschnittlich viele Beamte und Angestellte wohnten. Interessant ist, daß dieser Zusammenhang bei den ersten drei Wahlen nach dem Ersten Weltkrieg stark zurückging. Es zeigt sich, daß die SPD von 1912 auf 1920 besonders dort große Verluste hatte, wo (1925) überdurchschnittlich viele Angestellte und Beamte wohnten. Addiert man die Stimmenanteile von SPD, USPD und KPD bei der Reichstagswahl 1920, so lagen die Anteile des sozialistischen Lagers beispielsweise in Berlin, Niederbarnim, Dresden, Stuttgart, München, Nürnberg oder Hamburg im Mittel rund 10 Prozentpunkte unter den Anteilen der SPD bei der Reichstagswahl von 1912. Es ergibt sich also, daß die Beziehung zwischen den Stimmenanteilen der SPD und dem Prozentsatz der Angestellten und Beamten nicht zunahm, sondern entgegen den Erwartungen und anders als in den Jahren 1924 bis 1933 abnahm.

Vergleicht man die einfachen Korrelationen, so sticht hervor, daß der Prozentsatz der Angestellten und Beamten 1912 einen größeren Einfluß auf die Stärke der SPD hatte als der Anteil der Arbeiter, während 1919 dann praktisch kein Unterschied mehr in der Höhe der Korrelationen festzustellen ist. Ab 1920 wies dann der Arbeiteranteil eine stärkere bivariate Beziehung mit dem sozialistischen Lager auf. Dieses bemerkenswerte Ergebnis bedeutet natürlich nicht, daß Angestellte oder Beamte eher als Arbeiter die SPD gewählt hätten. Wahrscheinlich aber hatte die SPD am Vorabend des Ersten Weltkrieges in den Dienstleistungszentren einen nicht unbeträchtlichen Anteil des Neuen Mittelstandes gewinnen können. Über den Ersten Weltkrieg hinaus hat sich diese Struktur dann nicht reproduzieren lassen.[65]

Daß auch nach Kontrolle des Katholikenfaktors und des Arbeiteranteils ein positiver Zusammenhang zwischen dem Stimmenanteil der SPD 1912 und dem Prozentsatz der Angestellten und Beamten (1925) bestand, belegt die multiple Regressionsanalyse. Es gilt: Wo es besonders viele Angestellte und Beamte gab (1925), konnte die SPD bei der Reichstagswahl 1912 überdurchschnittliche Resultate erzielen. Es gilt ferner: Wo es besonders viele Angestellte und Beamte gab (1925), konnten SPD und KPD 1919 bis 1924 nur durchschnittliche Wahlergebnisse verbuchen. Die stark positiven Korrelationskoeffizienten zwischen dem Prozentsatz der Angestellten und Beamten und der KPD stellen sich nun als Überlagerungseffekte heraus. Nur auf die Stärke der USPD und darüber vermittelt auf das sozialistische Lager übte der Prozentsatz der Angestellten und Beamten nach dem Ersten Weltkrieg noch einen unabhängigen Effekt aus. Während der Einfluß des Neuen Mittelstandes auf die Stärke der sozialistischen Parteien zwischen 1912 und 1924 also außerordentlich abnahm, stieg der Einfluß des Arbeiteranteils im gleichen Zeitraum kontinuierlich an. Bei der Reichstagswahl im Mai 1924 hatte dann nur noch die Arbeitervariable einen starken positiven Einfluß und der Katholikenanteil einen starken negativen Einfluß auf die Stärke der sozialistischen Parteien. Insgesamt kann damit ein Wandel des sozialstrukturellen Rekrutierungsfeldes der sozialistischen Parteien zwischen Kaiserreich und Republik konstatiert werden.

5. Fazit

Parteien sind nicht statisch, sondern dynamisch; sie befinden sich in ständiger Bewegung. Ich habe versucht, die Dynamik der SPD und der sozialistischen Parteien in bezug auf deren soziale Basis zwischen Kaiserreich und Republik anhand von Mittelwertvergleichen, Korrelations- und Regressionsberechnungen auf der Grundlage von 306 Gebietseinheiten zu bestimmen.

---

65 Dabei ist nicht sicher, auf Kosten welcher Bevölkerungsteile dieser Wandel sich vollzog. Unterstellt man, daß die Bindung der Arbeiter an die Sozialdemokratie enger als die etwa der Angestellten war, dann könnten Angestellte oder deren Angehörige (Frauen) für den Wandel verantwortlich gemacht werden. Die Klärung dieser Frage bedarf weiterer empirischer Analysen.

Die deutsche Sozialdemokratie setzte kurz nach dem Ersten Weltkrieg bei der Wahl zur Nationalversammlung ihren imposanten Aufstieg fort. Die Gewinne freilich waren regional nicht gleichmäßig verteilt: Während die Wähleranteile in den Hochburgen stagnierten, stiegen sie in den Diasporagebieten teilweise beträchtlich an.

Hatten am Vorabend des Ersten Weltkrieges der Stadt-Land-Gegensatz und der Konfessionskonflikt weitgehend die regionale Ausprägung der Sozialdemokratie bestimmt, behielt die unterschiedliche politische Teilkulturen prägende Konfessionsverteilung auch nach dem Ersten Weltkrieg einen dominanten Einfluß auf die Stärke der SPD, so erlosch die Bedeutung des sich im Stadt-Land-Gegensatz ausdrückenden Konflikts zwischen den Interessen im primären und sekundären Sektor für die SPD. Dadurch war das Sozialprofil der SPD-Wählerschaft zwischen 1912 und 1924 beträchtlichen Wandlungen unterworfen. Die Beziehung zwischen der Konfessionsverteilung und den Anteilen der sozialistischen Parteien erwies sich über den Zeitraum 1912 bis 1924 als wesentlich stabiler als die der sozialistischen Parteien zu irgendeiner anderen der in die Analyse einbezogenen Strukturvariablen (Urbanisierung, Industrialisierung, Prozentsatz der Arbeiter, Prozentsatz der Angestellten und Beamten).

Gegenüber der Reichstagswahl von 1912 verlor die Sozialdemokratie am Anfang der Weimarer Republik in den urbanisierten Gebieten politischen Einfluß. Zugleich konnten hier die jetzt erstmalig reichsweit antretenden »bürgerlichen« Parteien Wähleranteile hinzugewinnen.

Der Wandel der sozialen Verankerung der sozialistischen Parteien zwischen Kaiserreich und Republik drückt sich im wachsenden Einfluß der Industriearbeiterschaft auf die Entwicklung der sozialistischen Parteien aus. Die Verteilung der Industriearbeiterschaft gewann einen ständig steigenden Einfluß auf die Stärke der beiden mit der SPD um die Wahlberechtigten werbenden sozialistischen Parteien USPD und KPD und darüber vermittelt auf das sozialistische Lager insgesamt.

Der möglicherweise wichtigste Wandel dürfte der schwindende Zusammenhang zwischen dem Prozentsatz der Angestellten und Beamten und den Anteilen der sozialistischen Parteien gewesen sein, da dieser eine Polarisierung innerhalb der städtischen Arbeitnehmerschaft anzeigt – eine im Hinblick auf das Ende der Weimarer Republik folgenschwere Einengung der sozialen Rekrutierungsbasis. Im Mai 1924 hatten SPD und KPD schließlich jenes sozialstrukturelle Entwicklungsstadium erreicht, das dann bis 1933 praktisch unverändert blieb.[66]

66 Vgl. *Falter/Lindenberger/Schumann,* Wahlen und Abstimmungen, S. 162 ff.

Friedrich Lenger

Mittelstand und Nationalsozialismus?

Zur politischen Orientierung von Handwerkern und Angestellten in der Endphase der Weimarer Republik[1]

»Die Zerstörung der deutschen Demokratie ist also ein Werk des Mittelstandes.«[2] Diese Formulierung Ralf Dahrendorfs aus den frühen 1960er Jahren steht für einen bemerkenswert breiten Konsens unter den Sozialwissenschaftlern und Historikern der Nachkriegszeit. Sieht man von dem wenig einflußreich gebliebenen massentheoretischen Ansatz einmal ab, der den Faschismus durch die Mobilisierung der Unpolitischen charakterisiert sah, und klammert man die gleichfalls weitgehend folgenlosen Versuche aus, Anfälligkeit für faschistische Orientierungen in autoritären Persönlichkeitsstrukturen zu verorten, bestand Einigkeit, daß sich die faschistischen Bewegungen und insbesondere der Nationalsozialismus auf das Kleinbürgertum gestützt hätten.[3] Welche sozialen Gruppen als Kleinbürgertum oder Mittelstand zusammengefaßt wurden, variierte und schwankte meist zwischen einer spezifischeren Lesart der Mittelstands-These, die auf Bauern, Handwerker, Kleinhändler, Angestellte und Beamte abhob, und einer weiter gefaßten Variante, die den genannten Gruppen »Deklassierte« aller Art hinzufügte.[4] Auch blieb umstritten, ob der Faschismus als Revolution eines aufsteigenden Kleinbürgertums, als Produkt von dessen Proletarisierungsängsten und -erfahrungen oder – weniger eindeutig – als Antwort auf relative Deprivation zu begreifen sei.[5] Daß darüber hinaus der Stellenwert der »Massenbewegung« in einer Gesamtdeu-

---

1 Für ihre kritischen Anmerkungen danke ich den Teilnehmern und Teilnehmerinnen des Tübinger Gesprächskreises zur neueren Geschichte, denen ich im Februar 1988 eine erste Fassung dieses Berichts vorstellen konnte.

2 *Ralf Dahrendorf,* Demokratie und Sozialstruktur in Deutschland, in: *ders.,* Gesellschaft und Freiheit. Zur soziologischen Analyse der Gegenwart, München 1961, S. 260-299, Zitat S. 267.

3 Vgl. als massentheoretischen Ansatz *Reinhard Bendix,* Social Stratification and Political Power, wieder in: *ders./Seymour Martin Lipset* (Hrsg.), Class, Status and Power, New York, N. Y. 1953, S. 596-609; als sozialpsychologische Studie z. B. *Theodor W. Adorno u. a.,* The Authoritarian Personality, New York, N. Y. 1969 (zuerst 1950).

4 Ein typisches Beispiel der letzteren Version bietet *Wolfgang Sauer,* National Socialism. Totalitarianism or Fascism?, wieder in: *Henry A. Turner* (Hrsg.), Reappraisals of Fascism, New York, N.Y. 1975, S. 93-116.

5 Zur These vom aufstrebenden Kleinbürgertum im Anschluß an de Felice z. B. *Frank Domurad,* The Politics of Corporatism: Hamburg Handicraft in the Late Weimar Republic, 1927-1933, in: *Richard Bessel/E. J. Feuchtwanger* (Hrsg.), Social Change and Political Development in Weimar Germany, London 1981, S. 174-206; vgl. *Renzo de Felice,* Intervista sul Fascismo (hrsg. von Michael A. Leeden), Rom 1975, S. 33, der von der »piccola borghesia ascendente – non in crisi« spricht. Deklassierung betont schon im Titel *Annette Leppert-Fögen,* Die deklassierte Klasse. Studien zur Geschichte und Ideologie des Kleinbürgertums, Frankfurt 1974; relative Deprivation dient dagegen als Erklärung bei *Jürgen Bergmann/Klaus Megerle,* Gesellschaftliche Mobilisierung und negative Partizipation. Zur Analyse der politischen Orientierung und Aktivitäten von Arbeitern, Bauern und gewerblichem Mittelstand in der Weimarer Republik, in: *Peter Steinbach* (Hrsg.), Probleme politischer Partizipation im Modernisierungsprozeß, Stuttgart 1982, S. 376-437.

tung des Nationalsozialismus umstritten war und ist, bedarf kaum der Erwähnung.
Um so verblüffender scheint die Einmütigkeit, mit der von einer mittelständisch-kleinbürgerlichen Wähler- und Mitgliedschaft der NSDAP ausgegangen wird. Auf marxistischer Seite ist Nicos Poulantzas so weit gegangen, die klassenmäßige Einheit von Kleinbesitzern und Angestellten, von »altem« und »neuem« Mittelstand also, überhaupt nur auf der ideologischen und politischen Ebene festzumachen. Überflüssig hinzuzufügen, daß diese das Kleinbürgertum für ihn erst konstituierende Ideologie unter den Bedingungen der Krise der Faschismus ist.[6] Orthodoxere Linke folgen ihm darin nicht, charakterisieren aber die faschistische Massenbewegung selbst in ganz ähnlicher Weise.[7] Zu entsprechenden Einschätzungen kommen aber auch liberale Theorieversuche. So bestimmte z. B. Seymour Martin Lipsets Interpretation des Faschismus als »the extremism of the center« dessen soziale Basis als »the propertied middle classes«.[8] Das ist schließlich auch in etwa die Grundannahme des in den 1970er Jahren zunehmend populärer gewordenen Ansatzes, die Anfälligkeit für den Nationalsozialismus in vorindustriellen Traditionen begründet zu sehen, die gerade in Deutschland besonders ausgeprägt gewesen seien. Zu den wichtigsten »Ursachen der mittelständischen Basis der Nationalsozialismus« gehört demnach »das kräftige Fortwirken vorindustrieller, vorkapitalistischer Traditionen ständischer und bürokratischer Art«. Aus dieser Perspektive steht der vermeintliche Antimodernismus der Handwerker des Kaiserreichs in der Kontinuität ihrer späteren Unterstützung für den Nationalsozialismus. In gleicher Weise verweist die politische Orientierung der Angestellten in der Weimarer Republik zurück auf die bereits lange zuvor ausgeprägte Trennlinie zwischen Arbeitern und Angestellten, die ihre besondere Tiefe und Schärfe in erster Linie der Stärke bürokratischer Traditionen in Deutschland verdanke. Zwar unterstreicht diese Interpretation auch »die wichtige Rolle gewichtiger Teile der konservativen Führungsschichten bei der ›Machtergreifung‹ Hitlers«, doch spricht sie sich entschieden dagegen aus, »in der Vorgeschichte des Nationalsozialismus die Zeit seit dem Ersten Weltkrieg allzusehr zu betonen«.[9]
Die Liste der hier nur verkürzt referierten Erklärungsversuche ließe sich mühelos verlängern. Eine Fortsetzung der Auflistung verschiedenster Ansätze würde aber ohnehin nur weiter belegen können, wie tief sich der Topos von der mittelständischen Basis des Nationalsozialismus eingeschliffen hat, wiewohl oft andere Charakteristika als die bloße Schicht- oder Klassenzugehörigkeit zur Kennzeichnung der Mitglied- und Wählerschaft herangezogen werden.[10] In Gesamterklärungen des Nationalsozialismus nimmt dieser Topos gleichwohl einen zentralen Platz ein. Zwar erscheinen die Wahlerfolge in aller Regel nicht als hinreichende Bedingung der nationalsozialistischen »Machtergreifung«, meist jedoch – und zu

6 *Nicos Poulantzas,* Fascisme et dictature, Paris [2]1974, bes. S. 259-298; eine gute Kritik bei *Jane Caplan,* Theories of Fascism: Nicos Poulantzas as Historian, in: History Workshop Journal III, 1977, S. 83-100.

7 Vgl. als ein Beispiel unter vielen *Reinhard Opitz,* Die faschistische Massenbewegung, wieder in: *Reinhard Kühnl* (Hrsg.), Texte zur Faschismusdiskussion I, Reinbek 1974, S. 176-190, oder auch *Barbara Heimel,* Mittelschichten – Brutstätten des Faschismus? Zum Verhältnis von objektiver Lage und politischem Bewußtsein, in: *Reinhard Kühnl/Gerd Hardach* (Hrsg.), Die Zerstörung der Weimarer Republik, Köln 1977, S. 181-213.

8 *Seymour Martin Lipset,* Political Man. The Social Bases of Politics, Garden City, N. Y. 1963, S. 127-179, hier S. 129 und 177 (zuerst 1960).

9 *Jürgen Kocka,* Ursachen des Nationalsozialismus, in: aus politik und zeitgeschichte, B 25/80 (21. Juni 1980), S. 3-15, Zitate S. 9, 11, 12 und 9; Ansätze zu einer Revision dieser Position jetzt in *ders.,* German History before Hitler: The Debate about the German Sonderweg, in: Journal of Contemporary History XXIII, 1988, S. 3-16.

10 Vgl. z. B. *Martin Broszat,* Zur Struktur der NS-Massenbewegung, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte XXXI, 1983, S. 52-76.

Recht – als notwendige Voraussetzung. In diesem Sinne argumentiert auch Heinrich August Winkler, wenn er schreibt: »Ohne die Mittelschicht hätte schließlich auch jene ›nationale Revolution‹ nicht in Gang gesetzt werden können, an deren Ende nichts radikaler in Frage gestellt war als die frenetisch beschworene nationale Einheit.«[11] Die Übereinstimmung ansonsten häufig entgegengesetzter Interpretationen in diesem einen Punkt erscheint mir vor allem auch deshalb bemerkenswert, weil sie mit erklären könnte, warum eine Revision dieses Bildes nur langsam in Gang kommt. Kaum ein Erklärungsversuch kann – so scheint es – auf das Theorieelement »mittelständische Basis« verzichten.

Die empirische Basis dieser Mittelstandsthese ist in letzter Zeit vor allem von seiten der historischen Wahlsoziologie massiv in Frage gestellt worden. Deren Ergebnisse sind in jüngster Zeit wiederholt zusammenfassend dargestellt worden und haben auch längst Eingang in die Anmerkungsapparate einschlägiger Untersuchungen gefunden.[12] Die Belege für eine mittelständische Unterstützung des Nationalsozialismus in der Endphase der Weimarer Republik sollen hier gleichwohl nochmals einer systematischen Prüfung unterzogen werden. Dafür sprechen vor allem zwei Gründe: Zum einen hat sich der veränderte Forschungsstand bislang in der Tat fast ausschließlich in den Fußnoten neuerer Untersuchungen, weit weniger in deren inhaltlichen Aussagen niedergeschlagen. So bestimmte zuletzt Berthold Franke, dem zumindest ein Teil der weiter unten diskutierten Literatur bekannt zu sein scheint, den deutschen Faschismus unverdrossen als »die radikale Konsequenz des Kleinbürgerlichen unter den Bedingungen von Ungleichzeitigkeit und Krise«.[13] Nun ist diese Studie, deren Porträt des Kleinbürgers zu einer Karikatur gerät, gemessen an der sein wilhelminischer Urahn Diederich Heßling geradezu sympathisch wirkt, keinesfalls typisch für die neuere Forschung insgesamt, doch teilt sie das Festhalten an der Annahme einer mittelständischen Basis des Nationalsozialismus trotz Kenntnis gegenläufiger Forschungsergebnisse mit vielen anderen und weit besseren Arbeiten. Zum anderen scheint aber eine erneute Sekundäranalyse auch deshalb gerechtfertigt, weil bislang das Gewicht verschiedenartiger Belege für eine Gesamtsicht kaum präzise bestimmt wurde.[14] Wenn die folgende Bestandsaufnahme auf Handwerker und Angestellte bezogen bleibt, so ist dies eine Beschränkung, die dem Schwerpunkt der neueren Forschung entspricht. Neben der bloßen Überprüfung der empirischen Grundlagen eines zentralen und verbreiteten Topos der Geschichte des 20. Jahrhunderts soll indessen auch die Behandlung der Frage stehen, warum sich dieser Topos – allen im folgenden vorzuführenden empirisch begründeten Zweifeln zum Trotz – als erstaunlich widerstandsfähig erweist. Zunächst müssen aber die zum politischen Verhalten von Angestellten und Handwerkern in der Weimarer Republik beigebrachten Belege einer kritischen Durch-

11 *Heinrich August Winkler,* Mittelstand, Demokratie und Nationalsozialismus. Die politische Entwicklung von Handwerk und Kleinhandel in der Weimarer Republik, Köln 1972, S. 182.

12 Vgl. z. B. den nützlichen Überblick von *Peter Manstein,* Die Mitglieder und Wähler der NSDAP 1919-1933. Untersuchungen zu ihrer schichtmäßigen Zusammensetzung, Frankfurt 1988, oder – knapper – die Einleitung des Herausgebers zu *Thomas Childers* (Hrsg.), The Formation of the Nazi Constituency 1919-1933, London 1986.

13 *Berthold Franke,* Die Kleinbürger. Begriff, Ideologie, Politik, Frankfurt 1988, S. 191.

14 Dies gilt zuletzt für den informativen Überblick von *Michael Prinz,* »Ein Bilderbuchverhalten an Mäßigung?« – Kritische Fragen zu den Angestellten in Weimar, in: Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte XVII, 1988, S. 83-106, der eine nicht hinreichend kritische Rezeption der neueren Wahlforschung zum Anlaß nimmt, die Sozial- und Verbandsgeschichte der Angestellten in der Weimarer Republik im Lichte der Ergebnisse dieser Wahlforschung umzuinterpretieren; einen unabhängigen Aussagewert behalten die zeitgenössischen Einschätzungen oder die Gewerkschaftsgeschichte bei einem solchen Verfahren nicht. Zur früheren Sicht der Weimarer Angestellten durch *Prinz* vgl. dessen in Abschnitt III herangezogene Arbeiten.

sicht unterzogen werden. Dabei handelt es sich im wesentlichen um die Geschichte ihrer Verbände, um zeitgenössische Einschätzungen sowie um die Ergebnisse der historischen Wahlsoziologie.

I. Zeitgenössische Stimmen

Zeitgenössische Einschätzungen der sozialen Basis der NSDAP sind zugleich eine besonders reizvolle und eine besonders problematische Quelle. Hier finden sich bereits in nuce fast alle eingangs vorgestellten Positionen. Zudem ist die zeitgenössische Diskussion keinesfalls weniger differenziert als die der Nachkriegsforschung, ja, man wird sagen können, daß letztere häufig hinter zeitgenössischen Einschätzungen zurückgeblieben ist.[15] Unterscheidet man – was ohne Willkür kaum möglich ist – zwischen Ansätzen zu einer Faschismustheorie und zeitgenössischen Beobachtungen zur Soziologie des Nationalsozialismus, so gehen erstere recht allgemein von einer kleinbürgerlichen Basis des Faschismus aus und sehen die kleinen Selbständigen als den Kern dieses Kleinbürgertums. Das gilt für August Thalheimers Übertragung der Marxschen Bonapartismus-Analysen ebenso wie für Wilhelm Reichs Verortung der »Massenpsychologie des Faschismus« im Kleinbürgertum oder Ernst Blochs Charakterisierung des faschistoiden Kleinbürgertums als Klasse der »Ungleichzeitigkeit« schlechthin.[16] Neben den hier nur unvollständig aufgeführten Versuchen einer Gesamtdeutung stehen die nicht zuletzt im Umkreis der deutschen Sozialdemokratie entstandenen aktuellen Analysen.

Von diesen sind heute ohne Zweifel die Arbeiten Theodor Geigers am besten bekannt. Die Debatte um die sozialen Wurzeln des Nationalsozialismus war indessen wesentlich breiter und setzte früher ein, als häufig angenommen. Auch und gerade in der deutschen Sozialdemokratie fand seit 1929 eine intensive Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus statt, nachdem in den frühen 1920er Jahren dessen Anfänge sowie vor allem der italienische Faschismus durchaus Beachtung gefunden hatten.[17] So konstatierte z. B. der sozialdemokratische Wirtschaftswissenschaftler Erik Nölting bereits zehn Monate vor dem ersten größeren Erfolg der NSDAP bei Reichstagswahlen (im September 1930), daß »in letzter Zeit größere Kreise des städtischen und bäuerlichen Mittelstandes der nationalsozialistischen Agitation verfallen wären, die auch in der Industriearbeiterschaft einige Erfolge erzielen konnte«.[18]

---

15 Die gegenteilige Einschätzung *Detlef Mühlbergers* – »From the late 1920s political scientists, historians and political commentators began tackling the question of the sociology of Nazism in a somewhat desultory fashion, providing impressionistic assertions not substantiated by any significant or meaningful empirical evidence.« – (*ders.*, Germany, in: *ders.* [Hrsg.], The Social Bases of European Fascist Movements, London 1987, S. 40-139, hier S. 40) läßt sich nur mit Unkenntnis der zeitgenössischen Analysen oder mit unangebrachter Arroganz erklären.

16 Vgl. *August Thalheimer,* Über den Faschismus, wieder in: *Wolfgang Abendroth* (Hrsg.), Faschismus und Kapitalismus. Theorien über die sozialen Ursprünge und die Funktion des Faschismus, Frankfurt 1967, S. 19-38 (zuerst 1930); *Wilhelm Reich,* Die Massenpsychologie des Faschismus, Frankfurt 1974, bes. S. 57 ff. (zuerst 1933); *Ernst Bloch,* Erbschaft dieser Zeit, Frankfurt 1962, bes. S. 104-128 (zuerst 1935, geschrieben 1932).

17 Vgl. *Helga Grebing,* Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus, in: *Wolfgang Luthardt* (Hrsg.), Sozialdemokratische Arbeiterbewegung und Weimarer Republik. Materialien zur gesellschaftlichen Entwicklung 1927-1933, Bd. 2, Frankfurt 1978, S. 259-279, und zuletzt *Reinhard Sturm,* Faschismusauffassungen der Sozialdemokratie in der Weimarer Republik, in: *Richard Saage* (Hrsg.), Solidargemeinschaft und Klassenkampf. Politische Konzeptionen der Sozialdemokratie zwischen den Weltkriegen, Frankfurt 1986, S. 302-330.

18 *Erik Nölting,* Die Nationalsozialisten, in: Volksstimme. Organ der Sozialdemokratie für Südwestdeutschland XL, 266, 13. 11. 1929, zit. nach dem Wiederabdruck bei *Grebing,* S. 280-284, hier S. 280.

Ganz ähnlich warnte im August 1930 Walter Mannzen in den »Neuen Blättern für den Sozialismus« davor, sich »darüber zu täuschen, daß nicht wenige Arbeiter in den Hitlerschen Sturmtrupps aktiv sind«. »In erster Linie« aber sammle der Nationalsozialismus »nach und nach das ganze spezifische Kleinbürgertum, insbesondere die ›selbständigen‹ Handwerker«.[19] Schon vor Mannzen hatte indessen Carl Mierendorff in der vielleicht differenziertesten frühen Betrachtung betont, »daß es sich überall dort, wo ein Einbruch in die proletarischen Bezirke erfolgt ist, um die Eroberung jugendlicher Elemente handelt«. Neben der Jugendlichkeit der NSDAP-Anhänger hob Mierendorff insbesondere den Erfolg bei der Mobilisierung und Politisierung von früheren Nichtwählern hervor. Im Vordergrund stand jedoch auch für ihn die soziale Verankerung des Nationalsozialismus: »Es gibt bestimmte Gruppen in Deutschland, die nach geistiger und sozialer Lage geradezu disponiert sind für eine solche Zielsetzung. Es sind die Gruppen, aus deren Gesichtswinkel das ganze nationalsozialistische Programm letzten Endes stammt: 1. die bürgerlichen Mittelschichten, 2. die Angestellten, 3. die Bauernschaft.«[20]

Mit der Septemberwahl von 1930 trat die Sorge um die Anfälligkeit von Teilen der Arbeiterschaft in den sozialdemokratischen Organen weiter zurück. Nur der Kommunist Hans Jäger konstatierte nüchtern Erfolge der NSDAP bei der Arbeiterschaft. Diese sah er nicht allein bei der proletarischen Jugend, sondern auch bei Arbeitern, die zuvor »bürgerlich« gewählt hätten. »Denn die Arbeiter bei Deutschnationalen und Volkspartei (nicht nur Landarbeiter) zählten immer noch nach Hunderttausenden.«[21] In der »Gesellschaft« fragte dagegen Georg Decker erschüttert: »Was wissen wir aber von den 6,4 Millionen, die national*sozialistisch* gewählt haben?«[22] An Versuchen, diese Frage zu beantworten, fehlte es in der Folgezeit nicht. Recht eindeutig fiel die Antwort bei Theodor Geiger aus: »Niemand zweifelt daran, daß der Nationalsozialismus seinen Wahlerfolg wesentlich dem Alten und Neuen Mittelstand verdankt.« Seiner bekannten Argumentation zufolge bot der »alte« Mittelstand ein »Schulbeispiel zeit-inadäquater Ideologien«, der »neue« Mittelstand ein solches standortinadäquater Ideologien, »der Mittelstand in seinen beiden Teilen den gesegneten Boden ideologischer Verirrung«. Die Unzufriedenheit der Handwerkerschaft, die sich in der Unterstützung für die NSDAP ausdrückte, folgte also aus dem Widerspruch zwischen den Ansprüchen, »die zur berufsständischen Zeit des Frühkapitalismus gültig waren«, und einer Realität, in der das Handwerk nunmehr »ein achtbarer, aber bescheidener Trabant der Industrie« sei. Der neue Mittelstand der Angestellten dagegen sei »objektiv rundweg proletarisch – aber er wehrt sich zum großen Teil mit allen Kräften dagegen, die subjektive Konsequenz daraus zu ziehen.« Zuversichtlich, daß es »keine illusionäre Ideologie« gebe, »die auf Dauer den Realitäten Trotz zu bieten vermöchte«, prophezeite Geiger: »Auch die zeit- und standort-inadäquaten Ideologien der Mittelstände werden zerflattern – und damit werden die politischen Nutznießer dieser ideologischen Verwirrung wieder in ihren Radaukonventikeln unter sich sein.«[23] Daß sich Geigers Prognose nur zu bald als falsch erwies, hat der Po-

19 *Walter Mannzen,* Die sozialen Grundlagen des Nationalsozialismus, in: Neue Blätter für den Sozialismus I, 8, Aug. 1930, zit. nach dem Wiederabdruck bei *Grebing,*, S. 284-288, hier S. 286.

20 *Carl Mierendorff,* Gesicht und Charakter der nationalsozialistischen Bewegung, in: Die Gesellschaft VII, 6, Juni 1930, S. 489-504, hier S. 494.

21 *Hans Jäger,* Wer wählte Hitler?, in: Der rote Aufbau III, 1930, S. 529-535, hier S. 534.

22 *Georg Decker,* Das unbekannte Volk, in: Die Gesellschaft VII, 10, Okt. 1930, zit. nach dem Wiederabdruck bei *Grebing,* S. 289-293, hier S. 289; die Hervorhebung im Original deutet den Versuch des Verf. an, eine irgendwie sozialistische Mehrheit aus KPD, SPD und NSDAP zu konstruieren.

23 *Theodor Geiger,* Die Panik im Mittelstand, in: Die Arbeit VII, 1930, zit. nach dem Teilabdruck bei *Heinz-Gerhard Haupt* (Hrsg.), Die radikale Mitte. Lebensweise und Politik von Handwerkern und Kleinhändlern in Deutschland seit 1848, München 1985, S. 235-248, Zitate S. 242, 239, 240, 239 und 248.

pularität seiner bündigen Analyse keinen Abbruch getan. Es gab indessen auch andere Stimmen: »Tatsache ist eben«, so hieß es in der »Zeitschrift für Politik«, »daß die nationalsozialistische Bewegung aus sehr mannigfaltigen Elementen besteht.« In der weiteren Analyse präzisierte Werner Stephan diesen Befund dann doch: »Die Statistik fördert überall dieselbe Erscheinung zutage: Stärke der Nationalsozialisten in den bürgerlichen Wohngegenden, beträchtlicher Anteil in den Villenbezirken und ausgesprochene Schwäche in den Proletariervierteln.«[24] Noch skeptischer gegenüber Geigers Mittelstandsthese war eine »Sozialstatistische Analyse des Wahlergebnisses«, die direkt im Anschluß an Geigers »Panik im Mittelstand« in der »Arbeit« abgedruckt wurde. Ihr Autor sah u. a. dreißig Prozent des selbständigen Mittelstands, zu dem er neben Handwerk und Kleinhandel auch die Hausbesitzer rechnete, »in der Wirtschaftspartei fest organisiert«. Da er zudem etwa jeden vierten Alleinmeister – und damit mehr als jeden achten selbständigen Handwerker überhaupt – für einen Wähler der Sozialdemokratie hielt und von einer Bindung eines beträchtlichen Teils der katholischen Handwerkerschaft an das Zentrum ausgegangen werden kann, reduzierte sich nach dieser Analyse der mögliche Stimmenanteil der NSDAP innerhalb des selbständigen Mittelstandes ganz erheblich.[25]

In der Folgezeit erschien eine Reihe von Untersuchungen, die das Bild des Nationalsozialismus weiter differenzierten. In seinem Aufsatz »Zur Topographie des Faschismus in Deutschland« benannte Carl Mierendorff zunächst erneut Mittelstand, Bauern und Angestelltenschaft als Träger der nationalsozialistischen Bewegung. Zum einen handelte es sich für ihn um »den alten Mittelstand, der im Kampf gegen die drohende Proletarisierung naturgemäß in eine antikapitalistische Abwehrstellung hineingeraten mußte«. Zum anderen sah er neben der hier außer Betracht bleibenden Bauernschaft die Angestellten – ähnlich wie Geiger – im »Kampf gegen die Zurechnung zum Proletariat«. Mierendorff betonte indessen, »daß der Nationalsozialismus nicht nur eine *soziale Bewegung*« sei; er sei »gleichermaßen auch eine ›*Freiheits*‹-Bewegung und schließlich eine *Jugendbewegung* mit all den für eine Jugendbewegung charakteristischen Erscheinungsformen«.[26] Während Mierendorff und Geiger den sozialpsychologischen Gründen nationalsozialistischer Wahlerfolge breite Aufmerksamkeit schenkten, führte Walter Dirks »die motorische Kraft dieser Welle, den Elan, die Dynamik dieser Bewegung [. . .] auf diese sozialen Spannungen zurück«, zu denen er neben der Unzufriedenheit des alten und neuen Mittelstands aber auch die Arbeitslosigkeit »überschüssige[r] und überflüssige[r] Intellektarbeiter« und der jüngeren Arbeiterschaft zählte.[27] Dirks näherte sich damit der Auffassung Rudolf Hilferdings, der im Januar 1932 schrieb: »Träger dieser Bewegung sind alle Deklassierten.« Zu diesen rechnete Hilferding »die depossedierten Fürsten und die führenden Schichten der Landwirtschaft« ebenso wie die Bauern, die Intellektuellen, die Angestellten »und schließlich die Industriellen und Mittelständler aller Art«.[28]

---

24 *Werner Stephan,* Zur Soziologie der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, in: Zeitschrift für Politik XX, 1931, S. 793-800, hier S. 794 und 798.

25 *Hans Neisser,* Sozialstatistische Analyse des Wahlergebnisses, in: Die Arbeit VII, 10, 1930, S. 654-659, hier S. 659; zum Anteil der Alleinmeister vgl. *Friedrich Lenger,* Sozialgeschichte der deutschen Handwerker seit 1800, Frankfurt 1988, Kap. VI.

26 *Carl Mierendorff,* Was ist der Nationalsozialismus? Zur Topographie des Faschismus in Deutschland, in: Neue Blätter für den Sozialismus II, 4, April 1931, zit. nach dem Wiederabdruck bei *Grebing,* S. 309-314, hier S. 310.

27 *Walter Dirks,* Katholizismus und Nationalsozialismus, in: Die Arbeit VII, 1931, zit. nach *Broszat,* S. 58.

28 *Rudolf Hilferding,* Unter der Drohung des Faschismus, in: Die Gesellschaft IX, 1, Jan. 1932, zit. nach dem Wiederabdruck bei *Grebing,* S. 359-369, hier S. 365 f.

Versucht man die Ergebnisse dieses kursorischen Überblicks zusammenzufassen, läßt sich zum einen ein recht breiter Konsens über die Unterstützung des alten und des neuen Mittelstands für den Nationalsozialismus feststellen. Wie bei den Aussagen der neueren Forschung lassen sich auch hier zwei Varianten der Mittelstandsthese finden, eine enger gefaßte, die die Rolle des alten und des neuen Mittelstands betont, und eine weitere, die »Deklassierte« in einem umfassenderen, gleichwohl um den Mittelstand zentrierten Sinne in den Blick nimmt und nur in parteipolitischer Polemik gelegentlich das Lumpenproletariat in den Vordergrund rückt. Zugleich ist die zeitgenössische Literatur aber in sich widersprüchlicher und offener. So variiert z. B. die Bedeutung, die den Intellektuellen, den Industriellen oder der jungen und arbeitslosen Arbeiterschaft zugemessen wird, ganz beträchtlich. Vor allem aber betrachten selbst die Autoren, die sich auf den Mittelstand konzentrieren, diesen nicht zwangsläufig als einen homogenen Block. So war z. B. noch in der Anfang 1933 erschienenen Schrift des Sozialdemokraten Rudolf Küstermeier »Die Mittelschichten und ihr politischer Weg« zu lesen: »Und wenngleich die Mehrheit der mittelständischen Wähler in den letzten beiden Jahren mit fliegenden Fahnen ins Lager des Nationalsozialismus übergegangen ist, so darf man doch nicht übersehen, daß auch die Sozialdemokratie einen erheblichen Teil dieser Gruppen zu den Ihren zählen darf.«[29] Dies gilt es trotz der »ideologischen Selbstabschottung des Parteisozialismus«, die Theodor Geiger konstatierte, zu beachten.[30] Von einer einheitlichen politischen Orientierung *des* Mittelstands gingen die Zeitgenossen also nicht aus. Für die einen bildete das selbständige Kleinbürgertum, für die anderen die Angestelltenschaft den Kern eines nationalsozialistisch gesonnenen Mittelstands. Zum Teil mochten widersprüchliche Gewichtungen aber auch reale Verschiebungen widerspiegeln. So sah z. B. Emil Lederer 1929 »in diesen kapitalistischen Zwischenschichten«, d. h. bei den Angestellten, »die soziale Romantik zu Hause, und die Gedanken des Faschismus von dem Aufbau einer ständischen Welt« schlügen »am leichtesten in diesen Zwischenschichten Wurzel«.[31] Drei Jahre später meinte dagegen Theodor Geiger, »der neue Zulauf der NSDAP« scheine »seit 1930 im wesentlichen aus gewerblichen und bäuerlichen Kreisen zu kommen, nicht mehr aus denen der Angestellten«.[32] So unterschiedlich wie die genaue Bestimmung und Gewichtung einzelner Elemente der nationalsozialistischen Anhängerschaft waren auch die Erklärungen für das politische Verhalten von Handwerkern und Angestellten. Während es für den Wirtschaftswissenschaftler Günter Keiser »der plötzliche Umschlag aus aufsteigender Entwicklung in äußerste Bedrohung« war, »der als Reaktion den nationalsozialistischen Aufschrei hervorrief«, sprach Carl Mierendorff von »einer Krise, die mit der temporären Wirtschaftskrise nur äußerlich einiges gemein hat, in Wahrheit viel tiefer geht«.[33] Anders als Geiger, der ja die zeit-inadäquate Ideologie der Handwerkerschaft im Frühkapitalismus verortete, wollte Mierendorff bei der Suche nach Ursachen nicht vor den Ersten Weltkrieg zurückgehen. Daß die antikapitalistische Haltung der Handwerkerschaft

29 *Rudolf Küstermeier,* Die Mittelschichten und ihr politischer Weg, Potsdam 1933, S. 40.

30 *Theodor Geiger,* Die Mittelschichten und die Sozialdemokratie, in: Die Arbeit VIII, 1931, S. 619-635, hier S. 619.

31 *Emil Lederer,* Die Umschichtung des Proletariats und die kapitalistischen Zwischenschichten vor der Krise, wieder in: *ders.,* Kapitalismus, Klassenstruktur und Probleme der Demokratie in Deutschland 1910-1940, hrsg. von *Jürgen Kocka,* Göttingen 1979, S. 172-185, hier S. 184 (zuerst 1929).

32 *Theodor Geiger,* Die soziale Schichtung des deutschen Volkes, ND Darmstadt 1972, S. 122 (zuerst 1932).

33 *Günter Keiser,* Der Nationalsozialismus, eine reaktionäre Revolution, in: Neue Blätter für den Sozialismus II, 6, Juni 1931, zit. nach dem Wiederabdruck bei *Grebing,* S. 320-326, hier S. 323; *Mierendorff,* Gesicht, S. 494.

»zugleich auch eine antiproletarische wurde«, so meinte er, »dürfte sich nur aus der spezifischen Lage und den Verhältnissen im Deutschland der Nachkriegszeit erklären«.[34]
Es ist gerade ihre bis heute anregende Vielfalt, die es verbietet, auf die Beobachtungen der Zeitgenossen eine Gesamteinschätzung der nationalsozialistischen Massenbewegung zu gründen, verdichten sich diese doch keineswegs zu *einer* Erklärung des nationalsozialistischen Aufstiegs. Auch über dessen mittelständische Basis gingen die hier ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit versammelten Meinungen auseinander. Obwohl sich das Interesse der meisten zeitgenössischen Beobachter sicherlich auf den Mittelstand konzentrierte, sollte man diesem Befund nicht zu viel Beweislast aufbürden. Nicht wenige sahen Teile der Arbeiterschaft oder des Besitz- und Bildungsbürgertums im Lager der NSDAP. Daneben gab es ausgesprochene Gegenstimmen. »Es genügt also nicht, wenn man vom ›versinkenden Mittelstand‹ redet«, befand z. B. Theodor Heuss: »Das ist viel zu eng.«[35] Weit grundsätzlicher äußerte sich Arthur Rosenberg: »Die Dilettanten der Soziologie«, schrieb er 1934, »fanden meistens, daß die Kleinbürger jene geheimnisvolle Klasse wären, mit deren Hilfe Hitler und Mussolini ihre Siege erfochten haben. Der Gemüsehändler Fritz Schulze wuchs empor zu dämonischer Größe. Mit der einen Hand hält er das Proletariat nieder und mit der anderen den Kapitalismus.«[36]

II. Handwerker und Handwerkerbewegung

So differenziert auch einige der zeitgenössischen Analysen des nationalsozialistischen Aufstiegs sind, die soziale Heterogenität der mittelständischen Gruppen erfassen sie nur in Ansätzen.[37] Die Struktur der angesprochenen Sozialgruppen stellt aber den unverzichtbaren Bezugspunkt jeglicher Organisationsgeschichte dar, erfaßten doch Handwerker- und Angestelltenverbände nur einen Teil dieser mittelständischen Berufsgruppen. Bezüglich des Handwerks schlug z. B. der in Köln lehrende und eng mit den christlichen Gewerkschaften verbundene Theodor Brauer eine Dreigliederung vor. Er unterschied zwischen einer kapitalistisch-fortschrittlichen, einer berufsständisch-konservativen und einer weltanschaulich-antikapitalistischen Richtung.[38] Derlei Differenzierungen gilt es zu beachten, wenn im folgenden die politischen Positionen der organisierten Handwerker- und Angestelltenschaft untersucht werden.
Betrachtet man zunächst die Organisationen der Handwerkerbewegung in der Weimarer Republik und wendet dabei das Differenzierungsschema Theodor Brauers an, so fällt auf, wie wenig über die kapitalistisch-fortschrittliche Richtung in der Handwerkerschaft bekannt ist. Den Nationalökonomen und Sozialwissenschaftlern der 20er Jahre schien sie

34 *Mierendorff,* Was ist, S. 310.
35 *Theodor Heuss,* Hitlers Weg. Eine Schrift aus dem Jahre 1932, hrsg. von *Eberhard Jäckel,* Tübingen 1968, S. 163.
36 *Arthur Rosenberg,* Der Faschismus als Massenbewegung, wieder in: *ders.,* Demokratie und Klassenkampf. Ausgewählte Studien, hrsg. von *Hans-Ulrich Wehler,* Frankfurt 1974, S. 221-303, hier S. 221; die Kritik Rosenbergs zielte indessen mehr auf die Bewertung als auf die Tatsache kleinbürgerlicher Unterstützung für den Faschismus; vgl. z. B. ebda., S. 283, 289, 297.
37 Das gilt selbst für *Theodor Geiger*s politische Analysen, die die Differenzierungen seiner Sozialstrukturanalyse nicht aufnehmen; eine Ausnahme stellt *Hans Speier* dar, dessen Arbeit zu den Angestellten, die 1933 nicht mehr erscheinen konnte, in Abschnitt III benutzt wird.
38 Vgl. zu Brauer die Hinweise bei *Michael Schneider,* Die christlichen Gewerkschaften 1894-1933, Bonn 1982, bes. S. 698-704, und zu der angeführten Typologie *Theodor Brauer,* Handwerk, Handwerker und kleine Unternehmer in der kapitalstischen Wirtschaft, in: Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft LXXXVIII, 1930, S. 498-521.

gleichwohl die wichtigste zu sein. Joseph Alois Schumpeter z. B. meinte 1929: »So hat das Handwerk einen Platz gefunden, auf dem es leben kann, und dementsprechend gelernt, seine bis ins 20. Jahrhundert hinein scharf antikapitalistische Stellung aufzugeben und sich mehr und mehr an die Industrie anzuschließen, welche ihrerseits begriffen hat oder zu begreifen beginnt, daß Schonung der kleinbürgerlichen Schicht für ihre sozialen Chancen wichtiger sein kann als deren Eliminierung für ihre wirtschaftlichen.« Werner Sombart argumentierte im 1927 erschienenen dritten Band des «Modernen Kapitalismus« in eine ganz ähnliche Richtung: »Ob man diesen neuen Typus von Kleinproduzenten noch Handwerker nennen will, ist nicht so wichtig. Ich habe für ihn die Bezeichnung kleinkapitalistischer Unternehmer vorgeschlagen.«[39] Dieser Typus des modernen Handwerkers spielte auch in den Organisationen des Handwerks eine Rolle; das Forschungsinstitut für rationelle Betriebsführung im Handwerk (in Karlsruhe) institutionalisierte ihn geradezu. So waren es denn auch die Vertreter der industrienahen Handwerkszweige, des Bau- und des Elektro-Installationsgewerbes, die immer wieder gegen Bemühungen protestierten, die Innungsmitgliedschaft verpflichtend zu machen. Die neuere Forschung hat sich für diesen Teil der Handwerkerschaft entweder gar nicht interessiert oder ihm – ohne irgendwelche Belege beizubringen – überholtes Mittelstandsbewußtsein unterstellt. So findet sich in Heinrich August Winklers Darstellung der Verbandsgeschichte von Handwerk und Kleinhandel in der Weimarer Republik zu dieser Gruppierung anstelle eines Belegs nur der Kommentar: »Die Irrationalität des politischen Denkens war offensichtlich noch zählebiger als die Irrationalität der Wirtschaftsweise, der sie entsprang.«[40]

Neben den angesprochenen Unterschieden in der Wirtschaftsmentalität und zwischen den einzelnen Gewerbezweigen sind vor allem regionale Differenzierungen zu beachten. Die Verbreitung von Innungen mag als grober Indikator für die Stärke zünftiger Traditionen und berufsständischen Bewußtseins dienen. Insgesamt waren die Mitgliederzahlen der Innungen stark gestiegen. 1926 lagen sie bei annähernd einer Million und damit um 300 000 höher als 1919 und doppelt so hoch wie noch 1907. Zugleich hatte sich der Schwerpunkt von den freien zu den Zwangsinnungen verschoben, die nun 80 % der Innungsmitglieder umfaßten. Am regionalen Gefälle hatte sich indessen wenig geändert. Während in einigen nord- und ostdeutschen Kammerbezirken die Innungen nahezu alle selbständigen Handwerker erfaßten, erreichten sie in Südwestdeutschland mancherorts nicht einmal jeden dritten.[41] Die Innungen bildeten allerdings nur eine, die öffentlich-rechtliche, Säule des Organisationswesens im Handwerk. Daneben bestanden die freien Verbände, in Süddeutschland vor allem die traditionsreichen und nicht ausschließlich handwerklichen Gewerbevereine, in Norddeutschland die meist nach dem Kriege gegründeten Handwerkerbünde. Die personellen Verflechtungen zwischen beiden Säulen der Handwerkerbewegung waren indessen eng. So gehörten denn auch Handwerks- und Gewerbekammern, Innungs- und Fachverbände, Handwerkerbünde und Gewerbevereine allesamt dem Reichsverband des deutschen Handwerks an. Gleichwohl gab es in etwa eine Aufgabentrennung, fühlten sich die Bünde doch,

---

39 *Joseph Alois Schumpeter,* Das soziale Antlitz des Deutschen Reiches, wieder in: *ders.,* Aufsätze zur Soziologie, Tübingen 1953, S. 214-225, Zitat S. 221 (zuerst 1929); *Werner Sombart,* Der moderne Kapitalismus, ND München 1987, Bd. III, 2. Hälfte, S. 966 (zuerst 1927).

40 Vgl. zum Forschungsinstitut *Theodor Brauer,* Mittelstandspolitik, in: Grundriß der Sozialökonomik, IX, Abt., II. Teil, Tübingen 1927, S. 368-410; zum Widerstand gegen die Zwangsinnung *Winkler,* Mittelstand, S. 95; das Zitat ebda., S. 118.

41 Angaben nach: Ausschuß zur Untersuchung der Erzeugungs- und Absatzbedingungen der deutschen Wirtschaft. Verhandlungen und Berichte des Unterausschusses für Gewerbe: Industrie, Handel und Handwerk (III. Unterausschuß), 8. Arbeitsgruppe (Handwerk), Berlin 1930, Bd. 1, S. 41 f. und Bd. 2, S. 392a.

wie der Geschäftsführer des Nordwestdeutschen Handwerkerbundes (NWHB) formulierte, als »im gewissen Sinne eine politische Abteilung des Reichsverbandes«.[42]
Daß diese politische Abteilung bevorzugt das Interesse der Historiker gefunden hat, ist nicht verwunderlich. Ihre dortige Stärke hat jedoch zu einer Konzentration auf das Wirkungsgebiet des NWHB geführt, ohne daß klar wäre, inwieweit für andere Regionen von einer analogen Entwicklung ausgegangen werden kann. Über die Ziele der Handwerkerbewegung im engeren Sinne mochte die Übereinstimmung noch am größten sein. Den großen Befähigungsnachweis, Zwangsinnungen mit dem Recht zur Preisfestsetzung, Konkurrenzschutz gegen Konsumgenossenschaften und Warenhäuser etc., all das hatte die Handwerkerbewegung schon vor dem Ersten Weltkrieg gefordert. Auch der Adressat dieser Forderungen blieb derselbe. Angesprochen wurde die Regierung, nicht das Parlament. Folgerichtig verlangte man die Vertretung handwerklicher Interessen im Kabinett. Die Ernennung eines Reichskommissars für Handwerk und Kleingewerbe gehörte schließlich zu den wenigen, bescheidenen Teilerfolgen handwerklichen Lobbyismus in der Weimarer Republik. Die Staatsbezogenheit handwerklicher Interessenpolitik stand indessen vor dem Dilemma, sich in diesem Staat nicht genügend berücksichtigt zu sehen. Die »Pfälzische Handwerks- und Gewerbezeitung« vom 1. Oktober 1931 beschrieb die Lage des Handwerks folgendermaßen: »Es ist nicht sicher, ob die Kräfte des handwerklichen Unternehmertums auf die Dauer ausreichen, den doppelten Kampf gegen die Konkurrenz anderer Wirtschaftsformen und gleichzeitig gegen die Arbeitnehmer durchzuhalten.«[43] Um in dieser Situation nicht zwischen den mächtigen Interessenorganisationen von Kapital und Arbeit unterzugehen, galt es, die vermeintlichen Allgemeininteressen des Mittelstandes gegen die Industrieverbände und vor allem gegen die Gewerkschaften zu behaupten. Dies konnte nur mit Hilfe der bestehenden Parteien oder notfalls durch die Gründung einer eigenen geschehen. Es ist kennzeichnend für das Politikverständnis der handwerklichen Interessenvertreter, daß die vielfach ausgesprochenen Wahlempfehlungen in erster Linie von der Bereitschaft der Parteien abhingen, Vertreter des Handwerks in die Parlamente zu entsenden. Dort sollten dann die Repräsentanten des Handwerks über alle Parteigrenzen hinweg berufsständische Interessen vertreten. »Das standesbewußte Handwerk aber«, so hieß es in einem Wahlaufruf des NWHB aus dem Jahre 1929, »sieht in den offiziellen Bundeskandidaten nicht die Partei-Männer, sondern in erster Linie die Handwerksvertreter und wird daher seine Stimmen in erster Linie auf die Listen vereinigen, auf denen unsere offiziellen Kandidaten stehen«. Diese parteipolitische Neutralität hatte freilich ihre Grenzen, wie der Wahlaufruf sogleich klar machte: »Ein denkender Handwerksmeister kann nur bürgerlich wählen, kann nur für Parteien eintreten, welche die restlose Durchführung des Handwerkerprogramms gewährleisten.«[44] Während der Reichsverband des deutschen Handwerks noch in seinem Wahlaufruf zur November-Wahl 1932 an dieser Neutralität festhielt, kam es im Einflußbereich des NWHB zu einer Annäherung von Handwerkerbewegung und immer rechteren politischen Kräften.
Dieser Prozeß fortschreitender Radikalisierung in der Endphase der Weimarer Republik ist für Schleswig-Holstein am besten erforscht. Dort waren es zunächst die Deutsche Demokratische Partei (DDP) und die Deutschnationale Volkspartei (DNVP), die als »bürgerliche« Parteien auf die Unterstützung der Handwerkerbewegung rechnen durften. In den späten 1920er Jahren trat dann die Wirtschaftspartei hinzu, die seit 1925 als Reichspartei des deut-

42 Knapper Überblick bei *Heinz Spitz,* Das Organisationswesen im Handwerk, in: *Bernhard Harms* (Hrsg.), Strukturwandlungen der deutschen Volkswirtschaft, Bd. 2, Berlin [2]1929, S. 42-62; speziell zu den Bünden *Wilhelm Bock,* Stand und Bedeutung der Handwerkerbündebewegung, Stuttgart 1932, das Zitat ist nachgewiesen ebda., S. 14.

43 Zit. nach dem Wiederabdruck bei *Haupt* (Hrsg.), S. 158-165, hier S. 161; zum Vorstehenden vgl. *Winkler,* Mittelstand, und *Lenger,* Sozialgeschichte, Kap. VI.

44 Zit. nach dem Wiederabdruck bei *Haupt* (Hrsg.), S. 193 f.; vgl. zum folgenden ebda.

schen Mittelstandes firmierte. Gestützt auf die Interessenorganisationen der Haus- und Grundbesitzer, zu denen etwa die Hälfte der selbständigen Handwerker zählte, entwickelte sie sich zur Interessenvertreterin des alten Mittelstands und akzeptierte selbst die Maxime des NWHB – »Handwerkspolitik über Parteipolitik«.[45] In Schleswig-Holstein kam im März 1928 der Wechsel politischer Bindungen auch in der Person des Landesverbandsvorsitzenden des NWHB zum Ausdruck: Schneidermeister Kohrt aus Kiel trat von der DDP zur Wirtschaftspartei über, wurde von dieser auch sofort als Spitzenkandidat für die Landtagswahl aufgestellt und zog schließlich als einziger Handwerksvertreter Schleswig-Holsteins in den preußischen Landtag ein. In »kleinen Stadt- und Landgemeinden, in denen der händlerische und gewerbliche Mittelstand in überschaubarem Rahmen und gleichzeitig enger Kommunikation zu einer einheitlichen Willensbildung gelangte«, erreichte die Wirtschaftspartei zuweilen mehr als ein Viertel aller Stimmen. Ihre Beliebtheit sank in der Folgezeit allerdings rasch, wozu die Mitwirkung im Reichskabinett sicherlich beitrug. Innerhalb der Handwerkerbewegung führte die wachsende Unzufriedenheit mit dem Kabinett Brüning zu Konflikten zwischen dem Reichsverband und dem NWHB. Am 16. September warf letzterer dem Reichsverband öffentlich vor, »daß die fehlende Berücksichtigung handwerklicher Interessen in den Notverordnungen allein auf die Untätigkeit des Reichsverbandes zurückzuführen sei.« Nur zehn Tage später ließ der Präsident des NWHB auf dem schleswig-holsteinischen Handwerkertag verlauten, »daß, wenn Brüning sich nicht von dem Einfluß der Sozialdemokratie lösen könne, er dem Kanzler einer Regierung der Rechtsparteien weichen müsse«. Befand sich die Führung der schleswig-holsteinischen Handwerkerbewegung also auf deutlichem Rechtskurs, so verblieben die meist großstädtischen Funktionäre doch in der Wirtschaftspartei oder einer der »bürgerlichen« Parteien. Teile der Basis – und hier vor allem das bislang wenig repräsentierte Landhandwerk – drängten jedoch auf eine weitere Radikalisierung und setzten im November 1931 die Unterstützung des NWHB für die »nationale Bewegung« durch. Bis Februar 1932 hatten diese nationalsozialistisch gesonnenen Kräfte innerhalb der Handwerkerbünde durch wiederholte Spaltungsdrohungen zudem die Neubesetzung der führenden Positionen zunächst im schleswig-holsteinischen Landesverband, dann aber auch im NWHB insgesamt durchgesetzt. Der Landesverbandsvorsitzende mußte nun aus der Wirtschaftspartei austreten, um sein Amt weiterführen zu können. Vor diesem Hintergrund konnte die am 28. Februar 1932 ausgesprochene Wahlempfehlung für die Reichspräsidentenwahl zugunsten Hitlers nicht mehr überraschen. Während für die Reichstagswahlen im Juli 1932 entsprechend die Unterstützung von DNVP und NSDAP empfohlen wurde, bemühten sich die Handwerkerbünde im Spätsommer und Herbst des Jahres noch einmal um eine Öffnung und warben um eine Vertretung durch die »bürgerlichen« Parteien. Angesichts der weiteren Entwicklung blieb dieses Bemühen allerdings Episode.[46]

Für die hier etwas ausführlicher geschilderten Geschehnisse in Schleswig-Holstein scheint Winklers Kennzeichnung als »antizipierte Gleichschaltung« zutreffend.[47] Inwieweit eine solche indessen reichsweit unterstellt werden kann, scheint unklar. Zwar sind analoge Entwicklungen auch anderenorts belegt, in annähernd verläßlicher Dichte aber lediglich für den Wirkungsbereich des NWHB.[48] Neben der regionalen Begrenzung der bislang erforschten

45 Vgl. *Martin Schumacher,* Mittelstandsfront und Republik. Die Wirtschaftspartei – Reichspartei des deutschen Mittelstandes 1919-1933, Düsseldorf 1972, Zitat S. 94.

46 Die Darstellung der schleswig-holsteinischen Verhältnisse nach *Peter Wulf,* Die politische Haltung des schleswig-holsteinischen Handwerks 1928-1932, Köln 1969, Zitate S. 67 und 112 f.

47 *Winkler,* Mittelstand, S. 167.

48 Vgl. z. B. *Claus-Dieter Krohn/Dirk Stegmann,* Kleingewerbe und Nationalsozialismus in einer agrarisch-mittelständischen Region. Das Beispiel Lüneburg 1930-1939, in: Archiv für Sozialgeschichte XVII, 1977, S. 41-98.

Durchdringung handwerklicher Interessenorganisationen durch die NSDAP in der Endphase der Weimarer Republik stellt sich vor allem die Frage, ob und inwieweit von Wahlempfehlungen und personellen Verflechtungen seitens der Handwerkerbewegung auf die politischen Affinitäten der Handwerkerschaft zurückgeschlossen werden kann. Das Beispiel Schleswig-Holstein zeigt ja unter anderem auch, wie das bislang wenig organisierte Landhandwerk, das als Bewahrer vorkapitalistischer Traditionen sicher wenig Eignung besaß, seinen dort zahlenmäßig großen Einfluß geltend machte und die »bürgerlichen« Parteien anhängenden Altfunktionäre aus eher großstädtischem Milieu verdrängte. Andere Konfliktlinien als die zwischen Stadt und Land gab es im Handwerk zuhauf. So hatten, um nur ein Beispiel zu nennen, die zahlreichen Alleinmeister wenig Grund, mit ihren bessergestellten Kollegen gegen Sozialleistungen für Gesellen zu protestieren, die sie gar nicht entrichteten.[49] Welche Teile der in sich vielfältig fraktionierten Handwerkerschaft aber die jeweilige regionale Handwerkerbewegung bestimmten, ist bislang ebensowenig erforscht wie die politische Haltung der Handwerkerbewegung außerhalb des Einflußbereiches des NWHB. Aus allen diesen Gründen steht der Rückschluß von der Verbandspolitik der Handwerkerbewegung in Nordwestdeutschland auf die politische Haltung der deutschen Handwerker unter vielerlei Vorbehalten.

III. Angestellte und ihre Gewerkschaften

Die politische Haltung der Angestellten in der Weimarer Republik über ihre Organisationen aufspüren zu wollen, scheint auf den ersten Blick einfacher zu sein. Während des Ersten Weltkriegs war die Vergewerkschaftung der Angestelltenverbände weit vorangeschritten, und recht bald hatten sich drei große Dachverbände mit unterschiedlichen politischen Ausrichtungen herausgebildet, die 1931 fast 40 % aller Angestellten organisierten.[50] Richard Hamilton hat zwar unlängst davor gewarnt, die Zugehörigkeit zu einer der drei Richtungsgewerkschaften als Indiz politischer Überzeugung zu interpretieren, indem er auf mögliche »unpolitische« Motivationen, wie Anreize durch besondere Versicherungs- und Unterstützungsleistungen, hinwies, doch ist bislang nicht gezeigt worden, wie dies den einen oder den anderen Dachverband besonders populär gemacht hätte. Vor allem spricht aber auch die Entwicklung der jeweiligen Mitgliederzahlen für deren Qualität als Indikator politischer Kräfteverschiebungen. So wuchs der mit dem ADGB kooperierende Allgemeine freie Angestelltenbund (AfA-Bund) in den Kriegs- und Nachkriegsjahren rasch an und umfaßte 1920 beinahe 700 000 Mitglieder. Mitte der 1920er Jahre hatte der AfA-Bund die meisten seiner in den unruhigen Nachkriegsjahren gewonnenen Mitglieder wieder verloren, und sein Mitgliederstand pendelte sich zwischen 400 000 und knapp 500 000 ein. Gegen Ende der 1920er Jahre wurde er damit vom christlich-nationalen Gesamtverband deutscher Angestelltengewerkschaften (Gedag) überflügelt, der vor allem aufgrund des Anwachsens des Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbandes (DHV) zu Beginn der 1930er Jahre fast 600 000 Angestellte organisierte. Weniger spektakulär war die Entwicklung des dritten Dachverbandes, des mit den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen zusammenarbeitenden Gewerkschaftsbundes der Angestellten (GdA), der in den späten 1920er Jahren seine Mitgliederzahl, die bis

49 Vgl. zu diesen und anderen Bruchlinien *Heinz-Gerhard Haupt,* Mittelstand und Kleinbürgertum in der Weimarer Republik. Probleme und Perspektiven ihrer Erforschung, in: Archiv für Sozialgeschichte XXVI, 1986, S. 217-238, und *Lenger,* Sozialgeschichte, Kap VI.

50 Der Organisationsgrad nach *Hans Speier,* Die Angestellten vor dem Nationalsozialismus, Göttingen 1977, S. 148; zur Vergewerkschaftung im Ersten Weltkrieg ebda., S. 133-144, sowie *Jürgen Kocka,* Soziale Entwicklung und politische Orientierung der Angestellten im Ersten Weltkrieg und in der Weimarer Republik, wieder in: *ders.,* Die Angestellten in der deutschen Geschichte 1850-1980, Göttingen 1981, S. 142-170.

1927 stets nur geringfügig um 300 000 geschwankt hatte, auf etwa 400 000 zu steigern vermochte.[51] Nach Ausweis der bloßen Mitgliederzahlen kann man also von einer Entwicklung nach rechts unter den organisierten Angestellten sprechen. Darüber hinaus gibt es Anzeichen dafür, daß dieser leichte Rechtsschwenk nicht auf die organisierten Angestellten beschränkt blieb. Bei den Betriebsratswahlen wie bei den Wahlen zu den Selbstverwaltungsorganen der Angestelltenversicherung gewannen GdA und Gedag im Verlauf der 1920er Jahre auf Kosten des freigewerkschaftlichen AfA-Bundes an Boden.[52] Für eine Einschätzung, ob diesem Rechtsschwenk eine Annäherung an die NSDAP entsprach, ist indessen eine eingehendere Beschäftigung mit den einzelnen Verbänden unumgänglich.

Die drei Dachverbände unterschieden sich nicht allein in ihrer politischen Ausrichtung, sie wiesen auch ganz unterschiedliche Sozialprofile auf. So dominierten die dem AfA-Bund angeschlossenen Organisationen der Werkmeister und der technischen Angestellten in ihren Berufszweigen ganz eindeutig, während umgekehrt bei den kaufmännischen und Büroangestellten nicht einmal jede oder jeder fünfte Organisierte dem freigewerkschaftlichen Zentralverband der Angestellten (ZdA) angehörte. Innerhalb dieses Kernbereichs der Angestelltenschaft spielte der freigewerkschaftliche ZdA lediglich bei den in Behörden oder in Genossenschaften Beschäftigten sowie bei den zu großen Teilen in Warenhäusern und Einheitspreisgeschäften arbeitenden Verkäuferinnen eine größere Rolle. Immerhin etwa jede dritte organisierte Angestellte gehörte 1931 dem ZdA an, doch hatte dieser im Verlauf der 1920er Jahre zahlreiche weibliche Mitglieder verloren, während z. B. der GdA eine Verdopplung erreichte. Dem beruflichen Profil der AfA-Mitgliedschaft entsprach ihr stärker großbetrieblich und großstädtisch geprägter Charakter. So lebten 1932 z. B. zwei Drittel der Mitglieder des ZdA, aber nur 41 % des DHV und 56 % des GdA, in Städten mit mehr als 100 000 Einwohnern.[53] Nicht zuletzt hob schließlich die stärker proletarische Herkunft die freigewerkschaftlich Organisierten von den Angehörigen des GdA und des Gedag ab. Etwa jedes zweite Mitglied des ZdA, dessen Mitgliedschaft zu etwa gleichen Teilen aus Frauen und Männern bestand, stammte aus einer Arbeiterfamilie, während das nur für jedes fünfte bis vierte DHV- oder GdA-Mitglied galt. Bei letzteren waren statt dessen die Söhne und Töchter von selbständigen Gewerbetreibenden stärker vertreten.[54] Im Vergleich mit dem freigewerkschaftlichen ZdA treten die Unterschiede zwischen dem GdA und den im Gedag zusammengeschlossenen Verbänden zurück. In beiden dominierten die männlichen kaufmännischen Angestellten aus Handel und Gewerbe, wobei der DHV etwas stärker kleinstädtisch und kleinbetrieblich geprägt gewesen zu sein scheint. Wenn Theodor Geiger vom »Elitecharakter des GdA« sprach, den er in der Überrepräsentation seiner Mitglieder in den höheren Gehaltsgruppen erkannte, mag das auf die Überalterung dieses Verbandes zurückzuführen sein.[55] Insgesamt unterschieden sich die christlich-nationalen und die freiheitlich-natio-

---

51 Vgl. *Richard Hamilton,* Who Voted for Hitler?, Princeton, N. J. 1982, S. 58; die Mitgliederzahlen nach den leicht voneinander abweichenden Angaben bei *Speier,* S. 146; *Jürgen Kocka,* Angestellte zwischen Faschismus und Demokratie. Zur politischen Sozialgeschichte der Angestellten: U.S.A. 1890-1940 im internationalen Vergleich, Göttingen 1977, S. 53, und *Heinz-Jürgen Priamus,* Angestellte und Demokratie. Die nationalliberale Angestelltenbewegung in der Weimarer Republik, Stuttgart 1979, S. 104.

52 Vgl. *Priamus,* S. 148-152, sowie *Michael Prinz,* Vom Mittelstand zum Volksgenossen. Die Entwicklung des sozialen Status der Angestellten von der Weimarer Republik bis zum Ende der NS-Zeit, München 1986, S. 22.

53 Vgl. *Speier,* S. 24, 147-150, und zur Organisierung weiblicher Angestellter *Ute Frevert,* Traditionale Weiblichkeit und moderne Interessenorganisation: Frauen im Angestelltenberuf 1918-1933, in: Geschichte und Gesellschaft VII, 1981, S. 507-533, bes. S. 520 f.

54 Vgl. *Speier,* S. 44-51, und *Priamus,* S. 95-101.

55 So *Speier,* S. 60, gegen *Geiger,* Soziale Schichtung, S. 54.

nalen Verbände in ihrer sozialen Zusammensetzung nur wenig. Die deutlichste Differenz bestand zu Beginn der 1930er Jahre im höheren Anteil weiblicher Angestellter im GdA (32 % vs. 18 %) und vor allem in den nach Geschlecht getrennten Verbänden im Gedag.[56] Der darin zum Ausdruck kommende Antifeminismus des DHV, der in den 1920er Jahren lediglich den Kampf gegen die Frauenarbeit einstellte, gehört indessen bereits zur ideologischen Ausrichtung der Verbände, die nun für die Endphase der Weimarer Republik skizziert werden soll. Dabei genügt es hier, GdA und Gedag, die in ihrem Antisozialismus und in der energischen Verteidigung der Angestelltenprivilegien gegenüber der Arbeiterschaft übereinstimmten, zu behandeln, da der AfA-Bund die NSDAP stets konsequent bekämpfte, ihre Mitglieder ausschloß und auch nach der Machtübernahme Hitlers die opportunistische Politik des ADGB nicht mitmachte. Als am 2. Mai 1933 Einsatzkommandos von SA und SS die Gewerkschaftshäuser stürmten, hatten die freigewerkschaftlichen Angestelltenverbände bereits die Auflösung ihres Dachverbandes beschlossen.[57] Zur gleichen Zeit wetteiferten GdA und Gedag in dem Bemühen, sich als verkappte »alte Kämpfer« zu präsentieren.

Daraus darf indessen nicht auf weitgehend identische politische Positionen in den letzten Jahren der Weimarer Republik geschlossen werden. Vor allem das Verhalten des GdA scheint wenig eindeutig. Nach dem Ersten Weltkrieg entstanden als (gescheiterter) Versuch einer un- und überparteilichen Einheitsgewerkschaft der Angestellten, verfocht der GdA eine harmonistische Volksgemeinschaftsideologie, die sich auf den Boden der Weimarer Verfassung stellte und die Möglichkeiten, die der neue Staat bot, zu nutzen suchte. Sein Verhältnis zum Weimarer Staat war dabei von Anfang an zwiespältig. Zum einen bekannten sich seine führenden Funktionäre wiederholt zur Weimarer Verfassung, zum anderen zögerten sie stets bei deren Verteidigung. So stellten sie – sich hinter ihrer parteipolitischen und konfessionellen Neutralität versteckend – es ihren Mitgliedern während des Kapp-Putsches frei, ob sie sich am Generalstreik beteiligen wollten oder nicht.[58] Wenn auch wohl kein besonders entschlossener Verteidiger der jungen Republik, stand der GdA doch vielen erst von dieser Republik geschaffenen Institutionen positiv gegenüber. Das Scheitern der Zentralen Arbeitsgemeinschaft (ZAG) wurde als Niederlage des vom GdA propagierten Gemeinschaftsgedankens gedeutet, die Betriebsräte als willkommenes Machtinstrument der Arbeitnehmer begrüßt. Als Arbeitnehmer empfanden sich die freiheitlich-nationalen Angestellten durchaus, doch verteidigten sie entschlossen die »Kragenlinie«. Den Rückgriff auf vorkapitalistische Ständegedanken lehnten sie dagegen ab. Vergleichsweise modern betonten sie, Angestellte seien eben nicht mit der Gütererzeugung, sondern mit der Güterverteilung, der Organisation und Verwaltung sowie vor allem der Leitung des Wirtschaftsprozesses befaßt und so schon funktional von der Arbeiterschaft abgesetzt. Angesichts eingestandener Nivellierungstendenzen behaupteten sie ihre vermeintliche Überlegenheit als Gruppe, die sich nicht nur geistig und kulturell vom Proletariat abhob, sondern auch für den Ausgleich zwischen Kapital und Arbeit prädestiniert schien. Die mit der Weltwirtschaftskrise auch in der Angestelltenschaft ansteigende Arbeitslosigkeit führte zu einer noch stärkeren Abgrenzung von der Arbeiterschaft. Zugleich schlug die Verbandspresse immer nationalistischere Töne an.

Aber auch jetzt hielt der GdA Distanz zum Rassismus und Antisemitismus des DHV. Parteipolitisch war die Verbandsführung eng mit der DDP verflochten. Noch 1929 plazierte der in der Kommunalpolitik aktive GdA seine Gemeindevertreter vor allem auf bürgerlichen

56 Die Frauenanteile berechnet nach den Angaben bei *Speier*, S. 147.

57 Vgl. *Priamus*, S. 204, und *Speier*, S. 153; der AfA-Bund steht im Vordergrund bei *Ulf Kadritzke*, Angestellte – Die geduldigen Arbeiter, Frankfurt 1975, Kap. III.

58 Ähnlich verhielt sich allerdings auch der freigewerkschaftliche Deutsche Werkmeister-Verband; vgl. *Priamus*, S. 120.

Einheitslisten sowie auf den Listen der DDP. In den späten 1920er und frühen 1930er Jahren geriet die Verbandsführung dann in eine immer schwierigere Lage. Zwar ließ die Ablehnung der »nationalen Opposition«, die Frontstellung gegen die Harzburger Front und gegen die Regierung Papen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Zugleich war jedoch der GdA schon über seinen Vorsitzenden Gustav Schneider (DDP) maßgeblich an der Gründung der »Volksnationalen Reichsvereinigung« und dann der Deutschen Staatspartei beteiligt. Die Zusammenarbeit des GdA mit den christlichen Gewerkschaften, mit DDP und DNVP sowie dem Jungdeutschen Orden bei der im April 1930 vollzogenen Gründung der »Volksnationalen Reichsvereinigung« war indessen nicht allein Bestandteil verzweifelter liberaler Bemühungen, durch Mitwirkung an einer rechtsbürgerlichen Sammlungsbewegung der drohenden politischen Bedeutungslosigkeit entgegenzuwirken. Vor allem in der Jugendorganisation des GdA hatten militaristisches Denken, das vom Jungdeutschen Orden propagierte Führerprinzip, übersteigerter Nationalismus und eine Parteipolitik verabscheuende Gemeinschaftsideologie breiten Eingang gefunden. Gewerkschaftlichen Charakter hatte sie kaum noch. Inwieweit es indessen über die besonders in der Jugendorganisation, die 1930 etwa 14 % der Gesamtmitgliedschaft umfaßte, zutage tretende Annäherung an die nationalsozialistische Gemeinschaftsideologie hinaus zur Unterstützung von GdA-Mitgliedern für die NSDAP kam, ist ungewiß. Nach einer leider nicht weiter nachprüfbaren Erhebung des GdA aus dem Jahre 1931 waren von etwa 1 000 Funktionären und Mitarbeitern des GdA ungefähr ein Drittel Nationalsozialisten, ein Drittel Sozialdemokraten, und ein weiteres Drittel verteilte sich auf andere Parteien.[59] Dagegen urteilte Rudolf Küstermeier noch 1933, daß »innerhalb des GdA [. . .] die politische Front von den Kommunisten bis zu den Nationalsozialisten« gehe, ja daß »die Mitglieder in zunehmendem Maße sozialistischen Anschauungen« zuneigten.[60]

Politisch weniger schwierig einzuordnen sind dagegen die im Gedag zusammengeschlossenen christlich-nationalen Verbände, allen voran der Deutschnationale Handlungsgehilfenverband und seine Schwesterorganisation, der Verband der weiblichen Handels- und Büroangestellten. Der DHV, der 1931 mit über 400 000 Mitgliedern der mit Abstand größte Angestelltenverband war, war bereits im Kaiserreich gegründet worden. Als korporatives Mitglied des Alldeutschen Verbandes arbeitete der DHV auch eng mit dem Bund der Landwirte und in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts mit der Deutsch-Sozialen Partei zusammen. Hier fand der militante Antisemitismus des DHV seine politische Heimat. Auch in der Weimarer Republik blieb die Mitgliedschaft »Ariern« vorbehalten. Andere Elemente der Verbandsideologie wandelten sich. So trat das Selbstverständnis der Handlungsgehilfen als zukünftiger Prinzipale in den Hintergrund. Die besondere Stellung der Angestellten mußte nun die Übernahme von Unternehmerfunktionen rechtfertigen, eine Stellung, die durch »die soziale Funktion als stabilisierender Faktor im gesellschaftlichen Gefüge und ihre Bedeutung als nationaler Bildungsträger« noch überhöht wurde.[61]

---

59 Vgl. *Speier,* S. 119.

60 *Küstermeier,* S. 45; dazu kritisch *Priamus,* S. 154; Vorstehendes in erster Linie nach ebda., passim; zur Lage des Liberalismus in der Endphase der Weimarer Republik vgl. *Dieter Langewiesche,* Liberalismus in Deutschland, Frankfurt 1988, Kap. V; zum Jungdeutschen Orden zuletzt *Kurt Finker,* Jungdeutscher Orden (Jungdo) 1920-1933, in: Lexikon zur Parteiengeschichte, Bd. III, Leipzig 1985, S. 138-148.

61 Vgl. zum Verband der weiblichen Handels- und Büroangestellten, auf den angesichts der noch dürftigen Forschungslage nicht weiter eingegangen wird, knapp *Frevert,* bes. S. 525–529; ansonsten *Michael Prinz,* Das Ende der Standespolitik. Voraussetzungen, Formen und Konsequenzen mittelständischer Interessenpolitik in der Weimarer Republik am Beispiel des Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes, in: *Jürgen Kocka* (Hrsg.), Angestellte im europäischen Vergleich (= Geschichte und Gesellschaft, Sonderheft VII), Göttingen 1981, S. 331-353, hier S. 340.

Die wichtigste Neuerung war indessen die konsequente Übernahme gewerkschaftlicher Funktionen nach dem Ersten Weltkrieg, die den DHV immer wieder in Konflikte mit den politischen Gesinnungsgenossen des Alldeutschen Verbandes und vor allem der DNVP brachte. Der Widerspruch zwischen der verstärkten Zuwendung zu gewerkschaftlichen Aufgaben und dem politischen Charakter ließ sich noch am ehesten in der Jugend- und Bildungsarbeit überspielen. Hier trat Sozialpolitik als Thema weit hinter Antisozialismus, Antiparlamentarismus, Antisemitismus und extremem Nationalismus zurück. Letztlich trug diese Jugend- und Bildungsarbeit mit dazu bei, die Polarisierung zwischen Teilen einer politisierten und radikalisierten Basis und einer nach Möglichkeiten zur Verteidigung und womöglich zum Ausbau sozialpolitischer Errungenschaften suchenden Verbandsführung zu verschärfen. So nahmen 1929 Jugendgruppen des DHV gegen den Willen der DHV-Führung gemeinsam mit der NSDAP an Demonstrationen gegen den Young-Plan teil.[62] Während die Mitgliedschaft offensichtlich immer weiter nach rechts driftete, erzwang der nach dem Ruhreisenstreit Ende 1928 immer offenere Konfliktkurs der Unternehmerschaft die Betonung gewerkschaftlicher Standpunkte und die Verteidigung der Sozialpolitik durch die Verbandsführung. Sie konnte sich dazu allerdings immer weniger der Querverbindungen zu den bürgerlichen Parteien bedienen. Nach der Wahl Hugenbergs zum Parteivorsitzenden im Oktober 1928 verließen die Arbeitnehmervertreter die DNVP. Mit dem Tode Stresemanns setzte sich ein Jahr später der Unternehmerflügel auch in der Deutschen Volkspartei (DVP) durch.[63] Führende DHV-Funktionäre reagierten auf den Bruch mit dem traditionellen politischen Bündnispartner, der DNVP, zunächst mit der Unterstützung der in erster Linie von abtrünnigen Deutschnationalen gegründeten Volkskonservativen Vereinigung. Breiteren Rückhalt in der Wählerschaft konnte die neue Partei allerdings nicht gewinnen und blieb trotz der Aufnahme ihres Vorsitzenden Treviranus ins Kabinett Brüning Episode.[64]
Die Veränderungen in den Verbindungen zu den Parteien schlugen sich deutlich in der Parteizugehörigkeit der DHV-Vertreter in den meist kommunalen Parlamenten nieder. Jeweils etwa die Hälfte der von 1926 bis 1931 um ein Drittel zurückgegangenen DHV-Parlamentarier war auf bürgerlichen Einheitslisten gewählt worden. Während aber 1926 noch DNVP und DVP die Parteien mit den meisten DHV-Vertretern gewesen waren, hatte 1931 die NSDAP, gefolgt von den Volkskonservativen und Christlich-Sozialen, diese Position übernommen.[65] Nach dem Bruch mit DNVP und DVP versuchte die Verbandsführung zunächst die Stimmung an der Basis durch die Propagierung eines Bündnisses zwischen Brüning und Hitler aufzufangen. Erst als spätestens mit der Bildung der Harzburger Front im Oktober 1931 deutlich wurde, daß Hitler ganz andere Pläne hatte, »ließ die Verbandsführung alle internen Rücksichten auf die große, auf die Hälfte der Mitgliedschaft insgesamt geschätzte Anhängerschaft der NSDAP in den Reihen des Verbandes fallen und griff die Partei frontal an«.[66] Der Kampf der Verbandspresse gegen die »nationale Opposition« nutzte indessen ebensowenig wie die Schaffung einer Organisation verläßlicher, d. h. nicht der NSDAP zuneigender, Jugendvertreter oder die Wahlempfehlung des Verbandsvorsitzenden zugunsten

62 Vgl. ebda., S. 342 f. und 347.
63 Vgl. *Speier,* S. 115; *Iris Hamel,* Völkischer Verband und nationale Gewerkschaft. Der Deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband 1893-1933, Frankfurt 1967, S. 215-237, und *Larry E. Jones,* The Crisis of White-Collar Interest Politics: Deutschnationaler Handlungsgehilfen-Verband and Deutsche Volkspartei in the World Economic Crisis, in: *Hans Mommsen/Dietmar Petzina/Bernd Weisbrod* (Hrsg.), Industrielles System und politische Entwicklung in der Weimarer Republik, Düsseldorf 1974, S. 811-823.
64 Zu den Volkskonservativen zuletzt *Ulrich Roeske,* Volkskonservative Vereinigung (VKV) 1930-1933, in: Lexikon zur Parteiengeschichte, Bd. IV, Leipzig 1986, S. 423-430.
65 Vgl. *Hamel,* S. 190 f.
66 *Prinz,* Ende, S. 351.

Hindenburgs. Weite Teile vor allem der jugendlichen Mitgliedschaft unterstützten wohl längst die NSDAP. Sie hatten aus der vom DHV propagierten Gemeinschaftsidee, ihrem Antisemitismus, Antisozialismus und Antiparlamentarismus Konsequenzen gezogen, die nicht mehr im Sinne der DHV-Führung lagen. Rückblickend meinte der DHV-Funktionär Max Habermann, schon im September 1930 habe jedes zweite DHV-Mitglied der NSDAP die Stimme gegeben. Zur selben Zeit wähnte die NSDAP selbst bereits drei Viertel der DHV-Jugend auf ihrer Seite.[67] An der Sympathie großer Teile der DHV-Mitgliedschaft für die NSDAP kann also kein Zweifel bestehen. Gleichwohl vermochte sich eine dieser Partei ablehnend gegenüberstehende Verbandsführung bis 1933 im Amt zu halten. Einmütig war die Unterstützung für die »nationale Opposition« deshalb wohl kaum. Was bedeutet aber ein solcher Befund für die Haltung der Angestelltenschaft insgesamt? Hinweise auf Erfolge der Nationalsozialistischen Betriebszellenorganisation (NSBO) bei den Betriebsratswahlen der Angestellten sind zu vereinzelt, um großes Gewicht zu haben.[68] Den gut 400 000 DHV-Mitgliedern standen immerhin rund 450 000 freigewerkschaftlich organisierte Angestellte gegenüber, während über die Haltung der GdA-Mitglieder verläßliche Aussagen schwierig bleiben.[69] Eine starke Stütze hat die Annahme einer besonderen Affinität der Angestellten zum Nationalsozialismus in der Betrachtung der verschiedenen Angestelltengewerkschaften jedenfalls nicht.

IV. Wähler und Mitglieder der NSDAP

Bis weit in die 1970er Jahre schienen die Wählerbewegungen in der Weimarer Republik klar. Hauptmotiv der meisten Darstellungen war die allmähliche Rechtswanderung der Mittelschichten. Von der DDP über DVP und DNVP ging der politische Weg der Mittelschichten über reine Interessenparteien, wie die Wirtschaftspartei, oder andere regionale Splitterparteien bis zur NSDAP.[70] Konzpetionelle Schwächen barg dieser Ansatz von Beginn an. So war auch den Zeitgenossen nicht verborgen geblieben, daß sich das Wahlverhalten von Katholiken und Protestanten deutlich unterschied. Der Frage, was eine unterschiedliche politische Orientierung von katholischem und protestantischem Mittelstand für die Mittelstandsthese insgesamt bedeute, wurde dennoch nie ernsthaft nachgegangen. Erst seit den späten 1970er Jahren wurde die These von der mittelständischen Wählerschaft der NSDAP immer heftiger kritisiert. So stimmen die Arbeiten von Richard Hamilton, Thomas Childers und einer Forschergruppe um Jürgen Falter trotz unterschiedlicher Datengrundlage und jeweils unterschiedlicher methodischer Vorgehensweise alle darin überein, daß die z. B. noch 1976 von Heinrich August Winkler geäußerte Behauptung irrig sei, »das Wählerreservoir der Nationalsozialisten« habe »zum überwiegenden Teil aus Bauern, selbständigem Mittelstand sowie Angestellten und Beamten« bestanden.[71] Die Ergebnisse dieser drei neueren Studien seien deshalb, soweit sie das Thema betreffen, kurz referiert.[72]

67 Vgl. *Speier*, S. 115-120; *Prinz*, Ende, sowie *Hamel*.

68 Vgl. *Prinz*, Mittelstand, S. 82 f., mit *Heinrich August Winkler*, Der Weg in die Katastrophe. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1930-1933, Berlin/Bonn 1987, S. 607.

69 *Thomas Childers*, The Nazi Voter. The Social Foundations of Fascism in Germany, 1919-1933, Chapel Hill, N. C. 1984, S. 236, sieht ZdA und GdA gleichermaßen »committed to a defense of the Weimar constitution«, doch mag dies für die GdA-Mitgliedschaft insgesamt zu optimistisch sein.

70 Vgl. als zeitgenössisches Beispiel hierfür bereits *Küstermeier*, der diesen Prozeß indessen recht differenziert behandelt.

71 *Heinrich August Winkler*, Mittelstandsbewegung oder Volkspartei? Zur sozialen Basis der NSDAP, in: *Wolfgang Schieder* (Hrsg.), Faschismus als soziale Bewegung, Hamburg 1976, S. 97-118, hier S. 101.

72 Einen bequemen Zugang zu einer Vielzahl älterer Studien erlauben *Jürgen Falter*, Radikalisierung des Mittelstandes oder Mobilisierung der Unpolitischen?, in: *Steinbach* (Hrsg.), S. 438-469 und –

Methodisch stehen alle Wahlforscher für die Jahre der Weimarer Republik (und davor) vor demselben Problem. Daten stehen ihnen – in der Form von Wahl- und Volkszählungsergebnissen – nur für verschieden definierte Räume, seien es Kreise, Gemeinden, Städte, Stadtteile oder Wahlbezirke, zur Verfügung. Diese raumbezogenen Informationen erlauben aber bekanntermaßen keine direkten Rückschlüsse auf das Wahlverhalten von Individuen und sozialen Gruppen. Mit anderen Worten: Die Beobachtung, daß Stadtviertel mit einem hohen Lehreranteil besonders hohe Stimmenanteile für eine Partei haben mögen, belegt noch nicht die Behauptung, diese Partei sei überdurchschnittlich oft von Lehrern gewählt worden. Umfrageergebnisse zur politischen Affinität verschiedener sozialer Gruppen, die derlei Aussagen absichern könnten, liegen für die Weimarer Zeit leider nicht vor. Hamilton hat nun versucht, die Gefahr solcher »ökologischer Fehlschlüsse« durch die Beschränkung auf 14 Großstädte zu begrenzen. Für diese Städte hat er jeweils recht detaillierte Sozialtopographien erarbeitet und vor diesem Hintergrund die Wahlergebnisse einzelner Stadtbezirke in der Endphase der Weimarer Republik interpretiert.[73] Das Kleinbürgertum, das in seiner Formulierung des Problems zur unteren Mittelschicht wird, bekommt er so allerdings nicht in den Blick, da es eindeutig von Angestellten, Handwerkern und Kleinhändlern dominierte Stadtbezirke kaum gab. Dennoch kommt Hamilton zu einigen bemerkenswerten Ergebnissen: So habe die NSDAP in den meisten der von ihm untersuchten Großstädte ihre besten Ergebnisse in den Stadtvierteln der Oberschicht und der oberen Mittelschicht erreicht. In dieselbe Richtung geht seine Beobachtung, wonach die NSDAP im Sommer 1932 bei den mit Stimmschein wählenden Urlaubern überdurchschnittlich erfolgreich gewesen sei. Hamilton macht aber auch auf Wahlerfolge der NSDAP in einigen Arbeitervierteln aufmerksam, in denen, wie z. B. im von »Kruppianern« geprägten Essener Westen, zuvor die DNVP eine starke Anhängerschaft besaß.[74] So wertvoll seine Korrekturen am Bild der mittelständischen Wählerschaft sind, seine These, »daß nur eine Minderheit der großstädtischen Untere-Mittelschicht-Wähler die Nationalsozialisten unterstützte«, läßt sich mit den von ihm benutzten Methoden nicht schlüssig belegen.[75]

Einen anderen methodischen Weg haben Thomas Childers und die Forschergruppe um Jürgen Falter eingeschlagen. Sie arbeiten mit großen Datensätzen, die sozialstrukturelle Daten und Wahlergebnisse für Hunderte von Gemeinden, Städten und Kreisen enthalten. Ihre Regressionsanalysen versuchen, die unterschiedlichen Wahlergebnisse der einzelnen Gemeinden in Bezug zu setzen zur sozialen Zusammensetzung ihrer Bevölkerung.[76] Trotz un-

---

mit zahlreichen lokalgeschichtlichen Arbeiten – *Eike Hennig,* Bürgerliche Gesellschaft und Faschismus in Deutschland. Ein Forschungsbericht, Frankfurt 1977, S. 188-223.

73 Mit einigen seiner Einschätzungen ist er dabei allerdings bereits auf Kritik gestoßen. Vgl. zu Hamburg, der Stadt, die neben Berlin von Hamilton am ausführlichsten behandelt wird, die überzeugende Kritik von *Thomas Krause,* Hamburg wird braun. Der Aufstieg der NSDAP von 1921-1933, Hamburg 1987, S. 174-176; zu Berlin vgl. *Stephan,* S. 795, und grundsätzlich den nützlichen Forschungsbericht von *Manscheid,* S. 175-178.

74 Die konservative Arbeiterschaft der Weimarer Republik ist noch wenig erforscht; vgl. aber *Amrei Stupperich,* Volksgemeinschaft oder Arbeitersolidarität. Studien zur Arbeitnehmerpolitik in der Deutschnationalen Volkspartei (1918-1933), Göttingen 1978.

75 Vgl. *Hamilton,* Who Voted, passim, und *ders.,* Die soziale Basis des Nationalsozialismus, in: *Kocka* (Hrsg.), S. 354-375, Zitat S. 362, sowie zuletzt *ders.,* Hitler's electoral support: recent findings and theoretical implications, in: Canadian Journal of Sociology XI, 1986, S. 1-34.

76 Vgl. *Childers* sowie aus einer Fülle von Aufsätzen *Jürgen Falters* (und seiner zahlreichen Mitarbeiter) z. B. *ders.,* Wahlen und Wählerverhalten unter besonderer Berücksichtigung des Aufstiegs der NSDAP nach 1928, in: *Karl Dietrich Bracher/Manfred Funke/Hans Adolf Jacobsen* (Hrsg.), Die Weimarer Republik 1918-1933. Politik – Wirtschaft – Gesellschaft, Bonn 1987, S. 484-504, sowie *ders.,* Warum die deutschen Arbeiter während des »Dritten Reiches« zu Hitler standen, in: Geschichte und Gesellschaft XIII, 1987, S. 217-231; zur Datengrundlage des Falterschen Großprojek-

terschiedlicher Vorgehensweisen und Meinungsverschiedenheiten über die zu verwendenden Methoden gehen ihre Ergebnisse doch in eine ähnliche Richtung. Childers' Interesse gilt dem Mittelstand und dessen verschiedenen Bestandteilen. Seine Ergebnisse deuten auf ein ganz unterschiedliches Wahlverhalten einzelner mittelständischer Gruppen. So findet er ab den Septemberwahlen 1930 einen deutlichen Zusammenhang zwischen der zahlenmäßigen Stärke des selbständigen, alten Mittelstands und überdurchschnittlichen Wahlerfolgen der NSDAP. Die statistischen Kennziffern, die diesen Zusammenhang ausdrücken sollen, steigen 1932 noch an, weisen aber vor allem einen weit stärkeren Hang des Kleinhandels als des Handwerks zur NSDAP aus. Für die Angestelltenschaft läßt sich dagegen nach Childers kaum eine überdurchschnittliche Neigung feststellen, NSDAP zu wählen.[77] Er weist in diesem Zusammenhang auch auf die geringe Beachtung der Angestelltenschaft im nationalsozialistischen Wahlkampf hin. Childers' Ergebnisse decken sich mit der These Falters, wonach die NSDAP »von erheblicher Anziehungskraft für Angehörige der selbständigen, erstaunlicherweise jedoch nicht der unselbständigen Mittelschicht gewesen zu sein scheint«.[78] Beide stimmen auch darin überein, daß der Anteil der Arbeiterschaft an den Wahlerfolgen der NSDAP durchweg unterschätzt worden sei. So hätte nach den Schätzmodellen der Forschergruppe um Falter bei den Wahlen von 1932 etwa jeder vierte wahlberechtigte Arbeiter die NSDAP gewählt. Falter und Hänisch vermuten hier in erster Linie ehemalige Wähler bürgerlicher Parteien und frühere Nichtwähler. Obwohl auch nach den Berechnungen Falters unter den NSDAP-Wählern unterrepräsentiert, steuerte die Arbeiterschaft dennoch einen beträchtlichen Stimmenanteil zu den Wahlerfolgen der NSDAP bei. Bemerkenswert ist aber vor allem, daß sich der neue Mittelstand den Schätzungen von Falter und Hänisch zufolge gegenüber dem Nationalsozialismus noch ablehnender verhielt als die Arbeiterschaft.[79]

Trotz der hier nur angedeuteten Differenzen in Einzelfragen scheint sich also längst ein neuer Konsens über die Wählerschaft der NSDAP in der Endphase der Weimarer Republik herausgebildet zu haben, den Thomas Childers dahingehend zusammenfaßt, »that the social foundations of Nazi success before 1933 were far broader and more diverse than the traditional literature assumed, extending far beyond the party's lower-middle class base to encompass elements of both the affluent and educated upper bourgeoisie and the blue-collar working class«.[80] Dies läßt sich festhalten, obwohl auch die methodisch sehr aufwendigen Studien von Childers und Falter keineswegs über jeden Zweifel erhaben sind. Schließlich gibt es für das bereits kurz angesprochene Grundproblem jeder historischen Wahlforschung, aus den Wahlergebnissen für verschiedene räumliche Einheiten auf das Wahlverhalten sozialer Gruppen zu schließen, keine einfache Lösung. Die wichtigste statistische Annahme, deren Nichterfüllung diesem Rückschluß von aggregierten und raumbezogenen Daten auf das

---

tes *ders./Thomas Lindenberger/Siegfried Schumann,* Wahlen und Abstimmungen in der Weimarer Republik. Materialien zum Wahlverhalten 1919-1933, München 1986; mit ähnlichen Ergebnissen auch *Dirk Hänisch,* Sozialstrukturelle Bestimmungsgründe des Wahlverhaltens in der Weimarer Republik, Duisburg 1983.

77 Für die Beamten konstatiert *Childers* dagegen – abweichend von *Falter* – eine weit geringere Resistenz gegenüber dem Nationalsozialismus.

78 *Jürgen W. Falter,* Die Wähler der NSDAP 1928-1933. Sozialstruktur und parteipolitische Herkunft, in: *Wolfgang Michalka* (Hrsg.), Die nationalsozialistische Machtergreifung 1933, Paderborn 1984, S. 47-59, hier S. 54.

79 Die letzten Ergebnisse nach *Jürgen W. Falter/Dirk Hänisch,* Die Anfälligkeit von Arbeitern gegenüber der NSDAP bei den Reichstagswahlen 1928-1933, in: Archiv für Sozialgeschichte XXVI, 1986, S. 179-216; in den Anmerkungen zu diesem Aufsatz finden sich die meisten früheren Arbeiten von Falter und seinen Mitarbeitern.

80 *Childers,* Introduction, in: *ders.* (Hrsg.), S. 1 f.

Verhalten von Individuen und Gruppen im Wege steht, ist nämlich die, daß innerhalb der einzelnen räumlichen Einheiten sich die Angehörigen bestimmter Gruppen in gleicher Weise verhalten bzw. Unterschiede in ihrem Verhalten im statistischen Sinne zufällig sind.[81] Diese umständliche Formulierung sei an einem einfachen – und die methodischen Probleme vereinfachenden – Beispiel erläutert: Um aus den gemeindebezogenen Daten zum Prozentsatz der katholischen Wahlberechtigten und zum Stimmenanteil der Zentrumspartei auf die Neigung von katholischen Wahlberechtigten, die Zentrumspartei zu wählen, rückschließen zu können, müßte man voraussetzen können, daß diese Neigung in allen Gemeinden gleich ist bzw. mögliche Unterschiede statistisch zufällig sind. Man braucht kein Kenner der Weimarer Republik zu sein, um zu erkennen, daß eine solche Annahme völlig unrealistisch wäre. Dies ist selbstverständlich auch den historischen Wahlforschern bekannt, und grundsätzlich läßt sich z. B. das Wissen um die geringere Bindung großstädtischer Katholiken an das Zentrum auch in die Berechnungen einbeziehen. Da aber der Urbanisierungsgrad, um bei dem einmal gewählten Beispiel zu bleiben, sicherlich nicht der einzige Faktor ist, der die Neigung katholischer Wahlberechtigter, das Zentrum zu wählen, in verschiedenen Gemeinden unterschiedlich ausfallen läßt, ist die Konstruktion der anzuwendenden statistischen Modelle nicht nur komplex, sondern auch stets mit der Gefahr von Fehlern behaftet.

Childers diskutiert derlei Probleme nicht wirklich, sondern versichert seinen Lesern, »if certain safeguards, or controls, are used and if the statistical analysis is buttressed by other modes of research, the potential pitfalls of ecological techniques can be avoided«.[82] Diese Versicherung läßt sich leider nicht nachprüfen. In anderen Bereichen seiner statistischen Analyse unterlaufen Childers zum Teil recht offensichtliche Fehler, wodurch er, wie Jürgen W. Falter gemeint hat, »virtually invalidates the results of his considerable computational efforts«.[83] Dessen eigene Forschungen lassen sich weit schlechter beurteilen. Bislang haben Falter und seine Mitarbeiter ihre Ergebnisse überwiegend in Aufsätzen vorgelegt – Monographien sind für 1989 bzw. 1990 angekündigt.[84] In den meisten dieser Aufsätze ging es Falter und seinen Mitarbeitern um den Test gängiger Hypothesen zum Wahlverhalten bestimmter Bevölkerungsgruppen. Während so die Arbeitslosen, die Nichtwähler, die Arbeiter etc. eingehenderen Untersuchungen unterzogen wurden, konnten die dort gewonnenen differenzierten Ergebnisse in den Aufsätzen, die auf eine umfassendere Darstellung abzielten, nicht voll aufgenommen werden.[85] Eine abschließende inhaltliche Bewertung des Falterschen Großprojektes ist also gegenwärtig noch nicht möglich. Gleichwohl sind die bereits publizierten Teilergebnisse von den Historikern der Weimarer Republik begierig aufgegriffen worden. Ihre methodischen Grundlagen haben dagegen bislang kaum Interesse gefunden. Das ist auch deshalb bedauerlich, weil die entscheidenden methodischen Fragen, wie oben an einem ein-

81 Den Weg zur umfänglichen methodischen Literatur weisen die weiter unten herangezogenen, stärker methodisch ausgerichteten Arbeiten von *Falter u. a.*; eine leicht zugängliche Formulierung der Probleme findet sich bereits bei *J. Morgan Kousser,* Ecological Regression and the Analysis of Past Politics, in: Journal of Interdisciplinary History IV, 1973, S. 237-262.

82 *Childers,* S. 10; vgl. ebda., S. 7-10 und 271-278; der Anhang zur Methodologie (ebda.) enthält leider wenig zu diesen »safeguards, or controls«; zur Kritik an Childers vgl. auch *Manstein,* S. 171-175, und *Prinz,* Mittelstand, S. 78 und 81.

83 In seiner Rezension von *Childers,* in: Journal of Interdisciplinary History XVI, 1985, S. 138 ff., hier S. 140.

84 Vgl. *Jürgen W. Falter/Dirk Hänisch,* Wahlerfolge und Wählerschaft der NSDAP in Österreich von 1927 bis 1932: Soziale Basis und parteipolitische Herkunft, in: Zeitgeschichte XV, 1988, S. 223-244, hier S. 243, Anm. 2; die von *Hänisch* 1983 vorgelegte Monographie entstammte wohl noch nicht dem Zusammenhang des Falterschen Großprojektes.

85 Vgl. z. B. *Falter,* Wähler, und *ders.,* Wahlen.

fachen Beispiel demonstriert, keineswegs mathematisch-statistische Verfahrensfragen, sondern inhaltlich zu diskutierende Annahmen über die untersuchten Faktoren wie Urbanisierungsgrad, Konfessions- oder Schichtenzugehörigkeit etc. und ihr Verhältnis zueinander sind. Die Forderung, die wichtigsten Grundannahmen der komplexen statistischen Wahlforschung auf dieser inhaltlichen Ebene zu diskutieren, mutet den spezialisierten Quantifizierern ein verstärktes Bemühen um mehr Transparenz zu. Die dazu nötigen Anstrengungen, mathematische Formeln in inhaltliche Aussagen rückzuübersetzen, scheinen mir – obwohl sicherlich umständlich und zeitaufwendig – unverzichtbar, um eine fruchtbare Diskussion über Wahlen und Wähler in der Weimarer Republik in Gang zu setzen bzw. diese über den Kreis der wenigen, statistisch versierten Spezialisten hinaus zu öffnen. Die in ihrer überwiegenden Mehrheit über keinerlei statistische Vorkenntnisse verfügenden Historiker müßten dazu ihrerseits die gläubige Demut gegenüber den Hohen Priestern der computergestützten Wahlforschung ablegen und deren Ergebnisse weit kritischer als meist üblich rezipieren.

In bezug auf die Ergebnisse der Arbeitsgruppe um Jürgen Falter ist eine umfassende kritische Würdigung zur Zeit noch nicht möglich. Auch deren stärker auf methodische Fragen eingehende Arbeiten legen keineswegs alle den benutzten Schätzmodellen zugrunde gelegten Annahmen offen.[86] Dies ist verständlich, da eine ausführliche Präsentation und Diskussion sämtlicher eingehender Annahmen den Umfang eines Aufsatzes leicht sprengen könnte. Solange dies aber so ist, gilt es unbedingt Falters eigene Aufforderung ernst zu nehmen: »Da wir einerseits aus den verfügbaren Informationen nicht genau wissen können, ob wirklich alle Voraussetzungen der ökologischen Regressionsanalyse erfüllt sind und dieses Verfahren recht sensibel auf unterschiedliche Modellspezifikationen zu reagieren pflegt, empfiehlt es sich, die mit seiner Hilfe ermittelten Schätzwerte zurückhaltend zu interpretieren und kleinere Prozentdifferenzen nicht überzubewerten.»[87] Wie wichtig diese – erst noch inhaltlich zu diskutierenden – Modellspezifikationen sein können, mag der Vergleich von Tabellen zur Anfälligkeit verschiedener Berufsgruppen, NSDAP zu wählen, zeigen. In verschiedenen seiner Publikationen weichen die diesbezüglichen Angaben zum Teil um mehr als zehn Prozentpunkte voneinander ab.[88] Die Höhe der Abweichungen macht die Bedeutung einer Diskussion der zugrunde gelegten Annahmen überdeutlich. Auf dieser zu bestehen und bis dahin mehr Skepsis gegenüber den vorgelegten Schätzergebnissen zu empfehlen, heißt nicht, den Wert quantitativer Wahlforschung in Frage zu stellen. Einen wichtigen Beitrag hat sie schon durch die präzisere Reformulierung gängiger Erklärungsmuster geleistet. Manche Interpretation verliert allein dadurch spürbar an Plausibilität, daß sie zwecks quantitativer Überprüfung einer formalisierten Rekonstruktion unterzogen wird. Wenn Falter z. B. anhand einer spezifischen Variante der Mittelstandsthese zeigt, daß diese voraussetzt, »daß zumindest in seinem protestantischen Teil das sich an der Wahl beteiligende ›Kleinbürgertum‹ praktisch ausnahmslos für Adolf Hitler und seine Bewegung gestimmt hätte«, bedarf es keiner aufwendigen Berechnungen, um eine solche These zurückzuweisen.[89] Selbstverständlich ist der Nutzen historischer Wahlsoziologie keinesfalls auf derlei Rekonstruktionen be-

86 Vgl. z. B. *Jürgen W. Falter/Reinhard Zintl,* The Economic Crisis of the 1930s and the Nazi Vote, in: Journal of Interdisciplinary History XIX, 1988, S. 55-85, oder *Jan-Bernd Lohmüller/Jürgen W. Falter,* Some Further Aspects of Ecological Regression Analysis, in: Quality and Quantity XX, 1986, S. 109-125.

87 *Falter,* Wahlen, S. 489, Anm. 3; ähnlich *Falter/Zintl,* S. 71 f.: »There is, however, no guarantee for a total elimination of bias from our findings«.

88 Vgl. *Falter,* Die Wähler, Tabelle 4, S. 54, und *ders.,* Warum, Tafel 6, S. 229 (nach *ders./Hänisch,* Tabelle 10, S. 214); diese Abweichungen sind nicht weiter kommentiert, doch wird man angesichts der Fülle von Abweichungen bloße Druckfehler wohl ausschließen können.

89 *Falter,* Warum, S. 220 f.; eine ganze Reihe solcher hilfreicher Formalisierungen bei *Falter/Zintl.*

schränkt, doch gilt es angesichts der noch ausstehenden Offenlegung und Diskussion wichtiger Grundannahmen davor zu warnen, an die Stelle der soviel gescholtenen historischen Wahlfolklore unbesehen eine unkritische Genauigkeitsmythologie treten zu lassen.
Trotz aller Vorbehalte gegenüber einer vorschnellen Übernahme der zum Teil noch unzulänglich abgesicherten Ergebnisse der neueren historischen Wahlforschung zur Spätphase der Weimarer Republik scheint insgesamt die These von der vornehmlich mittelständischen Anhängerschaft des Nationalsozialismus in dieser Zeit kaum noch haltbar. Die neuere Studie von Michael H. Kater zur Mitgliedschaft der NSDAP, die vor allem auf einer ungewöhnlich großen Stichprobe aus der Kartei der NSDAP-Mitglieder im Berliner Document Center beruht, deutet in dieselbe Richtung.[90] Beschränkt man sich auch hier auf die Jahre von 1930 bis 1932, was angesichts des enormen Mitgliederzuwachses in dieser Zeit wohl gerechtfertigt ist, so weist das Sozialprofil der in diesem Zeitraum Beigetretenen insgesamt recht große Ähnlichkeit mit der Wählerschaft der NSDAP auf. Auch unter den neuen Mitgliedern ist die Arbeiterschaft im Vergleich zur Gesamtgesellschaft deutlich unterrepräsentiert. Sie stellte gleichwohl mehr als ein Drittel der neuen Mitglieder. Innerhalb der insgesamt überrepräsentierten unteren Mittelschicht lag der Anteil der beigetretenen Handwerksmeister nur leicht über, der der Angestellten und der kleinen und mittleren Beamten sogar unter ihrem Anteil an der Erwerbsbevölkerung. Dagegen wurden Kleinhändler fast zweimal so häufig Parteigenossen, als es ihrem Anteil an den Erwerbstätigen entsprochen hätte. Auch Bauern waren deutlich überrepräsentiert. Noch krasser war das Mißverhältnis allerdings für die von Kater als obere Mittelschicht oder Elite rubrizierten Gruppen, die mehr als dreimal so häufig unter den neuen Mitgliedern der NSDAP als in der Erwerbsbevölkerung vertreten waren.[91]
Auf den ersten Blick scheint also die Sozialstruktur der Mitgliedschaft weitgehend mit der der Wählerschaft übereinzustimmen. Für die in der Partei scheinbar unterrepräsentierten Angestellten bleiben indessen Zweifel. Ihren Mitgliederanteil auf ihr zahlenmäßiges Vorkommen in der Erwerbsbevölkerung zu beziehen, wie Katers Tabellen (6 und 1) dies nahelegen, ist irreführend. Während nämlich von 1925 bis 1932 nicht einmal jeder zwölfte Parteibeitritt von einer Frau vorgenommen wurde, betrug der Anteil der Frauen an der Angestelltenschaft schon 1925 – bei stark steigender Tendenz – mehr als ein Drittel.[92] Die Zahl der Parteibeitritte männlicher Angestellter müßte also auf den Anteil der männlichen Angestellten an der Erwerbsbevölkerung bezogen werden. Dann würde sich wahrscheinlich zeigen, daß männliche Angestellte in der Partei über-, weibliche dagegen unterrepräsentiert waren. Sinnvoll interpretieren ließe sich Über- oder Unterrepräsentation aber ohnehin nur im Vergleich mit der sozialen Zusammensetzung anderer Parteien. Dazu liegen bislang nur lokal begrenzte Informationen vor.[93] Klar scheint jedoch, daß die Häufigkeit, mit der Angehörige verschiedener Berufsgruppen einer Partei angehören, nicht den Gesetzen des statistischen Zufalls gehorcht, wie der Vergleich mit der Erwerbsbevölkerung suggeriert. Mit anderen Worten: Ließe sich z. B. zeigen, daß Angestellte weit häufiger als Arbeiter überhaupt einer Partei angehörten, hätte das erheblichen Einfluß auf die Interpretation ihres Anteils an der NSDAP-Mitgliedschaft. Trotz der hier nur angedeuteten Verzerrungen bleibt aber festzu-

90 *Michael H. Kater,* The Nazi Party. A Social Profile of Members and Leaders 1919-1945, Oxford 1983; zur älteren Literatur vgl. den ausgezeichneten Literaturbericht von *Mathilde Jamin,* Zwischen den Klassen. Zur Sozialstruktur der SA-Führerschaft, Wuppertal 1984, S. 11-45, bes. S. 31 f. (zur Kritik an *Kater*), sowie *Hennig,* S. 157-171, und *Mühlberger,* passim.

91 Vgl. *Kater,* S. 241 und 250 f., sowie zu wichtigen methodischen Vorentscheidungen S. 1-16.

92 Vgl. *Kater,* S. 254, und *Speier,* S. 159; zur Kritik an Kater *Prinz,* Mittelstand, S. 81, dessen Plädoyer für mehr methodische Transparenz nur zu berechtigt ist, und die überzeugenden Überlegungen von *Manstein,* S. 129-165.

93 Vgl. z. B. *Prinz,* Mittelstand, S. 79.

halten, daß der Anteil der Arbeiterschaft an den Beitritten zur NSDAP in der Endphase der Weimarer Republik mit über einem Drittel beträchtlich war. Für die SA, die im August 1932 immerhin etwa 470 000 Mitglieder zählte, wird er auf über 50 % geschätzt.[94] Die These von einer überwiegend mittelständischen Massenbasis stellt dieser Befund ebenso in Frage wie der beträchtliche Anteil des gehobenen Bürgertums an der Mitgliedschaft der NSDAP.

V. Ergebnisse und Schlussfolgerungen

Was bedeuten nun die hier zusammengetragenen Ergebnisse der neueren Forschung für eine Gesamteinschätzung der faschistischen Massenbewegung in der Endphase der Weimarer Republik? Die den eingangs kurz vorgestellten Erklärungsansätzen gemeinsame These vom Kleinbürgertum als der einzigen oder doch zumindest hauptsächlichen sozialen Basis des Nationalsozialismus läßt sich nicht länger aufrechterhalten. Gestützt wurde sie am ehesten noch von einigen zeitgenössischen Beobachtern, die, wie fast die gesamte Nachkriegsforschung, die Heterogenität der angesprochenen Sozialgruppen ausblendeten. Für die Handwerkerschaft ist oben versucht worden, die zahlreichen internen Binnendifferenzierungen anzudeuten, zu den Angestellten meinte schon Hans Speier, bis 1933 Dozent an der Deutschen Hochschule für Politik in Berlin: »Verallgemeinerungen über die politische Orientierung der Angestellten in der Weimarer Republik verbieten sich wegen der Vielfältigkeit der Schicht.«[95] Die Berücksichtigung der sozialen Verflechtungen der kleinbürgerlichen Schichten mit der Arbeiterschaft, sei es durch Heiratsbeziehungen oder nachbarschaftliche Kontakte, wäre vermutlich geeignet, die vermeintliche Homogenität dieser Schichten noch weiter aufzulösen.[96]

Anstatt diese Mannigfaltigkeit in ihren Erklärungsansätzen aufzunehmen, hat die Forschung die Mittelschichten meist personifiziert gedacht: *Der* vom Konkurs bedrohte Handwerker, antimodernistisch, antisemitisch und autoritär, und *der* keine standesgemäße Lebensstellung findende Bankangestellte, voller Haß auf Arbeiterschaft und -bewegung, seine Frustration durch übersteigerten Nationalismus kompensierend, standen stellvertretend für die Gesamtheit des alten und des neuen Mittelstandes.[97] Aus dem Blick geriet dabei nicht allein die Vielfalt dieser Zwischenschichten, sondern auch und vor allem alles, was nicht in das Bild des antimodernistischen Kleinbürgers paßte. Die Weimarer Republik war aber auch eine Zeit beschleunigter Modernisierung. Große Teile der Handwerkerschaft modernisierten in den 1920er Jahren ihre Betriebe durch den Ankauf von Maschinen und die Einführung systematischer Buchführung, viele Angestellte erscheinen in der Übernahme »moderner« Konsummuster und der strikten Geburtenbeschränkung geradezu als »Modernisierungsagenten«.[98] Die Ausblendung solcher »moderner« Tendenzen sowie der vielfältigen Binnendifferenzierungen des Kleinbürgertums mag die Diskrepanz zwischen den dominie-

94 Vgl. *Jamin*, S. 371.

95 *Speier*, S. 110.

96 Dazu fehlen für die Weimarer Republik fast alle Vorarbeiten; vgl. aber *Haupt*, Mittelstand, und für die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg *ders.*, Kleinhändler und Arbeiter in Bremen zwischen 1890 und 1914, in: Archiv für Sozialgeschichte XXII, 1982, S. 95-132.

97 Damit ist keineswegs gesagt, daß es die hier karikierten Typen nicht auch real gegeben habe; im Gegenteil, sie sind vielfach belegt. (Vgl. z. B. *Theodore Abel*, Why Hitler Came Into Power, Cambridge, Mass. 1986 [zuerst 1938] und die dort abgedruckten Autobiographien »alter Kämpfer«.) Ihre Repräsentativität darf indessen nicht einfach unterstellt werden.

98 Vgl. mit weiterer Literatur *Reinhard Spree*, Angestellte als Modernisierungsagenten. Indikatoren und Thesen zum reproduktiven Verhalten von Angestellten im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert, in: *Kocka* (Hrsg.), S. 279-308; zu den Handwerkern *Lenger*, Sozialgeschichte, Kap. VI.

renden Deutungsmustern der faschistischen Massenbewegung und den Ergebnissen der neueren Forschung zum Teil erklären.

Diese neueren Ergebnisse sprechen gegen jede der eingangs vorgestellten Varianten der Mittelstandsthese, insbesondere aber gegen die Betonung vorindustrieller Traditionen bei der Erklärung des Nationalsozialismus. Seine ausgearbeitetste Formulierung hat dieses Argument für die Angestellten erfahren. Gerade hier erweisen sich indessen die empirischen Grundlagen als wenig tragfähig.[99] Damit ist noch nicht die Schärfe des Gegensatzes zwischen Angestellten und Arbeitern grundsätzlich in Frage gestellt, die Kocka und andere ja so sehr hervorheben.[100] Anscheinend schlug sich dieser Gegensatz aber nicht – wie angenommen – in grundsätzlich unterschiedlicher Anfälligkeit gegenüber dem Nationalsozialismus nieder. Die Betonung vorindustrieller, vorkapitalistischer und vorbürgerlicher Traditionen verstellt zudem den Blick für den »modernen« und zu großen Teilen schon aufgrund der raschen Expansion dieser Schicht traditionslosen Charakter der Angestelltenschaft. Moderne Züge wiesen auch Teile der Handwerkerschaft auf, weit weniger jedoch ihre Organisationen. »Der intellektuelle Vertreter der Handwerkerinteressen«, so meinte Joseph Alois Schumpeter 1929, »ist freilich in Gefahr, vergangene oder vergehende Ideologien seinen Leuten zu imputieren und zu Schlagworten auszumünzen, denen nicht immer etwas in der Wirklichkeit entspricht.«[101] Insofern scheint die Last der vorbürgerlichen Vergangenheit für die Handwerkerschaft, die ja in der Tat stärker als Arbeiter- oder Angestelltenschaft dem Nationalsozialismus zuneigte, mehr Erklärungskraft zu besitzen. Gegen die Wirkungsmacht der Tradition spricht aber die Beobachtung, daß mit der Verbandsjugend im DHV wie mit dem Landhandwerk im schleswig-holsteinischen Landesverband des NWHB Gruppen auf eine Annäherung an die NSDAP drängten, die sicherlich nicht die stärksten Traditionsträger ihres jeweiligen Berufsstandes waren. Und schließlich war ja von allen mittelständisch-kleinbürgerlichen Gruppen der Kleinhandel, dem die korporativen Traditionen gänzlich abgingen, unter den Wählern und Mitgliedern der NSDAP am stärksten überrepräsentiert. Die Konsequenz aus diesen Feststellungen kann nur sein, in Umkehrung der eingangs zitierten Formulierung Kockas davor zu warnen, »in der Vorgeschichte des Nationalsozialismus die Zeit« *vor* »dem Ersten Weltkrieg allzusehr zu betonen«.

Dies würde die Aufmerksamkeit von den vermeintlich unausweichbar wirksamen vorindustriellen Belastungen der deutschen Geschichte auf die viel konkreter faßbaren Belastungen der Weimarer Republik lenken. Bei deren Erforschung wird die Soziologie der NSDAP-Mitglieder und -Wähler voraussichtlich eine eher untergeordnete Rolle spielen. Resultat der Aufgabe der These von der überwiegend kleinbürgerlichen Massenbasis des Faschismus sollte aber weder die Absolutierung klassenübergreifender Kennzeichen, wie der »Jugendlichkeit«, des Nationalsozialismus noch der Rückzug auf die unbestreitbar wichtigen verfassungs- und politikgeschichtlichen Vorbedingungen von Hitlers »Machtergreifung« sein. Der Nationalsozialismus bleibt als *Massen*bewegung erklärungsbedürftig. Dabei, wie Falter, mit dem Begriff »Volkspartei« oder, wie Childers, mit dem Konzept einer »catch-all party of protest« zu operieren, ist zwar geeignet zu betonen, daß die NSDAP außer bei den in die Arbeiterbewegung oder in das katholische Milieu eingebundenen Wählern starke Unterstützung durch verschiedenste Sozialgruppen fand, und heißt, der Mittelstandsthese ein griffiges Schlagwort entgegenzustellen. Zugleich droht mit ihrer Übernahme aber die Aufgabe bereits

---

99 Vgl. zusammenfassend *Prinz,* Bilderbuchverhalten.

100 Auch hier sind natürlich die vielfältigen Binnendifferenzierungen innerhalb der Angestelltenschaft zu beachten; dennoch scheinen die Belege insgesamt recht dicht; vgl. neben der in Abschnitt III angeführten Literatur noch *Siegfried Kracauer,* Die Angestellten. Aus dem neuesten Deutschland, wieder in: *ders.,* Schriften, Bd. 1, Frankfurt 1971, S. 205-304, bes. S. 276 (zuerst 1929).

101 *Schumpeter,* S. 221.

erreichter Differenzierung. Vor allem aber bieten diese Kürzel noch keine Erklärung nationalsozialistischen Erfolgs. Dazu müssen ohnehin andere Wege beschritten werden. Es ist wohl kein Zufall, daß selbst die wahlsoziologischen Erklärungsversuche von Hamilton und Childers den Blick von der bloßen schichtenspezifischen Verortung der nationalsozialistischen Wählerschaft weg und auf die Medien der Wählermobilisierung hin lenken. So untersucht Hamilton die Haltung der lokalen Presse zur NSDAP in den von ihm behandelten Großstädten, und Childers analysiert die Ausrichtung von Flugblättern der NSDAP auf bestimmte Berufsgruppen. Daneben haben Lokalstudien wiederholt die Bedeutung bestimmter Schlüsselfiguren der lokalen politischen Eliten für Erfolg oder Nichterfolg der NSDAP herausgearbeitet. Gelänge es, diese institutionelle und personelle Seite der Mobilisierungsbedingungen zusammenzuführen, könnte sich die Chance eröffnen, die Affinitäten bestimmter Sozialgruppen zum Nationalsozialismus konkreter mit dessen gruppen- bzw. lokalspezifischer Programmatik und Agitation zu verknüpfen und zugleich die reiche lokalgeschichtliche Forschung zum Aufstieg der NSDAP stärker für dessen Gesamtinterpretation nutzbar zu machen. An der Feststellung, daß die NSDAP in der Endphase der Weimarer Republik in allen Teilen der Bevölkerung mit Ausnahme der in die sozialdemokratische oder kommunistische Arbeiterbewegung eingebundenen Arbeiterschaft und der im katholischen Milieu Verankerten breite Unterstützung gefunden hat, käme eine solche Gesamtinterpretation sicherlich nicht vorbei, doch könnte sie diese vielleicht stärker differenzieren und besser erklären.

Wie eine solche Erklärung der nationalsozialistischen Massenbewegung jenseits der Mittelstandsthese im einzelnen aussehen könnte, vermag ich nicht zu entwerfen. Statt dessen möchte ich abschließend einige Spekulationen darüber anstellen, warum eine solche Erklärung bislang aussteht. Es ist doch zumindest auffallend, daß die Ergebnisse z. B. der neueren historischen Wahlsoziologie zwar breit rezipiert werden, ihre Implikationen aber unberücksichtigt bleiben. So führt – um nur ein Beispiel zu nennen – Heinrich August Winkler in seiner dreibändigen Geschichte der Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik die neueren Arbeiten zum Wahlverhalten in der Weimarer Republik fast ausnahmslos an, ohne sich jedoch zu fragen, was deren Ergebnisse für die seinen Bänden zugrundeliegende These bedeuten, die SPD hätte Hitler vielleicht verhindern können, wenn sie sich stärker dem Mittelstand geöffnet hätte.[102] Nach Auskunft der Wahlforscher (und einiger hellsichtiger Zeitgenossen) gewann die SPD aber weit mehr kleinbürgerliche Stimmen, als bislang angenommen, während umgekehrt die Arbeiterschaft weit weniger geschlossen hinter den Arbeiterparteien stand. Sollte das für die Beurteilung möglicher Strategien der Sozialdemokratie gleichgültig sein?

Als Erklärungsansatz für das Ende der Weimarer Republik stirbt das Kleinbürgertum jedenfalls ähnlich langsam wie Franz Werfels Karl Fiala.[103] Innerwissenschaftlich trägt dazu sicherlich die oben angedeutete Neigung zur Reifizierung sozialer Schichten und Klassen bei. Verstärkt wurde diese Tendenz in den 1970er Jahren noch durch die dann so populären Verbandsstudien. Neben der Tendenz, die Geschichte des Kaiserreichs aus dem Blickwinkel der Hitlerschen »Machtergreifung« zu betrachten, war diesen Verbandsstudien die Neigung geradezu eingeboren, die Politik von Verbandsfunktionären und die Verlautbarungen der Verbandspresse mit der politischen Orientierung von Sozialgruppen gleichzusetzen. Von der

---

102 So auch schon *Heinrich August Winkler,* Klassenbewegung oder Volkspartei? Zur Programmdiskussion in der Weimarer Sozialdemokratie, in: Geschichte und Gesellschaft VIII, 1982, S. 9-54; zur Kritik vgl. auch *Detlef Lehnert,* Klassenintegration und Hegemoniefähigkeit. Organisationscharakter und Wahlattraktivität der deutschen und österreichischen Sozialdemokratie in der Zwischenkriegsperiode, in: *Saage* (Hrsg.), S. 230-249.

103 *Franz Werfel,* Der Tod des Kleinbürgers, Stuttgart 1959 (zuerst 1927).

seither zumindest für die Arbeiterklasse zur Selbstverständlichkeit gewordenen Forderung, die Sozialgeschichte einer Klasse oder Schicht nicht auf die Politikgeschichte ihrer Organisationen zu reduzieren, hat das Kleinbürgertum bislang kaum zu profitieren vermocht. Die Gründe dafür sind unklar. Arno Mayer hat gemutmaßt, wissenschaftliches Desinteresse und Antipathie gegenüber dem Kleinbürgertum könnten von der kleinbürgerlichen Herkunft vieler Sozialwissenschaftler herrühren.[104] Ob diese Erklärung trägt, sei dahingestellt, doch stellt sich die Frage nach außerwissenschaftlichen Gründen für die erstaunliche Resistenz der Denkfigur einer kleinbürgerlichen Massenbewegung gegenüber anderslautenden Forschungsergebnissen auch in einem weiteren Sinne. War und ist es nicht auch deshalb bequem, die massenhafte Unterstützung für den Nationalsozialismus mit Mittelstand und Kleinbürgertum zu identifizieren, weil diese Gruppen als Mittelstand in der bundesrepublikanischen Nachkriegsgesellschaft keine Rolle mehr spielen? Damit ist nicht ihr reales Verschwinden gemeint, das sich allenfalls für Teile des selbständigen Handwerks nachweisen läßt. Vielmehr zielt die Frage auf den Stellenwert von Mittelstand und Kleinbürgertum im Selbstverständnis der bundesrepublikanischen Gesellschaft. Helmut Schelsky meinte schon in den frühen 1950er Jahren: »Es gibt kein soziologisches Mittelstandsproblem mehr, weil es heute zur Problematik der Gesamtgesellschaft geworden ist, die sich zu einer mittelständisch-bürgerlichen Einheitsschicht zu nivellieren beginnt.«[105] Dies war zwar keine zutreffende Realprognose, verwies aber auf das Verschwinden mittelständischen Bewußtseins. Als »mittelständisch« gelten in der Bundesrepublik allenfalls noch Unternehmen, und zwar meist solche, die die Statistik der Weimarer Republik umstandslos zu den Großbetrieben gerechnet hätte. Unter Angestellten und Handwerkern dagegen schwand mittelständisches Bewußtsein in den 1950er und 1960er Jahren rasch.[106] Dem Mittelstand, der Dahrendorf zufolge die deutsche Demokratie zerstörte, fühlte sich in der Bundesrepublik kaum noch jemand zugehörig, dem Kleinbürgertum ohnehin nicht. So stand die »Spießbürgerrevolution«, als die Theodor Geiger nach dem Krieg den Nationalsozialismus verniedlichend beschrieb, in der Bundesrepublik bald ohne Trägerschichten da.[107] So gesehen kam und kommt das zähe Festhalten an der Mittelstandsthese einem umfassenderen Bedürfnis nach Verdrängen und Vergessen sehr entgegen.

104 *Arno J. Mayer,* The Lower Middle Class as Historical Problem, in: Journal of Modern History XLVII, 1975, S. 409-436, hier S. 409.

105 *Helmut Schelsky,* Die Bedeutung des Schichtungsbegriffes für die Analyse der gegenwärtigen deutschen Gesellschaft, wieder in: *ders.,* Auf der Suche nach Wirklichkeit, Düsseldorf 1965, S. 331-336, hier S. 335 (zuerst 1953).

106 Bei den Angestellten wohl eher noch als bei den Handwerkern; vgl. *Jürgen Kocka/Michael Prinz,* Die Angestellten im »Dritten Reich« und in der Bundesrepublik. Kontinuität und Wandel: 1933 bis heute, in: *Kocka,* Die Angestellten, S. 171-229, bes. S. 222-229, und zu den Handwerkern *Lenger,* Sozialgeschichte, Kap. VII.

107 *Theodor Geiger,* Die Klassengesellschaft im Schmelztiegel, Köln 1949, S. 167.

Hans Braun

Helmut Schelskys Konzept der »nivellierten Mittelstandsgesellschaft« und die Bundesrepublik der 50er Jahre

1. Die These und ihr Hintergrund

Kaum eine andere Deutung der deutschen Nachkriegsgesellschaft hat in ihrer Zeit eine solche Aufmerksamkeit gefunden wie Helmut Schelskys These von der »nivellierten Mittelstandsgesellschaft«. Gestützt ist diese These auf die Ergebnisse einer 1953 veröffentlichten Studie, welche die Wandlungen der deutschen Familie zum Gegenstand hat. Ein zentraler Befund der Studie ist das Vorhandensein ausgeprägter Abstiegsprozesse in der deutschen Gesellschaft, die sich mit, ihrem Ursprung nach, früheren Prozessen des sozialen Aufstiegs kreuzen. Schelsky zufolge führt das Zusammentreffen beider Prozesse nicht nur zu einer allgemeinen Steigerung der sozialen Mobilität, sondern auch »zur Herausbildung einer nivellierten kleinbürgerlich-mittelständischen Gesellschaft, die ebensowenig proletarisch wie bürgerlich ist, d. h. durch den Verlust der Klassenspannung und sozialen Hierarchie gekennzeichnet wird.«[1]

Bei den Aufstiegsprozessen handelt es sich um den kollektiven Aufstieg der Industriearbeiterschaft und um den aus der Sicht der Betroffenen individuell angelegten – letztlich aber doch schichtgebunden ablaufenden – Aufstieg der technischen Angestellten und Verwaltungsangestellten in den neuen Mittelstand. Die Prozesse des sozialen Abstiegs sind festzumachen an den kollektiven Schicksalslagen, die durch den Zweiten Weltkrieg und die unmittelbare Nachkriegszeit geschaffen wurden: Vertreibung, Flucht, Tod des Ernährers, gesundheitliche Schäden, Verlust des Besitzes, politisch bedingte Deklassierung. Aber auch Bevölkerungsgruppen, die nicht unmittelbar von den großen Schicksalslagen betroffen waren, wurden Schelsky zufolge durch die dichte Zwangsbelegung des vorhandenen Wohnraums, durch die Währungsreform und die Steuerbelastung in Abstiegs- und Verelendungsprozesse hineingezogen.

Das Zusammenwirken der beiden Richtungen der Mobilität, der schon in früheren Jahrzehnten einsetzenden kollektiven bzw. individuell-kollektiven Aufstiegsprozesse und der durch die jüngste Geschichte bedingten Abstiegsprozesse, führte nun, wie Schelsky in einem ebenfalls 1953 erschienenen programmatischen Aufsatz zur Bedeutung des Schichtungsbegriffs für die Analyse der Gegenwartsgesellschaft feststellt, »zu einem relativen Abbau der Klassengegensätze, einer Entdifferenzierung der alten, noch ständisch geprägten Berufsgruppen und damit zu einer sozialen Nivellierung in einer verhältnismäßig einheitlichen Gesellschaftsschicht«.[2] Gefördert werde dieser Nivellierungsprozeß durch eine sich ständig

---

1 *Helmut Schelsky*, Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart. Darstellung und Deutung einer empirisch-soziologischen Tatbestandsaufnahme, Stuttgart 1955, S. 218.

2 *Helmut Schelsky*, Die Bedeutung des Schichtungsbegriffs für die Analyse der gegenwärtigen Gesellschaft, in: *ders.*, Auf der Suche nach Wirklichkeit. Gesammelte Aufsätze, Düsseldorf/Köln 1965, S. 332.

ausdehnende Sozialpolitik und durch eine rigorose Steuerpolitik. Dabei ergebe sich aus »der Nivellierung des realen wirtschaftlichen und politischen Status« eine »Vereinheitlichung der sozialen und kulturellen Verhaltensformen in einem Lebenszuschnitt, den man, gemessen an der alten Schichtenstufung, in der ›unteren Mitte‹ lokalisieren und daher als kleinbürgerlich-mittelständisch bezeichnen könnte«.[3] Die Angleichung ehemals schichtspezifischer Verhaltensmuster ist für Schelsky »der vielleicht dominierendste Vorgang in der Dynamik der gegenwärtigen deutschen Gesellschaft«.[4]

Diese Gesellschaft ist in den Augen Schelskys nicht mehr als Klassengesellschaft zu begreifen. Das Klassenschema lasse sich nur bei großen ökonomischen und sozialen Unterschieden in der Gesellschaft anwenden, welche der Tatkraft des einzelnen oder sozialer Gruppen unüberwindliche Hindernisse entgegensetzen. Tatsächlich zerstörten die Aufstiegsprozesse seiner Meinung nach aber den Klassenstatus der Arbeiterschaft, während die Abstiegsprozesse »die soziale Geformtheit der bürgerlichen Berufs- und Besitzgruppen« entdifferenzierten.[5] Das heißt für Schelsky nun nicht, daß das Klassenschema bedeutungslos geworden ist. Vielmehr ist es für ihn ein Merkmal der nivellierten Mittelstandsgesellschaft, daß sie sich selbst, obwohl die realen Verhältnisse sich entscheidend gewandelt haben, nach wie vor an der alten Sozialordnung mißt. Dies ist auch der Grund dafür, daß er, obwohl seiner Auffassung nach im Grunde ein ganz neuer Begriff benötigt wird, am Begriff des »Mittelständischen« festhält.[6] Dem umfassenden Prozeß der Nivellierung entzögen sich allerdings bislang die sozialen Leitbilder und die Muster des sozialen Selbstbewußtseins. Dies verweise auf einen elementaren Tatbestand: »Gegen nichts wehrt sich das Sozialbewußtsein der kleinbürgerlichen und mittelständischen Menschen mehr als gegen die soziale Standortlosigkeit ohne gesellschaftlichen Rang und Geltung, deshalb wird typischerweise in dieser nivellierten Gesellschaft die Rangfolge der Prestigeschichtung der alten Klassengesellschaft gewahrt und festgehalten, ja in vielen Fällen betont man die Zugehörigkeit zu bestimmten alten Prestigegruppen heute stärker als früher, obwohl hinter diesen Formen der ›Einbildung‹ kaum noch soziale Realitäten stehen.«[7]

Als Ursache für das Verharren in den alten Schemata der Wahrnehmung gesellschaftlicher Wirklichkeit vermutet Schelsky, daß eine umfassende und anhaltende soziale Mobilität es für die Menschen unmöglich mache, feststehende Vorstellungen von sozialer Sicherheit und von sozialer Geltung zu entwickeln. Da auf der anderen Seite das Bedürfnis nach sozialer Verortung den Menschen innewohne, könnten die daraus resultierenden Ansprüche nur durch die Orientierung an den überkommenen Idealen und Ideologien befriedigt werden. Dies führe zu einer »konstitutionellen Irrealität des sozialen Selbstbewußtseins in der nivellierten hochdynamischen Gesellschaft der industriellen Zivilisation«.[8]

Als Ausdruck dieser Irrealität des sozialen Selbstbewußtseins sieht Schelsky die unerfüllbaren Bedürfnisse nach individuellem sozialen Aufstieg an. Dabei artikuliere sich das Bestreben nach sozialer Sicherheit nicht mehr, wie in der Vergangenheit, am Verharren in einer bestimmten sozialen Lage, sondern »in einem Streben nach ständigem sozialen Aufstieg, in einem Mehr-haben-Wollen und immer Mehr-sein-Wollen«.[9] Aus diesem Grunde könne man sagen, »daß gerade der allgemeine Aufstiegswunsch das Nivellement der Gesellschaft ist«.[10]

---

3 Ebda., S. 332.
4 Ebda., S. 333.
5 *Schelsky*, Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart, S. 226.
6 Ebda., S. 227.
7 *Schelsky*, Die Bedeutung des Schichtungsbegriffs für die Analyse der gegenwärtigen Gesellschaft, S. 334.
8 Ebda., S. 334.
9 Ebda., S. 335.
10 *Schelsky*, Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart, S. 230.

Unerfüllt müßten die an veralteten Prestigevorstellungen ausgerichteten sozialen Bedürfnisse deshalb bleiben, weil der »allgemeine Drang zum Aufstieg auf der sozialen Leiter zusammentrifft mit einem Abbau oder doch einer starken Verkürzung der sozialen ›Leitern‹ überhaupt«.[11]

Die Konzeption der nivellierten Mittelstandsgesellschaft wird von Schelsky entfaltet im Kontext der sozialwissenschaftlichen Befassung mit dem Wandel der deutschen Familie in der Nachkriegszeit. Seine Studie wird geleitet von der Absicht, Aufschluß zu erhalten über die Auswirkungen des Krieges und der Nachkriegszeit auf die deutsche Gesellschaft. Hierzu bietet sich ihm eine Untersuchung des Flüchtlingsschicksals an. Im Schicksal der Flüchtlinge, damit sind im wesentlichen die Heimatvertriebenen gemeint, finden sich Schelsky zufolge »längst erkannte soziale Verläufe« wieder: »Die Vorgänge der Industrialisierung und Verstädterung, denen unsere Gesellschaft seit anderthalb Jahrhunderten unterworfen ist, die sozialen Gesetzlichkeiten der Auswanderung und Einwanderung ganzer sozialer Gruppen, die ja von der Soziologie eingehend untersucht worden sind, scheinen sich in einem neuen geschichtlichen Zusammenhang, einem erhöhten Tempo und in erweitertem Umfange zu wiederholen und fortzusetzen.«[12] Weiterhin scheinen sich bei den Kriegsfolgen, als da sind der Zusammenbruch der Wirtschaft, die verbreitete Armut, der Niedergang eines politischen Systems und der Wiederaufbau neuer Ordnungen im Bereich von Staat und Wirtschaft, »die Verlaufsschemata erneut zu manifestieren, die wir aus der soziologischen Untersuchung der revolutionären Herrschaftswechsel oder des Einflusses der kapitalistischen Wirtschaftskrisen und -depressionen auf die soziale Verfaßtheit ebenfalls bereits kennen«.[13]

Schelskys Meinung nach könne es jedoch nicht Aufgabe seiner Studie sein, nur bekannte Abläufe im Flüchtlingsschicksal wiederzuerkennen, vielmehr komme es auch darauf an, das Material darauf hin zu befragen, »ob nicht in diesem Geschehen neuartige soziale Gesetzlichkeiten mit im Spiel sind, zu deren Erkenntnis uns die Entwicklung der Gesellschaft im letzten Jahrhundert keinen Anlaß gab«.[14] Im Hinblick auf diese Aufgabe erschien ihm die Untersuchung der familialen Situation besonders geeignet, »da die Familie die kleinste soziale Zelle darstellt« und »eine Erforschung dieser sozialen Wandlung sozusagen von unten her« möglich mache.[15] So stützt sich seine Studie auf die Monographien von 167 Familien in Hamburg sowie in den Flächenstaaten Schleswig-Holstein und Niedersachsen. Bei den Flächenstaaten handelt es sich um solche Bundesländer, in denen, ausweislich der Volkszählung von 1950, der Anteil der Vertriebenen an der Bevölkerung 33,0 % bzw. 27,2 % ausmachte.[16] Die Anfertigung der Monographien lag in den Händen von Studenten der Akademie für Gemeinwirtschaft, der Vorgängerin der heutigen Hochschule für Wirtschaft und Politik in Hamburg, an der Schelsky seit 1948 Professor war. Die Studenten hatten die Aufgabe, ihnen bekannte Familien über längere Zeit hinweg zu beobachten, einzelne Familienmitglieder zu befragen und die dabei gewonnenen Einsichten in einer Monographie der Familie zusammenzufügen.

Für Schelsky war es ein zentrales Anliegen, deutlich zu machen, daß die Schlußfolgerungen, die aus der Befassung mit der »Flüchtlingsfamilie« gezogen wurden, in ihrer Reichweite über diesen Personenkreis hinausgehen. Für ihn stellte die Flüchtlingsfamilie gleichsam den Prototyp der Familien dar, die von den typischen kriegs- und nachkriegsbedingten Schicksalsla-

11 *Schelsky*, Die Bedeutung des Schichtungsbegriffs für die Analyse der gegenwärtigen Gesellschaft, S. 335.
12 *Schelsky*, Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart, S. 43.
13 Ebda., S. 43 f.
14 Ebda., S. 44.
15 Ebda., S. 44.
16 *Hiddo M. Jolles*, Zur Soziologie der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge, Köln/Berlin 1965, S. 94.

gen betroffen waren. Was die Größenordnung dieser Schicksalslagen anbelangt, so setzte er für Ende 1951 folgende Zahlen an: 9,1 Millionen Vertriebene und Flüchtlinge im engeren Sinne, 1,5 bis 2,5 Millionen Deklassierte (soweit sie nicht schon in der Gruppe der Vertriebenen und Flüchtlinge enthalten sind), 2,5 Millionen Kriegerwitwen, Halb- und Vollwaisen, 1,5 Millionen Schwerversehrte, 2 Millionen Spätheimkehrer sowie 4,5 bis 6 Millionen Bombengeschädigte. Eine Addition der Zahlen ergäbe eine Summe von 21–23,5 Millionen Menschen, die von typischen kriegs- und nachkriegsbedingten Schicksalen betroffen waren. Freilich ist davon auszugehen, daß sich die Kategorien überschneiden. Berücksichtigt man dies, so kann man mit Schelsky annehmen, daß Anfang der 50er Jahre etwa ein Drittel der westdeutschen Bevölkerung mindestens einer der großen Schicksalsgruppen zuzurechnen war.[17] Vergleichsuntersuchungen an Familien, die nicht von diesen Schicksalen betroffen waren, bestärkten Schelsky in dem Urteil, »daß auch diese nicht unberührt bleiben von den Wandlungen, die wir an der Flüchtlingsfamilie und den ihr näherstehenden Familientypen beobachten«.[18] Bei dieser Vergleichsgruppe handelte es sich um insgesamt 48 Familien. Alles in allem sah Schelsky die Auffassung gerechtfertigt, daß die Lage der Flüchtlinge keine Ausnahmesituation darstellte, sondern daß sie kennzeichnend war für die gesellschaftliche Situation im Nachkriegsdeutschland: »Die Gesetze der sozialen Mobilität haben längst unsere Gesellschaft insgesamt ergriffen. Die Flüchtlingsfamilie ist keine Ausnahme, kein Gegensatz zu einer konstant bleibenden Familienverfassung der deutschen Gesellschaft, sondern sie scheint die fortgeschrittenste und ausgeprägteste Form einer Wandlung zu sein, der die deutsche Familie in der Gegenwart überhaupt unterliegt.«[19] Er glaubte, zeigen zu können, daß es sich bei den kriegs- und nachkriegsbedingten Schicksalslagen um die markantesten Ausprägungen des Gesamtschicksals der deutschen Bevölkerung handelte »und daß wir daher die Reichweite unserer Aussagen, wenn auch in abgeschwächter Form, in der Tat auf die deutsche Familie schlechthin ausdehnen dürfen«.[20]

Die Befassung mit der Flüchtlingsfamilie und mit den sich in ihr manifestierenden gesellschaftlichen Veränderungen war Ausdruck des Verständnisses, das Schelsky von den Aufgaben der Soziologie bei der Erhellung der sozialen Wirklichkeit im Nachkriegsdeutschland hatte. Die Soziologie, die er dabei im Blick hatte, ist eine »angewandte Soziologie«. Der mit ihr verbundenen »Tatbestandsaufnahme bis ins Detail« maß er eine große praktische Bedeutung für den »Neubau unserer Gesellschaft« bei. Mit der Tatbestandsaufnahme, als welche sich ja auch die Studie über die Wandlungen der deutschen Familie versteht, verbindet sich für die angewandte Soziologie gleichsam ein pädagogischer Auftrag: »Was unserem Volk, besonders unserer Jugend, nottut, ist die Entwicklung des Tatsachensinns für soziale und politische Verhältnisse, der Fähigkeiten, komplexe und differenzierte Tatbestände als solche erfassen zu lernen und sie nicht auf Schlagworte und universale Schemata abzuziehen. Für diese Aufgabe echter politischer Erziehung ist die Arbeitsweise der angewandten Soziologie sozusagen ein ideales Mittel.«[21] Dieser pädagogische Auftrag, welcher der Sozio-

17 *Schelsky*, Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart, S. 48. Zum Zusammenhang von Problemlagen und Verhaltenstendenzen in den 50er Jahren siehe *Hans Braun*, Das Streben nach »Sicherheit« in den 50er Jahren. Soziale und politische Ursachen und Erscheinungsweisen, in: Archiv für Sozialgeschichte XVIII, 1978, S. 279–306.

18 *Schelsky*, Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart, S. 49.

19 Ebda., S. 50.

20 Ebda., S. 50.

21 *Helmut Schelsky*, Lage und Aufgaben der angewandten Soziologie in Deutschland, in: Soziale Welt 2, 1950, S. 12. Zur sozialwissenschaftlichen Befassung mit der gesellschaftlichen Situation Nachkriegsdeutschlands siehe *Hans Braun/Stephan Articus*, Sozialwissenschaftliche Forschung im Rahmen der amerikanischen Besatzungspolitik 1945–1949, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 36, 1984, S. 703–737 sowie *Hans Braun*, Die gesellschaftliche Ausgangslage der

logie erst wieder in der allgemeinen gesellschaftlichen Aufbruchsstimmung am Ende der 60er Jahre zugeschrieben wurde, ist vor dem Hintergrund der in der Nachkriegszeit verbreiteten Bestrebungen zu sehen, den Deutschen die Augen für die Realität zu öffnen, um sie in die Lage zu versetzen, am Aufbau einer Staats- und Gesellschaftsordnung mitzuwirken, die nicht durch die Bilder und Ideologien der Vergangenheit bestimmt wurde. Durch die Bilder und Ideologien der Vergangenheit bestimmt sind für Schelsky aber nicht zuletzt die Vorstellungen von der sozialen Schichtung und die Selbstverortungen im Schichtungsgefüge.

2. Soziale Schichtung in den 50er Jahren

Im folgenden soll die These von der Herausbildung einer nivellierten Mittelstandsgesellschaft bezogen werden auf die Befunde zur sozialen Schichtung in den 50er Jahren, das Jahrzehnt also, in dem sie ihre Breitenwirkung entfaltete. Dabei ist davon auszugehen, daß soziale Schichtung einen elementaren gesellschaftlichen Tatbestand darstellt, daß es zu diesem Tatbestand jedoch ganz unterschiedliche Zugänge gibt. In den Sozialwissenschaften läßt sich das Verständnis von sozialer Schicht auf drei Grundmuster zurückführen. Einmal handelt es sich bei einer sozialen Schicht um eine Zusammenfassung von Personen, bei denen gleiche oder ähnliche Ausprägungen eines oder mehrerer Merkmale vorliegen, welche als schichtungsrelevant angesehen werden und empirisch nachweisbar sind. Merkmale in diesem Sinne sind etwa Bildung, Einkommen und Beruf. Mit den Abstufungen der jeweiligen Merkmale gehen Unterschiede in der sozialen Wertschätzung im Sinne eines höher oder tiefer einher. Soziale Schichten in diesem Verständnis sind zunächst einmal nicht mehr als statistische Kategorien.
Ein anderes Verständnis von sozialer Schicht geht dahin, daß es sich hierbei um eine quantitativ bedeutsame Personengruppe handelt, die sich in einer durch objektive Faktoren bestimmten Soziallage befindet, welche ihre Lebenschancen und Lebensweisen beeinflußt. Damit geht zusammen, daß sich solche Gruppen aufgrund ihrer Lage in ihren Verhaltensweisen, ihrem Lebensstil und ihrem Bewußtsein von anderen Gruppen der Gesellschaft innerhalb einer hierarchisch aufgebauten Ordnung unterscheiden. Schließlich wird ein drittes Grundmuster bestimmt von der Vorstellung, daß sich Bevölkerungsgruppen im Sinne eines höher oder tiefer von anderen Bevölkerungsgruppen abheben, wobei sie ein mehr oder weniger ausgeprägtes Bewußtsein von ihrer Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Schicht haben.
Bei der Befassung mit der sozialen Schichtung im Nachkriegsdeutschland stellen die einschlägigen Analysen aus den 20er und 30er Jahren häufig einen Orientierungsrahmen dar. Zu diesen Analysen gehören insbesondere die Arbeiten von Emil Lederer und Josef Marschak, Josef Alois Schumpeter sowie von Siegfried Kracauer.[22] Expliziter oder impliziter Bezugspunkt ist jedoch vor allem die Studie von Theodor Geiger aus dem Jahre 1932. Sie basiert in ihrem quantitativen Teil auf den Ergebnissen der Berufszählung von 1925. Ein zentrales Anliegen Geigers war der »Übergang vom ökonomisch-objektivistischen zum wirtschafts- und universalsoziologischen Frageansatz« bei der Aufgliederung der Bevölke-

Bundesrepublik als Gegenstand der zeitgenössischen soziologischen Forschung. Ein Beitrag zur Geschichte der neueren deutschen Soziologie, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 31, 1979, S. 766–795.

22 *Emil Lederer/Josef Marschak*, Der neue Mittelstand, in: Grundriß der Sozialökonomik IX/1, Tübingen 1926; *Josef Alois Schumpeter*, Die sozialen Klassen im ethnisch homogenen Milieu, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik 57, 1927; *Siegfried Kracauer*, Die Angestellten, Frankfurt 1930.

rung.[23] Der Übergang manifestierte sich darin, daß der »Rohgliederung« der Bevölkerung in eine kapitalistische Lage, eine mittlere Lage und eine proletarische Lage eine »Tiefengliederung« in »Kapitalisten«, »mittlere und kleinere Unternehmer«, »Tagewerker für eigene Rechnung«, »Lohn- und Gehaltsbezieher höherer Qualifikation« sowie »Lohn- und Gehaltsbezieher minderer Qualifikation« gegenübergestellt wurde.[24] Die Tiefengliederung gab Geiger die Möglichkeit, die später immer wieder aufgegriffene Differenzierung zwischen einem alten Mittelstand und einem neuen Mittelstand vorzunehmen. Auf die Rohgliederung bezogen, verteilten sich die Erwerbstätigen nach Geiger zu 0,84 % auf die »Kapitalisten«, zu 24,39 % auf den »Mittelstand« und zu 74,77 % auf das »Proletariat«. In der Tiefengliederung ergab sich für die Verteilung der Erwerbstätigen folgendes Bild: 0,84 % »Kapitalisten«, 18,33 % »alter Mittelstand«, 16,04 % »neuer Mittelstand«, 13,76 % »Proletaroide« und 51,03 % »Proletariat«.[25]

Über seinen Beitrag zur Bestimmung der sozialen Schichtung der deutschen Bevölkerung in der Weimarer Republik hinaus leistete Geiger einen wichtigen Beitrag zur Schichtungsforschung insgesamt. Er setzte nämlich die von ihm errechneten sozialen Lagerungen mit »zu beobachtenden Figuren des Sozialbewußtseins« in Beziehung. Zentrale Kategorie ist hier die der Mentalität. Mentalität in Geigers Verständnis ist »geistig-seelische Disposition, ist unmittelbare Prägung des Menschen durch seine soziale Lebenswelt und die von ihr ausstrahlenden, an ihr gemachten Lebenserfahrungen«.[26] Die Berücksichtigung von Mentalitäten in seiner Analyse macht den Exkurs über »Die Mittelstände im Zeichen des Nationalsozialismus« zu einer in ihrer Art einzigartigen Deutung der gesellschaftlichen Situation vor dem Machtantritt der Nationalsozialisten. Für die späteren Schichtungsanalysen besonders wichtig ist jedoch die Feststellung Geigers, »daß aus dem Typus der Lebenshaltung kein wesentlicher Unterschied zwischen Angestellten und Arbeitern mehr gefolgert werden kann«.[27] Es ist dies eine Aussage über die beiden größten Gruppen der abhängig Beschäftigten, die auf der Linie der Nivellierungsthese liegt.

Grunddaten über die soziale Schichtung zu Beginn der Bundesrepublik liefert die Berufszählung von 1950, die von Kurt Horstmann interpretiert wird.[28] Die Aufgliederung der Bevölkerung nach der Stellung im Beruf ergibt, daß die Arbeiter außerhalb der Landwirtschaft mit 38,7 % die größte Gruppe ausmachten. Der Anteil der Angestellten belief sich auf 13,2 %, der der Selbständigen und Mithelfenden in der Landwirtschaft auf 10,9 % und der der Selbständigen und Mithelfenden außerhalb der Landwirtschaft auf 10,7 %. Bemerkenswerte Veränderungen gegenüber der sozialen Gliederung der Bevölkerung im Jahre 1939 stellten – bezogen auf das Gebiet der Bundesrepublik – der Rückgang des Anteils der Selbständigen und Mithelfenden in der Landwirtschaft um 4,1 %, der Rückgang des Anteils der Arbeiter außerhalb der Landwirtschaft um 3,4 % und der Anstieg des Anteils der Angestellten um 1,8 % dar. Die Ergebnisse der Berufszählung zeigen aber auch, worauf im Zusammenhang mit den Befunden zur sozialen Mobilität in den 50er Jahren noch näher einzugehen sein wird, daß es deutliche Unterschiede zwischen einheimischer Bevölkerung und Heimatvertriebenen gab. So war der Anteil der Arbeiter in der Landwirtschaft bei den Heimatvertrie-

23 *Theodor Geiger*, Die soziale Schichtung des deutschen Volkes. Soziographischer Versuch auf statistischer Grundlage, Faksimile-Nachdruck der 1. Auflage 1932 mit einem Geleitwort von Bernhard Schäfers, Stuttgart 1987, S. 24.

24 Ebda., S. 24.

25 Ebda., S. 72 f.

26 Ebda., S. 77.

27 Ebda., S. 130.

28 *Kurt Horstmann*, Die Gliederung der Bevölkerung in der Bundesrepublik Deutschland nach der sozialen Stellung aufgrund der Berufszählung 1950, in: Soziale Welt 4, 1953, S. 112–126, im folgenden insbesondere S. 124.

benen mit 8,5 % fast dreimal so hoch wie der entsprechende Anteil in der einheimischen Bevölkerung, wohingegen der Anteil der Selbständigen und Mithelfenden in der Landwirtschaft bei den Heimatvertriebenen nur 0,9 % gegenüber 12,9 % in der einheimischen Bevölkerung ausmachte.

Nicht ganz so groß war der Unterschied bei den Selbständigen und Mithelfenden außerhalb der Landwirtschaft, doch auch hier war der Anteil bei den Heimatvertriebenen weitaus niedriger als bei den Einheimischen. Höher war bei den Heimatvertriebenen der Anteil der Arbeiter außerhalb der Landwirtschaft, niedriger hingegen der Anteil der Angestellten. Legt man die von Horstmann für 1939 angegebenen Schätzwerte für die soziale Gliederung der Heimatvertriebenen zugrunde, dann sind zwei Entwicklungen besonders augenfällig: der Rückgang des Anteils der Selbständigen und Mithelfenden in der Landwirtschaft von einem knappen Fünftel auf unter 1 % und der Anstieg des Anteils der Arbeiter außerhalb der Landwirtschaft von 34,9 % auf 47,9 %. Diese Befunde verweisen auf die mit der Vertreibung einhergehenden Prozesse der Deklassierung, denen bei der Begründung der Nivellierungsthese durch Schelsky eine zentrale Bedeutung beigemessen wurde.

Eine empirische Analyse der sozialen Schichtung in der Bundesrepublik aus soziologischer Sicht liegt für das Jahr 1955 vor. Sie wurde von Morris Janowitz durchgeführt und basiert auf der Befragung einer repräsentativen Stichprobe von nahezu 3 400 Personen. Zentrales Merkmal für die Abbildung der Schichtungsverhältnisse ist der Beruf des Haushaltsvorstandes. Einzelne Berufsgruppen werden zu breiteren sozialen Schichten zusammengefaßt. Für die Berufsstruktur des Jahres 1955 ergibt sich dabei folgendes Bild: Zur Gruppe der nichtmanuellen Selbständigen gehörten 13,6 % der Bevölkerung, zur Gruppe der nicht-manuellen Gehaltsempfänger 18,8 %. Knapp die Hälfte der Bevölkerung, nämlich 48,2 %, waren der Gruppe der manuell Tätigen zuzurechnen, wobei allein die An- und Ungelernten 30,8 % ausmachten. Der Anteil der in der Landwirtschaft Tätigen belief sich auf 14,4 %, von denen wiederum fast drei Viertel selbständige Bauern waren.[29]

Der Vergleich mit der für die Befragten ermittelten Berufsstruktur des Jahres 1939 läßt nur geringfügige Veränderungen erkennen. Lediglich bei den selbständigen Landwirten gab es einen deutlichen Rückgang von 14,9 % auf 10,6 %. Insgesamt bedeutet dies für Janowitz: »Die Struktur der beruflichen Schichtung, wie sie für das Jahr 1955 – also nach dem wirtschaftlichen Aufschwung – in Westdeutschland festgestellt wurde, besitzt erstaunliche Ähnlichkeiten mit der Struktur, wie sie vor dem Krieg, also im Jahre 1939, bestand.«[30] Wo Veränderungen stattgefunden hatten, standen sie im Zusammenhang mit den typischen Wandlungen im beruflichen Gefüge einer Gesellschaft, die sich bei bereits ausgeprägter Industrialisierung weiter industrialisierte. Die westdeutsche Bevölkerung hatte sich somit »einem wirtschaftlichen System eingepaßt, das weder durch den Industrialisierungsgrad noch durch das Gleichgewicht zwischen Industrie und Landwirtschaft noch durch das Ausmaß der von der Regierung unternommenen Koordinationstätigkeit in einem scharfen Gegensatz zur Vergangenheit steht«.[31]

Der Komplexität sozialer Schichtung versuchte Janowitz dadurch Rechnung zu tragen, daß er das Merkmal der Berufszugehörigkeit mit den Merkmalen Einkommen, bürokratischer Rang und soziales Prestige verband. Auf diese Weise gelangte er zu einem Schichtungsmodell mit vier Schichten und den beiden gesondert betrachteten Gruppen der Bauern und Landarbeiter. Unter Zugrundelegung dieses Schichtungsmodells wurden der oberen Mittelschicht (einschließlich der kleinen Oberschicht) 4,6 % der Bevölkerung, der unteren Mittel-

29 *Morris Janowitz*, Soziale Schichtung und Mobilität in Westdeutschland, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 10, 1958, S. 6.

30 Ebda., S. 4. Zu diesem Urteil kommt im Hinblick auf die soziale Schichtung insgesamt auch *Helge Pross*, Die soziale Schichtung in der Bundesrepublik, in: Deutsche Rundschau 84, 1958, S. 916.

31 *Janowitz*, S. 5.

schicht, die mittlere und untere Beamte und Angestellte sowie selbständige Gewerbetreibende und Handwerker umfaßt, 28,0 % der Bevölkerung, der aus gelernten Arbeitern und unselbständigen Handwerkern bestehenden oberen Unterschicht 13,3 % und der aus den an- und ungelernten Arbeitern bestehenden unteren Unterschicht 34,9 % der Bevölkerung zugeordnet.[32]

Ein auf einem anderen Modell basierendes Bild der sozialen Schichtung der deutschen Bevölkerung liegt für das Ende des hier betrachteten Zeitraums vor. Bestimmt wurde in diesem von Erwin K. Scheuch entwickelten Modell die Schichtzugehörigkeit über die Merkmale Beruf des Haupternährers, Einkommen des Haupternährers und Schulbildung. Unterschieden wurde zwischen Oberschicht, oberer Mittelschicht, mittlerer Mittelschicht, unterer Mittelschicht, oberer Unterschicht und unterer Unterschicht. Dabei waren 2 % der Bevölkerung der Oberschicht, 5 % der oberen Mittelschicht, 12 % der mittleren Mittelschicht, 17 % der unteren Mittelschicht, 30 % der oberen Unterschicht und 16 % der unteren Unterschicht zuzuordnen. Nicht eingestuft wurden 18 % der in die Untersuchung einbezogenen Personen.[33]

Der Vergleich der Schichtungsmodelle von Janowitz und Scheuch zeigt, daß soziale Ungleichheit, abhängig von theoretischen Vorannahmen und methodischem Vorgehen, unterschiedlich abgebildet werden kann. Dies verweist darauf, daß sozialwissenschaftliche Befunde zur sozialen Schichtung nicht losgelöst von ihrem Entstehungszusammenhang betrachtet werden können.

Unmittelbar erfahren wird die Tatsache sozialer Schichtung gewöhnlich über zwei Sachverhalte: die Einkommensverteilung und die Ausstattung der Privathaushalte. Im Hinblick auf die Beurteilung der Nivellierungsthese interessiert zunächst einmal die Entwicklung der Einkommen von Arbeiter- und Angestelltenhaushalten. Hierzu bieten sich die Berechnungen des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung an, bei denen allerdings zu den Angestelltenhaushalten auch die Haushalte der Beamten gezählt wurden.[34] Betrachtet man das arithmetische Mittel der Haushaltseinkommen, dann zeigt sich, daß im Jahre 1950 bei Beträgen von 331 DM und 425 DM das Verhältnis von Arbeiterhaushalten zu Angestelltenhaushalten bei 1 zu 1,28 lag. Im Jahre 1955 betrug das Verhältnis 1 zu 1,25 und im Jahre 1960 bei Durchschnittsbeträgen von 781 DM und 972 DM schließlich 1 zu 1,24. Verlängert man die Linie über den Untersuchungszeitraum hinaus bis zum Jahre 1970, dann stellt sich ein Verhältnis von 1 zu 1,21 ein.

Angesichts der Tatsache, daß in das arithmetische Mittel bei den Angestellten auch die hohen Gehälter der leitenden Angestellten eingehen, was den Durchschnitt in einer für die Masse der Angestellten unzutreffenden Weise erhöht, empfiehlt es sich, auch den Medianwert in die Betrachtung einzubeziehen. Gemeint ist damit jener Wert, der die obere Grenze für die Hälfte aller Haushaltseinkommen bezeichnet. Die Medianwerte der Einkommen von Arbeiter- und Angestelltenhaushalten lagen im Jahre 1950 bei 283,– DM und 346,– DM. Das Verhältnis betrug 1 zu 1,22. Im Jahre 1955 lag die Relation bei 1 zu 1,20. Bis zum Jahre 1960 schließlich ging das Verhältnis der Einkommen von Arbeiter- und Angestelltenhaushalten bei Werten von 683 DM und 804 DM auf 1 zu 1,17 zurück. Weitet man die Betrachtung wiederum auf das Jahr 1970 aus, dann haben wir ein Verhältnis von 1 zu 1,13 vor uns. Sowohl die Durchschnittswerte als auch die Medianwerte lassen also im Untersuchungszeitraum eine leichte Annäherung der Haushaltseinkommen von Arbeitern und An-

32 Ebda., S. 10.

33 *Erwin K. Scheuch* unter Mitarbeit von *Hansjürgen Daheim*, Sozialprestige und soziale Schichtung, in: *David V. Glass/René König* (Hrsg.), Soziale Schichtung und soziale Mobilität, Sonderheft 5 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Köln/Opladen 1961, S. 103.

34 DIW-Wochenbericht 34/1973, S. 307.

gestellten erkennen, die bis zum Jahre 1970 noch deutlicher sichtbar wird.[35] Dabei ist zu bedenken, daß die Einkommen in Arbeiterhaushalten angesichts der dort stärker ausgeprägten Frauenerwerbstätigkeit von mehr Personen erwirtschaftet wurden als in Angestellten- und Beamtenhaushalten. So wiesen die Arbeiterhaushalte im Jahre 1955 durchschnittlich 1,72, die Haushalte von Angestellten und Beamten durchschnittlich 1,56 Einkommensbezieher auf. Im Jahre 1959 lagen die entsprechenden Durchschnittswerte bei 1,75 und 1,62.[36]
Schließlich ist auch darauf hinzuweisen, daß der Abbau des Einkommensunterschiedes zwischen Arbeiter- und Angestelltenhaushalten nicht notwendigerweise zusammenging mit einer Annäherung des sozialen Ansehens beider Gruppen. Dies zeigen Umfragen aus den Jahren 1955 und 1960, bei denen danach gefragt wurde, wer in der Bevölkerung im allgemeinen mehr angesehen sei, ein kaufmännischer Angestellter, der 300 DM monatlich verdiene, oder ein Gießereiarbeiter mit einem Monatseinkommen von 450 DM. Im Jahre 1955 waren 56 % der Befragten der Auffassung, der kaufmännische Angestellte habe das größere Ansehen. Bis zum Jahre 1960 ging dieser Anteil zwar auf 51 % zurück, doch äußerte sich diese Veränderung nicht in einem Anstieg des Anteils derjenigen, welche dem Gießereiarbeiter die größere Anerkennung zuschrieben, sondern es wuchs nur der Anteil der Unentschiedenen von 23 % auf 29 %.[37]
Während bei den Haushaltseinkommen von Arbeitern und Angestellten (einschließlich Beamten) eine gewisse Angleichung festzustellen ist, verstärkten sich die Abstände der Haushaltseinkommen von Angestellten und Selbständigen. Geht man wiederum vom arithmetischen Mittel aus, dann lag im Jahre 1950 das Verhältnis der Einkommen von Angestelltenhaushalten zu den Einkommen von Selbständigenhaushalten bei 1 zu 1,33, im Jahre 1955 bei 1 zu 1,35, im Jahre 1960 bei 1 zu 1,52 und im Jahre 1970 schließlich bei 1 zu 1,77. Das Verhältnis der Medianwerte veränderte sich von 1 zu 1,26 im Jahre 1950 über 1 zu 1,32 im Jahre 1955 auf 1 zu 1,43 im Jahre 1960. Im Jahre 1970 betrug das Verhältnis sogar 1 zu 1,78.[38] Der wachsende Abstand der Einkommen von Angestelltenhaushalten und Haushalten von Selbständigen war Teil des allgemeineren Prozesses des Auseinandertretens der Einkommen von abhängig Beschäftigten und Selbständigen.
Orientiert man sich an Durchschnittswerten, so erhöhten sich in der gewerblichen Wirtschaft im Untersuchungszeitraum die Nettoeinkommen aus unselbständiger Arbeit und aus Vermögen bei den Arbeitnehmern von 3 256 DM im Jahre 1950 über 4 739 DM im Jahre 1955 auf 6 799 DM im Jahre 1960. Betrachtet man im Vergleich hierzu die Nettoeinkommen aus Unternehmertätigkeit und Vermögen pro Selbständigem und mithelfendem Familienangehörigen, so stiegen diese Einkommen von 7 405 DM im Jahre 1950 über 12 771 DM im Jahre 1955 auf 18 758 DM im Jahre 1960. Einem Anstieg um 109 % bei den Arbeitnehmern im Zeitraum von 1950 bis 1960 stand also ein Anstieg um 153 % bei den Selbständigen gegenüber. Bezieht man die durchschnittlichen Nettoeinkommen beider Gruppen aufeinander, dann ergibt dies für das Jahr 1955 ein Vielfaches von 2,69 und für das Jahr 1960 ein Viel-

35 Zur vorausgehenden Entwicklung der Erwerbseinkommen seit 1928 siehe *Günter Menges/Heinrich Kolbeck*, Löhne und Gehälter nach den beiden Weltkriegen. Tabellen und Schaubilder auf Grund statistischer Untersuchungen, Meisenheim/Glan 1958. Zu den Verdiensten von Arbeitern und Angestellten in Produktionsbetrieben siehe *Ludwig Neundörfer*, Die Angestellten. Neuer Versuch einer Standortbestimmung, Stuttgart 1961, S. 148–152.

36 *Carl Föhl* unter Mitarbeit von *Manfred Wegner* und *Leo Kowalski*, Kreislaufanalytische Untersuchung der Vermögensbildung in der Bundesrepublik und der Beeinflußbarkeit ihrer Verteilung, Tübingen 1964, S. 51. Siehe auch *Hans Hofbauer*, Zur sozialen Gliederung der Arbeitnehmerschaft. Arbeiter und Angestellte in der Gesellschaftshierarchie, Köln/Opladen 1965, S. 143.

37 *Elisabeth Noelle/Erich Peter Neumann*, Jahrbuch der öffentlichen Meinung 1958–1964, Allensbach/Bonn 1965, S. 367.

38 DIW-Wochenbericht 34/1973, S. 307.

faches von 2,76.[39] Legt man eine Quintileinteilung zugrunde, dann zeigt sich, daß im Jahre 1950 ein Fünftel des gesamten verfügbaren Einkommens von 5,4 % aller Haushalte bezogen wurde, während 45,2 % der Haushalte ein anderes Fünftel der Einkommen bezogen. Im Jahre 1955 lagen die entsprechenden Werte bei 5,8 % und 44,1 %, im Jahre 1960 bei 6,0 % und 43,9 %. Diese Werte blieben bis 1970 weitgehend stabil.[40] Die Angleichung der Haushaltseinkommen bei den abhängig Beschäftigten ging also mit einer über die Zeit hinweg weitgehend stabilen Ungleichverteilung des insgesamt verfügbaren Einkommens einher.
Nun sind Einkommensunterschiede nicht nur ein ökonomischer Tatbestand, sie unterliegen auch der gesellschaftlichen Bewertung. Zum Ausdruck kommt diese Bewertung unter anderem in den Vorstellungen, welche Einkommen für welche beruflichen Positionen angemessen sind. Einen Eindruck von diesen Vorstellungen vermittelt eine 1957 durchgeführte Umfrage, bei der das als »gerecht« angesehene Einkommen für acht Berufe ermittelt wurde. In dieser Befragung wurden ein monatliches Nettoeinkommen von 316 DM für eine Textilarbeiterin und ein Einkommen von 1 198 DM für den »Direktor einer großen Fabrik« als angemessen angesehen. Die Einkommen standen also in einem Verhältnis von 1 zu 3,8. Nur wenig geringer als das Einkommen des Direktors fiel das als gerecht angesehene Einkommen eines Hochschulprofessors aus. Bezogen auf das Einkommen eines Automechanikers von 464 DM, lag das als angemessen angesehene Einkommen eines Bundestagsabgeordneten von 646 DM nur um 39 % höher. Die in den 50er Jahren hohe Einschätzung des Berufs des Bergarbeiters fand ihren Niederschlag darin, daß dessen als angemessen angesehenes Einkommen nicht einmal 4 % niedriger lag als das eines Bundestagsabgeordneten und mehr ausmachte als die Hälfte des »gerechten« Einkommens eines Fabrikdirektors.[41]
Ein Bild von der Einkommensverteilung, das nicht auf die Stellung im Erwerbsleben, sondern auf soziale Schichten bezogen ist, vermittelt die schon erwähnte Untersuchung von Janowitz. Er beschränkt sich dabei auf die Haushaltseinkommen der vier städtischen Schichten seines Modells, also auf die Einkommen in der oberen Mittelschicht, der unteren Mittelschicht, der oberen Unterschicht und der unteren Unterschicht. Nimmt man die mittleren Einkommen, das heißt jene zwischen 400 DM und 699 DM, in den Blick, dann lagen in der unteren Mittelschicht 37,1 % und in der oberen Unterschicht 36 % der Haushalte in diesem Bereich. Als ein Grund hierfür werden von Janowitz die relativ hohen Löhne der gelernten Arbeiter angesehen. Auch der nächsthöheren Einkommenskategorie, welche die Einkommen zwischen 700 DM und 899 DM umfaßt, gehörten noch 6,1 % der Haushalte der oberen Unterschicht an. Janowitz zufolge bedeutete die Entstehung einer mittleren Einkommensgruppe »jedoch – auch wenn eine Schwächung der traditionellen ›Klassengrenzen‹ damit verbunden ist – keine gleichmäßige Verteilung der Einkommen über die gesamte Sozialstruktur Westdeutschlands«.[42] Schließlich lagen die Einkommen in der unteren Unterschicht immer noch bedeutend niedriger als diejenigen in den nächsten beiden Schichten. So verfügten 42 % der Familien in der unteren Unterschicht über ein Einkommen unter 300 DM, wohingegen dies nur bei 21 % der Familien in der oberen Unterschicht und bei 18,7 % der Familien in der unteren Mittelschicht der Fall war.[43]
Ausgeprägt waren die Einkommensunterschiede in der oberen Mittelschicht, was damit zusammenhängt, daß es in dieser Schicht Gruppen gab, deren soziale Stellung eher auf dem

---

39 *Eike Ballerstedt/Wolfgang Glatzer* unter Mitw. von *Karl-Ulrich Mayer* und *Wolfgang Zapf*, Soziologischer Almanach. Handbuch gesellschaftspolitischer Daten und Indikatoren für die Bundesrepublik Deutschland, Frankfurt/New York 1975, S. 383.
40 DIW-Wochenbericht 25/1973, S. 224 f.
41 *Noelle/Neumann*, S. 367.
42 *Janowitz*, S. 27.
43 Ebda., S. 27.

Prestige des ausgeübten Berufes als auf dem damit verbundenen Einkommen beruhte. Zusammenfassend kommt Janowitz zu dem Schluß: »Während also eine mittlere Einkommensgruppe entstanden ist, zu der eine knappe Mehrheit aller westdeutschen Familien gehört, so unterscheiden sich doch die obere Mittelschicht und die untere Mittelschicht durch das Einkommen beträchtlich von dieser Gruppe.«[44] Wie sich Mitte der 50er Jahre das zur Verfügung stehende Einkommen auf die Befriedigung elementarer Lebensbedürfnisse auswirkte, zeigt eine Umfrage vom November 1956. Bei dieser Umfrage äußerten 42 % der Befragten, die der Unterschicht zugerechnet wurden, die Meinung, daß es bei der persönlichen Versorgung mit Kohle im kommenden Winter knapp werde. In der als »breite Mittelschicht« bezeichneten Gruppe der Befragten waren 27 % dieser Meinung. In der Oberschicht und gehobenen Mittelschicht machte dieser Anteil mit 21 % nur die Hälfte des Anteils in der Unterschicht aus.[45]

Außer bei der Einkommensverteilung wird die Tatsache sozialer Schichtung bei der Wohnungsversorgung und bei der Ausstattung der Haushalte mit langlebigen Gebrauchsgütern besonders augenfällig. Betrachtet man den mietrechtlichen Status der Haushalte, so nahm der Anteil der Eigentümer im Laufe der 50er Jahre deutlich zu. Waren im Jahre 1950 nur 25 % aller Haushalte Eigentümer von Wohnraum, so erhöhte sich dieser Anteil über 28 % im Jahre 1956 auf 33,9 % im Jahre 1960. Im gleichen Zeitraum stieg auch der Anteil der Mieter von 40 % auf 50 % an. Dies erklärt sich daraus, daß der aufgrund der Kriegszerstörungen und der nachfolgenden Bevölkerungsverschiebungen verbreitete Status des Untermieters stark an Bedeutung verlor. Waren 1950 noch 35 % aller Haushalte Untermieter, so machte dieser Anteil im Jahre 1960 nur noch 16,1 % aus.[46]

Differenziert man nach der Stellung im Erwerbsleben, dann zeigt sich, daß Wohnungseigentum bei Arbeitern etwas stärker verbreitet war als bei Angestellten und Beamten.[47] Dies hängt damit zusammen, daß Arbeiter häufiger als Angestellte und Beamte in ländlich strukturierten Räumen lebten, in denen der Erwerb von Wohnungseigentum leichter möglich war als in städtischen Gebieten. Ausgeprägt waren die Unterschiede hinsichtlich der Größe des zur Verfügung stehenden Wohnraums und der Ausstattung der Wohnung. Eine im Jahre 1959 durchgeführte Studie ergibt das Bild, daß, bezogen auf den Haupternährer und dessen Ehefrau, 34 % der Haushalte von Facharbeitern, aber 64 % der Haushalte von mittleren Angestellten und Beamten mehr als 1,1 Wohnraum pro Person zur Verfügung hatten. Über ein Bad verfügten 22 % der Haushalte von un- und angelernten Arbeitern und 34 % der Haushalte von Facharbeitern, aber 75 % der Haushalte von mittleren Angestellten und Beamten. Der Anteil der Haushalte mit einem Bad war bei mittleren Angestellten und Beamten höher als bei Haushalten von Händlern und Handwerkern.[48]

Vergleicht man die Haushalte im Hinblick auf die Ausstattung mit langlebigen Gebrauchsgütern, dann zeigt die Studie ebenfalls erhebliche Unterschiede bei den für die zweite Hälfte der 50er Jahre typischen Prestigegütern.[49] Während etwa bei der Ausstattung mit einem Radiogerät zwischen Haushalten von Facharbeitern und solchen von mittleren Angestellten und Beamten kaum mehr Unterschiede bestanden, waren solche Unterschiede ausgeprägt bei der Ausstattung mit Staubsaugern, elektrischen Rasierapparaten, Kühlschränken und

44 Ebda., S. 28.
45 *Elisabeth Noelle/Erich Peter Neumann*, Jahrbuch der öffentlichen Meinung 1957, Allensbach/Bonn 1957, S. 236.
46 *Ballerstedt/Glatzer*, S. 166,
47 *Udo Tensi*, Einkommen, Eigentumsbildung und Schichtzugehörigkeit, in: Soziale Welt 10, 1959, S. 212.
48 *Hansjürgen Daheim*, Die Vorstellungen vom Mittelstand, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 12, 1960, S. 277.
49 Ebda., S. 276.

elektrischen Mixern. Ebenfalls stark waren die Unterschiede beim Autobesitz. Während in 31 % der Haushalte von mittleren Angestellten und Beamten ein Auto vorhanden war, war dies nur in 8 % der Haushalte von Facharbeitern der Fall. Relativ häufig besaßen Haushalte von Facharbeitern hingegen ein Motorrad, welches für große Gruppen der Bevölkerung ja das Einstiegsfahrzeug bei der einsetzenden Motorisierungswelle darstellte. Ebenfalls augenfällig sind die Unterschiede bei der Ausstattung mit einem Telefon. Bei einer im Vergleich zu heute insgesamt deutlich geringeren Telefondichte verfügten 3 % der Haushalte von Facharbeitern, aber 26 % der Haushalte von mittleren Angestellten und Beamten über ein Telefon. Auffallend gering waren hingegen die Unterschiede zwischen den beiden Gruppen bei der Ausstattung mit einem Fernsehgerät.
Einige Unterschiede in der Wohnungsversorgung und der Ausstattung mit langlebigen Gebrauchsgütern sind sicherlich auf das jeweils verfügbare Einkommen zurückzuführen. Darüber hinaus schlugen sich aber auch schichtspezifische Einstellungsmuster nieder, die nicht allein ökonomisch zu erklären sind.[50] Die Abschwächung der Unterschiede zwischen Arbeiter- und Angestelltenteinkommen hatte deshalb nicht notwendigerweise eine Nivellierung der Lebensstile zur Folge. Allerdings ist auch zu sehen, daß, nicht zuletzt bedingt durch ihr Anwachsen, sich die Gruppe der Angestellten in einem Maße differenzierte, das den Arbeiter-Angestellten-Unterschied teilweise überlagerte.[51]

3. Soziale Mobilität in der Bundesrepublik

Im Hinblick auf die gesellschaftlichen Umschichtungsprozesse seit den 20er Jahren vertritt Schelsky die Auffassung, daß bis auf die Unterbrechung durch die Weltwirtschaftskrise die Epoche ein gewisses Recht gehabt habe, »den sozialen Aufstieg als eine allgemeine Möglichkeit, also als strukturelles Kennzeichen der industriellen Gesellschaft und ihrer Entwicklung, anzusehen«. Aus diesem Grunde lasse sich auch von einer »Wohlstands- oder Aufstiegsphase der industriell-bürokratischen Gesellschaft sprechen«.[52] Auf diese Wohlstands- oder Aufstiegsphase sei nun eine Phase gefolgt, die durch breit angelegte soziale Abstiegsprozesse gekennzeichnet sei. Und in diesen Abstiegsprozessen wird ja eine wesentliche Ursache für die Nivellierungstendenzen in der Nachkriegsgesellschaft gesehen. Wie steht diese Auffassung Schelskys, die sich im wesentlichen auf die Ergebnisse der im Rahmen seiner Untersuchung angefertigten Familienmonographien stützt, nun zu anderen Befunden über die Erscheinungsformen und das Ausmaß sozialer Mobilität nach dem Zweiten Weltkrieg? Für das Jahr 1953 liegt ein solcher Befund vor. Er ist das Ergebnis einer von Karl Martin Bolte in Schleswig-Holstein durchgeführten Befragung.[53] Bei der Analyse der beruflichen Mobilität in der Befragtengruppe wird zwischen Einheimischen und Flüchtlingen, bei denen es sich in der Regel um Vertriebene handeln dürfte, unterschieden. Beide Gruppen werden wiederum in ›Ältere‹ und ›Jüngere‹ unterteilt. Dabei zeigt sich, daß, während im Zeitraum von 1939 bis 1946 bei den Einheimischen 8,5 % der Älteren und 9,9 % der Jüngeren einen sozialen Abstieg erlebten, dies bei 27,8 % der älteren Flüchtlinge und bei 22,8 % der jüngeren

50 *Hans-Jürgen Kersig*, Die nivellierte Mittelstandsgesellschaft, Diss. Köln 1961, S. 86. Zum politischen Interesse und zur Mitgliedschaft in freiwilligen Organisationen von Arbeitern und Angestellten siehe *Erich Reigrotzki*, Soziale Verflechtungen in der Bundesrepublik. Elemente der sozialen Teilnahme in Kirche, Politik, Organisationen und Freizeit, Tübingen 1956, S. 105 und S. 175.

51 *Jürgen Kocka*, Die Angestellten in der deutschen Geschichte 1850–1980. Vom Privatbeamten zum angestellten Arbeitnehmer, Göttingen 1981, S. 200 f.

52 *Schelsky*, Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart, S. 220 f.

53 *Karl Martin Bolte*, Sozialer Aufstieg und Abstieg. Eine Untersuchung über Berufsprestige und Berufsmobilität, Stuttgart 1959.

Flüchtlinge der Fall war. Weniger stark ausgeprägt waren die Unterschiede zwischen Einheimischen und Flüchtlingen beim beruflichen Aufstieg. Hier standen Anteilen von 4,8 % bei den älteren Einheimischen und 9,9 % bei den jüngeren Einheimischen Anteile von 2,4 % bei den älteren Flüchtlingen und 5,4 % bei den jüngeren Flüchtlingen gegenüber.[54]
Im Zeitraum von 1946 bis 1953 waren die Prozesse des sozialen Aufstiegs bei den Flüchtlingen stärker ausgeprägt als bei den Einheimischen. Hierbei dürfte es sich jedoch um eine Annäherung an den früheren sozialen Status und weniger um einen langfristig angelegten sozialen Aufstieg handeln. Die Anteile derjenigen, die zwischen 1946 und 1953 abstiegen, unterschieden sich bei Einheimischen und Flüchtlingen nur geringfügig, doch wurden die Flüchtlinge, insbesondere die älteren unter ihnen, weitaus häufiger arbeitslos als die Einheimischen. Nimmt man die Tatbestände »sozialer Abstieg« und »Arbeitslosigkeit« zusammen, dann waren davon 12,2 % der älteren und 11,2 % der jüngeren Einheimischen, aber 29,3 % der älteren und 15,6 % der jüngeren Flüchtlinge betroffen. Im Hinblick auf die Frage, welchen Einfluß Kriegs- und Nachkriegszeit auf die Prozesse des sozialen Abstiegs und Aufstiegs hatten, ist es freilich nicht unproblematisch, sozialen Abstieg und Arbeitslosigkeit zu einer Schicksalslage zusammenzufassen. So vermutet Bolte, daß bei einem Teil der Arbeitslosen die Konjunkturlage des Jahres 1953 eine größere Rolle spielte als die Umschichtungsprozesse der Kriegs- und Nachkriegszeit.[55]
Ungünstige wirtschaftliche Bedingungen schlagen sich nicht nur in Prozessen des sozialen Abstiegs nieder, sondern verhindern auch sozialen Aufstieg. Weiterhin werden Personen, die aus dem Erwerbsleben ausscheiden, dies nicht immer freiwillig tun, was bedeutet, daß sie gewissermaßen einen sozialen Abstieg erleben. Unter Berücksichtigung dieser Momente kommt Bolte zu dem Schluß, daß, gemessen an der Ausgangsposition des Jahres 1938, etwa 3 % der älteren Einheimischen und rund 30 % der Flüchtlinge infolge der Kriegs- und Nachkriegsereignisse einen beruflichen Abstieg erlebten. Geht man allerdings von der Annahme aus, daß die Arbeitslosigkeit älterer Einheimischer und der Abgang aus dem Erwerbsleben bei Einheimischen und Flüchtlingen zumindest teilweise kriegs- und nachkriegsbedingt waren, dann ist das Ausmaß des sozialen Abstiegs bei den älteren Einheimischen zwischen 3 % und 15 % und bei den älteren Flüchtlingen zwischen 30 % und 45 % anzusetzen.[56] Auch wenn Einheimische und Flüchtlinge im Hinblick auf die Häufigkeit eines sozialen Abstiegs deutliche Unterschiede aufwiesen, so war das gesamte Ausmaß des sozialen Abstiegs in einem Bundesland mit einem so hohen Anteil von Vertriebenen gewaltig.
Unterschiede in der sozialen Mobilität zwischen Einheimischen, Vertriebenen und Flüchtlingen werden auch in der Studie von Janowitz sichtbar. Bei den Befragten insgesamt unterschieden sich die Aufstiegs- und Abstiegsraten nur geringfügig. Einem Anteil von 9,5 % Aufsteigern innerhalb einer Generation stand ein Anteil von 11,3 % Absteigern gegenüber. Während aber zwischen 1939 und 1955 nur 7,4 % der Einheimischen einen sozialen Abstieg erlebten, war dies bei 23,9 % der Vertriebenen und bei 21,7 % der Flüchtlinge der Fall. Die Raten des sozialen Aufstiegs, nämlich 9,8 % bei den Einheimischen, 6,9 % bei den Vertriebenen und 10,0 % bei den Flüchtlingen, unterschieden sich hingegen weniger stark. Gegenüber der Mobilität innerhalb einer Generation war die Mobilität zwischen den Generationen, sowohl was die Aufstiege als auch was die Abstiege anbelangt, stärker ausgeprägt. Auch hier war der soziale Abstieg etwas häufiger als der soziale Aufstieg. Einen sozialen Abstieg zwischen den Generationen erlebten 17,0 % der Einheimischen, 32,2 % der Vertriebenen und 25,4 % der Flüchtlinge.[57]

54 Ebda., S. 139.
55 Ebda., S. 146.
56 Ebda., S. 147.
57 *Janowitz*, S. 23.

Die deutlich höhere Rate des sozialen Abstiegs bei den Vertriebenen und Flüchtlingen ist, worauf Janowitz hinweist, im Zusammenhang zu sehen mit der Tatsache, daß in diesen Gruppen zahlreiche Bauern vom landwirtschaftlichen zum industriellen Beschäftigungssystem überwechseln mußten.[58] Im Hinblick auf die Mobilität der Landwirte in der Untersuchungsgruppe zeigt das Datenmaterial, daß von den selbständigen Landwirten des Jahres 1939 im Jahre 1955 nur noch 62,4 % diesen Status innehatten. In die untere Unterschicht stiegen 20,2 % ab. Landarbeiter wurden 2,6 %. Der oberen Unterschicht gehörten 3,0 % und der unteren Mittelschicht 6,9 % an.[59] Bei der Beurteilung des Ausmaßes der sozialen Mobilität stellte Janowitz fest, »daß trotz der scheinbaren Stabilität der deutschen Sozialstruktur als ganzer eine beträchtliche Mobilität, und zwar sowohl nach oben als auch nach unten, stattfand. (Innerhalb einer Generation beträgt der Anteil der stabilen Gruppe 73,7 %, während er zwischen den Generationen auf 55,4 % sinkt.)« Weiterhin ließen die Daten seiner Meinung nach den Schluß zu, »daß zum großen Teil durch den Krieg bedingte innere Wanderungen und Zusammenbrüche für die Mobilität nach unten verantwortlich waren«.[60]
Noch höhere Raten des sozialen Abstiegs und Aufstiegs zwischen den Generationen als die von Janowitz festgestellten wurden bei einer 1959 durchgeführten bundesweiten Befragung ermittelt, deren Ergebnisse Hansjürgen Daheim in seine Studie zur beruflichen Mobilität einbezog. Gemessen wurden dabei die Veränderungen auf einer Berufsskala mit sechs Stufen. Dabei stand einer Aufstiegsrate von 30 % bei den älteren und von 28 % bei den jüngeren Befragten einer Abstiegsrate von 29 % in beiden Gruppen gegenüber.[61]
Unterschiede in den Raten des sozialen Aufstiegs und Abstiegs, die von der sozialwissenschaftlichen Forschung ermittelt werden, sind zu einem guten Teil durch das jeweilige methodische Vorgehen bestimmt. Trotz der Abweichungen im ermittelten Ausmaß der Mobilität lassen sich jedoch zwei Schlüsse ziehen. Zum einen gab es, wie die Studien von Bolte und Janowitz zeigen, deutliche Unterschiede zwischen ortsansässiger Bevölkerung und Vertriebenen bzw. Flüchtlingen. Vertriebene und Flüchtlinge waren deutlich häufiger vom Schicksal des sozialen Abstiegs betroffen als die einheimische Bevölkerung. Zum anderen ist aber auch deutlich, daß sich, worauf die Arbeiten von Janowitz und Daheim verweisen, in der Gesamtgesellschaft die Prozesse des sozialen Aufstiegs und des sozialen Abstiegs etwa die Waage hielten. Indessen läßt sich aus der Tatsache ausgeprägter Aufstiegs- und Abstiegsprozesse kein Beleg für eine soziale Nivellierung ableiten. Sehr vorsichtig kleidete Renate Mayntz diesen Sachverhalt im Jahre 1958 in die Formel, es handle sich bei dem von Schelsky behaupteten Zusammenhang von sozialer Mobilität und Nivellierung um »eine Ansicht, die sich jedoch vielleicht gar nicht zwangsläufig aus der Feststellung erhöhter Mobilität ergeben muß«.[62]

4. Gesellschaftliche Orientierungen

Ungleichheiten der Lebenslagen im Querschnittsvergleich und Veränderungen der Lebenslagen innerhalb einer Generation oder über Generationen hinweg sind gewöhnlich unmittelbar erfahrbare Realität für die Menschen in einer Gesellschaft. Wie diese Realität gedeutet und verarbeitet wird, hängt ab von den Vorstellungen über die Struktur des »gesellschaft-

58 Ebda., S. 24.
59 Ebda., S. 11.
60 Ebda., S. 11.
61 *Hansjürgen Daheim*, Berufliche Intergenerationen-Mobilität in der komplexen Gesellschaft, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 16, 1964, S. 105.
62 *Renate Mayntz*, Die soziologische Problematik umfassender Mobilitätsuntersuchungen, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 10, 1958, S. 227.

lichen Raumes«, in dem man zu leben glaubt, und von der eigenen Verortung in diesem Raum. Es ist ein Unterschied, ob man sich diesen Raum als durch einen unüberbrückbaren Gegensatz von »Unten« und »Oben« getrennt oder als durch Schichten gegliedert vorstellt. Die Ordnungsraster, die bei der kognitiven Repräsentation sozialer Ungleichheit Anwendung finden, sind allerdings, wie M. Rainer Lepsius bemerkt, nicht nur vielgestaltig, sondern häufig auch logisch nicht konsistent. Vor allem drei Grundformen der Orientierung im gesellschaftlichen Raum spielen eine Rolle: die Unterscheidung in Reiche und Arme, das dreigliedrige Schema von »Oben«, »Mitte« und »Unten« sowie eine Rangordnung von mehr oder weniger differenziert wahrgenommenen Berufsgruppen.[63] Die Wahrnehmung des Gefüges sozialer Schichtung sowie die Verortung in diesem Schichtungsgefüge sind ihrerseits wichtige Elemente der sozialen Realität.

Einen Eindruck von der Verortung im Schichtungsgefüge in der Mitte der 50er Jahre gibt wiederum die Studie von Janowitz. Bei Vorgabe von vier »Gesellschaftsklassen« rechneten sich 1,9 % der Befragten der Oberschicht, 43,2 % der Mittelschicht, 48,5 % der Arbeiterschicht und 5,3 % der Unterschicht zu.[64] Janowitz sieht in diesem Ergebnis einen Beleg für die Tendenz, sich mit Vorliebe in der Mitte einzustufen. Dieser Feststellung ist freilich die Frage entgegenzuhalten, ob es in dem vorgegebenen Schichtungsmodell überhaupt eine »Mitte« gibt. Läßt man die gering besetzte Ober- und Unterschicht einmal außer Betracht, dann könnte der Befund ja auch als ein Hinweis auf eine durch die große Mehrheit der Bevölkerung hindurchgehende Trennung zwischen Arbeiterschicht und Mittelschicht gedeutet werden. Zurückhaltung gegenüber einer solchen Deutung legen allerdings die Ergebnisse einer ebenfalls im Jahre 1955 von Renate Mayntz in Euskirchen durchgeführten Untersuchung nahe. In dieser Untersuchung sollten sich die Befragten unter anderem zu der Zahl der sozialen Schichten äußern, die in ihrer Stadt anzutreffen seien. Dabei zeigte sich, daß nur von 4 % derjenigen, die die entsprechende Frage überhaupt sinngemäß beantworteten, zwei Schichten genannt wurden. Von 46 % der Befragten wurden hingegen drei, von 16 % vier und von 15 % fünf Schichten genannt. Nimmt man alle Angaben zusammen, dann sah die Hälfte der Befragten die Euskirchener Gesellschaft in vier oder mehr soziale Schichten gegliedert.[65]

Einen differenzierteren Einblick in die Muster sozialer Ordnung gibt die Aufschlüsselung von Selbsteinstufungen nach der Schichtzugehörigkeit der jeweiligen Personen, wie sie sich aufgrund bestimmter Merkmalskombinationen ermitteln läßt. In der Studie von Janowitz mit ihren vier städtischen und zwei ländlichen Schichten zeigen sich in vier Fällen Konzentrationen bei der schichtspezifischen Selbsteinstufung. So rechneten sich von den Angehörigen der oberen Mittelschicht 70,3 % und von den Angehörigen der unteren Mittelschicht 75,3 % der »Mittelschicht« zu. Von den Angehörigen der unteren Unterschicht wiederum stuften sich 76,6 % und von den Landarbeitern 75,8 % in die »Arbeiterschicht« ein. Schwerpunkte bei der Selbsteinstufung, aber keine Konzentrationen in dem genannten Ausmaß, gab es bei der oberen Unterschicht und bei den selbständigen Landwirten. Von den Angehörigen der oberen Unterschicht, zu der vor allem die Facharbeiter gehören, rechneten sich 57,7 % der »Arbeiterschicht«, aber immerhin 37,1 % der »Mittelschicht« zu. Bei den selbständigen Landwirten lagen die Verhältnisse umgekehrt: 59,3 % sahen sich als der »Mittelschicht«, 30,4 % als der »Arbeiterschicht« zugehörig.[66]

---

63 *M. Rainer Lepsius*, Sozialstruktur und soziale Schichtung in der Bundesrepublik, in: *Richard Löwenthal/Hans-Peter Schwarz* (Hrsg.), Die Zweite Republik. 25 Jahre Bundesrepublik Deutschland – eine Bilanz, Stuttgart ^{2}1974, S. 79.

64 *Janowitz*, S. 28.

65 *Renate Mayntz*, Soziale Schichtung und sozialer Wandel in einer Industriegemeinde. Eine soziologische Untersuchung in der Stadt Euskirchen, Stuttgart 1958, S. 86.

66 *Janowitz*, S. 29.

In der Studie von Renate Mayntz, in der nicht nach der Selbsteinstufung in ein vorgegebenes Schichtungsschema, sondern in »Ausdruckskategorien« wie »untere Unterschicht«, »Arbeiter(klasse)«, »Mittelstand«, »Bürger(stand)« oder »Prominenz« gefragt wurde, gab es bei den Selbständigen sowie den mittleren Angestellten und Beamten erwartungsgemäß Konzentrationen bei der Ausdruckskategorie »Mittelstand«. Von den Angehörigen der beiden Berufsgruppen ordneten sich 47 % und 38 % dieser Kategorie zu. Auch bei den einfachen Angestellten und Beamten sahen sich 42 % als dem »Mittelstand« zugehörig. Bemerkenswert sind wiederum die Verhältnisse bei den Arbeitern. Die Mehrheit der ungelernten Arbeiter, nämlich 57 %, zählte sich zur Gruppe der »Arbeiter« bzw. zur »Arbeiterklasse«. Auch bei den ungelernten Arbeitern war es aber noch ein knappes Fünftel, das sich als zum »Mittelstand« gehörig einstufte. Unter den Facharbeitern rechneten sich 36 % zur »Arbeiterklasse« und ein Viertel zum »Mittelstand«.[67] Aus diesem Ergebnis zieht Renate Mayntz den Schluß, »daß nicht mehr von allen Arbeitern eine Schichtgrenze zwischen der Arbeiterschaft und den Mittelstandsgruppen wie Angestellten und selbständigen Gewerbetreibenden empfunden wird«.[68] Nimmt man bei den Facharbeitern die Ausdruckskategorien »Mittelstand«, »Bürger(stand)« und »Mittelschicht(klasse)« zusammen, so war hier die Selbsteinstufung in die wie auch immer verstandene gesellschaftliche Mitte sogar stärker ausgeprägt als die Zuordnung zur Arbeiterschaft. Die Autorin faßt diesen Befund in dem Urteil zusammen: »Hier scheint sich, zumindest was das Zugehörigkeitsgefühl angeht, die durch die Berufsdifferenzierung und höheren fachlichen Ansprüche verursachte Auffächerung der früher einheitlicheren Arbeiterschaft auszuwirken, die zu einer wesentlichen materiellen Besserstellung sowie einer höheren gesellschaftlichen Anerkennung des fachlich besonders qualifizierten Teiles der Arbeiterschaft geführt hat und in der Folge auch zu einer Umorientierung der schichtmäßigen Selbstzurechnung.«[69]

Auf der Linie der Schlußfolgerungen von Renate Mayntz liegt das Ergebnis einer Umfrage aus dem Jahre 1956. Aufgefordert anzugeben, welche Berufe als »bürgerlich« anzusehen seien, stuften 54 % der Arbeiter den Beruf des Arbeiters als bürgerlich ein. Erwartungsgemäß war die Selbsteinstufung der Angestellten in die Kategorie »bürgerlich« mit 83 % weitaus höher, doch kann es als Hinweis auf eine Abschwächung des traditionellen Arbeiter-Angestellten-Gegensatzes angesehen werden, daß 37 % der Angestellten den Beruf des Arbeiters als »bürgerlich« einschätzten. Wodurch die Vorstellung von dem, was »bürgerlich« heißt, bestimmt wurde, zeigt sich darin, daß 81 % der Arbeiter und 87 % der Angestellten den Handwerker als »bürgerlich« einstuften.[70] Daß nur noch für eine Minderheit der Arbeiter die Kategorie »bürgerlich« politisch negativ besetzt war, zeigt eine Umfrage aus dem gleichen Jahr, bei der lediglich 17 % der befragten Arbeiter der Auffassung waren, die Aussage, die Regierung in Bonn sei bürgerlich, spreche gegen diese Regierung.[71]

Die Orientierung zur gesellschaftlichen Mitte hin und die Zuordnung zur bürgerlichen Sphäre waren Entwicklungen, die nur Teile der Arbeiterschaft betrafen. Daneben gab es durchaus noch das Arbeiterbewußtsein, wie es Heinrich Popitz, Hans Paul Bahrth, Ernst August Jüres und Hanno Kesting in ihrer 1953/1954 durchgeführten Untersuchung feststellen: »Alle Arbeiter, mit denen wir gesprochen haben und die überhaupt ein Gesellschaftsbild

67 *Mayntz*, Soziale Schichtung, S. 103.
68 Ebda., S. 104.
69 Ebda., S. 104 f.
70 *Noelle/Neumann*, Jahrbuch der öffentlichen Meinung 1957, S. 119. Auf einen sich über alle Berufsgruppen hinweg erstreckenden »Konsensus über die Bürgerlichkeit des Handwerks« verweist auch *M. Rainer Lepsius*, Zum Wandel der Gesellschaftsbilder in der Gegenwart, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 14, 1962, S. 451.
71 *Noelle/Neumann*, S. 120.

in dem von uns definierten Sinne entwickeln, sehen die Gesellschaft als — unabwendbare oder abwendbare, unüberbrückbare oder ›partnerschaftlich‹ zu vermittelnde – Dichotomie, und sie beantworten die Frage nach ihrem eigenen gesellschaftlichen Ort durch ein Arbeiterbewußtsein, das es ihnen ermöglicht, sich innerhalb der Gesamtgesellschaft als ein Teil der Arbeiterschaft zu verstehen.«[72] Die Dichotomie zwischen der Industriearbeiterschaft und der übrigen Gesellschaft, »den anderen«, seien diese nun durch freie Unternehmer, Manager oder Funktionäre repräsentiert, macht, wie Popitz 1958 schreibt, das Wesen der »Klassengesellschaft« aus.[73]

In einem 1961 erschienenen Aufsatz äußert Schelsky die Auffassung, daß ein Befund wie der von Popitz u. a. erhobene vor allem da zu erwarten sei, wo ganze Belegschaften befragt würden.[74] Dabei würden auch jene Altersgruppen erfaßt, bei denen erfahrungsgemäß das Klassenbewußtsein noch stärker ausgeprägt sei. Diesem »generativen« Moment, wie Schelsky es nennt, mag durchaus eine gewisse Erklärungskraft zukommen. Schließlich war in der Gruppe der von Popitz u. a. befragten Arbeiter nur ein gutes Fünftel jünger als 26 oder 27 Jahre.[75] Wahrscheinlich stärker schlägt aber zu Buche, daß die Befragung in einem Großbetrieb durchgeführt wurde, in dem allein schon die große Zahl der Mitarbeiter die Chance erhöhte, daß die eigenen Erfahrungen als Arbeiter durch die Erfahrungen anderer Arbeiter bestätigt wurden. Dazu kommt, daß die außerbetriebliche Wirklichkeit von Arbeitern der Großindustrie im Durchschnitt stärker als die von Arbeitern in Klein- und Mittelbetrieben von einer traditionellen Arbeiterkultur bestimmt war, die in den 50er Jahren noch viel von ihrer prägenden Kraft hatte.[76] Insgesamt betrachtet, waren die Muster der Selbstverortung im Schichtungsgefüge in den 50er Jahren sicherlich vielfältiger als in den Jahrzehnten zuvor. Tendenzen einer Orientierung zur gesellschaftlichen Mitte hin sind nicht zu übersehen, doch steckte dahinter, was die Arbeiterschaft anbelangt, in vielen Fällen eher der Anspruch auf eine bestimmte gesellschaftliche Stellung als die Bekräftigung eines schon erreichten sozialen Status.

5. Die Rolle des Systems der sozialen Sicherung

Zu den politischen Kräften, welche zu dem von ihm behaupteten Prozeß der sozialen Nivellierung beitrugen, zählt Schelsky neben der Steuerpolitik die sich ständig ausweitende Sozialpolitik.[77] Diese Auffassung stützt sich auf die nicht bestreitbare Tatsache, daß die Sozialpolitik, die als Arbeiterschutz- und Arbeiterversicherungspolitik in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begonnen hatte, nach und nach zu einem Politikbereich wurde, der Einfluß auf die Lebenslage und Lebensgefühle der großen Mehrheit der Bevölkerung in den Industriegesellschaften hatte. Zwei Entwicklungen sind hierbei zu beobachten: die Ausweitung des geschützten Personenkreises und die Einbeziehung von immer mehr Tatbeständen in

72 *Heinrich Popitz/Hans Paul Bahrdt/Ernst August Jüres/Hanno Kesting*, Das Gesellschaftsbild des Arbeiters. Soziologische Untersuchungen in der Hüttenindustrie, Tübingen [4]1972, S. 237.

73 *Heinrich Popitz*, Zum Begriff der Klassengesellschaft, in: Hamburger Jahrbuch 3, 1958, S. 96 f.

74 *Helmut Schelsky*, Die Bedeutung des Klassenbegriffs für die Analyse unserer Gesellschaft, in: Jahrbuch für Sozialwissenschaft 12, 1961, S. 240.

75 *Popitz u. a.*, S. 28.

76 Zu den Formen und Inhalten der Selbstwahrnehmung innerhalb der Arbeiterschaft siehe *Harriett Moore/Gerhard Kleining*, Das soziale Selbstbild der Gesellschaftsschichten in Deutschland, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 12, 1960, S. 102–105 und S. 107–112.

77 Zu den Wirkungen der Besteuerung siehe *Volker Hentschel*, Steuersystem und Steuerpolitik in Deutschland 1890–1970, in: *Werner Conze/M. Rainer Lepsius* (Hrsg.), Sozialgeschichte der Bundesrepublik Deutschland. Beiträge zum Kontinuitätsproblem, Stuttgart 1983, S. 279–295.

die staatlich regulierte Daseinsvorsorge.[78] Waren es in Deutschland bei Einführung der Sozialversicherung in den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts im wesentlichen die Industriearbeiter, um deren elementare Sicherung es ging, so kamen im Jahre 1911 die Angestellten hinzu. Im Jahre 1938 wurde der Sozialversicherungsschutz schließlich auf die selbständigen Handwerker ausgedehnt. Was die von der sozialen Sicherung erfaßten Tatbestände anbelangt, so traten neben die Risiken Krankheit, Unfall, Invalidität und Alter, auf welche die Sozialversicherungsgesetze der 80er Jahre des 19. Jahrhunderts gerichtet waren, im Jahre 1911 das Risiko des Verlustes des Ernährers und 1927 das Risiko der Arbeitslosigkeit.
Ehe die Sozialpolitik in den 50er Jahren an diese Entwicklungen anknüpfen und sie weiterführen konnte, mußte sie sich allerdings auf die gewaltigen Problemlagen einlassen, die als Folge des Zweiten Weltkrieges und der Ereignisse der Nachkriegszeit auf der neugegründeten Bundesrepublik lasteten.[79] Dies geschah vor allem durch das Bundesversorgungsgesetz von 1950, das die Sicherung der Kriegsbeschädigten und Kriegshinterbliebenen regelte, und durch das Lastenausgleichsgesetz von 1952, welches das noch in die Besatzungszeit zurückreichende Soforthilfegesetz ablöste. Grundgedanke des Lastenausgleichs war es, für kriegsbedingte Schäden und Schäden infolge der politischen Ereignisse der Nachkriegszeit einen Ausgleich zu schaffen. Der Lastenausgleich sollte sowohl dem Grundsatz der sozialen Gerechtigkeit entsprechen als auch den wirtschaftlichen Möglichkeiten Rechnung tragen. Vorgesehen waren Ausgleichszahlungen an solche Personen, die Schaden an ihrem Vermögen erlitten hatten oder deren Existenzgrundlage zerstört worden war. Im Jahre 1956 erhielten 787 000 Personen Unterhaltshilfe, 54 000 kombinierte Unterhaltshilfe und Entschädigungsrente sowie ebenfalls 54 000 Entschädigungsrente. Bis zum Jahre 1960 ging die Zahl der Empfänger von Unterhaltshilfe auf 505 000 zurück, wohingegen sich die Zahl der Bezieher von kombinierter Unterhaltshilfe und Entschädigungsrente auf 179 000 und die der Empfänger von Entschädigungsrente auf 110 000 erhöhte.[80]
Richtet man den Blick auf die einzelnen Gruppen von Geschädigten, dann wurden im Jahre 1957 60 % der Gesamtausgaben des Lastenausgleichs für Vertriebene, 27 % für Kriegssachgeschädigte, 8 % für geschädigte Sparer und 4 % für Flüchtlinge aus der sowjetischen Besatzungszone aufgewendet.[81] Bis zum Jahre 1960 betrugen die Gesamtausgaben des Lastenausgleichs, einschließlich der Ausgaben nach dem Soforthilfegesetz, 37,8 Milliarden DM.[82] Im Hinblick auf die Wirkungen dieses gewaltigen Ausgleichsprogramms stellte Peter Paul Nahm, der selbst maßgeblich an der Durchführung des Lastenausgleichs beteiligt war, rückblickend fest, daß keine fühlbare Umschichtung von Vermögen und keine Änderung der Sozialstruktur bewirkt worden sei. Freilich habe der Lastenausgleich dazu beigetragen, »die Vermassung der Opfer von Vertreibung, Flucht und Bombenkrieg wieder aufzulösen«.[83]
Die Verhinderung der »Vermassung« der großen kriegs- und nachkriegsbedingten Schicksalsgruppen durch den Lastenausgleich und die Kriegsopferversorgung ist eine nicht gering zu veranschlagende Wirkung der Sozialpolitik in den 50er Jahren. Ein zweiter Aspekt verdient ebenfalls Beachtung. Lastenausgleich und Kriegsopferversorgung betrafen große Be-

78 Siehe hierzu *Jens Alber*, Vom Armenhaus zum Wohlfahrtsstaat. Analysen zur Entwicklung der Sozialversicherung in Westeuropa, Frankfurt/New York 1982. Zum Umfang der von der deutschen Sozialversicherung erfaßten Personenkreise siehe auch *Volker Hentschel*, Das System der sozialen Sicherung in historischer Sicht 1880–1975, in: Archiv für Sozialgeschichte XVIII, 1978, S. 307–352.
79 *Braun*, Das Streben nach »Sicherheit« in den 50er Jahren, S. 294 f.
80 Übersicht über die soziale Sicherung in Deutschland, hrsg. vom Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung, Bonn ^{5}1964, S. 133.
81 Ebda., S. 140.
82 Ebda., S. 139.
83 *Peter Paul Nahm*, Lastenausgleich und Integration der Vertriebenen und Geflüchteten, in: *Löwenthal/Schwarz* (Hrsg.), S. 820.

völkerungsgruppen, von denen einige zum erstenmal von sozialpolitischen Maßnahmen erfaßt wurden. Dadurch wurde die Ausdehnung der organisierten Daseinssicherung weiter vorangetrieben.[84] Auf der Linie dieses Prozesses lag auch die Schaffung von Versorgungswerken für die Angehörigen freier Berufe.[85] Quantitativ am bedeutsamsten war aber zweifellos die Einbeziehung der Landwirte in die soziale Sicherung durch die Schaffung der Altershilfe für Landwirte. Dies geschah im Jahre 1957, dem Jahr, in dem auch die Rentenversicherung auf eine neue Basis gestellt wurde.[86] Damit war nach den selbständigen Handwerkern nun die letzte große Bevölkerungsgruppe in das System der sozialen Sicherung einbezogen. Für den ursprünglichen Adressaten der Sozialpolitik, die Arbeiterschaft, bedeutete die Ausweitung der sozialen Sicherung auf die große Mehrheit der Bevölkerung, daß sie nun endgültig nicht mehr als eine aufgrund ihrer wirtschaftlichen und sozialen Lage besonders schutzwürdige Gruppe im Zentrum der staatlich organisierten Daseinsvorsorge stand. Dies blieb nicht ohne Einfluß auf das Selbstbewußtsein und auf die subjektive Verortung im Gefüge der sozialen Schichtung.

Nach wie vor unterschieden sich im Kernbereich des Systems der sozialen Sicherung, der Rentenversicherung, die durchschnittlichen Leistungen für Arbeiter und Angestellte aber deutlich. Im Untersuchungszeitraum nahm der Unterschied sogar noch weiter zu. So betrug im Jahre 1950 das Verhältnis der Durchschnittsrenten von Arbeitern und Angestellten 1 zu 1,53. Es erhöhte sich über 1 zu 1,58 im Jahre 1958 auf 1 zu 1,66 im Jahre 1965.[87] Neben der unterschiedlichen Höhe der Löhne und Gehälter während der Zeit der Erwerbstätigkeit spielte hierbei sicherlich die Tatsache eine Rolle, daß unter den Arbeitern der Anteil der Bezieher von Invaliditätsrenten mit kürzeren Beitragszeiten höher war als in der Gruppe der Bezieher von Angestelltenrenten.[88] Überhaupt schien das System der sozialen Sicherung zu Beginn der 50er Jahre die Trennung zwischen Arbeitern und Angestellten sogar wieder zu akzentuieren. Nach der in der Nachkriegszeit erfolgten Zusammenlegung der Versicherungseinrichtungen von Arbeitern und Angestellten kam es im Jahre 1954 nämlich wieder zur Errichtung einer eigenen Versicherungsanstalt für Angestellte.[89] Angesichts des im Prozeß der Technisierung und Rationalisierung des Arbeitslebens immer undeutlicher werdenden Inhalts der Begriffe »Arbeiter« und »Angestellter« wirkte diese Trennung im Bereich der Daseinsvorsorge anachronistisch.[90]

Tatsächlich wurde aber trotz der wieder eingeführten institutionellen Trennung in der Rentenversicherung aus dem System der sozialen Sicherung heraus ein Beitrag zur Angleichung des sozialen Status von Arbeitern und Angestellten geleistet. Dies geschah dadurch, daß der vielfach als Privileg wahrgenommene Anspruch der Angestellten, im Krankheitsfall das Bruttoarbeitsentgelt für die Dauer von sechs Wochen weitergezahlt zu bekommen, generalisiert wurde. Daß gerade in der Gehaltsfortzahlung im Krankheitsfall neben dem höheren Kindergeld, der besseren Altersversorgung und dem mit der Dauer der Dienstzeit steigenden Gehalt ein in besonderer Weise als ungerecht empfundenes Privileg der Angestellten gesehen wurde, zeigt auch die Studie von Popitz u. a. Als diskriminierend wurden darüber hin-

84 *Heinz Lampert*, Sozialpolitik, Berlin/Heidelberg/New York 1980, S. 166–175.
85 Übersicht über die soziale Sicherung in Deutschland, S. 85–87.
86 Ebda., S. 80–84.
87 *Hentschel*, Das System, S. 333.
88 Ebda., S. 334.
89 *Kocka*, S. 303 f.
90 *Eduard Gaugler*, Unterschiede zwischen Arbeitern und Angestellten in der betrieblichen Praxis, in: Soziale Welt 7, 1956, S. 293–303; *Dieter Claessens/Jochen Fuhrmann/Günter Hartfiel/Hans Zirwas*, Angestellte und Arbeiter in der Betriebspyramide. Eine empirisch-soziologische Studie über die Verteilung der Arbeitsplätze von Angestellten und Arbeitern, ihre Personaldaten und Arbeitsverdienste in Betrieben der gewerblichen Wirtschaft, Berlin 1959.

aus die Karenztage im Krankheitsfall wahrgenommen, die als Ausdruck des Mißtrauens gegenüber der Zuverlässigkeit der Arbeiter gelten konnten. Bestimmungen dieser Art trafen »sehr empfindlich das Gerechtigkeitsgefühl der Arbeiter und verstärkten das Bewußtsein, als Arbeiter von ›denen da oben‹ irgendwie als verdächtiger Sonderfall der Gesellschaftsordnung betrachtet zu werden«.[91] Beginnend mit dem Jahre 1957, wurde nun die Entgeltfortzahlung auch auf die Arbeiter ausgedehnt. Zunächst wurden die Arbeitgeber verpflichtet, einen Zuschuß zu den Leistungen der gesetzlichen Krankenversicherung bis zur Dauer von sechs Wochen zu zahlen. Bei Berücksichtigung von zwei Karenztagen sollte die Gesamtleistung an Arbeiter im Krankheitsfall 90 % des Nettolohns betragen. Im Jahre 1961 wurde bei einem Karenztag der Arbeitgeberzuschuß so erhöht, daß im Krankheitsfall eine Gesamtsicherung in Höhe von 100 % des Nettoarbeitsentgelts erreicht wurde. Ihren Abschluß fand diese Entwicklung schließlich im Jahre 1969, als es zu einer arbeitsrechtlichen Lösung der Lohnfortzahlung kam, bei der allen Arbeitnehmern im Falle von Krankheit für die Dauer von sechs Wochen die Weiterzahlung ihres Arbeitsentgelts durch den Arbeitgeber gesichert wurde.[92]

Nach Auffassung von Josef Mooser war und ist der Ausbau des Sozialstaats, dessen Kern das System der sozialen Sicherung ausmacht, »der am eindeutigsten politisch zurechenbare Faktor in der Lage der Arbeiter in den vergangenen hundert Jahren und wohl die hauptsächlichste Quelle ihrer Loyalität zum politischen System der Bundesrepublik«.[93] Zu diesem Ausbau des Sozialstaats gehört neben der die Unterscheidung zwischen Arbeitern und Angestellten allmählich überwindenden Sicherung im Krankheitsfall und der Sicherung im Falle von Arbeitslosigkeit vor allem die Sicherung im Alter. Obwohl sich die Alterssicherung bis in die 50er Jahre hinein auf einem relativ niedrigen Niveau bewegte, fand die Rentenversicherung eine breite Zustimmung in der Bevölkerung. So sprachen sich bei einer 1955 von Ludwig von Friedeburg und Friedrich Weltz durchgeführten Untersuchung 63 % der befragten Arbeiter und Angestellten für eine Pflichtversicherung aus, die öffentlich verwaltet werde und bei der die Renten nach den Beiträgen berechnet würden. Für eine aus Steuergeldern finanzierte einheitliche Staatsbürgerrente waren 14 % der Befragten, während sich 8 % für eine Form der Alterssicherung aussprachen, bei der die Arbeiter und Angestellten verpflichtet seien, sich bei einer Privatversicherung selbst zu versichern.[94] Wo einer öffentlich verwalteten Sozialversicherung der Vorzug gegeben wurde, wurde dies vor allem mit dem Pflichtcharakter der Sozialversicherung, der Gerechtigkeit des Versicherungssystems und der Krisenfestigkeit der Sozialversicherung begründet.[95] Die verbreitete Unzufriedenheit mit den Renten ging nicht zusammen mit einer Ablehnung des gesamten Systems der Sozialversicherung. Die Kritik an den Leistungen der Sozialversicherung blieb also innerhalb des Systems. Allerdings fügen die Autoren einschränkend hinzu, daß ihrer Auffassung nach die weitverbreitete Unzufriedenheit mit den Leistungen der Sozialversicherung sich nur deshalb nicht in einer grundsätzlichen Ablehnung des Systems auswirke, weil man nicht gewillt sei, »das Kind mit dem Bade auszuschütten«.[96]

Trotz Zugehörigkeit zur Sozialversicherung stellte die Altersarmut insbesondere für Arbeiter bis in die 50er Jahre hinein eine realistische »Zukunftsperspektive« dar.[97] Hier schuf die

91 *Popitz* u. a., S. 113.

92 *Johannes Frerich*, Sozialpolitik. Das Sozialleistungssystem der Bundesrepublik Deutschland. Darstellung, Probleme und Perspektiven der Sozialen Sicherung, München/Wien 1987, S. 103 f.

93 *Josef Mooser*, Abschied von der »Proletarität«. Sozialstruktur und Lage der Arbeiterschaft in der Bundesrepublik in historischer Perspektive, in: *Conze/Lepsius* (Hrsg.), S. 163.

94 *Ludwig von Friedeburg/Friedrich Weltz*, Altersbild und Altersvorsorge der Arbeiter und Angestellten, Frankfurt 1958, S. 67.

95 Ebda., S. 68.

96 Ebda., S. 70.

97 Ebda., S. 22–28.

Rentenreform von 1957, welche das zentrale sozialpolitische Ereignis in dem hier interessierenden Zeitraum und auch noch lange darüber hinaus darstellte, veränderte Rahmenbedingungen. Zunächst einmal brachte die Reform eine Erhöhung der laufenden Renten um etwa 60 % mit sich.[98] Darin kann eine nachträgliche Kompensation für den von den Rentnern geleisteten Konsumverzicht in den Aufbaujahren der Bundesrepublik gesehen werden. Für die im Erwerbsleben stehenden Arbeiter und Angestellten eröffnete die Reform die Perspektive, aufgrund der Dynamisierung der Renten an der (lange Zeit nur als Anstieg denkbaren) Einkommensentwicklung auch nach dem Ausscheiden aus dem Erwerbsleben teilzuhaben. Schließlich wurde mit der Rentenreform eine Entscheidung gegen die Basissicherung und zugunsten der Sicherung eines einmal erlangten Lebensstandards getroffen.[99] Eine solche Sicherung sollte dadurch erreicht werden, daß ein Arbeitnehmer mit Durchschnittsverdienst nach 40 Versicherungsjahren eine Rente in Höhe von 40 % des Bruttoeinkommens erhielt, das die Versicherten im Durchschnitt bezogen.[100] Auch wenn eine Alterssicherung mit dieser Ausrichtung nicht die Sozialeinkommen im Alter nivellierte, so hob sie doch große Gruppen der Bevölkerung auf ein bis dahin nicht gekanntes Sicherungsniveau.

Zur Verbesserung der Lage der Sozialrentner und zur Eröffnung der Perspektive eines am erreichten Lebensstandard orientierten Versorgungsniveaus im Alter kamen schließlich noch weitere Sozialleistungen, die an die Tatbestände »Familie« und »Wohnen« anschlossen. Im Jahre 1954 wurde der Familienlastenausgleich in das System der sozialen Sicherung einbezogen. Es wurde vom dritten Kind an ein Kindergeld an Erwerbstätige gezahlt, die der Unfallversicherungspflicht unterlagen und deren Jahreseinkommen einen bestimmten Höchstbetrag nicht überstieg. Im Jahre 1961 wurde das Kindergeld dann auf das zweite Kind ausgedehnt und die Einkommensgrenze für das dritte Kind aufgehoben.[101] Im Jahre 1960 wurde die Zahlung von Wohnbeihilfen in Angriff genommen.[102]

Mit der Ausdifferenzierung des Systems der sozialen Sicherung kam es in immer mehr Haushalten zu einer Kombination von Erwerbseinkommen und Transferleistungen. Diese Entwicklung wurde später von Kritikern der sozialpolitischen Entwicklung wie Morris Janowitz als eine der Ursachen für die Instabilität des Wohlfahrtsstaates angesehen.[103] Solche Probleme waren in den 50er Jahren aber noch kein Thema. In dem hier untersuchten Zeitraum waren es, dies sei noch einmal hervorgehoben, nicht nur die Sozialleistungen an sich, welche zur Verbesserung der Lebensbedingungen großer Bevölkerungsgruppen beitrugen, es war auch die Universalisierung der Zugehörigkeit zum System der sozialen Sicherung, welches für diejenigen, die jahrzehntelang als »wirtschaftlich Schwache« oder »Bedürftige« Hauptadressaten der Sozialpolitik gewesen waren, eine Statusanhebung mit sich brachte. Dadurch, daß die Sozialpolitik die Zugehörigkeit zum System der sozialen Sicherung zu einem Teil der gesellschaftlichen Normalität machte,[104] trug sie auf ihre Weise zu einer gewissen Angleichung von sozialen Befindlichkeiten bei.[105]

98 *Hans Günter Hockerts*, Sicherung im Alter. Kontinuität und Wandel der gesetzlichen Rentenversicherung 1889–1979, in: *Conze/Lepsius* (Hrsg.), S. 314.

99 Ebda., S. 314.

100 Ebda., S. 315.

101 Übersicht über die soziale Sicherung in Deutschland, S. 93 f. Zur weiteren Entwicklung siehe *Frerich*, S. 97–98.

102 Übersicht über die soziale Sicherung in Deutschland, S. 116; *Frerich*, S. 122–123.

103 *Morris Janowitz*, Social Control of the Welfare State, New York/Oxford/Amsterdam 1976, S. 72–84.

104 Dies gilt auch für den sogenannten »Mittelstand«. Siehe *Heinz Kluth*, Gestaltwandel des Mittelstandes, in: Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft 113, 1957, S. 259.

105 Zum Gesamt der Lebensgefühle in den 50er Jahren siehe *Friedrich H. Tenbruck*, Alltagsnormen und Lebensgefühle in der Bundesrepublik, in: *Löwenthal/Schwarz* (Hrsg.), S. 294–299.

6. Versuch einer Bewertung

Der Entstehungszusammenhang der These von der nivellierten Mittelstandsgesellschaft wurde bestimmt durch die Erfahrung massenhafter sozialer Deklassierung, die ihre Ursache im kriegsbedingten Tod des Ernährers, in Vermögensverlusten, Vertreibung, Flucht und politischer Säuberung hatte. In den Jahren 1949 und 1950, in denen Schelsky seine familiensoziologischen Untersuchungen durchführte, welche die empirische Basis für die These von der sozialen Nivellierung abgaben, sprach vieles für die Annahme, daß die Deklassierungen – wenn überhaupt – in absehbarer Zeit nicht überwunden werden könnten. Zu einem solchen Urteil kamen auch ausländische Beobachter, die angesichts der gewaltigen Probleme, die auf der neugegründeten Bundesrepublik lasteten, die Zukunft dieses Staatsgebildes skeptisch beurteilten.[106] Die Eigenart der Schelskyschen These besteht darin, daß die in ihrem Ausmaß und in ihren Wirkungen wohl richtig eingeschätzten Prozesse der sozialen Deklassierung teilweise aus ihrem zeitgeschichtlichen Bezug herausgelöst und mit einer langfristig angelegten Strukturveränderung der Industriegesellschaft in Verbindung gebracht wurden: dem kollektiven Aufstieg der Industriearbeiterschaft. Daraus leitete sich für Schelsky das Bild einer Gesellschaft ab, in der sozialer Abstieg und sozialer Aufstieg im Vorgang der sozialen Nivellierung zusammenlaufen. Was im Jahre 1950 sicherlich noch nicht erkennbar war, zeichnete sich freilich in den folgenden Jahren bald ab, nämlich die Fähigkeit des politischen und wirtschaftlichen Systems, soziale Deklassierungen aufzufangen und großen Gruppen der von den kriegs- und nachkriegsbedingten Schicksalslagen betroffenen Menschen eine Wiederannäherung an den einstmals innegehabten sozialen Status zu ermöglichen. Der von Schelsky konstatierte allgemeine Wunsch nach sozialem Aufstieg wurde zumindest von Teilen der sozial Deklassierten im Verlauf der 50er Jahre auch realisiert.

Auch wenn Schelsky aus heutiger Sicht spezifische Bedingungen der Nachkriegszeit in ihrer längerfristigen Bedeutung überschätzt hat, so geht seine These doch nicht völlig an der Wirklichkeit vorbei. Schließlich erstreckt sie sich auch auf Entwicklungen, welche längerfristig tatsächlich zu einer gewissen Annäherung von Lebenslagen führten. Das hängt wesentlich mit dem von Schelsky betonten kollektiven Aufstieg der Arbeiterschaft zusammen. Dieser Aufstieg führte – zusammen mit Differenzierungsprozessen innerhalb der Gruppe der Angestellten – zu einer Auflockerung der Trennungslinie zwischen Arbeitern und der Mehrheit der Angestellten. Diese Trennung war bis in die 30er Jahre hinein in Deutschland besonders ausgeprägt. Jürgen Kocka und Michael Prinz sehen eine Ursache hierfür darin, daß die aufgrund der frühen Ausprägung der Klassengegensätze bedingte Ausgrenzung der Arbeiterschaft aus der bürgerlichen Gesellschaft, die mit einer starken Arbeiterbewegung einherging, bei den Angestellten, denen in Wirtschaft und Staat eine Sonderstellung eingeräumt wurde, die Neigung begünstigte, sich pointiert als Nicht-Arbeiter zu verstehen. Eine Rolle spielte ihrer Auffassung nach auch, daß in Deutschland stärker als in anderen Ländern vorkapitalistische Traditionen weiterbestanden. Dabei handelte es sich sowohl um ständische Reststrukturen als auch um bürokratische Strukturen, die in Deutschland teilweise weit zurückreichten und in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sogar wieder eine Verstärkung erfuhren.[107]

Nach 1933 gab es – so Kocka und Prinz – einige Ansätze zum Abbau des Arbeiter-Angestellten-Gegensatzes. Die positive Bewertung dieser Ansätze, die im wesentlichen von der Deutschen Arbeitsfront getragen wurden, wirkte teilweise bis in die 50er Jahre hinein weiter. Dies

106 So etwa *A. J. Fisher*, Germany of the Bonn Era, in: The Contemporary Review 176, 1949, S. 73.

107 *Jürgen Kocka/Michael Prinz*, Vom »neuen Mittelstand« zum angestellten Arbeitnehmer. Kontinuität und Wandel der deutschen Angestellten seit der Weimarer Republik, in: *Conze/Lepsius* (Hrsg.), S. 213 f.

verdeutlicht das Ergebnis einer Umfrage aus dem Jahre 1955, wo danach gefragt wurde, wann der Arbeiter mehr gegolten habe, im Dritten Reich oder in der Bundesrepublik. Von den Befragten waren 40 % der Auffassung, das Ansehen des Arbeiters im Dritten Reich sei höher gewesen als in der Bundesrepublik, nur 15 % meinten, das Ansehen des Arbeiters sei in der Bundesrepublik höher, während 24 % glaubten, keinen Unterschied feststellen zu können.[108] Der ideologischen Überhöhung der Verbundenheit aller arbeitenden Menschen in der »Volksgemeinschaft« und auch einigen Angleichungen in der arbeitsrechtlichen Stellung entsprach aber kein Abbau der Unterschiede zwischen Arbeiter- und Angestelltenein-kommen.[109] Eine solche Annäherung ist hingegen seit den 50er Jahren festzustellen. Sie wird insbesondere dann sichtbar, wenn man nicht auf das arithmetische Mittel der Einkommen von Arbeiter- und Angestelltenhaushalten abhebt, da hierbei die hohen Einkommen in der Spitzengruppe der Angestellten das Bild verfälschen, sondern auf die Medianwerte. Mit der Annäherung der Einkommen von Arbeitern und Angestellten im Zeitraum von 1950 bis 1970 ging nun freilich ein wachsender Abstand zwischen den Einkommen der abhängig Beschäftigten und den Einkommen der Selbständigen einher. Von einer Nivellierung im Hinblick auf die Gesellschaft insgesamt kann also nicht gesprochen werden.

Zur Angleichung von Lebenslagen und sozialen Befindlichkeiten trug auch das System der sozialen Sicherung bei. Dessen Bedeutung für die Gestaltung der Lebensbedingungen in der deutschen Gesellschaft wurde in den 50er Jahren voll sichtbar. Dies gilt einmal in dem Sinne, daß die gewaltigen Problemlagen, die sich während des Krieges und in der Nachkriegszeit aufgetürmt hatten, mit sozialpolitischen Maßnahmen eingegrenzt und im Zuge der positiven wirtschaftlichen Entwicklung nach und nach abgebaut wurden. Dies gilt aber auch in dem Sinne, daß das System der sozialen Sicherung durch die Aufnahme neuer Tatbestände und durch Leistungsverbesserungen ausgeweitet wurde. Die Leistungsverbesserungen im System der sozialen Sicherung beeinflußten nicht nur die materielle Situation der abhängig Beschäftigten. Mit dem Abbau des Unterschieds zwischen Arbeitern und Angestellten bei der Entgeltfortzahlung im Krankheitsfall wurde auch das Selbstbewußtsein einer großen Bevölkerungsgruppe gesteigert. Mit der Ausdehnung des Systems der sozialen Sicherung auf neue Bevölkerungsgruppen wurde die Sozialpolitik zudem endgültig vom Geruch der Fürsorge für die zu keiner eigenständigen Daseinsvorsorge Fähigen oder in besonderer Weise Bedürftigen befreit.

Die Erhöhung der arbeitsplatzspezifischen Qualifikationen zumindest in Teilen der Arbeiterschaft, die steigenden Einkommen im Gefolge des wirtschaftlichen Aufschwungs und die über das System der sozialen Sicherung vermittelte gesellschaftliche Stellung haben mit zum »Abschied von der Proletarität« beigetragen, durch den für Mooser die Entwicklung der Arbeiterschaft in der Bundesrepublik charakterisiert wird.[110] Daß Zugehörigkeit zur Arbeiterschaft und Proletarität weitaus weniger eng miteinander verbunden sind als in der Vergangenheit, findet seinen Niederschlag nicht zuletzt in der Neigung von Arbeitern, sich in der gesellschaftlichen Mitte zu verorten. Diese Orientierung zur Mitte hin ist aber beileibe nicht durchgängig. In den 50er Jahren fanden sich in der Arbeiterschaft durchaus noch Vorstellungen von einer mehr oder weniger scharfen Trennung zwischen »Unten« und »Oben«, die es dem Arbeiter kaum erlaubt, seinen ihm zugewiesenen gesellschaftlichen Standort zu verlassen. Ihre Entsprechung hatten diese Vorstellungen in den bei Angestellten, Beamten und Selbständigen nach wie vor beobachtbaren Tendenzen, sich von der Arbeiterschaft zu di-

108 *Noelle/Neumann*, Jahrbuch der öffentlichen Meinung 1957, S. 243.
109 *Kocka/Prinz*, S. 224.
110 *Mooser*, S. 185 f.

stanzieren.[111] Die Vorstellungen von einer hierarchisch gegliederten gesellschaftlichen Ordnung und die auf Distanzierung zu anderen sozialen Gruppen bedachte Selbsteinstufung in dieser Ordnung vor allem als Ausdruck des Beharrungsvermögens überkommener Schemata anzusehen, wie dies Schelsky tut, wird den Verhältnissen in der deutschen Gesellschaft der 50er Jahre nicht gerecht. In dieser Gesellschaft gab es noch viele Ansatzpunkte, um Ungleichheiten materieller und immaterieller Art zu erfahren, die entlang traditioneller Schichtungsgrenzen organisiert waren.

In dem schon erwähnten Aufsatz aus dem Jahre 1961 wird von Schelsky selbst die These von der Herausbildung der nivellierten Mittelstandsgesellschaft in ihrem realsoziologischen Geltungsanspruch eingeschränkt und primär als »Antithese zu einer vorausgesetzten Klassenstruktur der Gesellschaft« verstanden. Als »Strukturaussage« sei die These von der sozialen Nivellierung zunächst rein negativ, indem sie die Umkehr einer behaupteten und vorhanden gewesenen Entwicklung, nämlich Klassenspaltung und wachsende Klassenspannung, feststelle. Die positive Strukturaussage liege im Begriff der »Mittelstandsgesellschaft«, »wobei auch hier ein Begriff aus der Klassentheorie zur Bezeichnung nichtklassenhafter Sozialstrukturen verwendet wird«.[112] Noch einmal wird in diesem Zusammenhang betont, daß das Sozialbewußtsein der Nivellierung des sozialen Status nicht ohne weiteres folge. Und wo es zu Veränderungen im Sozialbewußtsein komme, handele es sich weniger um eine Nivellierung der Klassenvorstellungen, als vielmehr um »eine sich kreuzende Sozialisierung des jeweiligen Klassenbewußtseins«.[113] In diesem Prozeß greifen nach Schelskys Auffassung die für die Industriearbeiterschaft typischen Haltungen zur Arbeitswelt und zur Öffentlichkeit auf die Schichten über, die ehemals zum Bürgertum zählten, während die als »bürgerlich« geltenden Verhaltensweisen und Vorstellungen, insbesondere im Bereich des Privatlebens, der Freizeit und des Konsums nach und nach von der gesamten Bevölkerung übernommen werden.

Es ist dies ein Gedanke, der 15 Jahre später im Zusammenhang mit der Forschung zum Wertewandel in der Industriegesellschaft wieder diskutiert und im Hinblick auf die Einstellungen zur Arbeitswelt von Elisabeth Noelle-Neumann in die polemische Frage überführt wurde: »Werden wir alle Proletarier?«[114] Die sich kreuzende Sozialisierung von Klassenbewußtsein ist für Schelsky eine Erscheinung der »Entschichtung« der deutschen Gesellschaft. An dieser Entwicklungsperspektive hält er fest, räumt freilich ein, daß es sich hierbei um das Zusammenspiel komplizierter Vorgänge handle. Sie ließen »die These von der ›nivellierten Mittelstandsgesellschaft‹ klar als eine vorläufige Antithese erscheinen, die sich für eine intensive Analyse der gegenwärtigen Gesellschaftsstruktur auf die Dauer als zu grob und summarisch erweist«.[115]

Dem ist nichts hinzuzufügen. Allenfalls ist zu fragen, weshalb die Konzeption der nivellierten Mittelstandsgesellschaft über den wissenschaftlichen Bereich hinaus in den 50er und frühen 60er Jahren eine so breite Resonanz fand. Ein Grund liegt sicherlich darin, daß die These von der gesellschaftlichen Nivellierung dem Bedürfnis nach sozialer Harmonie in einer Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs entgegenkam, wo es für viele Menschen darum ging, das Erreichte nicht durch am Gedanken des Klassenkampfes orientierte soziale Auseinandersetzungen zu gefährden. Hier mußte insbesondere die Behauptung beruhigend und

111 Eine eigentümliche »sozialanthropologische« Begründung für die Sonderstellung der Angestellten liefert *K. Valentin Müller*, Die Angestellten in der hochindustrialisierten Gesellschaft, Köln/Opladen 1957.

112 *Schelsky*, Die Bedeutung des Klassenbegriffs für die Analyse unserer Gesellschaft, S. 240.

113 Ebda., S. 240 f.

114 *Elisabeth Noelle-Neumann*, Werden wir alle Proletarier? Wertewandel in unserer Gesellschaft, Zürich 1978.

115 *Schelsky*, S. 241.

gleichzeitig ermutigend wirken, das Sozialbewußtsein sei da, wo in Klassengegensätzen gedacht werde, an den Schemata der Vergangenheit orientiert und entspreche nicht mehr den gegenwärtigen Verhältnissen. Dadurch, daß sie sich verselbständigte, trug die These von der nivellierten Mittelstandsgesellschaft vielleicht tatsächlich zum Zustandekommen eines sozialen und politischen Klimas bei, das die Angleichung von Lebenslagen und Lebensgefühlen in einem gesellschaftlichen Mittelfeld begünstigte.

Herbert Döring

Wählen Industriearbeiter zunehmend konservativ?

*Die Bundesrepublik Deutschland im westeuropäischen Vergleich**

Probleme des demokratischen Sozialismus, die bereits Eduard Bernstein formulierte, haben im Ausland mehr als hierzulande die Aufmerksamkeit der international vergleichenden Sozialforschung gefunden.[1] Die von ihr diskutierten grundsätzlichen Fragen können in einem Band, der der Entwicklung von der »Klassenbewegung« zur »Volkspartei« gewidmet ist, als Ausgangspunkt zur Einordnung der auf den ersten Blick vielleicht etwas abseitig wirkenden Fragen dienen: Warum wählen (weite) Teile der Industriearbeiter konservativ? Und: wählen zunehmend mehr Industriearbeiter konservativ? In allen Ländern Westeuropas wählte und wählt in Vergangenheit und Gegenwart ein Teil der Industriearbeiter – sein in den Abschnitten 3 und 4 noch genauer zu bestimmender Umfang schwankt zwischen etwa einem Fünftel (Schweden) und knapp der Hälfte (Bundesrepublik Deutschland und Niederlande) – nicht die »natürlichen« Parteien seiner ökonomischen Klassenlage, sondern christlich-soziale und konservative Parteien oder sogar Randparteien auf der extremen Rechten.

Die konservative Parteipräferenz von Industriearbeitern kann ebenso wie das sozialdemokratische Bekenntnis von Angehörigen der Mittel- und Oberschicht als demokratisch erwünscht gewertet werden. Denn man kann mit Seymour Martin Lipset und anderen argumentieren: »Ein System, in welchem die Anhängerschaft der verschiedenen Parteien allzu genau den grundlegenden soziologischen Kategorien entspricht, kann nicht auf demokratischer Basis weiterbestehen, denn es repräsentiert einen so intensiven und akzentuierten dauernden Konflikt, daß ein Kompromiß einfach unmöglich ist.«[2] Doch mit der Tatsache, daß ein Teil der Industriearbeiter stets konservativ wählt, hängt das von Bernstein formulierte Dilemma der Bündnisfrage zusammen. Sozialdemokratie, die über Gesetzgebung und Regierungsverantwortung zur Reform der Gesellschaft beitragen will, benötigt (in der Bundesrepublik z. B. ebenso wie in Schweden), um ihre Ziele zu verwirklichen, Bündnispartner außerhalb der Industriearbeiter. Nur ein einziges Mal – 1968 – hat die schwedische Partei für

* Dem Geschick von Evi Scholz im Datenmanagement ist es zu danken, daß die (archivierten) international vergleichenden Surveys, die die primäre Quelle dieser Studie bilden, stets rasch und reibungslos analysiert werden konnten. Eine vorläufige Fassung wurde im Januar 1989 im Kolloquium des Seminars Wissenschaft von der Politik der Universität Göttingen zur Diskussion gestellt. Für ihre kritischen Fragen und Hinweise bin ich allen Teilnehmern zu Dank verbunden.

1 Vgl. *Gösta Esping-Andersen*, Politics Against Markets. The Social Democratic Road to Power, Princeton 1985; *Adam Przeworski*, Capitalism and Social Democracy, Cambridge 1985.

2 Zitiert nach *Hans-Dieter Klingemann*, Soziale Lagerung, Schichtbewußtsein und politisches Verhalten. Die Arbeiterschaft der Bundesrepublik im historischen und internationalen Vergleich, in: *Rolf Ebbighausen/Friedrich Thiemann* (Hrsg.), Das Ende der Arbeiterbewegung in Deutschland? Ein Diskussionsband zum 60. Geburtstag von Theo Pirker, Opladen 1984, S. 620.

sich allein – und dann auch nur mit Stimmen aus den Mittelschichten – eine absolute Mehrheit der gültigen Stimmen und der Mandate gewonnen.[3]

Eduard Bernsteins Dilemma der Bündnisfrage ist eine Folge der Tatsache, daß sich eine Erwartung, die die Hoffnung des revolutionären Theoretikers Karl Marx und die Befürchtung des innovativen »bürgerlichen« Essayisten Walter Bagehot war, nicht erfüllte. Als die Ausdehnung des zensitär begrenzten Wahlrechts in England in der Mitte des 19. Jahrhunderts auf der Tagesordnung stand, erwarteten diese beiden in London lebenden Klassiker, daß die Unterschichten, die die große Mehrheit der Bevölkerung stellten, nach der damals erbittert umstrittenen Erweiterung des Wahlrechts künftig (überwiegend) sozialistische Regierungen ins Amt wählen würden.[4] Doch nirgendwo wählten in den darauf folgenden 120 Jahren Industriearbeiter, die Mitte des 20. Jahrhunderts schließlich in den meisten hochindustrialisierten Demokratien die Mehrheit der Erwerbstätigen stellten, ehe sie von Büroberufen überflügelt wurden, ausschließlich Arbeiterparteien. Damit war und ist es sozialdemokratischen Parteien (mit Ausnahme der britischen Labour Party, die vom englischen Mehrheitswahlrecht profitiert, das eine relative Mehrheit der Stimmen in eine absolute Mehrheit der Sitze verwandelt, sich aber nirgendwo sonst auf dem europäischen Kontinent findet) dauerhaft verwehrt, als Klassenparteien der Arbeiter Regierungsmehrheiten bilden zu können. Sozialdemokratie, die mit Gesetzgebung Gesellschaft verändern will, ist gezwungen, Koalitionen zu bilden.

Ein anderes Dilemma betrifft die vielzitierte, aber selten prägnant definierte sogenannte »Verbürgerlichung« von Industriearbeitern. Gleichen sich Industriearbeiter durch wachsendes Einkommen, ähnlichen Konsum und vergleichbare soziale Sicherung an die Angestellten an? Wählen Industriearbeiter unter Umständen auch aus diesem Grunde überproportional und überzufällig zunehmend konservative Parteien? Dieses zweite Problem hängt mit der von Bernstein früh gesehenen Tatsache zusammen, daß die Mittelschicht(en) nicht »proletarisiert«, sondern zunehmend erst durch den Strukturwandel der Industriearbeit geschaffen wurden. Ist »Verbürgerlichung« von Industriearbeitern, was immer das sein mag, unter Umständen geradezu eine Neben- und Spätfolge des lange Zeit so erfolgreichen »sozialdemokratischen Konsensus«, der im »Verteilungsparadigma« (Raschke) sozialdemokratischer wie bürgerlicher Parteien in den (nun vergangenen) drei Jahrzehnten wirtschaftlichen Wachstums nach dem Zweiten Weltkrieg bestand?[5] Beschleunigt Sozialdemokratie mit anderen Worten, indem sie durch verantwortliche Politik an der Regierung zur Hebung des Lebensstandards der Unterschichten beiträgt, durch ihren eigenen Erfolg die vielzitierte

3 Vgl. *Thomas T. Mackie/Richard Rose*, The International Almanac of Electoral History, 2. Aufl., London 1982, S. 347, 349. Siehe zur Diskussion theoretischer Annahmen und komparativer empirischer Befunde der Wahlentwicklung sozialistischer Parteien *Stefano Bartolini*, The European Left Since World War I: Size, Composition and Patterns of Electoral Development, in: *Hans Daalder/Peter Mair* (Hrsg.), Western European Party Systems. Continuity and Change, Beverly Hills 1985, S. 139–175.

4 In seinem Artikel »The Chartists« im New York Daily Tribune vom 25. August 1852 schrieb *Karl Marx*: »The carrying of Universal Suffrage in England, would [. . .] be a far more socialistic measure than anything which has been honoured with that name on the Continent. Its inevitable result, here, is the political supremacy of the working class.« Zitiert nach *Robert McKenzie/Allan Silver*, Angels in Marble. Working Class Conservatives in Urban England, London 1968, S. 4; ebda. auch zur Haltung Bagehots.

5 Vgl. *William E. Paterson/Alastair H. Thomas* (Hrsg.), The Future of Social Democracy. Problems and Prospects of Social Democratic Parties in Western Europe, Oxford 1986, und *Joachim Raschke*, Politik und Wertwandel in den westlichen Demokratien, in: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage 36 vom 6. 9. 1980.

»Verbürgerlichung« von Industriearbeitern? Diese Frage, die übertrieben ist, wird hier so zugespitzt formuliert, um sie besser empirisch prüfen (und widerlegen) zu können. Doch ist sie, wie die Entfaltung des Diskussions- und Forschungsstandes zu diesem Aspekt in Abschnitt 8 zeigen wird, durchaus nicht als Karikatur formuliert.

1. Konservativ wählende Arbeiter – Zeit zur Wiederentdeckung eines vernachlässigten Themas

Wählen Industriearbeiter, die ohnehin zu einer im Vergleich zu den Angestellten relativ schrumpfenden Kategorie geworden sind, aufgrund ihrer besseren Bildung und eines gehobenen Lebensstandards etwa zunehmend konservativ? Diese Frage mag vielen, die Probleme viel eher in Abwanderung und Widerspruch auf der grün-alternativen Flanke der Sozialdemokratie in Europa sehen, als sehr akademisch erscheinen. Darum ist sie aber nicht irrelevant oder trivial. Da alles Gescheite ohnehin schon einmal gedacht (und gesagt) worden ist, lohnt es sich mit allerdings neuen – oder bislang zu diesem Problem noch nicht ausgewerteten – Daten, auf eine vernachlässigte Frage zurückzugreifen, die zuletzt, soweit ich sehe, von dem Komparatisten Mattei Dogan in einem brillanten und gescheiten Aufsatz »Le vote ouvrier en Europe occidentale«, der nun schon fast drei Jahrzehnte zurückliegt, erforscht worden ist.[6] Er hat die Frage, aus welchen Gründen, die sicherlich nicht monokausal sind, ein großer Teil der Industriearbeiter in allen Ländern Westeuropas nicht seine »natürlichen« Klassenparteien wählt, sogar als eines der interessantesten Forschungsprobleme der politischen Soziologie bezeichnet. (»Un des problèmes les plus intéressants que l'on puisse se poser aujourd'hui en sociologie politique est de savoir pour quelles raisons, dans tous les pays de l'Europe occidentale, une proportion importante des travailleurs manuels ne vote pas pour les partis qui se réclament principalement de la ›classe ouvrière‹, c'est-à-dire pour les partis socialistes et communistes.«)[7]

Die Frage nach Ursachen und Ausmaß konservativer Parteipräferenz von Industriearbeitern, die eine lange Tradition hat, wird im Hinblick auf das Ende der Weimarer Republik lebhaft diskutiert.[8] Daß sie für die Gegenwart seit Dogans klassischem Beitrag, der auch heute noch von systematischen Politikwissenschaftlern zitiert wird[9], in Vergessenheit geraten ist, mag damit zusammenhängen, daß just zu dem Zeitpunkt, zu dem Dogan schrieb, sich neue Trends abzeichneten, welche die »eingefrorenen« alten Traditionslinien zu lokkern und das Problem obsolet zu machen schienen. Sinkende Kirchgangshäufigkeit und ein mit der Ausbreitung höherer Bildung sowie mit der Verbreitung neuer Kommunikationsmedien in allen demokratischen Industriegesellschaften allgemein steigendes politisches Interesse zogen die Aufmerksamkeit der Forschung auf die »neue Politik«, deren Konturen unklarer sind, als die Verfechter dieses populären Begriffs meinen.

Die Wahl konservativer Parteien durch Industriearbeiter schien ausreichend mit kirchlicher Bindung erklärt. Mit dem Rückgang des regelmäßigen Besuchs von Gottesdiensten konnte man annehmen, daß das ganze Problem an Gewicht verlöre. In der Tat hat sich Kirchgang in allen liberal-demokratischen Systemen – und nicht nur in der Bundesrepublik – zwischen

6 *Mattei Dogan*, Le vote ouvrier en Europe occidentale, in: Revue française de sociologie, Jg. 1, 1960, S. 25–44.

7 *Dogan*, Le vote ouvrier, S. 25.

8 Vgl. *Jürgen W. Falter/Dirk Hänisch*, Die Anfälligkeit von Arbeitern gegenüber der NSDAP bei den Reichstagswahlen 1928–1933, in: Archiv für Sozialgeschichte, Bd. 26, 1986, S. 179–216.

9 *Manfred G. Schmidt*, Wohlfahrtsstaatliche Politik unter bürgerlichen und sozialdemokratischen Regierungen. Ein internationaler Vergleich, Frankfurt/New York 1982, S. 73 f.

den fünfziger und den achtziger Jahren drastisch verringert.[10] Aber der Anteil der Industriearbeiter, der für christlich-soziale und konservative Parteien stimmt, ist nicht gesunken (siehe die Dokumentationen weiter unten in den Abschnitten 3 und 4). Er ist sogar, wie sich zeigen wird, leicht angestiegen. So stellt sich die Frage: Welche anderen Faktoren, die nicht so offensichtlich sind wie katholische Konfession und Kirchgang, üben nach wie vor (oder neuerdings) ihre Wirkung auf das Arbeiterwahlverhalten aus?

Bei aktueller Betrachtung, die nur auf eine Nation und ihre jeweils letzte Wahl fixiert bleibt, kann darauf verwiesen werden, daß in Großbritannien, wo die Deutung des Thatcher-»ismus« zu einer neuen akademischen Wachstumsindustrie geworden ist, 1987 weniger als die Hälfte der Gewerkschaftler Labour wählte.[11] Für viel Aufsehen sorgte nach der Bundestagswahl 1983 die von infas empirisch dokumentierte These, der die Forschungsgruppe Wahlen allerdings in einer in der Zeitschrift für Parlamentsfragen ausgetragenen Kontroverse widersprach, daß die SPD aus ihrem Stammwähler-Kernbereich gewerkschaftlich organisierter Industriearbeiter Wähler verloren habe.[12] Die dadurch verursachte Aufregung hat sich zwar nach dem erneuten Anstieg der SPD unter den Industriearbeitern 1987 (vorläufig?) als Sturm im Wasserglas entpuppt. Aber die Sensibilisierung der Publizistik für die (neue?) Attraktivität konservativer Parteien für Industriearbeiter läßt die 1960 von Dogan gestellte Frage, wann und warum Industriearbeiter konservative Parteien wählen, nicht mehr als so abseitig erscheinen. Überdies ist zu fragen, in welchem Ausmaß rechtsradikale Parteien Arbeiter anziehen. Die Tatsache, daß die jüngsten überraschenden Wahlerfolge der »Republikaner« 1989 in Berlin überdurchschnittlich auch in Arbeitervierteln erzielt wurden[13], lenkt die Aufmerksamkeit erneut auf mögliche ausländerfeindliche Ressentiments unter Arbeitern.

Das Thema des folgenden Forschungsaufsatzes ist, obgleich an sich schon komplex, dennoch stark eingegrenzt. Es konzentriert sich auf Industriearbeiter, die konservative Parteien wählen. Mindestens ebenso interessant wäre die komplementäre Erforschung des Wahlverhaltens der Angehörigen der Mittelschicht(en), die für sozialistische Parteien optieren. »Noch für die siebziger Jahre galt die Regel, daß weniger Arbeiter konservativ wählten als

10 Der Anteil der regelmäßig zur Kirche gehenden Katholiken erreichte in der Bundesrepublik 1956/57 mit 56 % einen Höhepunkt. Bei der nächsten Befragung 1963 begann die Kurve zu »knicken«; 1982 lag der Anteil bei 32 % (siehe die Allensbacher Zeitreihe bei *Elisabeth Noelle-Neumann/Renate Köcher*, Die verletzte Nation. Über den Versuch der Deutschen, ihren Charakter zu ändern, Stuttgart 1987, Tab. A 102, S. 221). Die vergleichsweise »weichen« Umfragedaten werden validiert durch die »härteren« statistischen Jahrbücher der Kirchen. So berichtet das Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Referat Statistik: Eckdatentabelle Jahreserhebung 1985 (Ausgabe 4. 8. 1987), für alle Bistümer insgesamt einen Anteil von 24,8 % Gottesdienstbesucher. Zum westeuropäischen Vergleich siehe Anm. 28.

11 Vgl. *Ivor Crewe*, A New Class of Politics (Auswertung des BBC/Gallup Surveys 1987), in: Guardian, 15. 6. 1987, S. 9, Tabelle 5; *Robert M. Worcester*, Swings and Falls that Spawned a Landslide (MORI Poll), in: Times, 13. 6. 1987, S. 15; *David Butler/Dennis Kavanagh*, The British General Election of 1987, London 1988, S. 275, Tab. 12. 2.

12 *Ursula Feist/Hubert Krieger/Menno Smid*, Das »kritische« Potential bei der Bundestagswahl 1983: Die bewußte Arbeitnehmerschaft. Eine Antwort auf die Forschungsgruppe Wahlen, in: Zeitschrift für Parlamentsfragen, Jg. 15, 1984, S. 124–136, und *Manfred Berger/Wolfgang G. Gibowski/Dieter Roth/Wolfgang Schulte*, Das Eis schmilzt zuerst an den Rändern . . . Zur infas-These von den Stammwählerverlusten der SPD, in: Zeitschrift für Parlamentsfragen, Jg. 15, 1984, S. 305–312. Zur Bundestagswahl 1987 *dies.*, Die Konsolidierung der Wende, in: Zeitschrift für Parlamentsfragen, Jg. 18, 1987, Tab. 11 und 12; *Ursula Feist/Hubert Krieger*, Alte und neue Scheidelinien des politischen Verhaltens, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage 12, 21. März 1987.

13 Vgl. *Manfred Berger/Wolfgang G. Gibowski/Dieter Roth*, Ein Denkzettel für den Senat. Die Republikaner nutzten die Angst vor Ausländern aus, in: Die Zeit, 3. 2. 1989, S. 4.

Mittelklassenangehörige sich bei Wahlen für die Arbeiterparteien entschieden.«[14] Was für Merkmale besitzen Angehörige der Mittelschicht, die sich subjektiv der Arbeiterschaft zurechnen? Handelt es sich »bei dem Teil des neuen Mittelstandes mit Arbeiterbewußtsein um Aufsteiger aus der Arbeiterschaft, um selbst als Arbeiter tätige Angehörige des Haushaltungsvorstands oder aber um Personen mit höherer Bildung [. . .], die mit der Selbsteinstufung alte Loyalitäten, die eigene soziale Lage oder eine symbolische Identifikation ausdrükken wollen?«[15] Diese Fragen müssen hier unbeantwortet bleiben. Sie wären im Prinzip mit den gleichen Methoden und Daten erforschbar. Aber angesichts der unklaren Konturen der »neuen Mittelschicht(en)«, die noch schwieriger als Industriearbeiter komparativ zu erfassen sind, bedürfte die Klärung dieser Frage eines eigenen, gezielten Forschungsprojekts.[16]

2. Wozu Vergleich? Indikatoren- und Datenprobleme komparativer Analyse

Vergleichende Analyse, die als »Comparative Politics« (im Sinne Arend Lijpharts)[17] die Besonderheit der Bundesrepublik aus der Kenntnis des typischen Variationsmusters Westeuropas (im Lichte international vergleichender Datensätze) bestimmt, kann dazu beitragen, vorschnelle Verallgemeinerungen und monokausale Theorien zu relativieren, wenn es ihr zu zeigen gelingt, daß trotz des Vorliegens gleicher Faktoren in anderen Ländern andere Wirkungen eintreten. Thesen, die aus der Erfahrung eines Landes (oder eines als Gegenbeispiel zitierten zweiten) sehr plausibel erscheinen und darum als empirische Verallgemeinerung akzeptiert werden, können ihren verblüffenden Allgemeinheitsanspruch aber sehr rasch verlieren, wenn man weitere Fälle betrachtet. Eine systematisch vergleichende Analyse kann umgekehrt aber auch (manchmal) diejenigen Faktoren ermitteln, die als gemeinsamer Nenner allen untersuchten Fällen eigen sind, trotz bekannter großer Unterschiede zwischen ihnen.

Ausgehend von Mattei Dogan, soll im folgenden geprüft werden: Bis zu welchem Grade treffen seine empirischen Befunde und theoretischen Argumente aus den sechziger Jahren auch in den siebziger und achtziger Jahren noch zu, und inwieweit müssen neue Interpretationen herangezogen oder gefunden werden, um die neuen Befunde der quantitativen Daten verständlich zu machen? Dogan, der dieser Abhandlung in vielem als Vorbild dient, hat zugleich einschränkend darauf verwiesen, daß lokale und regionale Kontexte mit Surveydaten – aber auch schon wegen der Zahl der untersuchten Länder – nicht differenziert erfaßt werden können.[18] Selbst wenn man die Befragten nach den in den Datensätzen erfaßten nationa-

14 *Klaus von Beyme*, Parteien in westlichen Demokratien, München 1982, Kap. 5: Die Wählerebene, S. 334. Übersicht zu den »Parteipräferenzen sozioökonomischer Gruppen« in Westeuropa Ende der 60er, Anfang der 70er Jahre bei *Joachim Raschke*, Organisierter Konflikt in westeuropäischen Parteien. Vergleichende Analyse parteiinterner Oppositionsgruppen, Opladen 1977, S. 257–261.

15 *Klingemann*, Soziale Lagerung, S. 610.

16 So auch das Resümee von *Heinz Ulrich Brinkmann*, Wahlverhalten der »neuen Mittelschicht« in der Bundesrepublik Deutschland, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage 30–31, 22. 7. 1988, S. 32.

17 Vgl. die Einlösung dieses Programms in der nicht eklektisch kompilierenden, sondern systematisch analysierenden Studie von *Arend Lijphart*, Democracies. Patterns of Majoritarian and Consensus Government in Twenty-One Countries, New Haven/London 1984.

18 »Il ne nous est pas possible de noter les variations locales ou régionales du vote des ouvriers. A Amsterdam, plus d'un quart des électeurs votent communiste; à Bologne, qui n'est pas une ville essentiellement industrielle, mais où la tradition de gauche est bien enracinée, près de 40 % des électeurs votent communiste et beaucoup d'autres, socialiste. Toulouse, naguère capitale du radicalisme anticlérical, a voté aux deux tiers communiste ou socialiste en 1945–1946.« (*Dogan*, Le vote ouvrier, S. 30, Anm. 1).

len Regionen gruppierte (für die Bundesrepublik beispielsweise nach Bundesländern), würden die aus »»gesamtnationalen‹ Aggregaten« gebildeten Kontexte andere Resultate als die auf der Ebene von Stimmbezirken ansetzenden »ökologischen« Aggregatdatenanalysen erbringen.[19] Daher seien Leser, die von der folgenden Abhandlung Aufschlüsse über regionale »Kontexte« erwarten, bereits hier gewarnt, daß dies nach Anlage und Absicht der Studie nicht geleistet werden kann.

Dogan untersuchte Westeuropa mit dem ihm als Hilfswissenschaft dienenden Instrument der (nationalen) Umfrageforschung. Dieses Instrument ist seitdem entscheidend verbessert worden, insofern auch international vergleichende Umfragen hinzugekommen sind, die sowohl das Studium eines Landes wie den komparativen Querschnitt mehrerer Länder nebeneinander ermöglichen, weil diese Surveys zur gleichen Zeit mit dem gleichen Fragebogen in mehreren Nationen gelaufen sind. Diese in Datenarchiven für jedermann nachprüfbaren Surveys bilden die Hauptquelle der folgenden Abhandlung. An diesen international vergleichenden Datensätzen werden eigene Analysen vorgenommen. Dagegen werden nationale Umfragen nur über die Literatur herangezogen. Unter Fragestellungen, die sich unter anderem aus der zeithistorisch-deskriptiven Literatur ergeben, werden gezielt neu ausgewertet: Die Civic-Culture-Studie von Almond und Verba (Feldarbeit 1959); die Political-Action-Studie über 8 Nationen (Feldarbeit 1973–1976); die Internationale Wertestudie (Feldarbeit 1981); das von Erik Olin Wright initiierte internationale Verbundprojekt »Comparative Class Structure and Class Consciousness«;[20] und nicht zuletzt die (bereits häufiger benutzten und daher gut bekannten) regelmäßigen Eurobarometerumfragen der Kommission der EG. Sie sind in einem die Analyse erleichternden integrierten Datensatz verfügbar (Inter-university Consortium for Political and Social Research [ICPSR], Ann Arbor, Michigan 8434), der alle mehrmals gestellten Fragen zwischen 1973 und 1984 enthält.

Vorzüge und Schwächen der hier im Zentrum stehenden international vergleichenden Bevölkerungsumfragen, die allein eine seriöse Antwort auf ein so weitgespanntes Thema ermöglichen, sind vorbildlich durch Hans-Dieter Klingemann in seinem Beitrag zu dem Theo Pirker gewidmeten Sammelband »Das Ende der Arbeiterbewegung in Deutschland?« aufgewiesen worden.[21] Ohne diese Surveydaten könnte die hier geplante Analyse nicht – jedenfalls nicht international vergleichend – vorgenommen werden. Die repräsentative Wahlstatistik, die Stimmzettel in ausgewählten Stimmbezirken nach Alter und Geschlecht der Wähler unter Wahrung des Wahlgeheimnisses markiert, kann einen Vergleich nicht ermöglichen, denn es gibt sie in anderen Ländern nicht im gleichen Maße wie in der Bundesrepublik.[22] Außerdem ist hier nicht nach dem Wahlverhalten von Männern und Frauen, sondern

19 *Heinrich Best*, Sozialstruktur und politische Konflikte in Deutschland. Perspektiven einer Analyse von Massendaten der historischen Eliten- und Wahlforschung, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 40, 1988, S. 469–473, 471.

20 Bereits archiviert ist der fünf Nationen (USA, Schweden, Norwegen, Kanada und Finnland) umfassende Teil-Datensatz (Feldarbeit 1980–1983) dieses internationalen Verbundprojekts (ICPSR 8413). Surveys aus weiteren sechs Ländern befinden sich noch bei den Primärerhebern. Vgl. *Barbara Erbslöh/Thomas Hagelstange/Dieter Holtmann/Joachim Singelmann/Hermann Strasser*, Klassenstruktur und Klassenbewußtsein in der Bundesrepublik Deutschland. Erste empirische Ergebnisse, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 40, 1988, S. 245–261.

21 *Klingemann*, Soziale Lagerung, konfrontiert in Schaubild 1, S. 594, die Schätzwerte aus Umfragen mit dem amtlichen Wahlergebnis für die SPD-(Zweit-)Stimmenanteile und diskutiert über seine gesamte Abhandlung hinweg die Aussagekraft der benutzten Daten.

22 *Ekkehard Jesse*, Die Bundestagswahlen von 1972 bis 1987 im Spiegel der repräsentativen Wahlstatistik, in: Zeitschrift für Parlamentsfragen, Jg. 18, 1987, S. 233, verweist darauf, daß andere Länder der Bundesrepublik nicht gefolgt sind. Im übrigen mindert die unterschiedliche Größe der Wahlkreise die Aussagekraft einer komparativen Aggregatdatenanalyse. Vgl. *Max Kaase*, Vergleichende

nach dem Wahlverhalten von Männern und Frauen, die Industriearbeiter sind, gefragt. Ohne Zuhilfenahme von (international vergleichbaren) Bevölkerungsumfragen wäre der Vergleich damit beendet, noch bevor er begonnen hat.
Diese »Individualdaten«, die nach Interviews repräsentativer Stichproben der erwachsenen Wahlbevölkerung für jeden Befragten individuell vercodet werden, erlauben dem Forscher eine »künstliche« (oder, wenn man so will, dem Stand der Kunst entsprechende) Neuaggregierung von Merkmalskombinationen. Meine Konzentration auf solche Individualdaten ist nicht, wie Ritter/Niehuss argwöhnen könnten, ein »Methodenmonismus«[23], denn ich habe auch die Ergebnisse von Aggregatdatenanalysen verarbeitet, sondern eine Frage des Forschungsdesigns, das der mir gestellten Aufgabe angemessen ist. Ich sehe keinen anderen Weg als den der Individualdatenanalyse, um in überschaubarer Zeit – und zwar international vergleichend – zu seriösen Aussagen zu gelangen. Die in Datenarchiven deponierten (und damit der wissenschaftlichen Öffentlichkeit zugänglichen) international vergleichenden Datensätze erlauben sowohl die Analyse eines Landes (oder mehrerer Länder) als auch länderübergreifende Querschnitte, weil dieselben Fragebogenformulierungen im gleichen Zeitraum benutzt wurden.

3. In welchem Ausmass wählen Industriearbeiter sozialistisch? Querschnitte durch Westeuropa in den 50er, 70er und 80er Jahren

Um diese Frage differenziert beantworten zu können, stellte Mattei Dogan drei Unterfragen, die jede für sich mit einer eigenen Gruppe von Quellen zu beantworten war. 1. Wie groß ist der Anteil der Industriearbeiter an der Erwerbsbevölkerung? (Diese Frage ist am genauesten mit Hilfe der Zensusdaten der nationalen »Volkszählungen« zu beantworten.) 2. Wie groß ist die Stimmenstärke »linker« Parteien (getrennt nach Kommunisten und Sozialdemokraten) in den Parlamentswahlen der einzelnen Länder? (Diese Frage ist am besten mit der amtlichen Wahlstatistik zu beantworten.) 3. Wie groß ist schließlich – die hier am meisten interessierende Frage – der Anteil der Industriearbeiter, der die »natürlichen« Parteien seiner

---

Wahlforschung. Ergebnisse, Kritik und Anregungen, in: *Otto Büsch/Peter Steinbach* (Hrsg.), Vergleichende europäische Wahlgeschichte. Eine Anthologie, Berlin 1983, S. 27: »Im Fall Großbritannien liegt das Problem in den Eigenarten des britischen Wahlrechts, das nur Wahldaten auf der Basis der Wahlkreise zuläßt, die durchschnittlich 60 000 Wähler umfassen. Die Folgen solcher Mängel für die zu erstellenden Analysen sind so offensichtlich, daß sich eine weitere Diskussion erübrigt.«

23 *Gerhard A. Ritter/Merith Niehuss*, Wahlen in der Bundesrepublik Deutschland. Bundestags- und Landtagswahlen 1946–1987, München 1987, S. 13 f. Führende Historiker in der Bundesrepublik besitzen offenbar ein tiefes Vorurteil gegen die hier benutzten Daten. So preisen Ritter/Niehuss ihre kategorische Ausklammerung dieser Datengruppe (sie beziehen sich allerdings etwas unfair nur auf die kommerzielle Umfrageforschung und ignorieren die auf wissenschaftlichen Designs beruhenden Wahlstudien) als Tugend und nicht als Nachteil. Sie nehmen die archivierten Wahlstudien, die von jedermann nachgeprüft werden können und die Basis von Klingemanns Abhandlung bilden, nicht einmal zur Kenntnis, wenn sie S. 156 schreiben: »Ein weiterer Grund für den Verzicht auf Umfrageergebnisse liegt in der Weigerung der demoskopischen Institute, die jeweilige Gewichtung ihrer Ergebnisse, die als Korrektur für die starken Abweichungen von den wirklichen Wahlentscheidungen notwendig sind, bekanntzugeben.« (Nun will die Surveyforschung allerdings nicht das Wahlergebnis ermitteln, das man ja auch aus der Zeitung auf eine Karteikarte übertragen kann, sondern Beziehungen zwischen Variablen prüfen.) Die hier benutzten Daten könnten auch von Ritter/Niehuss erworben und auf alle nur denkbaren Fehler hin abgeklopft werden. Die Einschlußkriterien für die Benutzung von Umfragen in der vorliegenden Abhandlung sind zum einen ihr wissenschaftliches (und nicht kommerzielles) Forschungsdesign und zum anderen (als conditio sine qua non) ihre allgemeine Verfügbarkeit und Nachprüfbarkeit durch Deponierung in einem Datenarchiv.

ökonomischen Klassenlage wählt? (Diese Frage läßt sich komparativ mit den Individualdaten repräsentativer Stichproben nationaler Bevölkerungsumfragen beantworten.) Das Ergebnis seiner Recherchen an diesen drei Quellengattungen faßte Dogan in zwei instruktiven Tabellen zusammen. Die folgende Tab. 1 übernimmt aus den 1960 publizierten Tabellen Dogans die für die 50er Jahre relevanten Daten.

Weil die uns geläufige Unterscheidung zwischen Angestellten und Arbeitern eine sozialrechtliche Kategorie ist, die es nirgendwo sonst außer in Deutschland gibt[24], setzt der Vergleich der Kategorie »Arbeiter« zwischen mehreren Ländern eine analytische Vorentscheidung voraus. So wurde der sektorale Anteil der »Industriearbeiter« am Arbeitsmarkt (Frage 1) für die 70er Jahre aus dem von Peter Flora und seinen Mitarbeitern herausgegebenen Indikatorenhandbuch berechnet.[25] Für die Fortschreibung des (geschätzten) Anteils der Arbeiter, der in den einzelnen Ländern Linksparteien wählt, stehen seit Mitte 1970 nun auch die in der Einleitung bereits genannten international vergleichenden Surveys zur Verfügung.[26] Um den nicht unproblematischen Vergleich sozialdemokratischer, christlich-sozialer und konservativer Parteifamilien zu erleichtern, die in einigen Ländern Unterschied-

24 Vgl. *Walter Müller*, Was bleibt von den Klassenstrukturen?, in: *Peter Flora* (Hrsg.), Westeuropa im Wandel (im Druck).

25 *Peter Flora/Franz Kraus/Winfried Pfenning*, State, Economy, and Society in Western Europe 1815–1975, Frankfurt 1987, Vol. II: Kap. 7. Die deutsche Unterscheidung zwischen Angestellten und Arbeitern ist im internationalen Vergleich nicht anwendbar. Auch die bundesdeutsche Differenzierung der Arbeiter in »ungelernte«, »angelernte« , »gelernte und Facharbeiter«, »Vorarbeiter und Kolonnenführer«, »Meister/Poliere« ist nicht universal anwendbar. Daher grenzte die von Flora geleitete Arbeitsgruppe bei ihrer detaillierten Auswertung der nationalen Zensusstatistiken »Employees« und »Workers« anders ab als in der nationalen deutschen »beruflichen Stellung«. Während in der bundesdeutschen Statistik »Vorarbeiter und Kolonnenführer« sowie »Meister/Poliere« als Arbeiter klassifiziert werden, rechnet das Datenhandbuch diese »higher status dependent labourers«, die in der Regel nicht stündlich entlohnt werden, sondern einen festen Anstellungsvertrag besitzen, den »Employees« zu; als »Workers« klassifiziert werden bei *Flora u. a.* nur »lower-status dependent labourers or blue-collar personnel, including home workers« (ebda., S. 447). Diese im Interesse der internationalen Vergleichbarkeit getroffene Abgrenzung gilt es zu beachten, um etwaige Irritationen beim Vergleich mit den bundesdeutschen Kenngrößen zu vermeiden. Weitaus stärker aggregiert sind die *OECD Labour Force Statistics*. Ihre Differenzierung der Beschäftigten nach »Agriculture«, »Industry« und »Services« erlaubt es nicht, zwischen Arbeitern und Angestellten in diesen drei Sektoren zu unterscheiden.

26 Im Unterschied zu Aggregatdaten ist die Berufsstruktur hier auf der Basis der befragten Individuen vercodet. Sie kann daher vom Forscher entsprechend seiner Fragestellung in neuen Merkmalskombinationen aggregiert werden. Vgl. *Franz-Urban Pappi* (Hrsg.), Sozialstrukturanalysen mit Umfragedaten. Probleme der standardisierten Erfassung von Hintergrundsmerkmalen in allgemeinen Bevölkerungsumfragen, Königstein/Ts. 1979. Unter den international vergleichenden Surveys ist – nach Anlage und Absicht des internationalen Verbundprojekts – sehr differenziert die Berufsvercodung im Datensatz »Comparative Class Structure and Class Consciousness« gestaltet. Auch in der Political-Action-Studie über acht Nationen ist es dank einer differenzierten Vercodung möglich, Industriearbeiter nach Branchen getrennt zu analysieren. Neben der Frage nach der Selbständigkeit, die es erlaubt, z. B. Schlosser, die abhängig beschäftigt sind, von denen zu unterscheiden, die sich (mit wenigen oder vielen Mitarbeitern) selbständig gemacht haben, ist überdies die Stellung von Arbeitern in der betrieblichen Hierarchie durch die Frage bestimmbar: »Hat(te) er Leute unter sich?« Ferner ist der berufliche Status bestimmbar – aber, da international, eben nicht nach Arbeitern, Angestellten und Beamten. Im Eurobarometer sind unter den »Manuellen« die (abhängig beschäftigten) landwirtschaftlichen Arbeiter mit enthalten. Da die folgenden Analysen »mit den Beständen rechnen« müssen, wird je nach dem Sinn der Fragestellung eine im Rahmen des Möglichen liegende Umcodierung erforderlich sein.

liches bedeuten können[27], pflegen diese Parteien in international vergleichenden Analysen zu »Richtungen« recodiert zu werden. Da die Datensätze aber nicht nur diese pauschal aggregierte Kategorie enthalten, sondern die Parteien individuell mit ihren Namen vercoden, steht es dem Forscher frei, unter systematischen Fragestellungen anders zu gruppieren; und wir werden im weiteren Verlauf dieses Kapitels auch eine solche Disaggregierung vornehmen.

Die Wahlabsicht, die Arbeiter in repräsentativen Bevölkerungsumfragen ihren Interviewern gegenüber nannten, wird hier zunächst auf der Basis der gültigen Nennungen prozentuiert – unter Ausschluß der »Weiß nicht«-Nennungen und der fehlenden Werte. Dies entspricht der auch in der Ermittlung des Wahlergebnisses üblichen Berechnung der Anteile der Parteien in Prozent der gültigen Stimmen. Mit dieser Prozentuierung wird auch ein Vergleich mit den von Dogan mitgeteilten Berechnungen aus den 50er Jahren möglich. Wir wollen aber in einer gesonderten Analyse im Anschluß daran auch noch der Veränderung der »missing data« und Antwortverweigerungen unter Arbeitern Aufmerksamkeit widmen. Mit diesen notwendigen Vorklärungen und Einschränkungen kann nun der quantitative Befund von Tab. 1 interpretiert werden.

In ihr sind die Länder nicht alphabetisch, sondern nach der Rangordnung des gültigen Stimmenanteils der Linksparteien in den amtlichen Wahlergebnissen der 50er Jahre – dem Ausgangspunkt unserer Analyse – aufgelistet. Indem er die verschiedenen Datengruppen im Zusammenhang sah, gelangte Dogan zu zwei Schlußfolgerungen: 1. Die drei Länder, in denen die Kommunisten die meisten Stimmen in ganz Westeuropa erzielten (Finnland, Italien und Frankreich), besitzen den vergleichsweise am schwächsten entwickelten Industriesektor von allen. Kommunistische Parteien gedeihen in Ländern mit einem starken Agrarsektor. Doch auch in ihnen wählte die relative Mehrheit der Industriearbeiter kommunistisch und nicht sozialdemokratisch. 2. In den beiden am unteren Ende der Tabelle aufgeführten Ländern, in denen der im westeuropäischen Vergleich kleinste Teil der Arbeiter sich für Arbeiterparteien entscheidet, in Holland und Deutschland, ist die konfessionelle Spaltung am größten. (Diese Länder sind im Gegensatz etwa zu Italien gemischt-konfessionell; und in ihnen ging in den 50er Jahren – damals bereits im Gegensatz zu Skandinavien oder Großbritannien – ein großer Teil der Bevölkerung regelmäßig zur Kirche.)[28]

Vergleicht man die 50er mit den 70er und 80er Jahren, dann sind zwei Befunde markant: 1. Industriearbeiter, die um 1950 in den meisten Ländern noch das stärkste (und expandierende) Segment der Arbeitsmärkte bildeten, sind nun auch in den Ländern, in denen sie um 1950 noch die Mehrheit der Erwerbstätigen, vor allem in Großbritannien, stellten, zu einer Minderheit geworden. (An die übrigen Industrienationen angeglichen haben sich die ehe-

27 *Von Beyme*, Parteien in westlichen Demokratien; *Francis G. Castles/Peter Mair*, Left-Right Political Scales: Some »Expert« Judgments, in: European Journal of Political Research, Jg. 12, 1984, S. 73–88, ordnen Parteien in 16 Ländern (13 westeuropäische Staaten sowie Kanada, Neuseeland und die USA) nach der Links-Rechts-Einstufung ein. Sie berichten das Ergebnis einer Umfrage unter führenden Politikwissenschaftlern in den einzelnen Ländern. Daher gibt ihre Tabellierung den Wissensstand wieder, der sich den Experten der Zunft als richtig darstellte. Diese Auflistung kann zur zusätzlichen Absicherung bei der Recodierung von Surveys herangezogen werden.

28 *Russell J. Dalton*, Citizen Politics in Western Democracies, Chatham, New Jersey 1988, S. 162, präsentiert ein Diagramm der Veränderung des regelmäßigen wöchentlichen Kirchgangs (auf der Basis von Bevölkerungsumfragen) zwischen den 50er und 80er Jahren für vier Nationen (USA, Großbritannien, Bundesrepublik Deutschland und Frankreich). Daten für Westeuropa (16 Nationen) in den 70er Jahren bei *Jan-Erik Lane/Svante O. Ersson*, Politics and Society in Western Europe, London/Beverly Hills 1987, S. 63, Tab. 2.12. Für Belgien zwischen 1964 und 1980 siehe (auf der Basis kirchlicher Statistiken) das Schaubild bei *Rudolf Rezsohazy/Jan Kerkhofs* (Hrsg.), L'Univers des Belges. Valeurs anciennes et valeurs nouvelles dans les années 80, Louvain-la-Neuve 1984.

Tab. 1: Sektoraler Anteil der (Industrie-)Arbeiter[a] und ihre sozialistische/kommunistische Parteipräferenz in Westeuropa von den 1950er zu den 1980er Jahren

A. Zensusdaten

B. Amtliche Wahlergebnisse

Land	*Anteil der Arbeiter[a] an der einheimischen Erwerbsbevölkerung[b] in %*			*Stimmen sozialistischer/kommunistischer Parteien (in % gültiger Stimmen der Bevölkerung) 1950er und 1970er Jahre*						
	1947–51	1960–61	1970–75	Jahr[c]	Soz.	Komm.	Total	Jahr[d]	Soz.	Komm.
Schweden	45	45	–*	1948	46,1	6,3	52,4	1979	43,2	5,6
Norwegen	45	45	–*	1957	48,4	3,4	51,8	1981	37,2	{ 0,3 { (4,9)
Großbritannien	60**	–*	44	1951	48,8	0,1	48,9	1979	36,9	0,1
Finnland	33	36	44	1958	25,1	23,6	48,7	1979	23,9	17,9
Dänemark	40	43	42	1953	39,6	4,6	44,2	1981	32,9	1,1
Belgien	50	47	44	1954	38,7	3,6	42,3	1977	27,1	2,1
Italien	34	44	44	1958	{ 14,2 { 4,5	22,7	41,4	1979	{ 9,8 { 3,8	30,4
Frankreich	40**	–*	–*	1951	14,5	25,9	40,4	1981	37,8	16,1
Niederlande	43	47	43	1956	29,0	6,2	35,2	1981	28,3	2,1
Bundesrepublik Deutschland	46	44	44	1953	29,5	2,2	31,7	1980	42,9	0,2

* »Workers« und »Employees« nicht getrennt.

** Übernommen aus *Dogan,* Le vote ouvrier, tableau I, rubrique A.

C. Surveydaten

% der Arbeiter[g] mit Wahlabsicht für »Linkspartei(en)« (Schätzwerte)[e]

Dogan		Political-Action-Studie		kumulierte Eurobarometer		
1950er[f]	1973	1973/76		1975/76	1983/84	
		»Industrie«[g]	»Manuelle«[h]	»Manuelle«[i]	»Manuelle«	
74	76[j]	–	–	–	–	
75	68[j]	–	–	–	–	
65		66	62	47[k]	50	
80		79	79	–	–	
73	54[j]	–	–	68	67	
63		–	–	41	43	
71		62	57	64	66	1988
67		–	–	75	61[l]	67[m]
50		58	54	56	58	
48		58	56	55	52	

a Zur Problematik einer international vergleichenden Definition der Kategorie »Arbeiter« siehe Anm. 25.

b Aus der bei *Flora u. a.* (Anm. 25), Bd. 2, Kap. 7 unter komparativen Gesichtspunkten gebildeten Kategorie »Workers« (sie ist nicht deckungsgleich mit dem deutschen sozialrechtlichen Status des Arbeiters) wurden die in der Landwirtschaft abhängig Beschäftigten herausgerechnet. Die Prozentpunkte beziehen sich auf Männer und Frauen der gesamten einheimischen Erwerbsbevölkerung.

c Übernommen aus *Dogan*, Le vote ouvrier (Anm. 6), tableau II, rubrique A.

d Prozentpunkte der gültigen Stimmen aus der nach Ländern gegliederten Datensammlung von *Thomas T. Mackie/Richard Rose*, International Almanac of Electoral History, 2. Aufl., London 1982.

e Die Kategorie »Linkspartei(en)« wurde in der von den Primärerhebern der Political-Action-Studie und des Eurobarometers vorgeschlagenen Recodierung übernommen. Siehe auch Anm. 27. Zwecks Vergleich mit der Tabelle *Dogans* wurden alle Prozentangaben der Parteipräferenz von Arbeitern auf der Basis der gültigen Nennungen berechnet. (Siehe zum Anteil der Nichtwähler und fehlenden Antworten Tab. 2.)

f Wiedergabe der von *Dogan*, Le vote ouvrier, tableau II, rubrique B für die 50er Jahre durchgeführten Auswertung nationaler Survey-Daten.

g »Industriearbeiter« wurden aus dem Datensatz der Political-Action-Studie wie folgt recodiert: ISCO-Hauptgruppe 7/8/9 (»Gütererzeugende und verwandte Berufstätigkeiten, Bedienung von Transportmitteln und Handlangertätigkeiten«). Ausklammerung aller Selbständigen in diesen Berufsgruppen durch einen Filter. Zuordnung der abhängig in der Industrie als Arbeiter Beschäftigten über die Berufstätigkeit oder frühere Berufstätigkeit der Befragten, nicht über den Beruf des Haushaltungsvorstands.

h Zusätzlich zu g auch alle abhängig beschäftigten »workers« in sämtlichen ISCO-Hauptgruppen mit Ausnahme der Landwirtschaft.

i In den bisherigen Eurobarometern lassen sich die Industriearbeiter nicht von den landwirtschaftlichen Arbeitern trennen. Für die beiden Datenpunkte 1975/76 und 1983/84 wurden jeweils 4 Eurobarometer aus der Frühjahrs- und Herbsterhebung zweier Jahre zu einem Datensatz kumuliert. Siehe zu den Fallzahlen Tab. 2 und 3.

j Da Schweden und Norwegen weder im Datensatz der Political-Action-Studie noch in den Eurobarometern enthalten sind, wurde ersatzweise auf nationale Erhebungen zurückgegriffen. Vgl. die Synopsis der Parteipräferenz(en) von »Manuellen« in den skandinavischen Staaten bei *Diane Sainsbury*, Class Voting and Left Voting in Scandinavia, in: European Journal of Political Research, Jg. 15, 1987, Tab. 3, S. 516.

k Auch in den nationalen britischen Wahlstudien zeigte sich zwischen den beiden Unterhauswahlen von 1974 (Oktober) und 1979 ein Einbruch in der Präferenz »manueller« Berufe für die Labour Party (vgl. Schaubild 1a).

l Noch in den kumulierten Eurobarometern 15–18 (1981/82) lag der Anteil der »Manuellen« mit einer Präferenz für »Linkspartei(en)« (PSU, PCF, PS, MRG) bei 71 %. Die Enttäuschung dieser Wähler, die durch die Austeritätspolitik des *plan de riguer* von Delors ausgelöst wurde, schlug sich in – inzwischen wieder abgebbte – Proteststimmen sowohl für extreme Linke wie auch für konservative Parteien nieder (vgl. auch Tab. 2 und 3). Für die Erörterung dieser Zusammenhänge bin ich Udo Kempf zu Dank verpflichtet.

m Addiert man die Stimmenanteile der »ouvriers«, die beim ersten Wahlgang der Präsidentschaftswahl am 24. 4. 1988 auf den Kandidaten der extremen Linken (7 %), der Kommunisten (17 %) sowie auf Mitterand (43 %) entfielen, dann ergibt sich eine »linke« Parteipräferenz der Arbeiter von 67 % (Hinweis von Udo Kempf). Vgl. auch die Tabellen in: Electoral Studies, Jg. 7, 1988, S. 204, 717.

Tab. 2: Arbeiterhaushalte (Männer und Frauen): Präferenz für christlich-soziale und konservative Parteien sowie Nichtwähler (Angaben in Prozent)*

		1975/76	77/78	79/80	81/82	83/84
FRANKREICH	n =	1 301	1 155	1 215	1 122	1 044
Konserv	%	15	14	13	11	20
Nicht	%	27	19	29	30	28
BELGIEN	n =	1 166	1 068	1 085	1 122	1 137
Konserv	%	24	25	17	15	16
Nicht	%	38	43	56	51	47
NIEDERLANDE	n =	1 036	1 041	1 108	1 039	858
Konserv	%	30	31	31	37	31
Nicht	%	32	15	17	17	21
BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND	n =	1 158	1 134	1 104	1 108	1 059
Konserv	%	32	31	35	30	31
Nicht	%	16	19	15	22	19
ITALIEN	n =	944	1 062	1 129	947	932
Konserv	%	20	26	26	23	21
Nicht	%	39	27	32	34	35
DÄNEMARK	n =	1 020	1 102	991	957	925
Konserv	%	18	15	14	13	20
Nicht	%	29	25	27	33	27
IRLAND	n =	1 377	1 330	1 386	1 438	1 305
Konserv	%	37	44	33	31	36
Nicht	%	33	26	35	41	35
GROSSBRITANNIEN	n =	1 863	1 854	1 761	1 550	1 285
Konserv	%	27	28	23	18	30
Nicht	%	26	21	21	22	20

* Im Gegensatz zu den Prozentpunkten in Tab. 1 unter Einschluß fehlender Antworten zur Wahlabsicht prozentuiert. Die Kategorie »Nichtwähler« umfaßt hier neben der Angabe, daß man nicht zur Wahl zu gehen beabsichtige, auch die Antwortverweigerungen.

Quelle: Kumulierter Datensatz der Eurobarometerumfragen 3 (Frühjahr 1975) bis 23 (1985). ICPSR 8434.

mals stärker agrarisch geprägten Länder.) 2. Der Anteil, zu dem dieses schrumpfende Stratum nach wie vor sozialistische Parteien wählt, ist nur in zwei Ländern (Großbritannien und Belgien) über 10 Prozentpunkte zurückgegangen. Es lassen sich drei Gruppen von Ländern unterscheiden: 1. Konstant geblieben ist der Anteil der Arbeiter, die Arbeiterparteien wählen, in Schweden, Finnland und Frankreich, wo die 61 % im Zeitraum 1983/84 nur einen momentanen Einbruch darstellten. 2. Gesunken ist er in Norwegen, Großbritannien, Dänemark, Belgien und Italien. 3. Angestiegen ist er dagegen in Holland und in der Bundesrepublik Deutschland. (Einige Gründe für dieses unterschiedliche Erscheinungsbild werden in den folgenden beiden Abschnitten 4 und 5 erörtert.)

Nachdem nun die Forschungen Dogans für die 70er und 80er Jahre fortgeschrieben worden sind, stellen sich zwei weitere Fragen, die bei Dogan nicht dokumentiert wurden, aber mit den inzwischen verfügbaren Datensätzen relativ leicht zu beantworten sind: 1. Ist etwa die

Tab. 3: Arbeiterhaushalte (Männer und Frauen): Präferenz für Kommunistische Parteien und für »Linksalternative« Pareien der »neuen Politik« (%-Basis alle Befragten aus Arbeiterhaushalten einschließlich der »Nichtwähler«)*

		1975/76	77/78	79/80	81/82	83/84
FRANKREICH	n =	1 301	1 155	1 215	1 122	1 044
Kommun	%	16	22	20	16	14
Alternat	%	2	6	11	12	14
BELGIEN	n =	1 166	1 068	1 085	1 122	1 137
Kommun	%	1	2	2	2	1
Alternat	%	–	–	0,1	3	6
NIEDERLANDE	n =	1 036	1 041	1 108	1 039	858
Kommun	%	6	4	4	6	6
Alternat	%	3	3	3	4	5
BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND	n =	1 158	1 134	1 104	1 108	1 059
Kommun	%	0,7	0,7	0,2	0,7	0,3
Alternat	%	–	0,6	2	4	7
ITALIEN	n =	944	1 062	1 129	947	932
Kommun	%	26	29	28	25	29
Alternat	%	–	2	4	4	4
DÄNEMARK	n =	1 020	1 102	991	957	925
Kommun	%	10	12	13	12	12
Alternat	%	1	3	3	2	2
GROSSBRITANNIEN	n =	1 863	1 854	1 761	1 550	1 285
Kommun	%	–	–	–	–	–
Alternat	%	–	–	–	–	0,1

* Durch Recodierung der Parteiencodes der einzelnen Länder wie folgt zusammengefaßt: FRANKREICH: PSU, Les Verts; BELGIEN: Ecologistes; NIEDERLANDE: PSP (»Pacifist Socialist Party«), PPR (»Radicals«); BUNDESREPUBLIK: Grüne und alternative Listen; ITALIEN: DP (»Proletarian Democracy«), PR (Radikale); DÄNEMARK: »Venstresocialisterne«; GROßBRITANNIEN: »Ecology Party«. Vgl. auch Anm. 27 und 30.

Quelle: Kumulierter Datensatz der Eurobarometerumfragen 3 (Frühjahr 1975) bis 23 (1985). ICPSR 8434.

Partei der Nichtwähler unter den Industriearbeitern – ausgedrückt durch die in der vorstehenden Analyse zunächst ausgeklammerte Kategorie der Antwortverweigerer und fehlenden Angaben – in den 70er und 80er Jahren nennenswert gewachsen? 2. Ist der Anteil der Arbeiter, die für Parteien auf der Rechten des politischen Spektrums stimmten, in den 70er und 80er Jahren angestiegen? Tab. 2 beantwortet diese Fragen, indem sie jeweils 4 der 20 Eurobarometerumfragen zwischen 1975 und 1984 zu einem Datensatz kumuliert und so (unter Erhöhung der Fallzahlen) zu 5 Datenpunkten über ein Jahrzehnt hinweg gelangt.

In bezug auf die Nichtwähler wird durch Tab. 2 die klassische Annahme bestätigt, daß Arbeiter, wenn sie mit ihrer Partei unzufrieden sind, nicht leicht zur anderen Seite wechseln, sondern eher der Wahl fernbleiben. Dies wird durch die teilweise erheblichen Fluktuationen im Prozentsatz der Nichtwähler im Vergleich zu dem stetigeren Anteil konservativer Arbeiterwähler nahegelegt. Tab. 2 dokumentiert, daß im vergangenen Jahrzehnt der konservativen »Tendenzwende« Arbeiter keineswegs zunehmend konservative Parteien präferiert ha-

ben. Die einzigen bemerkenswerten Ausnahmen sind neben Frankreich 1983/84 die Bundesrepublik 1979/80 und die Niederlande 1981/82, wobei aber diese nicht über 5–7 % hinausgehende Abwanderung von Arbeitern zur »Rechten« (in der Bundesrepublik z. B. ein Anstieg von 31 auf 36 % der Arbeiter) rasch wieder durch eine Rückkehr zum gewohnten Niveau abgelöst wurde.

Unter den zahlreichen denkbaren Fragen, die mit diesen Daten beantwortet werden könnten, ist eine von besonderem systematisch-theoretischen Interesse. Stößt die europäische Sozialdemokratie – so könnte man zugespitzt mit Przeworski fragen – bei ihrem Werben um Stimmen aus der Mittelschicht Arbeiterwähler und Gewerkschaften ab?[29] Zeigt sich eine verstärkte Wahlabsicht von Arbeitern für Kommunisten, oder wenden sie sich sogar verstärkt der neuen Familie der »linksalternativen« Umwelt- und Protestparteien zu?[30] Mit den verfügbaren Datensätzen konnten diese beiden Fragen nur für das vergangene Jahrzehnt geprüft werden (Tab. 3), das aber wegen der Probleme sozialdemokratischer Haushalts- und »Krisen«politik für diesen Zusammenhang besonders bedeutsam war. Kommunisten konnten im Jahrzehnt der »Krise« nirgendwo einen Zugewinn unter »manuellen« Arbeitern verzeichnen. Dagegen verbucht die neu entstandene Familie der »linksalternativen« Parteien der sogenannten »neuen Politik« in allen Ländern (bis auf Großbritannien) auch unter Arbeitern leichte (und nur in Frankreich stärkere) Zugewinne. Sie gehen aber nicht über den durchschnittlichen Stimmenanteil dieser Parteien in der Gesamtbevölkerung hinaus. Denn »alternative« Parteien sind – dies haben empirische Studien immer wieder ergeben – kein schichtspezifisches, sondern ein mit höherer Bildung, Wertwandel und blockierten Mobilitätschancen zusammenhängendes Phänomen.[31]

4. Ausgewählte nationale Längsschnitte seit 1953 (Bundesrepublik Deutschland, Grossbritannien, Schweden und Dänemark)

Der Zeitraum von etwas über einem Jahrzehnt, den das Eurobarometer als Analyseinstrument bisher abdeckt, ist zu kurz, um zuverlässige Trendaussagen zu machen. Deshalb wenden wir uns nun nationalen Längsschnittdaten zu. Sie werden allerdings, wie einleitend bereits gesagt, nicht original analysiert, sondern aus der bisher veröffentlichten Literatur übernommen. Eigene Analysen können erst nach dem Erwerb dieser Datensätze in einem geplanten Forschungsprojekt vorgenommen werden. Die beiden Schaubilder 1a und 1b beziehen sich nicht auf die gesamte Bevölkerung, sondern nur auf den Anteil der sogenannten »manuellen« Berufe, die Linkspartei(en) oder »bürgerliche« Parteien präferieren. Die Kategorie »manueller« Tätigkeiten, die der kleinste gemeinsame Nenner ist, unter dem nationale Datensätze verglichen werden können, ist weniger problematisch als die entsprechende Kenngröße »nicht-manueller« Berufe. Daher braucht die Problematik dieser Unterscheidung, auf welcher der weithin zitierte, aber nach Meinung seriöser Forscher sehr irreführ-

29 *Przeworski*, Capitalism and Social Democracy, S. 23 ff.: »The Electoral Dilemma«.

30 Vgl. die Klassifizierung von »Parteien neuen Typs« in acht EG-Staaten bei *Ferdinand Müller-Rommel*, »Parteien neuen Typs« in Westeuropa: Eine vergleichende Analyse, in: Zeitschrift für Parlamentsfragen, Jg. 13, 1982, Schaubild 1, S. 376.

31 *Jens Alber*, Modernisierung, neue Spannungslinien und die politischen Chancen der Grünen (Stein Rokkan Memorial Lecture), in: Politische Vierteljahresschrift, Jg. 26, 1985, S. 211–226, führt die Literatur von *Wilhelm P. Bürklin, Ferdinand Müller-Rommel, Manfred G. Schmidt, Hans-Joachim Veen u. a.* an. Vgl. auch *Hermann Schmitt*, Neue Politik in alten Parteien, Opladen 1987.

rende »Alford Index« der Veränderung klassenbezogenen Wählens über Zeit beruht, hier nicht erörtert zu werden.[32]

Beim Studium der beiden Grafiken, deren Quellen in den Legenden aufgeführt sind, fallen zwei Beobachtungen auf. In Schaubild 1a ist in zwei der vier Länder (in Schweden und in der Bundesrepublik) die Präferenz »manueller« Arbeiter für Linksparteien im wesentlichen stabil geblieben – in Schweden leicht gesunken; in der Bundesrepublik insgesamt gestiegen (mit einem kurzfristigen spektakulären Anstieg, der durch die Umstände des gescheiterten konstruktiven Mißtrauensvotums gegen den Kanzler der sozialliberalen Koalition Willy Brandt mitbedingt war). In den beiden anderen Ländern, in Dänemark und Großbritannien, zeichnet sich unter der »manuellen« Stammklientel der Arbeiterpartei(en) ein ausgeprägter Abwärtstrend ab, der nur in jüngerer Zeit von einem frühere Verluste nicht wettmachenden Anstieg unterbrochen wurde. Doch eine steigende Präferenz »manueller« Arbeiter für »bürgerliche« Parteien – dies demonstriert Schaubild 1b – zeigt sich (vorübergehend) nur in Dänemark. In allen übrigen Ländern weist auch hier die konservative Parteipräferenz von Arbeitern eine – unter leichten Schwankungen – große Stetigkeit auf. Diese Schwankungen lassen sich auch mit dem bloßen Auge – ohne statistische Regression oder log-lineare Analyse – durchaus als »trendless fluctuation«[33] oder normale »shifting involvements«[34] auffassen. Was erstaunlich ist, ist allerdings gerade diese Stetigkeit. Sie ist um so bemerkenswerter, als der Faktor, den man für ausschlaggebend hält, nämlich Kirchgang von Industriearbeitern, sicherlich ebenso wie in der gesamten Bevölkerung, für die er gut dokumentiert ist, an Gewicht verloren hat. (Wir werden auf diese Zusammenhänge bei der Suche nach möglichen weiteren Gründen in den Abschnitten 6 bis 8 zurückkommen.)

Wie ist der Verlauf der Kurven, der hier nur zur Beschreibung und nicht zur statistischen Zeitreihenanalyse dienen soll, zu interpretieren? Da in diesem Abschnitt keine originäre Forschung berichtet wird, mögen hier kurze Hinweise genügen, die der Leser anhand der zitierten Literatur vertiefen kann. In der Bundesrepublik ist der geringe Anteil der »Manuellen«, die 1953 die SPD bevorzugten, »in erster Linie darauf zurückzuführen, daß der Anteil der Befragten, die zur beabsichtigten Wahlentscheidung keine Angabe machten, hoch war«.[35] Der hohe Anstieg zwischen den beiden Bundestagswahlen von 1969 und 1972 war, wie Klingemann gezeigt hat, nicht auf die Arbeiter beschränkt, sondern fand sich auch im alten und neuen Mittelstand.[36] Der Abschwung zwischen 1972 und 1976 fällt nur geringfügig unter das früher, in den 60er Jahren, bereits erreichte Niveau zurück. Seitdem ist in den wissenschaftlichen Wahlstudien wieder ein stetiger, wenn auch nur leichter, Anstieg zu verzeichnen. Der einmalige Anstieg bei der vorgezogenen Bundestagswahl von 1972 relativiert

32 *Jörgen Goul Andersen*, Decline of Class Voting or Change in Class Voting? Social Classes and Party Choice in Denmark in the 1970s, in: European Journal of Political Research, Jg. 12, 1984, S. 243–259; *Walter Korpi*, Some Problems in the Measurement of Class Voting, in: American Journal of Sociology, Jg. 78, 1972, S. 627–642; *Diane Sainsbury*, Class Voting and Left Voting in Scandinavia. The Impact of Different Operationalizations of the Working Class, in: European Journal of Political Research, Jg. 15, 1987, S. 507–526.

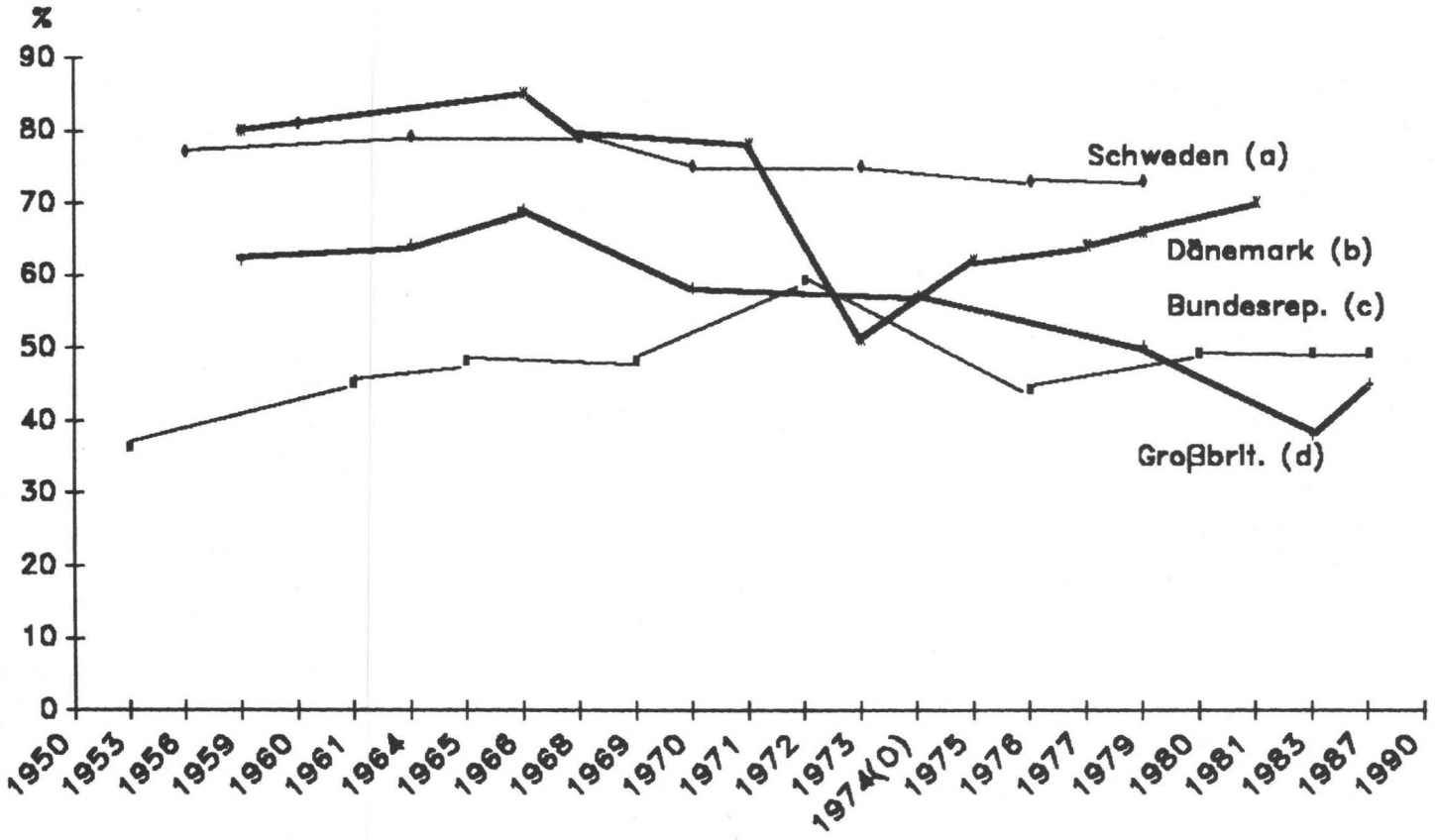
33 Vgl. *Anthony Heath/Roger Jowell/John Curtice*, Electoral Change, in: *Martin Burch/Michael Moran* (Hrsg.), British Politics: a Reader, Manchester 1987, S. 90–107, und *dies.*, Trendless Fluctuation: a Reply to Crewe, in: Political Studies, Jg. 35, 1987, S. 256–277.

34 Vgl. *Albert O. Hirschmann*, Shifting Involvements. Private Interest and Public Action, Princeton 1982. Ins Deutsche übersetzt von Sabine Offe (»Engagement und Enttäuschung. Über das Schwanken der Bürger zwischen Privatwohl und Gemeinwohl«, Frankfurt 1984).

35 *Klingemann*, Soziale Lagerung, S. 600.

36 Ebda., Schaubild 3, S. 599. Zu beachten ist dabei, daß die Stichprobe der Umfrage von 1972 eine relativ starke Verzerrung zugunsten der SPD (und zuungunsten der beiden Unionsparteien) aufwies – vgl. *Max Kaase*, Die Bundestagswahl 1972: Probleme und Analysen, in: Politische Vierteljahresschrift, Jg. 14, 1973, S. 147 ff.

Schaubild 1a: »Manuelle« Berufe: Wahl von Linkspartei(en)



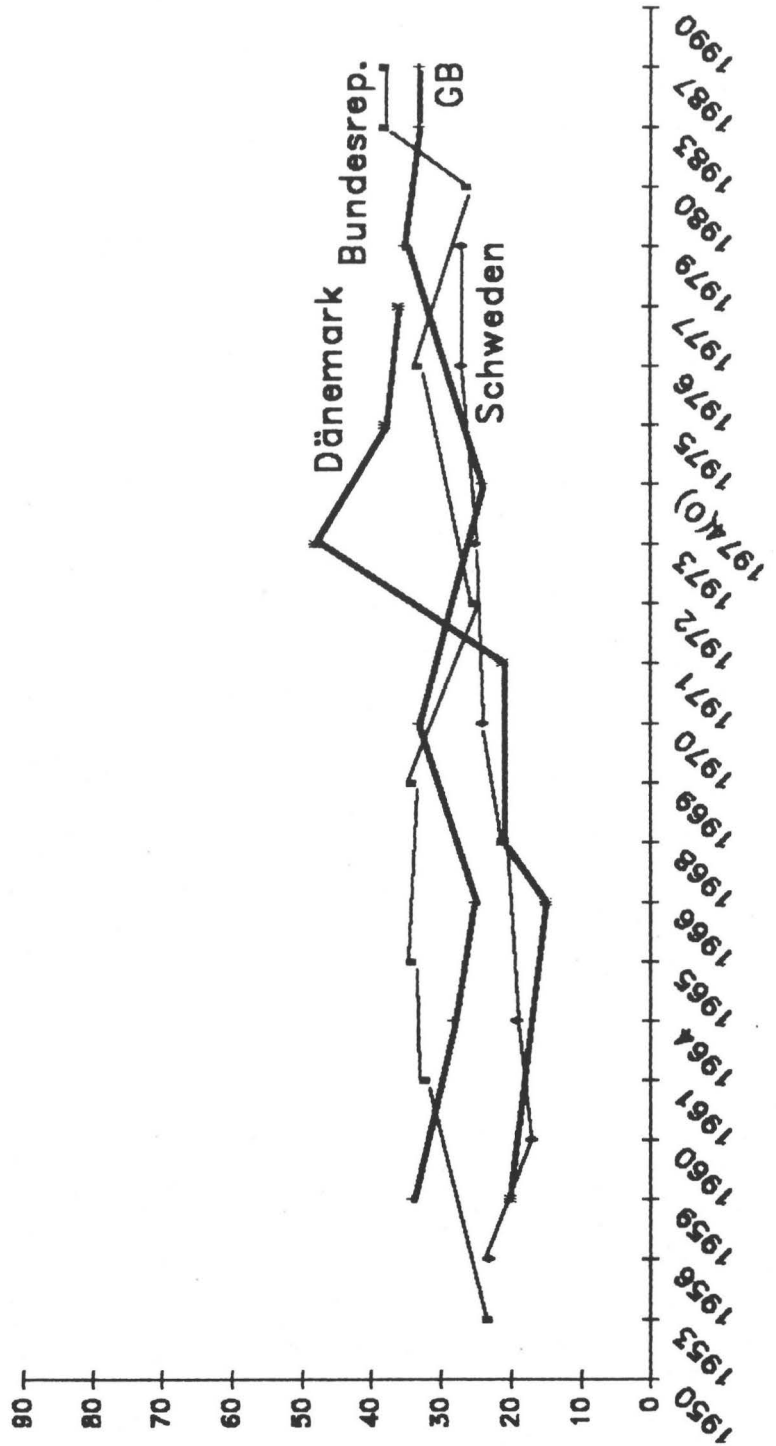


Schaubild 1b: »Manuelle« Berufe: Wahl »bürgerlicher« Partei(en)

Legende zu Schaubildern 1a und 1b

Strikt vergleichbar sind alle Datenpunkte nur mit den Einschränkungen, die in der in Anm. 32 genannten Literatur dokumentiert werden. Die Zeitachse bildet die Jahreszahlen der zahlreichen Befragungen in den vier Ländern nicht in metrischen Intervallen ab. Es wurde nur eine exemplarische Veranschaulichung, aber kein maßstabgerechter Kurvenverlauf angestrebt.

Quellen:

a *Esping-Andersen* (Anm. 1), Tab. 4.5, S. 126, und *Sainsbury* (Anm. 32), Tab. 2, S. 515. In den schwedischen und dänischen Datenreihen wurden alle links-sozialistischen bzw. bürgerlichen Parteien zusammengefaßt.

b *Esping-Andersen* (Anm. 1), Tab. 4.3, S. 124, und *Andersen* (Anm. 32), Tab. 1, S. 244. »Linkspartei(en)« umfassen: Social Democrats, Communists, Socialist People's Party (seit 1960), Left Socialists (seit 1968), Communist Labour Party (seit 1979) und Socialist Labour Party (1981).

c *Klingemann* (Anm. 38), Appendix 1, S. 258. Werte für 1987 eigene Berechnung aus der Erhebung vom Januar 1987 (Wahlstudie Zentralarchiv Köln, Nr. 1537). Die %-Basis dieser Datenreihe besteht aus sämtlichen Befragten (unter Einschluß der fehlenden Antworten zur Wahlabsicht), wodurch ihre Werte etwas niedriger als in anderen Publikationen liegen.

d *Crewe* (Anm. 40), Tab. 5, S. 194. Werte für 1987 dank persönlicher Mitteilung durch Crewe.

---

den von infas dramatisierten »Einbruch, den die SPD [. . .] zwischen 1972 und 1976 hinnehmen mußte«.[37] Interessanterweise ist zwischen 1980 und 1983 der Anteil der Arbeiter, die CDU/CSU wählten, gestiegen, während der SPD-Anteil gleich hoch geblieben ist, was damit zusammenhängt, daß die Kategorie der Nichtwähler oder der Befragten, die keine Antwort gaben, unter den Arbeitern stark gesunken ist.[38] Insgesamt zeichnet sich die Bundesrepublik durch eine nur leicht ansteigende Präferenz von Arbeitern für die CDU/CSU bei Stetigkeit ihrer Bindung an die SPD aus.

Die gegenteilige Entwicklung – eine Abkehr eines Teils der »Manuellen« von ihrer traditionsreichen Partei – nahm die britische Labour Party: Von einem 1966 erreichten Hoch, das fast skandinavische Proportionen besaß, erlitt sie einen stetigen Erosionsprozeß gerade bei »manuellen« Berufen.[39] Dieser Prozeß lief im übrigen parallel mit einem Verlust an individuell eingeschriebenen Mitgliedern und einem sinkenden Wähleranteil in der gesamten

37 *Feist/Krieger/Smid*, Das »kritische« Potential bei der Bundestagswahl 1983, S. 132.

38 Die Kategorie »Nichtwähler« oder »keine Antwort« entwickelte sich bei den in den bundesdeutschen Wahlstudien befragten Arbeitern wie folgt: 1953 26 %, 1961 17 %, 1965 16 %, 1969 14 %, 1972 11 %, 1976 17 %, 1980 19 %, 1983 7 %, 1987 7 %. Vgl. den Tabellenanhang bei *Hans-Dieter Klingemann*, West Germany, in: *Ivor Crewe/David Denver* (Hrsg.), Electoral Change in Western Democracies. Patterns and Sources of Electoral Volatility, London/Sidney 1985, S. 258–262. Wert für 1987 nach eigener Berechnung aus der Erhebung vom Jan. 1987 (Zentralarchiv für empirische Sozialforschung [ZA], Köln, Studie Nr. 1537).

39 Empirisch nicht haltbar ist die These, die *von Beyme*, Parteien in westlichen Demokratien, S. 342, aufstellt: »Neuere Untersuchungen für Großbritannien halten die Abnahme der Klassenbindungen an Parteien nicht für ein symmetrisches Phänomen. Sie ist größer bei den Mittelschichten als bei der Arbeiterschaft, die der Labourparty weitgehend treu blieb.« Dazu die auf Primärquellen – in zwei unterschiedlichen Codierungen – basierenden Schaubilder bei *Herbert Döring*, Parteiensystem, Sozialstruktur und Parlament in Großbritannien, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage 38, 19. 9. 1987, S. 22; *Martin Harrop*, Voting and the Electorate, in: *Henry Drucker u. a.* (Hrsg.), Developments in British Politics 2, Basingstoke/London 1988, S. 38.

Bevölkerung. Die Gründe dafür werden von führenden Wissenschaftlern kontrovers diskutiert. Ivor Crewe sieht die Ursache für die Unpopularität der Labour Party nicht in der Sozialstruktur, sondern in einem Zuviel an sozialistischer Programmatik der Partei. Die »kollektivistische Trinität« von mehr Verstaatlichung, Ausbau des Wohlfahrtsstaates und der besonderen britischen Variante einer großen Gewerkschaftsmacht sei zunehmend weniger gerade von Labour-Anhängern unter den Wählern unterstützt worden.[40]
Demgegenüber weist Paul Whiteley darauf hin, daß ein anderer Teil der Labour-Wähler – und vor allem der Mitglieder! – nicht durch zuviel, sondern durch zuwenig Sozialismus abgestoßen wurde.[41] Das Dilemma einer sozialdemokratischen Partei an der Regierung, Hoffnungen, die aufgrund des sozialreformerischen Programms geweckt wurden, in der Regierungsverantwortung zu enttäuschen, wird durch den eingangs genannten Vorteil der Partei verschlimmert. Da sie die Mehrheit der Mandate mit weniger als 50 % der Stimmen ohne einen »bürgerlichen« Bündnispartner erlangen kann, werden die bei der Implementation legislativer Vorhaben auftauchenden Widerstände voll der Partei anlastbar. So scheint die Ursache der Abkehr eines Teils der Anhänger von der Partei nicht im Wandel der Sozialstruktur, sondern in den »Policies« von Sozialdemokratie an der Regierung zu liegen.
Dies ist – für Dänemark und Schweden – auch die These eines komparativen Aufsatzes und des neuen Buches von Gösta Esping-Andersen.[42] Er widerspricht der gängigen These, daß wachsender Wohlstand und sinkendes Klassenbewußtsein die Ursachen des Stimmenrückgangs sozialdemokratischer Parteien seien. Dänemark und Schweden besitzen eine nach Bevölkerungszahl und Wirtschaftsstruktur, nach Wahlrecht (Verhältniswahl) und Vielparteiensystem ähnliche Struktur, haben sich aber – und dies ist das erklärungsbedürftige Phänomen – im Wahlerfolg der Sozialdemokratie sehr unterschiedlich entwickelt. Obwohl in Schweden der Lebensstandard noch etwas höher als in Dänemark liege, sei trotz dieser »Affluence« der Stimmenanteil der Sozialdemokratie unter den Arbeitern hoch geblieben, wogegen er sich in Dänemark vorübergehend fast halbiert habe. Der Einbruch der Sozialdemokratie in Dänemark ist nach Esping-Andersen nicht die Folge sozialen Wandels, sondern von »Policies«.
Wenn die Mehrheit der Befragten in Dänemark sage, der Staat gehe verschwenderisch mit Steuergeldern des Bürgers um, in Schweden aber nicht, so liege dies nicht, wie oft angenommen, am hohen Steuerniveau Dänemarks, da dieses in Schweden noch höher sei. Vielmehr habe die dänische Sozialdemokratie Staatsausgaben überwiegend in »unproduktive« soziale Konsum- und Transferzahlungen geleitet, während Schweden Güter und Dienstleistungen erzeugende Arbeitsplätze im Gesundheits- und Erziehungswesen geschaffen habe. Hinzu komme, daß die Schweden in Koalition mit der Agrarpartei eine stärkere Kontrolle der Industrie durchsetzen konnten, die auf kleinbürgerliche Koalitionspartner angewiesene däni-

40 *Ivor Crewe*, The Electorate: Partisan Dealignment Ten Years On, in: West European Politics, Jg. 6, 1983, S. 202 f., faßt die Resultate seiner zahlreichen Forschungen zusammen. Zur – hier nicht näher zu erörternden – These einer neuen sektoralen Disparität zwischen einer »new working class« und einer »traditional working class« (beide unterscheiden sich in den individuell aggregierten Merkmalen: Nord- oder Südengland, Hausbesitz, Gewerkschaftsmitgliedschaft, Tätigkeit im öffentlichen oder privaten Sektor) siehe *Crewe*, A New Class of Politics, in: Guardian, 15. 6. 1987, Tab. 5 (wieder abgedr. in: *Butler/Kavanagh*, The British General Election of 1987, S. 275; *Patrick Dunleavy/Christopher T. Husbands*, British Democracy at the Crossroads. Voting and Party Competition in the 1980s, London 1985, Kap. 6.3, S. 129 ff.

41 *Paul Whiteley*, The Labour Party in Crisis, London/New York 1983, Kap. 4.

42 *Gösta Esping-Andersen*, Social Class, Social Democracy, and the State. Party Policy and Party Decomposition in Denmark and Sweden, in: Comparative Politics, Jg. 11, 1978/79, S. 42–58, und *ders.*, Politics Against Markets.

sche Schwesterpartei aber nicht. Als auslösenden, entscheidenden Faktor aber identifiziert Esping-Andersen die dänische Wohnungsbaupolitik.
Während Schweden ein ehrgeiziges staatliches Wohnungs- und Hausbauprogramm einleitete, förderten die Dänen den Bau privater Eigenheime durch staatliche Hypothekengarantien und Steuererleichterungen. Als die Regierung 1965 den privaten Wohnungsbau unter Aufhebung von Mietpreisbindungen gesetzlich förderte, führte dies zunächst zu einem starken Linksruck unter Mietern in der Arbeiterschaft. Die ein Jahrzehnt später eingeleitete Korrektur der Steuervergünstigungen für Privatwohnungen führte dagegen zur Protestwahl des Teils der Arbeiter, der inzwischen sein Eigenheim erworben hatte. »The argument, in other words, is that differences in state policy are of major importance for class voting and Social Democratic power. The comparison between the two countries does not give support to any of the leading theories dealing with changes in class voting.«[43]

5. Auf der Suche nach einer systematischen Interpretation: Ursachen der konservativen Parteineigung von Industriearbeitern

Nachdem in den vorangegangenen Abschnitten quantitative Befunde zusammenfassend dokumentiert und im Einzelfall bereits interpretiert worden sind, soll nun der etwas schwierigeren Frage nachgegangen werden, aus welchen Gründen welche Teile der Industriearbeiter in welchen Ländern (und möglicherweise in jedem Lande aus einem anderen Grunde?) sozialistische Parteien wählten oder nicht. Dabei können die Vorzüge einer Analyse mit Individualdaten voll genutzt werden, die ja nicht in der dem amtlichen Wahlergebnis vergleichbaren Grundauszählung von Parteipräferenzen, sondern in dem experimentellen Studium der Beziehungen zwischen Variablen liegen. Natürlich ist nicht auszuschließen, daß in vielen Fällen Zufall am Werke war und ist, wenn Industriearbeiter ihre Stimme konservativen Kandidaten geben. Doch der Komparatist sucht unabhängig von der Erforschung und Beschreibung solcher »Peculiarities« und Partikularitäten nach systematischen Zusammenhängen, die sicherlich nicht alles, aber doch vielleicht einiges erklären und verständlich machen können.
Die Ursachen für das von seiner Klassenlage abweichende Wahlverhalten eines Teils der Industriearbeiter sind mit Sicherheit vielfältig, verstärken und beeinflussen sich wechselseitig und dürfen nicht monokausal interpretiert werden – auch wenn wir aus Gründen der Darstellung eine Arbeitshypothese nach der anderen diskutieren müssen. Vier systematische Gründe, die Industriearbeiter (und ihre Familienmitglieder) mit einer gewissen überzufälligen Wahrscheinlichkeit dazu führen können, überproportional konservativ zu wählen, sind von Dogan benannt worden. Seine vier (als Arbeitshypothesen angenommenen) Gründe sollen nun nacheinander skizziert werden. Dabei wird – hier und in den weiteren Abschnitten – stets zugleich zu fragen sein: Welche von ihnen sind auch heute (vermutlich) noch in der gleichen Weise wie in den 50er und 60er Jahren wirksam?
An *erster Stelle* nannte Dogan landwirtschaftliche soziale Herkunft und sektorale Disparität sowie unterschiedlichen gewerkschaftlichen Organisationsgrad der in verschiedenen Berufen und Branchen tätigen Arbeiter. Herkunft von Industriearbeitern aus dem bäuerlichen Milieu geht aber nur dann mit konservativer Parteipräferenz einher, wenn die vom Lande kommenden Arbeiter nicht durch eine starke Kommunistische Partei – wie in Italien,

43 Ebda., S. 55.

Frankreich und Finnland – beeinflußt wurden.[44] Weil von den oben in Tab. 1 aufgeführten Ländern heute ein etwas umfangreicherer landwirtschaftlicher Sektor nur noch in Dänemark, Frankreich und Finnland existiert, fällt soziale Herkunft aus dem bäuerlichen Milieu als Ursache konservativer Parteipräferenz von Industriearbeitern quantitativ nicht mehr so ins Gewicht wie noch in den 50er Jahren. Erstmals in der Geschichte der Industriearbeit rekrutiert sich eine »reife Arbeiterklasse« (John Goldthorpe) überwiegend aus sich selbst.

Als gut gesicherten Befund der Industriesoziologie berichtete Dogan, daß Arbeiter in Großbetrieben im allgemeinen eher als Arbeiter in Kleinbetrieben für Linksparteien stimmten.[45] Betriebsgröße steht hier zum einen für gewerkschaftlichen Organisationsgrad. Aber kleine Betriebe waren zum anderen darüber hinaus auch für eine Industrialisierung im ländlichen Kontext typisch. Eine solche interne Differenzierung der Industriearbeiter nach Branchen, Gewerkschaftsdichte und geographischer Struktur kann zur Distanz eines Teils der Industriearbeiter von Arbeiterparteien und Gewerkschaften (und damit indirekt zur konservativen Parteineigung) beitragen. Inwieweit der Effekt der Betriebsgröße, der ein Indiz für diese Zusammenhänge ist, auch für andere Länder zutrifft, läßt sich gut mit den Daten des von Erik Olin Wright initiierten internationalen Verbundprojektes »Comparative Class Structure and Class Consciousness« zeigen.

Tab. 4, die aus den Daten dieses Projektes erstellt wurde, analysiert – für die in diesem Datensatz befragten Industriearbeiter – deren mittlere Sympathie für die sozialdemokratische Partei ihres Landes getrennt nach Gewerkschaftsmitgliedschaft und Betriebsgröße. Wir beschränken uns exemplarisch auf die Bundesrepublik Deutschland und Schweden, obwohl auch Norwegen und die anglo-amerikanischen Demokratien USA und Kanada (und nach Erstellung eines integrierten Datensatzes auch die jetzt noch bei den Primärerhebern liegenden Daten für Großbritannien und weitere Nationen) einbezogen werden könnten.[46]

Beim Studium von Tab. 4a zeigt sich deutlich, daß die höhere Präferenz für die SPD in mittleren Betrieben (und etwas weniger ausgeprägt in Großbetrieben) nur bei den Gewerkschaftsmitgliedern sichtbar ist, während bei den nicht gewerkschaftlich Organisierten Betriebsgröße nicht nur keinen Einfluß hat, sondern die Sympathie für die SPD in Großbetrieben bei den nicht einer Gewerkschaft Angehörenden 1985 sogar niedriger als in Kleinbetrieben war. (Es ist zu beachten, daß die bundesdeutsche Skala von 1 bis 10 und die schwedische von 1 bis 3 reichte. Daher sind die Variationen getrennt für jedes Land zu interpretieren.) Die zusätzlich zu der Parteisympathie mitgeteilten Zeilenprozente der Gewerkschaftsmitglieder nach Betriebsgröße (Tab. 4b) zeigen, daß im sozialdemokratisch geprägten Staat Schweden auch Kleinbetriebe in ihrer großen Mehrheit gewerkschaftlich organisiert sind. Aber selbst von diesem hohen Plateau aus sind mittlere und große Betriebe, in denen sich eine etwas höhere Sympathie für die Sozialdemokratische Partei als in Kleinbetrieben zeigt, auch in Schweden nochmals stärker gewerkschaftlich organisiert als Kleinbetriebe.

Als *zweite Ursache* konservativer Parteineigung von Industriearbeitern nannte Dogan eine Kluft zwischen objektiver Klassenlage und subjektivem Klassenbewußtsein. Es ist eine alt-

---

44 *Thomas A. Herz*, The Political Effects of Social Mobility (vervielfältigtes Manuskript, Siegen 1985), entwickelte ein analytisches Modell zum Studium intergenerationaler Mobilität, das er am Datensatz der Political-Action-Studie testete. Er erklärt die für Italien und Finnland (Frankreich ist in dem Datensatz nicht enthalten) sichtbaren Mobilitätseffekte der aus landwirtschaftlichen Elternhäusern stammenden Befragten mit der Organisation der Kommunistischen Partei in diesen beiden Ländern.

45 *Dogan*, Le vote ouvrier, S. 32.

46 Der deutsche Datensatz (Feldarbeit 1985) wird zur Zeit in einem noch laufenden DFG-Projekt an der Universität Duisburg unter Leitung von Dieter Holtmann »International vergleichende Sozialstrukturanalyse« komparativ ausgewertet. Ich bin Herrn Professor Holtmann und Frau Brigitte Hamm für die Erstellung der Ausdrucke, aus denen Tab. 4 gearbeitet wurde, zu Dank verpflichtet.

Tab. 4: Mittlere Sympathie von Industriearbeitern für sozialdemokratische Partei ihres Landes – getrennt analysiert nach Betriebsgröße und Gewerkschaftsmitgliedschaft

a) Mittelwerte der Sympathie

BETRIEBS-GRÖSSE	BRD (1985) Gewerkschaft Mitglied $\bar{x}$	Nicht-mitglied $\bar{x}$	BETRIEBS-GRÖSSE	SCHWEDEN* Gewerkschaft Mitglied $\bar{x}$	Nicht-mitglied $\bar{x}$
klein	6,58* s = 2,83	5,86 s = 2,65	klein	2,34* s = 0,72	1,73 s = 0,79
mittel	7,00 s = 2,59	5,88 s = 2,60	mittel	2,31 s = 0,81	**
groß	6,81 s = 2,42	5,57 s = 2,73	groß	2,49 s = 0,69	**

$\bar{x}$ = Mittelwert
s = Streuung

* Beim Vergleich der Mittelwerte ist ein Unterschied in der Fragevorgabe für beide Länder zu beachten. Die bundesdeutsche Sympathieskala reichte von 1 (»sehr unsympathisch«) bis 10 (»sehr sympatisch«). Die in Schweden verwandte Skala war nur dreistufig; die Berechnung von Mittelwerten beruht auf der Frageformulierung und Codierung: »What is your opinion about the the political parties in Sweden today? For each of the parties in the parliament, tell to what extent you sympathize with their programs. Do you sympathize to a large extent (= Wert 3), somewhat (= Wert 2) or not at all (= Wert 1), with the Social Democratic Party?«

** Wegen Fallzahlen › 10 nicht berechnet (siehe Art der Verteilung in Tab. b).

b) Art der Verteilung (gültige Nennungen)

BETRIEBS-GRÖSSE		BRD Gewerkschaft Mitglied	Nichtmitglied	n	BETRIEBS-GRÖSSE		SCHWEDEN Gewerkschaft Mitglied	Nichtmitglied	n
klein	%	23,5	76,5	243	klein	%	83,6	16,4	73
mittel	%	34,6	65,4	81	mittel	%	93,9	6,1	33
groß	%	55,8	44,2	156	groß	%	92,6	7,4	121
				n = 480					n = 227

Quelle: siehe Anm. 43

bekannte Tatsache, daß objektive und subjektive Klasse – aus welchen Gründen auch immer – auseinanderklaffen können. Doch begnügte Dogan sich nicht mit diesem Truismus, sondern er wies mit den Indikatoren der Surveyforschung nach, daß bei Inkongruenz beider die subjektive Schichtzuordnung bei der Wahlentscheidung den Ausschlag über die objektive soziale Lage gibt:[47] »Dans la plupart des pays, la relation entre le vote et l'auto-identification sociale est plus étroite que la relation entre le vote et la catégorie sociale objective.«[48] Diesen für die 50er Jahre geführten Nachweis wiederholte und erbrachte erneut eindrucks-

47 *Dogan*, Le vote ouvrier, Tab. IV, S. 35.
48 Ebda., S. 36.

voll Hans-Dieter Klingemann für 1973–1976 und 1980 an den Datensätzen der ersten und zweiten Welle der Political-Action-Studie.

Bei einer Kreuzklassifikation zwischen objektiver Schicht (nach Beruf) und subjektiver Schichtidentifikation (von Arbeitern, die sich entweder als Arbeiter oder der Mittelschicht zugehörig betrachteten) fand Klingemann: 1980 »unterstützten 62 % der gewerkschaftlich organisierten Arbeiterschaft mit Arbeiterbewußtsein bei einer kommenden Bundestagswahl die SPD. Fällt sowohl das Arbeiterbewußtsein als auch die Gewerkschaftsmitgliedschaft weg, dann wählen nur noch ganze 29 % der Arbeiterschaft sozialdemokratisch. Dieser Sachverhalt weist der subjektiven Schichtidentifikation einen hohen Stellenwert zu. Bei der Nichtübereinstimmung von objektiver sozialer Lage und subjektivem Bewußtsein gibt letzteres den Ausschlag.«[49] Es besteht ein starker Zusammenhang zwischen subjektiver Schichtidentifikation und Gewerkschaftsmitgliedschaft, aus dem aber keine Kausalität abgeleitet werden darf, da offen bleibt, was wem vorausgeht und wie stark die gegenseitige Verstärkung zwischen beiden ist.

An *dritter Stelle* nannte Dogan den Faktor katholische Konfession und häufigen Kirchgang. Konfession spielt in den Ländern eine Rolle, in denen es im Zeitraum der Entstehung moderner Parteien Konflikte zwischen Staat und (besonders katholischer) Kirche über Schule, Zivilehe, Ehescheidung und andere Fragen gab und in denen Religion immer noch (latent oder aktuell) politische Streitfragen überlagert. In diesen (zumeist gemischt-konfessionellen) Ländern wählen Arbeiter, die häufig zur Kirche gehen, überproportional christlich-soziale Parteien.[50] Es ist bekannt, daß Kirchgang in kleineren Orten häufiger als in großen anzutreffen ist. Doch in einer eminent systematischen, über sein Thema (»Kirchliche Bindung und Wahlverhalten in Nordrhein-Westfalen«) weit hinausgreifenden, auch komparativ denkenden und vergleichende Evidenz aus Frankreich, England und den Niederlanden zitierenden Arbeit machte Erhard Blankenburg eine erstaunliche Entdeckung.[51]

Er wies in einer multivariaten Analyse mit dem einfachen, klassischen Instrument der Kontrolle allgemein für gültig gehaltener Zusammenhänge den verborgenen Einfluß dritter und vierter Variablen nach: Selbst dann, wenn katholische Arbeiter von sich sagten, daß sie *nicht* (»selten oder nie«) zur Kirche gingen, zeigten sie immer noch – im Gegensatz zu evangelischen Arbeitern – eine überproportionale CDU/CSU-Präferenz – aber dann und nur dann, wenn ihre Wohngemeinde klein war.[52] Bei Großgemeinden verschwand dieser Effekt einer CDU-Bindung von Arbeitern auch ohne regelmäßigen Kirchgang. Blankenburg interpretierte diese quantitativ gut abgesicherte Beobachtung als Indiz für ihre Verwurzelung in einem traditional-ländlichen, durch katholische Konfession geprägten Milieu, das auch dann noch seine Wirkungen entfaltet, wenn die in kleinen Gemeinden lebenden Arbeiter nicht mehr regelmäßig zur Kirche gehen.

---

49 *Klingemann*, Soziale Lagerung, S. 610. Siehe auch ebda. die Tab. 12, S. 619, zur Analyse des Zusammenhangs zwischen objektivem Beruf und subjektiver Schichtidentifikation im Datensatz der ersten Welle der Political-Action-Studie 1973–1976.

50 *Von Beyme*, Parteien in westlichen Demokratien, S. 342.

51 *Erhard Blankenburg*, Kirchliche Bindung und Wahlverhalten. Die sozialen Faktoren bei der Wahlentscheidung. Nordrhein-Westfalen 1961 bis 1966, Freiburg 1967. Zur Dauerhaftigkeit konfessioneller Unterschiede im Wahlverhalten trotz gesunkener Kirchgangshäufigkeit in der Bundesrepublik *Karl Schmitt*, Inwieweit bestimmt auch heute noch die Konfession das Wahlverhalten?, in: Der Bürger im Staat, Jg. 34, 1984, S. 105 f., und *ders.*, Religiöse Bestimmungsfaktoren des Wahlverhaltens: Entkonfessionalisierung mit Verspätung?, in: *Dieter Oberndörfer/Hans Rattinger/Karl Schmitt* (Hrsg.), Wirtschaftlicher Wandel, religiöser Wandel und Wertwandel. Folgen für das politische Verhalten in der Bundesrepublik Deutschland, Berlin 1985, S. 291–329.

52 *Blankenburg*, Kirchliche Bindung, S. 80, Tab. 2.1.4.

Tab. 5: Manuelle Arbeiter, männlich, berufstätig, katholisch, Kirchgang »selten oder nie« – getrennt analysiert nach Ortsgröße
Prozentpunkte geben Präferenz dieses Teil-Samples für »rechte« Partei(en) wieder.

Orts-	F		B		NL		BRD		I		IRL		GB	
größe	%	n	%	n	%	n	%	n	%	n	%	n	%	n
klein	32	181	38	208	44	87	44	136	25	274	46	66	35	26
mittel	24	307	43	240	37	68	35	186	27	260	59	29	40	40
groß	23	281	26	165	41	33	30	131	21	248	51	120	29	59

Quelle: Kumulierter Datensatz der Eurobarometer – bis einschließlich Umfrage 23 (1985). ICPSR 8434.

Blankenberg sah in diesem Befund ein Indiz für einen »Kontext«, den er so umschrieb: »Es sind die Arbeiter in kleineren Ortschaften, in Kleinbetrieben, die ein Haus für sich bewohnen, wahrscheinlich oft noch im Nebenerwerb landwirtschaftlicher Arbeit nachgehen, die sich treu zur Kirche halten und die ihre Wahlstimme für die CDU abgeben. Der hohe Anteil von Kirchgängern und CDU-Wählern unter den Arbeitern muß mit der Tatsache zusammen gesehen werden, daß in Deutschland der Übergang von landwirtschaftlicher zu industrieller Arbeit fließend geblieben ist.«[53] Mit Bezug auf die Ergebnisse von Gemeindestudien wies er darauf hin, daß die Industrialisierung in Deutschland »weite ländliche Gebiete einbezogen hat, ohne deren Bindungen an das Dorf zu lösen«, und sprach von einer Mischung zwischen »industrielle[r] Arbeitsweise und traditionelle[r] Gebundenheit.«[54]
Anknüpfend an Blankenburg, sind im Rahmen der vorliegenden Arbeit zwei Fragen von Interesse: 1. Wählen auch heute in kleineren Orten katholische Arbeiter selbst dann immer noch überproportional CDU/CSU, wenn sie *nicht* (mehr?) zur Kirche gehen? 2. Bestätigt sich dieser Effekt einer katholischen Kultur, die nicht notwendigerweise über Kirchgang vermittelt sein muß, nicht nur für die Bundesrepublik, sondern läßt dieses Phänomen sich auch in einigen oder allen westeuropäischen Nachbarländern beobachten? Um diese Fragen zu prüfen, wurden in einer Filteranalyse aus dem kumulierten Eurobarometerdatensatz – ähnlich wie in Blankenburgs früherer Analyse – nur die berufstätigen Männer katholischer Konfession ausgewählt. In Arbeiterhaushalten lebende Frauen wurden ausgeklammert, um den Test am unwahrscheinlichsten Fall, den berufstätigen männlichen Befragten, durchzuführen. Tab. 5 gibt die Prozentpunkte der CDU/CSU (bzw. »Rechtsparteien«) wählenden katholischen Arbeiter, die *selten oder nie* zur Messe gehen, getrennt nach Ortsgröße.
Gewiß sind hier Umfragen über einen Zeitraum von zwölf Jahren hinweg kumuliert. Aber der fragliche Zusammenhang zwischen Konfession, Schicht (d. h. manuelle Arbeiter), Parteipräferenz und Gemeindegröße, dem hier nachgeforscht werden sollte, ist »robust« genug, um – ähnlich wie jenes sprichwörtliche Grinsen der berühmten »Cheshire cat« –[55] über lange Zeit hinweg unverändert sichtbar zu bleiben. Was Blankenburg mit der Nordrhein-Westfalen-Umfrage von 1962 nachwies und unter systematisch-theoretischen Gesichtspunkten generalisierte – ein ländlich-industrielles katholisches Arbeitermilieu –, ist auch an der Wende von den 70er zu den 80er Jahren noch lebendig, und zwar nicht nur in Nordrhein-Westfalen,

53 *Ebda.*, S. 81.
54 *Ebda.*, S. 78.
55 Vgl. das Zitat von Henry James Ford bei *Peter Pulzer*, Responsible Party Government in the German Political System, in: *Herbert Döring/Gordon Smith* (Hrsg.), Party Government and Political Culture in Western Germany, London 1982, S. 30.

sondern auch in anderen Bereichen der Bundesrepublik. Dieses mit Individualdaten gewonnene Ergebnis wird auch durch eine neuere Aggregatdatenanalyse von Manfred Sinz bestätigt, der auch heute noch Hochburgen-Regionen der CDU/CSU einem solchen »Kontext« zuordnet.[56]

Der Effekt zeigt sich außer in der Bundesrepublik deutlich nur noch in den Niederlanden und – weniger stark ausgeprägt – in Frankreich. Wie ein Studium der Tab. 5 zeigt, ist in diesen drei Ländern die konservative Parteipräferenz von Arbeitern, die katholisch sind und *nicht* zur Kirche gehen, nur in kleinen Gemeinden hoch, sinkt aber mit wachsender Gemeindegröße. In Irland, der hochkatholischen Nation, ist der Effekt eines katholischen Arbeitermilieus auch ohne regelmäßig verstärkenden Kirchgang stets – auch ohne Rücksicht auf die Ortsgröße – sichtbar. (Darin bleibt Irland aber in Westeuropa eine Ausnahme.) In allen übrigen Ländern ist der von Blankenburg »vorausgesagte« Effekt nicht sichtbar.

An *vierter und letzter Stelle* wies Dogan, der in einem anderen Forschungsaufsatz das Wahlverhalten von Frauen komparativ untersucht hatte, darauf hin, daß ein Großteil der konservativen Stimmen aus dem Arbeitermilieu von den (nicht berufstätigen oder früher berufstätigen) Ehefrauen und Müttern der Industriearbeiter stammen dürfte. »Dans tous les pays de l'Europe occidentale, qu'ils soient protestants ou catholiques, fortement ou faiblement industrialisés, les partis communistes et socialistes sont défavorisés par le suffrage féminin.«[57]

---

56 *Manfred Sinz*, Regionalisierte Aggregatdatenanalyse von Wahlergebnissen und sozio-ökonomischen Merkmalen im Vergleich. Thesen und Materialien bei der 9. Tagung des Ausschusses Wahlforschung im Verband Deutscher Städtestatistiker, vervielfältigtes Manuskript Bonn 1988. Für 268 Kreisregionen berechnete *Sinz* (mit Pearson's r und durch Clusteranalyse) den Zusammenhang zwischen 50 ausgewählten Regionalindikatoren aus dem System der »Laufenden Raumbeobachtung« der Bundesforschungsanstalt für Landeskunde und Raumordnung (die sich bei Analysen des regionalwirtschaftlichen Süd-Nord-Gefälles als besonders aussagekräftig erwiesen hatten) und den Zweitstimmenanteilen der SPD, der CDU, der FDP und der sonstigen Parteien bei den fünf Bundestagswahlen zwischen 1972 und 1987. In bezug auf die Indikatorausprägungen zwischen SPD-Hochburgen und CDU-Hochburgen stellt er – mit Ausnahme schwachsignifikanter Mischtypen – fest, daß »die von den Regionalindikatoren beschriebenen Kontexte häufig in einer quasi linearen Beziehung zum Wahlverhalten stehen« (S. 7). Er wertet dies als klaren »Hinweis darauf, daß sowohl das Wahlverhalten als auch bestimmte Merkmale der sozio-ökonomischen Situation in den Regionen und Raumtypen über einen ›dritten Grund‹ miteinander verbunden sein dürften.« (S. 7) In Parallele zu unserer Individualdatenanalyse vermutet er: »Die Betriebsgrößen in der Industrie weichen in den SPD-Regionen positiv vom Bundesdurchschnitt ab, während sie in den CDU-Regionen deutlich darunter liegen. Dies bedeutet nicht, daß kleine Betriebe zu hohen Zweitstimmenanteilen der CDU führen, sondern daß Kleinbetrieblichkeit in denselben Regionen ›gedeiht‹, in denen auch die Bedingungen für die Wahlerfolge der CDU günstig sind.« (S. 7 f.) In bezug auf den Frauenanteil an den Beschäftigten in den Regionen zeigt sein Diagramm 3 eine schwach positive Abweichung vom Bundesdurchschnitt in CDU-Hochburgen und eine stark negative (standardisiert) in den SPD-Regionen. Nicht näher eingegangen werden kann im Rahmen dieses Aufsatzes auf zwei weitere Beobachtungen. Zum einen zeigte sich, daß beim Vergleich der *Entwicklungsdynamik* der Regionen (Veränderung der Beschäftigten im sekundären bzw. tertiären Sektor zwischen 1980 und 1986) die CDU »die Partei der sich dynamisch entwickelnden Regionen ist«. Es böte sich an, die hier möglicherweise entstehenden neuen sektoralen Disparitäten durch Neuaggregierung von Individualdatenanalysen zu prüfen, wobei zu beachten wäre, daß, wie auch *Sinz* betont, das Wachstum der »tertiären« Dienstleistungen sich am raschesten in den auf den »sekundären« Sektor bezogenen Produktions- und Kommunikationsdiensten vollzieht. Zum anderen zeigt *Sinz*: »Auffällig an dieser ›politischen Landkarte‹ ist, daß viele prosperierende Großstädte wie Düsseldorf, Stuttgart, Nürnberg, Freiburg oder München dem schwachsignifikanten Typ [. . .] oder dem Mischtyp angehören. Vieles spricht dafür, daß sich zukünftige Bundestagswahlen in diesen Regionen entscheiden werden.« (S. 7)

57 *Dogan*, Le vote ouvrier, S. 39.

Die »Emanzipation mit dem Stimmzettel«, die linke Parteien durch ihre Forderung nach Einführung des Frauenwahlrechts anstrebten[58], wirkte sich zunächst gegen sie aus.
Existiert auch heute noch eine überzufällige Tendenz von Frauen aus Arbeiterhaushalten, stärker als ihre Ehemänner konservative Parteien zu wählen? Und sofern dies der Fall ist, trifft dies für alle Länder Westeuropas oder nur für einige zu? Wiederum können wir diese weitreichende und schwierige Frage vergleichsweise einfach mit dem kumulierten Eurobarometer prüfen. Da hier nicht Frauenwahlverhalten, das eine gesonderte Abhandlung verdient, detailliert untersucht, sondern nur gefragt werden soll, ob ein solcher Zusammenhang im Prinzip noch besteht, gibt Tab. 6 eine Analyse des kumulierten Eurobarometer-Datensatzes, der 23 Umfragen zwischen 1973 und 1985 integriert. Das Ergebnis einer nach Männern und Frauen getrennten Analyse von Befragten aus Arbeiterhaushalten zeigt, daß die Präferenz von Frauen für Linksparteien *überall* – und nicht etwa nur in den gemischt-konfessionellen Nationen Bundesrepublik Deutschland und Niederlande – etwas schwächer als die von Männern ist.

Tab. 6: Nur Arbeiterhaushalte: Prozentanteile der Parteipräferenz für »Linksparteien« und »Rechtsprarteien« (kumulierte Umfragen 1973–1985), getrennt analysiert nach Männern und Frauen

	F		B		NL		BRD		I		DK		IRL		GB	
	%	n	%	n	%	n	%	n	%	n	%	n	%	n	%	n
Linksp	51		23		49		47		46		50		31		45	
Männer		3 735		4 032		2 906		3 984		3 756		2 945		4 023		4 702
Rechtsp	15		20		30		30		19		18		35		24	
Linksp	46		20		45		40		32		47		28		39	
Frauen		4 770		3 778		3 530		4 020		3 736		3 477		4 226		5 474
Rechtsp	17		21		32		32		28		16		36		26	

Quelle: Kumulierter Datensatz der Eurobarometer – bis einschließlich Umfrage 23 (1985). ICPSR 8434.

Ein Teil dieser Frauen aus Arbeiterhaushalten, die nicht die Arbeiterpartei wählen, besteht sicherlich aus Nichtwählerinnen (oder fehlenden Antworten). Denn die Differenzen, die in der Wahl von »Linksparteien« und von »Rechtsparteien« zwischen Männern und Frauen bestehen, sind nicht gleich groß. Doch in sämtlichen Ländern (mit der Ausnahme von Dänemark) wählen Frauen – wie ein Vergleich der beiden Zeilen in Tab. 6 zeigt – stärker konservativ als Männer. Mit der Ausnahme von Italien, wo das Frauenwahlverhalten stark von dem der Männer abweicht, geht die Differenz allerdings nicht über 1 bis 2 Prozentpunkte hinaus. Gleichwohl ist die Einheitlichkeit dieses Befundes bemerkenswert, weil er ungeachtet der großen Unterschiede auftritt, die noch heute zwischen den Staaten Westeuropas in der durchschnittlichen Häufigkeit des Kirchgangs bestehen (z. B. – wie in Anmerkung 28 dokumentiert – etwa die Hälfte der Bevölkerung in Belgien, aber weniger als ein Zehntel in Dänemark).
Zu den vier von Mattei Dogan systematisierten Gründen müßte man, wenn man die nach ihm erschienenen Bücher »Angels in Marble. Working Class Conservatives in Urban England« von McKenzie/Silver und »The Working-class Tories. Authority, Deference and Stable Democracy« von Nordlinger heranzieht[59], als fünften möglichen Grund konservativer Parteipräferenz von Arbeitern noch hinzufügen: »Untertänigkeit«, »Ehrerbietung« und

58 Vgl. *Joachim Hofmann-Göttig*, Emanzipation mit dem Stimmzettel. 70 Jahre Frauenwahlrecht in Deutschland, Bonn 1986.

59 *McKenzie/Silver*, Angels in Marble; *Eric A. Nordlinger*, The Working-Class Tories. Authority, Deference and Stable Democracy, Berkeley 1967.

Patriotismus können auch ohne kirchliche Bindung ebenso wie die Anfälligkeit von Arbeitern für demagogische, populistische und ausländerfeindliche Ressentiments zu einer starken Hinwendung zu »rechten« Parteien führen. Wie weit dies tatsächlich der Fall ist, soll in den beiden nächsten Abschnitten genauer geprüft werden.

6. »Untertänigkeit« und Hegemonialkultur – oder: Sind Arbeiter »Autoritärer« als die Mittelschicht(en)?

In einem Lande, in Großbritannien, besitzt das Scenario »konservative Arbeiterwähler gleich überwiegend katholische Kirchgänger« keine überzeugende Geltung. Nicht nur wählten dort im Jahre 1963, dem Zeitpunkt des Beginns der wissenschaftlichen Wahlstudien in Großbritannien, Katholiken aus allen Schichten überproportional Labour und nicht konservativ, sondern auch die religiösen Anglikaner unter den Arbeitern, die häufig zum Gottesdienst ihrer (Staats-)Kirche gingen, wählten zu zwei Dritteln Labour.[60] Obwohl die Kirchgangshäufigkeit in Großbritannien mit nur einem Zehntel der Bevölkerung ähnlich niedrig wie in Schweden ist, stimmten in den 60er und 70er Jahren, aber nur noch geringfügig in der Gegenwart, mehr Arbeiter als in Schweden und Dänemark (vgl. Schaubild 1b) für die Konservative Partei. Ist Großbritannien ein Sonderfall, der nur mit seiner spezifischen Geschichte erklärt werden kann? Dies mag sein. Bevor wir uns aber damit zufrieden geben, müssen wir versuchen, einen gemeinsamen Nenner zu finden, der sowohl Großbritannien als auch die übrigen Länder verständlich werden läßt.

Das Studium »abweichender Fälle« (sogenannter »deviant cases«) wird ja in den Lehrbüchern zur vergleichenden Regierungslehre als besonders wichtig empfohlen, weil die Forschung zu erklären gezwungen wird, warum die für gültig gehaltenen Generalisierungen in einem speziellen Falle nicht zutreffen. Gibt es andere, bisher übersehene Faktoren, die auch die übrigen Fälle besser verstehen helfen? »Das britische Beispiel warnt vor allem vor dem allzu simplen Rückschluß von der objektiven Klassenlage auf das individuelle politische Verhalten und verweist insbesondere auf die Bedeutung subjektiver Faktoren, auf Strukturen ideologischer Hegemonie, auf überkommene Abhängigkeiten und Ideologien, auf Verhaltensmuster der *deference* (Untertänigkeit).«[61] Letztere, die sogenannte »Ehrerbietigkeit«, die der britischen Unterschicht sozusagen als Mitgift des Nationalcharakters angeboren sein soll, gehört zu den unsterblichen Legenden über die britische Arbeiterbewegung. Erstere, die Hegemonialkultur, ist eine mehr versprechende Hypothese.

Die schon von Bagehot (der allerdings schon vor über 120 Jahren ihren Verfall beklagte) gerühmte und dann immer wieder auch für die Mitte des 20. Jahrhunderts behauptete besondere »Ehrerbietigkeit« (Deference) oder »Untertänigkeit« der britischen Unterschicht(en) wird von vielen bedeutenden Soziologen als fraglos gegeben angenommen.[62] Aber während

60 *David Butler/Donald Stokes*, Political Change in Britain. The Evolution of Electoral Choice, 2. Aufl., London 1974, Tab. 7.1, S. 156 (»Partisan Self-Image by Religious Identification«) und Tab. 7.5, S. 160 (»Cross-Support of Middle and Working Class Anglicans by Frequency of Church Attendance, 1963). Zwar erbrachte in dieser Tabelle die getrennte Analyse von Arbeitern, die häufig zur Kirche gehen oder nicht, einen Unterschied von zehn Prozentpunkten in der Unterstützung für die Konservative Partei. Aber diese Differenz ist zu gering und das Stratum religiöser Arbeiter selbst zu klein, um das über Schweden und Dänemark liegende Niveau von Arbeitern verständlich zu machen, die stetig konservativ wählten.

61 *Rainer-Olaf Schultze*, Artikel »Wählerverhalten«, in: *Manfred G. Schmidt* (Hrsg.), Westliche Industriegesellschaften (= Pipers Wörterbuch zur Politik, Bd. 2), München/Zürich 1983, S. 500.

62 Vgl. die kritische Bestandsaufnahme und Zurückweisung der populären »Deference«-Annahmen bei *Dennis Kavanagh*, The Deferential English: A Comparative Critique, in: Government and Opposition, Jg. 6, 1971, S. 333–360.

sie für die Dienstboten zutreffen mag, denen ausländische Gelehrte in britischen Colleges begegnen, ist ihre Existenz für eine »reife Klasse« von Industriearbeitern sehr zweifelhaft, für die viel eher John Goldthorpes Konjektur einer skrupellosen utilitaristischen Nutzenmehrung zutreffen dürfte.[63] In einer überzeugenden Kritik wiesen Bob Jessop und Dennis Kavanagh nach, daß dann, wenn man die von den Deference-Theoretikern selbst angeführten quantitativen Indikatoren überprüft, bestenfalls ein Fünftel der britischen Unterschicht als »Deferentials« klassifizierbar ist.[64] In einer Sekundäranalyse der Civic-Culture-Studie habe ich gezeigt, daß Almonds und Verbas Kennzeichnung der Briten als einer »deferential civic culture« nicht durch die Daten gestützt wird.[65] In der Wahlsoziologie entpuppte sich die immer wieder aufgetischte Annahme der »Deference« schon früh als »something of a cul-de-sac in British electoral analysis«.[66]

Etwa die Hälfte dieser »Ehrfurchtswähler«, wie Klaus von Beyme sie ironisch nennt, stimmte nicht etwa für die Konservativen, sondern für Labour.[67] Schon von daher gesehen, kann »Deference« nicht »die« Ursache der vergleichsweise ungewöhnlich hohen konservativen Parteipräferenz von britischen Arbeitern sein. Überdies wurde die problematische massenpsychologische Annahme eines nur den Unterschichten eingeborenen Führungs- und Verehrungsbedürfnisses, die die besondere britische Variante einer universalen Annahme darstellt, welche z. B. Robert Michels aus der italienischen Elitentheorie übernahm[68], durch den Nachweis von Butler/Stokes widerlegt, daß das, was man als »Deference« zu verstehen pflegt, nicht – wie die Theorie annimmt – auf die Unterschicht begrenzt ist, sondern sich gleichermaßen in der Mittelschicht findet.[69] Um aus der Sackgasse der Deference-Theorie herauszukommen, verzichtete Frank Parkin in einem stimulierenden theoretischen Aufsatz auf die Annahme, daß »Deference« ein Merkmal der Unterschicht sei. Er

63 *John Goldthorpe*, The Current Inflation: Towards a Sociological Account, in: *Fred Hirsch/John Goldthorpe* (Hrsg.), The Political Economy of Inflation, Cambridge 1978. Es wäre reizvoll, die Art der Verteilung dieser vermuteten Einstellungen an den in dieser Abhandlung benutzten international vergleichenden Datensätzen zu prüfen.

64 Siehe *Bob Jessop*, Traditionalism, Conservatism and British Political Culture, London 1974, Kap. 7.1, S. 124 ff. (»The extent and impact of deference«); *Kavanagh*, The Deferential English, Tab. 1, S. 341.

65 *Herbert Döring*, Parteienverdrossenheit ohne »Legitimitätskrise« – Analysen zum Verhältnis von institutioneller Ordnung und politischer Wertorientierung, in: *ders./Dieter Grosser* (Hrsg.), Großbritannien. Ein Regierungssystem in der Belastungsprobe, Opladen 1987, S. 148 f.

66 *Butler/Stokes*, Political Change in Britain, S. 192.

67 *Von Beyme*, Parteien in westlichen Demokratien, S. 333 f.: »Die sogenannten ›säkularen Konservativen‹, eine Gruppe jüngerer, meist besser bezahlter Arbeiter, die das Privateigentum an Produktionsmitteln bejahten und den Gewerkschaften gegenüber kritisch blieben, galten als entscheidend für die Stärke der britischen Konservativen. Auch an dieser zweiten Erklärung ist Kritik geübt worden. Sie erklärt nicht, warum etwa die Hälfte der Arbeiter, die alle Merkmale des Typus eines konservativen Arbeiters besitzen, gleichwohl die Labourparty wählen.« Dazu *Jessop*, Traditionalism, Conservatism, S. 126: »Even so, more of such deferentials in the working class intended voting Labour in 1968 than intended to vote Conservative.«

68 Vgl. *David Beetham*, From Socialism to Fascism: The Relation between Theory and Practice in the Work of Robert Michels, in: Political Studies, Jg. 25, 1977, S. 3–24 und 161–181; *Rolf Ebbighausen*, Die Krise der Parteiendemokratie und die Parteiensoziologie. Eine Studie über Moisei Ostrogorski, Robert Michels und die neuere Entwicklung der Parteienforschung, Berlin 1969; *Wilfried Röhrich*, Robert Michels. Vom sozialistisch-syndikalistischen zum faschistischen Credo, Berlin 1972.

69 *Butler/Stokes*, Political Change in Britain, S. 190, dokumentieren »[. . .] the fact that the Conservatives attracted working class support for many of the same reasons they attracted support generally in the country« und zeigen überdies, daß die starke Zustimmung konservativ wählender Arbeiter zur Monarchie »is a general one and is by no means confined to the working class«.

erklärte das Phänomen der »working-class tories«, das ja mit Religion allein nicht zureichend begründet werden konnte, mit der Annahme einer alle sozialen Schichten durchdringenden konservativen Hegemonialkultur.[70]

In Abwandlung des Diktums, daß die Ideen der Herrschenden auch die herrschenden Ideen einer Zeit seien, behauptete er in einem empirisch nicht näher ausgeführten Artikel, daß Arbeiter *immer* überproportional konservativ wählten, sofern die Kultur eines Landes, was zumeist der Fall sei, durch konservative Hegemonie geprägt werde. Frank Parkins Theorie zufolge bedarf es besonderer erzieherischer Anstrengungen der organisierten Arbeiterbewegung, um eine Immunisierung von Arbeitern (aber auch Angehörigen der Mittelschichten) gegenüber der Hegemonialkultur zu erreichen. Nur dann, wenn Arbeiter durch ihre Wohngemeinden oder andere soziale Netzwerke gegen den Einfluß bürgerlicher Hegemonie abgeschirmt würden, könne sich ein Arbeiterschichtbewußtsein entwickeln, das seinerseits zur Parteipräferenz für die »natürliche« Partei der Arbeiterklasse führe. In dieser Theorie ist also nicht sozialistische Parteipräferenz von Arbeitern die Regel. Es ist genau umgekehrt. Arbeiter wählen normalerweise konservativ, sofern sie nicht durch die Arbeiterbewegung zum Bewußtsein ihrer Klassenlage geführt werden.

Bob Jessop unternahm es, die Theorie Parkins mit einem eigenen Survey in ausgewählten Wahlkreisen zu bestätigen. Der experimentelle Nachweis für die Annahmen Parkins läßt sich am besten indirekt für die aus der Theorie abgeleitete Zusatzannahme der »Immunität« und »Immunisierung« führen: Nur dann, wenn Bürger (gleichviel ob sie Arbeiter oder Mittelschicht sind) dem Einfluß der dominanten Hegemonialkultur durch Gewerkschaftsmitgliedschaft, durch nicht-kommerzielle Arbeitsverhältnisse, durch spezielle Bildung und durch Wohnen in einem überwiegend von Arbeitern bewohnten Viertel entzogen sind, werden sie deutlich geringere Symptome von »Traditionalismus« aufweisen. Erstaunlicherweise glückt dies »entscheidende Experiment« – anders als Jessop meint – nur zum Teil, und zwar für die Mittelschicht, nicht aber für die Arbeiter! Denn die von ihm[71] mitgeteilten Prozentpunktdifferenzen zwischen Mitgliedern und Nichtmitgliedern von Gewerkschaften (und anderen Strukturmerkmalen) zeigen nur für die Mittelschicht starke Unterschiede in der erwarteten Richtung. Für Befragte aus Arbeiterhaushalten zeigt sich nur eine minimale Diskrepanz zwischen den Kontrollgruppen. Dieser Befund wäre nichts weiter als ein vernachlässigenswerter quantitativer Schönheitsfehler, wenn er nicht nachträglich durch eine innovative neuere Studie von zwei niederländischen Sozialforschern anders erklärt werden könnte.

Sie greifen die alte Frage auf: »Sind Arbeiter autoritär?« In ihrer brillanten Rigorosität hat die These Parkins, daß Arbeiter Opfer nationaler Hegemonialkulturen seien, viel mit der aus einem ganz anderen Begründungszusammenhang stammenden These gemein, daß Arbeiter von Natur aus »autoritärer« als die Mittel- und Oberschichten seien. Auch die These eines sogenannten »working-class authoritarianism« nimmt an, daß Arbeiter erst durch die Erziehungs- und Aufklärungsarbeit von Parteien, Gewerkschaften und anderen Mittlerorganisationen »zivilisiert« würden. Beide Thesen sind vermutlich falsch. In ihrem theoretisch weit über den begrenzten Anlaß, die Messung autoritärer Einstellungen in den Niederlan-

70 *Frank Parkin*, Working-class Conservatives: a Theory of Political Deviance, in: British Journal of Sociology, Jg. 18, 1967, S. 278–290, vgl. insbesondere S. 281 f.: »The case I wish to put forward, however, is that the Labour Party, or a Socialist party in a capitalist society, is [. . .] in a sense at odds with the dominant institutional orders and central values of the society – of which the Conservatives may be said to be the political guardians. The proposition I advance concerning political deviance and working-class Conservatism derives logically from this position. I suggest that political deviance, examined from a national or societal level, is manifested not in working-class Conservatism, but rather in electoral support for Socialism [. . .].«

71 *Jessop*, Traditionalism, Tab. 7.4, S. 132.

Tab. 7: »Autoritäre« Zustimmung nach (Berufs-)Klassen[a], getrennt analysiert für Gewerkschaftsmitglieder/Präferenz für Arbeiterpartei-(en).

»Führer statt Diskussion«	GROSSBRITANNIEN »White Collar«	Gelernte Arbeiter[a]	Ungelernte Arbeiter[a]	BUNDESREPUBLIK »White Collar«	Gelernte Arbeiter	Ungelernte Arbeiter	ITALIEN »White Collar«	Gelernte Arbeiter	Ungelernte Arbeiter
Ja	55	58	66	48	48	48	46	50	44
	*56** / –**	*52** / *55***	*66** / *63***	*42** / –**	*44** / –**	*47** / –**	–* / –**	–* / –**	–* / –**
Nein	42	39	29	40	39	33	46	37	28
Weiß nicht	3	3	5	12	13	19	8	13	28
	n = 199	n = 171	n = 178	n = 260	n = 132	n = 88	n = 226	n = 109	n = 120

a Nur berufstätige Männer und Frauen unter Ausschluß nicht berufstätiger Hausfrauen; ohne landwirtschaftliche Arbeiter.

* Für Befragte, die Mitglieder einer Gewerkschaft sind, wurde eine zusätzliche Analyse durchgeführt, deren Ergebnisse in der oberen Hälfte des »Fensters« wiedergegeben sind.

** Für Befragte, die Mitglieder einer Gewerkschaft sind *und* Linkspartei(en) gewählt haben, wurde eine weitere zusätzliche Analyse durchgeführt, deren Ergebnisse in der unteren Hälfte des »Fensters« wiedergegeben sind.

– Wegen Fallzahlen ‹ 10 nicht berechnet.

Quelle: Civic-Culture-Studie (Almond/Verba), ZA Köln 0624

den, hinausgreifenden und hinausweisenden Forschungsaufsatz zogen Dekker/Ester einige lange für gültig gehaltene Annahmen in Zweifel.[72] Indem sie »Klasse« nicht über Einkommen und Bildung bestimmten, sondern mit dem analytischen Schema von Erik Olin Wright arbeiteten, das auch dem oben in Tab. 4 zitierten Forschungsprojekt zugrunde liegt, zeigten sie nach der Art der empirischen Verteilung von Einstellungen: 1. Arbeiter (im Sinne Wrights) sind *nicht* autoritärer als die Mittel- und Oberschichten. 2. Diejenigen Teile von Adornos notorischer F-Skala, die von ihnen getestet wurden, werden von Arbeitern durchaus – anders als Ursula Jaerisch meint[73] – in der gleichen Weise wie von der Mittelschicht verstanden. 3. Die zentrale Annahme, daß Arbeiter, die der Arbeiterbewegung angehören, im Hinblick auf »Autoritarismus« oder »Hegemonialkultur« deutlich geringere Werte aufweisen, bestätigte sich nicht. Damit wird die Annahme der notwendigen »Immunisierung« und »Insulierung« von Industriearbeitern fraglich. Etwas ganz anderes ist die oben aufgewiesene Tatsache, daß Mitgliedschaft in einer Gewerkschaft entscheidend zur Wahl von Linksparteien beiträgt, indem sie eine subjektive Schichtidentifikation mit der »Arbeiterschicht« fördert.

Angeregt durch die Arbeit von Dekker/Ester, habe ich für den vorliegenden Aufsatz eine Neuauswertung der Civic-Culture-Studie von Almond und Verba vorgenommen. Als ein (einziges) Statement aus Adornos F-Skala nahmen Almond und Verba in ihren Survey den folgenden Fragestimulus auf, der Ablehnung erheischte: »Hier sind einige Ansichten, die man hören kann, und wir möchten gerne erfahren, wie andere Menschen darüber denken. Ich werde sie nacheinander vorlesen, und Sie sagen mir nur, ob Sie der jeweiligen Ansicht zustimmen oder nicht: [. . .] Einige starke führende Persönlichkeiten würden unserem Lande mehr nützen als alle Gesetze und alles Diskutieren.«[74] Akzeptiert man, daß zustimmende Antworten auf diese Frage eine gewisse autoritäre Prädisposition verraten, dann kann die These von der »Immunisierung« und »Insulierung« der von Natur aus angeblich »autoritären« Arbeiter durch eine doppelte Kreuzklassifikation geprüft werden. Tab. 7 prüft, a) ob Arbeiter sich (im Hinblick auf die Zustimmung zu dieser Fragevorgabe) als »autoritärer« als die Mittel- und Oberschicht zeigen und ob sie b), wenn sie Mitglieder einer Gewerkschaft sind und/oder sozialistische Parteien wählen, einen niedrigeren Grad der Zustimmung aufweisen.

Außer in Großbritannien gibt es keinen Unterschied zwischen den Berufsgruppen in ihrer Zustimmung und Ablehnung zur provokativen Frage »Führer statt Diskussion«. Aber auch in Großbritannien ist diese schichtspezifische Diskrepanz, wenn man, wie Dekker/Ester, nur nach Beruf(en) und nicht auch nach Einkommen und Bildung recodiert, geringer, als wenn man mit den Primärerhebern auf »wirtschaftlich-soziale Schicht« kontrolliert.[75]

72 *Paul Dekker/Peter Ester*, Working-class Authoritarianism: a Re-examination of the Lipset Thesis, in: European Journal of Political Research, Jg. 15, 1987, S. 395–415.

73 *Ursula Jaerisch*, Sind Arbeiter autoritär? Zur Methodenkritik politischer Psychologie, Frankfurt/Köln 1975.

74 Codebuch ZA Köln 0624, S. 177.

75 Vgl. *Gabriel A. Almond/Sidney Verba*, The Civic Culture. Political Attitudes and Democracy in Five Nations, Princeton 1963. Wohl weil ihnen die Art der Verteilung der Antworten in ihrem idealisierten Demokratieverständnis zu unplausibel erschien, hatten Almond/Verba diese Frage, die sie im Appendix ihres Buches aufführten (S. 535), nicht weiter ausgewertet. In der in Anm. 56 zitierten Veröffentlichung hatte ich (Tab. 5, S. 161) »wirtschaftlich-soziale Schicht« (nur für Großbritannien) nach der Vercodung der Primärerheber berechnet. Nun habe ich – den systematisch-theoretischen Überlegungen von *Dekker/Ester* folgend – »Arbeiter« nur nach der Stellung im Beruf recodiert. (Codebuch ZA Köln 0624 mit dem Beruf der Befragten in Variable 175 und die von den Primärerhebern gebildete »wirtschaftlich-soziale Schicht« in Variable 206). Dadurch sinken nicht nur die Fallzahlen (von 906 auf 548); es sinkt – in Übereinstimmung mit der These von *Dekker/Ester* – auch der Prozentsatz »autoritärer« Zustimmung unter der britischen Unterschicht (von 74 auf 63 %).

Überdies wäre eine kulturell unterschiedliche Wahrnehmung der mit dieser Fragevorgabe in Großbritannien verbundenen Konnotationen zu beachten, worauf hier allerdings nicht näher eingegangen werden kann. (In der »libertären Tradition« einer nicht-absolutistischen Verfassungsentwicklung wird bis heute der Verteidigung insularer Freiheiten gegen äußere Aggression in einem »nostalgischen Nationalismus« (Birch) ein besonderer Wert beigemessen.)[76]

In einem zweiten Schritt wurde die Analyse für experimentell gebildete Kontrollgruppen wiederholt – und zwar getrennt für Arbeiter, die Gewerkschaftsmitglieder sind und/oder einer »Linkspartei« zuneigen (beides läuft in der Regel parallel, muß aber nicht identisch sein). Anstatt die Resultate dieser getrennten Analysegänge in mehreren Tabellen auszudrucken, werden in den »Fenstern« der einschlägigen Zellen der ursprünglichen Kreuzklassifikation die Ergebnisse ihrer Wiederholungen für Gewerkschaftsmitglieder und Gewerkschaftsmitglieder mit sozialdemokratischer Parteipräferenz präsentiert. Dabei zeigt sich, daß Mitgliedschaft in Organisationen der Arbeiterbewegung – so wie bei Dekker/Ester – *keinen* Unterschied erbringt. So bestätigt sich durch Analysen an diesem älteren international vergleichenden Datensatz die für die neuere Zeit mit niederländischen Daten illustrierte Einsicht, daß Arbeiter nicht »autoritärer« als die Mittel- und Oberschicht reagieren. Die Annahme, daß Arbeiter nur durch »Gegenmacht« und »Gegendeutung« gegen eine konservative Hegemonialkultur abgeschirmt werden könnten, findet in den Daten keine Bestätigung.

7. Nationalstolz und Gastarbeiter – oder: Gibt es eine unerlöste Irredenta der »Angels in Marble«?

Was sich Linksliberalen und Sozialisten als »Hegemonialkultur« darstellt, wird von Konservativen (von Bismarck und Disraeli bis zu christlich-sozialen Parteivorsitzenden der Gegenwart) als natürlicher, »wertkonservativer« Traditionalismus und Nationalstolz derselben verstanden. Wie die Times, auf Disraeli sich beziehend, vor nun über 100 Jahren formulierte und die Frankfurter Allgemeine Zeitung, Waigel zitierend, jüngst bestätigte, haben Konservative »nie Schwierigkeiten gehabt, sich beispielsweise für die Arbeitnehmer attraktiv darzustellen, und zwar deshalb, weil diese Wählerkreise national und konservativ gesinnt seien. Um sie zu gewinnen, müsse man keine linke Politik machen«.[77] In Erinnerung an den zwei Jahre zuvor verstorbenen Disraeli prägte die Times 1883 jenes berühmte Diktum: »In the inarticulate mass of the English populace, [Disraeli] discerned the Conservative workingman as the sculptor perceives the angel prisoned in a block of marble.«[78]

In dieser Sicht tendieren Arbeiter aufgrund ihrer besonderen nationalen Gesinnung von Natur aus dazu, konservative Parteien zu wählen, sofern sie nicht durch Gewerkschaften und Arbeiterparteien »eingefangen« werden. Da diese These nur ein Spiegelbild der vorhergehenden über den »autoritären Arbeiter« mit umgekehrtem Vorzeichen ist, ist zu erwarten, daß auch sie, sofern sie einen besonderen, von den übrigen Schichten abgehobenen Nationalstolz des »gemeinen Mannes« annehmen sollte, durch die Daten nicht bestätigt wird. Aus der Internationalen Wertestudie von 1981, die mehr Fragen als andere Surveys zu verschiedenen Wertdimensionen enthält, bieten sich zwei Fragen zur empirisch-quantitativen Prüfung dieser Zusammenhänge an. Die erste erkundigte sich in allen befragten Nationen: »Sind Sie stolz, Deutsche(r) zu sein? Würden Sie sagen ›sehr stolz‹, ›ziemlich stolz‹, ›nicht sehr stolz‹, ›überhaupt nicht stolz‹ – unentschieden?« Die zweite fragte: »Wir hoffen natürlich

76 Vgl. *Döring*, Parteienverdrossenheit ohne »Legitimitätskrise«, S. 160 f.
77 Bericht der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, 4. 2. 1989.
78 Zitiert als Motto des Buchs von *McKenzie/Silver*, Angels in Marble.

alle, daß es nie mehr einen Krieg gibt. Aber wenn es dazu käme, wären Sie dann bereit, für Ihr Land zu kämpfen?«

Die Art der Verteilung der Antworten wird – getrennt analysiert nach Arbeiter- und Mittelschicht – durch Tab. 8 dargestellt. In die Analyse einbezogen wurden nur Berufstätige, und zwar Männer und Frauen. Sie zeigt, daß, wenn man nicht auf Links-Rechts-Selbsteinstufung und andere Einflußgrößen wie Alter kontrolliert[79], der Grad des Nationalstolzes zwar unter den Berufstätigen in den einzelnen politischen Kulturen unterschiedlich hoch ist (in Großbritannien zum Beispiel wesentlich höher als in der Bundesrepubik Deutschland). Aber gleichgültig, wie groß das absolute Niveau des Nationalstolzes auch ist, innerhalb der einzelnen Länder unterscheiden sich Arbeiter nur marginal von den übrigen. Der statistische Koeffizient, der die Stärke des Unterschieds mißt, geht selbst in den Ländern, die (wie z. B. Frankreich und die Niederlande) eine gewisse Prozentpunktdifferenz aufweisen, nicht über einen doch nur mäßigen Unterschied von etwa .10 hinaus. In fünf der neun Länder liegt er dagegen fast bei Null.

Ähnliches gilt für die (den Interviewern gegenüber geäußerte) Bereitschaft zur Landesverteidigung. Auch hier sind die Unterschiede zwischen den politischen Kulturen (man vergleiche etwa das Niveau von Großbritannien mit dem von Belgien oder Italien) weitaus stärker als die geringen Unterschiede, die es innerhalb der Nationen zwischen Arbeitern und den übrigen Berufen gibt. Arbeiter unterscheiden sich in bezug auf diese beiden Indizien, die eine besondere Nähe zu »wertkonservativen« Normen besitzen, kaum von übrigen Berufen. Arbeiter sind weder weniger noch stärker patriotisch als andere Gesellschaftsgruppen. Besonders bemerkenswert ist, daß dieses Ergebnis für alle in Tab. 8 enthaltenen Nationen – ungeachtet der großen kulturellen Unterschiede zwischen ihnen und ungeachtet auch des absoluten Niveaus von Nationalstolz in einem Land – in gleicher Weise gilt.

Freilich erhebt sich gegen die vorangegangene Analyse sogleich der Einwand, daß in ihr »die« Arbeiter nur im Aggregat aller »Manuellen« erfaßt worden sind. Ist aber nicht zu erwarten, daß sich bei dem (größeren oder kleineren) Teil der Industriearbeiter, die von sich sagen, daß sie konservative Parteien wählen, ein starker Zusammenhang mit Nationalstolz, aber auch mit Abneigung gegen ethnische Minderheiten, zeigen würde? Leider enthält die Internationale Wertestudie nicht die übliche Frage nach der Wahlabsicht. Sie erfaßt nämlich nur den kleinen Kreis von Befragten, der sich überhaupt als spontan einer Partei nahestehend bezeichnet, wodurch die Fallzahlen, zumal bei getrennter Analyse von Arbeitern, sehr klein werden.[80] Dagegen enthält die Barnes/Kaase-Political-Action-Studie, die es zudem er-

79 Differenzierte Analyse der Art der Verteilung des Nationalgefühls innerhalb der Bevölkerung bei *Noelle-Neumann/Köcher*, Die verletzte Nation, S. 17–71. Die durchaus übliche Praxis, der wir in Tab. 8 gefolgt sind, die Antwortkategorien »sehr stolz« und »ziemlich stolz« zu einer Rubrik zusammenzufassen, wird von Noelle-Neumann vehement abgelehnt. So führt sie S. 26 aus: »Die in der Analyse der internationalen Wertestudie mehrfach getroffene Entscheidung, diejenigen, die ›sehr‹ stolz sind auf ihre Nationalität und die ›ziemlich‹ darauf stolz sind, zusammenzufassen in eine Gruppe ›Stolz insgesamt‹, ist ähnlich verfehlt, als ob man jemanden, der auf die Frage: ›Sind Sie glücklich in Ihrer Ehe?‹ mit ›sehr‹ antwortet, in eine Gruppe wirft mit demjenigen, der antwortet ›ziemlich‹.« Um auch diesem leicht idiosynkratischen Einwand zu genügen und auch noch die Intensität des Nationalstolzes für unsere Zielgruppen dokumentieren zu können, wurden von uns in einer zusätzlichen Analyse Mittelwerte berechnet. Dabei wurde der Antwortkategorie »sehr stolz« der vierfache, »ziemlich stolz« der dreifache, »nicht sehr stolz« nur der doppelte und »überhaupt nicht stolz« nur der einfache Wert zugeordnet. Trotzdem zeigten sich bei der Berechnung von Mittelwerten – getrennt analysiert sowohl nach Arbeiter/übrige Berufstätige (Männer und Frauen) wie nach Gewerkschaftsmitglieder/Nichtmitglieder – keine gravierenden Unterschiede (Tab. 8b).

80 Gefragt wurde nur: »Stehen Sie irgendeiner Partei nahe?« (Antwortkategorien: Ja/nein). Wer dieser Frage nicht spontan zustimmte, wurde im weiteren Verlauf des Interviews nicht mehr nach einer politischen Partei gefragt. Die Frage, wie man gewählt habe oder zu wählen gedenke, wurde in den Interviews nicht gestellt.

*Tab. 8a: Nationalstolz und Verteidigungsbereitschaft, getrennt analysiert für »manuelle« Arbeiter und übrige Berufstätige**

	FRANKREICH		GROSSBRITANNIEN		BR DEUTSCHLAND	
	Arbeiter %	Übrige* %	Arbeiter %	Übrige %	Arbeiter %	Übrige %
Nationalstolz						
hoch	81	76	87	90	65	67
wenig	19	25	13	10	35	33
n =	350	453	556	463	399	532
	Cramer's V 0,07			0,04		0,01
Im Krieg kämpfen						
Ja	54	45	69	70	51	44
Nein	46	55	31	30	49	56
n =	327	451	525	419	345	449
	Cramer's V 0,10			0,01		0,06

	ITALIEN		NIEDERLANDE		DÄNEMARK	
	Arbeiter %	Übrige %	Arbeiter %	Übrige %	Arbeiter %	Übrige %
Nationalstolz						
hoch	83	75	71	61	76	72
wenig	13	25	29	39	24	28
n =	257	403	321	441	489	406
	Cramer's V 0,09			0,10		0,04
Im Krieg kämpfen						
Ja	35	39	56	61	71	72
Nein	64	61	44	39	29	28
n =	235	360	278	404	412	359
	Cramer's V 0,04			0,04		0,02

	BELGIEN		SPANIEN		REPUBLIK IRLAND	
	Arbeiter %	Übrige %	Arbeiter %	Übrige %	Arbeiter %	Übrige %
Nationalstolz						
hoch	82	73	84	12	93	7
wenig	18	27	84	12	94	6
n =	308	259	508	558	406	296
	Cramer's V 0,11			0,00		0,02
Im Krieg kämpfen						
Ja	35	37	65	70	74	62
Nein	65	63	35	30	26	38
n =	271	222	432	475	339	257
	Cramer's V 0,03			0,06		0,13

Tab. 8b: Mittlere Stärke des Nationalstolzes, getrennt analysiert für Arbeiter/übrige Berufe (beide Gruppen ohne Landwirtschaft) und für Gewerkschaftsmitglieder/Nichtmitglieder

	FRANKREICH		GROSSBRITANNIEN		BR DEUTSCHLAND	
	Gewerkschaft		Gewerkschaft		Gewerkschaft	
	Mitglied	Nicht	Mitglied	Nicht	Mitglied	Nicht
Arbeiter	2,9	3,1	3,3	3,4	2,7	2,8
Übrige	2,9	2,9	3,3	3,4	2,6	2,8
	n = 803		n = 1 019		n = 931	

	ITALIEN		NIEDERLANDE		DÄNEMARK	
	Gewerkschaft		Gewerkschaft		Gewerkschaft	
	Mitglied	Nicht	Mitglied	Nicht	Mitglied	Nicht
Arbeiter	3,2	3,1	3,0	2,7	3,1	3,0
Übrige	3,0	3,0	2,5	2,7	2,9	3,0
	n = 660		n = 769		n = 895	

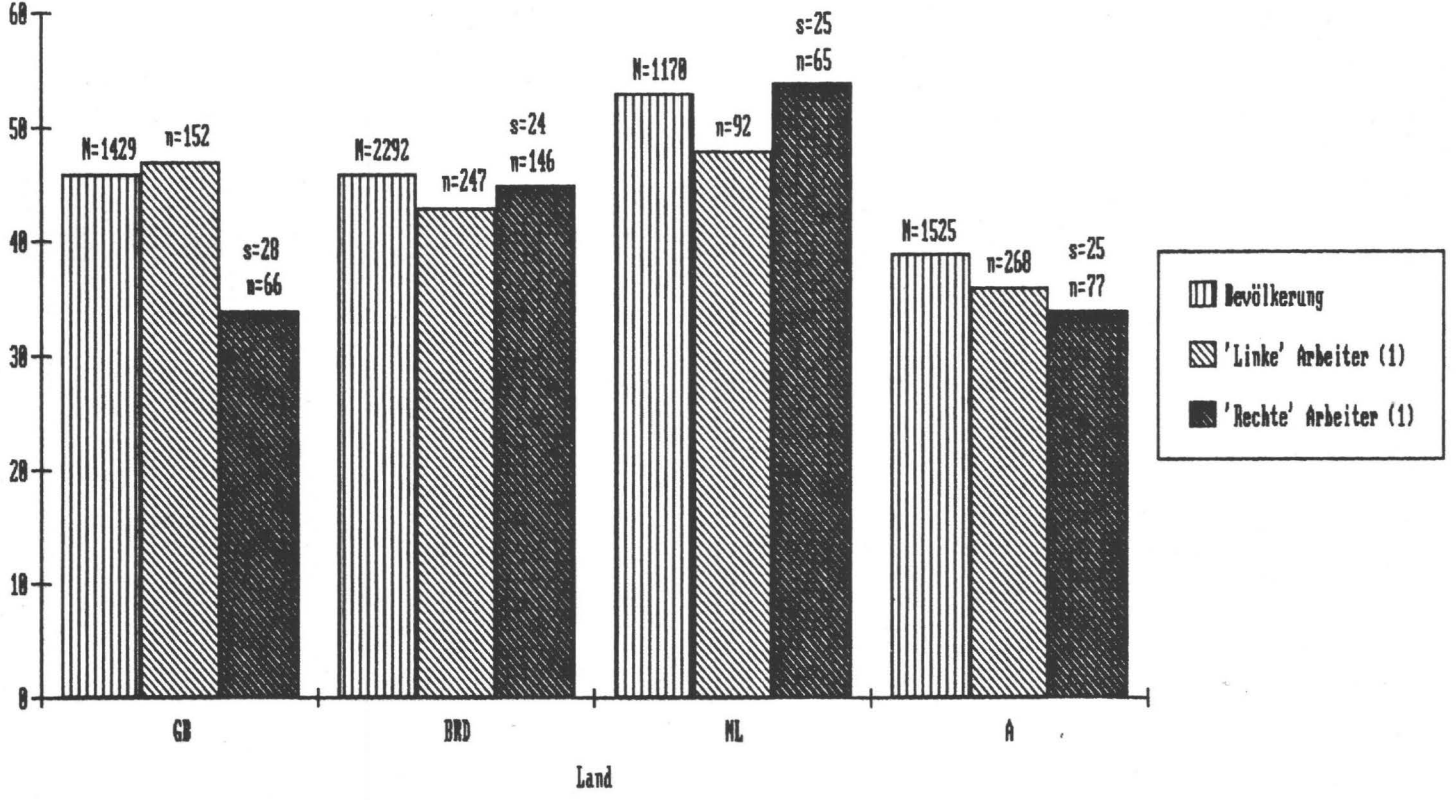
	BELGIEN		SPANIEN		REPUBLIK IRLAND	
	Gewerkschaft		Gewerkschaft		Gewerkschaft	
	Mitglied	Nicht	Mitglied	Nicht	Mitglied	Nicht
Arbeiter	3,0	3,1	3,2	3,3	3,6	3,6
Übrige	2,9	2,9	3,2	3,3	3,6	3,5
	n = 567		n = 1 066		n = 702	

* Berufstätige Männer und Frauen, getrennt analysiert nach »manuellen« Berufen (Zusammenfassung von »skilled manual, semi-skilled manual, unskilled manual«) ohne landwirtschaftliche Arbeiter und nach übrigen Erwerbstätigen ohne Landwirtschaft und Armee.
Quelle: Internationale Wertestudie 1981. ESRC Essex 2062.

laubt, Industriearbeiter von anderen »manuell« Tätigen zu trennen, eine Frage, die in geschickter Weise die Dimension der Abneigung gegen Gastarbeiter erschließt.

Die Political-Action-Studie fragte nämlich nicht direkt nach rassistischen Vorurteilen, sondern erkundigte sich diskret nach dem Grad der Sympathie gegenüber etwas mehr als einem Dutzend gesellschaftlicher Gruppen, unter denen auch »Gastarbeiter« getrennt genannt wurden. (»Je nachdem, ob Ihnen diese Gruppen oder Organisationen sympathisch oder unsympathisch sind, können Sie Ihnen einen Wert zwischen 0 und 100 geben. 100 bedeutet dabei, daß Ihnen die Gruppe oder Organisation ohne Einschränkung sympathisch ist; der Wert 0 bedeutet, daß sie Ihnen ganz und gar unsympathisch ist, und 50 bedeutet, daß Sie die entsprechende Gruppe oder Organisation weder schätzen noch ablehnen.«) Bei der Auswertung dieser Frage kommt es in unserem Zusammenhang nicht so sehr darauf an, wie hoch in der politischen Kultur eines Landes das durchschnittliche Niveau der Sympathie oder Antipathie ist. Vielmehr interessiert, wie stark sich Arbeiter von der übrigen Bevölkerung unterscheiden und wie sehr sich Arbeiter, die konservative Parteien bevorzugen, in ihrer Einstel-

Schaubild 2: Sympathieskala »Gastarbeiter« (Mittelwerte)



Legende zu Schaubild 2

Frageformulierung:
»Je nachdem, ob Ihnen die Gastarbeiter (GB: coulored immigrants; NL Gastarbeiders) sympathisch oder unsympathisch sind, können Sie ihnen einen Wert zwischen 0 und 100 geben. 100 bedeutet dabei, daß Ihnen die Gruppe oder Organisation ohne Einschränkung sympathisch ist; der Wert 0 bedeutet, daß sie Ihnen ganz und gar unsympathisch ist, und 50 bedeutet, daß Sie die entsprechende Gruppe oder Organisation weder schätzen noch ablehnen.«

(1) Wahlabsicht für »linke« bzw. »rechte« Parteien (zusammengefaßt durch die Primärerheber)

Quelle: POLITICAL-ACTION-STUDIE 1973–1976. Zentralarchiv für empirische Sozialforschung Köln, Nr. 0765.

---

lung zu ethnischen Minderheiten (hier: Gastarbeiter) noch einmal von ihren »links« wählenden Berufskollegen abheben.
Die drei Säulen in Schaubild 2 geben die Mittelwerte der Sympathie für (bzw. Antipathie gegen) Gastarbeiter zum einen für alle Befragten und zum anderen getrennt für Arbeiter mit »linker« bzw. »rechter« Parteipräferenz wieder. Für die vier Länder, welche für diese Analyse ausgewählt wurden[81], bestätigen sich – jedenfalls für Mitte der 70er Jahre – die gängigen Erwartungen nur zum Teil. Nur in Großbritannien zeigen die Werte »rechter« Arbeiter eine deutlichere und in Österreich eine leichtere Abneigung gegen Gastarbeiter, während sie in der Bundesrepublik Deutschland als neutral einzustufen sind und in den Niederlanden sogar noch leicht über »links« wählenden Arbeitskollegen liegen. Da es sich um eine Skala handelt, die nicht direkt nach der Antipathie, sondern recht diskret nach der Sympathie fragt und den professionellen Standards genügt, ist ein Datenfehler ausgeschlossen.
Natürlich darf diese über zehn Jahre zurückliegende Momentaufnahme nicht überinterpretiert werden. Aber sie ist doch ein weiteres Indiz für die vermutliche Falschheit der These, daß Arbeiter, wenn sie konservative Parteien wählen, generell von unerfüllten nationalen Bedürfnissen und rassistischen Ressentiments geleitet würden. Zwischen 1974/75, dem Zeitpunkt der Political-Action-Studie, und heute kann sich natürlich viel geändert haben. Aber es ist nicht anzunehmen, daß es sich bei der Aussiedler- und Gastarbeiterfrage um eine tiefsitzende nationale Wertorientierung handelt, sonst hätte sie sich als relativ dauerhafte Einstellung auch schon damals zeigen müssen. Wir wenden uns nun einem weiteren Scenario zu, das ebenfalls zu den unsterblichen Legenden über die Motive konservativer Arbeiterwähler gehört.

8. »Verbürgerlichung« und sozialer Aufstieg – oder: »Das Ende der Arbeiterbewegung?«

Sozialdemokratischen Arbeiterwählern wird nachgesagt, daß sie – nicht nur in der Bundesrepublik, sondern in allen westlichen Industriegesellschaften – durch wachsenden Wohlstand, soziale Mobilität und Angleichung der Lebens- und Konsumgewohnheiten von An-

---

81 Nicht mit in die Analyse einbezogen wurden die USA in unserer auf Westeuropa begrenzten Studie. Italien und die Schweiz schieden aus, weil dort (auf die Frage nach der Wahlabsicht) die Zahl der fehlenden Antworten so groß war, daß bei Kontrolle auf eine vergleichsweise »abweichende« Zielgruppe wie Industriearbeiter, die konservative Parteien präferieren, die Fallzahlen nicht mehr ausreichend gewesen wären. Das gleiche gilt, wenn auch aus dem entgegengesetzten Grunde, für Finnland: Dort ist die linke Parteineigung von Arbeitern (vgl. oben im Text Tab. 1) so stark, daß sich nur wenige Anhänger von »Rechtsparteien« unter den Industriearbeitern fanden.

gestellten und Arbeitern »verbürgerlichten«. Diese Annahme, die von einigen zweifelhaften industriesoziologischen und sozialpsychologischen Voraussetzungen ausgeht[82], ist hier nur in bezug auf den wahlsoziologischen Zusammenhang zwischen höherem Einkommen von Arbeitern und stärkerer Parteipräferenz für »rechte« Parteien zu prüfen. Sollte ein (kleinerer oder größerer) Teil von Arbeitern, der wirtschaftlich besser gestellt ist, heute tatsächlich seine Arbeiterschichtidentifikation ganz oder teilweise aufgegeben haben und christlich-soziale und konservative Parteien wählen, dann wäre ein Baustein zur Lösung des Puzzles gefunden, warum – obwohl die »strukturelle Traditionsklientel« (Oberndörfer) zur Kirche gehender katholischer Arbeiter zurückgegangen ist – gleichwohl der Anteil der Industriearbeiter, die konservativ wählen, stetig geblieben ist.

»Verbürgerlichung«, diese »wohl populärste Theorie über den Wandel der Arbeiterlage«, leidet »am charakteristisch vieldeutigen oder unklaren Referenzbegriff des ›Bürgerlichen‹«.[83] Aber wohl gerade darum gehört die »Embourgeoisement«-These von Robert Michels bis zur Gegenwart zu den immer wieder bemühten Deutungen führender Gesellschaftstheoretiker. Sie besagt, daß – mit der (damaligen) intuitiven Zeitdiagnose von Helmut Schelsky zu sprechen – die Arbeiterschaft »in ein gesteigertes ›mittelständisches‹ Sozialbewußtsein« hineinwachse, weil durch ihre »Teilhabe an den materiellen, politischen und geistigen Gütern der Gesellschaft ein allgemeines Gefühl des sozialen Aufstiegs erzeugt wird und so das klassenkämpferische Gefühl der Ausgestoßenheit aus dem Sozialgefüge sich nicht mehr realisieren läßt [. . .].«[84] Diese These, in deren intellektuellem Klima auch, nebenbei gesagt, Otto Kirchheimers These der Transformation der westeuropäischen Parteien entstand, war in den 50er und 60er Jahren sehr weit verbreitet.

Mit dieser populären Deutung stimmte allerdings bereits damals nicht die Beobachtung überein, daß besser verdienende Arbeiter in der Bundesrepublik Deutschland und in Schweden stärker sozialdemokratisch wählten.[85] Der These, daß steigendes Einkommen und Angleichung von Lebensgewohnheiten zur Lockerung von Parteiloyalitäten und Arbeiterbewußtsein geführt hätten, wurde bereits in den 60er Jahren von Industrie- und Wahlsoziologen gründlich widersprochen.[86] Die beiden Bände von John Goldthorpe und seinen Mitarbeitern zum »Affluent Worker« erbrachten den Nachweis, daß besser gestellte Arbeiter *nicht* überproportional konservativ wählten.[87] Richard Hamilton prüfte in einem Buch über die USA, einem weiteren Buch über Frankreich und in einem Aufsatz über die Bundesrepublik Deutschland den Zusammenhang zwischen steigendem Wohlstand (»Affluence«) von Arbeitern und ihrer Parteipräferenz; und er kam bis zum Beginn der 60er Jahre zu dem minu-

82 Vgl. dazu zusammenfassend die Kritik von *Horst Kern*, Zum politischen Verhaltenspotential der Arbeiterklasse (1971), in: *ders.*, Kampf um Arbeitsbedingungen. Materialien zur »Humanisierung der Arbeit«, Frankfurt 1979, S. 79–82.

83 *Josef Mooser*, Arbeiterleben im historischen Wandel seit 1900, in: Gewerkschaftliche Monatshefte, Jg. 11, 1988, S. 657.

84 Zitiert nach *Blankenburg*, Kirchliche Bindung und Wahlverhalten, S. 72. Vgl. die Zusammenfassung des Arguments, dem auch andere bekannte Autoren zustimmten, bei *Bartolini*, The European Left Since World War I, S. 166.

85 Ebda. Dieser Befund wurde für Schweden in einem Survey unter Metallarbeitern 1966/67 bestätigt durch *Walter Korpi*, The Working Class in Welfare Capitalism. Work, Unions and Politics in Sweden, London 1978, Tab. 10.8, S. 286.

86 Siehe die bei *Kern*, Zum politischen Verhaltenspotential der Arbeiterklasse, S. 97 ff., zitierte Literatur.

87 *John Goldthorpe/David Lockwood/Frank Bechhofer/Jennifer Platt*, The Affluent Worker: Political Attitudes and Behaviour, Cambridge 1968, Tab. 17–21, S. 39 ff.

tiös dokumentierten Schluß, daß in keinem der drei Länder sich die Erwartungen der »Affluence«-Theoretiker bestätigt hatten.[88]
Trotz all dieser Gegenevidenz blieb aber die wahlsoziologische These von der »Verbürgerlichung« der Industriearbeiter am Leben. Denn Thesen, die einer ideologischen Großwetterlage entsprechen, werden, wie der Wissenschaftstheoretiker Paul Feyerabend in einem souveränen Buch spöttisch bemerkte, nicht durch Falsifikation ausgeräumt, sondern eher dadurch, daß einflußreiche Meinungsbildner versterben oder neue Ideen haben. Hamilton, der sich dieser Trübung des Blicks der Sozialforschung voll bewußt war, zog ironisch eine Analogie zwischen Soziologen und Anthropologen. So wie letztere fremde Völker allzu leicht mit der »ethnozentrischen« Denkbrille ihrer eigenen Kultur analysierten, übertrügen erstere, meinte er, unkritisch die Werte ihrer eigenen Mittelschicht in das Studium der Industriearbeiter. »We could call it ›class-centrism‹, its principal manifestation being the attribution to other classes of the motives of one's own class.«[89]
Doch gegen all diese Evidenz erhebt sich der Einwand, daß sich die von den Theoretikern der »Affluence« vorausgesagten Effekte noch nicht in den 50er und 60er Jahren zeigen konnten, weil der Zeitraum der langen Wachstumsperiode nach 1945 damals noch zu kurz war, um bereits mentalitätsverändernde Wirkungen zeigen zu können. »Verbürgerlichung« ist, wenn es sie gäbe, ein langfristiger, dynamischer Prozeß, der nicht besonders gut mit einmaligen Querschnitten von Surveys gemessen werden kann. Diesen Einwand aufgreifend, hat Ivor Crewe auch eine Aggregatdatenanalyse des politischen Verhaltens in zwei Gruppen überwiegend von Arbeitern bewohnter britischer Wahlkreise durchgeführt, von denen die eine sich durch wirtschaftliche Stagnation, die andere durch Prosperität auszeichnete. Dabei fand auch er für die 50er und 60er Jahre *keine* Indizien für eine mit wachsendem Wohlstand von Arbeiterwählern steigende konservative Parteipräferenz.[90]
Zeigt sich der erwartete, aber für die 50er und 60er Jahre nicht recht nachweisbare Effekt zwischen höherem Einkommen von Arbeitern und einer konservativen Parteipräferenz derselben aber vielleicht schließlich und endlich Mitte der 70er Jahre im Datensatz der Political-Action-Studie? Zeigen Arbeiter (vor Wachstumsschock und wachsender Arbeitslosigkeit), wenn sie über ein höheres Einkommen als ihre Kollegen verfügen oder sogar ein Haus ihr eigen nennen, eine stärkere politische Tendenz nach »rechts«? Wählen sie in einem überzufällig größeren Ausmaß »bürgerliche« Parteien? Ein von Hans-Dieter Klingemann mit allerdings äußerst hoch aggregierten Daten (nationalen Grundauszählungen) gebildetes Schaubild läßt nunmehr einen solchen Zusammenhang erwarten. Denn Klingemann dokumentiert einen stark negativen Zusammenhang zwischen dem Grad des Wohlstandes eines Landes (nach OECD-Daten) und der Bereitschaft der Industriearbeiter, eine Arbeiterpartei zu wählen (nach Political-Action-Daten).[91] Doch der in Klingemanns Aggregatdatenanalyse überwältigend starke Zusammenhang ließ sich durch Individualdatenanalyse in bezug auf die Wahlabsicht besser verdienender Arbeiter überhaupt nicht und im Hinblick auf ihre subjektive Schichtidentifikation nur teilweise (und dann auch nur mäßig stark) bestätigen.[92]

---

88 *Richard F. Hamilton*, Class and Politics in the United States, New York 1972; *ders.*, Affluence and the French Worker in the Fourth Republic, Princeton 1967; *ders.*, Affluence and the Worker: The West German Case, in: American Journal of Sociology, Jg. 71, 1966, S. 144–152.
89 *Hamilton*, Affluence and the Worker: The West German Case, S. 152.
90 *Ivor Crewe*, The Politics of »Affluent« and »Traditional« Workers in Britain: an Aggregate Data Analysis, in: British Journal of Political Science, Jg. 3, 1973, S. 29–52.
91 *Klingemann*, Soziale Lagerung, Schaubild 9, S. 621.
92 In der Political-Action-Studie und in den Eurobarometern steht eine Frage nach der Höhe des Einkommens zur Verfügung. Es wird zwar nicht »absolut« auf Heller und Pfennig gemessen, aber doch »ordinal« im Sinne von »höher als« oder »niedriger als« über mehrere Stufen hinweg bestimmbar. In beiden Datensätzen sind die nationalen Parteien sowohl unter ihren Originalnamen als auch

Klingemanns (hier nicht abgedrucktes) Schaubild, in das, wie immer in solch hoch aggregierten Analysen, viele im Aggregat nicht mehr kontrollierbare Einflüsse eingegangen sind, läßt sich statt mit »Affluence«, die durch die Individualdatenanalyse kaum bestätigt wird, ebenso gut mit dem Organisationsgrad der Gewerkschaftsbewegung in diesen Ländern erklären. Dies zeigt Tab. 9. Sie listet in Spalte A die Länder in der Rangordnung auf, die Klingemann definiert und berechnet hat als »Anteil der Wähler linker Parteien unter den Wählern der Arbeiterschaft, die sich mit der Arbeiterschicht identifizieren«. Ihnen wird in Spalte B der durchschnittliche gewerkschaftliche Organisationsgrad dieser Länder gegenübergestellt. Diese Angaben entstammen nicht den Surveydaten der international vergleichenden Umfrageforschung, sondern den Organisationsdaten der statistischen Publikationen von Gewerkschaften, die Jelle Visser (Amsterdam) in einem internationalen Verbundprojekt zusammengetragen hat. (Finnland und die USA waren in Vissers Studie nicht enthalten.)[93] Bereits mit dem bloßen Auge erkennt man, daß die Rangordnungskorrelation zwischen beiden Spalten für das Jahr 1970, das der Political-Action-Studie am nächsten liegt, perfekt sein würde. So deuten die (aggregierten) Organisationsdaten von Visser in Verbindung mit der Individualdatenanaylse der Political-Action-Studie nicht auf das Ende, sondern auf den bewußtseinsprägenden Fortbestand der Arbeiterbewegung hin.

Freilich verweist Klingemann auch auf einen Individualdatenbefund, der die sinkende Intensität von Arbeiteridentifikation in der Bundesrepublik über Zeit dokumentiert – die Veränderung der subjektiven Schichtidentifikation zwischen 1955 und 1980. Verstanden sich 1955 noch fast vier Fünftel der Arbeiter auch subjektiv als Arbeiterschicht, so war dieser Anteil 1980 auf etwa zwei Drittel gesunken: Gemessen am Indikator »subjektives Schichtbewußtsein« »werden die Arbeiter ›bürgerlicher‹, geht das Bewußtsein der Arbeiterschaft,

durch die Primärerheber recodiert nach »Richtungen« enthalten. Ich habe den Zusammenhang zwischen Einkommen und Wahlabsicht (Parteien zusammengefaßt in die drei Richtungen »Links«, »Mitte« und »Rechts«) sowohl mit dem ordinalen Koeffizienten Tau-b als auch mit Pearson's r berechnet. Dabei zeigte sich: Höheres Einkommen hat in der ersten Welle der Political-Action-Studie mit der Ausnahme von Österreich (tau-b .13; r .16) überhaupt keinen positiven Effekt auf die Wahlabsicht. Im kumulierten Datensatz aller Eurobarometer bis 23 (1985) ergaben sich folgende (sehr schwache) Zusammenhänge:

	F	B	NL	BRD	I	DK	IRL	GB
tau-b	0,00	0,02	0,06*	0,00	– 0,08*	– 0,02	– 0,01 ns	0,06*
Pearson's r	0,00	0,03	0,06*	0,00	– 0,08*	– 0,03*	– 0,01 ns	0,07*
n =	5 578	3 786	4 665	5 942	4 466	3 938	4 204	6 223

* $p < 0{,}01$

Quelle: Kumulierter Datensatz der Eurobarometer bis einschließlich 23, 1985, ICPSR 8434.

Da positive Koeffizienten eine mit Einkommen sinkende und negative Koeffizienten eine mit dem Einkommen *steigende* Tendenz zur Wahl »linker« Parteien signalisieren und die positiven Koeffizienten entweder äußerst schwach und/oder insignifikant (trotz der hohen Fallzahlen) sind, läßt sich die Tabelle so interpretieren: Höheres Einkommen von Arbeitern steht in den 70er und 80er Jahren ebensowenig wie in den 50er Jahren in einem Zusammenhang mit einer Präferenz von Arbeitern für »rechte« Parteien. Der gegenteilige Effekt, daß besser verdienende Arbeiter eher »links« wählen, war in der Political-Action-Studie allerdings nicht mehr und in dem kumulierten Eurobarometer-Datensatz nur noch für Italien und Dänemark sichtbar. (Schweden – siehe dazu Anm. 85 – ist in diesem Datensatz nicht enthalten.)

93 *Jelle Visser*, In Search of Inclusive Unionism. A Comparative Analysis, Amsterdam 1989, Tab. 3.

Tab. 9: Ein alternativer »ökologischer« Schluß: Gewerkschaftlicher Organisationsgrad statt »Affluence«

Spalte A: Rangfolge der Länder der Political-Action-Studie: »Anteil der Wähler linker Parteien unter den Wählern der Arbeiterschaft, die sich mit der Arbeiterschicht identifizieren« *(Klingemann)*[a]	Spalte B: (Aggregierter) Organisationsgrad der Gewerkschaften in westeuropäischen Demokratien 1970, 1980 und 1985[b]		
	1970	1980	1985
Finnland	KA	KA	KA
Österreich	62,1	58,4	57,9
Großbritannien	48,5	52,9	45,8[c]
Niederlande	36,5	31,0	23,6
Bundesrepublik Deutschland	32,8	36,0	34,3
Schweiz	29,2	31,3	29,3
USA	KA	KA	KA

a Übernommen aus *Klingemann,* Soziale Lagerung, Schichtbewußtsein, Schaubild 9, S. 621.
b Übernommen aus *Visser,* In Search of Inclusive Unionism, Tab. 3.
c 1984.

›dazuzugehören‹, zurück«.[94] Dieser Prozeß einer Erosion von subjektiver Schichtidentifikation als Arbeiter, der aber inzwischen zum Stillstand gekommen ist[95], kann in der Tat, wenn auch nur mäßig stark, mit steigenden Familieneinkommen von Arbeiterhaushalten in Verbindung gebracht werden. Setzte und setzt sich steigendes Einkommen nicht (empirisch nachweisbar) in Wahlabsicht um, so zeigte sich in bezug auf subjektive Schichtidentifika-

94 *Klingemann*, Soziale Lagerung, S. 609.

95 Identifizierten sich 1955 noch 78 % der Arbeiter auch subjektiv als »Arbeiterschaft«, so war dieser Anteil 1980 auf 64 % gesunken (*Klingemann*, Soziale Lagerung, Schaubild 8, S. 609). Doch seit der »Wende« war wieder ein größerer (und in den nächsten Jahren leicht steigender) Teil der bundesdeutschen Arbeiter bereit, sich als »Arbeiterschicht« und nicht als »Mittelschicht« zu begreifen.

Anteil der Arbeiter (nach beruflicher Stellung) in der Bundesrepublik Deutschland, der sich auch subjektiv als »Arbeiterschicht« begreift

	ungel. %	angel. %	gelernt + Facharb. %	Vorarb.	Meister/Poliere
1980	63 n = 38	61 n = 114	63 n = 216	*	*
1982	76 n = 33	76 n = 116	61 n = 236	*	*
1984	84 n = 31	79 n = 114	69 n = 177	*	*
1986	84 n = 37	70 n = 102	60 n = 215	*	*

**wegen Fallzahlen > 20 nicht berechnet*

Quelle: ZUMA ALLBUS

tion in vier der acht Länder (in der Bundesrepublik, den Niederlanden, Österreich und Finnland) der Political-Action-Studie eine mäßig starke (bei einem tau-b wie auch r von etwa .20 liegende) Neigung, sich um so weniger als Arbeiterschicht einzustufen, je höher das Familieneinkommen lag. In Abwandlung einer von John Goldthorpe schon vor über 20 Jahren gegebenen Interpretation ist das nicht sehr viel und um so weniger der Rede wert, als der Effekt beim persönlichen Einkommen von Arbeitern *nicht* sichtbar war.[96]

Neben höherem Einkommen von Arbeitern, das vergleichsweise einfach meßbar ist, wird auch soziale Mobilität, die schwieriger empirisch zu bestimmen ist, als Ursache dafür genannt, daß Industriearbeiter ihre subjektive Schichtidentifikation als »Arbeiterschicht« verlören und sich zunehmend als »Mittelschicht« verstünden. Aber hier hat Thomas Herz in einem Forschungsaufsatz, der mit den sehr differenzierten Berufsangaben der Political-Action-Studie arbeitet, die bis heute weiterwirkende Stichhaltigkeit einer alternativen Theorie erwiesen, die besser als »Affluence« geeignet ist, Arbeiterwahlverhalten verständlich zu machen. Ihr zufolge stehen in Europa, nicht aber in den USA, sozialer Mobilität Statusschranken in der Akzeptanz von Aufsteigern durch die Klassen entgegen, in die sie durch den Wandel der Berufsstruktur hineinwachsen. »Während es den Facharbeitern besser geht als anderen Arbeitern, läßt gerade ihr wirtschaftlicher Erfolg ihren Ausschluß aus dem Mittelstand deutlicher spürbar werden.« (Lipset)[97]

Dieses Argument bezieht sich zurück auf eine klassische Frage von Werner Sombart aus dem Jahre 1906: »Warum gibt es in den Vereinigten Staaten keinen Sozialismus?« Die These, daß Statusbarrieren in Europa die politischen Auswirkungen sozialer Mobilität begrenzen, findet eine weitere, geradezu verblüffende Bestätigung in einem Indizienbeweis aus dem Datensatz der Political-Action-Studie. Analysiert man in ihr Industriearbeiter (nur Berufstätige, nicht auch die Mitglieder ihrer Haushalte) getrennt nach solchen, die Aufsichtsfunktionen ausüben oder nicht, so wählen »Supervisors« aus der Industriearbeiterschaft in

96 Der statistische Zusammenhang zwischen dem (geschätzten) Einkommen der Familie (in 10 oder mehr Stufen von niedrig bis hoch ansteigend) und der subjektiven Schichteinordnung (in drei Stufen aufsteigend von »Arbeiterschicht« über »Mittelschicht« zur »Oberen Mittelschicht«) wird auf der Basis der gültigen Nennungen (fehlende Werte und »weiß nicht« wurden ausgeklammert) durch folgende Tafel dokumentiert:

Korrelationen zwischen Einkommen (der Familie) und subjektiver Schicht

	GB	D	NL	USA	AU	I	CH	SF
Tau-b	0,05 ns	0,12*	0,20*	0,12*	0,21*	0,04 ns	0,02 ns	0,10
r	0,06 ns	0,14*	0,18	0,12	0,24*	0,15	0,04 ns	0,09

* Signifikant bei $p < 0{,}01$

Die Tatsache, daß die Neigung, sich bei höherem Verdienst etwas weniger stark als »Arbeiterschicht« zu verstehen, sich nur beim Familieneinkommen, nicht aber beim persönlichen Einkommen zeigte, kann (ebenso wie die Beobachtung, daß der Effekt nicht sehr markant war) in Abwandlung der vor 20 Jahren erschienenen Studie von *Goldthorpe et al.*, The Affluent Worker, S. 39, so interpretiert werden: »While the latter finding could be constructed as evidence in favour of the affluence thesis, the effect is not very marked; and from the point of view of this thesis it is in any case not entirely obvious why it should be the [family income] rather than the [husband's] income which affects [. . .] voting.« (In Goldthorpes Studie war es das persönliche Einkommen, welches einen schwachen Effekt zeigte, das Haushaltseinkommen aber nicht.)

97 Zitiert nach *Blankenburg*, Kirchliche Bindung und Wahlverhalten, S. 75. In Übereinstimmung mit dieser Theorie zeigte die am Datensatz der Political-Action-Studie durchgeführte Analyse von *Herz* (wie in Anm. 44) für die USA keine, für die meisten übrigen Länder aber starke Mobilitätseffekte bei der gegenwärtigen Parteipräferenz der Befragten.

allen Ländern – nur in den USA (und in der Schweiz) nicht – überzufällig stärker »linke« Parteien, als es die einfachen Arbeiter tun.[98]

Schluss

Wenn man nur auf eine Wahl (die jeweils letzte oder vorletzte) schaut oder besonders dramatische Entwicklungen nur eines Landes (wie etwa die Stimmenverluste der wichtigsten »Linkspartei« unter Arbeiterwählern in Dänemark und in Großbritannien) verallgemeinert, dann mag es scheinen, als ob Industriearbeiter in einer säkularen Abkehr vom »sozialdemokratischen Konsens« der Nachkriegszeit zunehmend konservativ wählen. Gewiß erzielen in 5 der 10 westeuropäischen Länder, die in Abschnitten 3 und 4 untersucht wurden, »Linksparteien« heute weniger Stimmen unter Industriearbeitern als in den 50er Jahren. Doch nur in zwei Ländern (in Großbritannien und in Belgien) geht die relative Abwendung der Industriearbeiter von Arbeiterparteien (gemeint sind hier nur die Wähler und nicht die Mitglieder) über 10 Prozentpunkte hinaus. In Großbritannien wie in Dänemark kann der sinkende Rückhalt der Arbeiterpartei unter Wählern aus Arbeiterhaushalten besser mit den »Policies« der Parteien (insbesondere der Wohnungspolitik) als mit dem Wandel der Sozialstruktur erklärt werden. So hat die vorliegende Studie, die nach Anlage und Absicht eine gewisse einseitige sozialstrukturelle Perspektive aufweist und aufweisen muß, die fortdauernde Wirksamkeit von »Policies« und »Politics« in einer durch sozialstrukturelle Loyalitäten geprägten Parteienlandschaft aufgewiesen.

Die Entwicklung in Belgien, die hier nicht näher studiert wurde, kann wohl mit dem erneuten Aufbrechen des Sprachenkonflikts zwischen Flamen und Wallonen interpretiert werden, der auch in der Vergangenheit (etwa in der österreichischen Sozialdemokratie Victor Adlers vor dem Ersten Weltkrieg) quer zum sogenannten »Klassen*cleavage*« stand. In diesem Sinne beweist die stark gesunkene Wahl der zentralen Arbeiterpartei des Landes durch die Arbeiterwähler als Ausnahme nur die Regel: »Am stärksten ist die Klassenbindung der Arbeiterwählerschaft bis heute dort, wo der Klassenkonflikt nicht von ethnischen oder konfessionellen Konflikten überlagert wird [. . .].«[99] Wollte man Belgien genauer studieren, dann wäre der komparative Bezugsbereich nicht auf Westeuropa zu beschränken, sondern man müßte – im Universum liberal-demokratischer Systeme, das nicht besonders groß ist – Belgien mit Kanada und der Schweiz vergleichen.[100]

Nur in einem der vier Länder, in denen die Stimmen von Industriearbeitern für Arbeiterparteien im nationalen Aggregat (die Regionen mußten hier ausgeklammert bleiben) nennenswert gesunken sind, in Dänemark, haben (allerdings nur vorübergehend) auch die »bürgerli-

98 *Tab.: Berufstätige Industriearbeiter (Respondent's occupation) in ISCO Hauptgruppen 7–9. Nur abhängig Beschäftigte (= Selbständige durch einen Filter ausgeklammert). Prozentuiert unter Einschluß fehlender Antworten zur Parteipräferenz.*

	GB		BRD		NL		Ö		USA		I		CH		SF	
	mit*	ohne	mit	ohne	mit	ohne	mit	ohne	mit	ohne	mit	ohne	mit	ohne	mit	ohne
%	47	40	52	45	46	36	63	60	22	24	KA		19	20	57	50
n =	68	303	114	417	69	166	108	334	65	311	KA		65	201	35	295

* Gefragt wurde: »Hat(te) er irgendwelche Leute unter sich?«

99 *Schultze*, Wählerverhalten, S. 499.

100 Dazu *Arend Lijphart*, Language, Religion, Class and Party Choice: Belgium, Canada, Switzerland and South Africa Compared, in: *Richard Rose* (Hrsg.), Electoral Participation. A Comparative Analysis, Beverly Hills/London 1980, S. 283–327.

chen« Parteien in stärkerem Ausmaß Stimmen der Industriearbeiter hinzugewonnen. Ansonsten wählen Arbeiter, die im Gegensatz zu den 50er Jahren zu einer schrumpfenden sozialökonomischen Kategorie geworden sind, nach wie vor in ihrer Mehrheit stetig sozialdemokratisch (und nur in wenigen, früher stärker agrarisch geprägten Ländern auch kommunistisch).
Unzufriedenheit schlägt sich bei Arbeitern nach wie vor eher im Fernbleiben von der Wahlurne als in Stimmen für konservative oder christlich-soziale Parteien nieder. Kommunisten konnten im Jahrzehnt der »Krise« (detailliert untersucht wurde der Zeitraum zwischen 1975 und 1984) nirgendwo einen Zugewinn unter »manuellen« Arbeitern verzeichnen.
Dagegen verbucht die neu entstandene Familie der »linksalternativen« Parteien der sogenannten »neuen Politik« in allen Ländern (bis auf Großbritannien) auch unter Arbeitern leichte (und nur in Frankreich stärkere) Zugewinne. Diese gehen nicht über den Durchschnitt der Bevölkerung hinaus. Gleichwohl dürfte die proportionale Repräsentation dieser neuen Parteien auch unter »manuell« abhängig Beschäftigten Parteistrategen beunruhigen. Denn obwohl grün-alternative Parteien überproportional nur Stimmen unter Jüngeren mit hohem Bildungsabschluß gewinnen und obgleich es richtig ist, daß das »Eis zuerst an den Rändern schmilzt«, kann doch bereits eine geringe Verflüssigung tradierter Loyalitäten die gewohnte Mehrheitsfähigkeit in Frage stellen. Auch für Arbeiter gilt sicherlich, was Richard Rose, in Abwandlung des Aphorismus eines österreichischen Wahlsoziologen, zum Titel eines Buches machte: »Die Wähler beginnen zu wählen«.[101] Sachfragen werden wichtiger als affektive Parteibindungen, ohne diese freilich aufzulösen.[102]
Gegenüber den 50er Jahren ist aber auch eine zwar nicht stark wachsende, wohl aber stetige und insgesamt (unter Fluktuationen) leicht steigende Attraktivität christlich-sozialer und konservativer Parteien für Industriearbeiter zu beobachten. Dieser Trend ist um so interessanter und erklärungsbedürftiger, als die »strukturelle Traditionsklientel« (Oberndörfer)[103] katholischer Arbeiterwähler infolge geringerer kirchlicher Bindung, die mit einer verbreiteten Säkularisierung einhergeht, abgenommen haben dürfte. Gewiß war oben in Abschnitt 5 immer noch der »Kontext«-Effekt einer konservativen Parteineigung von katholischen Arbeitern auch *ohne* häufigen Kirchgang, der mit kleinen Wohngemeinden korreliert, sichtbar. Er konnte für die 70er und 80er Jahre nicht nur für die Bundesrepublik Deutschland, sondern auch für gemischt-konfessionelle westeuropäische Nachbarländer nachgewiesen werden. Aber das Gewicht dieses Faktors kann für sich allein nicht die Stetigkeit konservativer Arbeiterwähler erklären. Welche anderen Faktoren, die nicht so offensichtlich sind wie katholische Konfession und Kirchgang, üben nach wie vor (oder neuerdings) ihre Wirkung aus?
Nach unseren vorausgegangenen Analysen scheiden »Strukturen ideologischer Hegemonie« oder ein der Arbeiterschicht sozusagen massenpsychologisch eingeborenes Führungs- und Verehrungsbedürfnis patriotischer »Untertänigkeit« als Erklärungsansätze aus. Patriotismus ist schichtneutral recht gleichmäßig quer durch alle (Berufs-)Klassen vertreten. Auch kann von einem unerlösten Verlangen gerade der Industriearbeiter nach mehr Patriotismus

101 *Richard Rose/Ian McAllister*, Voters Begin to Choose. From Closed-Class to Open Elections in Britain, London/Beverly Hills 1986, S. 163, Anm. 5.

102 Gegen die griffige These, daß »kognitive Mobilisierung« und »Parteimobilisierung« (über affektive Parteibindung) sich einander ausschließende Mobilisierungsformen seien, siehe die bei *Döring*, Parteiensystem, Sozialstruktur und Parlament, Tab. 4, S. 24, veröffentlichte Analyse der Political-Action-Studie. Anders als *Dalton*, Citizen Politics, S. 18–24, kurzschlüssig annimmt, gehen steigendes politisches Interesse und höhere (formale) Bildung nicht mit sinkender, sondern mit steigender »Parteiidentifikation« einher.

103 *Dieter Oberndörfer/Gerd Mielke*, In den Revieren des neuen Mittelstandes werden Wahlen entschieden, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 2. Februar 1987.

(von einer Art Irredenta der »Angels in Marble«) aufgrund der Art der Verteilung von Einstellungen, wie sie in inter-kulturell vergleichenden Datensätzen sichtbar werden, nicht die Rede sein. Das heißt natürlich nicht, daß nicht auch Arbeiter, so wie andere Berufsgruppen auch, durch patriotische Ereignisse und Appelle bewegt werden können. (Der August 1914 mag vielen hier als Beispiel in den Sinn kommen.) Indem Butler/Stokes die auch heute immer wieder angeführte »Deference« der englischen Unter- und Arbeiterschicht ins Reich der unsterblichen Legenden verwiesen, zeigten sie einen anderen Zusammenhang auf, der als gemeinsamer Nenner sowohl dem auf den ersten Blick »abweichenden« englischen Fall nichtreligiöser »working-class tories« als auch der konservativen Parteipräferenz kirchlich gebundener katholischer Arbeiter zugrunde liegen dürfte.

Butler/Stokes zeigten (für die Wahlstudie von 1970), daß der Teil der Bürger (gleichviel ob Arbeiter- oder Mittelschicht), der zögerte, sich spontan als einer Klasse zugehörig zu betrachten, in beiden Gruppen überzufällig stärker konservativ wählte, ohne freilich das auf dem dominanten Klassenkonflikt basierende Wahlverhalten völlig zu verlieren.[104] Die Wichtigkeit der subjektiven Schichtidentifikation ist uns vielfach in den vorangegangenen Analysen begegnet. Der Schlüssel zum Verständnis der Frage, ob und warum Industriearbeiter zunehmend konservativ wählen, scheint in der Entstehung und dem Zerfall von Identifikationen zu liegen. Ein Teil der Industriearbeiter begreift sich – aus welchen Gründen auch immer – nicht als Arbeiter, sondern als Angehörige der Mittelschicht; und dieser Teil wählt, wie Klingemann gezeigt hat, überproportional nicht-sozialistische Parteien.[105]

Diese zentrale Beobachtung fügt sich sowohl in die allgemeine Theorie sozialer Klassen wie auch in die von vielen als paradigmatisch akzeptierte allgemeine Theorie des Wählerverhaltens gut ein. In der Klassenanalyse stimmen sowohl Karl Marx (nicht im Rahmen seiner Geschichtsphilosophie, sondern im Rahmen seiner empirischen Analyse der »Klassenkämpfe in Frankreich«) als auch Max Weber darin überein, daß gleiche ökonomische Bedingungen der Lebenslage sich nicht automatisch in soziales Handeln umsetzen, sondern durch kulturelle Deutung der eigenen Lage als eines kollektiven Schicksals interpretiert werden müssen, ehe sie in der »politisierten Politik« relevant werden.[106] Damit im Einklang steht die oben in Abschnitt 8 statistisch nachgewiesene Beobachtung, daß höheres Einkommen von Arbeitern in den 70er und 80er Jahren ebensowenig wie in den 50er Jahren zu stärker konservativer Wahlabsicht von Arbeitern führte (der gegenteilige Effekt, daß besser verdienende Arbeiter eher links wählen, ist allerdings nur noch in Italien und Dänemark sichtbar). Wohlstand setzt sich nicht automatisch in Wahlverhalten um. Arbeiter »verbürgerlichen« nicht, solange ihre Bezugsgruppen ihnen eine Deutung ihrer Lebenslage vermitteln.

In der Wahlforschung löste das »Michigan Modell« sozialstrukturell vermittelter psychologischer Parteiloyalitäten schon früh den stärker deterministischen Ansatz von Paul Lazarsfeld und seinen Mitarbeitern ab.[107] Es beruht auf der Annahme, daß die Wahlentscheidung durch die Wechselwirkung von drei Faktorenbündeln beeinflußt wird: erstens durch (vergleichsweise berechenbare) sozialstrukturell geprägte psychologische Identifikation(en), zweitens durch (sehr viel schwieriger kalkulierbare) aktuelle politische Probleme, und drit-

104 *Butler/Stokes*, Political Change in Britain, Tab. 8.14, S. 190.

105 *Klingemann*, Soziale Lagerung, Tab. 12, S. 619.

106 Dazu die grundsätzlichen Bemerkungen bei *M. Rainer Lepsius*, Soziale Ungleichheit und Klassenstrukturen in der Bundesrepublik Deutschland, in: *Hans-Ulrich Wehler* (Hrsg.), Klassen in der europäischen Sozialgeschichte, Göttingen 1979, S. 167 f.

107 *Kaase*, Vergleichende Wahlforschung, S. 25: »Die anfängliche Vorstellung eines sozialen Determinismus als Erklärung für individuelles Wahlverhalten war nicht nur eine logische Konsequenz der Betrachtung kleiner lokaler Einheiten in den Wahlstudien der Lazarsfeld-Berelson-Gruppe, sondern spiegelte auch den Mangel an historischer Tiefe in den Analysen wider.«

tens durch die persönliche Ausstrahlung der auf dem Wahlstimmenmarkt konkurrierenden Kandidaten.

So sehr diese Annahmen im Prinzip akzeptiert werden, so kontrovers wird ihre operationale meßtechnische Validierung diskutiert, und so schwierig ist der Nachweis dieser Zusammenhänge in multivariaten statistischen Analysen zu führen.[108] Indessen lassen sich alle im vorliegenden Aufsatz gemachten Beobachtungen in den Bezugsrahmen der Entstehung und des Zerfalls von Identifikationen integrieren. Kleine Industriebetriebe in ländlicher Umgebung, d. h. bei kleiner Ortsgröße, hängen mit stärkerer konservativer Parteipräferenz der in ihnen beschäftigten Industriearbeiter zusammen, weil diese Struktur ein Indiz für (in den Daten selbst nicht näher sichtbare) traditionale Lebens- und Sozialisationsbedingungen ist. Ländliche Herkunft führt aber dann und nur dann zu konservativer Parteipräferenz, wenn sie nicht – wie in Italien, Finnland und Frankreich – durch eine Partei alternativ gedeutet wird. Die stärker konservative Parteineigung der (nicht berufstätigen) Ehefrauen von Industriearbeitern oder der Pensionäre aus der Arbeiterschicht kann mit ihrer sozialen Distanz zum Kontakt mit den Gewerkschaften in den Fabriken plausibel interpretiert werden.

Auch durch Sozialisation in Elternhaus und Schule erworbene dauerhafte Wertorientierungen von Arbeitern spielen eine Rolle, seien sie nun »sozialdemokratisch«, »wertkonservativ«, »autoritär« oder »postmaterialistisch«, ohne daß die problematischen pauschalen Annahmen von »Deference« und »Hegemonialkultur« gemacht werden müssen. Die Annahme der Entstehung und des Zerfalls von Identifikationen genügt. Obwohl Bürger, die mit einer Partei stark identifiziert sind, die Politik – empirisch nachweisbar und nachgewiesen – »durch die Parteibrille« beurteilen[109], kann und wird ihre längerfristige Bindung doch durch kurzfristige Einflüsse – vor allem drängende Sachprobleme – abgelenkt und überlagert. Die multivariaten Interaktionen – oder wie Historiker sagen würden: Wechselwirkungen – zwischen den drei zentralen Faktoren der Wahlentscheidung (erstens sozialstruktureller oder, wenn man lieber will, »lebensweltlicher« Identifikation(en), zweitens der persönlichen oder »personalplebiszitären« Ausstrahlungskraft von Politikern als Kandidaten auf dem Wahlstimmenmarkt und drittens dem Gewicht konkreter Sachfragen und Probleme) sind allerdings schwieriger zu erfassen, geschweige denn zu prognostizieren, als in einem begrenzten Aufsatz wie diesem einlösbar wäre.

Angesichts der immer naheliegenden Gefahr der Verengung der Wahlsoziologie auf einen stillen sozialen Determinismus halten es bundesdeutsche Koryphäen der praktischen Wahlforschung für angebracht, die schlichte Tatsache zu unterstreichen, daß alle Tabellen ja immer auch »beweisen [. . .], daß nicht jeder regelmäßige Kirchgänger die CDU/CSU, nicht jeder gewerkschaftlich organisierte Arbeiter die SPD wählt. Es bleiben also hinreichende Varianzen in diesen Zusammenhängen, frei schwankende Wahlergebnisse für die Parteien zu ermöglichen.«[110] In diesem Sinne ist das »Michigan Modell« der Wahlforschung geeignet,

---

108 Dazu jetzt die für Studierende gedachte glänzende neuere Einführung von *Martin Harrop/William L. Miller*, Elections and Voters. A Comparative Introduction, Basingstoke/London 1987, die die Vor- und Nachteile existierender Ansätze fair und souverän diskutiert.

109 Vgl. *Manfred Berger/Wolfgang G. Gibowski/Dieter Roth*, Wie zufrieden sind die Deutschen mit ihrem Staat?, in: Liberal, Jg. 26, 1984, S. 79–82; *Döring*, Parteienverdrossenheit ohne »Legitimitätskrise«, Schaubild S. 142; *Peter Gluchowski*, Wahlerfahrung und Parteiidentifikation. Zur Einbindung von Wählern in das Parteiensystem der Bundesrepublik, in: *Max Kaase/Hans-Dieter Klingemann* (Hrsg.), Wahlen und politisches System. Analysen aus Anlaß der Bundestagswahl 1980, Opladen 1983, S. 442–477.

110 *Manfred Berger/Wolfgang G. Gibowski/Dieter Roth/Wolfgang Schulte*, Legitimierung des Regierungswechsels. Eine Analyse der Bundestagswahl 1983, in: *Hans-Dieter Klingemann/Max Kaase* (Hrsg.), Wahlen und politischer Prozeß. Analysen aus Anlaß der Bundestagswahl 1983, Opladen 1986, S. 285.

anstelle einer sozialstrukturell verengten Soziologie der Politik eine stärker voluntaristische politische Soziologie (Sartori) zu fördern.[111]
Wenn Arbeiter nicht Arbeiterparteien, sondern konservative (oder andere) Parteien wählen, dann lag und liegt es wohl nicht an einem säkularen Trend oder einem besonders nationalen Charakter von Industriearbeitern, sondern an »Personalities« und »Policies«, an konkreten politischen Angeboten (oder Unterlassungen) von Parteien – oft genug in der Wohnungsfrage (wie in Dänemark). Das vorläufig letzte Lehrbeispiel in dieser Richtung war der Verkauf von Sozialwohnungen (Council Houses) an ihre Mieter weit unter Marktpreis mit einem großzügigen Rabatt durch die konservative Regierung in Großbritannien vor den Unterhauswahlen von 1987.

111 Vgl. das sich auf Sartori rückbeziehende Plädoyer von *Alber*, Modernisierung, neue Spannungslinien, S. 222.

Helga Grebing

Gesellschaftlicher Wertwandel und die Suche nach einer neuen Parteiidentität in den Sozialdemokratien Europas seit den 70er Jahren[1]

I. Zwischen »Pflicht- und Akzeptanzwerten« und »Selbstverwirklichungswerten«

Bereits seit den 60er Jahren beobachten Sozialwissenschaftler eine beschleunigte Veränderung tradtioneller Wertsysteme in den westlichen Industriegesellschaften, die sich in Wechselwirkung mit bedeutsamen ökonomischen, sozialstrukturellen, technologischen und wissenschaftlichen Wandlungsprozessen vollzieht.[2] Große Bereiche übereinstimmend akzeptierter, kollektiv verpflichtender Wertbezüge sind seither deutlichen Erosionsprozessen ausgesetzt gewesen. Die die Industriegesellschaften tragenden »Pflicht- und Akzeptanzwerte« wie Disziplin, Gehorsam, Zuverlässigkeit, Ein- und Unterordnung wurden zunehmend von »Selbstverwirklichungswerten« ersetzt: Emanzipation, Ungebundenheit, Gleichbehandlung, Partizipation, Lebensqualität – nach Auffassung des amerikanischen Sozialwissenschaftlers Ronald Inglehart alles »postmaterielle Werte«, die von jenen Bevölkerungsgruppen angenommen worden seien, deren Kindheit und Jugend in die Prosperität der Nachkriegszeit fiel. Gestützt auf sozialpsychologische Theorien, hält Inglehart die Hinwendung zu einem Wertwandel in einer bestimmten Bevölkerungsgruppe nicht für ein Lebenszyklus-Phänomen, sondern für eine »formative Phase der Persönlichkeitsentwicklung« und folglich für lebenslang wirksam.

Selbst wer diese Schlußfolgerungen nicht zu teilen vermag (worauf gleich noch einzugehen sein wird), wird doch denen zustimmen müssen, die der Auffassung sind, daß sich insgesamt das Bild einer kulturellen Umbruchsituation mit erheblichen Einzelne wie die Gesellschaft belastenden Irritationen ergibt. Wenn repressive autoritäre Grundstrukturen überwunden und durch gleichberechtigte solidarische ersetzt werden sollen, dann ergibt sich eine neuartige personale Dimension des gesellschaftlich-politischen Veränderungswillens. Wo Skepsis gegenüber der Handlungsfähigkeit von Institutionen und bürokratischen Organisationen besteht, bekommen ein gezielter Anti-Etatismus und der Wille zur organisierten Selbsthilfe ein neues Gewicht. Wo das Postulat der höchstmöglichen Effizienz von Arbeits- und Ent-

---

1 Bei der Beschaffung von Materialien und Auswahl der Perspektiven haben geholfen: Volker Stuhldreher, Stefanie Schüler-Springorum, Claudia Göbel und Rainer Schulze.

2 Vgl. aus der Fülle der Untersuchungen: *Peter Kmieciak,* Wertstrukturen und Wertwandel in der Bundesrepublik Deutschland, Göttingen 1976; *Ronald Inglehart,* The Silent Revolution. Changing Values and Political Styles among Western Publics, Princeton 1977; *ders.,* Wertwandel in den westlichen Gesellschaften, in: *Helmut Klages/Peter Kmieciak* (Hrsg.), Wertwandel und gesellschaftlicher Wandel, Frankfurt/New York 1981; *Marie-Luise Weinberger,* Aufbruch zu neuen Ufern? Grün-Alternative zwischen Anspruch und Wirklichkeit, Bonn 1984; *Joachim Raschke,* Politik und Wertwandel in westlichen Demokratien, in: aus politik und zeitgeschichte, 6. 9. 1980; Bericht der Kommission »Zukunftsperspektiven gesellschaftlicher Entwicklungen«. Erstellt im Auftrag der Landesregierung von Baden-Württemberg, Nov. 1983.

scheidungsprozessen in Zweifel gezogen wird, da findet ein Verhalten Boden, dem die Auffassung zugrunde liegt, es sei nicht mehr sinnvoll zu leben, um zu arbeiten, sondern möglichst menschenwürdig zu arbeiten, um entsprechend leben zu können. Daraus kann dann ein zunehmendes Engagement gegen die drohende Zerstörung einer lebenswerten Umwelt und für ihre Wiederherstellung erwachsen und kann sich auch eine neue Solidarität mit den Ärmsten der Menschheit ergeben. Wenn auch das Selbstverwirklichungspostulat eine problematische Seite hat, indem es den Rückfall in das klassische bürgerlich-liberale Persönlichkeitsideal des Rechts auf das eigene Glück ermöglicht, so läßt es doch auch die Einsicht zu, die Selbstverwirklichung des Einzelnen als nur in dem Maße erlebbar zu begreifen, wie sie auch gleichzeitig die Emanzipation des Mitmenschen einschließt.

Wenn auch kein totaler Zerfall des kulturellen Systems der westlichen Industriegesellschaften eingetreten ist und von einer »revolutionären Umwälzung« schon gar nicht geredet werden kann, wenn so kaum entscheidbar ist, in welchem Maße die angedeuteten Wertwandel-Prozesse das gesellschaftliche Gefüge durchdrungen haben, so wird man doch von einem teilweise konfliktreichen gesellschaftlichen Umstrukturierungsprozeß, in dem die traditionellen Werte an Gewicht verlieren, sprechen können. Von dieser Feststellung bleibt selbst dann noch viel erhalten, wenn man Wertwandel für eine Überinterpretation von allerdings unbestrittenen Einstellungsveränderungen hält und eher eine situative Anpassung von Einstellungen annimmt.[3] Selbst dann verliert ja das traditionelle Wertsystem noch dazu in Interaktion mit strukturellen sozioökonomischen Veränderungsprozessen seine Legitimationskraft, und ein konservatives »roll back« scheint ausgeschlossen, freilich auch der Zwang zu Differenzierungen bei der Interpretation evident.

Der italienische Sozialwissenschaftler Paolo Sylos Labini[4] sieht bei der Reflexion der Perspektiven der westlichen Industriegesellschaften die generelle Tendenz zum Abbau von Ungleichheit z. B. durch die Nivellierung der Unterschiede zwischen Löhnen und Gehältern und durch die Schaffung von Gleichheit von unten nach oben, das heißt durch das Aufkommen verschiedener Formen der Beteiligung der Arbeitnehmer an der Unternehmensführung. Gleichzeitig wird Sylos Labini zufolge aber das Mehr an Gleichheit durch den Zug zur sozialen Differenzierung begleitet, ausgelöst durch technologische Investitionen, die neue Tätigkeitsfelder im kleinunternehmerischen industriellen wie im Dienstleistungsbereich schaffen – bei Rückgang der Beschäftigten in Großunternehmen. Arbeiterklasse im herkömmlichen Sinne wird in Zukunft nur schwer erkennbar sein.

Ähnlich, wenn auch zugespitzter, sieht es der polnische Philosoph Adam Schaff: Er spricht von dem Absterben der zwei Hauptklassen der kapitalistischen Gesellschaftsformation, der Arbeiterklasse und der Kapitalistenklasse (die er mindestens für geschwächt hält), und fragt, was an deren Stelle treten werde: »Wahrscheinlich eine gesellschaftliche Schicht, die sich aus Wissenschaftlern, Ingenieuren, Technikern und Managern zusammensetzt, welche die Verantwortung für die Leitung und Entwicklung der Industrie und der Dienstleistungen übernehmen werden. [. . .] Daß sich diese Gesellschaftsschicht aus Vertretern der Technik und aus Managern – den Organisatoren der Produktion und der Dienstleistungen – zusammensetzen wird, ist selbstverständlich. Es kommen noch die Vertreter der Wissenschaft hinzu [. . .], ohne die jegliche Entwicklung einer modernen Technologie unmöglich wäre, was dadurch begründet ist, daß die Wissenschaft heute ein Produktionsinstrument ist, und zwar ein immer wichtigeres, das über die weitere Entwicklung entscheidet. Diese neue Gesell-

3 So *Franz Lehner,* Die »stille Revolution«. Zur Theorie und Realität des Wertwandels in hochindustrialisierten Gesellschaften, in: *Klages/Kmieciak* (Hrsg.), Wertwandel, S. 317-327.

4 Vgl. *Paolo Sylos Labini,* Die neuen Klassenverhältnisse. Ein internationaler Vergleich des gesellschaftlichen und ökonomischen Wandels, Frankfurt/New York 1988, hier: Die Perspektiven der westlichen Gesellschaften, S. 169 ff.

schaftsschicht ist nur in einem gewissen Sinn neu; denn nicht nur ihre Elemente [. . .], sondern auch der Funktionsmodus ihres Wissens als Produktionsinstrument ist schon früher aufgetreten und tritt auch heute auf – diese Gesellschaftsschicht also wird nicht so zahlreich sein wie die beiden Klassen, deren Platz sie einnehmen wird, wogegen sie aber mit Rücksicht auf ihre gesellschaftlichen Funktionen diese beiden vollkommen – und wohl mit einem höheren Effizienzgrad – ersetzen wird.«[5]

Die westlichen Industriegesellschaften sind schon heute hochgradig arbeitsteilige Gesellschaften. Die Arbeits- und Funktionsteiligkeit bewirkt (und wird in Zukunft noch stärker bewirken) auf einem hohen Niveau von Gleichheit einen fortschreitenden vielschichtigen Prozeß sozialer Differenzierung; so kann Franz Lehner schließen: »Eine hohe Arbeitsteilung impliziert eine Ausdifferenzierung sozioökonomischer Interessenlagen und damit auch eine fortschreitende Differenzierung der gesellschaftlichen Schichtungsstruktur.«[6] Im Zusammenhang der Ausdifferenzierung individueller Wert- und Einstellungsmuster gewinnen nicht nur partikulare sozioökonomische, sondern auch immaterielle Interessen an Bedeutung. Ja, es kann sich eine latente Konkurrenzsituation zwischen den verschiedenen Interessenlagen und den ihnen unterlegten Wertauffassungen ergeben, wobei das Gewicht des einen oder des anderen Interesses von situativen Bedingungen abhängt. Der begriffliche Nenner, auf den dieser Zusammenhang zu bringen ist, heißt: »Instabilität von Wertprioritäten«.

So ergeben denn die mit sozialwissenschaftlichen Methoden erhobenen Informationen auch keine eindeutig bestimmbaren Entwicklungslinien der Wertorientierungen. Beide – die traditionellen »Pflicht- und Akzeptanzwerte« wie auch die »Selbstverwirklichungswerte« – haben Wirkungsmächtigkeit in der Gesellschaft, in den sozialen Gruppen, bei den Individuen. Die Herausforderung für die Zukunft scheint deshalb darin zu bestehen, zwischen beiden Werthorizonten eine Synthese auf gesamtgesellschaftlich-programmatischer Ebene zu bewirken und damit die Gesellschaften fundamental umzugestalten (gegen den Widerspruch der Orthodoxen überall). Wer könnte dies? So ließe sich mit Adam Schaff fragen. Seine Antwort lautet: Es sind die sozialistischen (sozialdemokratischen) Parteien. »Sie wirken unter den Arbeitern und Geistesarbeitern, die Vorwürfe gegen die Praxis der Länder des realen Sozialismus belasten sie nicht, sie sind frei von jedem ›Verdacht‹, das Modell einer bestimmten Klassendiktatur zu begünstigen, sie sind in ihrer ganzen Tradition parlamentarisch-demokratisch eingestellt, sie künden keine Revolution [an; d. Verf.] – im Gegenteil, sie können sich durch reformistische Traditionen ausweisen. [. . .] Es gibt ein soziologisches Gesetz, demzufolge in Umbruchperioden [. . .] jene Elemente, die den Wandel befürchten oder sich ihm widersetzen [. . .], sich um Organisationen und Menschen scharen, die sich unter den diesen Wandel begünstigenden Kräften am meisten ›rechts‹ befinden, die jedenfalls die stärksten Garantien zu geben vermögen, daß die Ruhe erhalten und die Extreme vermieden werden. Und das sind gerade die Faktoren, die die wachsende Popularität und Anziehungskraft der sozialistischen Parteien unter allen jenen begünstigen werden, die sich zwar über die Unvermeidlichkeit der Veränderungen im gesellschaftlichen Leben klar sind, aber sowohl auf der Rechten wie auch auf der Linken alle Extreme vermeiden wollen – um es nicht zu heftigen Erschütterungen und Kämpfen kommen zu lassen. Aus diesem Grund kann man mit großer Sicherheit die dominierende politische und gesellschaftliche Rolle der sozialistischen Parteien [. . .] voraussagen.«[7] Werden sie diese Erwartung einlösen können?

---

5 *Adam Schaff,* Wohin führt der Weg? Die gesellschaftlichen Folgen der zweiten industriellen Revolution, Wien/München/Zürich 1985, S. 52 f.

6 *Lehner,* Die »stille Revolution«, S. 324.

7 *Adam Schaff,* Perspektiven des modernen Sozialismus, Wien 1988, S. 180-194. Zitate S. 186, 187.

II. Unterschiedliche »Stufen« in (West-)Europa: von Schweden bis zur Bundesrepublik

1. Vor der Verabschiedung vom »Volksheim Schweden«?[8]

Der Begriff »Volksheim« – zum ersten Mal vom legendären »Hausvater« der schwedischen Sozialdemokratie, Per Albin Hansson, 1928 in sinnstiftender Funktion benutzt – definiert die Identität des schwedischen Wohlfahrtsstaates – auf sozialdemokratisch: »In einem guten Heim sind Gleichheit, Rücksicht, Zusammenarbeit und Hilfsbereitschaft die Hauptregeln. Wenn man dies alles auf das Heim einer Nation und eines Bürgers überträgt, dann bedeutet dies das Verschwinden der sozialen Barrieren, die heute die Bürger trennen.«[9] Mag dieser Begriff auch auf frühbürgerlich-utopische Ursprünge zurückzuführen sein, er bewährte sich ganz offensichtlich in der erwünschten integrativen Funktion, indem er den Bürgern das Gefühl vermittelte, in einer »heilen Familie« zu leben oder doch einst leben zu können.
Denn Schweden – vor hundert Jahren das Armenhaus Europas – galt noch bis in die 30er Jahre als ein Land voller gravierender sozialer Ungerechtigkeiten, die um so größer wurden, je mehr man nach Norden kam. Dieses Armenhaus ist heute eine der reichsten Nationen der Welt. Dies war in erster Linie das Werk einer Partei, der Sveriges Socialdemokratiska Arbetareparti (SAP), die vor hundert Jahren als revolutionär-sozialistische Partei nach dem Vorbild der deutschen Sozialdemokratie gegründet wurde, sich zwar als Klassenpartei verstand, aber bereits 1895 durch ihren damaligen Führer Hjalmar Branting (anläßlich der Agrardebatte in der deutschen Sozialdemokratie) für sich die Frage aufwarf: »Industriearbetareparti eller folkparti?« (»Industriearbeiter- oder Volkspartei?«)
Die Identifizierung mit dem Volkspartei-Selbstverständnis und dem Wohlfahrtsstaat-Konzept erfolgte bereits vor dem Ersten Weltkrieg, aber erst seit 1932 konnte die schwedische Sozialdemokratie in mehr als 40jähriger Regierungszeit ihr Verständnis vom Wohlfahrtsstaat zu einer »funktionalistischen Vervollkommnung« realpolitisch umsetzen. Bis zu einem gewissen Grade blieb sie dabei – bedingt durch die strategische Handlungseinheit mit den Industriearbeitergewerkschaften – einerseits durchaus immer von Klassenmerkmalen gekennzeichnet; andererseits war der Bau des »Volksheims Schweden« keineswegs durchgehend von stabilen Regierungsmehrheiten der Sozialdemokraten getragen. Wenngleich die Sozialdemokratie jeweils mit Abstand die stärkste Partei war, so sicherte doch die Tolerierungspolitik der Kommunisten oder die Koalitionspolitik des Bauernbundes (seit 1958 Zentrumspartei) ihre Regierungsarbeit ab. Der Druck für ein konsensuales Vorgehen war also generell vorhanden, und diese Konstellation wiederholte sich noch einmal auf der Aktionsebene von Kapital und Arbeit. Das Ergebnis war – so beschreibt es der schwedische Gewerk-

8 Für diesen Abschnitt wurde folgende Literatur benutzt: *Martin Grass/Nils Runeby,* Schweden, in: Lexikon zur Geschichte der Parteien in Europa, hrsg. von *Frank Wende,* Stuttgart 1981; *Bernd Henningsen,* Der Wohlfahrtsstaat Schweden, Baden-Baden 1986; *ders.,* Skandinavischer Sozialismus, in: Merkur, Aug. 1975, S. 649-666; *Fritz Scharpf,* Sozialdemokratische Krisenpolitik, Frankfurt/New York 1977; *Rudolf Meidner/Anna Hedborg,* Modell Schweden. Erfahrungen einer Wohlfahrtsgesellschaft, Frankfurt/New York 1985; *Willy Brandt,* Schwedens Sozialdemokraten – wie andere sie sehen und was sie für andere bedeuten, in: Die Neue Gesellschaft, Jg. 16, 1969, S. 335-343; *Seppo Hentilä,* The Origins of the Folkham Ideology in Swedish Social Democracy, in: Scandinavian Journal of History 3/1978, S. 332-345; *Joachim Israel,* Swedish Socialism and Big Business, in: Acta Sociologica 4/1978, S. 341-353; *Gunnar Adler-Karlsson,* Funktionaler Sozialismus. Ein schwedisches Glaubensbekenntnis zur modernen Demokratie, Düsseldorf 1973. Vgl. neuerdings: *Helmut Maier-Mannhart,* Das »schwedische Modell« der Vollbeschäftigung, in: Süddeutsche Zeitung vom 29. 3. 1989; *Wolfgang Zank,* Das Modell wird unmodern, in: Die Zeit vom 7. 4. 1989.

9 Zit. bei *Henningsen,* Wohlfahrtsstaat, S. 313 f.

schaftstheoretiker Rudolf Meidner[10] –: Eine moderne, dynamisch auf den Weltmarkt ausgerichtete und mit ihm durch eine Anzahl multinationaler Unternehmen verknüpfte, zu 90 % im privaten Besitz befindliche Industrie legte den materiellen Grund für anhaltendes Wachstum und tendenzielle Vollbeschäftigung; eine starke Gewerkschaftsbewegung mit Offenheit für technische und organisatorische Veränderungen und beschäftigungspolitische Verschiebungen in der Unternehmens- und auch der Wirtschaftsstruktur im allgemeinen hat fast ohne Arbeitskämpfe, bei geringer Arbeitslosigkeit von 1,5 bis 3,5 Prozent, ein Spitzenlohnniveau unter weitgehender Angleichung in und zwischen den Branchen erreicht; sozialdemokratische Regierungen haben umfassende soziale Reformen durchgeführt und unter anderem den Sektor der öffentlichen Beschäftigung ausgebaut[11], ohne die Autonomie der Tarifpartner oder das private Eigentum an Produktionsmitteln in Frage zu stellen. Trotz hoher Löhne, der höchsten Steuerquote der Welt und auch Arbeitnehmerfonds, die bei den Unternehmen partiell Gewinn abschöpfen, um die Vermögenskonzentration zu reduzieren und den Einfluß der Arbeitnehmer in der Wirtschaft zu erweitern, läuft die schwedische Wirtschaft wohl inzwischen nicht mehr auf Hochtouren, aber vergleichsweise problemlos.

Die ideologische Überwölbung des wohlfahrtsstaatlichen Volksheims fiel in allen Phasen relativ moderat aus. Es gab keine explizite Theorie; eine auf eine mittelfristige Perspektive gerichtete, strikt pragmatische Realitätseinschätzung begleitete den schwedischen »Mittelweg« zwischen Kapitalismus und (dogmatischem) Sozialismus: »Wir sind kein Modell. Was wir für andere Länder bedeuten können, ist dieses: daß wir nicht eine Revolution zu machen brauchen, um diese Gesellschaft zu verändern, [. . .] sondern daß es möglich ist, auf demokratischem Weg die Gesellschaft zu verändern.«[12]
So konnte Schweden zu Beginn der 70er Jahre als das Musterbeispiel für die Gestaltungsmöglichkeiten einer intelligenten und beharrlichen sozialdemokratischen Politik im entwickelten Industriekapitalismus gelten[13], mochte man auch gelegentlich zum Teil abschätzig vom »weißen Sozialismus«, »bourgeoisen Sozialismus« und vom »Socialdemocratic-labour-Union-big business complex« sprechen oder von »Servicedemokrati«.
Doch war die Fehlerquote zu offensichtlich: Nahm nicht der Wohlfahrtsstaat einen totalen Charakter an, zwang er nicht seine Bürger zum Glück, machte er sich nicht zu breit in seinem funktionalistischen Perfektionsdrang, hatte er nicht eine »Verbotsgesellschaft« geschaffen, in der alles, was nicht ausdrücklich erlaubt war, verboten war? Manchen schien es, als habe man in Schweden unter Überspringen der bürgerlich-liberalen Entwicklungsstufen den alten in einen neuen »moralisierenden Paternalismus« transferiert: Der Landpolizist war durch den Sozialarbeiter, der Pastor durch den Ombudsmann ersetzt.[14]
In den 70er Jahren kam es dann auch in Schweden zum Aufleben politisch-ideologischer Auseinandersetzungen über die Zielperspektive für die Politik des »weißen Sozialismus«. Entgegen der schwedischen Tradition (auch der Arbeiterbewegung) öffnete man sich nun für eine internationale Orientierung, an deren Spitze sich Olof Palme mit seinem Engagement für den antiimperialistischen Kampf und die Probleme der Entwicklungsländer setzte. Zu-

10 Vgl. *Meidner/Hedborg,* Modell Schweden, S. 45.
11 Von 1973 auf 1979 von 24,1 auf 29,9 %; im Vergleich dazu die Bundesrepublik von 12,6 auf 14,7 %. Das sind heute 1,3 Mill. Staatsbedienstete bei insgesamt 4,25 Mill. Erwerbstätigen.
12 *Olof Palme,* zit. bei: *Henningsen,* Skandinavischer Sozialismus, S. 664, auch in: Der Spiegel, Nr. 39, 1968.
13 Vgl. *Scharpf,* Sozialdemokratische Krisenpolitik, S. 118.
14 Vgl. hierzu *Henningsen,* Wohlfahrtsstaat, S. 363 ff. Eindrucksvoll auch die Selbstkritik zweier Protagonisten des schwedischen »funktionalen Sozialismus« in: *Adler-Karlsson,* Funktionaler Sozialismus, die Einleitung zur deutschen Ausgabe von *Gunnar Myrdal* und das Nachwort seines Schülers *Adler-Karlsson.*

hause ging es etwas langsamer und abwartender zu. Grün war zunächst die Bauern- bzw. die Zentrumspartei mit ihrer Ablehnung der Verwendung von atomarer Energie; erst nach Harrisburg sind auch die Sozialdemokraten auf diese Linie eingeschwenkt, und nach der Volksbefragung von 1980 darf in Schweden Atomenergie nur noch quantitativ und zeitlich begrenzt genutzt werden.
Programmatisch hat die schwedische Sozialdemokratie inzwischen auf eine dezidierte Wachstumsideologie verzichtet (wenn sie auch mittlerweile faktisch privatwirtschaftliches Wachstum fördert und den öffentlichen Beschäftigungssektor bremst) und das Stichwort der »ökonomischen Demokratie« (mehr direkte Mitbestimmungsrechte für Arbeitnehmer) ausgegeben. Insgesamt sei – so meint Meidner – in der zweiten Hälfte der 70er Jahre eine Abschwächung der sozialdemokratischen Solidaritäts- und Gerechtigkeitsauffassungen erfolgt zugunsten dessen, was Gunnar Myrdal einmal (vermutlich süffisant) »individuelle Glücksmoral« genannt hat.[15]
Man kann nun spekulieren, ob diese Wendung etwas mit der stillen emanzipatorischen Revolution der schwedischen Frau zu tun haben könnte: 80 % der Frauen zwischen 25 und 54 Jahren stehen in Schweden im Berufsleben und darunter immerhin 75 % Frauen mit Kindern unter sieben Jahren (mit dem Negativergebnis der Verdrängung älterer Männer durch Frühverrentung vom Arbeitsmarkt).
Alle Beobachter der schwedischen Situation sind sich darüber einig, daß die Sozialdemokratie ihre politische Führungsrolle nur behalten wird, wenn sie die wachsende Gruppe der hochqualifizierten Facharbeiter und Techniker für sich gewinnen kann. Aussichtslos scheint dies nicht zu sein, wählten doch bei der Reichstagswahl 1979 »niedere Angestellte« mit einem Anteil von 42 % die SAP, mittlere Angestellte 36 % (im Vergleich dazu: Industriearbeiter 71 %, übrige Arbeiter 62 %) und immerhin die leitenden Angestellten und die Kleinunternehmer mit je 20 % (46 bzw. 40 % dagegen konservativ). Auch bei den Reichstagswahlen 1982 konnten die schwedischen Sozialdemokraten ihr Wählerpotential weitgehend ausbauen. Nur der Anteil der mittleren Angestellten verringerte sich geringfügig um 2 %. Bei den Reichtagswahlen 1985 verlor die SAP hauptsächlich bei der Arbeiterschaft (Industriearbeiter 1982 = 75 %, 1985 = 71 %, übrige Arbeiterschaft 1982 = 62 %, 1985 = 58 %) und den Kleinunternehmern (1982 = 22 %, 1985 = 19 %). Die Arbeiter und die Kleinunternehmer tendierten in Richtung der liberalen Folkpartiet. Sie scheint bei Durchsicht der Wahlanalysen der neue Stern am schwedischen Parteienhimmel zu sein, wobei das konservative Wählerpotential am stärksten diese Partei im Jahre 1985 unterstützte.
Gerade angesichts dieser Ergebnisse stellt sich für die SAP dringender noch als für die SPD die Frage, wie sie die Forderungen dieser neuen Anhängerschaft nach einer Korrektur des verteilungspolitischen Gleichheitsziels erfüllen kann, ohne die ursprüngliche klassengebundene Klientel zu verprellen, die ihrerseits darüber zu klagen hat, daß nach wie vor Lebenschancen und Einkommen ungleich verteilt sind, und dies zunehmend seit den 80er Jahren. Und was tun, wenn sich dann noch herausstellt, daß das Volksheim das Produkt eines Kapitalismus war, der noch wachsen konnte? Die Diskussionen darüber stehen der schwedischen Sozialdemokratie noch bevor.

2. *Labour Party – »the poor bloody infantry of the Old Left« in Europa*

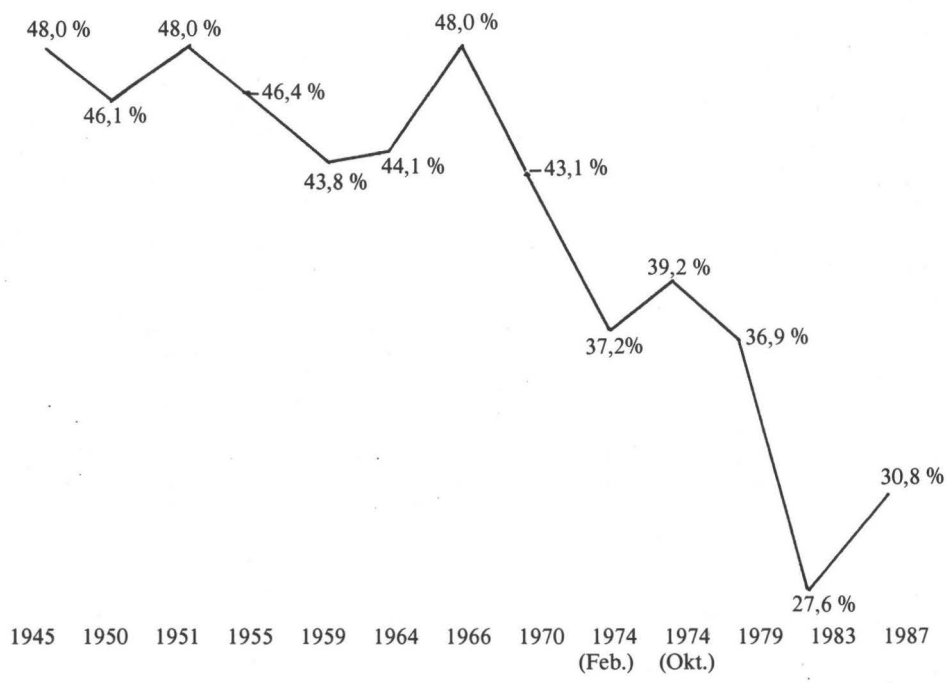
Die Kommentatoren betrachten das britische Wahlergebnis von 1987 als bedeutend schlimmere Niederlage als das von 1959 und fragen sich: Kann Labour jemals wieder gewinnen?[16]

15 *Meidner/Hedborg,* Modell Schweden, S. 21.
16 Für diesen Abschnitt wurde folgende Literatur benutzt: *Richard Rose,* Labour's forward March; *Kenneth O. Morgan,* Labour since 1945; *Peter Mandelson,* Marketing Labour, alle in: Contempo-

Die Labour Party erlitt einen Einbruch sowohl in ihre soziale Klassenbasis als auch in ihre regionale Repräsentanz. Nur noch die Labour-Gewohnheitswähler und die Klassenloyalen wählten sie: 40 % der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter. Oder anders gesagt: Fast zwei Drittel der Facharbeiter, 60 % der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter, mehr als 50 % der an- und ungelernten Arbeiter stimmten für andere Parteien. Für die Labour Party votierten nur knapp 50 % der Arbeitslosen. Fast 50 % der Tory-Wähler waren Arbeiter.
Angesichts dieser Ergebnisse vermittelt die Labour Party gegenwärtig den Eindruck einer aufrechten Partei, die sich immer noch auf ihre große Vergangenheit beruft und an ihre früheren Triumphe und ihre heroischen Führer erinnert; sie ist aus dieser Sicht eine konservative Partei, während die Konservativen gegenwärtig die Radikalen sind. Immerhin wurde 1983 ein neuer Anfang versucht. Damals begann Neil Kinnocks langer Weg, das negative Image der Labour Party, extreme Auffassungen zu vertreten und uneinig zu sein, abzubauen. Ganz offensichtlich kostete es große Anstrengungen, die delikate Balance zu halten zwischen der Grass-roots-Lebendigkeit, die immer wieder in der Geschichte der Partei auch zum Teil extremen Minderheiten Einbruchstellen und Einflußmöglichkeiten bot, und einer standfesten, respektierten Führerschaft. Immerhin gelang es Kinnock, die trotzkistische Gruppe »Militant Tendency« aus der Partei auszuschließen, die harte Linke in der Partei zurückzudrängen, den Parteiapparat zu modernisieren und neue Werbetechniken einzuführen. Aus solcher Sicht läßt sich wohl erkennen, daß die alte Parteilinke unter Tony Benn »ih-

---

rary Record, Winter 1988; *Eric Hobsbawm,* Labour in the Great City, in: new left review, No 166, Nov./Dez. 1987; *ders.,* Koalition aller Demokraten gegen Sozialabbau, in: *Susanne Miller/Malte Ristau* (Hrsg.), Gesellschaftlicher Wandel, Soziale Demokratie: 125 Jahre SPD, Köln 1988; *Helga Grebing,* »Abschied von der Arbeiterbewegung.« Ein international vergleichbares Phänomen in nachindustriellen Gesellschaften?, in: Gewerkschaftliche Monatshefte, 2/1987. Zur Verdeutlichung der Aussagen über die Wahlen vgl. die folgende Graphik:



ren Biß« nach innen wie außen verloren hat. Daß aber Kinnocks Dominanz in der Partei größer sei als die aller anderen Parteiführer seit Attlee, daran glauben nur noch seine Mitarbeiter (wie der in Anmerkung 16 aufgeführte Peter Mandelson, seines Zeichens »Director of Campaigns and Communications« für die Labour Party, ein ehemaliger Fernsehproduzent). Kinnocks Position ist inzwischen deutlich »angekratzt«. Das liegt vor allem daran, daß er sich innerparteilich gerade auf die stützen muß, die ihm am meisten bei seiner Imagepflege und bei seinem Modernisierungskurs im Wege stehen: die Gewerkschaften. Noch immer ist von großen Teilen der Labour Party nicht begriffen worden, daß die Labour Party nicht mehr die Partei der Arbeiterklasse ist und sein kann in einer Zeit, in der 60 % der Bevölkerung ein eigenes Dach über dem Kopf besitzen. So ist es der Labour Party bisher weder gelungen, den Zug der auf individuelle materielle Besserstellung ausgerichteten Arbeiter zu den Konservativen zu stoppen, noch einen wirklichen Ansatz zur Gewinnung der neuen Mittelschichten zu machen (diese präferierten, wenn sie nicht konservativ wählten, bislang die »Alliance«). In diesen neuen Mittelschichten gilt die neue Labour Party immer noch als altmodisch, provinziell, insular, fortschritts- und technikfeindlich, und vor allem mißtraut man ihrem ökonomischen Sachverstand.

Volkspartei im Sinne der SPD ist die Labour Party noch lange nicht, obwohl sie sich seit Mitte der 80er Jahre mit quasi 30 Jahren Verzögerung auf ihren »Weg nach Godesberg« begeben hat. Ihre programmatischen Orientierungen, die gewissermaßen noch aus den 30er Jahren stammen, scheinen nicht mehr relevant. Noch in den 70er und zu Beginn der 80er Jahre[17] standen die Erweiterung des Staatseigentums, nationale zentrale Wirtschaftsplanung und Einflußnahme der Arbeitnehmer auf die Unternehmensplanung unverändert ziemlich plakativ im Vordergrund. Und erst die Programmentwürfe von 1987 und besonders die von 1988 brachten den großen Schwenk, der die Labour Party beinahe über Nacht fast »über Godesberg hinaus« führen soll. Man sagt jetzt »Ja« zum privaten Wohlstand, zu Eigentum und individuellem Aktienbesitz (wie man weiß: ein Dollpunkt der Londoner Yuppies). Man fordert mehr Markt, will sich mit weniger Staat zufriedengeben (der Einfluß der Regierung auf die Wirtschaft wird eher mit »supervision« als mit »planning« beschrieben) und entdeckt die neuen Technologien, auf die sich die Politik einstellen müsse.

Entdeckt wird nun auch das Individuum: Herausragend viel ist nun die Rede vom Verhältnis Individuum/Gesellschaft: »If individuals are to have the chance to make their full contribution, a new partnership between the individual and the society is neccessary: a partnership that couples opportunity for each individual with the acceptance by government of overall responsibility.«[18] Groß geschrieben werden jetzt die individuellen Bedürfnisse und Wünsche der Verbraucher. In manchen Punkten wird direkt oder indirekt das Modell Schweden vorbildhaft erwähnt. Aus der Einsicht, daß der ökonomische Wandel nicht von selbst die neue Gesellschaft hervorbringen werde, die die Sozialisten schaffen wollen, folgt die Konsequenz (die alte Forderungen und neue Ansprüche deckungsgleich werden läßt): »We need a more equal distribution of power as well of wealth. The right of all men and women to control the decisions which influence their daily life must be guaranteed by a major

17 Es wurden folgende Programmtexte benutzt: The Labour Party Manifesto 1979; Labour Manifesto 1980; Peace, Jobs, Freedom. Statement, Presented by the National Executive Committee to the special conference Wembley May 31 1980, published by the Labour Party 1980; Labour's Programme 1982; Labour's Manifesto 1983; Labour's Manifesto 1987; Labour's Policy Review Phase One, published by the Labour Party 1988; Record of Decisions, Eighty-seventh annual conference of Labour Party, Blackpool 1988, published by the Labour Party 1988; Democratic Socialist Aims & Values, published by Labour Party 1988; Social Justice & Economic Efficiency, published by Labour Party 1988; vgl. auch: British Labour – Wandel und Neubewertung. Gespräch mit *Bryan Gould*, in: Die Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte 5/1988, S. 405-413.

18 Aus: Social Justice, June 1988, S. 4.

extension of democratic control.«[19] (Mehr) »Demokratie für das Individuum und die Gemeinschaft« wird zum Leitsatz für soziale Gerechtigkeit und ökonomische Effizienz erhoben.
Bleibt die Frage, ob und wann den Worten die Taten folgen werden oder können. Bisher sind – wie gesagt – die Bemühungen, der Labour Party ein neues Programm, ein neues Image und mit der friendly rosaroten Rose ein neues Symbol zu geben, immer wieder von tagespolitischen Unzulänglichkeiten durchkreuzt worden. Doch erklären Beobachter vor Ort es für nicht angemessen, deshalb der Labour Party bereits ihr Ende zu prophezeien. Die britische Geschichte lehre: Der nächste backlash kommt bestimmt; und mit ihm könnte die Stunde der Labour Party kommen, dann nämlich, wenn es Zeit sein wird, die »bürgerliche Revolution von rechts« zu stoppen.

3. In Frankreich: Modernisierung statt Sozialismus – das Beispiel des PS[20]

Um die Geschichte des Parti Socialiste in den 70er und 80er Jahren zu verstehen, muß man zunächst von Frankreich selbst sprechen. Frankreich hat in seinen so genannten glorreichen 30 Jahren von 1945 bis 1975 den Durchbruch zur modernen Industriegesellschaft absolviert, und dies in einer französischen Verhältnissen eigentümlichen Weise: Staatsinterventionismus ist die im Bereich der ökonomischen Entwicklung traditionelle Form des Politikmachens. Dies gilt auch für die französischen Sozialisten an der Macht. Nachdem unter Giscard und Barre sich dieser staatliche Interventionismus auf das Profil eines Unternehmerstaates des Großkapitals zu verengen drohte, haben sie den klassischen staatlichen Interventionismus wiederhergestellt, um eine Politik der Nachfrageexpansion (im Horizont linkskeynesianischer Wirtschaftsethik) einzuleiten und zugleich mittels umfangreicher Nationalisierungen Eingriffsmöglichkeiten zu schaffen, die den technologischen Rückstand der französischen Nation gegenüber den anderen Industriestaaten aufheben: »Modernisierung« war

19 Aus: Aims & Values, March 1988, S. 3. Als ein Ausdruck des energischen Modernisierungsbemühens, das die Labour-Führung recht unkonventionell weitertreiben will, mag die Absicht gelten, 1989 ihren Mitgliedern eine eigene und natürlich besonders günstige credit card à la Visa etc. (in Verbindung mit der Genossenschaftsbank) anzubieten (und dabei mit Hilfe der Gebühren die Parteikasse aufzubessern). Vgl. The Guardian vom 21. 1. 1989.

20 Für diesen Abschnitt wurde folgende Literatur benutzt: *Ursula Dannebom/Wolfgang Fach/Angela Huwe/Georg Simonis,* Das »Modell Frankreich« – Politik und Ökonomie im etatistischen System, in: Politische Vierteljahresschrift 1/1984, S. 31-53; *Gerhard Leithäuser,* Möglichkeiten und Grenzen linksorientierter Wirtschaftspolitik in Frankreich, in: Leviathan 2/1986, S. 233-254; *Hans-Martin Bock,* Die sanften Reformen der regierenden Sozialisten, in: Politische Vierteljahresschrift-Literatur 2/1986, S. 136-153; *Howard Machin/Vincent Wright* (Hrsg.), Economic policy and policy making under Mitterrand presidency 1981-1984, London 1985; *Claus Leggewie,* Realer Sozialismus im Westen. Sozialistische und Kommunistische Partei Frankreichs, in: Politische Vierteljahresschrift-Literatur 1/1983, S. 40-51; *ders.,* Sozialdemokratie oder Postsozialismus?, in: aus politik und zeitgeschichte, B 6-7, 1987, S. 35-46; *ders.,* Der König ist nackt. Ein Versuch, die Ära Mitterrand zu verstehen, Hamburg 1986; *ders.,* Modernisierung und Sozialismus – Schlußfolgerungen aus dem französischen Lehrstück 1981-1986, in: Leviathan 2/1986, S. 208-232; *Gerard Sandoz,* Das Dilemma der französischen Sozialisten. Grenzen der Wandlungsfähigkeit einer Regierungspartei, in: *Ernst Weisenfeld* (Hrsg.), Frankreich 1986. Jahr der Wende, Bonn 1986, S. 25-32; *Bodo Morawe,* »Ein Gespenst geht um.« Die Krise der französischen Kommunisten, ebda., S. 53-63; *Gilbert Ziebura,* Wirtschaft und Gesellschaft in Frankreich, in: aus politik und zeitgeschichte, B 6-7, 1987, S. 3-13; *Philip G. Cerny/Martin A. Schain,* Socialism, the State and Public Policy in France, London 1985; *Marieluise Christadler,* Wohin steuert die Republik des Geistes? Frankreich in den 80er Jahren, Braunschweig 1988; *Lothar Baier,* Die Firma Frankreich. Eine Betriebsbesichtigung, Berlin 1988.

das Leitmotiv dieser Politik (und nicht – wie manche Beobachter hofften – der Bruch mit der kapitalistischen Verwertungslogik).[21]
Daß eine solche Orientierung eine Umwertung der traditionellen sozialistischen Werte bedeutete, zeigte sich noch deutlicher, als die beabsichtigte Potenzierung der Verteilungsgerechtigkeit durch staatliche Umverteilungspolitik in eine Sackgasse geriet und bereits 1983 die wirtschaftspolitische Kurskorrektur zur Austerity-Politik vorgenommen wurde. Nun ging es um die Konsolidierung des Staatshaushaltes, um die Umstellung der nationalisierten Unternehmen auf das Rentabilitätsprinzip und die Beschränkung der staatlichen Interventionen auf die Vorgabe von Rahmenbedingungen für die Unternehmer. Die Grande Nation war wieder eingeschert in den wirtschaftspolitischen Geleitzug der westlichen Industriestaaten.
Spätestens jetzt stellte sich die Konvergenz der Modernisierungsbemühungen der Linken und der Rechten heraus: Es war das Konzept einer nachholenden Entwicklung, geprägt von Re- und Superindustrialisierungsvorstellungen. Am deutlichsten näherten sich die Sozialisten der Rechten in der Verteidigungs- und Rüstungspolitik an[22], wo Mitterrand einen Zusammenhang zwischen nationaler Unabhängigkeit, nuklearer Abschreckung und neuen Hochtechnologien herstellte: »Ausgerechnet Mitterrand, der sich immer mehr für die Verkörperung einer gewandelten Linken hält, verleiht dem traditionellen Gaullismus eine neue Qualität, indem er Frankreichs Anspruch auf eine europäische Führungsrolle daraus ableitet, daß es auf dem Weg zur politischen, strategischen und technologischen Unabhängigkeit des Alten Kontinents vorangeht.«[23]
Modernisierung statt Sozialismus – was sagt die wehrhafte, in oppositioneller Subkultur abgeschlossene, sich allen Integrationsversuchen, Kooperations- und Kollaborationsangeboten der herrschenden Klasse verweigernde französische Arbeiterbewegung zu diesem eigenwilligen »Projekt Moderne«? Sie hätte gewiß etwas zu sagen, wenn es sie noch gäbe: Die traditionelle Arbeiterklasse löst sich auf; der Verzicht auf einen wichtigen Bestandteil der sozialistischen Identität – das Linksbündnis zwischen Sozialisten und Kommunisten – haben die ersteren folgenlos überstanden; die Kommunisten dagegen bieten das traurige Schauspiel fortschreitender Marginalisierung, die allenfalls die Chance bietet, sich als Protestpartei zu spezialisieren. Alle Versuche, die Arbeiter in ihren traditionellen Hochburgen zu mobilisieren, scheiterten. Die Streikaktivitäten sind erheblich zurückgegangen. Die kommunistische CGT legte eine defensive Strategie auf, die man auf deutsch »soziale Besitzstandswahrung« nennen würde. Die früher beherrschenden Gegensätze zwischen Kapital und Arbeit scheinen gemildert. Die die französischen Verhältnisse kennzeichnenden enormen Einkommensdisparitäten sind tatsächlich in einem deutlichen Umfang abgebaut worden. Die Linke, so könnte man glauben, ist in den Modernisierungs- und Wachstumskonsens integriert und hat den ihren republikanischen Traditionen geschuldeten Anspruch auf Herrschaft realisiert.
Wäre da nicht ein Faktum, das den Marsch in die Zwei-Drittel-Gesellschaft anzeigt: die hohe Arbeitslosigkeit als Produkt des strukturellen Umbaus der Wirtschaft (1986 11 1/4 % im Vergleich zur Bundesrepublik 8 %) und insbesondere eine exorbitante Jugendarbeitslo-

21 Vgl. *Leithäuser,* Möglichkeiten und Grenzen; *Ziebura,* Wirtschaft und Gesellschaft; *Machin/Wright,* Economic Policy.
22 Vgl. *Baier,* Betriebsbesichtigung, wo ausgeführt wird, in welchen Bereichen das Modernisierungskonzept Anwendung fand: 1. extremer Ausbau der Nukleartechnik, 2. grundlegende Veränderung der Medienlandschaft, 3. Erhöhung des Verteidigungsetats, Forschung im Bereich militärischer Technik, Waffenhandel etc. 1986 konnte das zum erstenmal entstandene Außenhandelsdefizit im Bereich der zivilen verarbeiteten Güter nur durch erhöhten Export von Produkten der Rüstungsindustrie ausgeglichen werden.
23 *Ziebura,* Wirtschaft, S. 8.

sigkeit (1986 31 %, BRD 9 %). Immer neue Kategorien von Arbeitslosen fallen unter die Armutsgrenze: »Am unteren Ende der Gesellschaft bildet sich ein Reservoir, dessen Zukunftsperspektiven gleich Null sind.«[24] Auf der anderen Seite gibt es reüssierende neue Mittelschichten, die sich bereits postmaterialistische Werthaltungen leisten können, aber dennoch keine grüne Herausforderung darstellen. Da gibt es keinen Widerspruch gegen das Modernisierungsprojekt, denn alle wollen die nationale Rückständigkeit überwinden. Aus dieser Sicht wäre es zutreffend, die französische Gesellschaft als Klassengesellschaft in einem neuen Sinn zu kennzeichnen, in der die Lebenschancen extrem ungleich verteilt sind.

Bemerkenswert ist, wie sich die französischen Intellektuellen in dieser Modernisierungsgesellschaft relativ unbetroffen einrichten.[25] Da erstaunt die Sprachlosigkeit über die sozialen und die wirtschaftlichen Krisenerscheinungen; es frappiert die »neue Bescheidenheit« der großen Geister: Claude Lévi-Strauß glaubt jetzt weder an eine universale Wahrheit, noch an historischen Fortschritt oder an eine allgemein gültige Vernunft; Régis Debray will die Politik des geringsten Übels mitgestalten und die unvollkommen bleibende Welt ein bißchen verändern. Pierre Bourdieu arbeitet an einem Bericht über die Defizite des französischen Bildungswesens mit; Michel Foucault befaßte sich in seinen letzten Lebensjahren mit dem Studium der Antike und der Kirchenväter – auf der Suche nach einer zeitgenössischen Ethik. Auch im Intellektuellenmilieu ist das Individuum wiederentdeckt und wird die Subjektivität neu bewertet, wenngleich es auch zum Beispiel von Alain Touraine Warnungen gibt vor der Entgleisung des Individualismus und der ungehemmten Privatisierung des Sozialen. Da ist dann der Weg nicht mehr weit zur »intellektuelle[n] Absegnung einer kaschmirsüchtigen Ellenbogengesellschaft«.[26]

Überraschend leicht fügt sich in dieses intellektuelle Szenario das Konzept von der Bedeutung der Kultur als Mittel zur Dynamisierung der französischen Gesellschaft, als Wirtschaftsfaktor und Faktor der Stabilisierung der nationalen Identität, das der französische »Minister der Träume«, der Sozialist Jack Lang, verfolgt hat. Die sozialistische Intelligenz – so hat man den Eindruck – hat sich mit der »Modernisierung« nahtlos identifiziert, teilweise ganz persönlich den Wandel vom alten Sozialismusprojekt zur neuen Ideologie vollzogen, wie der ehemalige französische Verteidigungs- bzw. Erziehungsminister Jean-Pierre Chevènement, der sich vom Führer des neomarxistischen CERES-Flügels gewandelt hat zum Verfechter einer postindustriellen, aber auch zugleich postsozialistischen modernen, international wettbewerbsfähigen Kommunikationsgesellschaft, die allerdings den traditionellen Republikanismus als Kitt braucht. Die Richtung Chevènements und die Michel Rocards, des jetzigen Ministerpräsidenten, liegen im PS auf Erfolgskurs. Rocard, meist als »Sozialdemokrat« (gemeint im deutschen Sinn) bezeichnet, wäre damit zu eindimensional festgelegt: Sein politisches Credo enthält auch Elemente des anti-etatistischen und anti-zentralistischen libertären Selbstverwaltungssozialismus, den die deutsche Arbeiterbewegungstradition nicht kennt.

Claus Leggewie[27] ist auch darin zu folgen, daß es zu kurz gegriffen wäre, die Entwicklung des PS in den 70er und 80er Jahren auf den Begriff »Sozialdemokratisierung« zu bringen, den Toulouser Parteitag 1986 »das Godesberg« des PS zu nennen und von einer »sozialdemokratischen Wende« zu sprechen.

Stimmen würden die Festlegungen nur, wenn man sie auf die Akzeptanz der kapitalistischen Ökonomie, der profitorientierten Marktordnung und den Ausweis der kompetenten Regierungsfähigkeit begrenzen würde. Offensichtlich weist aber der Problemlösungsbedarf des PS bereits über Godesberg hinaus. Der Prozeß der Modernisierung der Partei ist noch unabge-

24 Ebda., S. 11.

25 Die Informationen und Perspektiven stammen aus *Christadler,* Wohin steuert.

26 Ebda., S. 15.

27 Zum folgenden insbesondere *Leggewie,* Die Sozialistische Partei Frankreichs.

schlossen; doch hat sie heute eine breitere Rekrutierungsbasis als je in ihrer Geschichte, in der sie immer wieder zurückverwiesen wurde in der Hauptsache auf kleinbürgerliche Schichten, während die Kommunistische Partei die Arbeiterpartei war. Nun, nach deren Niedergang, angesichts der Zerstrittenheit der Ökologen und der Chance eines begrenzten Zugewinns aus der Mitte, befindet sich der Parti Socialiste in einer günstigen Situation. Was er werden könnte, ließe sich mit Leggewie durchaus festmachen: eine neo-sozialdemokratische Partei (ich würde lieber von »Klassen und Schichten verbindender Volkspartei« sprechen), eine »Allerweltspartei« oder eine postindustrielle/postsozialistische Rahmenpartei; was der PS einst sein wird, ist noch offen.
Und dies ist keine Floskel: Soziale Gruppen wie die Öffentlich Bediensteten, die in Frankreich einerseits zu den, im europäischen Maßstab gesehen, schwächsten Gliedern der Einkommensskala gehören, andererseits bei den letzten Präsidentschaftswahlen zu fast zwei Dritteln Mitterrand gewählt haben, fordern nun über Streikaktionen die Einlösung ihrer Erwartungen auf Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Situation. Die kommunistische CGT als stärkste Gewerkschaft hat inzwischen ihre defensive Haltung aufgegeben und sich massiv in die langwierigen Streikverläufe eingemischt, offensichtlich auch mit dem Ziel, dem Konflikt eine politische Note zu geben: Über die Forderung nach linken Einheitslisten (PS und PCF) sollen die Sozialisten zur Neuauflage des traditionellen Linksbündnisses genötigt werden. Manch ein verspäteter Volksfrontfreund mag da an einen wiederholten Aufbruch zu neuen alten Ufern denken; andere werden darin wohl eher eine Abschiedszeremonie für eine alte Tradition sehen: Denn die Franzosen wollen – so scheint es – lieber von einer stabilen neuen Mitte regiert werden, und sie haben dies bei den Kommunalwahlen bestätigt. Daran ändern auch nicht die überraschenden Erfolge der Grünen vor allem im Elsaß und in der Bretagne. Die französischen Grünen verstehen sich, anders als die deutschen, als eine Protestpartei aller Richtungen, also auch der Rechten, und außerdem haben mitten in den elsässischen Hochburgen der Grünen, in Strasbourg und Mulhouse, die Sozialisten die Rathäuser erobert.

4. *Sozialismus als zu vernachlässigendes Restproblem? Fragen an Felipe González' PSOE*[28]

Der Begriff »Wertwandel« und sein Inhalt müssen in Spanien im Zusammenhang mit 40 Jahren Diktatur und nachfolgender Demokratisierung gesehen werden. Bereits seit den 60er Jahren hatte sich ein allgemeiner Wertwandel im Schnelltempo vollzogen, gestützt auf wirtschaftlichen Aufschwung und verstärkten Kontakt zu Westeuropa durch Arbeitsemigration und Tourismus: Allgemeine »Modernisierung« der Gesellschaft, Urbanisierung, Säkularisierung und Konsumorientierung brachen sich bereits während der Diktatur Bahn. Gleichfalls hatten sich im Widerstand gegen Franco die verschiedenen Regionalismen (um nicht zu sagen Nationalismen) durch ihre Mobilisierungskraft politisch profiliert und gerade in den industrialisierten Regionen Katalonien und Baskenland neue Bedeutung gefunden.

28 *Walther L. Bernecker,* Spaniens Geschichte seit dem Bürgerkrieg, München [2]1988; *Patrick Camiller,* Spanish Socialism in the Atlantic Order, in: new left review, No 156, 1986; *Juan Luis Cebrián,* Los vicios de la democracia española, in: El País vom 21. 2. 1987; *ders.,* Ankunft in der Moderne, in: Die Zeit vom 13. 1. 1989; *Manuel Escudero,* Retos del final del siglo – el debate ideológico en el PSOE, in: El País vom 21. 10. 1986; Interview mit Manuel Garnacho in El País vom 17. 1. 1988; Interview mit Felipe González in El País Semanal vom 15. 11. 1987; *Jesus Ibanez,* Somos todavia de los nuestros?, in: El País vom 22. 9. 1986; *Volker Mauersberger,* Vom großen Krach in die Krise?, in: Die Zeit vom 23. 12. 1988. Die Übersetzungen aus dem Spanischen besorgte Stefanie Schüler-Springorum.

Entgegen den hochgespannten Erwartungen auf eine »radikale Veränderung«, die Francos Tod in der spanischen Arbeiterbewegung, die noch stark in der traditionell revolutionären Kultur verhaftet war, geweckt hatte, vollzog sich der Übergang zur Demokratie nicht als Bruch, sondern als langsame, von oben kontrollierte Transformation; radikale Veränderungen wurden von keiner Partei angestrebt oder gar getragen. Auch nicht oder gerade nicht von dem PSOE (Partido Socialista Obrero Español), der an der revolutionären Tradition der spanischen Arbeiterbewegung vergleichsweise weniger Anteil hatte, so daß sich während der Franco-Diktatur die von den Kommunisten dominierten Arbeiterkommissionen (Comisiones Obreras, CC.OO.) bzw. die spanische Kommunistische Partei zum Symbol des Widerstandes und zur mächtigen Konkurrenz des PSOE profilieren konnten.

In den 60er Jahren entstand unter massiver Unterstützung der Sozialistischen Internationale, der SPD und der Friedrich-Ebert-Stiftung ein neuer »Inland-Flügel« des PSOE in Sevilla unter Führung von Felipe González und Alfonso Guerra, der relativ problemlos die alte Exilführung der Partei ablösen konnte: 1974 wurde González zum neuen Generalsekretär gewählt. Auf dem ersten Parteikongreß in Spanien 1976 wurde ein radikal-sozialistisches Programm angenommen, in dem sich die Partei als »marxistische und demokratische Klassenpartei mit Massenbasis« definierte und sich die »Übernahme der politischen und ökonomischen Macht, die Sozialisierung der Produktionsmittel« zum Ziel setzte. Offenbar war diese radikale Programmatik nur der Versuch, sich im Vergleich zur Kommunistischen Partei, die noch auf einer Welle der Sympathie als Widerstandspartei schwamm, ein radikales Image zu geben und der Erwartung der spanischen Arbeiterklasse auf radikale Umbrüche zu entsprechen.

Denn bereits 1979, ein Jahr nach der Annahme der Verfassung, die Spanien zu einer bürgerlich-parlamentarischen Monarchie machte, öffnete sich die Parteiführung ihren »Weg nach Godesberg«. Zwar kam es auf dem Parteikongreß im Mai 1979 zu einer großen Krise, da ein großer Teil der Partei gegen den von den »Sevillanos« geforderten Abschied vom Marxismus rebellierte. Damals trat González zurück und erzwang wenige Monate später die an seine Wiederwahl gekoppelte Annahme eines sozialdemokratischen Programms. Um dies zu erreichen, mußte jedoch erst die innerparteiliche Opposition mit Hilfe eines veränderten Wahlmodus ausgeschaltet werden. Inzwischen hat der PSOE den Charakter einer Mitte-Links-Bewegung angenommen, die sich von den Traditionen des spanischen Sozialismus rigoroser und nachhaltiger getrennt hat als die SPD nach Godesberg von denen der deutschen Arbeiterbewegung.

Der PSOE versteht sich heute als die Führungskraft im Prozeß der ökonomischen Modernisierung, der industriellen Dynamisierung und der politischen Demokratisierung Spaniens. Dieses Selbstverständnis wurde durch zwei die absolute Mehrheit bringende Wahlsiege, 1982 und 1986, gestärkt – den Charakter einer (wenn auch nur noch symbolischen) Arbeiterpartei hat der PSOE indessen vollends eingebüßt.[29]

Inzwischen hat die Partei bei den Kommunal-, Regional- und Europa-Wahlen im Juni 1987 mit einem Verlust von 5 % der Stimmen (d. h. über eine Million) einen deutlichen »Denkzettel« erhalten; auf der Gemeindeebene erlangte sie nur noch 38 % der Stimmen; wenngleich sie in zwei Dritteln der Großstädte und in der Hälfte der Kleinstädte und Gemeinden die bestimmende Kraft blieb, so verlor sie doch die absolute Mehrheit in 21 der wichtigsten Zentren.[30] Zwar konnte González eine Reihe von beachtlichen Erfolgen aufweisen: den EG-Eintritt, die Senkung der Inflationsrate, die neue Attraktivität des Landes für ausländisches

29 Unter den Wählern des PSOE 1982, die in Spanien als Jahrhundertwahl gilt, sollen zwischen 55 und 61,8 % Hausfrauen und »wirtschaftlich nicht aktive Personen« gewesen sein, jedoch nur 17,8 % Arbeiter.

30 *Bernecker,* Spaniens Geschichte, S. 278 f.

Kapital, die Zähmung der Militärs; aber die zunehmend vehementer werdende Kritik von Gegnern aus allen Lagern konnte und kann sich auf fundamentale Defizite berufen: die weiter steigenden Arbeitslosenzahlen[31] besonders unter den Jugendlichen, die Vergrößerung des sozialen Elends (Drogen, Kriminalität), die ungelöste Regionalfrage, die Verschlechterung der staatlichen Versorgungsleistungen, die problematische Versöhnungspolitik, die die Opfer des Bürgerkrieges fast unbeachtet läßt, die rücksichtslose Unterordnung gewachsener Traditionen der Linken in Spanien unter das Modernisierungsprogramm und nicht zuletzt: die Machtverliebtheit und Machtherrlichkeit der regierenden Karriere-Sozialisten. Dies alles hat den PSOE-freundlichen (ehemaligen) Chefredakteur der angesehenen liberalen Zeitung »El País«, Juan Luis Cebrián, zu der Warnung veranlaßt: »Ihr gewinnt die Paläste der Macht – und schickt Euch an, die Sympathien der Bevölkerung für immer zu verlieren!«[32] González gibt sich derweilen als gereifter Staatsmann, dem es in erster Linie um die »Normalität« einer funktionierenden Demokratie westeuropäischen Stils geht; von Reformen oder gar strukturellen Veränderungen ist in seinen Äußerungen kaum noch die Rede; die Kritik wird mit der Attitüde des langfristig denkenden historischen Visionärs als sich demnächst sicher lösende »Restprobleme« abgetan. Statt dessen versucht eine Beauftragte für Imagepflege der Bevölkerung die Politik der Partei zu erklären, werden Gewerkschafter durch Kabinettsposten neutralisiert und die Intellektuellen durch groß angelegte »Reflexionssymposien« (»Programm 2000«) bei der Stange zu halten versucht.

Der Nutzen solcher Anstrengungen ist fraglich, denn, so wiederum Cebrián: »Die Arroganz, mit der sich die sozialdemokratische Regierung und deren Verbündete in der neuen Geldoligarchie über die Empörung an der Wählerbasis hinwegsetzten, hat die gesellschaftlichen Widersprüche verschärft.«[33] Einen bemerkenswerten Eindruck von dieser Empörung und ihren Ursachen vermitteln die fast schon resignativ wirkenden Worte eines ehemaligen Weggefährten von González und altgedienten Funktionärs der UGT, der dem PSOE einst brüderlich verbundenen Gewerkschaft, Manuel Garnacho: »Wir handeln doch, damit es den Menschen ein bißchen besser geht, wenn noch nicht einmal das, wofür dann? Damit manche ein Vermögen in 50 Tagen zusammenraffen können? Wie soll man das verstehen, daß Spanien heute das Paradies der Spekulanten ist? [. . .] Wir gleichen uns an Europa nur in den Preisen an, nicht in der sozialen Absicherung. Wir haben Minimallöhne von 44 000 Pesetas[34], das ist weniger als die Hälfte des europäischen Schnitts, ganz zu schweigen vom Gesundheitswesen oder den Ausbildungsmöglichkeiten. [. . .] Es ist eine andere Kultur. Man kann ja meinetwegen sagen, daß der Marxismus obsolet geworden ist und sogar die Sozialdemokratie, aber was nicht egal sein darf, ist die Art zu leben, die uns doch von den Rechten unterscheiden muß.«[35]

Der rasant-rabiate Marsch der spanischen Sozialisten in die »Modernität« der Zwei-Drittel-Gesellschaft hat der Regierung nunmehr ihren bisher ernstzunehmendsten Gegner beschert: Die Gewerkschaften, nunmehr UGT und (kommunistische) Arbeiterkommissionen vereint, haben mit dem Generalstreik vom 14. Dezember 1988 zum erstenmal seit 1934 wieder Millionen Arbeitnehmer (es waren ca. acht Millionen) mobilisieren können. Ministerpräsident González hält indessen an seiner Wachstumspolitik als der den Verhältnissen entsprechenden einzig richtigen fest und benutzt zur Abwehr der gewerkschaftlichen Aktivitäten die üblichen Stereotype, die sozialdemokratische Führungen zur Herrschaftsstabilisierung zu verwenden pflegen: Die Gewerkschaften versuchten, die Regierung zu verschleißen, »um

31 1976 4,9 %, 1985 22 %, neuerdings ist ein Rückgang zu verzeichnen.
32 Zit. bei *Mauersberger,* Vom großen Krach.
33 *Cebrián,* Ankunft in der Moderne.
34 Ca. 620 DM.
35 Garnacho in: El País vom 17. 1. 1988.

damit Aktionsräume zu erobern – zum Beispiel für die kommunistische Partei«, und sie ermöglichten mit ihrer Unnachgiebigkeit »den Konservativen oder der rechten Mitte den Zugang zur Regierung«.[36]
Aber gibt es denn eine Alternative zur Führungskraft PSOE, nachdem sich die Kommunisten selbstmörderisch dreigespalten haben in eine traditionskommunistische, eine italokommunistische und eine neo-orthodoxe Sekte – alle drei mitgliederschwach und fast ohne parlamentarische Repräsentation?[37] Von dem Fehlen einer linken Alternative und – der Zersplitterung der Rechten haben die neuen nichtsozialistischen Sozialisten um Felipe González bisher profitieren können. Wahrscheinlich haben sie immer noch eine Mehrheit in der Bevölkerung, und wahrscheinlich ist das, was sie wollen, ziemlich genau das, was eine junge dynamische Nation, »die noch in ihren Entwicklungsjahren steckt« (Cebrián) braucht. Mögen auch Tradition und Wandel noch in einem unaufgelösten Spannungsverhältnis in Spanien zueinander stehen, mag auch noch nicht deutlich genug sichtbar sein, was der Wandel bringen wird – die heroisch-revolutionäre spanische Arbeiterbewegung, die sich seit dem Bürgerkrieg über Generationen in die Herzen aller Linken in Europa eingrub, sie gehört allem Anschein nach zur opferungswürdigen Tradition.

5. *Italien doppelt*

In Italien, so erscheint es dem Betrachter[38], hat der ökonomische und gesellschaftliche Wandel seit dem Ende der 60er Jahre einen heftigeren Verlauf genommen als in anderen europäischen Ländern. Italien ist heute die viertgrößte Industrienation des Westens. (Das Land hat eben Großbritannien überholt.) Im Bereich der Hochtechnologien sind Innovationen in großem Ausmaß erfolgt, so daß in diesem Bereich 4,3 % aller Beschäftigten tätig sind (in den USA 5,1 %). In der Elektronik und Nachrichtentechnik bestehen einige Unternehmen längst den internationalen Wettbewerb. In der Textil- und Bekleidungsindustrie sind modernste Produktionstechniken eingeführt. In der Automobilindustrie hat sich die Automatisierung und Roboterisierung schon seit langem durchgesetzt. Die italienische Industrie hat einen hervorragenden Platz im Werkzeugmaschinenbau, ist der zweitgrößte westeuropäische Chipshersteller und der fünftgrößte Siliziumscheibenhersteller. Manche Beobachter sind sogar der Auffassung, daß sich das traditionell ökonomische Nord-Süd-Gefälle strukturell vermindert habe.[39]
Als Folge dieser ökonomischen Modernisierung hat sich auch in Italien die Schere zwischen den neuen hochbezahlten Spezialisten und den Arbeitnehmern ohne Spezialausbildung und mit häufiger Teilzeitarbeit geöffnet. Mittlerweile ist der Dienstleistungsbereich so gewachsen, daß dort wie in der Bundesrepublik um 50 % der Arbeitnehmer tätig sind. So haben sich

36 Spanien öffnet sich zur Welt. Ein Interview mit dem spanischen Ministerpräsidenten Felipe González, in: Die Zeit vom 3. 2. 1989.

37 Vgl. *Klaus Kellmann,* Die kommunistischen Parteien in Westeuropa. Entwicklung zur Sozialdemokratie oder Sekte?, Stuttgart 1988, S. 159 ff. Inzwischen ist die traditionskommunistische Splitterpartei von Ignacio Gallego wieder zur Stamm-KP zurückgekehrt.

38 Vgl. zur allgemeinen Entwicklung Italiens in den letzten zwei Jahrzehnten: *Sylos Labini,* Die neuen Klassenverhältnisse (vgl. Anm. 4); *Peter Fritzsche,* Die politische Kultur Italiens, Frankfurt 1987; *Günter Trautmann,* Italien in den achtziger Jahren, in: aus politik und zeitgeschichte, B 8, 1986; *Jens Petersen,* Italien nach dem Faschismus. Eine Gesellschaft zwischen postnationaler Identität und europäischer Integration, in: aus politik und zeitgeschichte, B 39, 1988; *ders.,* Italien – Land voller Widersprüche, in: Das Parlament, Nr. 40/41, 5./12. 10. 1985.

39 So ausführlich begründet von *Sylos Labini,* Die neuen Klassenverhältnisse, S. 45. Dagegen die meisten anderen Autoren, z. B. *Dieter Boden,* Italien unter Craxi: Neue Perspektiven der Stabilität?, in: Beiträge zur Konfliktforschung, H. 2, 1986, S. 84.

die Mittelklassen enorm vergrößert, allerdings unter den Zeichen extremer Heterogenität und regionaler Differenzierung, was auch die politischen und die ideologischen Gegensätze erklärt, die in der italienischen Gesellschaft bestehen. Der Säkularisierungsprozeß ist weit vorangeschritten und hat zur »massivsten Entchristlichung Italiens in seiner Gesamtgeschichte«[40] geführt. Moderne Regelungen bei der Ehescheidung und Abtreibung sind durchgesetzt, und 1987 verzeichnete Italien die geringste Geburtenrate unter den EG-Ländern (der Trend scheint sich jedoch gerade umzukehren). Offensichtlich hat der gesellschaftliche Wandlungsprozeß zu Identitätsverlusten geführt, die italienische Intellektuelle von Rang wie Renzo de Felice und Norberto Bobbio veranlassen, davon zu sprechen, es bestehe ein Mangel an Nationalbewußtsein, ja, Italien sei keine Nation mehr. Viele Italiener träten deshalb – so meint Angelo Bolaffi[41], ein angesehener Publizist und Führungsmitglied der Kommunistischen Partei – den Rückzug in die engere Heimat, die Region, die Provinz, die Geburtsstadt an.

Trotz aller Modernisierungsprozesse und Angleichungstendenzen bleibe, meint Bolaffi, Italien ein Land extremer Ungleichzeitigkeiten und Ungleichheiten: Modernste Produktions- und Organisationsverfahren ständen neben einer weitverbreiteten Schattenwirtschaft. Nicht nur das: Die italienische Gesellschaft ist zudem polarisiert in zwei auch institutionell verfestigte, gegensätzliche politisch-soziale Kulturen mit Lagermentalität: in ein katholisches und ein kommunistisches (und in beide spielt hinein das Überleben starker Regionalkulturen). Obwohl sich die beiden Pole gegenseitig blockieren, bleiben dem Zwischenfeld der »laizistischen Mitte«[42] wenig Möglichkeiten der Einflußnahme und wenig Entscheidungsspielräume, eigenständige Positionen aufzubauen. Insbesondere dem reformistischen PSI (Partito Socialista Italiano) jenes Ministerpräsidenten, der die längste Amtsdauer in der Geschichte der italienischen Republik aufzuweisen hatte, Bettino Craxi, gelang es offenbar noch nicht, sich auf Kosten des PCI (Partito Comunista Italiano) und der DC (Democrazia Christiana) zu einer modernen Volkspartei zu entwickeln, die nach französischem Vorbild der dynamische Reformfaktor werden könnte.

a) Das Dilemma der demokratischen Sozialisten: PSI auf verlorenem Posten oder doch der Kern einer »linken Alternative«?[43]

Seit den 70er Jahren versuchte der PSI, sich zu einer Partei des modernen demokratischen Sozialismus zu entwickeln. Zunächst verlief diese Entwicklung im Gegensatz zur Theorie und Praxis der Umverteilungspolitik der nördlichen Sozialdemokratien in Richtung einer Bestätigung des traditionellen Transformationskonzeptes. Doch wurde im Horizont eines »radikalen Reformismus« nicht mehr von einem revolutionären Bruch mit dem kapitalistischen System als Voraussetzung der sozialistischen Transformation ausgegangen, sondern auf eine Modernisierung des Kapitalismus mit Hilfe eines verstärkten Staatsinterventionismus und wirkungsvoller zentraler Planungselemente gesetzt. Es war an einen Prozeß gedacht, bei dem die Arbeiterklasse zwar hegemoniale Wirkung, aber auf reformistischem Wege, erzielen sollte.

---

40 *Petersen,* Italien – Land voller Widersprüche, S. 21.

41 *Angelo Bolaffi,* Das Land, in dem die Widersprüche blühen. Betrachtungen zur Politik und Gesellschaft in Italien, in: aus politik und zeitgeschichte, B 39, 1988.

42 Vgl. *Trautmann.*

43 Vgl. *Wolfgang Merkel,* Die Sozialistische Partei Italiens: Zwischen Oppositionssozialismus und Staatspartei, Bochum 1985; *Boden* und aus der Vielzahl von Veröffentlichungen zum Thema von *Heinz Timmermann: ders.,* Die Sozialistische Partei Italiens im Wandel. Von der Aktionseinheit mit den Kommunisten zum »modernen Reformismus« Craxis, in: Beiträge zur Konfliktforschung, H. 1, 1984.

Zu Beginn der 80er Jahre wurde dann im Horizont des angestrebten Wechsels vom »Oppositions- zum Regierungssozialismus« eine weitere De-Radikalisierung der Programmatik vorgenommen. Seither vertritt man einen modernen, einen »pragmatischen Reformismus«, der wirtschaftspolitisch von keynesianischen Ansätzen, besonders im Bereich der Beschäftigungspolitik, und von einer alternativen staatlichen Angebotspolitik im Bereich bestimmter Produktionsfaktoren (Energie, Technologie, Transport, Kommunikation, Infrastruktur und Kreditvergabe) gekennzeichnet ist. Die Wirtschaftsdemokratie, bisher als ein Teilstück klassischer sozialdemokratischer Politik abgelehnt, wurde zu einem wichtigen Element der neuen Programmatik.

Politisch zielte die neue Programmatik auf eine Ablösung der Vorstellungen vom Klassenantagonismus durch eine Konzeption konsensorientierten Dialogs zwischen den sozialen Kräften und den öffentlichen Institutionen: »Dies läuft auf eine evolutionäre Dynamik hinaus, in der der gesellschaftspolitische Wandel im Rahmen des bestehenden Systems über einen staatlich vermittelten Ausgleich der verschiedenen Gruppeninteressen gesteuert wird.«[44] Dieses Konzept, das auf die Mentalität der dynamischen produktiven neuen Mittelschichten zielt, hat Bettino Craxi während seiner Ministerpräsidentschaft durch eine politische Praxis zu erhärten versucht, die den PSI im Kontrast zur durch die Krise der beiden großen Blöcke verursachten Unregierbarkeit Italiens als Faktor der erkennbaren Modernisierung des Gesamtsystems ausweisen sollte.

Aus der alten Arbeiterpartei mit starker gewerkschaftlicher Verankerung war der PSI zu einer von den Mittelschichten dominierten Partei mit einem nur noch begrenzten Arbeiteranteil (25 %) geworden. Obwohl viele über die Grenzen Italiens hinaus geachtete Intellektuelle ihr nahestehen wie Giorgio Ruffolo, Paolo Sylos Labini, Norberto Bobbio und Massimo Salvadori, obwohl sie ihre Repräsentanz in den Kommunalregierungen befestigen konnte (sie stellt z. B. die Bürgermeister von Mailand, Turin und Venedig) und obwohl sich Craxi unter bewußter Trennung von den internationalistischen Traditionen der Partei zum Vorreiter einer nationalen Trendwende machte bzw. um eine Neubewertung des Nationalbewußtseins bemüht war[45], blieb die Partei auf ihre traditionellen Einflußgebiete beschränkt[46]: auf den Süden (Kalabrien, Apulien, Sizilien) und auf die Inseln (und diese Erfolge beruhten auf dem alten System persönlicher Beziehungen). Im Norden und in den sogenannten roten Regionen (Emilia Romagna, Toskana, Marken) mußte sie sogar Verluste verbuchen.

Es gelang also den Sozialisten weder, in die traditionellen Anhängerschichten des PCI einzudringen, noch die Aufmerksamkeit der neuen, von ihnen ins Visier genommenen Zielgruppe zu finden: die aufsteigenden Schichten der postindustriellen Gesellschaft und die urbanen Gruppen postmaterialistischer Orientierung, wobei ein Handicap war, daß sie sich um das gleiche Wählerpotential bemühen mußte wie Christdemokraten, Republikaner und Liberale. Viele Wähler, die von der DC weggingen, präferierten die linksliberalen Republikaner, deren Führung mit Giovanni Spadolini eine gute politische Figur gemacht hatte. Manche Wähler fragten sich, ob der »neue« Reformismus nicht bloß ein neues Wort für Ämterbesetzung sei, und blieben bei den alten Parteien. Es scheint auch, daß der PCI die neuen ökologischen Fragen – wenn auch nur aus taktischen Gründen – offensiver aufgenommen hat als der PSI, für den »Modernisierung« der große Leitbegriff blieb.

---

44 *Timmermann*, S. 87.

45 *Petersen*, Italien nach dem Faschismus, S. 21 verweist darauf, daß die Sozialisten sogar gegenüber den neofaschistischen Rechten den Dialog suchten.

46 *Wahlergebnisse von 1980-1987*

	Regional 80	National 83	Europa 84	Regional 85	National 87
DC	36,8 %	32,6 %	33,0 %	35,1 %	34,3 %
PCI	31,5 %	31,2 %	34,5 %	30,2 %	26,6 %
PSI	12,7 %	11,4 %	11,3 %	13,3 %	14,3 %

Craxis Erfolge sind dabei unbestritten – unter seiner Führung wurde die eigenständige ideologisch-politische Identität gegenüber dem PCI wiederhergestellt, alle Spuren der einstigen Volksfront-Allianz sind getilgt, das Monopol der DC auf die Regierung des Landes wurde in Frage gestellt und die eigene Partei aus ihrer subalternen Position herausgeführt. Aber anders als PSF, PSOE und auch PASOK (in Griechenland) wird der PSI nicht zur stärksten Partei der italienischen Linken werden können, weil es den PCI gibt, der sich nach dem Urteil der meisten Beobachter auf den Weg gemacht hat, sich als eine sozialdemokratische Partei westeuropäischen Typs zu präsentieren (nachdem die Sozialstruktur der Partei schon längst die einer Volkspartei ist). Der dem PSI nahestehende bekannte Historiker Massimo Salvadori sprach schon 1981 davon, daß die italienische Dauerkrise nur lösbar sei unter Regierungsbeteiligung des PCI und unter der Voraussetzung der Konzentration der Kräfte in einer »Linksalternative«[47] – eine Perspektive, von der Craxi lange Zeit nicht wissen wollte. Inzwischen sieht er sich seinem Fern- oder gar Traumziel, zum neuen Kristallisationspunkt der italienischen Linken, zum Kern einer »linken Alternative« zur Democrazia Cristiana zu werden, näher gerückt. Erstmals besteht nämlich die Aussicht, daß der PSI bei den Europa-Wahlen im Juni 1989 den PCI, der bei den Kommunalwahlen im Frühjahr 1988 nur noch auf 21,9 % kam, überrunden könnte, zumal auch die kleine Sozialdemokratische Partei, die zuletzt nur noch 3 % der Wähler hinter sich bringen konnte, Auflösungserscheinungen zeigt. Das Frankreich Mitterands läßt also doch grüßen?

b) Die unaufhaltsame Sozialdemokratisierung einer kommunistischen Partei: PCI[48]

Über die Verdienste des PCI gibt es keine Kontroversen: Sein Verdienst ist die Demokratisierung breiter Volksmassen, er bekämpfte konsequent Korruption, Kriminalität und Terrorismus. Im Unterschied zur DC ist es ihm gelungen, seine subkulturell abgesicherte Dominanz in den roten Regionen zu erhalten. Aber die Defizite liegen auch auf der Hand: das Scheitern des »historischen Kompromisses«, durch den die Partei die Anerkennung als systemintegrierte Partei gewinnen und sich als alternative Regierungspartei legitimieren wollte. Zwar ist die Einschätzung des PCI in der italienischen Bevölkerung als Gefahr für die Freiheit erheblich gesunken, aber die Frage stellt sich eben doch, »ob nicht manche falsche Erwartung den PCI so stark gemacht hatte«[49], und im Nachhinein schien es manchen so, als sei die PCI-Führung hinter der DC hergelaufen, statt auf eine Linksalternative zu setzen.
Der PCI ist inzwischen längst keine proletarische Klassenpartei mehr, sondern das Sammelbecken einer Protestwählerschaft geworden; überzeugte Marxisten und klassenbewußte Arbeiter befinden sich gegenüber den Intellektuellen, Lehrern, Angestellten und anderen Angehörigen der Mittelschichten in der Minderheit. Der Gewinnung neuer Anhänger stehen allerdings Mitgliederverluste, insbesondere bei den Jugendgruppen, gegenüber, die in zehn Jahren zwei Drittel ihres Mitgliederbestandes einbüßten, und die »Unità«, die legendäre Parteizeitung, schiebt seit Jahren einen Schuldenberg von umgerechnet 25 Millionen DM vor sich her. Teile der Partei scheinen sich zu weigern, einzusehen, daß Italien durch neue Wertorientierungen eine andere Statur angenommen hat.
In Fehleinschätzung der sozialen und der politischen Intention der Angehörigen der Dienstleistungsgesellschaft setzte sich die Partei 1985 an die Spitze des Referendums gegen die Aufhebung der automatischen Lohnanpassung und scheiterte prompt – nicht einmal in den PCI-Zentren des Nordens (Mailand) erhielt das Referendum ein geschlossenes positives Vo-

47 *Timmermann*, S. 98.
48 Anstelle der umfangreichen Literatur seien hier nur genannt *Kellmann* und *Fritzsche* und auf die von ihnen verarbeitete Literatur verwiesen. Vgl. auch *Helga Grebing*, Der Revisionismus (hier: Der italienische Weg zum Sozialismus), München 1977.
49 *Fritzsche*, S. 173.

tum. Diesem Festhalten an alten Vorstellungen korrespondierte das Unvermögen, auf die Grenzen des Wachstums und die Konsequenzen des technologischen Wandels Antworten zu geben, obwohl die Fragestellung klar war: wie nämlich das Konzept der notwendigen Strukturveränderungen so gestaltet werden könne, daß die sozialen Sicherungen nicht in ihrer Substanz gefährdet werden könnten.

Vielen Beobachtern erschien der PCI bis Mitte der 80er Jahre als eine Partei, die noch weit entfernt war von einem pluralistischen Staats- und Gesellschaftsverständnis nach westlichem Muster. So nennt Fritzsche den PCI eine »Partei mit zwei Seelen«[50], einer schon sozialdemokratischen und einer noch kommunistischen. Enrico Berlinguer habe den Sprung in die Autonomie (Moskau gegenüber) nicht gewagt, und die Folge sei eben die ungeklärte Identität des PCI. Ebenso betont Sylos Labini das Dilemma des PCI – seine Unentschiedenheit und Stagnation – und die Folgen: Unzufriedenheit und Desorientierung unter den Mitgliedern, und Sylos Labini mag sogar einen Verfall der Partei nicht ausschließen.[51]

Inzwischen scheint nach Berlinguers Tod der Richtungsstreit zwischen Revolutionären und Reformern unter der Führung von Luciano Lama, Allessandro Natta und Achille Ochetta, die alle der sozialdemokratischen Richtung angehören, besonders angesichts der Ergebnisse des 17. Parteitages im April 1986 schneller als erwartet auf eine Entscheidung zuzulaufen. Jedenfalls ist dies die Auffassung von Kellmann[52], der von einer Wendung vom marxistischen Begründungsmonismus zu einem grundwerteorientierten Begründungspluralismus spricht, vom Abstreifen des leninistisch-demokratischen Zentralismus und von einer Wandlung des PCI in Richtung auf eine linke Reformpartei, wie es die SPD ist. So forderte Angelo Bolaffi folgerichtig auch für seine Partei ein ›Godesberg‹, und der neue Generalsekretär des PCI Occhetto hält den Pluralismus in seiner Partei für »vollkommen normal und legitim«. Von solcher Position aus war es nur noch ein kleiner Schritt, gemeinsam mit dem stellvertretenden Vorsitzenden des PSI, Claudio Martelli, an die gemeinsame »demokratische Einheitspartei des Volkes, der Reformen«, zu denken, »eine Partei, die sozialistisch, kommunistisch, radikal und sozialdemokratisch sein wird«. Man müsse »für ein größeres Haus der italienischen Linken arbeiten«.[53] Die Zeit scheint reif: Auch in Italien breitet sich, wie Bolaffi unterstreicht, spät, aber nun mit der Schnelligkeit eines Flächenbrandes die Einsicht aus, daß die chaotische Modernisierung Italiens die Natur- und Kulturschätze des Landes zerstört. Das Haus müßte also schnell gebaut werden und ein offenes sein, denn die grüne Bewegung wächst nun auch in Italien.[54]

Der 18. Parteitag im März 1989 brachte den PCI ein großes Stück weiter auf seinen Weg, eine ganz normale sozialdemokratische Partei zu werden, die sich dem Wertwandel stellt.[54a] Nur noch dem Namen nach, aber nicht mehr gemessen an den Inhalten, die man vertritt, will man eine kommunistische Partei bleiben. Das 50seitige sogenannte Parteidokument, die Grundlage der Parteitagsdiskussionen, macht unmißverständlich, daß ein radikaler Bruch mit den Lehren des Marxismus-Leninismus, wenn nicht des Marxismus überhaupt, erfolgt ist. Übersieht man besonders bei Occhetto die argumentativen Ausschläge bis hin zum Sozialliberalismus oder manchmal auch zum Linkskatholizismus (mittels Anleihen bei Franz von Assisi), weil sie dem Übereifer der Revision oder taktischem Kalkül entsprungen sein

50 Ebda.
51 *Sylos Labini*, S. 166 ff.
52 *Kellmann*, S. 132 ff., 232, 236.
53 Zit. bei *Kellmann*, S. 236 f.
54 So *Bolaffi*, S. 6.
54a Vgl. *Achille Occhetto*, Auf dem Weg zur europäischen Linken, in: Sozialismus 2/1989, S. 16 f.; »Riformismo forte«. Gespräch zwischen Achille Occhetto und Peter Glotz, in: Die Neue Gesellschaft/ Frankfurter Hefte 3/1989, S. 196-204; *Rolf Uesseler*, »Roter Faden-Demokratie«, ebda., S. 204-208.

könnten, so bleibt doch eine grundsätzliche Neuorientierung. Der neue Schlüsselbegriff heißt Demokratie, und zwar Demokratie als der Weg zu dem Sozialismus, der die Verfügung von Männern und Frauen über sich selbst, angefangen mit der Arbeit, zu verwirklichen vermag. Nimmt man noch die Kritik am traditionellen linken Etatismus, das Bekenntnis zum selektiven Wachstum und die Forderung nach Orientierung der Technik durch die Politik auf sozialen Fortschritt hinzu, so klingt das alles recht neusozialdemokratisch.
Der innerparteiliche Widerstand der alten kommunistischen Garde ist offenbar gering; der reformistische Eifer verursacht allerdings den Sozialisten Kopfschmerzen. Denn in der Bündnispolitik schießt der PCI über den PSI hinaus: Ein demokratisches Volks- und Reformbündnis aller fortschrittlichen laizistischen und katholischen Strömungen will Occhetto erreichen. Doch vorerst besteht bei ihm selbst die Besorgnis, als General(sekretär) noch ohne ausreichende Gefolgschaft dazustehen: »Ich glaube, unser wirklich großes Problem sind die Jugendlichen.«

6. *»Modell Deutschland« – die SPD als Hoffnungsträger für die Sozialdemokraten in Europa?*

In den letzten 40 Jahren ihrer mehr als 125jährigen Geschichte hat die Sozialdemokratische Partei Deutschlands (SPD) eine Wegstrecke zurückgelegt, auf der sie sich von einer schichtspezifischen Integrationspartei zur linken Volkspartei wandelte und nun bereits die Merkmale einer neo-sozialdemokratischen Rahmenpartei mit linkspopulistischem Beisatz annimmt, die in der Lage ist, auf Grund ihrer weitgespannten Programmatik ein breites variables gesellschaftliches Bündnis mit sozialen Bewegungen, Gruppen und Interessenverbänden politisch zu organisieren und zu artikulieren. Dies alles findet augenblicklich statt in einem bipolaren Mehrparteiensystem mit konservativ-liberaler Mehrheit jenseits von SPD und Grünen.
Noch ist die Klientel, die auf diesen neuen Parteitypus anspricht, nicht deutlich kontrastierbar. Offensichtlich tendieren Mittelschichtsangehörige mit Gewerkschaftsnähe zu den Grünen – auf Kosten der SPD, und solche, die den Gewerkschaften ferner stehen, zur CDU – ebenfalls auf Kosten der SPD. Noch vorhandenes altes Arbeitnehmermilieu hat – nach einigen Irritationen – wieder zur SPD zurückgefunden. Dies sagt aber wenig angesichts der Tatsache, daß schon jetzt Angestellte und öffentlich Bedienstete knapp über 50 % der Erwerbstätigen ausmachen. Und es sagt demgegenüber viel, daß es der SPD im Unterschied zur CDU/CSU bisher kaum gelang, in den expandierenden Dienstleistungszentren Fuß zu fassen.
Für manchen Beobachter erscheint unter diesen Umständen die Situation der SPD äußerst prekär: Man sieht es als unmöglich an, zugleich sozial-liberale Wähler in der Mitte im Grenzbereich zur CDU und FDP und postmaterialistisch orientierte Wähler im Grenzbereich zu den Grünen politisch auf einen Nennen zu bringen und dabei die eher sozialkonservativ eingestellte Ursprungsklientel nicht zu verprellen. Doch verliert die reale Lage der SPD eher zusehends einen solchen dramatischen Charakter, je mehr sich in der SPD die Auffassung durchsetzt, sich als organisierendes Zentrum von unterschiedlich verfaßten und befestigten Bürgerinitiativen (in einem breiten Verständnis des Begriffs) zu verstehen. Unter dieser Prämisse sind unterschiedliche, wenn auch nicht einander entgegengesetzte Konstellationen erfolgsträchtig, denkt man an den sanften linken Populismus eines Björn Engholm, an die von Oskar Lafontaine angestrebte Meinungsführerschaft für die postmaterialistisch/postindustriell eingestellten Teile der neuen Mittelschichten und an den vernunftbetonten, unpathetischen Integrationskurs des jetzigen Vorsitzenden Hans-Jochen Vogel.
In solche Einstellungen eingeschlossen ist gerade nicht, obwohl es so aussehen mag, eine Absage an die »alte soziale Bewegung«; denn in einigen machtgewichtigen Gewerkschaften wie IG Metall und ÖTV zeichnet sich ein ökologisch-postindustrieller Modernisierungsschub

ab, der dazu führen könnte, daß SPD und Gewerkschaften bald wieder eine »strategische Einheit« bilden werden.[55] Nimmt man hinzu, daß die SPD sich als frauengerechte Partei nicht nur versteht, sondern in diese Richtung auch überzeugend zu wirken vermag, so daß die Frauen inzwischen einen zuverlässigen Bundesgenossen für die SPD bilden, dann kann angenommen werden, daß die SPD aus einer langen, sie zwar nicht lähmenden, aber doch in ihrer Wirkungsmächtigkeit beschränkenden Identitätskrise herausgefunden haben könnte.[56]

1981 hat Willy Brandt als damaliger Parteivorsitzender die Identitätskrise auf den Nenner gebracht, seit Godesberg habe sich die SPD aus einer Gewißheit entlassen, nämlich aus ihrer selbstverständlichen Identität mit der Arbeiterklasse; gleichzeitig hat Brandt die Forderung aufgestellt, sich darüber im Klaren zu sein, daß eine sozialdemokratische Volks- bzw. Integrationspartei, »also eine Partei, die fünfzig Prozent oder mehr der Wähler auf sich vereinigen will, soziale Bündnisse geradezu zimmern muß«. Aus dieser Notwendigkeit schloß Brandt: »Wir müssen es geradezu wollen, daß ursprüngliche Ziele der Arbeiterbewegung in direkter oder abgewandelter Form auch von neuen Gruppen eingefordert werden.«[57]

1981 hatte die SPD bereits ein Jahrzehnt Orientierungsversuche in Richtung auf eine neue Qualität gesellschaftlichen Wandels und politischer Transformation dieses Wandels hinter sich. Bereits 1972 hatte einer der politischen Weggefährten Willy Brandts, Richard Löwenthal, der 1981/82 zu den – wie es scheinen mußte – Bremsern des Neuorientierungsprozesses gehörte, die Aktualität des dialektischen Sprungs in der Entwicklung der modernen westlichen Industriegesellschaften auf den begrifflichen Nenner gebracht: Die expansive Dynamik der kapitalistischen Produktionsweise mit ihren destruktiven Folgewirkungen habe die Kulturkrise des Westens bewirkt. Deshalb müsse die Entwicklungsperspektive für den demokratischen Sozialismus umgekehrt werden: »Der Ruf nach ›Sozialismus‹ verwandelt sich so aus einer Forderung, die Produktivkräfte von den Fesseln des kapitalistischen Eigentums zu *befreien*, in eine Forderung, das von Profitantrieb hervorgerufene, unkontrollierte Anwachsen dieser Produktivkräfte zu *zügeln*, um ihre destruktiven Wirkungen unter Kontrolle zu bringen.«[58]

Löwenthal ist vorgehalten worden, daß er zwar die destruktiven Tendenzen des Industrialismus haarscharf analysiert, sich aber gegen eine strukturelle Korrektur dieser Erscheinungen gewehrt habe, sozusagen systemimmanent geblieben sei mit seinen Verbesserungsvorschlägen und seinem Rekurs auf die alten Trägerschichten der Arbeiterbewegung. Diese Resistenz hatte aber eine respektable Ursache; sie war von der Besorgnis beherrscht, daß der gesellschaftliche Wertwandel die kulturellen und zivilisatorischen Fortschritte, die von der Aufklärung in der westlichen Welt ausgegangen waren, aufheben (wie denn auch die antiautoritäre Studenten- und Jugendbewegung von Löwenthal als »romantischer Rückfall« gekennzeichnet wurde). Auch aus einer anderen Blickrichtung wuchsen die Bedenken gegen die Gewinnung einer neuen Identität, wenn ihre unausweichliche Folge der Abschied von epochalen Errungenschaften der Arbeiterbewegung wäre. Der vielfach, wenn auch subtil geäußerten, aber durchaus appellativ gemeinten Rede von den Grenzen (ja, sogar: von der

55 Vgl. hierzu im einzelnen *Helga Grebing,* Die Parteien, in: *Wolfgang Benz* (Hrsg.), Die Bundesrepublik Deutschland. Geschichte in drei Bänden, Bd. 1: Politik, Frankfurt [2]1989.

56 Für die folgenden Absätze vgl. *Willy Brandt,* Sozialdemokratische Identität, in: Die Neue Gesellschaft, Jg. 28, H. 12, Dez. 1981; *Richard Löwenthal,* Die Zukunft des Sozialismus in demokratischen Industrieländern (1972), zuerst veröffentlicht in: *ders.,* Sozialismus und aktive Demokratie, Frankfurt 1974, und in: *ders.,* Gesellschaftswandel und Kulturkrise, Frankfurt 1979; *ders.,* Identität und Zukunft der SPD, in: Die Neue Gesellschaft, Jg. 28, H. 12, Dez. 1981; *ders.,* Das Doppelgesicht des Wertwandels, in: Evangelische Kommentare, Jg. 15, H. 12, 1982; *ders.,* Suche nach einer Mehrheit, in: Die Zeit vom 26. 11. 1982.

57 *Brandt,* Sozialdemokratische Identität, S. 1065, 1068.

58 *Löwenthal,* Die Zukunft, in: Gesellschaftswandel, S. 150.

Grenzenlosigkeit) des Sozialstaates wurde die Überzeugung entgegengesetzt, daß die weitaus größte Zahl der Menschen auf einen leistungsfähigen Staat angewiesen bleibe, der möglichst effektive Dienstleistungen für sie erbringe. Der Irrtum, der sich in den 70er Jahren herausstellte, war nur (auch im Kontext der Expansion des Sozialstaates), daß die Sozialdemokraten immer geglaubt hatten, daß man mit der Herrschaft und Durchdringung des Staatsapparates und der Bürokratie dem Sozialismus näherkommen werde.
Die SPD begann ihre Programmdiskussion (im weitesten Sinne), die nun noch 1989 in die Verabschiedung eines Godesberger Programms II einmünden wird, bereits Anfang der 70er Jahre, als der Parteitag von Hannover 1973 dem Parteivorstand den Auftrag erteilte, den 1972 vorgelegten ersten Entwurf zu einem »Politisch-ökonomischen Orientierungsrahmen für die Jahre 1975 bis 1985« fortzuschreiben und zu ergänzen. Das Ergebnis, das 1975 von einer Kommission unter Leitung von Peter von Oertzen vorgelegt wurde, wies deutlich eine fundamentale Ambivalenz auf: Einerseits unterstrich der Bericht der Kommission[59] die zum erstenmal in der Geschichte der Menschheit gegebene Möglichkeit, Freiheit und Gleichheit der Menschen von ihren materiellen Voraussetzungen her zu verwirklichen, andererseits mußten die Endlichkeit der natürlichen Ressourcen und die Gefahr einer Zerstörung der natürlichen Umwelt des Menschen konstatiert werden. Deshalb wurde gefordert, an die Stelle des expansiven wirtschaftlichen Wachstums ein sinnvoll differenziertes, an qualitativen Maßstäben ausgewiesenes Wachstum zu setzen, ohne das allerdings auch eine erfolgreiche Wirtschaftspolitik nicht möglich wäre. Den falsch verstandenen Leistungsbegriff wollte man korrigieren durch höhere Bewertung von schöpferischer Phantasie, Eigeninitiative, sozialem Verantwortungsgefühl und die Fähigkeit zur Kooperation. Als Zielgruppen für diese Umorientierung wurden die »zahlreichen gesellschaftlichen Zwischenschichten« genannt.
Seit 1977 hat dann die vom Parteivorstand berufene Grundwertekommission unter dem Vorsitz von Erhard Eppler die im Orientierungsrahmen noch etwas zaghaft geknüpften Fäden offensiv weitergesponnen. Der Fortschrittsbegriff der alten Arbeiterbewegung wurde in »Grundwerte in einer gefährdeten Welt« radikal in Frage gestellt, der Verlust des Vertrauens in die Automatik des materiellen Fortschritts festgestellt und die Besinnung auf einen grundwerteorientierten Fortschrittsbegriff gefordert. Einen Durchbruch bedeutete dann der 1982 veröffentlichte Text der Kommission »Die Arbeiterbewegung und der Wandel gesellschaftlichen Bewußtseins und Verhaltens« insofern, als er den bisherigen Einsichten unter Verarbeitung der Auswirkungen des Wertwandels die grundsätzliche Auffassung hinzufügte, daß eine »Neuakzentuierung der technisch-ökonomischen Ziele im Hinblick auf die Herstellung einer menschengerechten sozialen und natürlichen Umwelt [. . .] ohne organisatorische Veränderungen der Unternehmens- und Wirtschaftsverfassung nicht durchsetzbar« sei.[61] 1984 übergab dann die Grundwertekommission dem Parteivorstand ihren Bericht zum Godesberger Programm, der mit einem Plädoyer für die Einleitung der gezielten Bemühungen um ein neues Grundsatzprogramm schloß: »Der Prozeß einer weit über die Partei hinausreichenden und andere Gruppen einbeziehenden Debatte über ein neues

59 Zweiter Entwurf eines Ökonomisch-politischen Orientierungsrahmens für die Jahre 1975-1985, abgedr. in: *Dieter Dowe/Kurt Klotzbach* (Hrsg.), Programmatische Dokumente der deutschen Sozialdemokratie, 2., überarb. und aktualisierte Aufl., Berlin/Bonn 1984, S. 385-496.

60 Vgl. Grundwerte in einer gefährdeten Welt (5. 10. 1977); Die Arbeiterbewegung und der Wandel des gesellschaftlichen Bewußtseins und Verhaltens (2. 2. 1982); Godesberg heute. Bericht zum Godesberger Grundsatzprogramm (14. 1. 1984), alle in: *Erhard Eppler* (Hrsg.), Grundwerte für ein neues Godesberger Programm, Reinbek 1984.

61 Die Arbeiterbewegung, in: *Eppler* (Hrsg.), Grundwerte, S. 138.

Grundsatzprogramm, der nicht weniger wichtig sein wird als das Ergebnis, könnte durchaus auch eine Chance der Integration bieten.«[62]

Nachdem im Juni 1986 nach zweijähriger Arbeit der sogenannte Irseer Entwurf für ein neues Grundsatzprogramm vorgelegt und in den Parteigremien beraten worden war, wurde im Juni 1987 eine zweite Programmkommission eingesetzt. Der von ihr im Januar 1989 vorgelegte und im März vom Parteivorstand gebilligte Entwurf[63] hält unter zahlreichen Anknüpfungen an den Irseer Entwurf an wesentlichen Grundentscheidungen des Godesberger Programms von 1959 fest, entwickelt es aber in der Einsicht in die seither eingetretenen wesentlichen Veränderungen der Wirklichkeit weiter. Der neue Entwurf zeigt, daß es breite Konsenslinien gibt, die selbst in der SPD nicht für möglich gehalten worden waren: Die ökologische Modernisierung der Industriegesellschaft jenseits von technokratischem Konservatismus und gesinnungsethischem Fundamentalismus könnte breiten Raum lassen für den radikalen Reformismus einer neuen sozialen Bewegung, der die Grundanliegen der alten Arbeiterbewegung nicht fremd sind. Vielleicht gelingt also der SPD über die Programmdiskussion die Transformation ihrer alten in eine neue Identität als »grundwerte-orientierte Reformpartei«, die es nicht nur unter den Parteien der Bundesrepublik, sondern auch im Spektrum der sozialistisch-sozialdemokratischen Parteien Europas als erste unternimmt, auf die Herausforderungen der Gegenwart eine umfassende Antwort zu geben.

Offene Fragen gibt es dennoch genug: Die Verständigung einer Partei über ihre Ziele sagt noch nichts aus über deren Praxisrelevanz. Trugen frühere Programme in ihren grundsatz- und in ihren praxisbezogenen Teilen das Merkmal einer aus der Zeitsituation unschwer erklärbaren Dualität, die nur durch eine in den Geschichtsprozeß eingebettete dialektische Synthese zur Auflösung gebracht werden konnte, so wurde mit dem Godesberger Programm zum erstenmal versucht, Theorie und Praxis als eine Einheit zu präsentieren. Der nun vorliegende Entwurf eines Godesberger Programms II erweckt allerdings den Eindruck, als gehöre er zu einer dritten Generation von Programmen: Er beschränkt sich auf die Festlegung von Grundsätzen, Grundvorstellungen und richtungweisenden Festlegungen, sagt aber nicht viel über die Strategie und die konkreten Instrumente der Umsetzung – Aufgaben, die einer anderen Kommission überlassen werden sollen. Es kann nicht ausgeschlossen werden, daß die Partei sich auf diese Weise einen neuen Programm-Praxis-Dualismus beschert.

Bleibt man auf der Ebene der Grundsatzaussagen, so kann die SPD deutlich machen, daß sie eine neue Kultur des Zusammenlebens der Menschen unter Einbindung einer Vielzahl von individuellen Initiativen und Innovationen erstrebt. Andererseits besteht in der SPD auch darüber kein Zweifel, daß ökologische und soziale Kriterien der gesellschaftlichen Kontrolle der ökonomischen und technologischen Prozesse zur strikten Anwendung gelangen müssen, um eine humane Optimierung ihrer Ergebnisse sicherzustellen. Aber kann man dann von einer Problematisierung der kapitalistischen Profitlogik absehen, ohne deren Überwindung ökologische Initiativen sehr bald an ihre Grenzen stoßen?

Genau hingesehen, fehlt auch die Botschaft, mit wem die SPD ihren »Weg in die Zukunft« gehen will: Von »Bürgerinnen und Bürgern« ist die Rede, von »vielen Gruppen und Kräften«, von »allen«, die der SPD folgen wollen. Hinter diesen vagen Formulierungen steckt ein strukturelles Problem, das den Zustand der Gesellschaft beleuchtet. Es ist objektiv schwierig, die vorgestellten Zielgruppen in ihren inhaltlichen Präferenzen deutlich zu konturieren angesichts der Schnelligkeit des Wechsels im Verhalten und der Überzeugungen und angesichts der Widersprüchlichkeit von Wertauffassungen bei Einzelnen und Gruppen oder deutlicher: angesichts des konkurrierenden Verhältnisses von wertgebundenen Interessen

62 Ebda., S. 199.

63 Das neue Grundsatzprogramm der SPD. Entwurf März 1989. Hrsg. vom Vorstand der SPD, Sekretariat der Programmkommission.

und ihrer jeweils nur temporären Geltung in Anpassung an situative Bedingungen; analog dazu sind Schichten- und Gruppenzugehörigkeiten und ihre Begrenzungen kaum deutlich fixierbar – auch dies sind Ergebnisse des gesellschaftlichen Wertwandels, die auf die zurückwirken, die auf diesen Wandel Antwort geben wollen.
Schließlich stellt sich, unter Rückbezug auf die Überschrift dieses Abschnitts, die Frage, ob die Ergebnisse, die die SPD mit ihren Programmdiskussionen erzielt hat, Modellcharakter auch für andere Sozialdemokratien Europas gewinnen könnten. Vergleichsweise umfassende Anstrengungen, wie sie die SPD über viele Jahre auf sich genommen hat, um antwortfähig zu werden, sind sonst nicht zu finden. Die Ergebnisse der Reflexionen in der schwedischen Sozialdemokratie und von Teilen der Labour Party sowie der Sozialistischen Partei Italiens weisen jedoch in die gleiche Richtung; für die Sozialistische Partei Österreichs und die niederländische Partei von der Arbeit gilt dies ebenfalls.[64] Die Sozialistischen Parteien Frankreichs, Spaniens, Portugals, Griechenlands und der sozialdemokratisierte PCI sind jedoch – überspitzt ausgedrückt – gerade erst bei Godesberg I angekommen oder befinden sich bestenfalls am Anfang des Weges, den ihre nord- und mitteleuropäischen Schwesterparteien schon hinter sich haben: den Wandel in der Akzeptanz von gesellschaftlichen und individuellen Wertvorstellungen, die ökologische Ausrichtung der ökonomisch-technologischen Prozesse und den Grundsatz, daß alle Menschen frei und gleich an Würde und Rechten geboren sind – diese drei Faktoren zu einem in sich konsistenten Konzept zu verschmelzen.

64 Vgl. hierzu *Thomas Meyer,* Demokratischer Sozialismus in Europa, z. Z. der Korrektur noch unveröffentlichtes Manuskript.

Kenneth O. Morgan

Socialism and Social Democracy in the British Labour Party, 1945–1989

I. The Pioneering Years

The »Limehouse Declaration« of January 1981 which led to the formation of the breakaway Social Democratic Party has often been seen as a symbol of the tension within the British Labour Party between reformist moderates and socialist doctrinaires. Contrasts were drawn, notably by the four signatories of the »Limehouse declaration«, Shirley Williams, Roy Jenkins, David Owen and William Rodgers, between the »broad church« tolerant Labour Party of the 1940s and the neo-Marxist extremism of the early 1980s, intent on mass nationalization, extra-parliamentary control of the parliamentary party and a neutralist, non-nuclear foreign policy. Shirley Williams in *Politics is for People* contrasted the British socialist tradition of Robert Owen and R. H. Tawney with the revolutionary dogma of Marx: »Owen and Tawney are to political thought what Vaughan Williams was to music – pastoral, gentle and humane«, she wrote.[1] Those who followed her into the new SDP were liable to observe, of the Labour Party in 1981, »this is not the party I joined«. Yet the tension within the British labour movement's conception of socialism goes far deeper than the events of 1981. Indeed, the brief, erratic history of the newly-formed SDP, down to its virtual disintegration after the 1987 general election, showed up its basic unreality and lack of substance, deriving in particular from the personal and political differences dividing Dr. David Owen from Mrs. Williams and Roy Jenkins. The SDP in itself was a brief meteor in the skies. It is most interesting for what it represents – a deeper schism in the Labour Party and in the basic doctrine, ethos and strategy of British socialism.

This schism was present from the very founding of the Labour Party, in the form of the Labour Representation Committee in February 1900. At first, unlike the German SPD for instance, it had no distinctive doctrine at all. It existed simply to return more »labour« members to Westminster. The Marxists of the British Social Democratic Party left the new Labour Party in 1901, almost at the very start, and Marxism had very little impact on British Labour then or later. Not until 1918 did the Labour party acquire a distinctive socialist programme with the adoption of what was later called Clause Four, committing the party to public ownership of the means of production and distribution. Even that formulation in 1918 was a vague compromise, devised by Arthur Henderson and Sidney Webb, which largely represented the support of the British trade unions for corporate collectivist structures for running the war economy between 1914 and 1918.[2] In the early years, the Labour party contained socialists, but was not itself socialist. Its creed was »labourism«. It focussed its attention on pragmatic improvement of the conditions of the working class through social reform and

1 *Shirley Williams*, Politics is for People, London 1981, p. 23.

2 See *Ross I. McKibbin*, The Evolution of the Labour party 1910–1924, Oxford 1974, pp. 91–106.

protection of the status of the trade unions, who dominated the new party from the start in terms of affiliated membership, financial support and general outlook.

Those socialists who were prominent in the Labour Party were distinctly reformist in their outlook. The Fabians, who re-emerged in the party as a central ideological force in the first world war, were, in the persons of Sidney and Beatrice Webb in particular, advocates of gradualist economic and administrative change. They provided some of the inspiration for the Revisionist ideas of the German Social Democrat Eduard Bernstein who lived in London in the 1890s, though he himself disputed the point.[3] The parliamentary socialists of the Independent Labour Party like Keir Hardie and Ramsay MacDonald combined an utopian commitment to a socialist commonwealth in the future with careful pragmatism in action. In particular, they were committed to an electoral pact with the Liberal Party from 1903 onwards[4], and the small Labour Party largely backed up the social and political reforms of the British Liberal governments of Campbell-Bannerman and then Asquith from 1906 to 1914. Keir Hardie, a courageous advocate of ethical socialism in such works as *From Serfdom to Socialism* (1907), nevertheless rejected doctrines of class war and the doctrinal rigidities of the Marxist majority in the German SPD. He proclaimed that British socialism »made war upon a system, not upon a class« and declared his sympathy with the more flexible, outward-looking German revisionists of Baden-Baden and Bavaria in southern Germany. In practice, he collaborated with a variety of other radical groups in Britain, with the New Liberals to combat mass unemployment, with sympathizers with colonial freedom and especially independence for India, with anti-war crusaders for international peace, and above all with the women who advocated female suffrage. Hardie's closest friends included Mrs. Pankhurst and her daughter, Sylvia, who was probably his mistress.[5] Ramsay MacDonald who was widely esteemed as a political theorist and wrote a variety of somewhat unreadable works on socialist doctrine before 1914, emphasised the scientific, evolutionary route to socialism. He saw British socialism as an outgrowth of the collectivist tendencies of the New Liberalism of men like Hobson and Hobhouse in the Edwardian era.[6]

The first world war produced much ambiguity in the British labour movement. The pressures of resistance to war, especially within the socialist ILP, saw the unions and the party move steadily to the left, politically. The Russian revolutions, especially that of February 1917, encouraged young socialist idealists. They led to a revival of Marxism in Britain, not least in parts of the trade-union world, in such areas as Clydeside in Scotland and the South Wales mining valleys, both parts of Britain much stimulated by the production boom of the British war economy and the accompanying rapid expansion of the unions. Yet at the same time, MacDonald and other anti-war socialists, worked in close collaboration with neo-pacifist Liberals like E. D. Morel, Arthur Ponsonby and C. P. Trevelyan in the Union of Democratic Control.[7] The war emphasised an innate tendency for British socialists and advanced Liberals to make common cause. When the Liberals of the UDC largely joined the Labour Party after 1918, it was to reinforce the roots of British Labour in an earlier native radical, nonconformist tradition.

The proclaiming of public ownership as the doctrine of the Labour Party after 1918 did not change the basically social democratic cast of the party. British Labour, in the main, set its

3 *Peter Gay*, The Dilemma of Democratic Socialism: Eduard Bernstein's challenge to Marx (paperback edition), New York 1962, pp. 104–9.

4 *Frank Bealey/Henry Pelling*, Labour and Politics, 1900–1906, London 1958, pp. 125–59.

5 *Kenneth O. Morgan*, Keir Hardie. Radical and Socialist (paperback edition), London 1984, especially chaps. IX and X.

6 *David Marquand*, Ramsay MacDonald, London 1977, pp. 87–93.

7 See *Marvin Swartz*, The Union of Democratic Control in British Politics during the First World War, Oxford 1971.

face against Marxism in any guise, and refused to allow the new Communist party to affiliate. Similarly the British TUC refused to accept the pro-Soviet stance of the so-called Unity Front in the Unions.[8] The great labour disputes in the 1920s, culminating in the general strike of 1926, largely concerned domestic industrial conflicts, notably in the mining industry. They had few ideological overtones. The syndicalist movements of pre-1914 petered out and the general strike itself subsided peacefully enough in the end, though with a legacy of deep bitterness at the exploitation and victimization in the coalfields as the policy of capitalist coalowners. The British Labour Party remained dedicated to a utopian form of socialism as an ultimate goal. Its practice, however, was reformist and piecemeal. The first two Labour governments in 1924 and 1929–31, both under the premiership of Ramsay MacDonald, were minority administrations which relied on the support of the small, fragmentary Liberal Party. Neither of them did anything to promote the cause of socialism. In 1924, the one socialist commitment on the party's manifesto, a capital levy, was quickly dropped lest business confidence be impaired, while emergency powers were used by the government in an anti-strike policy against the London dockers when they went on strike.[9] In 1929–31, the government did nothing to promote socialism in any form whatsoever. Nationalization, even of the coal mines, was not seriously considered, while Labour's economic policy was really a continuation of the old Liberalism as was shown by the Chancellor of the Exchequer, Philip Snowden, who believed in free trade, a balanced budget and adherence to the gold standard. The one radical dissenter in the 1929 government, Sir Oswald Mosley, later a fascist, resigned from the government in 1930 when his plans for public works, a managed currency, and a radical policy of economic revival were rejected out of hand by the Cabinet.[10] The division in Labour's thinking was shown up by, perhaps, its most influential writer and thinker in the 1920s, the economic historian and socialist theorist, R. H. Tawney. He was the author of the party's manifesto, *Labour and the Nation*, in 1928. Tawney always emphasized his socialist creed: he was no mere advanced liberal. At the same time, he stressed the need for gradualism and caution, and for relating British socialism to a native parliamentary, non-revolutionary tradition. The supreme value for Tawney was social equality, on which he wrote with power and passion. But he represented equality as an outgrowth of personal freedom and liberal participatory democracy. Tawney's socialism, then, with its strongly Christian overtones, was empirical and humane, resting on voluntary choices by free citizens rather than on *diktat* by a central bureaucracy.[11] It is notable that in the early 1980s the newly-formed SDP and the supporters of the mainstream Labour Party were in conflict as to which of them could lay claim to the mantle and ideological heritage of Tawney.

The 1930s were a crucial time in the definition of British socialism and social democracy, in the aftermath of the collapse of the second Labour government in the financial crisis of August 1931. In part, the events of 1931 certainly led to socialism in Britain acquiring a sharper tone of class revolt. The spectacle of pressure by American and other bankers upon a supposedly »workers' government«, and the former leader, Ramsay MacDonald, betraying his comrades to form a National government with the Tories in opposition to the Labour Party and the TUC, led some to take a strongly doctrinaire view of British capitalism and the political system that maintained it. The Socialist League now came into being, with a strongly neo-Marxist slant, and flourished in 1932–4. The Labour Party conferences of 1932 and 1933 carried strong resolutions in favour of much more nationalization and socialist di-

8 See *Daniel F. Calhoun*, The United Front: The TUC and the Russians, 1923–1928, London 1976.

9 *Keith Jeffery/Peter Hennessy*, States of Emergency, London 1983, pp. 83–6.

10 *Robert Skidelsky*, Politicians and the Slump: the Labour Government of 1929–1931, London 1968, pp. 167–89.

11 See *Ross Terrill*, R. H. Tawney and his Times: Socialism as Fellowship, London 1973; and *Anthony Wright*, R. H. Tawney, Manchester 1987.

rection of the economy, including the private banks. Sir Stafford Cripps urged the need for emergency powers to be used by a forthcoming Labour government, like Chancellor Brüning's policy of government by decree in Germany in 1931–2, to circumvent the pressures of the banks, the city, the civil service, the press and the King. Cripps later became a strong advocate of the idea of a Popular Front, including alliance with the Communists, to fight capitalism and fascism.[12] A prominent socialist author like Harold Laski moved sharply from an earlier commitment to pluralism, much influenced by his experience of the United States, to a more overtly Marxist analysis which emphasized the class realities underlying political and constitutional structures.[13]

Nevertheless, by 1939 it was clear that it was a social democratic rather than more militant socialist creed that still dominated the Labour Party. The parliamentary party became dominated by centrist, mainstream figures like Clement Attlee, Herbert Morrison and Arthur Greenwood. Attlee's election as leader in 1935 was a victory for a prosaic, gradualist, if coherent view of socialism, fired by Attlee's own experience as a young man in the poverty of the east end of London. The TUC, dominated by Ernest Bevin of the Transport Workers and its apparatchik secretary Walter Citrine, devoted itself to economic recovery and, in particular, to getting Labour to endorse rearmament and collective security, even under the regime of a National government headed by Neville Chamberlain. After Munich, Labour belatedly committed itself to voting for arms estimates to confront Hitler and the other dictators. *Labour's Immediate Programme* of 1937, which owed much to the influence of Herbert Morrison with his long experience of local government in London, listed a large number of measures of nationalization of major industries and services, along with social reforms dealing with housing, social insurance, education and much else. But the unmistakable emphasis was on pragmatism and a rejection of the class-war doctrines of the Socialist League. Indeed in early 1939 Cripps, a key figure on the left, was actually expelled from the parliamentary Labour party along with Aneurin Bevan.

The most important indication of the triumph of social democracy was in the new economic ideas of the Labour Party. In 1931, in the supreme crisis of capitalism, it was sadly evident that Labour had hardly any economic policies worth the name. But after 1932 there emerged a new generation of younger Labour economists, mostly from Oxford and Cambridge, initially brought together by the old guild socialist, now a planner, G. D. H. Cole. They were later made politically influential and effective by Hugh Dalton.[14] Dalton's *Practical Socialism* (1935), with its heavy emphasis on financial measures, was a major text for the new economic-based form of British social democracy which was to dominate Labour thought for the next thirty years and more. With his characteristic penchant for youth, Dalton brought together such intellectuals as Hugh Gaitskell, Evan Durbin, Douglas Jay and Colin Clarke, a new and politically involved generation. Their many writings and discussion papers ranged widely covering broad areas of policy on investment, pricing and the control of industry, credit and finance. What they were really doing was to harmonize Keynes-style economic management with socialist values. In effect, social democracy was given new life by being harnessed to the idea of planning. The 1930s vogue for a planned economy, variously shown in the American New Deal of Roosevelt, in the Swedish form of Social Democracy (which Gaitskell and others much admired)[15] and in the Russian Five Year Plan was im-

12 *Sir Stafford Cripps*, Can Socialism come by Constitutional Means?, in: Problems of a Socialist Government, London 1933, pp. 33–66.

13 See particularly *Harold Laski*, Democracy in Crisis, London 1933, and: Where do we go from Here?, London 1940.

14 See *Elizabeth Durbin*, New Jerusalems, London 1985.

15 *Margaret Cole/Charles Smith* (eds.), Democratic Sweden, London 1938, with a chapter by *Gaitskell.*

planted in Britain. The rationale for British socialism, it was now argued, lay in economic efficiency, modernization and planning. A famous book by Douglas Jay, *The Socialist Case* (1937) urged the case on rationalist grounds. »The case for socialism is mainly economic and it rests on fact«, Jay wrote firmly.[16] Nationalization hardly appeared in this book, which concentrated mainly on fiscal demand management, investment policies and the need for redistribution of resources through tax policies. While economists like Jay were necessarily young figures, removed from the main échelons of power in the party, it was increasingly their ideas that provided the substance of British democratic socialism.

The second world war strengthened this style of socialist commitment. From May 1940 Labour ministers served in Churchill's wartime coalition, with Attlee eventually deputy prime minister, and Ernest Bevin (Minister of Labour) and Herbert Morrison (Home Secretary) also very prominent before the home public. These Labour ministers were committed to the broad centralist planning and physical controls of a war economy. At the same time, the publication of important blueprints like the Beveridge report on Social Insurance in 1942 and the white paper on employment in 1944 seemed to confirm that the tide of opinion was moving in an increasingly radical, perhaps socialist, direction. Young economists like Gaitskell, Jay, Durbin and Harold Wilson occupied major posts in the civil service, while the 1944 white paper on employment was largely the work of James Meade, another young social democratic economist who had worked under Dalton in the thirties. The emphasis on gradualism was continued in an important theoretical work by Evan Durbin, *The Politics of Democratic Socialism* which appeared in early 1940. This work rejected Marxist diagnoses entirely and looked to the gradual transformation of capitalism in reformist socialist directions. Capitalism would be reshaped for socialist purposes, while the stark division between classes was being rapidly modified by wartime social mobility and occupational fluidity.[17] Durbin's text was a firm statement of the case for a mixed economy. It presaged the »revisionism« of the 1950s.

At the same time, the second world war left a different kind of legacy. It stemmed from grassroots fears that the leadership of the party was being stifled in its socialist zeal by coalition and consensus. One index of popular alarm was the »Reading resolution« at the annual party conference in December 1944 when a motion by Ian Mikardo was passed without a vote on behalf of a broad public ownership of major enterprises, including iron and steel. Party leaders such as Morrison who were uneasy about nationalizing steel were thus reluctantly forced to take it on board in the 1945 election manifesto.[18] The conflict between socialist pressure for a controlled, largely state-owned economy and a more modest central direction of a mainly privately-owned system was thus brought out. There were backbench MPs like Aneurin Bevan (elected to the party National Executive in 1944) who urged the party leaders not to betray their socialist commitment amidst the euphoria of wartime endeavour and victory: his *Why not Trust the Tories?* (1944) urged the cause of a bold socialist advance after the war instead of the betrayal of the idea of a »land fit for heroes« after 1918.[19] He and others pointed out that there were distinctly socialist ideas on health (a National Health Service), education (multilateral secondary education), housing, pensions and much else besides, which went beyond the liberal-democratic models of Beveridge and Keynes. Harold Laski emerged during the war as a formidable spokesman of the case for using wartime upheaval as a mainspring for socialist change. His book *Reflections on the Revolution of our Time* (1943)

16 *Douglas Jay*, The Socialist Case, London 1937, p. 275.

17 *Evan Durbin*, The Politics of Democratic Socialism, London 1940. Also important is his: Purchasing Power and Trade Depression, London 1933.

18 Report of the Forty-Third Annual Conference of the Labour Party, 11–15 December 1944, pp. 160 ff.; *Hugh Dalton*, The Fateful Years, London 1957, pp. 432–33.

19 *»Celticus«* [Aneurin Bevan], Why not Trust the Tories?, London 1944.

powerfully argued on behalf of bold economic transformation – although, characteristically, spelling out the case for individual freedom from centralist bureaucracy at the same time.[20] The second world war, therefore, left two emphases which needed to be resolved – the social democratic, revisionist thesis put forward by Durbin and endorsed by almost all the Labour/TUC leadership, and the more radical socialist programme advocated by men like Laski and Bevan which took the form of fierce criticism of Attlee for his moderation and timidity. The conflict between the two would remain, and emerge in new guise after 1945.

II. The Attlee Government, 1945–51

In July 1945 the Attlee government was returned with a huge majority of over 150, with 394 Labour MPs elected to the House of Commons. Many hoped – or feared – that this would mean a radical push towards »socialism in our time«. There was much popular enthusiasm for social change and the creation of a brave new socialist world.[21] The Labour MPs sang »the Red Flag« in the House of Commons lobby; the right-wing novelist, Evelyn Waugh, believed that Tory Britain was under enemy occupation. Had not Churchill himself compared the Labour Party to the Nazi gestapo during the 1945 election campaign? Even in foreign affairs, socialists took comfort from the new foreign secretary Ernest Bevin's proclamation that »left could speak to left« and belief that a new era of harmony would result between Labour Britain and the Soviet Union. The Labour Party, after all, proclaimed its socialism. All its major theorists from Laski on the left to Durbin on the right insisted on their belief in socialist values and radical social change. Now, there is no doubt that the Attlee government was an active, and in many ways dynamic, one. Despite the appalling economic pressures of the 1945–51 period, the loss of overseas assets and markets, the shortage of dollars and raw materials, the pressures on sterling and the balance of payments, it steadfastly pursued a vigorous programme of domestic reform, at least down to the end of 1948. It created a lasting imprint on British social and economic policy for over a generation. At the same time, it is clear that the socialism of the Attlee government was extremely muted. In some measure, it was a continuation of the wartime pressures for social engineering and physical controls. On all the main priorities of policy, the Labour government of 1945 may be placed within the social democratic tradition. In some ways, indeed, it proved less radical than the Popular Front government in France in 1945–46, although it might also be argued that its achievement was perhaps more lasting and indeed successful. Its main orchestrator was the wily Herbert Morrison, who proclaimed that »socialism is what a Labour government does«. The limits to the government's socialism were clearly seen in its first priority, the nationalization of industry and services.[22] Between 1945 and 1948 eight major measures of public ownership were passed, covering the Bank of England, cable and wireless, civil aviation, gas, electricity, road and rail transport, and the great symbolic triumph of the nationalization of the coal mines in January 1947 to the great joy of the mineworkers. They were followed by iron and steel which, after much controversy, were also nationalized in 1951. In all, twenty per cent of the British economy was taken into the hands of the state. Nevertheless, it is clear that the socialist intent of these nationalization measures was distinctly limited. Indeed, the very case for nationalization had been spelt out in the 1945 election manifesto on grounds of technical efficiency and central planning rather than of social change. No radical change was

20 *Harold Laski*, Reflections on the Revolution of our Time, London 1943.

21 See particularly *Kenneth O. Morgan*, Labour in Power, 1945–51, Oxford 1984.

22 *Kenneth O. Morgan*, The Rise and Fall of Public Ownership in Britain, in: *J. M. W. Bean* (ed.), The Political Culture of Modern Britain. Studies in Memory of Stephen Koss, London 1987, pp. 277–98.

made in the structure of the industries and services taken into public hands: in effect, a remote private board of directors was replaced by an equally remote board of state appointees. The model consistently followed was Herbert Morrison's scheme for the corporate public board, free from political and union dictation, as he had first argued in his book *Socialisation and Transport* (1933), based on the experience of the London Passenger Transport Board.[23] There was no suggestion of anything approaching industrial democracy, let alone workers' control. Indeed, left-wing members of the Attlee government like Aneurin Bevan and Emanuel Shinwell were to criticise the lack of consultative or joint management machinery in the nationalized industries, which were bureaucratic and highly centralized. Soon notably in the coal industry, there were to be strikes and »go-slow« protests against the new form that state enterprise took. Nor did the trade unions want any form of workers' management: union leaders like Arthur Deakin of the Transport Workers argued that unions should keep to their traditional functions and that workers and bosses should be rigidly kept separate. The German moves towards *Mitbestimmung* in industry in the British occupied zone after 1945 were not followed in Britain. The forms of nationalization adopted were cautious in other ways, too. Thus the Bank of England retained its traditional role and was unable to control movements of the clearing banks or capital overseas, let alone channel investment in the public interest.[24] The private owners – even the stockholders of the hated privately-run coal industry – were compensated generously after nationalization, their former misdeeds forgotten, and the newly-run state industries left with a burden of indebtedness from the start.
More important still, there were clear limits set to the process of nationalization. The government had no intention of proceeding beyond the list of nationalization measures outlined in the 1945 manifesto. Such major areas as the land and the private banks had been dropped from the list long before. There was no belief that Labour should proceed from taking over twenty per cent of the economy to acquiring a hundred per cent or anything like it. Indeed, writers like Evan Durbin argued strongly on grounds of personal freedom that the bulk of the economy should remain in private hands, although responsibly directed.[25] Even an old »guild socialist« ideologue like G. D. H. Cole also accepted that most of the economy would not be nationalized, but would be influenced by other measures such as anti-monopoly directives and a wide array of fiscal controls, although he wanted to push on beyond the short list set out in 1945.[26] In general, Attlee's government, even a left-winger like Aneurin Bevan, believed implicitly that the extent of nationalization would be limited and that Labour would be committed to working a mixed economy as humanely and effectively as possible.[27] This emerged very strongly in 1947 in Cabinet debates over iron and steel. This, as has been seen, had been included in the 1945 manifesto after the »Mikardo resolution« at the 1944 party conference. At the same time, it was clear that key ministers like Attlee and Morrison – even John Wilmot, the Minister of Supply who was supposed to put steel nationalization into practice – were very hesitant about taking on iron and steel. The steel industry had been relatively successful during the thirties and the war; the Steel Control Board under Sir Andrew Duncan was proving effective as steel manufacturing capacity mounted rapidly after 1945 with new plants such as the Abbey steel works at Port Talbot, South Wales. It was not

23 *Herbert Morrison*, Socialisation and Transport, London 1933.
24 *Morgan*, Labour in Power, pp. 100–101.
25 *Evan Durbin*, The Economic Problems facing the Labour Government, in: *Donald Munro* (ed.), Socialism, the British Way, London 1948, p. 22.
26 *G. D. H. Cole*, The Means to Economic Planning, London 1943, in which Cole wrote of »half-socialism« as the desired objective.
27 Bevan's views appear in his statement to the May 1950 Dorking conference of the Cabinet, the NEC and trade unionists (Labour party archives, Walworth Road, London, General Secretary's papers GS 26/3).

easy to argue that steel was a backward, inefficient industry that was failing the nation. Nor was there the same kind of pressure among the steelworkers for public ownership as there was, for instance, among the coalminers and the railwaymen. Again, steel nationalization, for the first time, took the Labour government's programme into the realm of manufacturing industry, with the links of steel with engineering, metallurgy, car and aircraft production and much else besides. This was a territory into which British socialists advanced with reluctance.

The Cabinet discussions of April–August 1947 (coinciding with other important matters such as the financial crisis of the summer of 1947 and the transfer of power to India and Pakistan) spelled out the Labour government's hesitation.[28] Men like Morrison argued strongly against taking over a successful and profitable industry like iron and steel. Conversely, ministers like Dalton and Aneurin Bevan took the line that steel should indeed be nationalized, above all on symbolic grounds as a token of socialist zeal. Not to nationalize steel would be a shock to socialist opinion in the Commonwealth and all over the world; after all, the British government had proposed that the West German steel industry should be nationalized to prevent a return to the Ruhr steel barons. After fierce debate, the government did eventually agree to proceed with steel nationalization. But the bill was delayed until the 1948–9 session which meant that it could well be overtaken by the next general election. Also it was very clear that steel would be the last major nationalization that Labour intended. Even Aneurin Bevan, on the party left, admitted that the productive performance and public face of the industries already nationalized left room for much improvement. Steel was finally nationalized in 1951 after difficulties with the House of Lords, but it was the end of the great wave of nationalizations in the post-1945 period. In Britain, as in France and elsewhere in western Europe, a post-war mood of *anti-étatisme* was becoming more general, with attention paid now to reviving exports and taking advantage of the economic assistance of American Marshall Aid and O.E.E.C. To divide the nation and perhaps weaken Britain's industrial performance by pursuing the argument over nationalization was less compelling than showing that a Labour government could lead Britain to post-war economic recovery.

In 1950 Labour put forward a short »shopping-list« of further nationalization measures – cement, water, meat wholesaling, sugar refining, industrial insurance. It was a curious list and did Labour much harm. The threat to sugar led to a fierce campaign by the monopoly private sugar firm Tate and Lyle; »Mr. Cube«, with the sword of free enterprise, appeared on every sugar packet on every breakfast table in the land. The case for nationalization seemed at the very least not proven. A modified form of nationalizing industrial assurance meant that private insurance agents throughout the land became in effect campaigners for the Tory Party. In fact, no further nationalization went forward after the 1950 election, which resulted in Labour's majority falling alarmingly from over 150 to only 6. In 1951, Labour put forward no new nationalization proposals at all, only advocating in the most general terms the taking over of unnamed industries that were failing the »public interest«.[29] Nationalization, the prime advertisement of British socialism in 1945, was by 1951 an embarrassment and a liability. It was associated with austerity and economic difficulties such as the fuel production crisis of 1947 (unfairly so, since that crisis really showed up the failures of coal under private ownership). Despite Clause Four, the Labour government after 1945 saw nationalization as a finite programme, to be got over once and for all, and in no sense the main purpose of the British socialist ideal. It was above all a means, not a socialist end.

28 They are included in the Cabinet Minutes, 17 April, 24 and 31 July, 7 August (Public Record Office [P.R.O.], London, CAB 128/10). Also Cabinet Committee on Future Legislation (ibid., CAB 134/298).

29 *Kenneth O. Morgan*, La Politique de Nationalisation en Grande-Brétagne, in: Le Mouvement Social 134, Janvier–Mars 1986, pp. 50–1.

The weakening of socialist impulse was seen elsewhere in Labour's policies. The founding of the welfare state was something in which Labour took particular pride, with Aneurin Bevan's National Health Service as the jewel in the crown. But, here too, Labour's socialism was to be carefully modified. Thus, in the National Health Service, while Bevan's scheme had clear socialist aspects including the nationalization of hospitals, the abolition of the sale of practices, and the broadly redistributive nature of health service finance to serve those in need, in other ways it fell short of socialist hopes. The Socialist Medical Association, which had been a major campaigner for a health service since the early 1930s professed itself to be disappointed. Such major objectives as a salaried medical profession and a system of nationwide health centres did not come into being at all.[30] Indeed, Bevan had to retreat and make the state salaried element only a small (and optional) part of doctors' remuneration in order to gain the goodwill of the British medical profession.[31] There was very little industrial democracy, with health service workers' unions given a negligible role in the administrative or management apparatus. Worst of all to socialists, the NHS included private practice and »pay beds« in hospitals from the start; thus the commercial profit-making aspect of medical practice survived side by side with a socially-conceived state system and provision. However galling it might be for a dedicated Welsh socialist like Aneurin Bevan, the health system from the outset contained major built-in concessions to the medical profession and their public spokesmen, the British Medical Association with its right-wing executive largely influenced by wealthier middle-class doctors from southern England. The private system of health provision continued to flourish side by side with the NHS and gradually to help undermine its impact.

Elsewhere in the welfare state, it would be hard to claim that socialism in any coherent sense lay behind the government's policies. Social insurance, as embodied in the National Insurance Act of 1946 and the National Assistance Act of 1948, both introduced by James Griffiths, Minister of National Insurance, largely re-enacted the contributory system advocated by the Beveridge report during the war and passed with broadly bipartisan support.[32] After all, an early version of social insurance had been the partial creation of the Conservative leader, Winston Churchill, when a reforming Liberal Cabinet minister before 1914. The old socialist objective of a national minimum of subsistence was not pursued. Another progressive social achievement, the passage of children's allowances in early 1946, while it owed much to the willingness of Hugh Dalton, a socialist Chancellor of the Exchequer to find the money, was again a largely bipartisan proposal, advocated by the famous Independent woman MP, Eleanor Rathbone, before the war. Housing policy, which also fell within Aneurin Bevan's province at the Ministry of Health, was largely a matter of trying to remedy the huge gaps in housing provision after the depression of the inter-war years and the bomb damage caused in the blitz by the *Luftwaffe*, at a time of scarcity of raw materials and skilled building workers. Bevan's main emphasis was on the local authorities as the chosen instruments for housing programmes. This was sensible enough, in view of the local authorities' control over planning and land use, but it hardly made for a policy of coherent socialist direction. Proposals for a central National Housing Corporation or for more direct building by government departments such as the Ministry of Works, advocated by Douglas Jay amongst others, made little headway.[33] It is true that the main emphasis in Bevan's housing programmes was

30 *Charles Webster*, The Health Services since the War, Vol. I: Problems of Health Care. The National Health Service before 1957, H.M.S.O., London 1988, chapter IV.

31 Bevan's speech to the House of Commons, 7 April 1948, in: Parliamentary Debates, 5th series, Vol. 449, pp. 164–5.

32 See *Jürgen C. Hess*, The Social Policy of the Attlee Government, in: *Wolfgang J. Mommsen* (ed.), The Emergence of the Welfare State in Britain and Germany, 1850–1950, London 1981, pp. 300–8.

33 Jay to Attlee, 15 October, 2 and 23 November, 7 December 1945 (P.R.O., PREM 8/228).

on publicly-subsidized »council« housing for rent to working-class occupants rather than on privately-built house for sale to the middle class. But the private housing market was certainly not phased out in this period, and in the 1950s was to leap ahead until a majority of houses in the land were privately owned. One interesting feature was that it was accepted by Cripps and Bevan that house-building in the regions of formerly high unemployment such as South Wales, the North East of England, Cumbria and Scotland should reflect the different standards of housing required by middle-class managers and by working-class employees.[34] Housing policy, therefore, reflected the traditional class division of pre-war years.

One area of the welfare state showed an emphatic rejection of anything that resembled socialism or egalitarianism. This was education. Labour felt itself committed to the tripartite system of secondary state schools, the grammar school for the intellectual elite, the »modern« schools for the unintellectual majority, the technical for a skilled few, laid down in the wartime Butler Education Act of 1944. After all, the Labour Home Secretary, Chuter Ede, had been a major architect of that Act. Labour policy, as advocated by the National Association of Labour Teachers (NALT) – a group somewhat parallel to the Socialist Medical Association in health matters – was for multilateral schools, in which children of all classes and abilities would be taught under the same roof in state secondary schools. But the Attlee Cabinet turned its face against multilateral or »comprehensive« schools after 1945, despite protests from NALT and other teachers' organizations. The Labour Minister of Education, Ellen Wilkinson, an old left-winger, a kind of British La Pasionaria who had led the Jarrow march of the unemployed before the war, was deeply committed to the grammar schools, of which she was herself a product.[35] Even though the grammar schools claimed only about ten per cent of the secondary school population, as opposed to the eighty-five per cent attending »modern« schools, despite the clear element of social division and class segregation, Wilkinson and her successor, George Tomlinson, strongly upheld the grammar school as a channel of advancement for working-class children, and refused to promote the idea of comprehensive schools. Not until after 1951 did comprehensive state schooling become Labour's educational priority.

In other areas, too, Labour's educational policy was distinctly unsocialist. The so-called »public« (i. e. private) schools remained quite undisturbed, their favourable tax status as charities unaffected. Eton and Harrow resumed their pre-war glories amidst the austerities of post-1945 Labour Britain. George Tomlinson, a former textile worker who had left school at the age of ten, was deeply impressed by a visit to Eton College in 1947. He told the headmaster that he could have won the battle of Waterloo himself had he gone to such a school![36] Clearly socialist egalitarianism did not rank high in Tomlinson's scale of values. Again, the higher educational system, in which Oxford and Cambridge remained small, exclusive universities with an overwhelmingly public-school intake of pupils was not changed in any fundamental respect. Nor were the universities greatly pressed in the direction of promoting science and technology as opposed to the old humane disciplines. Education in particular was an area where even social democracy, let alone socialism, hardly figured in Labour's scale of values. More emphasis was placed on other objectives such as raising the school-leaving age to 14 and a much-expanded programme of school building.

Another major priority for the Attlee government, full employment policy, again shows the same unwillingness to promote distinctively socialist objectives. The main form of full employment policy consisted of stimulating and encouraging private industry to expand, and to set up new plant and developments in the old areas of unemployment. The chief technique consisted of working the Distribution of Industry Act passed by the Churchill coalition gov-

34 »Housing for Managers«, 1946 (P.R.O., HLG 104/5).

35 See *Betty D. Vernon*, Ellen Wilkinson, London 1982, chapter 10.

36 *Fred Blackburn*, George Tomlinson, London 1954, p. 6.

ernment in early 1945, though certainly the work of Dalton, then President of the Board of Trade, and his assistant, Douglas Jay. Labour took enormous pride in its achievement here, quite rightly so since the economy grew rapidly after the war with the rate of unemployment falling to about 1.5 per cent of the workforce by the time the government fell in October 1951.[37] A notable feature of the post-war period was the rapid expansion of employment opportunities for women, both in factories and in service employment. At the same time, the main emphasis was on Keynesian-style budgetary policy to promote and manage demand within a mixed economy. When Sir Stafford Cripps, that old left-winger, served at the Treasury in the period from November 1947 to October 1950, a time in the main of much expansion in production and in exports, he was careful to operate on the basis of permissive partnership with private industry. Indeed, the government which claimed to operate on the basis of socialist planning in reality gave planning a steadily reduced role after 1947 when the old manpower budget was replaced by a more flexible system of economic direction.[38] None was more zealous in this direction than Harold Wilson when at the Board of Trade in 1947–51, proclaiming a »bonfire« of controls and revelling in his freedom from socialist or other dogma.

Finally, and briefly, a last area where the Attlee government's socialism was virtually invisible was in foreign policy. Advocates of »socialist foreign policy«, invariably on the party left, found much difficulty in defining what such a policy might be. But they could at least agree that Ernest Bevin at the Foreign Office from 1945 onwards made no effort to promote one. He showed a fierce, iron hostility to the Soviet Union, more so even than the Americans in the winter of 1945–6. He built up western defences in opposition to a putative Soviet threat, first in the European defence agreement at Brussels in February 1948 and then, more importantly, in the founding of the North Atlantic Treaty Organization in April 1949. Britain under Labour maintained a high level of defence spending, higher per capita even than the United States[39], partly to participate in western defence, partly to defend the legacy of empire in the Middle East, the Far East and elsewhere. There was peace-time conscription, while Britain chose to support the United States in Korea by dispatching troops there under United Nations command in 1950. There was also the fateful decision, taken quite secretly in an unknown Cabinet committee (GEN 163) to develop an independent British nuclear weapon programme despite the scientific opposition of Professor Patrick Blackett and others. Bevin took this decision on strictly political grounds as a way of preserving Britain's great-power status. He explained that he wanted the »bloody Union Jack« to fly over the atomic bomb.[40] When news of this decision gradually percolated through the government, none of them objected to any marked degree, not even the left-wing Aneurin Bevan. Elsewhere, Britain backed the right-wing side in Greece, in opposition to the left-wing guerrilla force ELAS; it combatted left-wing movements in Indonesia in the Dutch empire in the far east and in Malaya in the British empire there; it showed much sympathy with the Arab population of Palestine rather than with the Jewish or Zionist cause, even though British Labour was traditionally Zionist and regarded a Jewish presence in Palestine as a progressive left-wing instrument of change in a Middle East dominated by feudal sheiks and imams. All in all, a socialist foreign policy appeared remote, with British priorities apparently dictated mainly by considerations of *Realpolitik*, of economic concern (e.g. with Middle East oil) and with an undue attachment to what Herbert Morrision termed »the jolly old Empire«.[41]

---

37 *Alec Cairncross*, Years of Recovery. British Economic Policy, 1945–51, London 1985, p. 26.
38 Ibid., pp. 385 ff.
39 See *C. J. Bartlett*, The Long Retreat, London 1972.
40 *Peter Hennessy*, Birth of the British Bomb, in: The Independent, 12 May 1988.
41 The Times, 12 January 1946.

There were from the start many socialist pressures against these non-socialist priorities. The parliamentary party in particular had a series of left-wing splinter groups, mainly concerned with foreign affairs. The most influential of these was the »Keep Left« group of 15 in 1947, including such famous left-wingers as Michael Foot, Richard Crossman and Ian Mikardo but also such later right-wingers as Woodrow Wyatt and Harold Lever.[42] But they could make little headway; in particular the trade unions, run by mainly right-wing figures like Arthur Deakin of the Transport Workers, Will Lawther of the Mineworkers and Tom Williamson of the Municipal Workers, were deeply hostile to left-wing deviation and fiercely loyal to a Labour government. In any case, in foreign affairs at least, the very intransigence of Stalinist Russia made protest difficult. Aneurin Bevan became strongly anti-Soviet during the Berlin blockade in 1948–9 and the pressure imposed on Tito's Yugoslavia, a country much favoured by the Labour left. *Tribune* supported the formation of NATO and also British support for the UN cause during the Korean War.[43] Until the end of 1950 the socialist left, apart from some individual constituencies, was largely ineffective. Left-wing fellow-travelling rebels like John Platts-Mills and Konni Zilliacus were expelled from the party without difficulty. Morgan Phillips, the party's general secretary in Transport House, was deft in ensuring that left-wing protests from the constituencies were swept under the table at conference time.[44] There certainly were left-wing currents at this time. In the trade unions in particular, unofficial strikes amongst dockers and railwayment testified to resentment at wage-freeze policies, to restrictions on the unions' right to strike, and perhaps to the course of a cold-war foreign policy. But the socialist pressures in the country lacked leadership and thrust.

In April 1951 these were suddenly, almost unexpectedly, acquired. Aneurin Bevan, long uneasy at the drift of foreign policy and the huge expansion of the defence budget to £ 4,700 m. in January 1951 at the height of the Korean War, resigned from the government. The cause was the imposition of charges of the National Health Service which he had created, to help with the cost of rearmament. Harold Wilson, President of the Board of Trade, resigned with him.[45] Bevan's resignation gave the socialist left a charismatic and brilliant leader which it had previously lacked. Shortly afterwards, Keep Left was re-established; in July 1951 it published a mildly left-wing document *One Way Only* which sold over 100,000 copies. From that time on, there was talk of the »Bevanites« in the constituency parties above all, but also to a growing degree in some of the unions as well. At the same time, while the longer-term implications of the Bevanite rift were damaging and surely helped in Labour's narrow defeat at the October 1951 election, these developments did not necessarily mean a fundamental breach with the basic social democratic cast of Labour policy as previously described. Bevan himself was motivated, of course, by fury at the attack on his own fine creation, the Health Service. But there was also personal resentment at the charges being imposed by the new Chancellor, Hugh Gaitskell, a public-school product of Winchester and Oxford University, whose advancement to the third highest post in the Cabinet had been at the expense of Bevan himself. The prime minister, Attlee, was perhaps at fault in not giving Bevan more conspicuous advancement to a senior position.

Bevan's quarrel with his colleagues was largely concerned with foreign affairs and defence, especially with policy towards the United States. On domestic matters, he was anything but

42 *Jonathan Schneer*, Labour's Conscience. The Labour Left, 1945–51, London 1988, pp. 60 ff.; *Ian Mikardo*, Backbencher, London 1988, pp. 109–17.

43 Tribune, 18, 25 March 1949, 30 June 1950.

44 See *Kenneth O. Morgan*, Morgan Phillips, in: Labour People: Leaders and Lieutenants, Hardie to Kinnock, Oxford 1987, p. 234.

45 On this see *Kenneth O. Morgan*, Labour in Power, pp. 441–61.

a doctrinaire socialist, let alone a consistent Marxist, as his captivating if somewhat incoherent volume of essays, *In Place of Fear* (1952) made very plain.[46] Here Bevan emphasised his own »relativist« philosophy. He proclaimed the old cause of public expenditure and social enterprise; he remained generally content with the main lines of advance as pursued by the Attlee government in which he served. He believed it had provided the basis of Britain's »middle way«, a civilized alternative to capitalism and to communism which served as an inspiration to socialist opinion throughout the world, notably in Asia, Africa and the Caribbean. The ideological gulf between Bevan and the Labour mainstream on domestic policy was not a wide one between 1945 and 1951. The main synthesis of doctrine, indeed, had come in 1948 from Herbert Morrison, one of Bevan's main adversaries, who spoke in terms of the need for »consolidation«, building on the gains achieved by 1948, rather than pushing on into new or radical territory. Stripped of the Welsh eloquence and the personal magnetism, Aneurin Bevan's call was also for something close to consolidation by that time. The freedoms already won would be slowly protected by adding other freedoms to them. Parliamentary socialism, British-style »government by discussion«, would remain the unique instrument of emancipation and of power.

III. The Trials of Opposition, 1951–64

The years 1951 to 1964 were a period of continuous Conservative government, with Labour's tally of parliamentary seats and share of the votes falling in three successive general elections, those of 1951, 1955 and 1959. After 1959, Labour held only 258 seats, compared with the Conservatives and allies' 365, and Labour's own total of 394 in 1945. This would also seem, on superficial analysis, to be a period when the British labour movement underwent a profound internal conflict between the advocates of revisionist social democracy and the supporters of a more fundamental and traditional socialism. Certainly, the party was deeply split for almost the whole of the 1950s by a virtual civil war between the rival followers of Hugh Gaitskell, the aggressive champion of the right wing, and the Bevanites, the group associated with the charismatic left-wing dissident, Aneurin Bevan. Conflict exploded at a bad-tempered annual party conference at Morecambe in October 1952, at which the Bevanites won six out of the seven seats in elections for the party's national executive. Thereafter, the Bevanites, backed up in the weekly newspaper, *Tribune*, edited by Michael Foot, were accused of forming a »party within a party«, while Gaitskell, in a fierce speech at Stalybridge in Cheshire, soon after the Morecambe conference, vigorously denounced »mob rule« and the crypto-Communists he considered to be prominent within the Bevanite revolt.[47] In the final years of Attlee's leadership down to the end of 1955, the Gaitskellites and Bevanites were in constant battles, especially over foreign and defence policy. After many escapes, Bevan was expelled from the parliamentary party in March 1955, accused of attacks on trade-union comrades and anti-party activities generally. He rejoined the parliamentary party later in 1955 and re-emerged on the Shadow Cabinet in February 1956 as shadow colonial secretary. But his relations with Gaitskell, now elected as Attlee's successor to lead the party, remained distant and difficult.

In 1957 relations between Gaitskell and Bevan improved. They had joined in attacking the Eden government over Suez. Bevan was now shadow foreign secretary and in the 1957 conference spoke on the same side as Gaitskell, both in relation to public ownership at home and

46 *Aneurin Bevan*, In Place of Fear, London 1952, especially the final chapter on »Democratic Socialism«.

47 *Philip Williams*, Hugh Gaitskell, London 1979, pp. 304–8.

to nuclear weapons policy. But the Bevanite »revolt« remained in being, with wider support now in the trade unions and the constituencies. Internal disputes now focussed on Britain's possession of nuclear weapons. The Campaign for Nuclear Disarmament (CND), formed in 1958, now called for a unilateral renunciation by Britain of her nuclear weapons and a breach with NATO's policy of nuclear deterrence. CND was given new momentum by the 1957 Defence White Paper of Duncan Sandys which placed far more emphasis than before on long-range missiles with nuclear warheads, and much less on conventional defence through the army, navy and airforce. Although both Gaitskell and Bevan were agreed that Britain should retain her nuclear capability, at least as a bargaining counter in summit diplomacy, CND continued to make rapid headway. The old Bevanite core – left-wingers like Michael Foot, Ian Mikardo and Barbara Castle – were now reinforced by a more militant trade-union leader like Frank Cousins of the Transport Workers, a vehement supporter of unilateral nuclear disarmament.[48] At the party conference at Scarborough in 1960, Gaitskell was defeated by the rank and file, with the passing of a motion in favour of unilateralism. He resolved to »fight and fight again« to defend NATO and the post-war Anglo-American alliance. In 1961 he was able to reverse the Scarborough decision and return Labour to its former position on defence. However, many conflicts remained within the party even though Bevan himself was now dead, with the European Common Market proving a new source of internal controversy. Only after Gaitskell died in January 1963, to be followed by the far more pragmatic, less dogmatic Harold Wilson as leader, did peace return to the warring ranks of the British labour movement.

Nevertheless, to regard this as a time of intense ideological conflict over the meaning of British socialism would be misleading. In practice, it is clear that the social democracy preached by Gaitskellites and the party centre and right largely captured the Labour mind. By the end of the fifties, for all the disputes over the Bevanites, Labour was a party clearly committed to revisionism, with nationalization, state planning and other old socialist clarion calls more and more muted. An important sign of the new mood came with the publication of the *New Fabian Essays* in 1952.[49] Its editor, Richard Crossman, was a leading Bevanite in the early 1950s. Yet even his contribution emphasized the need to move on from the social and economic assumptions which had prevailed during the years of the Attlee government after 1945. The most important essays came from figures strongly associated with the party right throughout the fifties. Anthony Crosland wrote of the transformation in the nature of capitalism and the class structure since the second world war which, among other things, made nationalization increasingly irrelevant. Roy Jenkins called for social equality to become the main objective of British socialists henceforth. And Denis Healey, in a trenchant contribution on foreign policy, took a tough, unsentimental, post-Marxist view of international and strategic power. He poured derision on the pacifism and utopianism with which the left had traditionally confronted international affairs. The total effect of the *New Fabian Essays* was clearly to modify greatly traditional socialist postures.

Other currents in the fifties moved in the same direction. The monthly journal, *Socialist Commentary*, edited by Rita Hinden, an ethical socialist of Jewish South African background, became an influential organ for revisionism and moderation in the party.[50] The advance of Hugh Gaitskell was associated with major modifications in the party's ideology. Social equality was declared the major objective (Gaitskell quoting Tawney in his support) while economic transformation was played down. Gaitskell himself in 1956 led the way to a

48 See *Geoffrey Goodman*, The Awkward Warrior, London 1979.

49 *Richard Crossman* (ed.), New Fabian Essays, London 1952.

50 See *Morgan*, Labour People, chapter on »Rita Hinden«, pp. 239–45, and *Stephen Haseler*, The Gaitskellites, London 1969.

more flexible approach towards public ownership and control, with measures such as co-operatives and the purchase of equity shares in industrial concerns given a higher priority than old-fashioned Morrison-style corporate nationalization or direct state planning.[51] The changes in European socialism at this time also had a major impact on the British Labour Party, despite its traditional insularity and suspicion of continental entanglements. The Swedish Social Democrats, with their Keynesian-style demand management and »reform bureaucracy« became a popular model, especially for Gaitskell himself, a pre-war admirer of Scandinavian moderate socialism. The ideological change in the German Social Democrats under Erich Ollenhauer attracted much attention, especially the 1959 Bad Godesberg programme which jettisoned the German socialists' traditional Marxism once and for all, and called for improvements within the existing economy rather than for the abolition of free competition and the market system. Of course, there were limits to what Gaitskell could achieve. In 1959, after the defeat in the general election, he most unwisely attempted to remove Clause Four, the historic commitment to public ownership, from the party constitution. He was heavily defeated at party conference, with even centre figures like James Callaghan and Harold Wilson criticising him for lack of judgement. A simultaneous attempt by Douglas Jay in an article in *Forward* to change the old name »Labour Party« and to remove Labour's class image got no further.[52] Even so, it was clear that Labour in the fifties had become a wholly revisionist party in substance if not in symbolic form.

This was emphatically revealed in the profound impact of Anthony Crosland's book, *The Future of Socialism*.[53] Published in 1956, it became the new gospel for British socialists for the next quarter of a century, quite unmatched by any similar document from the party left. Crosland was an academic economist of much distinction. From this standpoint, he argued strongly that basic structural changes had occurred in the nature of capitalism, with the transformation of the economic system during and after the war, and the divorce of management from ownership. This made a traditional nostrum like nationalization quite irrelevant – »state ownership of all industrial capital is not a condition for a socialist society«, he wrote – while, as a confident Keynesian, Crosland was sure in his view that the main problems of growth, demand and expansion within the mixed economy had been solved for all time. In place of an attack on the economic foundations of capitalism, he urged that socialists should rather concentrate on welfare and social equality, notably in reform of the state education system, redistributive taxation of property and capital gains, and a more democratic system of industrial relations. He called unambiguously for British socialists to take a more positive attitude towards profit-sharing, share-holding, industrial management and the problem of incentives. Finally, in a memorable finale, he called for socialists to embrace personal freedom, even sexual permissiveness, to react against the puritanism of the Fabian tradition in encouraging more liberty and gaiety in Britain as a society. With a trenchant style backed up by a wealth of economic, sociological and ideological analysis, Crosland provided a riveting, captivating case for a radically new look at the priorities of British socialism. In effect, he conclusively won the ideological debate within the party on behalf of the party right, the advocates of social and political flexibility, and the mixed economy. Crosland continued to consider himself to be located within the socialist tradition, but indistinctly updated form. Crosland found his book chimed in with an increasingly sympathetic mood in the Party. All sections of the socialist movement were aware of the need to move on from the distinctly traditional priorities of 1945. The old Marxist ideologue, John Strachey, offered a distinctly revisionist critique in *Contemporary Capitalism* (1956). The writings of John Kenneth Gal-

51 *Hugh Gaitskell*, Socialism and Nationalisation (= Fabian Tract 300), London 1956.
52 *Douglas Jay*, Change and Fortune, London 1980, pp. 272–5.
53 *Anthony Crosland*, The Future of Socialism, London 1956.

braith, the Canadian economist, on the corporate transformation of American capitalism, and the problems arising from »private affluence« alongside »public squalor« captured the British left-wing mind.[54] Even on the far left of British politics these newer approaches to socialism were having an impact. In the aftermath of the Twentieth Party Congress in Russia in 1956 with Khrushchev's denunciation of the evils of Stalin's regime, followed by the shock of the Soviet invasion of Hungary, many British Marxist left their old bolthole in the Communist Party. A new journal, *Universities and Left Review*, later to be christened *New Left Review*, became the vehicle for a new, more libertarian form of Marxism. In the hands of the ex-Communist historian, E. P. Thompson, the West Indian sociologist, Stuart Hall, and the literary critic Raymond Williams, the *NLR* called for a more flexible view of socialism. The emphasis was placed on Galbraithian social change and old republican concepts of popular citizenship instead of on old class-war Marxist stereotypes.[55] They also called for British left socialists to take far more account of native traditions of libertarian protest, going back to the pre-industrial Levellers of the seventeenth century, and so harmonize socialism with British cultural and historic tradition, much as French Marxists at this time were rediscovering their roots in the events of 1789 and 1848, and the democratic imperatives of the French republic. Even to the far left, Crosland was not an unwelcome guest at the feast. Meanwhile every major aspect of the British Labour Party between 1951 and 1963 showed a decisive move in these revisionist directions. The influential writings of the social scientist, Richard Titmuss, notably *Essays on the Welfare State* (1958) and *The Irresponsible Society* (1960) called powerfully for socialists to work for social change within the existing economic environment, »for redistributive justice and social participation«.[56]

On the party left, there was no major dissent. A volume of left-wing essays, *Conviction*, edited by Norman Mackenzie in 1958, basically called for a return to ethical socialism to uphold the social, public imperative in a climate of irresponsible private affluence.[57] Aneurin Bevan himself appeared to go along with the main drift of the new critique, for all his personal antagonism towards Gaitskell.[58] He gave his support to the party's economic document, *Industry and Society*, with its call for a variety of flexible approaches towards acquiring control of the commanding heights of the economy. In effect, his speech at his final party conference in 1959, shortly before his final illness and death, rescued Gaitskell after his heavy defeat over Clause Four. He repeated his call for »the language of priorities« in pursuing »the religion of socialism«. In any case, Bevan himself, as an intellectually vigorous, enquiring man, was certainly not one to remain frozen in the old-fashioned postures of the 1930s and early 1940s. He had been a trenchant critic of the structure and performance of the nationalized industries, and accepted the logic of the mixed economy. In the absence of Bevan himself there was no counter-blast to Crosland and the Gaitskellites from the Bevanite left. They contained no authoritative economist or philosopher, while important figures like Harold Wilson and Richard Crossman moved from the Bevanite camp to a far more centrist position in the party by 1960.

The Bevanite movement, in fact, was not basically concerned with proclaiming fundamentalist views on socialism in one country. It was not mainly concerned with domestic policies at all. The great themes of the Bevanite and associated rebellions were all linked with foreign

54 *John Kenneth Galbraith*, American Capitalism: the Concept of Countervailing Power, Boston 1952, and: The Affluent Society, Boston 1958.

55 *New Left Review* began publishing in 1960. Also see *E. P. Thompson* (ed.), Out of Apathy, London 1960.

56 *Richard M. Titmuss*, Essays on the Welfare State, London 1958, and: The Irresponsible Society, London 1960.

57 *Norman Mackenzie* (ed.), Conviction, London 1958.

58 *John Campbell*, Nye Bevan and the Mirage of British Socialism, London 1987, pp. 328–30.

and defence issues down to 1962. The issues that promoted conflict were the proposed rearmament of western Germany in 1952–4, policy towards the Far East and the creation of SEATO in 1954–56, the bomb and nuclear weapons policy generally in 1958–61 and to a lesser degree the European Common Market in 1961–2. The Bevanite movement and CND were protests against the rigidities of the cold war, as inherited from Ernest Bevin's foreign policy, and in favour of recognizing a more flexible international order in place of the solid rival blocs of 1945–51. On the other side Gaitskell was a passionate supporter of NATO and the transatlantic alliance. On domestic matters, it is true, *Tribune* and the Bevanites did object at first to Crosland's line of argument in the *Future of Socialism*, and they continued to stress the need for nationalization and planning as essential routes to socialism. At the same time, a left-wing movement like Victory for Socialism (VFS) also acknowledged the need for industrial expansion having a supreme priority in Labour's economic outlook, and for decentralization and forms of industrial democracy to modify the corporate managerial structure created in the nationalized industries after 1945.[59]

One significant area of doubt within the Bevanite/Tribunite camp was whether they could or should support an incomes policy in any form. The memory of the wage-freeze of 1948–50 was an unhappy one. Even so, some of the Bevanite left followed the example of Bevan himself in urging that, as socialists, they could hardly call for planning and order in every other direction of economic policy, and leave collective bargaining to the vagaries of the free market. Even Ian Mikardo, one of the most resolute members of the Bevanite group and of VFS, appeared to admit, prior to the 1959 election, that the economy could not withstand unlimited, unregulated increases in wages in which the strong, nationwide unions would prevail, and the weakest, the old and the disinherited would go to the wall.[60] On the other hand, there was the undoubted fact that the old Bevanite group had formed a major alliance with several trade unions, notably the Transport Workers' Union under Frank Cousins, in the campaign for unilateral nuclear disarmament in 1959–60. This meant a commitment to free, unbridled pressure for wage increases and whatever the market could bear. Much of the effort of the economic writers on the Labour left in the early 1960s was devoted to trying to reconcile a belief in centralized planning of production, investment, prices and wages with a defence of traditional trade union freedoms. In practice, with a flexible incomes policy, negotiated with the trade unions, the programme of the party leadership in the early 1960s, the Bevanite left – or its remnants – did not take a radically different posture. Like the Gaitskellites, too, they were deeply worried at the consumer-led cult of affluence, with the resulting threat to the social fabric and the welfare state.

By this time, Galbraith was being hailed in the pages of *Tribune* as another Thorstein Veblen, critic of the corrupt ethic of capitalism from within.[61] Much of the writing in the Labour Party at this transitional period followed a similar drift. It included Richard Crossman's Fabian tract, *Labour in the Affluent Society* (1960); Mark Abrams's *Must Labour Lose?* which pointed to the difficulty in retaining a Labour vote amongst increasingly affluent workers and a much more fluid social structure; the party secretary, Morgan Phillips's document *Labour in the Sixties* which called for the party to appeal to scientific and white-collar workers, to home owners and to housewives.[62] They tended to bring the old right and the old left together behind a common revisionist formula. Meanwhile, Gaitskell's decision

59 Tribune, 14 March 1958.

60 Tribune, 6 March 1959.

61 On this see *Richard Crossman*, Socialism and Planning (= Fabian Tract, 375), London 1967, as well as his: Labour in the Affluent Society, in: Tribune, 3 June 1960.

62 *Phillips*'s »Labour in the Sixties« (Labour Party, 1960), aroused controversy on the NEC and was merely »commended« at party conference rather than being formally adopted: see *Morgan*, Labour People, pp. 236–7.

in 1962 to come out strongly against British membership of the European Common Market had the effect of reconciling most of the remaining former Bevanites to his leadership of the party. In the meantime, CND was breaking up over the »direct action« policy proposed by Bertrand Russell and the »Committee of 100«.

The uniting of the movement behind an updated revisionism was taken much further by the advent of Harold Wilson as the party's leader in February 1963 after the unexpected death of Gaitskell (some were later to claim the result of a poisoning plot by the Russian KGB). Wilson's own pragmatic, free-floating, perhaps unprincipled role in the party certainly helped. He had a reputation of being a left-winger following his resignation with Bevan from the Attlee government in April 1951, and his early association with the Bevanites. When elected leader, he got Foot, Crossman and other allies to raise their glasses to a portrait of the dead Nye Bevan. He claimed in 1963 to be »running a Bolshevik revolution with a Tsarist shadow cabinet«, a quite extraordinary remark.[63] At the same time, it was clear that Wilson had moved far to the party centre-right ever since he succeeded Bevan on the shadow Cabinet in 1954. He had supported Gaitskell as leader in 1955 and had been party spokesman first on financial questions then on foreign affairs. He seemed to straddle all aspects of the party and to offer an open, fluid approach to leadership, unlike the dogmatism of Gaitskell, which could appeal equally to old left-wingers like Foot and the centre-right like Crosland, Jenkins and Jay.

Wilson's new ideological approach for the party, in effect, gave social democracy a new guise. He claimed to appeal to science, to modernization, to technical change. He wanted the support of scientists and white-coated workers operating in the »white heat« of a second industrial revolution; to this end, he proposed state support for science-based industries, educational reforms to promote applied science, a Ministry of Technology and much else besides. He asked for Labour to be contemporary: there was no room for »Luddites« in the Labour Party, no room for opponents of new machinery or technical advance.[64] His close advisers included people like the anatomist Sir Solly Zuckerman and the famous physicist Professor Patrick Blackett, as it happened a long-time opponent of Britain's nuclear weapons programme.[65] The effect was to give the revisionism of the 1950s more force and appeal, especially among middle-class and professional opinion. It is true that Wilson still claimed to be a socialist: indeed, he claimed that scientific change, automation, and resultant redundancies among the workforce made the case for socialist planning and public direction of the economy all the more relevant and compelling. But it was clear that the main drift of Wilson's »non-theological« approach to socialism was jettisoning much of the old socialist baggage along the way. Clause Four, controls, class-war dialectic had little place in Wilson's new vision of socialism. A party desperate for office after thirteen years of Tory government had little option but to agree.

Labour thus emerged from the bitter turmoil of the fifties and the Gaitskell-Bevanite battles, with a social democratic programme purged of the ideological material of 1945. The main emphasis was on economic expansion and growth: considerations of efficiency in justifying socialism were put forward as powerfully by Crosland in 1964 as they had been by Durbin and Jay in the 1930s. The new Department of Economic Affairs, it was argued, would provide a new stimulus in corporate partnership with the trade unions and industrial management, in place of the dead hand of the Treasury which had stifled socialist experiments ga-

63 *Janet Morgan* (ed.), The Backbench Diaries of Richard Crossman, London 1981, p. 987 (12 March 1963).

64 The Times, 2 October 1963.

65 *Bernard Lovell*, Patrick Maynard Stuart Blackett, in: Biographical Memoirs of Fellows of the Royal Society 21, 1975, pp. 75 ff.

lore in the past. There was much talk of socialism »being about science«. Close economic advisers like Thomas Balogh urged that a new dynamism be injected into the economy through a combination of public and private planning.[66] The main novelties concerned social issues, including a revamped welfare state as regards health, housing and pensions; a big push towards comprehensive secondary schooling and a great increase in higher education including technology; and improvements in the quality of life including state support for the arts, curbs on censorship of books and plays, and greater freedom for women, along with improvements in race relations. Wilson himself sounded more like a revived version of the radicalism of Lloyd George or the early Churchill than a dedicated socialist. The most powerful intellects in the movement – Crosland, Jenkins, Healey, Jay, even former left-wingers like Crossman and Peter Shore – were all more or less located in the revisionist camp.

In the event, the campaign just about succeeded. Wilson won a very narrow majority in 1964 and, in a second general election in March 1966, gained a majority of almost 100, recalling memories of the halcyon days of Attlee's triumph in 1945. For the first time since 1950, Labour seemed to have stemmed the Tory tide. Labour's share of the vote rose from 43.9 per cent in 1959 to 48.1 per cent in 1966. Seats in the middle-class heartland of England, suburban and commuter constituencies, cathedral cities, some seaside resorts, places like Oxford and Cambridge, York and Lancaster, Hampstead, Brighton (Labour's first-ever gain in Sussex), Exeter and Norwich all went Labour's way. So, too, did rural outposts in Norfolk, North Wales and the Scottish highlands. In the light of this, Wilson claimed to have gone beyond Attlee's achievement of 1945, and to have made Labour the natural majority party, the normal party of government for Great Britain. Few could argue against him in the euphoric aftermath of victory. It was a victory for pragmatism, revisionism and corporate management as opposed to dogma and class war.

IV. The Break-up of Consensus Politics, 1964–81

The six years of Harold Wilson's government saw an attempt to make this style of social democracy work. It tried to breathe new life into the old mixture of welfare reform and Keynesian demand management, with the new magic ingredient of scientific improvement and technocracy. Wilson's experiment went on until June 1970 when he was unexpectedly turned out of office by the Conservatives under Edward Heath. In fact, Labour was to come again to office in the 1970s, with Wilson serving as prime minister a second time from March 1974 to April 1976, and James Callaghan then taking over, the last Labour prime minister perhaps, until defeat at the hands of Mrs. Thatcher's revitalized Conservatives in May 1979. Wilson's ministry of 1964–70 was an overt attempt to lead the party and the TUC in an updated revisionist direction. In fact, it was overall a dismal failure. Indeed, the record of this government, coinciding with profound difficulties for an increasingly vulnerable economy, led to the first serious setbacks that social democracy had suffered in the arguments within the labour movement since the early 1930s. Its association with Harold Wilson himself, an increasingly discredited figure, preoccupied with paranoid fears about the BBC, the press and possible coups or putsches by political opponents, did it immense harm. Of course, there were some genuine achievements in a progressive direction in the 1964–70 period. Roy Jenkins's enlightened régime at the Home Office, with its protection for abortion, homosexuals and an uncensored literature, chimed in with the »permissive« tolerance at the time (though somewhat redressed by a much more conservative stance by James Callaghan at the Home Office in 1967–70). There was some expansion of the social services, including the

66 *Thomas Balogh*, Planning for Progress (= Fabian Tract 346), London 1963.

first revamping of the social security system since Beveridge. Higher education grew rapidly; the arts received immensely greater support from state funding; the »Open University« was a pioneer of adult education; capital punishment no longer disgraced the British criminal justice system; more of the public records were opened up to historians. In economic policy, new life was breathed into regional development policies for Scotland and Wales, while the dock labour system was radically overhauled. Harold Wilson retained much of his personal popularity most of the time, as a down-to-earth northerner who contrasted with the »grouse-moor« image of the Conservatives led by the fourteenth Earl of Home.

Nevertheless, as far as the broad outlines of social and economic policy were concerned, the government's version of socialism was steadily discredited. A notable feature was the failure to keep the economy under control; indeed, Anthony Crosland in *Socialism Now* (1974) was to look back critically at the total failure of the governments in which he had served to maintain an acceptable rate of economic growth.[67] There were constant balance of payments crises and threats to sterling. There was a huge sterling crisis in June–July 1966; immense debts were run up with the International Monetary Fund and American and other central banks; the pound was devalued to $ 2.40 in November 1967, and the budget of 1968, with colossal cuts back in expenditure and £ 923 m. of tax increases, more or less ruled out any prospect of economic growth thereafter. For all the technical excellence of Jenkins at the Treasury in 1967–70, Labour's general handling of the economy seemed incompetent and lacking in direction. The new Department of Economic Affairs collapsed ignominiously and its »National Plan« was a farce. The air of confidence and managerial calm that had accompanied the revisionist theses of the 1950s at once dissolved.

Again, the party itself seemed to be lacking in unity and direction. With one crisis after another, there were huge losses in by-elections and a steady fall in the membership of constituency parties. Party members were disillusioned by constant cuts in public expenditure, notably in housing and education, by support for American policy in the bombing of North Vietnam, and by failure to put down the illegal white supremacist regime of Ian Smith in Southern Rhodesia. Labour seemed to be losing its nerve and social democracy its appeal. There was no significant socialist diagnosis similar to those of Jay and Durbin in the thirties, or Crosland in the fifties. The old right-wing *Socialist Commentary* failed to build up its circulation and finally went out of business early in the 1970s.

Worst of all for the government, the liaison with the trade unions, which had sustained the Attlee government in the darkest days in 1945–51, gradually collapsed. The unions remained stubbornly reluctant to participate in long-term economic planning and rejected attempts to impose an incomes policy on them. All attempts to create a voluntary agreement between the Wilson government and the TUC broke down. In 1969 there was a huge crisis. Following the publication of »In Place of Strife«, a document produced by the old Bevanite Barbara Castle, now Secretary for Employment, a government measure sought to impose penal sanctions, including possible imprisonment, on trade unions who refused to have a »conciliation pause« or ballot their members before taking strike action. The major unions, led by Jack Jones of the Transport Workers and Hugh Scanlon of the Engineers, flatly refused to accept anything of the kind, despite all Wilson and Mrs. Castle's diplomacy and threats. It became clear that a majority of the parliamentary party and Cabinet ministers, ranging from Callaghan on the party right to Crossman on the left, agreed with the unions in rejecting penal or legal sanctions. Finally in June 1969 Wilson had to climb down, humiliatingly, and agree to a form of voluntary pay restraint, monitored by the TUC itself, which no-one really expected to work.[68] As a result, not only the main outlines of a corporate strategy

67 *Anthony Crosland*, Socialism Now, London 1974, chapter 1.

68 The Times, 19 June 1969. Also see *Peter Jenkins*, The Battle of Downing Street, London 1970.

for social democracy had collapsed; the trade union alliance, the lynch-pin of the British labour movement since the days of Keir Hardie in 1900, seemed in danger of disappearing. When Wilson's government tamely fell from office in 1970, the main rationale for endorsing a revisionist form of socialism seemed in danger of disappearing. British social democracy, its claim to offer a viable »middle way« as Aneurin Bevan had urged, had lost confidence in itself.

In these circumstances, it is not surprising that, quite apart from a steady drift of middle-class and centrist voters to support the Conservatives, within the labour movement a new and sharper form of socialism began to assert itself for the first time since the early Bevanite period. It was indeed more broadly based that the old, essentially parliamentary *Tribune* group. The distance created between remote, incompetent government and a radical rank and file led to much pressure from students and others for new forms of internal democracy and accountability; they built on the 1960s pressure for »participation« which a younger Cabinet minister like Anthony Wedgwood Benn encouraged. There was also a growing movement within the unions for industrial democracy or forms of workers' control. Indeed, the two dominant figures emerging within the trade union world in the 1960s, Jack Jones of the Transport Workers and Hugh Scanlon of the Engineers, were both strongly identified with quasi-syndicalist pressures of this kind. They were also members of the left-wing Institute of Workers' Control which looked back to the old decentralist traditions of the shop stewards in 1914–18. In the uproar surrounding »In Place of Strife« in 1968–9, they argued that basic questions of economic control could only be answered by a massive transfer of power to the workers.[69] They declared that centralism and corporatism had broken down, as the Wilson government's failures showed; power now really lay on the shop floor or at the pit-head in union negotiations, as the Donovan Commission on the trade unions had argued in 1968. This marked an important new development in the emphasis of British socialism, a line of argument dormant since G. D. H. Cole had advocated his decentralist version of »guild socialism« during and after the first world war. It was echoed in the »Socialist Charter« produced by the Tribune group of Labour MPs in June 1968: this called for more public ownership defined in terms of industrial democracy. Britain's poor record of manufacturing performance and of industrial relations was attributed to the alienation of the workers and their inability to control the decisions which shaped their working lives.[70] In the TUC, notably through someone like Hugh Scanlon, this new pressure made much headway, especially after the traumatic conflict with the Wilson government over incomes policy in 1969. The successful »work-in« by shipyard workers at the Upper Clyde yards in 1971 gave this movement a further enormous boost.

In the years after the June 1970 general election, with Labour now in opposition, this new industrial impulse towards socialism began to merge with developments in the party itself. The effect was to give vitality to a more rigorous and doctrinaire form of socialism. The catalyst here was Anthony Wedgwood Benn, a minister in Harold Wilson's Cabinet down to the 1960s.[71] Re-christening himself Tony Benn, he became, quite at variance with his past as a centrist, pro-European minister, the voice of a powerful grass-roots surge towards a more extreme socialism. Benn sensed that the old corporate style of social democracy had bred only cynicism and failure in 1964–70. Instead, he took up the cause of participation, democratic involvement and control by the party over candidates, the manifesto, the shadow Cabinet

69 The major force here was the Institute of Workers' Control, founded by Ken Coates and Tony Topham in 1964. Also see *Jack Jones*, Jack Jones, Union Man, London 1986, pp. 174 ff.

70 Tribune, 6 June 1968.

71 See particularly, *Tony Benn* (ed.), Tony Benn. Office without Power: Diaries 1968–72, London 1988.

and the party leadership. As chairman of the Labour Party in 1971–2, he launched the exercise »Participation '72«; it proved especially popular amongst students and others excited by the events of 1968 in France and elsewhere, and depressed at the failures of the Wilson administration. Participation might have led anywhere. In Benn's hands, it was, however, linked with more socialism, with »an alternative economic strategy« under which stringent planning controls would be imposed and the 25 leading firms in the country taken into public ownership.

Benn also took up a wide variety of other radical programmes – unilateral nuclear disarmament and withdrawal from NATO (he had previously been a supporter of Britain's independent nuclear capacity), a withdrawal of British troops from Northern Ireland and a new dialogue with the violent wing of Sinn Fein, opposition to British membership of the Common Market (he had earlier been a staunch »European«) and a willingness to associate with the Trotskyists and other far-left militant groups in an extra-parliamentary, or even anti-parliamentary, movement of democratic socialist protest. Under Benn's charismatic lead, an extensive programme of nationalization and state control, unknown since the early 1930s, was combined with decentralization and devolution. In addition, Benn was anxious to ensure the freedom of the press, the accountability of judges, generals and civil servants, and to maintain the civil liberties of dissidents active on behalf of feminism, »gay lib«, environmentalism, animal rights or other radical causes.

The Benn approach was, theoretically, a mess. The attempt to reconcile Marx with Rousseau was incoherent and Benn himself never at any stage produced a clear ideological statement of his theories.[72] He was himself a crusader rather than a rigorous thinker. When in the 1960s he had told Anthony Crosland of his wish to lose a reputation as an intellectual, Crosland crushingly replied that it was first necessary for Benn to acquire one.[73] Nevertheless Benn did reflect and respond to some important shifts in the British labour movement. The Wilson government had brought wide disillusion with the outlook and strategy of post-war consensual social democracy, especially amongst the trade unions. The old economic postulates of Keynesianism were being undermined, especially with the world-wide stagnation of trade and manufacturing accelerated by the oil price inflation in 1973–4, after the Arab-Israeli war. Stuart Holland, an economist who was one of Benn's close supporters, argued in *The Socialist Challenge* (1975) that the theoretical foundations of Keynesianism were being rapidly destroyed, especially by the growth of multi-national corporations; they undermined the capacity of the British economy to regulate itself.[74] Certainly after the economic holocaust of 1973–4, the old Crosland-style confidence in Keynesian demand management, the mixed economy and welfare democracy seemed impossible to sustain.

Curiously enough, despite these important pressures in the trade unions and in the grassroots in the Labour Party, the leadership remained wedded to the old formulae. The old former Gaitskellite right suffered a series of crushing defeats in 1970–4. Labour declared itself firmly against membership of the European Common Market, despite protests from Roy Jenkins, Shirley Williams and other social democrats. Party conference passed radical motions in favour of a unilateral non-nuclear defence policy and swingeing nationalization at home. Yet the leadership remained much the same. After all, the key figures were men like Harold Wilson, James Callaghan, Roy Jenkins, and Denis Healey, who had emerged in politics in the Attlee years and had held key posts in the 1964–70 government. Somewhat unexpectedly, Labour returned to office in March 1974 with Harold Wilson again premier, after

72 Benn's main political writings are *C. Mullins* (ed.), Arguments for Socialism, London 1979; *Mullins* (ed.), Arguments for Democracy, London 1981, and: Fighting Back, London 1987.

73 *Susan Crosland*, Tony Crosland, London 1982.

74 *Stuart Holland*, The Socialist Challenge, London 1975.

the Conservative government of Heath had been defeated in a national strike by the coal-miners – not one defeat, but two, since the miners, under pressure from grass-roots Marxists like Arthur Scargill in Yorkshire, were successful in strikes in February 1972 and then February 1974.[75] Even so, in an atmosphere of impending industrial and financial crisis, and in face of a growing radicalism from Benn's supporters in the constituencies, the Labour governments under first Wilson and then Callaghan in 1974–9 largely repeated the old themes. In the crisis of the seventies, with much talk of national decline, old-style revisionist social democracy made its last stand.

Harold Wilson's government after March 1974 had no socialist, or other, initiative to offer. Its main priority was to ensure that Labour did not tear itself apart in disputes over membership of the European community; in this, Wilson, a supreme tactician but an ideological conservative, succeeded. Benn's »alternative« strategy of public ownership of 25 major companies, public enterprise boards, planning agreements at home and import controls against foreign manufactures was carefully suppressed. Wilson used a personal adviser, Richard Graham, as a »Benn-watcher« to ensure that Benn was kept under control. Key civil servants were used for the same purpose. Benn himself weakened his own prestige by supporting a string of workers' co-operatives – the Scottish *Daily News* and *Daily Express*, Norton Villiers Triumph motorbicycles, Kirkby Engineering, which all proved commercial failures. They were derided in the Cabinet as »Benn's follies«.[76] After the successful vote in favour of membership of the EEC in June 1975, Wilson moved swiftly to transfer Benn from the important Department of Trade and Industry to the less crucial Department of Energy. Benn did not resign from the government, as his left-wing follower Eric Heffer had done in protest at Wilson's watering down a National Enterprise Board much supported on the left.[77] Even so, Benn's move from the Department of Trade marked a clear political defeat for him. In effect, it ensured that the voice of fundamentalist socialism in the 1974–9 Labour government was silenced for the duration. Old ex-Bevanite members of the government, like Michael Foot and John Silkin, proved as hostile to Benn as were Wilson and Callaghan, since they regarded Benn as erratic, volatile and disloyal.

Down to its fall in May 1979 the Labour government, somewhat desperately, continued to pursue a policy broadly in line with the social democratic consensus of the past. There were few concessions to socialism – the nationalization of the docks and British aerospace; the planning work of the modified National Enterprise Board; on the educational side, pressing on with comprehensive schools, but not much else. The prime minister from April 1976, James Callaghan, was a cautious, traditional figure mainly concerned with the survival of his minority government and keeping Britain free from economic collapse. The policy of Denis Healey as Chancellor of the Exchequer from 1974–9 was far removed from the intentions of the socialist zealots in the constituencies. In fact, from 1976 he became the first monetarist and privatizer to serve in the Treasury, Conservative or Labour. The serious balance of payments crisis which led to a huge loan negotiated with the International Monetary Fund produced a policy of cash limits and restriction on the money supply. There were cuts of £ 3 billion imposed on public spending for the period 1977–9, which included the raising of £ 500 m. from the sale of shares in British Petroleum, a state-owned concern. Conservative monetarists in the 1980s were to observe how Healey's policy gave them valuable guidance on how to privatize and roll back the frontiers of the state.[78] Healey and the prime minister,

75 See particularly *Michael Crick*, Scargill and the Miners, Harmondsworth 1985, and *Morgan*, Labour People, pp. 289 ff.

76 *Joel Barnett*, Inside the Treasury, London 1983, pp. 35 ff.

77 For Heffer, see *Eric Heffer*, Labour's Future: Socialist or SDP Mark 2?, London 1986.

78 See *Kenneth O. Morgan*, Nationalization and Privatization, in: Contemporary Record, 2, No. 4, winter 1988.

Callaghan, repeatedly urged that increased public spending would only fuel inflation and add to mounting unemployment. »You cannot now, if you ever could, spend your way out of recession«, Callaghan told the 1976 party conference, using words commonly attributed to his son-in-law, Peter Jay, a financial journalist and apostle of curbs on the money supply.[79] Healey's policy seemed to be working in 1978 with falling inflation, rising output and a stronger pound, but it could hardly be claimed to be the outcome of socialist policies. Meanwhile, the government's foreign and defence policies contained no concessions to socialist opinion either, since Trident and the American Cruise missiles were accepted, and the government secretly went ahead with the immensely expensive Chevaline nuclear weapons programme.

There was mounting fury in the party, especially from those associated with Tony Benn and the »Campaign for a Labour Victory«, at what seemed to them a betrayal of socialist principles. It was increased when the government tried vainly in the autumn of 1978 to impose a five per cent wage increase norm on the unions. They rejected it out of hand. The so-called »winter of discontent« saw a great rash of strikes, starting with car workers and oil tanker drivers in the Transport Workers' Union, and continuing with public service workers amongst health service employees and local government workers like dustmen and school caretakers.[80] The pressure for grass-roots protest in the unions, building up since the late 1960s, now became uncontrollable, pulling down the Labour government in its wake. Ironically, Jack Jones and Hugh Scanlon, leaders of the workers' democracy crusade in the sixties, were now trying in vain to get the unions to show restraint to keep a Labour government in being. But they were both retired by 1979 and their successors were unable to exercise the same authority. Labour was thus defeated in the 1979 election, with grass-roots socialism in the constituency parties being matched by caution and »consolidation« amongst Callaghan and other party leaders. Not surprisingly the Conservatives defeated them and Mrs. Thatcher began her long reign in office, still in progress in mid-1989.

After the election, the conflict over the nature and purpose of socialism became ever more savage. Callaghan, the last symbol of the consensus politics of the Attlee years, stood down as party leader at the end of 1980. He was followed by Michael Foot, the voice of the left who defeated Denis Healey and other right-wing challengers. Labour now appeared more rigorously socialist than at any time in its history since the end of the first world war. The Bennite campaign pushed through, in conference after conference, policies for mass nationalization, nuclear disarmament and withdrawal from the Common Market. It was combined with attempts to place new curbs on the parliamentary party, with the mandatory reselection of candidates, and an electoral college product to provide a mass election of the party leader instead of it being the prerogative of the parliamentary party as it had been since 1906. Every major development in the party seemed to favour the Bennites now. The unions were more and more distanced from the party leadership; many of the major unions were under clear left-wing impetus as with the Transport Workers, somewhat erratically led by Moss Evans, and the Mineworkers whose new president was the hard-line Yorkshire Marxist, Arthur Scargill. Constituency parties, often representing small party membership in decaying inner city areas, invariably adopted a strong left-wing posture, and re-selection imposed a great challenge to MPs of the party centre or right. Labour local authorities, notably in London boroughs like Brent, Lambeth or Brixton, reflected the views of left-wing socialist zealots, many of them far removed from the old social democratic tradition. Often feminist women, advocates of »gay lib«, Irish supporters of Sinn Fein, or black activists anxious for »black sections« within the Labour party took over control.

79 The Times, 28 September 1976.

80 See the issue of Contemporary Record, 1, No. 3, autumn 1987, pp. 34–43.

It was this kind of development that led to the breakaway of Mrs. Williams, Jenkins, Owen and others to form the Social Democrat Party in early 1981. It eventually drew in a total of 29 Labour MPs (and also one Conservative), committed to the mixed economy, the Atlantic alliance and membership of the Common Market. They deplored Labour's lurch to the left and looked back nostalgically to the »broad church« moderate socialism of Hugh Gaitskell in the 1950s. For a time they made a considerable impact on British politics and won two seats in by-elections in 1981, including a remarkable triumph for Shirley Williams at Crosby in Liverpool. They formed a somewhat tense alliance with the centrist Liberal Party and fought the 1983 general election on this basis. However, the SDP won only 6 seats in the general election, and the Liberals', even though between them they polled 26 per cent of the vote, a little below Labour. The 1987 general election was no more successful for them, the Alliance winning only 22 seats as Mrs. Thatcher cruised home to victory: the SDP itself won a mere 5. Immediately after the election, the Alliance disintegrated, and the Social Democrats with it. The majority of the SDP in effect fused with the Liberals to form a weak new centre grouping renamed the Democrats under the leadership of a former Liberal MP, Paddy Ashdown. The rump of the SDP consisted of only three MPs, under the increasingly right-wing leadership of Dr. David Owen. Overall, the SDP was an incoherent, vague body of largely middle-class centrists with little positive identity or ideology. It quite failed to supplant the Labour Party as the main party of opposition and the voice of the British left.

The climax of the left-wing, socialist campaign within Labour's ranks came with a bitter contest between Tony Benn and Denis Healey for the relatively powerless post of party deputy leader in 1981. It was a battle that had both ideological and sociological implications. Benn was supported by a wide variety of socialists, ranging from the Marxists of Militant Tendency, to the apostles of workers' democracy in the unions. He had much strength among elements that had become increasingly powerful in the Labour party in the 1970s, including public service workers' unions like NUPE (National Union of Public Employees) and COHSE (Confederation of Health Service Employees) which had grown as the old mass manufacturing unions had declined. Many of Benn's activist supporters were young with no roots in the party or commitment to traditional values. Healey, by contrast, was largely supported by the parliamentary party and the older type of union leader in unions such as the Engineers and the Electricians. His policy was one of traditional parliamentary democracy, an economic policy based on the same kind of mix as had prevailed in the Keynesian years after 1945 and a defence policy attached to NATO and the American alliance. Healey supporters accused the Benn militants of being undemocratic and unrepresentative. By the narrowest of margins (50.5 % to 49.5 %) Healey just won, but the narrowness of his victory was what impressed observers. Meanwhile, with the benign, pacific figure of Michael Foot as leader, an old Bevanite who felt out of sympathy with the Bennites yet wanted the socialist advance to continue, the party remained poised for a further shift towards radicalism.

The 1980s, therefore, began in total contrast to the 1960s. Twenty years earlier, the revisionists of the stamp of Crosland and Gaitskell had dominated the party: Wilson's triumph in 1963–6 gave them new authority. In the early 1980s, by contrast, Labour was committed, on paper at least, to a radical socialist programme, tied in with the demands of left-wing union leaders, without parallel in the party's history. By contrast to ageing figures like Callaghan and Healey, Benn and his supporters seemed dynamic and to have faith in their ideal. Attlee's famous »broad church« or popular coalition seemed to be at an end. Consensus politics and economics appeared to be discredited in the industrial relations crisis and collapse of the international economy of the later 1970s. The British Labour movement seemed, for perhaps the first time in its history, poised for a massive advance towards a genuine socialism in our time.

V. The Decline of British Democratic Socialism, 1981–89

The year after 1981, however, saw the frustration of all these hopes. In large measure, of course, this was the product of electoral defeat. Labour did calamitously under Michael Foot's leadership in the 1983 election, winning only 28 per cent of the vote, the lowest since 1918. The new, youthful leader, Neil Kinnock, a left-winger by background also, did better in 1987 but Labour still finished up a poor second, with Mrs. Thatcher cruising home to a majority of over 100 once again. Labour became the only major socialist party in western Europe not to participate in government in the 1980s. A period of indefinite Tory rule seemed in prospect with many commentators talking of the decline of the Labour Party in the same terms as the downfall of the Liberal Party had been discussed after 1918.

On all fronts, British socialism appeared demoralized and discredited in the 1980s. The trade unions, the vanguard of a new industrial democracy in the 1970s, increasingly lost public support after the »winter of discontent«, and the Thatcher government's measures to curb union powers and privileges won a good deal of approval in the public. The defeat of the miners in the national strike of 1984–5 further weakened the unions' position.[81] In any case, union membership was falling rapidly in the economic slump of the 1980s, from 13 million at the start of the decade to barely 8 million in 1988. The role of the unions as a loyal prop to the Labour Party became less and less clear: indeed Ron Todd, the general secretary of the Transport Workers, embarrassed Neil Kinnock at the October 1988 party conference with a series of aggressive speeches in favour of nuclear disarmament and more nationalization. Such behaviour would have been inconceivable from, say, Ernest Bevin or Arthur Deakin in the past. By 1988 the value of the link with the unions was increasingly questioned within the Labour Party. Many called for an end to the »block vote« in party conference, for winding up old-fashioned union affiliation and going towards a continental system of mass individual membership. In the 1987 general election, the union leaders played only a very minor part in Labour's campaign. With the declining prestige of the unions, a major component in the new thrust towards a more committed socialism was being lost.

Equally, the grass-roots pressure for a new socialist strategy, so vocal at party conference, began to lose its appeal. The 1980s confirmed the doctrinaire socialism was deeply unpopular with the electorate. The Thatcher government's policy of »privatizing« nationalized industries, beginning with the popular denationalization of British Telecom in 1984, met with relatively little opposition. The nationalized industries were not popular in themselves. They were associated with economic decline and, notably in the mining industry, with failures in industrial relations. It was hard to proclaim nationalization as a glowing instance of socialism in action. On the contrary, the sale of shares in »privatized« concerns, notably British Gas whose sale raised £ 5 billion and BP which raised £ 7.2 billion in 1986–7, was widely popular, including amongst trade unionists; large numbers of them became shareholders for the first time. Electricity, water and, perhaps, coal and steel would follow.[82] The Bennite call for more nationalization and state control was less and less effective. A major factor was that Tony Benn himself, perhaps surprisingly, lost much of his effectiveness after his narrow defeat for the deputy leadership by Healey in 1981. In fact, that defeat proved a decisive rebuff for Benn who was increasingly marginalized, first by Michael Foot and then by Neil Kinnock. Ill-health also played its part in Benn's decline, as did defeat in his Bristol constituency in the 1983 general election. By 1989 Benn was an elderly fringe figure whose historic moment appeared to have passed. His influence on the National Executive was much reduced from the great days of 1979–81. A heavy 8–1 defeat at the hands of Neil Kin-

81 See particularly *Martin Adeney/John Lloyd*, The Miners' Strike, 1984–5, London 1985.
82 The Observer, Privatization Survey. A special report, 25 October 1987.

nock in the leadership contest in 1988 confirmed Benn's increasing irrelevance. Gradually the major Bennite figures ceased to be important – Eric Heffer a declining force who won only puny support for the deputy leadership in 1988; Michael Meacher a centrist figure who foreswore the days when he had been regarded as »Tony Benn's vicar on earth«. Most of the Tribune group were »soft left« loyalists. By the end of the 1980s, the Bennites appeared to be the same kind of disintegrating force as the Bevanites had been before them. They retained a destructive, divisive power, but they were no longer a serious factor.

By the end of the 1980s, therefore, despite the new socialist pressures at the start of the decade, British Labour yet again appeared to be moving towards a kind of social democratic consensus. But this time, of course, it was doing so against a background of endemic weakness. Since it emerged as a major force after 1918, Labour had retained its optimism, secure in its working-class support, believing that the future belonged to the left. Some time, as in Edward Carpenter's old hymn, England would arise. In the Thatcher years, with Labour's support in the polls having fallen almost continuously in elections since 1951, with the old working class eroding and the manufacturing base contracting, with Labour almost driven out of southern and eastern England and the London area, the party appeared to be caught up in long-term decline. All the reformulations of British socialist doctrine in the late 1980s reflected this background of defeat and pessimistic foreboding. Roy Hattersley, in *Choose Freedom* (1987) emerged as a spokesman of a new form of revisionist social democracy, which accepted the changes in public doctrine and the social structure of the Thatcher years. The emphasis swung heavily from public ownership and the overmighty power of the state towards a Tawney-like restatement of the case for socialism in terms of positive freedom, and »equality of outcome«. It also implied continued membership of the Common Market, a defence policy conceived within NATO and an incomes policy to regulate wage demands at home.[83] Bryan Gould, another major figure in the party after the 1987 election, went even further towards the Thatcher ethic. He urged socialists to come to terms with the market as an agency for distributing goods on the supply side and allocating choices. Among other novelties, he urged Labour to come to terms with the share-holding revolution, and indeed to welcome and encourage it.[84] Both he and Hattersley talked in terms of a »social enterprise« economy which embodied some at least of the Thatcherite rhetoric. The party leader, Neil Kinnock, called for »realism« in the pursuit of power. It is worth nothing that he was himself a product of the post-Beveridge generation of student socialists, and of a South Wales very different from that of Aneurin Bevan in the 1920s. He openly attacked Militant Tendency at the 1985 party conference as a narrow, introspective sect. His speech to the 1988 conference urged the need to break with old shibboleths and accept a social market philosophy. Under his lead, Labour took on board such unfamiliar cries as »law and order« and the rights of the private consumer and home-owner. In spite of criticism from the Bennite left and from unreconstructed trade unionists like Ron Todd, it appeared that the bulk of the party, despairing after repeated electoral failures, was prepared to follow in these unfamiliar, middle-class directions.

The general impression of British socialist theory at the end of the 1980s was one of general loss of confidence. No major socialist restatement had appeared since Crosland's *Future of Socialism*, thirty-two years earlier. The public ethic of British life, based on old influences like the *New Statesman*, the London School of Economics and the doctrines of the old left intelligentsia, had changed beyond measure. The communal, fraternal philosophy which had inspired George Orwell during the war and provided a message for African, Asian and Carribean socialists since 1945, had withered. Instead, the materialist, market outlook of the Con-

83 *Roy Hattersley*, Choose Freedom, London 1987.
84 *Bryan Gould*, Socialism and Freedom, London 1986.

servatives had become buoyant and aggressive. Indeed, the political mood in Britain had shown a distinct shift to the right since the 1970s. It was far from complete. Even Mrs. Thatcher had to take account of enduring popular enthusiasm for the National Health Service and other components of the welfare state, for instance, and the social legacy of the Attlee years after 1945 still survived. The Conservatives' appeal to »citizenship« in 1988 reflected this. But in terms of ideology, British socialism had ceased to be innovative long since. This was widely realised, even on the far left. *Tribune* in the 1980s was very far from the cheerful voice of republican democracy it had been, say, in the 1950s. No major restatement of British left socialism emerged in the eighties. Even the monthly *Marxism Today*, a vehicle for the Communist Party, espoused a distinctly libertarian, non-Marxist form of »Euro-Communism«, clearly bourgeois in conception, sometimes nicknamed »designer socialism«. The Communist historian, Eric Hobsbawm, was much associated with this view.[85] Even British Marxists recognised that in a society where workers were increasingly affluent, where two thirds of the population owned their own home and where the great majority were car-owners, the old class-war doctrines were almost absurdly irrelevant. The forward march of Labour had been halted. Even in *Marxism Today*, the appeal of the market and the cry for modernization was heard.

Socialism has been a force of great intellectual distinction and political dynamism in twentieth-century Britain. The Webbs, Tawney, Cole, Laski, Strachey, Durbin, Jay, Crossman, Crosland have contributed to a central pivot of modern British history. The practical legacy is seen in the welfare democracy and economic planning created by the Attlee government in 1945–51 which formed much of the consensus of policy for all governments henceforth down to the Thatcher era in 1979. Yet overall there is a sense of decline. The more aggressive, class-conscious forms of socialist doctrine have tended to founder, whether it be the Bevanite parliamentary version of the 1950s or the industrial democracy of the early 1970s. Both were based on class stereotypes which conformed less and less to the reality of post-imperial Britain. The more acceptable forms of revisionist social democracy have made less headway than, say, in Sweden or West Germany, in part because of the enduring British sense of economic decline and social disintegration. Not only Labourism, but Keynesianism as well has been a casualty of these forces. Socialism in Britain, therefore, has lacked direction and seems increasingly old-fashioned.

Another basic problem for British socialism, of whatever form, is that it has been confused with other arguments. It has been caught up, notably, in the conflicts over nuclear disarmament with debates about Britain's moral or strategic role in the world, and how it comes to terms with the downfall from imperial greatness. The disputes over entry into the European economic community reflect this same theme. At home, British social democracy has been preoccupied as much with democracy as with socialism.[86] Labour has frequently been consumed with dispute as to how far it is an internally representative and participatory party, different from the élitist, deferential Tories. Hence since 1918 conflicts between the grassroots in the constituencies and the unions and the leadership in parliament has tended to subsume the wider debate about whether Labour is in any serious sense a socialist party. It was this theme that gave temporary momentum to the Bennite campaign in 1979–81. The divisiveness permanently embodied in the 1918 constitution ensures that the issue will not go away.

As the 1990s approach, the British Labour Party, perhaps like Britain itself, resembles a tired, ageing giant whose days of greatness lie in the past. Many of the appeals to the Labour

85 *Eric Hobsbawm et al.*, »The Forward March of Labour Halted?«, London 1982.

86 See *Kenneth O. Morgan*, The High and Low Politics of Labour: Keir Hardie to Michael Foot, in: *Michael Bentley/John Stevenson* (eds.), High and Low Politics, Oxford 1983, pp. 285–312.

faithful are couched in appeals to history – Labour's own alternative history of the Tonypandy riots and the Jarrow march, the general strike and the 1945 election, Keir Hardie's cloth cap, »Uncle Arthur« Henderson, Nye Bevan's charisma, the idealism of Tawney or Orwell. The very images of the Labour Party tend to be old-fashioned and out-dated – working-class terraces, football crowds on a wet afternoon, fish and chips, charabanc trips to the seaside. While cherished in television serials like »Coronation Street«, it is all far removed from the *mores* of British society in the 1980s. Yet attempts at modernization have not got very far. The Labour Party conference still ends with the singing of the »Red Flag«. Its procedure is a shambles and its composition undemocratic. The tension between social democracy and socialism in Britain has, therefore, been prolonged and in many ways destructive. It has failed to generate the fresh energy manifest in the socialist parties of France, Spain or Scandinavia. Policy reviews are presently under way and it may be that in the 1990s British socialism, in however diluted a form, may once again be a challenger for power. In March 1989, Labour actually took a narrow lead in the opinion polls, though this was due to mistakes over economic, health and environmental policies by the Thatcher government. Overall, socialism here seems the dated text of a struggling sect. At the end of the twentieth century, a great party, born at its very beginning, searches around desperately for a new Messiah.

*Summaries**

Detlef Lehnert

The Historical Sociography of the Structure of the Electorate of the »People's Party« and Regionalisation in the German Party System since the Foundation of the Reich

Through the ages, at least three different concepts – each with their own unique profile – are linked with the political claim to represent a »people's party«. In the 19th Century Democratic (»popular rule style«) opposition to the establishment party of »education and wealth« was mobilised. In the first half of the 20th Century a strong thrust towards the »national community« distanced itself from the milieu parties allied to class or confession. Since the 1950s »people's party« has largely been identified with the »catch-all« principle of winning over the electorate, and thereby distinguished from regional parties, minority parties or specific coalition parties. Instead of instrumentalizing it as an ideological term this paper uses as an analytical starting point a definition of a people's party provided by a sociographical analysis. This definition is used to investigate the distribution of voters recruited on the basis of empirical, verifiable indicators of structural characteristics such as economic sectors, vocation, religion, urban-rural differences, regionalism, age and sex. In the case of the Kaiserreich early National Liberalism – until its decline in the late 1870s – displayed to a greater extent than is generally assumed the integrative strength of a people's party, whereby the milieu limitations of the Centre Party are certainly to be more clearly stressed than has usually been the case up to now – not only with regard to religion. There is now sufficient substantiated evidence to prove that at the end of the Weimar Republic the NSDAP had taken on a catch-all function transcending milieu barriers. In contrast, little attention was paid to the SPD of the 1920s and early 1930s – weakened as it was by the loss of traditional strongholds to the USPD and KPD – on account of its comparatively nondistinguished voter sociography. The significant dominance of the people's party concept in the Federal Republic of Germany in comparison to the previous epochs and other European countries should not be overestimated, since the 1950s still demonstrate the traditional segmentation of the party system, whereas the latest developments indicate a turnabout in the party concentration which was characteristic for the 1960s and 1970s.

* Die Zusammenfassungen der Aufsätze – außer von Morgan und Döring, die vom Autor stammen – wurden von Grahame Lucas ins Englische übersetzt.

Michael Prinz

Change through Perseverance. Social Democracy and »New Middle Classes« in Historical Perspectives

For the most part the literature on this subject still primarily attributes the difficulties and relative delay in the German Social Democratic movement's process of expansion towards becoming a people's party to the area of conflict between radical theory and reformative practice. In contrast, an attempt is made here to complement and partially correct this explanation by means of a primarily socio-historically oriented perspective. In the 1890s, the Social Democratic leadership diagnosed the rise of the »new middle classes« and the long-term impact of this change earlier, more correctly and more far-sightedly than its contemporaries. Nevertheless, the SPD found it difficult to come to terms with the demands of the »new middle class« of white-collar workers because, amongst other things, they insisted on more special rights for white collar workers, a demand which was regarded by manual workers as a provocation and discrimination. In particular, the fact that socio-political stagnation for manual workers coincided with spectacular progress for the white-collar workers in connection with the social insurance legislation of 1911, was seen as a permanent provocation by the working class, and led to a hardening of their position vis-à-vis the white-collar workers and the birth of a resiliant socio-political stab-in-the-back legend. Finally in the early 1930s the exaggerated view of the differences between workers and white-collar staff led to the development within the Social Democratic movement of that particular interpretation of National Socialism in which the »new middle class« in a questionable, and above all much too sweeping way, was identified as the mainstay of the National Socialist movement. Since after 1945, the SPD immediately adopted this interpretation, the experiences of the »Third Reich« and the Second World War did not at first bring about any important watershed. Only the gradual disappearance of the privileges of white-collar workers in the social legislation during the 1950s and the shock of an apparently marked »restoration tendency« amongst the »new middle classes« paved the way for a lasting change of opinion in the SPD.

Peter Lösche/Franz Walter

On the Way to Becoming a People's Party? The Weimar Social Democracy

In the Social Democratic movement in the Weimar era, there was certainly an understanding of the working of parliamentary democracy and the parties operating in the system, as well as an awareness of the necessity that the movement needed to broaden its social base. In fact the party could definitely boast successes in its attempt to win new members and tap new sections of the electorate. In the first few months of 1919 the SPD was a real people's party. The trend towards the modern services society was also reflected in the membership structure in the remaining years of the Republic; a gradual process of de-proletarianisation took place amongst the party's officials. Nevertheless, significant moves signalling the willingness of Social Democracy to broaden its social base, such as the Görlitz Programme from 1921, the Agrarian Programme of 1927 and the declarations of tolerance towards Catholics in the late 1920s, did not meet with positive responses since the targets of Social Democrats' approaches reacted with mistrust or even hostility. In particular, the party leadership had attempted to transform the SPD into a ›people's party‹ through its reform course. In contrast,

especially after the inflation of 1923 the mid-level officials in the party retreated increasingly into the milieu shaped by solidarity of the Socialist class and cultural organisations. However, it was the members of the new middle classes and the educated classes, who had joined the SPD after 1918, the majority of whom acted in a particularly radical Marxist way and thereby repeatedly torpedoed the party leadership's cautious attempt to broaden the party's support. The strongest societal obstacle to a successful transformation of the SPD into a people's party was the fragmentation of the Weimar society into various submilieus, each with claims to ideological absolutism and aggressive moves to separate itself clearly from the others. The mental restraints and real class antagonisms between the different social groups and camps were too great to be overcome in the few years that were available to the Republic.

Jürgen Winkler

The Social Basis for the Socialist Parties in Germany from the End of the Kaiserreich to the Middle of the Weimar Republic, 1912–1924

Using the basis of long-term stable data, the paper deals with the development of the Socialist parties in Germany at elections throughout the Reich from 1912 to (May) 1924. Using computer-aided aggregate data analysis, the election results of the SPD, USPD and KPD are examined from two different perspectives. Firstly, the share of the vote won by the Socialist parties is compared systematically with the election results of their most important political rivals during this period of time and then compared systematically with data from statistics on trade, vocations and religious affiliation. At the same time, the change in the supporters of the Socialist parties between the Kaiserreich and the Republic is investigated at the macro-level, and an attempt is made to answer the question of what influence socio-structural variables had on the strength of the Socialist parties. During the transition from the Kaiserreich to the Weimar Republic the Socialist parties' socio-structural field of recruitment changed. In the early years of the Weimar Republic the social foundations of the Socialist parties crumbled in their former strongholds in Protestant urban areas. While the influence of the new middle class on the strength of the Socialist camp diminished sharply, the proportion of workers steadily increased.

Friedrich Lenger

The Middle Class and National Socialism? The Political Orientation of Craftsmen and White Collar Workers in the Final Phase of the Weimar Republic

More up-to-date historical investigations into elections have recently questioned the long-standing consensus that support for National Socialism came primarily from the middle class. The paper uses this as an opportunity for a renewed assessment of the evidence available. Contemporary assessments, historical studies of associations and the findings of the history of election sociology relating to craftsmen and white collar workers are discussed critically. In this connection, little importance can be attached to the often highly differentiated observations of contemporaries due to their contradictory character. On the other hand, in-

vestigations into the competing white collar trade unions and craftsmen's associations appear to be more significant. These investigations do not provide evidence of particularly strong support for the NSDAP by the white collar workers, whereas findings which appear to indicate the craftsmen's affinity to the NSDAP have only been substantiated to some extent in relation to the north-western region of Germany. The formation of factions within both social groups has been completely ignored to date, a fact which can at least to some extent explain the unjust assumption of a united political stance. Although the methodical bases of modern historical election sociology have not yet been sufficiently defined and a critical discussion of its findings has yet to take place, a trend has emerged in various works which supports the critical revision of research into trade associations. Thus, the theory that National Socialism drew primarily on middle class support cannot be upheld, and in the case of white collar workers one cannot even work on the assumption that they stood in disproportionately close affinity to National Socialism. Finally, a few of the implications of these findings are discussed. In particular the paper also examines the reasons for continuing support for the theory that National Socialism drew primarily on middle class support.

Hans Braun

Helmut Schelsky's Concept of a Uniform Mass Middle Class Society and the Federal Republic of Germany in the 1950s

Helmut Schelsky's theory of »a uniform mass middle class society« provides an interpretation of post-war German society which has attracted more attention amongst contemporaries than any other theory. According to Schelsky, when processes of social decline triggered in the war and post war years met and linked up with long-term processes of advancement on the part of the industrial working class there emerged a uniform mass lower middle class society in which traditional class conflicts have lost their significance. If one draws on data on social stratification in the 1950s to assess this theory, one ascertains a certain levelling out of incomes with regard to the two large groups, manual workers and white collar workers. However, this was accompanied by a growing gap between the income of dependent employees and the self-employed. With regard to social mobility one can distinguish clear differences between the resident inhabitants and expellees or refugees. The latter two groups experienced social decline considerably more frequently than the resident population. Altogether, the processes of social decline and social advancement roughly balanced each other out. If one investigates the pattern of social self-assessment in the 1950s, one detects a certain orientation towards society's middle stratas. However, with regard to the workers, a claim to a particular social standing was often behind this assessment rather than an affirmation of a social status which had in fact already been reached. The fact that there was a certain alignment between living conditions and views of life in the 1950s is to be attributed to a considerable extent to the expansion of the system of social security to include an increasing section of the population. This freed the working class from their special sociopolitical situation. Membership of the working class and proletarianism consequently became less closely related to each other than in the past. Nevertheless, numerous inequalities of a material and immaterial nature, which conform with the traditional class divisions, still existed in the 1950s. At the beginning of the 1960s, Schelsky himself described this theory of a uniform mass middle class society as a provisional antithesis which, in his opinion, was too general and too arbitrary in the long-term for an intensive analysis of the detectable social structures.

Herbert Döring

Are industrial workers becoming more conservative? West-Germany in comparison with other west-european countries

Based upon a new analysis of cross-national surveys, which have been stored for further scrutiny in readily accessible data archives, the question is examined: to what extent, if at all, does a sizeable proportion of manual wage-earners, in Germany and across Western Europe at large, now increasingly vote for Conservative parties? It is widely argued that such a tendency might be due to the fact that right-wing parties are more prone than social democratic parties to emphasize economic (»materialist«) concerns, law and order, and traditional values. But in updating earlier findings by Mattei Dogan from the 1950s, this article demonstrates that any such contention of a right-wing backlash on the part of industrial workers is, in the 1970s and early 1980s, not confirmed by the empirical evidence. Some constraints on the validity of this comparative exploration are inevitably imposed, though, by the way in which occupation is coded in those surveys. The classification German scholars are used to is not normally employed in other countries. Nevertheless, some cross-national comparisons are possible. If dissatisfied, many workers still do abstain from voting altogether rather than crossing the class-party divide. Furthermore, a steep, rather than marginal, decline of their voting preference for left-wing parties is to be observed in only a few exceptional countries such as Denmark and Britain. These widely quoted examples may distort an overall picture of long-term, if slightly decreasing stability in the majority of cases. A declining allegiance of workers to social democratic parties may be attributed more to specific policies than to social structural change. Furthermore, widely held notions of the electoral consequences of working-class »affluence« and »embourgeoisification« do not appear to have cross-national validity.

Helga Grebing

The Change in Society's Values and the Search for a New Party Identity in the Social Democratic Parties of Europe since the 1970s

Since the 1960s a shift in traditional value systems has been evident in all Western societies, a shift which has occurred in interaction with economic, socio-structural, technological and scientific processes of change. This shift represents an increasing substitution of »duty and acceptance values« with »self-fulfillment values«. The challenge for the future is to effect a synthesis between both sets of values at a programmatic level embracing all aspects of society, and through this to fundamentally restructure societies. The expectation has been voiced that this task can best be mastered by Socialist or Social Democratic parties. The paper investigates whether they can in fact live up to these expectations and, in this context, also examines the development (1) of the Swedish Sveriges Socialdemokratiska Arbetareparti (SAP), (2) the British Labour Party, (3) the French Parti Socialiste (PS), (4) the Spanish Partido Socialista Obrero Español (PSOE), (5) the Italian Partito Socialista Italiano (PSI) and the Partito Comunista Italiano (PCI) and finally (6) the West German Sozialdemokrati-

sche Partei Deutschlands (SPD) in the 1970s and 1980s. Efforts, such as those undertaken by the SPD since the beginning of the 1970s, aimed at finding solutions to these new problems whilst at the same time gaining (or maintaining) a majority support, have not been made in such a comprehensive way elsewhere. However, the results of the programmatic considerations in the SAP and the PSI, as well as in a part of the Labour Party, have taken a similar course, whilst the PS and the PSOE, as well as the PCI, still have to take the first steps down this road, i. e. to mould the shift in the acceptance of social and individual values, the ecological orientation of economic and technical processes and the basic principle of freedom and equality for all into a logical and consistent concept.

Kenneth O. Morgan

Socialism and Social Democracy in the British Labour Party, 1945–1989

Despite its alleged commitment to socialism, the British Labour Party has been flexible and reformist in its doctrine ever since it was founded in 1900. After the crisis of 1931, the Party adopted a broadly social democratic programme in which socialism was linked with the idea of economic planning and social welfare. The second world war tended to confirm this position. The Attlee government of 1945–51 was very moderate in its commitment to socialism. There were limits to its nationalization programme, in social policies such as education and very much in its foreign and defence policies. The years of opposition saw violent arguments in the party between left-wing Bevanites and the centre-right supporters of Hugh Gaitskell. But the main differences concerned foreign and defence policy. On domestic issues, the party was now broadly revisionist, committed to the mixed economy and social equality. The moderate views of Anthony Crosland had far more impact than the Marxist fringe. Harold Wilson, who became prime minister in 1964, tried to by-pass old doctrinal arguments by harnessing socialism to ideas of scientific modernization. But his government was a great failure, not least in its relations with the trade unions, the lynch-pin of the Party since its foundation. This bred much disillusion and launched a new left-wing socialism in the 1970s, both through industrial unionism and the political campaigns of Tony Benn. The Labour government of 1974–9 added to this division, especially with its troubles with the unions in 1978–9. The left-wing pressure reached its climax in the early 1980s but resulted only in heavy defeats for Labour in 1983 and 1987. As a result, the party's sense of weakness has driven it again in a reformist, consensus direction. The general impression in 1989 is of a loss of political and intellectual confidence, with British socialism trapped between a cherished past and an uncertain future.

Résumés[*]

Detlef Lehnert

La sociographie historique du »parti populaire«. La structure et la régionalisation des électeurs dans le système des partis allemands depuis la fondation de l'Empire

La revendication politique de représenter un »parti populaire« s'est basée, dans le changement des époques, sur au moins trois conceptions différentes présentant constamment un profil bien délimité: cette catégorie permit au 19ème siècle de mobiliser l'opposition démocratique (»de la souveraineté du peuple«) contre le parti des notables »de la culture et des biens«; dans la première moitié du 20ème siècle, une tendance plus orientée sur la »communauté du peuple« se distança du parti du milieu, lié à une classe ou à une confession; depuis les années 50, le »parti populaire« est largement identifié au principe »catch all« du recrutement des électeurs, le distinguant donc des partis régionaux, des partis de minorités ou des partis spécifiques de coalition. A l'encontre d'une instrumentalisation jouant le rôle d'un terme de combat idéologique, le présent article part d'une base analytique d'une définition du parti populaire axée sur la sociographie des électeurs, étudiant les proportions de répartition du recrutement des voix à l'aide d'indicateurs empiriquement contrôlables des caractéristiques structurelles, tels que secteurs économiques, catégories professionnelles, confession, environnement citadin ou rural, régionalismes, âge et sexe. Pour l'Empire, le libéralisme national présenta à ses débuts, jusqu'à son érosion au passage des années 80, und force d'intégration de parti populaire plus accentuée que l'on ne le suppose le plus souvent alors que les barrières de milieu du parti du centre devraient être plus clairement accentuées que jusqu'à présent, de façon générale et non seulement sous l'aspect confessionnel. La fonction de rassemblement à travers tous les milieux exercée par le NSDAP à la fin de la République de Weimar peut être considérée comme un acquis de la recherche alors que le SPD, affaibli par la perte de ses fiefs traditionnels passés à l'USPD et au KPD pendant les années 20 et au début des années 30, ne fut presque plus perçu dans la sociographie, manquant relativement de profil, de ses électeurs. Dans la République Fédérale, la dominante du concept de parti populaire, significative par rapport aux époques précédentes et aux pays voisins, ne doit pas être surestimée, les années 50 documentant encore des segmentations traditionnelles du système des partis alors que les développements les plus récents signalent un renversement de tendance de la concentration des partis caractérisant les années 60 et 70.

---

[*] Die Zusammenfassungen der Aufsätze wurden von Nicole Breuer ins Französische übersetzt.

Michael Prinz

La transformation par la persistance. La social-démocratie et les »nouvelles classes moyennes« dans leur perspective historique

La bibliographie correspondante voit encore, en grande partie, la cause primaire des difficultés et du retard relatif qu'a connus la social-démocratie allemande au cours de son processus d'élargissement vers un parti populaire dans le champ de tension entre théorie radicale et pratique réformatrice. Par contre, on s'efforça ici de compléter et de corriger, tout au moins partiellement, cette explication par une perspective principalement orientée vers l'histoire sociale. Les leaders de la social-démocratie décelèrent en effet plus tôt, plus exactement et plus distinctement que d'autres contemporains, dans les années 1890, la montée des »nouvelles classes moyennes« et l'impact à long terme de ce changement. Mais, ce qui rendit difficile au SPD, outre d'autres facteurs, de se pencher sur les besoins des »nouvelles classes moyennes« des employés fut l'élargissement, considéré comme provocateur et discriminatoire par les ouvriers, du droit spécial en faveur des employés. Notamment, la coincidence de la stagnation de la politique sociale en faveur des ouvriers et le progrès spectaculaire enregistré par les employés dans le cadre de la législation de 1911 sur l'assurance social exerça un effet provocateur tenace sur le milieu ouvrier, durcit sa position vis-à-vis des employés et se concentra jusqu'à la légende vivace d'une politique sociale représentant un coup de poignard dans le dos. C'est cette perception exagérée de la différence envers les employés qui fit finalement jaillir, début des années 1930, dans la social-démocratie cette interprétation du national-socialisme identifiant les »nouvelles couches moyennes«, de façon douteuse et surtout beaucoup trop globale, comme l'un des principaux soutiens du mouvement nazi. Le SPD se ralliant directement à cette interprétation après 1945, l'expérience du »Drittes Reich« et de la Deuxième Guerre Mondiale n'amena, dans un premier temps, aucune césure décisive. Ce n'est que la disparition successive de l'avance des privilèges accordés aux employés dans la législation sociale au cours des années 50 et le choc d'une »tendance à la restauration«, assez marquée, sembla-t-il, auprès des »nouvelles classes moyennes«, qui libérèrent pour le SPD la voie vers une modification profonde de son attitude.

Peter Lösche/Franz Walter

Vers un parti populaire? La social-démocratie de Weimar

La social-démocratie de Weimar avait, d'une certaine façon, conscience du fonctionnement de la démocratie parlementaire et des partis y agissant et développa une certaine sensibilité pour la nécessité d'une ouverture sociale. Parallèlement, ce parti enregistra certains succès dans son appel à de nouvelles couches de membres et d'électeurs: dans les premiers mois de 1919, le SPD constituait un véritable parti populaire; la structure de ses membres reflèta encore, dans les années ultérieures de la République, la tendance allant vers la société moderne de services; le corps de fonctionnaires du parti commença, petit à petit, à se déprolétariser. Toutefois, certains signaux marqués d'ouverture des social-démocrates, tels que le programme de Görlitz de 1921, le programme agricole de 1927, les déclarations de tolérance vis-à-vis des catholiques à la fin des années 20, ne trouvèrent aucun écho positif, les destinataires des sollicitations social-démocrates réagissant avec méfiance, et même avec défiance. Ce furent surtout les dirigeants du SPD qui souhaitaient une réforme dans le sens d'un parti populaire. Par contre, les fonctionnaires moyens du parti, notamment après la crise infla-

tionniste de 1923, s'efforcèrent de le ramener dans le milieu solidaire des organisations socialistes de classes et de culture. Le plus grand obstacle intraparti à une plus grande ouverture de celui-ci fut toutefois constitué, précisément, par les membres, adhérant après 1918 au SPD, des nouvelles classes moyennes et de la bourgeoisie cultivée qui, en majorité, affichèrent un comportement nettement radical-marxiste et torpillèrent ainsi souvent le cours prudent d'ouverture de la tête du parti. Le blocage social le plus évident au succès d'une transformation du SPD en parti populaire fut la fragmentation de la société de Weimar en différents milieux partiels, ayant respectivement leurs revendications idéologiques absolues et un comportement aggressif de délimitation; les barrières mentales et les antagonismes effectifs de classes entre les différents groupes et camps sociaux étaient trop prononcés pour pouvoir disparaître au cours des quelques années dont disposait la République.

Jürgen Winkler

La base sociale des partis socialistes en Allemagne entre l'Empire et la République 1912–1924

Se basant sur une série de données stables en moyenne durable, le présent article se penche sur l'évolution des partis socialistes en Allemagne lors des élections nationales de 1912 à 1924 (mai). A l'aide d'une analyse appuyée par ordinateur des données agrégées, les résultats obtenus aux élections par le SPD, l'USPD et le KPD seront examinés sous deux perspectives différentes: dans un premier temps, les pourcentages obtenus par les partis socialistes seront systématiquement comparés aux résultats de leurs principaux concurrents politiques au cours des années, puis avec les chiffres des statistiques sur le commerce et l'industrie, les professions et les confessions. On se penchera pour cela sur la mutation globale de la catégorie représentant les électeurs des partis socialistes entre l'Empire et la République, en essayant de déceler l'influence exercée par les variables socio-structurelles sur la force des partis socialistes. Au passage de l'Empire à la République de Weimar, le champ socio-structurel de recrutement des partis socialistes se modifia: la base sociale des partis socialiste s'effrita au début de la République de Weimar dans ses anciens fiefs citadins protestants. Alors que l'influence des Nouvelles Classes Sociales sur la force du camp socialiste connut une chute brutale, celle de la classe ouvrière augmenta régulièrement.

Friedrich Lenger

Les classes moyennes et le national-socialisme? L'orientation politique des artisans et des employés dans la phase finale de la République de Weimar

Ce sont surtout les nouvelles études, réalisées ces derniers temps, sur l'histoire des élections qui ont remis en question le consensus, existant depuis longtemps, sur l'appui apporté en premier lieu par les classes moyennes au national-socialisme. A partir de là, le présent article réexamine les documents entrant en ligne de compte, pour les artisans et les employés, passant donc en revue critique les appréciations contemporaines, les études historico-associatives et les conclusions de la sociologie historique des élections. Il ne peut guère accorder d'importance pour cela aux observations souvent fort différenciées des contemporains, ne serait-ce qu'en raison de l'autonomie des différentes voix. Par contre, les études sur les syndi-

cats concurrents des employés et les associations d'artisans semblent être plus révélatrices, sans qu'elles prouvent que les employés aient apporté un appui relativement marqué au NSDAP alors que les conclusions suggérant une telle affinité pour les artisans ne semblent quelque peu assurées que pour la région du nord-ouest de l'Allemagne. Il semble que le fractionnement interne de ces deux catégories sociales ait été le plus souvent entièrement négligé jusqu'à ce jour, ce qui explique, en partie tout au moins, l'hypothèse injustifiée d'une orientation politique homogène. Bien que les bases méthodiques de la nouvelle sociologie historique des élections ne soient pas encore suffisamment précisées et qu'une discussion critique de ses résultats manque encore, il se dessine dans les différents travaux une tendance concordant avec les conclusions critiquement révisées de la recherche sur les associations. La thèse selon laquelle la base primaire du national-socialisme aurait été constituée par les classes moyennes ne peut donc plus être défendue. Il sera même impossible, pour les employés, de partir d'une affinité plus prononcée que la moyenne envers le national-socialisme. En conclusion, certaines implications de cette constatation seront discutées dans l'optique de la recherche à poursuivre, mais il se posera surtout la question de savoir quels ont été les motifs de cette défense très prononcée de la thèse des classes moyennes constituant la base du national-socialisme.

Hans Braun

Le concept de la »société nivellée des classes moyennes« selon Helmut Schelsky et la République Fédérale des années 50

Par sa thèse de la »société nivellée des classes moyennes«, Helmut Schelsky a fourni une interprétation de la société allemande de l'après-guerre qui a, plus que toute autre, attiré l'attention de ses contemporains. Schelsky estime que la rencontre des processus de descente sociale, provoqués par la guerre et l'après-guerre, et des processus à plus long terme de montée des travailleurs industriels donna naissance à une société nivellée, petit-bourgeoise, constituée par les classes moyennes, au sein de laquelle les antagonismes traditionnels des classes auraient perdu de leur importance. Si l'on apprécie cette thèse sur la base des données relatives à la stratification sociale des années 50, on enregistre un certain rapprochement des revenus des deux grands catégories constituées par les ouvriers et les employés. Ce rapprochement fut toutefois accompagné d'un accroissement de l'écart entre les revenus des travailleurs dépendants et ceux des professions libérales. En ce qui concerne la mobilité sociale, on observe des différences frappantes entre la population locale d'une part et les personnes déplacées et réfugiées d'autre part, ces deux dernières catégories souffrant sensiblement plus souvent d'une descente sociale que la population enracinée. Au total, les processus de descente et de montée sociales s'équilibrèrent à peu près. Si l'on étudie les modèles d'auto-appréciation sociale dans les années 50, on enregistre une certaine orientation vers le centre social, mais, au niveau des ouvriers, il s'agissait fréquemment plutôt d'une prétention à une certaine position sociale que de la confirmation d'un statut social déjà véritablement acquis. Le fait qu'un certain rapprochement des situations et des sentiments de vie se soit produit à certains niveaux au cours des années 50 a été également provoqué par le développement du régime de sécurité sociale, qui fut étendu à des catégories toujours plus nombreuses de la population. Ce qui libéra la classe ouvrière de la situation particulière qu'elle occupait au niveau de la politique sociale. L'appartenance à la classe ouvrière et la prolétarité étaient moins liées que par le passé. Mais on retrouve encore dans les années 50 de nombreuses inégalités de nature matérielle et immatérielle correspondant aux délimitations sociales tradi-

tionnelles. Schelsky lui-même déclara au début des années 60 que sa thèse de la société nivellée des classes moyennes était une antithèse provisoire, trop grossière et sommaire à long terme pour une analyse poussée de la structure sociale détectable.

Herbert Döring

Les ouvriers votent-ils de plus en plus conservateur? Comparaison de la République fédérale d'Allemagne et des autres pays de l'Europe de l'Ouest

Se basant sur une nouvelle analyse d'études sur plusieurs pays qui, pour aprofondissement, ont été déposées dans des archives de données déjà accessibles, l'auteur se pose la question suivante: dans quelle mesure, si ce phénomène existe bien, une proportion non négligeable d'ouvriers, en Allemagne et dans toute l'Europe de l'Ouest, vote-t-elle maintenant de plus en plus en faveur des partis conservateurs? On affirme souvent qu'une tendance de ce genre pourrait provenir du fait que les partis de droite pencheraient maintenant plus que les partis social-démocrates à souligner les problèmes économiques (»matérialistes«), le »law and order« et les valeurs traditionnelles. Mais, en remettant à jour d'anciennes constatations de Mattei Dogan, des années 1950, le présent article démontre qu'une telle affirmation d'un retour à la droite des travailleurs industriels ne se confirme pas dans la réalité empirique des années 1970 et du début des années 1980. Certaines réserves sur la validité de cette étude comparative sont inévitablement imposées, il est vrai, par le mode de codage des professions employé dans ces tableaux. La classification également utilisée par les scientifiques allemands n'est pas celle normalement employée dans d'autres pays. Toutefois, certaines comparaisons internationales sont possibles. S'ils sont mécontents, de nombreux ouvriers s'abstiennent encore entièrement de voter plutôt que de passer la frontière du parti de leur classe. Par ailleurs, une forte baisse, plus que marginale, de leur préférence à voter à gauche ne s'observe que dans quelques rares pays, tels le Danemark et la Grande-Bretagne. Ces exemples largement cités sont de nature à fausser le tableau global d'une stabilité à long terme, même si en dégression légère, dans la majorité des cas. Un affaiblissement de l'allégeance des ouvriers envers les partis social-démocrates devrait être attribuée à des politiques spécifiques plutôt qu'à un changement social structurel. Il ne semble donc pas que les notions souvent reprises des conséquences électorales de »l'enrichissement« et de »l'embourgeoisement« de la classe ouvrière puissent s'avérer valables dans une comparaison internationale.

Helga Grebing

La transformation des valeurs sociales et la recherche d'une nouvelle identité des partis dans les social-démocraties en Europe depuis les années 70

Depuis les années 60, toutes les sociétés industrialisées occidentales connaissent, en interaction avec des processus de changement économique, socio-structurel, technologique et scientifique, une modification des systèmes traditionnels de valeurs, modification que l'on peut caractériser par le remplacement croissant des »valeurs de devoir et d'acceptance« par les »valeurs de réalisation personnelle«. Le défi de l'avenir est donc d'amener, au niveau global socioprogrammatique, une synthèse entre ces deux horizons et donc de transformer fon-

damentalement les sociétés. L'hypothèse a été émise que ce seraient les partis socialistes ou socialdémocrates qui seraient au mieux en mesure de maîtriser cette mission. Le présent article se penche sur la question de savoir s'ils sont véritablement capables de répondre à cet espoir, considérant pour cela l'évolution (1) du Sveriges Socialdemokratiska Arbetareparti (SAP) suédois, (2) du Labour Party britannique, (3) du Parti Socialiste (PS) français, (4) du Partido Socialista Obrero Español (PSOE) espagnol, (5) du Partito Socialista Italiano (PSI) italien et du Partito Comunista Italiano (PCI) et enfin (6) du Sozialdemokratische Partei Deutschlands (SPD) en RFA dans les années 70 et 80. Les efforts entrepris par le SPD depuis le début des années 70 pour essayer de trouver (ou de sauvegarder) à la fois une réponse et une majorité à ces nouveaux problèmes ne se retrouvent nulle part ailleurs dans cette dimension. Les conclusions des réflexions programmatiques au sein du SAP et du PSI ainsi que dans une partie du Labour Party se dirigent cependant dans une direction similaire alors que le PS et le PSOE ainsi que le PCI social-démocratisé se trouvent seulement au début de cette route: refondre en un concept consistant le changement dans l'acceptance des idées de valeurs sociales et individuelles, l'orientation écologique des processus économico-technologiques et le principe de la liberté et de l'égalité de tous les hommes.

Kenneth O. Morgan

Le socialisme et la social-démocratie dans le British Labour Party, 1945–1989

Malgré sa liaison avouée au socialisme, le British Labour Party resta constamment flexible et réformiste dans sa doctrine depuis sa fondation en 1900. Après la crise de 1931, ce parti adopta un programme largement social-démocrate dans lequel le socialisme s'attacha à l'idée de la planification économique et de l'assistance sociale. La Deuxième Guerre Mondiale contribua à confirmer cette position. Le gouvernement d'Attlee, de 1945 à 1951, resta très modéré dans son affiliation au socialisme. Il mit des limites à son programme de nationalisations, à sa politique sociale, au niveau de l'éducation par exemple, et, très nettement, à sa politique étrangère et sa politique de défense. Les années d'opposition firent apparaître des discussions violentes dans le parti entre les Bevanites, gauchistes, et les supporters centre-droite de Hugh Gaitskell. Toutefois, les principales différences concernaient la politique étrangère et la politique de défense. Au niveau des problèmes nationaux, le parti était dorénavant largement révisionniste, axé sur l'économie mixte et l'égalité sociale. Les vues modérées d'Anthony Crosland exerçaient une influence beaucoup plus grande que l'aile marxiste. Harold Wilson, qui devint premier ministre en 1964, s'efforça de faire la liaison entre les anciens arguments doctrinaux du socialisme déclaré et les idées de modernisation scientifique. Mais son gouvernement fut un grand échec, ne serait-ce que dans ses relations avec les syndicats, la cheville du parti depuis sa fondation. Cet échec engendra de grandes désillusions et provoqua un nouveau socialisme gauchisant dans les années 1970, s'exprimant aussi bien dans un mouvement syndical industriel que dans les campagnes politiques de Tony Benn. Le gouvernement travailliste de 1974–79 ajouta à cette division, notamment par suite à ses difficultés avec les syndicats en 1978–79. La pression vers la gauche attint son apogée au début des années 80, mais n'aboutit qu'aux dures défaites travaillistes de 1983 et 1987. Il en résulta que l'esprit de survie du parti le ramena dans la direction d'un consensus réformiste. L'impression générale en 1989 est celle d'une perte de confiance politique et intellectuelle, le socialisme britannique étant pris au piège entre un passé chéri et un futur incertain.

Forschungsberichte und Rezensionen

Elisabeth Dietrich

Zur Sozial- und Zeitgeschichtsforschung in Österreich. Ausgewählte Publikationen und aktueller Stand (1984–1988)

Es ist in Österreich mittlerweile selbstverständlich geworden, sich der »Großereignisse« der eigenen Geschichte nicht nur im Rahmen politischer Gedenkveranstaltungen zu erinnern, sondern diese auch eingehenden historischen Analysen zu unterziehen und teilweise in Zusammenarbeit mit Fachhistorikern in aufwendigen Ausstellungen, Veranstaltungen und Medienaufbereitungen dem Österreicher nahe zu bringen. Erste Erfolge in dieser Richtung zeigten die Veranstaltungen zum Gedenkjahr 1934, so daß Helmut Konrad[1] annehmen konnte, daß die Berührungsängste der Österreicher mit zeitgeschichtlichen Themen, nach beinahe 40 Jahren Zweiter Republik, im Verschwinden seien. Ob diese Feststellung auch nach einer Bilanz zum Gedenkjahr »50 Jahre Anschluß – 1938« noch uneingeschränkt aufrechterhalten werden kann, wird sich zeigen. Unter den österreichischen Historikern schrumpfen diese Tabuzonen allerdings, wie so manche der hier besprochenen Arbeiten signalisieren.

Neben zeitgeschichtlichen Studien finden in diesem Forschungsbericht auch wirtschafts- und sozialgeschichtliche Publikationen vor allem zur Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts Platz. Hier zeigt sich auch weiterhin der Trend zur Regionalgeschichte mit thematischer Schwerpunktsetzung auf der Arbeitergeschichte, wobei ereignisbezogene Darstellungen zugunsten strukturgeschichtlicher Zugänge rückläufig sind. Daneben werden für die jüngere Vergangenheit vielfach alltagsgeschichtliche Perspektiven, zum Teil über »oral history«, integriert, deren methodische Impulse nach den deutschen Vorbildern vor einigen Jahren vor allem von Michael Mitterauer und seinen Kollegen in Wien ausgegangen sind. Diese Trends zeichnen sich auch deutlich in vielen unpublizierten Dissertationen ab, die an dieser Stelle unberücksichtigt bleiben müssen, wie auch eine Anzahl nicht besprochener Arbeiten nur in Fußnoten angemerkt werden kann.

I. Aufklärungsforschung

Helmut Reinalter (Hrsg.), Joseph II. und die Freimaurerei im Lichte zeitgenössischer Broschüren (= Veröffentlichungen der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs 77), 170 S., Böhlau Verlag, Wien/Köln/Graz 1987, 170 S., brosch., 58 DM.

Österreich im Europa der Aufklärung. Kontinuität und Zäsur in Europa zur Zeit Maria Theresias und Josephs II. Internationales Symposion in Wien, 20.–23. Ok-

1 *Helmut Konrad*, Zum österreichischen Geschichtsbewußtsein nach 1945, in: *Rudolf Altmüller/Helmut Konrad/Anton Pelinka/Gilbert Ravy/Gerald Stieg* (Hrsg.), Festschrift/Mélanges Felix Kreissler (= Veröffentlichung des Ludwig Boltzmann Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung, Linz, und des Centre d'Etudes et de Recherches Autrichiennes, Rouen), Wien/München/Zürich 1985, S. 134.

tober 1980. Hrsg. vom Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung und der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, red. von Richard Georg Plaschka, Grete Klingenstein, Otto Drischel, Gernot Heiss, Karlheinz Mack, Helmut Reinalter, Karl Vocelka und Erich Zöllner, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 1985, 2 Bde., 1102 S., brosch., 76 DM.

Für Österreichs Aufklärungsforscher boten sich in den vergangenen Jahren mehrere Anlässe zu einer kritischen Auseinandersetzung mit einem Stück österreichischer Geschichte. So wurde im Anschluß an die Ausstellung »200 Jahre Große Landesloge in Österreich 1784–1984« im Historischen Museum der Stadt Wien (vom 8. März bis 27. Mai 1984) ein umfangreicher Ausstellungskatalog herausgegeben.[2] Neben der Beschreibung der Exponate enthält dieser Katalog einige einleitende Beiträge, die den geschichtlichen Kontext in überblicksartigen Darstellungen umreißen und die bedeutsamsten Logen Österreichs und ihre namhaftesten Exponenten instruktiv vorstellen.

Helmut Reinalter versucht in seiner Broschüren- und Dokumentenedition die Bedeutung der Freimaurer für das kulturelle, geistige und politische Leben Österreichs zur Zeit Josephs II. zu dokumentieren und weist im besonderen auf die Folgen des »Freimaurerpatents« dieses Kaisers hin. Diese Quellensammlung, die eine Auswahl mehrerer für die historische Entwicklung der Freimaurerei in Österreich am Ende des 18. Jahrhunderts wichtiger Broschüren enthält (insgesamt 16 ausgewählte Dokumente), die unmittelbar vor und nach dem »Freimaurerpatent« Kaiser Josephs II. erschienen sind, bildet auch den Schwerpunkt des von Reinalter an der Universität Innsbruck längerfristig konzipierten Forschungsprojektes »Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770–1850«, das sich die systematische Dokumentation weitverstreuter und zum Teil schwer zugänglicher Quellen zur Aufgabe gemacht und nun den ersten Band dazu veröffentlicht hat. In der Einleitung (S. 9–26) gibt Reinalter eine komprimierte Kommentierung des Entstehungs- und Bezugsrahmens der 16 edierten Quellen, worin er auch teilweise überblicksartig die Geschichte der Logen in Österreich einfügt. Darüber hinaus wird jede der Broschüren mit kurzen Anmerkungen zum Verfasser der Schriftstücke vorgestellt, was dem Leser eine historische Einordnung der Quelle erleichtert. Eine Auswahlbibliographie sowie knappe, übersichtliche Personen- und Ortsregister schließen diese Quellenedition ab, die sicher der Aufklärungsforschung weitere Impulse geben wird und einen Vorgeschmack auf die von Reinalter angekündigten Quellendokumentationen liefert.

Helmut Reinalter verfaßte auch eine strukturgeschichtlich angelegte Überblicksdarstellung aus Anlaß des 200. Todestages König Friedrichs II. von Preußen[3], in der er sich mit der Rolle der Freimaurerei für die josephinischen Änderungen in Staat, Kirche und Gesellschaft auseinandersetzt.[4]

Auch die beiden Sammelbände »Österreich im Europa der Aufklärung«, die teils unveränderte, teils überarbeitete Vorträge enthalten, sind Ergebnis eines Gedenktages, des 200. Todestages der Kaiserin Maria Theresia und des Regierungsantritts Josephs II. Diese Publikation ist nicht nur thematisch vielschichtig angelegt. Sie kennzeichnet sich besonders durch

2 Zirkel und Winkelmaß. 200 Jahre Große Landesloge der Freimaurer. 86. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien. Ausstellungskatalog, Wien 1984.

3 *Helmut Reinalter*, Österreich im friderizianischen Zeitalter. Ein Beitrag zum 200. Todestag König Friedrichs II. von Preußen, Innsbruck 1986.

4 Vgl. auch *Helmut Reinalter* (Hrsg.), Joseph von Sonnenfels (= Veröffentlichungen der Kommission für die Geschichte Österreichs, Bd. 13), Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 1988, und den demnächst erscheinenden Sammelband über Ignaz Edler von Born (1742–1781), den Leiter der Wiener Eliteloge »Zur wahren Eintracht« und markanten freimaurerischen Vertreter der josephinischen Zeit.

einen interdisziplinären Zugriff. Insgesamt 53 Beiträge wurden den Sektionen »Wirtschaft und Gesellschaft«, »Staat und Recht« sowie »Kunst, Literatur und Bildung« zugeordnet. Symposion wie Publikation werfen die für das Verständnis der Habsburgermonarchie in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts grundlegende Frage nach Merkmalen von Zäsur und Kontinuität dieses Regierungswechsels im Jahre 1780 auf. Es geht also um die Verortung des Absolutismus und des aufgeklärten Absolutismus in der österreichischen Geschichte und damit auch um Fragen nach Fortschritt und Tradition bzw. Reaktion (Robert A. Kann und Ernst Wangermann). Bereits in den Einleitungsreferaten wird die Frage nach Zäsur oder Kontinuität unterschiedlich beantwortet. *Grete Klingenstein* neigt in ihrem Beitrag zur Diskontinuitätsthese, wenn sie gleich einleitend von einem neuen, aufregenden »Zeiten- und Geschichtsbewußtsein« (S. 19) unter Bezugnahme auf Sonnenfels' »Erste Vorlesung nach dem Tode Maria Theresiens« spricht. »Jetzt ist die Absicht, daß alles ganz anders werden soll« (S. 20), meinte der Berliner Friedrich Nicolai, der im Frühjahr 1781 Wien besuchte. G. Klingenstein interpretiert diese Haltung als sichtbares Zeichen der »kritischen Zuspitzung« (S. 21) in der Habsburgermonarchie, die sie aber auch in Europa bereits für die Zeit vor dem Regierungsantritt Josephs II. sieht. Sie kritisiert in diesem Zusammenhang jene Interpretationsansätze, die die Reformen Josephs II. ausschließlich als Resultate der sich »radikalisierenden Ideen der Aufklärung« (Spätaufklärung) verstanden wissen wollen. Die Regierungsmaßnahmen Josephs II. seien, so Klingenstein, nicht bedingte Ergebnisse seiner ihm zugeschriebenen revolutionären Radikalität, sondern größtenteils Reflexe auf den krisenhaften Zustand, in dem er die Monarchie vorzufinden glaubte und vorfand. Der kritische Zustand des ganzen Gemeinwesens habe sich in Richtung der Reformen niedergeschlagen. *Robert A. Kann* läßt in seinem Beitrag die Frage nach Kontinuität versus Diskontinuität eigentlich offen. Dies nicht zuletzt deshalb, weil sich sein Referat »Fortschritt und Tradition« (S. 29–36) auf die Regierungszeit Maria Theresiens beschränkt. Die beiden Begriffe »Fortschritt« und »Tradition« stark relativierend (besonders S. 32 und 35), spürt er Merkmalen beider Elemente in der Regierungspolitik der Kaiserin nach und betont hier die Möglichkeit einer Umdeutung des Begriffes »Tradition«, der ihm als zu gering bewertet erscheint. Im wesentlichen seien die Regierungen Maria Theresiens sowie ihrer Söhne mit dem Begriff »Bewegung« zu charakterisieren, was sicher zutreffend ist, doch im Sinne der Fragestellung etwas vieldeutig erscheint und als Typisierung an der Oberfläche bleiben muß.

Ernst Wangermann beantwortet die Ausgangsfrage des Symposions eindeutig im Sinne von Zäsur *und* Kontinuität (S. 37). Wenn auch »Begonnenes« fortgesetzt und »Beabsichtigtes« begonnen wurde, und dies spricht für die Kontinuität über das Jahr 1780 hinaus, so geschah dies mit dem Regierungswechsel konsequenter und rascher. In diesem Sinne habe das Jahr 1780 Zäsurcharakter. Konkreter wird Wangermann in seinem zweiten Beitrag »Zur Frage der Kontinuität zwischen den theresianischen und josephinischen Reformen«, worin er Reformansätzen zur Zeit Maria Theresiens nachspürt, die er als vielversprechenden Anfang wertet.

Die Referate der Sektion I. »Wirtschaft und Gesellschaft« konzentrieren sich auf Fragen der Agrarverhältnisse und die Sozialgeschichte der ländlichen Unterschichten unter Berücksichtigung der zentralen staatlichen Reformpolitik. Die Beiträge von *Helmuth Feigl* (Erblande), *Józef Bruszko* (Galizien), *Imre Wellmann* (Ungarn), *Józef Koči* (Böhmische Länder), *Antal Hegedüs* (Banat) stellen klar heraus, daß die Reformen aufgrund der unterschiedlichen Ausgangslagen der verschiedenen Länder auch zu divergierenden Ergebnissen führten.

Die staatliche Reformtätigkeit, die auf eine Zurückdrängung der rechtlichen und ökonomischen Verfügungsgewalt der Grund- und Gutsherren über ihre Untertanen zielte und damit auf die Erhöhung der Steuerpotenz der Steuerträger hoffte, hatte etwa in Galizien zur Folge, daß sich die soziale Lage der Bauern trotz Einschränkung des grundherrlichen Einflusses zuerst verschlechterte. Ähnliches galt für den Banat. In den österreichischen Erblanden gelang es der Politik Maria Theresias sowie der ihres Sohnes, die Bedeutung dieser Untertänigkeits-

verhältnisse weiter zurückzudrängen. Im Zentrum dieser Referate stehen die Rechtsstellung des Bauern in der Herrschaftsstruktur und deren Veränderung, weniger die Situation ländlicher Unterschichten.

Mit der sozialen Lage der Unterschichten – im besonderen der städtischen – befassen sich *Roman Sandgruber* und *Hannes Stekl*. Stekl versucht in seinem Beitrag ein Verständnis dessen, was in dieser Zeit unter »Unterschichten« zu subsumieren sei, zu geben. Eigentumslosigkeit, ein Kriterium der Zuordnung, wird in ihrer Auswirkung auf die Stellung des einzelnen zur Obrigkeit, in spezifischen Verhaltensweisen und in der Kriminalisierung des »gemeinen Volkes« sichtbar. Stekl wagt hier auch eine Schätzung auf der Basis von Verlassenschaftsabhandlungen des Magistrats der Stadt Wien: Im Jahr 1790 waren 65,5 % der Verstorbenen Vermögenslose, also Personen, die buchstäblich von der Hand in den Mund lebten.[5]

Sandgruber hebt in seinem Beitrag die eklatanten Unterschiede zwischen Arm und Reich hervor, nimmt aber trotz offensichtlich sinkender Reallöhne, die er anhand der Taglohndaten erschließt, eine vorläufige Stabilisierung und Verbesserung der Lage ländlicher Unterschichten an. Indiz dafür sei etwa die verstärkte Bautätigkeit von Kleinhäusern zur Zeit Maria Theresias und Josephs II. Mit der Deindustrialisierung des Landes erfolgte aber eine neuerliche existentielle Gefährdung dieser Bevölkerungsgruppe und schließlich ihre Pauperisierung im frühen 19. Jahrhundert. Den sozialgeschichtlich angelegten Beiträgen sind teilweise auch die Referate von *Günter Düriegl* über »Wien – Eine Residenzstadt im Übergang von der adeligen Metropole zur bürgerlichen Urbanität« und der Beitrag von *Arnošt Klíma* zur Proto-Industrie in Böhmen zuzuordnen.

Den an Fakten reichsten Beitrag liefert der Sektionsleiter *Gustav Otruba*, »Staatshaushalt und Staatsschuld unter Maria Theresia und Joseph II.«, dem er eine ansehnliche Zahl von Spezialtabellen und Graphiken beifügt.

Fragen der inneren Reform in Verwaltung, Rechtswesen, Außenpolitik und Kirche liefern die Schwerpunkte des Rahmenthemas der zweiten Sektion »Staat und Recht«. Gerade die theresianische und josephinische Epoche ist durch teilweise weitgreifende Veränderungen in den Verfassungsstrukturen des Staates, des Staatsaufbaus und auch im Gebiet des Rechts gekennzeichnet. In 18 Referaten wird, von verschiedenen Fragestellungen ausgehend, teilweise auf einzelne Entwicklungen in den Ländern der Monarchie eingegangen oder die Gesamtentwicklung in Österreich anhand von Sachschwerpunkten überblicksartig geboten und zur Diskussion gestellt. Auch die Referenten dieser Sektion beantworten die Frage nach Zäsur oder Kontinuität unterschiedlich. In der Diskussion wurden dann die Forschungsdefizite aufgezeigt[6], so die Frage nach der Bedeutung und Funktion der Klöster in der vorjosephinischen Zeit im Hinblick auf ihre Auflösung durch Joseph II., außerösterreichische Aspekte des Josephinismus und auch Fragen zum Bereich der Außen- und Militärpolitik.

Die 17 Referate der dritten Sektion, die im 2. Band zusammengestellt sind, wurden nach drei inhaltlichen Schwerpunkten geordnet: Kunst, Literatur und Bildung. Besonders hier sind der interdisziplinäre Zugang und die durchaus heterogene Methodenwahl augenfällig. Interessant ist der Versuch von *Edith Rosenstrauch-Königsberg*, den Beginn eines österreichischen Nationalbewußtseins, wobei Nation in Berufung auf Georg Jellinek[7] als »Merkmal eines bestimmten Bewußtseinsinhaltes« zu betrachten ist, bei den Freimaurern anzusetzen, die sich zur »Großen Landesloge von Österreich« zusammenschlossen und auch die Grün-

5 Zu ähnlichen Werten kommt auch *Sandgruber* anhand derselben Quellen in seinem Beitrag (S. 258) für das Jahr 1785, in welchem 61,1 % der Verstorbenen Wiens überhaupt oder so gut wie kein Vermögen hinterließen.

6 Vgl. den zusammenfassenden Bericht von *Karl Vocelka*, S. 617–621.

7 *Georg Jellinek*, Allgemeine Staatslehre, Berlin 1922.

dung einer Akademie der Wissenschaften in Wien anstrebten. In der Diskussion wurde aber auch auf entgegengesetzte Strömungen nach 1789 hingewiesen.[8]
Die Frage dieses Symposiums nach Zäsur oder Kontinuität des Jahres 1780 wurde von der Mehrzahl der Referenten – wie zu erwarten war – dahingehend beantwortet, daß beide Merkmale gegeben waren. Der Zäsurcharakter des Jahres 1780 bestehe in der Hauptsache, was besonders in den Einleitungsreferaten betont wurde, im Tempo und in der Konsequenz und Radikalität der Durchsetzung bereits unter Maria Theresia angepeilter Reformen nach 1780. Aber auch andere Jahre wurden als mögliche Zäsuren diskutiert, etwa das Jahr 1792, ab welchem sich das Regime nicht mehr »aufgeklärt, sondern konservativ und reaktionär« präsentierte.
Die großzügige, 80 Seiten starke Auswahlbibliographie sowie die umfassenden Personen- und Ortsregister runden diese Publikation ab, die zu den Standardwerken der österreichischen Aufklärungsforschung gezählt werden darf. Die beiden Bände präsentieren durch die über die Frage nach Kontinuität bzw. Diskontinuität hinausgehenden komplexen Themenstellungen und -aufarbeitungen einen Gutteil der wissenschaftlichen Ergebnisse, die die österreichische Historiographie in diesem Bereich in den letzten Jahren erzielt hat.

II. Kulturgeschichte

Peter Berner/Emil Brix/Wolfgang Mantl (Hrsg.), Wien um 1900. Aufbruch in die Moderne, R. Oldenbourg Verlag, München/Verlag für Geschichte und Politik, Wien 1986, 290 S., brosch., 48 DM.
Norbert Leser (Hrsg.), Theodor Herzl und das Wien des Fin de siècle (= Schriftenreihe des Ludwig-Boltzmann-Instituts für neuere österreichische Geistesgeschichte, Bd. 5), Böhlau Verlag, Wien/Köln/Graz 1987, 199 S., brosch., 48 DM.
Klaus Dethloff (Hrsg.), Theodor Herzl oder Der Moses des Fin de siècle (= Monographien zur österreichischen Kultur- und Geistesgeschichte, Bd. 1), Böhlau Verlag, Wien/Köln/Graz 1986, 300 S., geb., 39,80 DM.
Adolf Gaisbauer, Davidstern und Doppeladler. Zionismus und jüdischer Nationalismus in Österreich 1882–1918 (= Veröffentlichungen der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs, Bd. 78), Böhlau Verlag, Wien/Köln/Graz 1988, 553 S., Pappbd., S 820,–.
Ernst Hanisch/Ulrike Fleischer, Im Schatten berühmter Zeiten. Salzburg in den Jahren Georg Trakls 1887–1914 (= Trakl-Studien, Bd. 13), Otto Müller Verlag, Salzburg 1986, 255 S., brosch., 29,80 DM.
Michael Mitterauer (Hrsg.), »Gelobt sei, der dem Schwachen Kraft verleiht«. Zehn Generationen einer jüdischen Familie im alten und neuen Österreich (= Damit es nicht verloren geht . . ., Bd. 14), Böhlau Verlag, Wien/Köln/Graz 1987, 319 S., Pappbd., 34 DM.

Noch immer nimmt die Hauptstadt und Metropole Wien in Arbeiten zur österreichischen Kulturgeschichte einen zentralen Platz ein. Nachdem sich in den letzten Jahren das Interesse der Historiker vor allem auf die Kulturgeschichte der Ersten Republik konzentriert hat[9] und

8 Vgl. den zusammenfassenden Beitrag von *Helmut Reinalter*, S. 955–960.
9 Vgl. etwa den von *Norbert Leser* 1981 edierten Sammelband: Das geistige Leben Wiens in der Zwischenkriegszeit (= Quellen und Studien zur österreichischen Geistesgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert, Bd. 1), Wien 1981, und die 1986 erschienene Beitragssammlung: Geistiges Leben im Österreich der Ersten Republik. Auswahl der bei den Symposien in Wien vom 11.–13. November 1980 und am 27. und 28. Oktober 1982 gehaltenen Referate (= Veröffentlichungen der Wissenschaftlichen

auch unter Einbeziehung politischer und sozialer Aspekte von einem engen, an der Hochkultur festgemachten Kulturbegriff zu einem umfassenden, weitergreifenden Verständnis dessen, was Kultur ist, übergegangen ist und dies auch einer breiten Öffentlichkeit in Ausstellungen etwa zur Arbeiterkultur näher gebracht hat, ist nun, zuweilen unter Mitarbeit vor allem von Literaturwissenschaftlern und Kunsthistorikern, wieder eine Hinwendung zum kulturellen Leben des »fin de siècle« festzustellen, die sich auch in ansprechenden Ausstellungen umsetzte.[10]

»Wien um 1900. Aufbruch in die Moderne« nennt sich der Sammelband, der die Referate eines internationalen Forschungsgesprächs im Frühjahr 1985, von der Österreichischen Forschungsgemeinschaft veranstaltet, enthält. In 30 kurzen Beiträgen soll versucht werden, Wissenschaft, Kunst und Politik in ihren wechselseitigen Abhängigkeiten fern von nostalgischer Verbrämung darzustellen und das Wien um 1900 als vielschichtiges Phänomen zu diskutieren. Der Versuch, die künstlerische und wissenschaftliche Vielfalt Wiens um 1900 mit politischen Auflösungserscheinungen der Donaumonarchie in Zusammenhang zu bringen, ist nicht neu. Schon *William Johnston*[11] bezeichnete die Intellektuellen und Künstler Wiens als die »Generation, die aus dem Zerfall schöpfte«, und für *Carl E. Schorske*[12] lag der Grund für künstlerischen Aufbruch und politischen Niedergang in der Krise des Liberalismus.

Aufgefordert, eine möglichst breite Palette wissenschaftlich artikulierter Positionen zu formulieren, konzentrierten sich die Referenten schwerpunktmäßig auf das »Gefühl der Bedrohtheit der liberalen Welt« sowie die Reaktionen darauf, die diese Stimmung hervorrief, und auf die Ambivalenz von aufklärerischen und aufklärungsfeindlichen Positionen (S. 13). Für *Peter Pulzer* waren es die Schwächen und Stärken des österreichischen Liberalismus zugleich, die das Schicksal der Moderne geprägt haben (S. 38). Ohne die »freie Luft« der Metropolen – und hier verweist er auch auf andere Kulturzentren wie Budapest, Prag und Triest – konnten nach seiner Ansicht weder die Juden, ohne die Wien um 1900 nicht denkbar ist, noch die Moderne gedeihen. Aber gerade die Unstabilität des österreichischen Liberalismus habe dieses kreative Milieu, wie es vor dem Ersten Weltkrieg in Wien entstanden war, befruchtet.

Manfried Welan sieht in der Hauptstadt der Monarchie den Inbegriff der Heterogenität und widersprüchlichen Vielfalt des Vielvölkerstaates, den zentralen »Ort der Zentralen Orte« (S. 41). Was Wien zur »Welthauptstadt des Geistes« werden ließ, war seine Anziehungskraft auf Ehrgeizige, Begabte und Talente aus dem Umland und der Provinz, ohne die Wien zur »geistigen Provinz« geworden wäre (S. 42). Dazu war aber noch eines notwendig: die innere gesellschaftliche Verunsicherung, das »Bewußtsein der Desintegration und des Verlustes jeder die Menschen zur Einheit verbindenden Idee, der Zerfall der Werte, die Sinnkrise« (S. 43). Er stimmt mit Schorske überein, wenn er in der Krise des liberalen Systems den Kontext für die Neuerungen auf kulturellem und geistigem Gebiet sieht.

Allan Janik führt in seinem Beitrag »Kreative Milieus: Der Fall Wien« (S. 45–55) mehrere Faktoren an, die Wien zu diesem kreativen Zentrum werden ließen. Einmal sieht er eine wichtige Komponente in der Größe der Hauptstadt, die 1910 auf mehr als 2 Millionen Ein-

---

Kommission zur Erforschung der Geschichte der Republik Österreich, Bd. 10), Wien 1986 (Verlag R. Oldenbourg, München/Verlag für Geschichte und Politik, Wien, 438 S., kart., 78 DM), die sich zum einen Teil auf einzelne Persönlichkeiten des öffentlichen kulturellen Lebens konzentrierte, zum anderen aber besonders auch Institutionen (etwa den Rundfunk), gesellschaftliche Formationen und Gruppen (Jugendorganisationen, CV u. a.) sowohl hinsichtlich ihres Selbstverständnisses als auch bezüglich ihrer kulturpolitischen Aktivitäten überblicksartig vorstellen.

10 Traum und Wirklichkeit. Wien 1870–1930, Ausstellungskatalog, Wien 1985.

11 *William Johnston*, Österreichische Kultur- und Geistesgeschichte. Gesellschaft und Ideen im Donauraum 1848 bis 1938, Wien/Graz/Köln 1972, 2. Aufl. 1980.

12 *Carl E. Schorske*, Fin de siècle Vienna, Politics and Culture, New York 1980, S. XXVI.

wohner des 50-Millionen-Reiches angewachsen war. Zum zweiten leitet er die kulturelle Bedeutung Wiens zur Jahrhundertwende von der Vielschichtigkeit und Multifunktionalität dieser Stadt innerhalb der Habsburgermonarchie ab: als kaiserliche Hauptstadt (deren Verwaltungsapparat die Belange eines Reiches mit elf verschiedenen Muttersprachen zusammenzuhalten hatte), als wirtschaftliches Zentrum (und damit auch finanzkräftige Stadt), als Hauptstadt eines Kronlandes und größte Stadt der Monarchie. Dadurch sei drittens ein ständiger Austausch entstanden, der seinerseits für den mehrsprachigen Charakter Wiens sorgte und »Talente« in die Metropole zog. Diese konnten in Wien aber nur bestehen, und dies ist für Janik entscheidend, weil dort eine Tradition der Förderung von Kunst und Wissenschaft vorzufinden war, die er bis Maria Theresia zurückverfolgt. Janik betont aber, daß diese Faktoren zum Teil auch das zutage beförderten, was man »das andere Wien« nennen könnte, das Wien bizarrer Bürokratie und menschenunwürdiger Wohnverhältnisse.

Wie schwach sich andererseits die Ideen des politischen Liberalismus durchsetzen konnten, zeigen die beiden Beiträge von *Erika Weinzierl* über die österreichische Frauenbewegung und *Brigitte Hamann* zu pazifistischen Bewegungen in Österreich. Auch das gehörte zum kulturellen und politischen Leben dieser Stadt. *Walter Methlagl* (S. 112–118) deutet in seinem Zeitschriftenvergleich das an, was auch an anderer Stelle eingefordert wird: die Aufwertung kleinerer Städte Österreichs in der Geschichtsschreibung als kulturelle Zentren, deren Avantgarde von Zentrum zu Zentrum ihren eigenen Charakter hatte. Der Begriff der Moderne sei deshalb stärker zu differenzieren und nicht auf Wien zentrierbar.

Sehr anregend und die Euphorie für das Wien um 1900 bremsend sind die sozialgeschichtlich angelegten Beiträge von *Erich Bodzenta*, der, ausgehend von der Darstellung des Segregationsprozesses, Kritik anbringt, wenn er pointiert anmerkt, daß »eineinhalb Millionen Proletarier arbeiteten, damit 100 000 die Kultur um 1900 genießen konnten« (S. 203). Anzumerken ist auch der Beitrag von *Monika Glettler*, die an dieser Stelle ihre Thesen zum Nationalitätenproblem unter dem Einfluß der Urbanisierung vorstellt.

Diese Beiträge und derjenige *Wolfgang Mantls* »Wien um 1900 – ein goldener Stachel« tragen zur Differenzierung des Bildes des »Wien um 1900« bei, auch wenn von Arbeiterkultur kaum und von Volkskultur wenig gesprochen wird, also – schon rein thematisch – an einem relativ engen, an der Hochkultur orientierten Kulturbegriff im großen festgehalten wird. Wenn Arbeiter- und Volkskultur sich auch nicht unbedingt geschmeidig in ein »Gesamtkunstwerk« Fin de siècle einfügen lassen, waren sie dennoch Teil des »Wien um 1900«.[13]

»Theodor Herzl und das Wien des fin de siècle« war das Generalthema eines Symposions vom 1.–3. Mai und Titel des Sammelbandes anläßlich des 125. Geburtstages dieses bedeutenden Wiener Zionisten. In neun Beiträgen werden mit unterschiedlicher Perspektive das geistige und politische Umfeld sowie wesentliche Bezugsebenen facettenreich dargeboten. Der Herzl-Biograph *Alex Bein, Jacob Allerhand* und der Herausgeber *Norbert Leser* weisen auf die »messianischen« Elemente im Denken Herzls hin. Von besonderem Interesse ist der Beitrag *Harry Zohns*, des 1939 emigrierten Wiener Germanisten und Kulturpublizisten, der der Rezeption Herzls in der jüdischen Umwelt gilt. Mit dem Erscheinen von Herzls Schrift »Der Judenstaat. Versuch einer modernen Lösung der Judenfrage« 1896 stieß Herzl auf Ablehnung in der jüdischen Presse, bei den Kadimahnern, über die, wie *Julius H. Schoeps* in seinem Referat bemerkt, noch keine umfassende Monographie vorliegt (S. 113). Gleichzeitig aber löste Herzls Schrift wahre Begeisterungsstürme aus (S. 134). Herzl als Literat,

13 Vgl. dazu *Hubert Ch. Ehalt* (Hrsg.), Glücklich ist, wer vergißt . . .? Das andere Wien um 1900 (= Kulturstudien, Bd. 6), Wien/Köln/Graz 1986. Der Mythos vom »Fin de siècle Vienna« wird auch in einer Studie zu den Wiener Tschechen von der derzeit an der Universität München lehrenden Monika Glettler modifiziert. Siehe dazu *Monika Glettler*, Böhmisches Wien, Wien/München 1985.

Feuilletonredakteur und Förderer findet hier ebenfalls Beachtung wie eine Gegenüberstellung Herzls mit Karl Kraus, womit sich dieser Sammelband auch für Literaturwissenschaftler anbietet.

Auch bei Böhlau erschien *Klaus Dethloffs* Herzl-Textedition, die Herzl ebenfalls in das Umfeld des Fin de siècle stellt. Diese Textedition, die mit zahlreichen detaillierten Hinweisen besonders zu Herzls juristischen Vorstellungen in seinen Plänen eingeleitet wird und daneben eine instruktive und praktische Zeittafel enthält, ergänzt den oben besprochenen Sammelband gewissermaßen, auch wenn er vor diesem erschienen ist. Denn Dethloff wählte Schriften verschiedenster literarischer Gattungen aus, die nicht vordringlich Herzls Talent illustrieren, sondern, zentriert um seinen »Judenstaat«, Herzls Weg zum politischen Zionisten dokumentieren sollen. Auch *Adolf Gaisbauer* widmet in seinem Buch »Davidstern und Doppeladler« dem Zionisten Herzl ein eigenes Kapitel. Aber nicht nur in diesem Abschnitt wird auf Probleme der jüdischen Identitätsfindung in der Habsburgermonarchie eingegangen. Der Autor versucht vornehmlich anhand von zeitgenössischen Pressestimmen und jüdischen Selbstaussagen zu zeigen, daß Altösterreich »die Geburtsstätte des neuen Judentums« (Vorwort) war und dies auch von den Juden so empfunden wurde. Darüber hinaus zeichnet der Autor äußerst detailreich die Geschichte jüdischer Organisationen und Vereine[14] in Galizien, der Bukowina, Böhmen, Mähren, Schlesien sowie Wien und Graz nach. Dabei wird die Heterogenität der jüdischen Vereinskultur und der politischen Organisationen besonders deutlich, ohne daß der Autor eine Gesamtdeutung in die Darstellung einfließen läßt. Den Hauptteil des Buches bildet eine umfangreiche Beschreibung des Zionismus, den er als »wichtigste, jüdisch-selbstbewußteste und folgenreichste« Reaktion der Juden auf ihre gescheiterte »Emanzipation-Assimilation« und die am Ende des 19. Jahrhunderts zunehmende Isolation und Bedrohung (Judenpogrome im Osten) sieht.

»Fin de siècle in Wien und kein Ende . . . Dieser modischen Geschäftigkeit wollen wir entgegenwirken und ein Kontrastbild zeichnen, das auf dem historischen Lebensrecht der Provinz beharrt« (S. 212). Was *Walter Methlagl* in seinem schon angeführten Beitrag kritisierte, nämlich die Zentrierung kulturellen Lebens zur Jahrhundertwende auf Wien in der Historiographie, wird in der Publikation von *Ernst Hanisch*, dem an der Salzburger Universität lehrenden Sozial- und Regionalhistoriker, und der Germanistin *Ulrike Fleischer* noch wesentlich deutlicher ausgesprochen. Anhand von Trakls Lyrik und einer Vielzahl zum Teil unveröffentlichter lokalhistorischer Quellen versuchen die Autoren entlang der theoretischen Leitlinie des Provinz-Metropole-Modells einen Teil der Kulturgeschichte Salzburgs aufzurollen. Im Kontrast zu Schorskes These vom Auseinanderbrechen der liberalen Einheit aus Wirtschaft, Politik und Kultur in der Metropole, die dort das kulturelle Klima befruchtet habe, setzen die Autoren eine andere These: In der Provinz (hier die Stadt Salzburg) habe das »bürgerlich-freiheitliche Syndrom«, bedingt durch die relative ökonomische und soziale Rückständigkeit, sich länger halten, mehr Kraft und Beharrungsvermögen besessen und deshalb kulturelle Sphären einbinden können (S. 15). Die Autoren gehen in ihrer Argumentation die Fragestellung von zwei Seiten an: Im ersten Teil geht die Bewegung von der Analyse der Gesellschaft zu Trakl hin, was sie als »Voraussetzungssystem« (ein Konzept der empirischen Literaturwissenschaft) bezeichnen, im zweiten Schritt wird, vom Werk Trakls ausgehend, der Blick auf einzelne Gesellschaftssegmente und soziale Problemfelder gelenkt. »Fin de siècle« war auch in Salzburg zu spüren. Dies darzustellen, ist den Autoren vorzüglich gelungen, ohne zu vergessen, daß Kultur nicht nur »Hochkultur« meint, auch wenn die Provinz realiter unter dem ständigen kulturellen Übergewicht der Metropole Wien gelitten habe. Und dies reflektiere sich auch in der Forschung.

14 Zu einem besonderen Aspekt des jüdischen Vereinslebens, den jüdischen Sportvereinen, vgl. *John Bunzl* (Hrsg.), Hoppauf Hakoah. Jüdischer Sport in Österreich. Von den Anfängen bis in die Gegenwart, Wien 1987.

Die lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen mehrerer aufeinanderfolgender Generationen einer jüdischen Familie, der Familie König, wurden kürzlich von *Michael Mitterauer*[15] ediert, der damit das Forschungsprojekt »Lebensgeschichten als historisch-sozialwissenschaftliche Quelle« nun in einer neuen »Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen« am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien fortsetzt. Ziel dieses neuen Forschungsprojektes ist[16], das gesammelte autobiographische Material durch Editionen einer breiten (wissenschaftlichen) Öffentlichkeit zugänglich zu machen und unter bestimmter Schwerpunktsetzung diese interdisziplinär – insbesondere auf sozialgeschichtlich, religionswissenschaftlich, kulturwissenschaftlich vergleichender Ebene – Interpretationen und wissenschaftlichen Analysen zuzuführen.
Das besondere an dieser Quelle ist die Kontinuität der Aufzeichnungen, die mit jenen Raphael Königs im Jahr 1852 beginnen und über die Biographien seiner Nachfahren bis nach 1945 reichen. Diese Quelle erschöpft sich aber nicht in einer Fundgrube für eine österreichische Alltagsgeschichte, auch wenn man mit dem Titel der Edition Alltagsgeschichte assoziiert. Längerfristige Prozesse innerhalb der Geschichte des österreichischen Judentums[17], die religiöse Besonderheit in der Frühphase, Angleichungs- und Assimilationsprozesse, spezifisch jüdische Traditionen (Heiratsritus etc.), Reaktionen auf politische Ereignisse und Entwicklungen sowie das Selbstverständnis dieser jüdischen Familie werden hier neben lokalgeschichtlichen Details beleuchtet. Für die Analyse und Interpretation dieser Niederschriften, die durch diese Ausgabe angeregt werden sollen, ist der quellenkritische Hinweis von Bedeutung, daß sie nicht in Veröffentlichungsabsicht geschrieben wurden, sondern als »Familien-Biographie« für die eigene Familie gedacht waren.

---

15 *Michael Mitterauer* ist Initiator der seit 1973 in Wien laufenden Forschungsprojekte sowie zahlreicher Einzelstudien zur »family history«. Nachdem er in den ersten Jahren zusammen mit einer Gruppe jüngerer Forscher vor allem die systematische quantitative Auswertung von Informationen und Quellen über den Personenstand einzelner Haushalte in ländlichen und städtischen Gemeinden Österreichs und Mitteleuropas vorangetrieben hat, wenden sie sich in den letzten Jahren vermehrt interviewgestützten Untersuchungen zur Familiengeschichte des 18. bis 20. Jahrhunderts zu. Die Ergebnisse dieser Studien werden in einer eigenen Reihe, »Damit es nicht verlorengeht . . .«, seit 1983 publiziert. Einer seiner Forschungskollegen und Mitautor des 1977 in München erschienenen Buches »Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie«, *Reinhard Sieder*, hat nun in der von *Hans-Ulrich Wehler* herausgegebenen Reihe »Neue Historische Bibliothek« in der Edition Suhrkamp einen Band zur Sozialgeschichte der Familie publiziert, der sich schichtspezifischen Familienmodellen vom 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart in Mitteleuropa zuwendet: *Reinhard Sieder*, Sozialgeschichte der Familie, Frankfurt am Main 1987.

16 Vgl. *Historicum*. Zeitung der Aktionsgemeinschaft für die historischen Institute an den österreichischen Universitäten sowie die Lehrer an höheren Schulen 7/1987, S. 5.

17 Zur Geschichte des Judentums als religiöse Minderheit vgl. den sehr ausgewogenen und umfassenden Beitrag von *Wolfgang Häusler*, Das österreichische Judentum zwischen Beharrung und Fortschritt, in: Die Habsburgermonarchie 1848–1918, Bd. IV: Die Konfessionen, im Auftrag der Kommission für die Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie (1848–1918), hrsg. von *Adam Wandruszka* und *Peter Urbanitsch*, Wien 1985, S. 633–669. Eine regionalgeschichtliche Beitragssammlung zu Juden und Judentum in Tirol: Die Geschichte der Juden in Tirol von den Anfängen im Mittelalter bis in die neueste Zeit, in: Sturzflüge. Eine Kulturzeitschrift, Jg. 5, 1986, Nr. 15/16. Vgl. auch *Werner Dreier* (Hrsg.), Antisemitismus in Vorarlberg. Regionalstudie zur Geschichte einer Weltanschauung (= Studien zur Geschichte und Gesellschaft Vorarlbergs, Bd. 4), Bregenz 1988. Einen Blick auf einen besonderen Teil Kulturgeschichte der Wiener Juden wirft die Studie von *Pierre Genée*, Wiener Synagogen 1825–1938. Mit einer Vorbemerkung von Helmut Zilk und einleitenden Worten von Kurt Schubert, Wien 1987.

III. Sozialgeschichte und Geschichte der Arbeiterbewegung

Ernst Bruckmüller, Sozialgeschichte Österreichs, Herold Verlag, Wien/München 1985, 648 S., geb., S 598,–/84 DM.

Karl R. Stadler (Hrsg.), Sozialistenprozesse. Politische Justiz in Österreich 1870–1936 (= Veröffentlichungen des Ludwig Boltzmann Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung), Europaverlag, Wien/München/Zürich 1986, 520 S., Pb., S 389,–.

Ernst Panzenböck, Ein deutscher Traum. Die Anschlußidee und Anschlußpolitik bei Karl Renner und Otto Bauer (= Ludwig Boltzmann Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung. Materialien zur Arbeiterbewegung, Nr. 37), Europaverlag, Wien 1985, XIII, 231 S., Pb., S 168,–.

Wolfgang Maderthaner (Hrsg.), Arbeiterbewegung in Österreich und Ungarn bis 1914. Referate des österreichisch-ungarischen Historikersymposiums in Graz vom 5. bis 9. September 1986 (= Ludwig Boltzmann Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung. Materialien zur Arbeiterbewegung, Nr. 45), Europaverlag, Wien 1986, 234 S., Pb., S 168,–.

Helmut Konrad (Hrsg.), Imperialismus und Arbeiterbewegung in Deutschland und Österreich. Protokoll des 4. bilateralen Symposiums DDR–Österreich vom 3. bis 7. Juni 1985 in Graz (= Ludwig Boltzmann Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung. Materialien zur Arbeiterbewegung, Nr. 41), Europaverlag, Wien 1985, VI, 169 S., Pb., S 148,–.

Willibald I. Holzer, Politischer Widerstand gegen die Staatsgewalt. Historische Aspekte – Problemstellungen – Forschungsperspektiven (= Ludwig Boltzmann Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung. Materialien zur Arbeiterbewegung, Nr. 38), Europaverlag, Wien 1985, IV, 206 S., Pb., S 168,–.

Michael Mesch, Arbeiterexistenz in der Spätgründerzeit. Gewerkschaften und Lohnentwicklung in Österreich 1890–1914 (= Ludwig Boltzmann Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung. Materialien zur Arbeiterbewegung, Nr. 33), Europaverlag, Wien 1984, 377 S., Pb., S 188,–.

Gerhard Oberkofler, Die Tiroler Arbeiterbewegung. Von den Anfängen bis zum Ende des 2. Weltkrieges (= Ludwig Boltzmann Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung. Materialien zur Arbeiterbewegung, Nr. 43), Europaverlag, 2., erw. Aufl., Wien 1986, X, 342 S., Pb., S 188,–.

Gerhard Pfeisinger, Die Revolution von 1848 in Graz (= Ludwig Boltzmann Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung. Materialien zur Arbeiterbewegung, Nr. 42), Europaverlag, Wien 1986, VIII, 365 S., Pb., S 168,–.

Karl Kaser/Karl Stocker, Bäuerliches Leben in der Oststeiermark seit 1848, Bd. I: Landwirtschaft von der Selbstversorgung zum Produktionszwang. Hrsg. von der Steirischen Arbeitsgemeinschaft für eigenständige regionale Entwicklung (StAR) und der Arbeitsgemeinschaft regionaler Initiativen Oststeiermark-Nord (AGRION), Böhlau Verlag, Wien/Köln/Graz 1986, VI, 318 S., geb., S 380,–.

Gertraud Liesenfeld, Viechtauer Ware. Studien zum Strukturwandel einer Hausindustrie in Oberösterreich mit besonderer Berücksichtigung der letzten 100 Jahre (= Österreichische Akademie der Wissenschaften. Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkskunde, Nr. 17), Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 1987, 506 S., brosch., 90 DM.

Andrea Schnöller/Hannes Stekl (Hrsg.), »Es war eine Welt der Geborgenheit . . .". Bürgerliche Kindheit in Monarchie und Republik (= Damit es nicht verlorengeht . . ., Bd. 12), Böhlau Verlag, Wien/Köln 1987, 306 S., geb., 39,80 DM.

Agnes Pohanka, »Ich nehm' die Blüten und die Stengel . . .«. Kräutlerin am Schlingermarkt, bearb. von Werner Nachbagauer (= Damit es nicht verlorengeht . . ., Bd. 13), Böhlau Verlag, Wien/Köln 1987, 207 S., geb., 34 DM.

Es ist eine allgemein akzeptierte Eigenart der Sozialgeschichte, daß sie sich nicht immer klar von den ihr benachbarten Disziplinen und Fachbereichen abgrenzen läßt, was Schwierigkeiten bringt, wenn man den Stand der Forschung abstecken will, sich aber positiv und befruchtend auf das methodische Repertoire auswirkt. Es ist auch kennzeichnend, daß sich einzelne sozialgeschichtliche Arbeiten nicht einfach bestimmten Teilbereichen der Sozialgeschichte zuordnen lassen. In den vergangenen Jahren ist innerhalb der sozialgeschichtlichen Forschung in Österreich vor allem eine Aufwertung der Regional- und Lokalgeschichte oder, von der anderen Seite aus gesehen, eine Befassung mit sozialgeschichtlichen Fragestellungen unter verstärkt regionalem Aspekt zu beobachten. Diese Hinwendung zur Regionalgeschichte ist schon seit längerem auf der Ebene der Dissertationen festzustellen, weil diese Zugangsweise jungen Wissenschaftlern den Vorteil der Überschaubarkeit des Quellenmaterials bietet. Die Gefahr dieser Betrachtungsweise liegt natürlich in einer gewissen Isolierung der Forschungsergebnisse, wodurch dem Erfordernis einer systematischen und quantitativ vergleichenden Erforschung von Transformationsprozessen vielfach nicht nachgekommen wird und weitreichende bzw. -wirkende Gesamtzusammenhänge geschichtlicher Entwicklung verloren gehen. In erster Linie kommen regionalgeschichtliche Zugangsweisen in der Arbeitergeschichtsschreibung bzw. Arbeiterbewegungsgeschichte, in der Geschichte des Widerstandes (Zeitgeschichtsschreibung), im Rahmen der Familiengeschichte und in der Frauenforschung[18], zum Teil auch als »Geschichte von unten«[19] unter

18 Hier sind die Ergebnisse zur Zeit sicher noch am dürftigsten, wenn auch der Historikerinnentag in Wien einen Aufholprozeß signalisierte und in Ringvorlesungen und Seminaren versucht wurde, Frauenforschung anzuregen. Gleichzeitig ist aber seit kurzem ein Rückgang der Förderungsinitiativen von staatlicher Seite zu beobachten. Lehraufträge zur Frauengeschichte und -forschung werden nicht mehr in dem Maße berücksichtigt, wie es noch vor wenigen Jahren der Fall war. Unter regionalhistorischem Aspekt, wobei dieser mehr der formalen Eingrenzung der Themen diente, schrieben *Ulrike Ebenhoch* ihre Geschichte der Frau in Vorarlberg (eine publizierte wissenschaftliche Hausarbeit) und *Gretl Köfler* und *Michael Forcher* die Geschichte der Frau in Tirol. Vgl. *Ulrike Ebenhoch*, Die Stellung der Frau in der Geschichte Vorarlbergs 1914–1933 (= Vorarlberg in Geschichte und Gegenwart, Bd. 3), Dornbirn 1986; *Gretl Köfler/Michael Forcher*, Die Frau in der Geschichte Tirols, Innsbruck 1986; *Gretl Köfler/Gertha Hofmüller* (Hrsg.), Beiträge zur Tiroler Frauenforschung. Ein Arbeitsbericht (= Veröffentlichungen der Universität Innsbruck, Bd. 170), Innsbruck 1989. Die lokale Eingrenzung der Untersuchung von *Erna Appelt*, Von Ladenmädchen, Schreibfräulein und Gouvernanten. Die weiblichen Angestellten Wiens zwischen 1900 und 1934 (= Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik, Bd. 22), Wien 1985, ergab sich rein thematisch durch die Konzentration von Angestellten auf den städtischen Raum und war damit auch quellenmäßig bedingt.

19 Vgl. dazu den Sammelband von *Hubert Ch. Ehalt* (Hrsg.), Geschichte von unten. Fragestellungen, Methoden und Projekte einer Geschichte des Alltags, Wien/Köln/Graz 1984, worin neben einer Standortbestimmung auch eine Zusammenfassung der österreichischen Projekte zur Alltagsgeschichte unter Berücksichtigung der Laiengeschichtsschreibung gegeben wird, und *Hubert Ch. Ehalt/Ursula Knittler/Helmut Konrad* (Hrsg.), Geschichtswerkstatt, Stadtteilarbeit, Aktionsforschung, Wien 1984. Zur Geschichte der Freizeit der Arbeiter vgl. den vor kurzem im Europaverlag erschienenen Bildband: Nach der Arbeit. Bilder und Texte zur Freizeit 1870–1950, Wien 1987. Der Arbeiter im Mittelpunkt des industriellen Wandels war Gegenstand der Ausstellung in Steyr 1987, welcher nun der Katalog folgte: Arbeit, Mensch, Maschine. Der Weg in die Industriegesellschaft, 2 Bde.: Katalog und Beiträge, Linz 1987. Ein wichtiges und praktisches Nachschlagewerk der Fotobestände zur Arbeiterbewegung hat *Raimund Löw* im Auftrag des Projektteams für Geschichte der Arbeiterbewegung nach mehrjähriger Sucharbeit vorgelegt. Er führt hier die wichtigsten Sammlun-

Rückgriff auf Verfahrensweisen der »Oral History«[20] zum Tragen. Gemeinsam ist den neueren Studien die Schwerpunktsetzung auf das 19. und 20. Jahrhundert.
Daß sich die Sozialgeschichte mittlerweile als eigenständiges, wenn auch nicht so leicht eingrenzbares und in Verbindung mit der Wirtschaftsgeschichte stehendes Fach sowohl in der Geschichtsforschung wie auf den österreichischen Universitäten etabliert hat, ist nicht nur an der Fülle der Neuerscheinungen, von denen hier nur ein Teil angesprochen wird, ablesbar. Als Indiz dafür ist sicher auch die Publikation eines langersehnten Überblickswerkes zur österreichischen Sozialgeschichte zu werten.
Ernst Bruckmüller, der seine »Sozialgeschichte Österreichs« allzu bescheiden als »Vorstudie« bezeichnet, schließt mit diesem Überblickswerk, das dem Autor nicht nur langjährige Erfahrung und Arbeit auf sozialgeschichtlichem Gebiet, sondern vor allem Mut abverlangt haben dürfte, eine bislang besonders von Studierenden empfundene Lücke der österreichischen Geschichtsschreibung. Man kann gegen eine Überblicksdarstellung dieser Art viel einwenden, insbesondere wenn sie die gesellschaftliche Entwicklung vom Beginn der menschlichen Siedlung bis ins 20. Jahrhundert umfassen will und damit zwangsläufig Gefahr laufen muß, zu stark zu generalisieren, zu verkürzen und Details zu vernachlässigen. Aber viele derartige Vorbehalte sind, wie in der Einleitung zum Ausdruck kommt, dem Autor bewußt. Bruckmüller teilt seine Überblicksdarstellung in die Kapitel: Vorgeschichte bis Frühmittelalter, Frühkapitalismus und Bauernkriege, Höfische Gesellschaft, Reformabsolutismus und Biedermeier, »Von der Revolution zum Ersten Weltkrieg« und »Von der Ersten zur Zweiten Republik« ein und lenkt den Blick auf die verschiedensten Formen der Vergesellschaftung, indem er zunächst in den einzelnen Kapiteln Wachstum und Wandel der Bevölkerung skizziert und anschließend dominierende Sozialformen der ländlichen und städtischen Bevölkerung beschreibt. Der späteren Neuzeit und dem 20. Jahrhundert legt er die Gliederung nach primären, sekundären und tertiären Wirtschaftssektoren zugrunde, wobei er vor allem die für Wandel und Veränderung verantwortlichen Faktoren betont. Besonders ausführlich behandelt er »gesellschaftliche Konflikte«, die von zentraler Bedeutung für die Veränderung der Sozialstrukturen waren, sowie Faktoren und Wege der gesellschaftlichen Gruppenbildung, etwa der Klassenkonstituierung, Lagerbildung und Nationenbildung. Etwas kurz kommt die Zeitgeschichte, besonders die Zeit nach 1945, was nicht zuletzt Forschungsdefizite auf diesem Gebiet (besonders für die Nachkriegszeit) signalisiert. Auch sind die Hinweise auf neueste sozialgeschichtliche Arbeiten der Familien-, Alltags- und Frauengeschichte dünn, was der Verfasser in der Einleitung (S. 18) selbst anspricht mit dem Verweis auf die Fülle derartiger Studien, die er nicht in ein Konzept zu pressen wagt. Daß auf einen Anmerkungsapparat verzichtet wurde, ist zuweilen lästig, ein Mangel, der aber durch den ausführlichen Anhang mit umfangreichen weiterführenden Literaturangaben wettgemacht wird. Bruckmüllers »Sozialgeschichte Österreichs« ist kein Handbuch, aber eine der wichtigsten Neuerscheinungen der jüngsten Zeit, ein zentrales, instruktives und hilfreiches Werk.
Arbeiter- und Arbeiterbewegungsgeschichte[21] nehmen innerhalb der Publikationen zur Sozialgeschichte ungebrochen eine zentrale Stellung ein. Besonders das »Ludwig Boltzmann

---

gen in Österreich an, ordnet chronologisch wie sachbezogen und gibt biographische Hinweise: *Raimund Löw*, Arbeiterbewegung und Zeitgeschichte im Bild 1867–1938. Fotobestände Wiener Archive und Bibliotheken (= Veröffentlichungen des Ludwig Boltzmann Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung), Wien 1986.

20 Auf methodologische Probleme bei der Erforschung von Arbeiterbewußtsein über »Oral History«, Memoiren und Tagebücher wurde speziell bei der ITH in Linz eingegangen: Internationale Tagung der Historiker der Arbeiterbewegung (ITH). 21. Linzer Konferenz 1985, Wien 1986.

21 Neu am Markt ist seit 1985 das in Wien erscheinende *»Archiv – Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Arbeiterbewegung«*, red. von *Wolfgang Maderthaner* (Jg. 1, 1985, 168 S.; Jg. 2, 1986, 216+XX S.;

Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung« fördert in seinen »Materialien zur Arbeiterbewegung« und anderen Schriftenreihen aktiv die Aufarbeitung der Geschichte der österreichischen Arbeiter, der Arbeiterbewegung und der Sozialdemokratie unter regionalgeschichtlichen wie internationalen Aspekten.

Karl R. Stadler, der 1987 verstorbene Lehrstuhlinhaber für Zeitgeschichte und Leiter des Ludwig Boltzmann Instituts in Linz, Herausgeber des Sammelbandes »Sozialistenprozesse«, hat bereits in seinem Referat beim Symposium »Justiz und Zeitgeschichte«[22] auf die Konflikte zwischen Staatsmacht und Arbeiterbewegung, wie sie auf judizieller Ebene ausgetragen wurden, hingewiesen. Mit dem Begriff »Klassenjustiz« könnte man das Leitmotiv umschreiben, das sich durch die 20 Beiträge des Sammelbandes zieht. Der Sammelband spannt den Bogen thematisch von der Zeit der Frühphase der österreichischen Arbeiterbewegung im Kaiserreich bis in die Zeit des Austrofaschismus und bezieht erfreulicherweise auch die Bundesländer in einzelnen Aufsätzen ein. Sichtbar wird dabei aber nicht nur der zuweilen aussichtslose Kampf der Arbeiterschaft um soziale, wirtschaftliche und politische Existenz und Etablierung, sondern vor allem die Rolle der Justiz als Instrument der Stabilisierung der Macht der herrschenden Klasse (Staatsmacht), wie sie in verschiedenen Formen zutage trat: als Ausnahmegericht mit harten Urteilen, als Militärgericht während des Ersten Weltkrieges und als Pressegerichte und Geschworenengerichte mit zuweilen milder Urteilssprechung. Damit wird diese Publikation aber auch für Leser sehr anregend sein, die sich anhand der Zusammenhänge von Justiz und Gesellschaft um eine kritischere Einschätzung der Justiz als eines machtvollen Instruments der Disziplinierung bemühen. Die Autoren haben aber nicht nur die bereits vorhandene Literatur neu aufbereitet, sondern umfangreiche Polizei- und Gerichtsakten als neues Quellenmaterial erschlossen, unzählige Zeitungsberichte eingebracht und auch Zeitzeugen befragt. Einem Zeitzeugen wurde diese anregende, spannend geschriebene und umfassende Publikation dann auch gewidmet: dem langjährigen österreichischen Bundeskanzler und ehemaligen Mitangeklagten im Sozialistenprozeß von 1936, Bruno Kreisky.

In der Reihe »Materialien zur Arbeiterbewegung«, inzwischen mehr als 50 Bände zählend, sind wiederum einige interessante Studien zur Sozial- wie Zeitgeschichte erschienen. Regionalstudien[23] zur Arbeiterbewegung und Arbeitergeschichte bilden neben sozialgeschichtlichen Arbeiten, die letzteren von *Michael Mesch* und *Michael John*[24], und theoriegeschichtlich-vergleichenden Untersuchungen[25] einen Schwerpunkt dieser Reihe.

Jg. 3, 1987, 266 S.; Jg. 4, 1988, 224 S.). Als Nachfolger des seit 1961 erschienenen Mitteilungsblattes »Archiv« versteht sich dieses Jahrbuch als Präsentations- und Diskussionsforum neuer Ansätze in der Arbeitergeschichtsschreibung sowie als Mitteilungsblatt des Vereins (Rezensionen, Kalendarium, Vereinsnachrichten). Darüber hinaus finden hier neuere Arbeiten, die in Zusammenarbeit mit dem Verein entstanden sind, eine Drucklegungsmöglichkeit.

22 Vgl. *Erika Weinzierl/Karl R. Stadler* (Hrsg.), Justiz und Zeitgeschichte, Wien 1977, S. 379.

23 Besonders hervorzuheben sind hier die Arbeit von *Karin Maria Schmidlechner*, Die steirischen Arbeiter im 19. Jahrhundert (= Materialien zur Arbeiterbewegung, Nr. 30), Wien 1983, und die Regionalstudien zu Themen der österreichischen Zeitgeschichte wie *Karl Flanner*, Wiener Neustadt im Ständestaat. Arbeiteropposition 1933–1938 (= Materialien zur Arbeiterbewegung, Nr. 31), Wien 1983.

24 *Michael John*, Wohnverhältnisse sozialer Unterschichten im Wien Kaiser Franz Josephs (= Materialien zur Arbeiterbewegung, Nr. 32), Wien 1984.

25 Etwa die Studien: *Reinhard Kannonier*, Zentralismus oder Demokratie. Zur Organisationsfrage in der Arbeiterbewegung (= Materialien zur Arbeiterbewegung, Nr. 29), Wien 1983; *Brigitte Perfahl*, Marx oder Lassalle? Zur ideologischen Position der österreichischen Arbeiterbewegung 1869–1889 (= Materialien zur Arbeiterbewegung, Nr. 22), Wien 1982.

Zweifellos den theorie- und geistesgeschichtlich vergleichenden Arbeiten (zur Zeitgeschichte) ist die *Ernst Panzenböcks* zuzuzählen, eine politikwissenschaftliche Dissertation, die eine vergleichende Längsschnittanalyse der Haltungen und Diskussionen der beiden sozialdemokratischen Politiker Karl Renner und Otto Bauer zur nationalen Frage[26] versucht. Nationalitätenproblem und Anschlußidee nach 1918 waren jene Fragenkomplexe, in denen sich Renner und Bauer[27] während der letzten Jahre der Habsburgermonarchie innerhalb der Sozialdemokratie am deutlichsten profilierten. Renners und Bauers Haltung zur Habsburgermonarchie zeigt vorerst weitgehende Übereinstimmung hinsichtlich der Erhaltungswürdigkeit des Vielvölkerstaates. Sie sahen, auf einen Nenner gebracht, eine Lösung der Nationalitätenfrage in einer »fortschreitenden Demokratisierung und in einer Umwandlung in einen Nationalitätenbundesstaat« (S. 22). Doch dann zeigt sich eine divergierende Entwicklung: Während Otto Bauer ab 1917 die Liquidation des bisherigen Staatsgebietes unausweichlich kommen und im »Anschluß« einen Weg sah, der auch Österreich den Sozialismus bringen könne, und diese Auffassung innerparteilich durchsetzen konnte, identifizierte sich Renner bis zum bitteren Ende mit der Habsburgermonarchie. Renner, der dann auf Bauers Kurs einschwenkte, wurde schließlich zum Schöpfer des Artikels II des Gesetzes von 1918, der Deutsch-Österreich zum Bestandteil des Deutschen Reiches erklärte, und ging mit Bauer gemeinsam an die Konkretisierung des »Anschlusses«, den Renner nun aus ökonomischen Gründen geboten sah. Die politische Entwicklung im Deutschen Reich verunsicherte die »Anschlußpolitiker«, und aus dem VI. Abschnitt des Parteiprogramms wurde Punkt 4, der den Anschluß Deutschösterreichs an das Deutsche Reich forderte, gestrichen. Besonders kritisch beurteilt der Autor die Haltungen der beiden Politiker nach dem Anschluß, ohne den »emanzipatorischen Gehalt« des austromarxistischen Anschlußdenkens zu bestreiten (S. 209). Er weist hier deutlich darauf hin, daß beide nach dem März 1938 »im Dickicht der Theorie das Augenmaß für die Praxis« verloren haben. Die Studie analysiert nicht nur einen Teil der Geschichte der Sozialdemokratie, sondern bringt auch einen Beitrag für die Diskussion um die Entstehungsgeschichte der österreichischen Nation.
Dem Verhältnis der österreichischen im Vergleich zur ungarischen Sozialdemokratie zur Nationalitätenfrage und nationalen Frage, allerdings mit dem zeitlichen Schwerpunkt im

26 Besonders kritische Anmerkungen zu Bauers Theorie der Nation und zu Renners Versuch, den »Nationalitätenkonflikt juristisch zu entschärfen« (S. 141), in: *Gerald Mozetič*, Die Gesellschaftstheorie des Austromarxismus. Geistesgeschichtliche Voraussetzungen, Methologie und soziologisches Programm, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1987 (VII, 261 S., kart., 49 DM, für Mitglieder 39 DM), S. 130–146. Der Autor geht in diesem Buch im wesentlichen der Frage soziologischer Deutungsweisen und Argumentationslinien des wissenschaftlichen Austromarxismus nach, die er in der Austromarxismus-Rezeption nach 1945 vernachlässigt sieht. Den Schwerpunkt des fünften Kapitels bilden der Nationsbegriff und die unterschiedlichen methodischen Zugänge und Vorstellungen davon in den Schriften Karl Renners und Otto Bauers im Rahmen der materialistischen Geschichtsauffassung. Zur Problematik des Nationalitätenkonfliktes innerhalb der Arbeiterbewegung vgl. auch: *Raimund Löw*, Der Zerfall der »Kleinen Internationale«. Nationalitätenkonflikte in der Arbeiterbewegung des alten Österreich (1889–1914) (= Materialien zur Arbeiterbewegung, Nr. 34), Wien 1984, und den Tagungsband zur Frage einer Verständigung zwischen Deutschen und Tschechen zwischen 1848 und 1918: *Ferdinand Seibt* (Hrsg.), Die Chance der Verständigung. Absichten und Ansätze zu übernationaler Zusammenarbeit in den böhmischen Ländern 1848–1918. Vorträge der Tagung des Collegium Carolinum in Bad Wiessee vom 22. bis 24. November 1985 (= Bad Wiesseer Tagungen des Collegiums Carolinum), R. Oldenbourg Verlag, München 1987 (268 S., Linson, 68 DM).

27 Anläßlich des 100. Geburtstages von Otto Bauer ist ein Sammelband zu seinem politischen Werdegang und seiner geschichtlichen Bedeutung im Europaverlag erschienen: *Erich Fröschl/Helge Zoitl* (Hrsg.), Otto Bauer (1881–1938). Theorie und Praxis. Beiträge zum wissenschaftlichen Symposion des Dr. Karl Renner-Instituts, Wien 1985.

19. Jahrhundert, ist auch ein kurzer Beitrag im Sammelband des österreichisch-ungarischen Historikersymposiums (in Graz vom 5. bis 9. September 1986) gewidmet, der von *Wolfgang Maderthaner* herausgegeben wurde. »Probleme der österreichischen und der ungarischen Arbeiterbewegung vor 1914« war das Generalthema des gemischt österreichisch-ungarischen Historikergesprächs in Graz, das vor allem komparativ die Geschichte der Sozialdemokratie erarbeiten wollte. Diesem Vorhaben werden einzelne Beiträge auch gerecht, etwa besonders das Referat von *Fritz Weber* zur wirtschaftlichen Entwicklung Cisleithaniens vor dem Ersten Weltkrieg. Wird eine konsequent komparative Vorgehensweise auch nicht in allen Beiträgen durchgehalten, und werden Vergleiche vielfach nur ansatzweise gezogen, so fällt andererseits angenehm auf, daß in den einzelnen Referaten auch gezielt regional differenziert wird.

Der von *Helmut Konrad* herausgegebene Sammelband zu Themen der Arbeiterbewegung in Deutschland und Österreich in der Zeit des Imperialismus ist ebenfalls Ergebnis eines Historikergesprächs, des 4. bilateralen Symposiums DDR–Österreich 1985 in Graz. Die Zeit des Imperialismus definiert den zeitlichen Rahmen, innerhalb welchem sich die Beiträge zur österreichischen und deutschen Arbeiterbewegung bewegen. Bereits im Einleitungsreferat von *Konrad Canis* aus Ostberlin kommt der komparative Zugang in der Themenstellung zum Ausdruck. Canis unternimmt den Versuch, diplomatische und wirtschftliche Leitlinien Österreich-Ungarns und Deutschlands vergleichend zu beschreiben. Ausgehend von einem leninistischen Imperialismusverständnis, konstatiert er auch für die Habsburgermonarchie eine imperialistische Phase, auch wenn diese durch innere Spannungen (Nationalitätenproblem) überlagert und abgeschwächt wurde. *Ernst Hanisch* stellt, ausgehend von Rudolf Hilferding, einem Österreicher, das Konzept des »organisierten Kapitalismus« vor und schließt mit dem Verweis auf die Diskussion vor allem in der Bundesrepublik Deutschland (J. Kocka, H. Medick, H. A. Winkler, H.-J. Steinbach, H.-J. Puhle, G. D. Feldman u. a.) an die Diskussion »organisierter Kapitalismus – Korporatismus« an, die er in Österreich dadurch in Gang gebracht zu haben hofft. *Jutta Seidel* aus Leipzig geht in ihrem Beitrag auf die Migrationsprozesse ein, auf die durch sie hervorgerufenen ökonomischen und sozialen Probleme und auf die hieraus provozierte Diskussion um den internationalen Charakter der Arbeiterbewegung. Hier wird auch ein Defizit in der österreichischen Forschung sichtbar.[28]

Am stärksten sozialgeschichtlich ausgerichtet sind die Beiträge von *Eduard Staudinger* über das Arbeitervereinswesen in Österreich um 1900 und die Studie von *Hartmut Zwahr*. Der Leipziger Zwahr zeichnet anhand eines Quellenfundes, des veröffentlichten Verzeichnisses der 1887 in Frankfurt angeklagten 36 Sozialisten, das Sozialprofil des politischen Führungskaders der Sozialistischen Arbeiterpartei einer Stadt mittels einer Kollektivbiographie nach und gelangt über quantitative und qualitative Interpretationen zu einigen bemerkenswerten Ergebnissen. Weitere Autoren befassen sich mit sozialdemokratischer Parlamentspolitik, der Frauenwahlrechtsbewegung, Reformismus und Frauengeschichte.

Den theoretisch-geisteswissenschaftlichen Studien ist auch die Arbeit *Willibald I. Holzers* zuzuordnen. Holzer untersucht in einer Längsschnittstudie Ausformungen des Widerstandsrechtes in der Geschichte, reflektiert rechtsgeschichtliche Entwicklungslinien von der attischen Demokratie über das Mittelalter bis in die Gegenwart. Er beschränkt sich aber nicht auf die Darstellung des Widerstandsrechts. In einem zweiten Teil steigt er in die aktuelle Diskussion um den Widerstandsbegriff ein, nimmt zu einzelnen Konzepten Stellung (z. B. Bayern-Projekt S. 116–125), zeigt Forschungslinien auf und kritisiert Tendenzen der begrifflichen Verengung des Gegenstandsbereiches in der österreichischen Forschung

28 Vgl. dazu neuerdings auch *Michael John*, Zuwanderung in Österreich 1848–1914. Zu ökonomisch und psychologisch bedingten Faktoren der Zuwanderung in Österreich, in: Archiv 4, 1988, Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Arbeiterbewegung, S. 102–132.

(S. 123). Im Resümee fordert Holzer eine Pädagogik, die über die Vermittlung transferorientierter Einsichten hinaus den Schüler und Studenten zum Erwerb von Handlungskompetenz führen kann. Zweifellos ist dieser Abschnitt besonders für Didaktiker und Lehrer von besonderem Interesse. Man kann nur hoffen, daß sich diese nicht durch den komprimierten Sprachstil und den spezialisierten Fachjargon abschrecken lassen, die dem Leser dieses Buches äußerste Konzentration abverlangen.

Der Einfluß der Arbeiterbewegung bzw. der Gewerkschaftsbewegung auf die Lohnentwicklung ist das Thema der Arbeit von *Michael Mesch*, der mit dieser Veröffentlichung zu einer der Kernfragen, der Entwicklung der Arbeiterlöhne in der Habsburgermonarchie, wichtiges Material liefert. Die Studie behandelt den relativ knappen Zeitraum von 1890 bis 1914, die Spätgründerperiode, in die der eigentliche Aufstieg der österreichischen Gewerkschaftsbewegung fällt. Mesch versucht dabei mittels wirtschaftswissenschaftlicher Methoden den Zusammenhang zwischen gewerkschaftlichen Strategien und der Einkommensentwicklung darzustellen. Gestützt auf Daten der Unfallversicherung und andere statistische Quellen, zeichnet er die Entwicklung der Nominallöhne nach. Diese stiegen in den von Mesch untersuchten zwei Dekaden an, während die Reallöhne nur geringe Zuwächse verbuchen konnten. Mesch zeigt auch (S. 195–228), daß sich das Einkommensdifferential zwischen den Arbeitern der einzelnen Regionen vor dem Ersten Weltkrieg verringert hat, was er mit der Wanderungsbewegung innerhalb der Monarchie (S. 215), zunehmendem Organisationsgrad der nicht-deutschen Arbeiterschaft (S. 218–220) und Angleichungstendenzen bei den Lebenshaltungskosten (S. 213) erklärt. Auch im Branchenvergleich zeigen sich Nivellierungstendenzen. Nach wie vor verdienten Frauen und ungelernte Arbeiter vergleichsweise wenig, und diese Lohnunterschiede nahmen tendenziell sogar zu, was die Kernthese von Meschs Arbeit, daß nämlich die Gewerkschaftsgründung und -arbeit einen positiven Einfluß auf die Lohnentwicklung genommen hätten, doch etwas relativiert. Andererseits liefert der Vergleich der regionalen Lohnentwicklung und der Branchenvergleich im Zusammenhang mit dem unterschiedlichen Organisationsgrad deutliche Hinweise, die die These erhärten. Neben der Darstellung dieser Zusammenhänge gibt Mesch einen Abriß der Arbeiterbewegung in Österreich, im besonderen der Gewerkschaftsbewegung, der Tarifpolitik und der Streikbewegung zwischen 1890 und 1914. Mesch ist es mit dieser Arbeit nicht nur gelungen, den Wissensstand hinsichtlich der historischen Bedeutung der österreichischen Gewerkschaftsbewegung zu erweitern. Sein Buch ist darüber hinaus eine Fundgrube aufbereiteten statistischen Datenmaterials und deshalb für Forschungen zur Sozialgeschichte der Arbeiterschaft besonders wertvoll.

Neben den theoriegeschichtlichen Analysen der Haltung der Sozialdemokratie zum Nationalitätenproblem, in der Wahlrechtsfrage, der Verfassungsfrage und »Anschluß«-Diskussion ist noch auf eine bei Böhlau erschienene Arbeit von *Gerhard Steger* zu verweisen, in der er, anschließend an seine bereits erschienenen Studien, Positionen der österreichischen Sozialdemokratie gegenüber Religion und Kirche untersucht.[29]

29 *Gerhard Steger*, Der Brückenschlag. Katholische Kirche und Sozialdemokratie in Österreich, Wien/München 1982; *ders.*, Marx contra Christus? Die Entwicklung der Katholischen Arbeiterjugend Österreichs 1946–1980, Wien 1983; *ders.*, Christ und gesellschaftliche Verantwortung. Am Beispiel der Katholischen Sozialakademie Österreichs 1946–1980, Wien 1984; *ders.*, Rote Fahne – Schwarzes Kreuz. Die Haltung der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Österreichs zu Religion, Christentum und Kirche. Von Hainfeld bis 1934 (= Böhlaus Zeitgeschichtliche Bibliothek, Bd. 7), Wien/Köln/Graz 1987. Vgl. zu diesem Thema auch: *Wolfgang Maderthaner*, Kirche und Sozialdemokratie. Aspekte des Verhältnisses von politischem Klerikalismus und sozialistischer Arbeiterschaft bis zum Jahre 1938, in: *Helmut Konrad/Wolfgang Maderthaner* (Hrsg.), Neuere Studien zur Arbeitergeschichte. Zum 25jährigen Bestehen des Vereins für Geschichte der Arbeiterbewegung (= Materialien zur Arbeiterbewegung, Nr. 35), Bd. III: Beiträge zur Kultur- und Geistesgeschichte, Wien 1984, S. 527–558.

In den Bereich der regionalgeschichtlichen Studien zur österreichischen Arbeitergeschichte fällt die Neuauflage der Untersuchung *Gerhard Oberkoflers* zur Tiroler Arbeiterbewegung. Die Geschichte der Arbeiterbewegung in einem weitgehend agrarisch strukturierten Land mit geringer Industrialisierung muß, wie in Oberkoflers Arbeit deutlich wird, sich anderen Fragen zuwenden, als Untersuchungen zur Arbeitergeschichte der Industriezentren. Die Bündnispolitik der Arbeiterschaft mit den Bauern und die ideologischen Auseinandersetzungen mit der katholischen Kirche finden deshalb breiten Raum. Ergänzt wurde die erste Auflage um die Darstellung der Geschichte der Arbeiterschaft während des Nationalsozialismus, der ein Kapitel über Widerstand und Verfolgung 1938–1945 angeschlossen wurde. Leider sind dazu, wie der Verfasser schreibt (S. 261 f.), noch nicht alle Dokumente erfaßt und zugänglich.[30]

Daß fern von Zentralen vielfach »die Uhren anders« (S. 7) laufen und liefen, kommt auch in *Gerhard Wanners* »Geschichte der Kammer für Arbeiter und Angestellte für Vorarlberg«[31] zum Ausdruck, etwa in der Verschiebung der Kammermacht von der Arbeiterschaft zur Angestelltenschaft, von der SPÖ zur ÖVP oder im »Abbröckeln« der Gewerkschaften nach 1945. Wanners Institutionsgeschichte erschöpft sich aber nicht in der Beschreibung des Organisationsaufbaus und der Tätigkeit der Kammer. Eingebettet in deskriptive Darstellungen der Betätigungsebenen, liefert Wanner eine Fülle sozialgeschichtlichen Materials und setzt damit sein Konzept, das er seiner Vorarlberger Arbeiterkammergeschichte der Jahre 1921–1938[32] zugrunde gelegt hatte, konsequent fort.

Unter den Publikationen des Ludwig Boltzmann Instituts ist noch auf eine interessante Regionalstudie zu verweisen: die Studie *Gerhard Pfeisingers* zur Geschichte der 1848er Revolution in Graz. Der Verfasser legt in seiner Einleitung die hochangesetzten Forderungen dar, die er an eine Revolutionsgeschichte stellt. Mit den Methoden der »historisch-kritischen Sozialwissenschaft« will er verstärkt die Rolle der Unterschichten in den Mittelpunkt des Erkenntnisinteresses stellen (S. 3) und die Revolution in der Provinz in einen größeren Erklärungszusammenhang einfügen. Zum zweiten will er dem Eindruck entgegenwirken, als habe die Revolution nur in Wien stattgefunden. Graz als Provinzhauptstadt der Steiermark, Universitäts- und Garnisonsstadt (10 % der Grazer Bevölkerung waren Militärangehörige) hatte zweifellos seine Revolution, teilweise angehängt an die Wiener Ereignisse und mitunter abgelöst von ihnen. Beginnend mit der Darstellung der Lebensverhältnisse in Graz im Hungerjahr 1847 (Entwicklung der Brot- und Fleischpreise), der zunehmenden Neigung der Bevölkerung zu Widersetzlichkeiten, schildert er – und hier bleibt die Darstellung mitunter ereignishaft – minutiös den Ablauf der revolutionären Bewegung in Graz: die Märzbewegung, die sozialen Unruhen im April, die Formierung der Vereinsorganisationen und den völligen Stillstand in den Sommermonaten. Auch wenn es dem Verfasser nicht immer gelingt, hinter der Darstellung des Bewegungsablaufes soziale Strukturen sichtbar zu machen, weil er, wie in der Einleitung festgestellt, die Geschichte des Jahres 1848 als Ereignis beschreibt und längerfristige Strukturen und Prozesse nicht zu seinem eigentlichen Untersuchungsgegenstand macht, ist diese Arbeit weit entfernt von einer heimatkundlichen Ereignisgeschichtsschreibung. Sie ist ein gutes Beispiel für eine neue Regionalgeschichte, die moderne Methoden und Konzepte (Metropole-Peripherie) in sich aufnimmt und diskutiert.

Daß sich die Sozialgeschichtsschreibung in Österreich nicht auf die Arbeiter- und Arbeiterbewegungsgeschichte reduziert, auch wenn hier ein gewichtiger Teil der Arbeiten anzusie-

30 Genaueres dazu in: Widerstand und Verfolgung in Tirol 1934–1945, Bd. 1, Wien/München 1984.

31 *Gerhard Wanner*, Die Kammer für Arbeiter und Angestellte für Vorarlberg 1945–1985. Ein Beitrag zur Vorarlberger Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Feldkirch o. J.

32 Besonders reich an statistischem Material, etwa zur Arbeitslosigkeit, und Dokumenten ist der ältere Band: Die Geschichte der Vorarlberger Kammer für Arbeiter und Angestellte 1921–1938. Ein Beitrag zur Vorarlberger Arbeiterbewegung, Feldkirch o. J.

deln ist, zeigt eine Anzahl von Veröffentlichungen der letzten Jahre[33], auf die hier nicht im einzelnen eingegangen werden kann. Eine Untersuchung zur Entwicklung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der Bauern seit 1848 unter regionalgeschichtlichem Aspekt soll aber nicht unerwähnt bleiben. *Karl Kaser* und *Karl Stocker* zeichnen, gestützt auf zum überwiegenden Teil unveröffentlichtes Quellenmaterial und Interviews, den Bogen der historischen Entwicklung der Landwirtschaft und der Bauern in der Oststeiermark von der Bauernbefreiung bis in die Gegenwart. Das Anliegen der Autoren ist es, Ursachen für den »Identitätsverlust der Region und ihrer Bevölkerung« und für die gegenwärtige Verunsicherung der Bauern, die in der Oststeiermark – und nicht nur dort – deutlich zu spüren ist, in historischer Perspektive durch Analysen der agrarpolitischen Weichenstellungen zu entfalten. K. Kaser beschreibt im ersten Teil die Geschichte der Bauern in der Oststeiermark zwischen der »Bauernbefreiung« und der Verschuldungswelle nach dem Ersten Weltkrieg sowie der Weltwirtschaftskrise unter primär wirtschaftlichen Aspekten. K. Stocker geht im 2. Teil auf die Mechanisierung der landwirtschaftlichen Produktion seit der Jahrhundertwende, die Rationalisierungsbestrebungen und Spezialisierungstendenzen in der oststeirischen Landwirtschaft bis zur Gegenwart ein. Auch dieser Abschnitt ist vorwiegend an wirtschaftsgeschichtlichen Fragen orientiert. Besonders intensiv wird auf regionale Spezifika eingegangen, etwa auf den traditionellen Bifangbau, der den agrarwirtschaftlichen Modernisierungsschüben zähe entgegenstand, oder auf das Überwiegen kleiner und kleinster Bauernhöfe, die bis zum Zweiten Weltkrieg in erster Linie für den Eigenbedarf produzierten. Dieser solide erste Band liefert die wirtschaftlichen und sozialen Grunddaten zum Verständnis des bäuerlichen Lebens und bäuerlichen Alltags. Das Konzept dieses Bandes geht von der Überlegung aus, daß bäuerliche Arbeits- und Produktionsverhältnisse und -weisen für die regionale Identität und den Verlust derselben verantwortlich sind. Aufbauend auf diesen ersten Teil des Projektes, werden die Autoren dem bäuerlichen Leben und Alltag mit deren eventuellen Entwicklungs- und Strukturbrüchen einen eigenen Band widmen. Vielleicht wäre es spannender gewesen, das Bild des bäuerlichen Lebens in der Oststeiermark im sozioökonomischen Kontext unter Einbeziehung alltagsgeschichtlicher Zusammenhänge in der Aufbereitung zu entfalten.

In der Reihe der Regionalstudien ist auch die Studie von *Gertraud Liesenfeld* vorzustellen, eine volkskundliche Arbeit zur holzverarbeitenden Hausindustrie in Oberösterreich. Die Berührungspunkte der modernen Volkskunde mit der Sozialgeschichte werden hier nicht nur im thematischen, sondern auch im methodischen Bereich sichtbar, wenn die Autorin die Ergebnisse von Interviews ausgewählter Personen (insgesamt 47 Gesprächspartner) integriert oder anhand von Statistiken die Sozialstruktur um 1900 der um 1979/80 gegenüberstellt. Zum Teil arbeitet sie auch regional vergleichend: In einem langen Exkurs zeigt sie Parallelen zu anderen holzverarbeitenden Hausindustriezentren im deutschsprachigen Raum[34], vor allem deren Krisen im 18. und 19. Jahrhundert sowie den Übergang von der Heimarbeit zur Massenerzeugung, auf. Der Anhang ist wieder klassisch volkskundlich mit zahlreichen Abbildungen samt Beschreibungen.

Abschließend sei hier noch auf die von *Michael Mitterauer* und *Peter Paul Kloß* bei Böhlau herausgegebene Reihe »Damit es nicht verlorengeht . . .«, die inzwischen 14 Bände zählt, hingewiesen. Der letzte Band, von Mitterauer selbst verfaßt, wurde bereits besprochen, ge-

33 Dazu etwa: *Karl Menger*, Beamte. Wirtschafts- und sozialgeschichtliche Aspekte des k.k. Beamtentums, Wien 1985; *Bruno Schimetschek*, Der österreichische Beamte. Geschichte und Tradition, München 1984; *Erna Appelt*, Von Ladenmädchen, Schreibfräulein und Gouvernanten (vgl. Anm. 18).

34 Vgl. dazu auch: *Marina Demetz*, Hausierhandel, Hausindustrie und Kunstgewerbe im Grödental vom 18. bis zum beginnenden 20. Jahrhundert (= Tiroler Wirtschaftsstudien, Bd. 38), Innsbruck 1987.

hört an sich auch in die Reihe der Studien zur Alltagsgeschichte, die durch Mitterauers Forschungs- und Editionsprojekte einen deutlichen Aufschwung in Österreich genommen hat. Die Dokumentation der alltagsgeschichtlichen Erzählungen Mitterauers und seiner Mitarbeiter am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte in Wien umfaßt derzeit rund 1 000 Autobiographien unterschiedlichen Umfangs. Einige davon wurden im Band 12 der Reihe zur Geschichte der bürgerlichen Lebenswelt von *Andrea Schnöller* und *Hannes Stekl* zusammengestellt. Den eigentlichen autobiographischen Ausschnitten stellen die Herausgeber hierin Überlegungen zu Erkenntnisinteresse und Forschungsproblemen von Lebenserinnerungen voran und geben einen kursorischen Einstieg in die Welt des Bürgerkindes.
Weniger idyllisch, wenn dies auch nur bei oberflächlicher Betrachtung der bürgerlichen Kindheit erscheinen mag, präsentiert Agnes Pohanka ihre Lebenserinnerungen als Kräutlerin am Schlingermarkt. Diese Autobiographie, die *Werner Nachbagauer* bearbeitete, ist Ergebnis zahlreicher Gespräche des Bearbeiters mit der Kräutlerin. Sie schildert darin in einfacher und ungeschminkter Sprache ihr eigenes sowie das Leben ihrer Eltern und Kinder, beginnend mit ihrer eigenen Kindheit vor dem Ersten Weltkrieg bis zur Gegenwart. Besonders eindrucksvoll sind dabei die Abschnitte »Der Zweite Weltkrieg« und »Der Krieg ist vorbei«. Diese Publikationen nur als »leichte Kost« für Historiker zu betrachten, wenn sie auch tatsächlich streckenweise mehr das Lesevergnügen als ein wissenschaftliches Interesse befriedigen, wäre verfehlt. Zum einen verfolgen diese leicht lesbaren Editionen didaktische Absichten. Zum anderen sollen sie einen Grundstock für vergleichende sozialgeschichtliche Studien bilden, also Quellen anbieten. Was die Sozialgeschichtsforschung daraus macht, ist abzuwarten.

IV. Wirtschaftsgeschichte

Franz Mathis, Big Business in Österreich. Österreichische Großunternehmen in Kurzdarstellungen, R. Oldenbourg Verlag, München/Verlag für Geschichte und Politik, Wien 1987, 404 S. (plus 43 S. Sachregister), kart., 88 DM.
Karl M. Brousek, Die Großindustrie Böhmens 1848–1918 (= Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Bd. 50), R. Oldenbourg Verlag, München 1987, 223 S., geb., 98 DM.
Mario Patera, Genossenschaftsentwicklung im österreichischen Wohnungsbau, Campus Verlag, Frankfurt/New York 1987, 481 S., kart., 88 DM.

Im letzten Forschungsbericht dieses Jahrbuchs zur österreichischen »Zeitgeschichtsschreibung«[35] vor vier Jahren hat *Helmut Konrad* eine gewisse Stagnation der Forschungen zur österreichischen Wirtschaftsgeschichte konstatiert. Wenig wissenschaftliche Innovationen gingen von ihr aus, und die wenigen einschlägigen Publikationen stammten aus der Feder der »Altmeister« *Eduard März* und *Gustav Otruba*. In der Zwischenzeit ist aber auch hier einiges in Bewegung geraten, besonders was das Forschungsinteresse betrifft. Arbeiten zur Unternehmens- und Unternehmergeschichte, auch komparativ angelegt, werden nun verstärkt (auch in Dissertationen) in Angriff genommen. Erste Ergebnisse dieses Bemühens um eine kritische Unternehmens- bzw. Unternehmergeschichte, das sich nicht in Jubiläumsschriften einzelner Firmen erschöpft[36], liegen bereits auf. Ein gutes Beispiel für eine kompa-

35 *Helmut Konrad*, Zum Stand der Zeitgeschichtsschreibung in Österreich, in: Archiv für Sozialgeschichte, Bd. 25, 1985, S. 508–536, hier S. 520.

36 Ein gutes Beispiel für eine Firmenfestschrift ist die ansprechend aufgemachte Jubiläumsschrift: Leykam – 400 Jahre Druck und Papier. Zwei steirische Unternehmen in ihrer historischen Entwicklung, verfaßt von *Theodor Graff* und *Stefan Karner*, Leykam-Verlag, Graz 1985 (367 S., Ln., 118 DM), die bereits einiges an Detailinformation besonders im Anmerkungsapparat bereitstellt.

rativ angelegte Studie zu diesem neuen-alten Forschungsgegenstand ist die Analyse von *Franz Mathis*, Universitätsdozent am Institut für Geschichte an der Universität Innsbruck, zu den Großunternehmen in Österreich. In seinem ersten Band präsentiert Mathis 189 Kurzdarstellungen von österreichischen Großunternehmen im 19. und 20. Jahrhundert. Die knapp 200 Großbetriebe beschreibt er anhand von elf zentralen Fragen zu Gründung, Gründer, Eigentumsstruktur, Beschäftigtenzahl, interne und externe Expansion, Produktionsausdehnung und Diversifikation der Produktion, Verkaufsorganisation und Handel. Dieser Band ist ein sorgfältig recherchiertes Nachschlagewerk samt detailliertem Sachregister zur österreichischen Industriegeschichte. Den eigentlichen Kern der Studie bildet aber der zweite Band, der noch in Arbeit ist und auf der Grundlage der in »Big Business in Österreich« vorgelegten firmengeschichtlichen Abrisse eine über die Einzelunternehmen hinausgehende Auswertung und Interpretation der Daten bieten wird. Auch die Publikation von *Herbert Matis* und *Dieter Stiefel*[37] zur Unternehmenskultur in Österreich, eine mehr wirtschaftswissenschaftlich und betriebswirtschaftlich als historisch ausgerichtete Studie, signalisiert das Interesse an diesem Forschungsgegenstand. Die Autoren zeigen in diesem Band, daß auch Managementkonzeptionen in ihrem jeweiligen historischen Kontext zu verstehen sind und auch den Erwartungshaltungen ihrer Zeit entsprechen. Darüber hinaus geben die Autoren neben begrifflichen Abgrenzungen einen Überblick über verschiedene historische Managementkonzeptionen sowie eine Analyse von 60 Fallstudien. Formaler Ausdruck dieser verstärkten Hinwendung zur Unternehmensgeschichte ist auch die »Neugründung« einer wissenschaftlichen Gesellschaft zur Förderung dieses Forschungsinteresses. Der *»Verein der wissenschaftlichen Forschung auf dem Gebiete der Unternehmerbiographie und Firmengeschichte«* wurde im November 1987 in die *»Österreichische Gesellschaft für Unternehmensgeschichte (ÖGU)«* umbenannt, deren Hauptziel darin bestehen wird, die Unternehmensgeschichte zu fördern.[38]

Auch *Karl M. Brouseks* Studie war ursprünglich als industriegeschichtliche Analyse gedacht. Sie sollte an *Gustav Otrubas* und *Rudolf Kropfs* Fortsetzungsbeiträge in der Zeitschrift »Bohemia« anschließen und gleichzeitig einen Grundstein für ein Handbuch zur »Industriegeschichte Böhmens« bilden. Die Quellenlage für das letzte Viertel des 19. Jahrhunderts, im besonderen die Handels- und Gewerbekammerberichte, erlaubte die Beibehaltung primär mikro- und makroökonomischer Analysen nicht in dem Maße, wie es ursprünglich im Konzept vorgesehen war. Brouseks Studie hat deshalb mehr den Charakter einer historischen Überblicksdarstellung der Industrie und Industrialisierung in Böhmen, die er nach chronologischen Gesichtspunkten aufbereitet. In vier Kapiteln wird die industrielle Entwicklung von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ende des Ersten Weltkrieges skizziert. Branchenentwicklung, Lohnentwicklung und regionale Differenzierung der Industriestruktur

37 *Herbert Matis/Dieter Stiefel*, Unternehmenskultur in Österreich. Ideal und Wirklichkeit, Wien 1987.

38 An der Universität Innsbruck wurde soeben ein vergleichendes Forschungsprojekt »Arbeiter, Unternehmer und Staat im Bergbau. Industrielle Beziehungen im Vergleich« (Österreich, USA, Deutschland, Frankreich, England und Belgien) abgeschlossen, dessen Ergebnisse in München 1989, hrsg. von *Gerald D. Feldman* und *Klaus Tenfelde*, erscheinen. Weiters ist ein kollektivbiographisches Forschungsprojekt zur österreichischen Unternehmer- und Verbandsgeschichte am Institut für Geschichte in Innsbruck in Arbeit. Ein ergiebiges Gebiet auch für Dissertationen tut sich hier auf. Auch in Linz läuft unter der Leitung von Roman Sandgruber ein Projekt zur Unternehmergeschichte. Der Schwerpunkt dieses Forschungsvorhabens wird auf dem Investitions- und Konsumverhalten, der Vermögensstruktur, den Karrieren und familiären wie geschäftlichen Strategien der Unternehmerschaft in Österreich im Zeitraum von etwa 1850 bis 1930 liegen. Vgl. auch die jüngst erschienene Festschrift: Unternehmer und Unternehmen. Festschrift für Alois Brusatti, hrsg. von der ÖGU, Wien 1989.

(teilweise vergleichend mit Mähren, Schlesien und der österreichischen Reichshälfte) finden darin ebenso Platz wie sozialgeschichtliche Fragestellungen, besonders konzentriert im 6. Kapitel »Der Wandel der Gesellschaft in Böhmen«. In diesem Schlußkapitel geht der Autor genauer auf die Dynamik des Industrialisierungsprozesses und dessen Einwirkung auf die Bevölkerungsentwicklung, die Sozialstruktur und auf den Urbanisierungsprozeß ein. Wertvoll, besonders für die Forschung, macht dieses Buch die starke Einarbeitung der tschechischsprachigen Literatur, die den Leser über Positionen wie Forschungsstand der tschechischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte informiert.

Wohnungsnot, Wohnungsbau und Genossenschaftswesen in Österreich, ihre historische Entwicklung sowie gegenwärtigen Tendenzen und Probleme stehen im Mittelpunkt des interdisziplinären Forschungsberichtes, den *Mario Patera* in Zusammenarbeit mit Volkswirtschaftlern, Wirtschaftswissenschaftlern, Sozial- und Rechtswissenschaftlern herausgegeben hat. Für Historiker ist dabei besonders der Bericht von *Johann Brazda* und *Franz Müller* interessant. Sie beschreiben die spezifische Unternehmensform des genossenschaftlichen Wohnbaus, beginnend in der Gründerzeit, als die Industrialisierung in Österreich bereits massenweise Arbeiter in die Städte gezogen hatte und diese vor das Problem der Wohnungsnot stellte. Die ersten Versuche der Genossenschaften in dieser Zeit brachten aber durch die Abhängigkeiten vom Kapitalmarkt in erster Linie Erleichterungen für den »Mittelstand« (S. 101). Starkes Bevölkerungswachstum, unverminderte Wohnungsnot und der hohe Mietaufwand, der zum Teil 25 % des Einkommens des »Mittelstandes« und noch mehr der Unterschichten absorbierte, führten ab den neunziger Jahren zu staatlicher Unterstützungstätigkeit. Als weitere Einschnitte sind dann nach dem Ersten Weltkrieg die Gründung des Bundes-Wohn- und Siedlungsfonds 1921 und das Wohnbauförderungsgesetz von 1929 zu nennen sowie die Siedlerbewegung. Nach 1945 war eine der drei Hauptsäulen der Wohnbaupolitik zunächst der kommunale Wohnbau. Zwischen Kriegsende und 1968 wurden rund 125 000 Wohnungen aus Budgetmitteln der Gemeinden errichtet, von denen rund 85 % allein auf die Stadt Wien entfallen. Daneben setzte sich seit 1968 das Wohnbauförderungssystem durch, das die zweite Periode der Wohnbauförderungspolitik seit 1945 prägte. Insgesamt dürfte zwischen 1945 und 1980 in Österreich der Bau von annähernd 1,3 Mio. Wohnungen von verschiedenen öffentlichen Wohnbauförderungsprogrammen unterstützt worden sein. Neben der Beschreibung der verschiedenen wohnungspolitischen Modelle liefert der Bericht auch für Sozialhistoriker interessantes Material etwa zu Wohnqualität (Ausstattung), Wohnungsbelegung, »Struktur des Bewohners« und Eigentumsverhältnissen besonders für die Zeit nach 1945.

Wie sehr die Forschung zur österreichischen Wirtschaftsgeschichte seit dem Erscheinen der zunächst grundlegenden Untersuchung von Herbert Matis in Bewegung geraten ist, wird durch zwei neuere, nunmehr in deutscher Übersetzung verfügbare und hier nur zu erwähnende Studien von *David F. Good*[39] und *John Komlos*[40] beleuchtet. Dabei veranlaßt seit Alexander Gerschenkron immer wieder diese Frage nach der Bewertung der österreichischen Industrialisierung im internationalen Vergleich zur Erhebung möglichst umfassender und aussagefähiger Daten und deren Gewichtung in der Analyse. Die gewerbliche »Grundausstattung« Habsburg-Österreichs zu Beginn der Industrialisierung wird heute in der Regel für durchaus fortgeschritten gehalten. Wirtschaftshistoriker wie Good wenden sich nachdrücklich gegen die These vom wirtschaftlichen Scheitern der Habsburgermonarchie und betonen, daß die westlichen Kronländer der Monarchie kaum hinter den Wachstumsraten der Volkswirtschaften Westeuropas zurückgeblieben seien.

---

39 *David F. Good*, Der wirtschaftliche Aufstieg des Habsburgerreiches 1750 bis 1914 (= Forschungen zur Geschichte des Donauraumes, Bd. 7), Wien/Köln/Graz 1986.

40 *John Komlos*, Die Habsburgermonarchie als Zollunion. Die Wirtschaftsentwicklung Österreich-Ungarns im 19. Jahrhundert, Wien 1986.

V. Zeitgeschichte

1. Politik und Politisches System Österreichs im 19. und 20. Jahrundert

Peter Schöffer, Der Wahlrechtskampf der österreichischen Sozialdemokratie 1888/89–1897. Vom Hainfelder Einigungsparteitag bis zur Wahlreform Badenis und zum Einzug der ersten Sozialdemokraten in den Reichsrat (= Studien zur modernen Geschichte, Bd. 34), Franz Steiner Verlag Wiesbaden, Stuttgart 1986, XVI, 826 S., kart., 88 DM.

Österreich November 1918. Die Entstehung der Ersten Republik. Protokoll des Symposiums in Wien am 24. und 25. Oktober 1978 (= Wissenschaftlichen Kommission zur Erforschung der Geschichte der Republik Österreich, Veröffentlichungen, Bd. 9), R. Oldenbourg Verlag, München 1986, 293 S., kart., 68 DM.

Herbert Schambeck (Hrsg.), Österreichs Parlamentarismus. Werden und System, Verlag Duncker & Humblot, Berlin 1986, XXIV, 917 S., Ln., 298 DM.

Reinhard Owerdieck, Parteien und Verfassungsfrage in Österreich. Die Entstehung des Verfassungsprovisoriums der Ersten Republik 1918–1920 (= Studien und Quellen zur österreichischen Zeitgeschichte, Bd. 8), R. Oldenbourg Verlag, München/Verlag für Geschichte und Politik, Wien 1987, 222 S., kart., 48 DM.

Koalitionsregierungen in Österreich. Ihr Ende 1920 und 1966. Protokoll des Symposiums »Bruch der Koalition« in Wien am 28. April 1980 (= Wissenschaftliche Kommission des Theodor-Körner-Stiftungsfonds und des Leopold-Kunschak-Preises zur Erforschung der österreichischen Geschichte der Jahre 1918–1938, Veröffentlichungen, Bd. 8), R. Oldenbourg Verlag, München/Verlag für Geschichte und Politik, Wien 1985, 106 S., kart., 24 DM.

Hautmann, Hans, Geschichte der Rätebewegung in Österreich 1918–1924 (= Veröffentlichung des Ludwig Boltzmann Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung), Europaverlag, Wien/Zürich 1987, 815 S., Ln., 83 DM.

Gerhard Botz, Krisenzonen einer Demokratie. Gewalt, Streik und Konfliktunterdrückung in Österreich seit 1918 (= Ludwig-Boltzmann-Institut für Historische Sozialwissenschaft. Studien zur Historischen Sozialwissenschaft, Bd. 9), Campus Verlag, Frankfurt/New York 1987, 389 S., brosch., 48 DM.

Gerald Stourzh/Margarete Grandner (Hrsg.), Historische Wurzeln der Sozialpartnerschaft (= Wiener Beiträge zur Geschichte der Neuzeit, Bd. 12/13), R. Oldenbourg Verlag, München/Verlag für Geschichte und Politik, Wien 1986, 368 S., kart., 58 DM.

Als Teil der Zeitgeschichtsschreibung hat politische Geschichte und Verfassungsgeschichte im engeren Sinn besonders für die Zeit der Ersten Republik wieder deutlich mehr Interesse auf sich ziehen können.[41] Studien zur Arbeit der Parteien, Wahlrechts- und Verfassungsfragen, das parlamentarische System, Entstehung und Probleme der Sozialpartnerschaft und Demokratiediskussionen stellen neben den Forschungen zur Zeit zwischen 1934 und 1945 einen nicht übersehbaren Ausschnitt der Zeitgeschichtsforschung der letzten Jahre dar. Neben organisationstheoretischen und politikgeschichtlichen Fragestellungen und Zugangsweisen treten in vereinzelten Arbeiten strukturgeschichtliche und »gewalttheoretisch« orientierte Ansätze, am augenfälligsten hier bei Gerhard Botz' »Krisenzonen einer Demokratie« und in Abschnitten bei Hans Hautmann in seiner »Geschichte der Rätebewegung in Österreich«.

41 Vgl. dazu auch die im Abschnitt »Sozialgeschichte und Geschichte der Arbeiterbewegung« besprochenen Studien zum Austromarxismus.

Zur Parteigeschichte der Sozialdemokratie wie der mit ihr in unmittelbarem Zusammenhang stehenden Wahlrechtsbewegung im ausklingenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert hat *Peter Schöffer* eine beachtliche und umfangreiche Studie vorgelegt. »Der Wahlrechtskampf der Österreichischen Sozialdemokratie« von Hainfeld bis zur Wahlrechtsreform Badenis und den auf deren Grundlage erfolgten Neuwahlen von 1897, mit einem Ausblick bis 1907, ist das Thema dieser Dissertation. Schöffer geht es vor allem darum, die enge Verflechtung der Parteigeschichte der Sozialdemokratie in Österreich mit der Entwicklung des Wahlrechtssystems aufzuzeigen und darüber hinaus die zentrale Bedeutung der Wahlrechtsfrage, die neben der Nationalitätenproblematik zu den wesentlichen Themen und Konfliktstoffen der österreichischen Innenpolitik und Verfassungsentwickung um die Jahrhundertwende zählte, herauszuarbeiten. In erster Linie verarbeitet der Autor Archivalien aus den Nachlässen des Parteiführers Victor Adler, den Nachlaß Karl Kautskys, die Protokolle des österreichischen Ministerialrates, die teilweise nur in Abschriften vorliegenden Präsidialakten des Ministeriums des Innern, Polizeiberichte und Artikel der sozialdemokratischen Presse. Allein die Auflistung der verwendeten Quellen nimmt 38 Seiten der Arbeit in Anspruch.

In der vorwiegend nach chronologischen Gesichtspunkten aufgebauten Arbeit wird im ersten Teil die verfassungsrechtliche Stellung des Abgeordnetenhauses erläutert und das bestehende Wahlrecht, das es zu reformieren galt, erörtert. Daran schließt der Autor einen Überblick über die Geschichte der österreichischen Arbeiterbewegung an, worin er die wechselnden Stellungnahmen zur Wahlrechtsreform zum Teil schon vorwegnimmt. Der folgende Hauptteil gliedert sich in vier Abschnitte, wobei die ersten drei die chronologische Entwicklung und Ausbildung der Frage der Wahlrechtsreform zwischen 1889 und 1897 beschreiben und auch auf parteiinterne Entscheidungsstrukturen, innerparteiliche Auseinandersetzungen und die Diskussion um den politischen Massenstreik als Mittel im Wahlrechtskampf innerhalb der Sozialdemokratie eingehen. Im vierten Kapitel bemüht sich der Autor um eine Analyse der Standpunkte und Aussagen innerhalb der Sozialdemokratie hinsichtlich der Funktion des Wahlrechtes wie des Parlamentarismus. Im Ausblick, der bis ins Jahr 1907 reicht, geht der Autor auch auf Fragen des Nationalitätenkonfliktes, die Krise des Parlamentarismus und die Radikalisierung der Wahlrechtsbewegung ein. Schöffer verwertet hier im wesentlichen das Quellenmaterial für Wien, integriert aber exemplarisch auch die Entwicklung in anderen Teilen Österreichs (Cisleithaniens). Durch die breite Quellenbasis bietet dieses Buch nicht nur eine eingehende Vorstellung des Wahlrechtskampfes, jener »intensiven außerparlamentarischen Massenbewegung für ein parlamentarisches Ziel«, sondern auch ein Stück der Parteigeschichte der Sozialdemokratie. Darüber hinaus behandelt Schöffer einen zentralen Ausschnitt aus der Verfassungsgeschichte und gibt damit Aufschluß über die Chancen einer politischen Modernisierung in der Endphase der Monarchie, in der die österreichische Sozialdemokratie – wie der Autor resümiert – in die »vakante Rolle eines Vorkämpfers bürgerlich-demokratischer Staatserneuerung« (S. 757) hineingewachsen sei. Die Schwäche des liberalen Bürgertums bzw. das Fehlen politisch relevanter demokratischer Strömungen im Bürgertum habe den sozialdemokratischen Wahlrechtskampf notwendig gemacht, wenn auch die Wahlrechtsforderungen der Parteiführung in der Arbeiterschaft weniger als ökonomische und soziale Forderungen »existenzielle Betroffenheit« ausgelöst zu haben scheinen.

Einen inhaltlich gemischten Band zur österreichischen Revolution 1918/19 und zur Entstehungsgeschichte der Ersten Republik hat mit einer Publikationsverzögerung von acht Jahren die Wissenschaftliche Kommission zur Erforschung der Geschichte der Republik Österreich vorgelegt. Dieser Band enthält die Referate und Diskussionen des Symposiums aus dem Jahr 1978. Da die Beiträge in ihren ursprünglichen Fassungen, mit Ausnahme des Aufsatzes von *Everhard Holtmann* zu Sozialdemokratie und Staat in der österreichischen Revolution, unverändert blieben, entsprechen einzelne unter ihnen nicht dem heutigen For-

schungsstand, und zahlreiche Hinweise auf Forschungslücken und Ungewichtigkeiten sind inzwischen nicht mehr aktuell. Der Band wird von *Rudolf Neck* salopp mit einem Überblick über die Geschichtsschreibung zum Jahr 1918 eingeleitet. Zu verfassungsrechtlichen Fragen äußern sich *Robert A. Kann* (Die österreichische Bundesverfassung und der Anschluß im Lichte der Anschauungen von Hans Kelsen), der Rechts- und Staatswissenschaftler *Felix Ermacora* (Menschenrechte im Staatsgrundgesetz 1867 und Parteienvorschläge 1918) und *Walter Goldinger* (Der Staatsrat 1918/19). Näheres zur Parteiengeschichte in der Revolution und zu Beginn der Ersten Republik bringen die Beiträge von *Eduard März/Fritz Weber, Anton Staudinger* und *Everhard Holtmann*. Die Positionen einzelner Persönlichkeiten zur Republik reflektieren *Hans Mommsen* und *Alfred Pfabigan*, und *Norbert Schausberger* geht näher auf ökonomisch-strategische Aspekte in den deutschen Anschlußaspirationen 1918/19 ein, deren Tradition Schausberger in der Wilhelminischen Weltmachtpolitik beginnen läßt. Besonders augenfällig wirkt sich die späte Drucklegung der Symposiumsergebnisse hinsichtlich der Beiträge von *Peter G. Fischer* (Ansätze zu Sozialpartnerschaft am Beginn der Ersten Republik. Das Paritätische Industriekomitee und die Industriekonferenzen), von *Judit Garamvölgyi* (Betriebsräte und Angestellte) und von *Hans Hautmann* (Der November 1918 – eine Revolution?) aus, die in der Zwischenzeit zum Teil weit umfassendere und detailliertere Arbeiten zu den von ihnen referierten Themen geliefert haben.[42] Der Band enthält neben den Registern auch die Diskussion zu den zentralen Fragestellungen der einzelnen Beiträge.

Eine umfangreiche Verfassungsgeschichte[43] Österreichs hat der Stellvertretende Vorsitzende des Bundesrates und Professor an der Universität Linz, *Herbert Schambeck*, in einem Sammelband herausgegeben. Er und eine stattliche Zahl namhafter österreichischer Rechtswissenschaftler wie Politiker geben einen Überblick über die Geschichte und heutige Form des parlamentarischen Systems in Österreich aus vorwiegend rechts-, staats- und politikwissenschaftlicher Perspektive. Nach einleitenden Begriffserklärungen (von *Herbert Schambeck* zu Sinn und Zweck des Parlamentarismus, von *Peter Gehrlich* zur Bedeutung und Interpretation des Begriffes »Gesetz«) wird zuerst der österreichische Parlamentarismus zur Zeit der Monarchie, dann in der Republik in Entstehung, Entwicklung und Funktion dargestellt. Der dritte Abschnitt konzentriert sich auf theoretische Fragen, auf Strukturen und Probleme des heutigen Parlamentarismus. Den Schluß bilden vier Beiträge zu Einzelproblemen. Für Historiker interessant sind hier wenige Beiträge (z. B. der von *Lothar Höbelt* zur Vertretung der Nationalitäten im Reichsrat), wenn auch zu aktuellen Fragestellungen, etwa zur Einschätzung der Rätebewegung in Österreich (so in *Helmut Widders* Beitrag zur Entstehung und Entwicklung des Parlamentarismus der Republik Österreich) oder zur Frage der Position und Funktion der Sozialpartnerschaft einige Hinweise gegeben werden. Die Mehrzahl der Beiträge sind zum Teil sehr trockene Darstellungen von Ergebnissen, weniger Analysen

42 Zur Entwicklung der Sozialpartnerschaft vgl. den weiter unten besprochenen Sammelband »Historische Wurzeln der Sozialpartnerschaft«, worin sich der Aufsatz von Fischer in leicht veränderter Fassung wiederfindet, und auf neue Ergebnisse in: *Peter G. Fischer*, Die Haltung der wirtschaftlichen Interessensvertretungen zur Industriekrise zwischen den beiden Weltkriegen (im Druck), verwiesen wird. Judit Garamvölgyi hat bereits 1983 eine umfassende Studie zur Organisation der Betriebsräte in Österreich in der Ersten Republik veröffentlicht. Vgl. *Judit Garamvölgyi*, Betriebsräte und sozialer Wandel in Österreich 1919/20. Studien zur Konstituierungsphase der österreichischen Betriebsräte, Wien 1983. *Hans Hautmann* geht in seiner bereits 1982 approbierten und 1987 erschienenen Habilitationsschrift »Geschichte der Rätebewegung in Österreich 1918–1924« genauer auf die Wellenbewegung der revolutionären Bewegung zwischen 1917 und 1920 ein.

43 Zu Verfassungsfragen vgl. auch den bei Böhlau erschienenen Band: *Christian Brunner u. a.* (Hrsg.), Verfassungspolitik. Dokumentation Steiermark (= Studien zu Politik und Verwaltung, Bd. 12), Wien/Köln/Graz 1985.

von Prozessen und Krisen im österreichischen Verfassungsleben, wodurch sich dieser voluminöse Sammelband eher als Nachschlagewerk für Rechtshistoriker und Verfassungsrechtler als für Historiker anbietet.

Zur Verfassungsfrage und Verfassungsgebung in der Anfangsphase der Ersten Republik hat *Reinhard Owerdieck* eine umfangreiche Analyse vorgelegt. Seine Studie umfaßt den langwierigen Prozeß der Verfassungsentwicklung, beginnend mit der ersten provisorischen Verfassung vom Oktober 1918 bis zum Bundesverfassungsgesetz von 1920. Auf umfangreiches Archivmaterial, Protokolle, Presseberichte und natürlich Gesetzestexte gestützt, überprüft und korrigiert der Verfasser bereits vorliegende Analysen in wichtigen Detailfragen und verweist etwa auch auf die bislang undifferenzierte Interpretation von Otto Bauers Politikvorstellungen in der Forschung. In seiner Analyse der »Oktoberverfassung« geht er neben der engeren Entstehungsgeschichte der einzelnen Gesetze auf den spezifischen Charakter des neuen Regierungssystems ein, das er als entscheidenden Schritt auf dem Weg zu einem parlamentarischen System interpretiert. Darüber hinaus wird in diesem ersten Kapitel besonderes Augenmerk auf den Länderpartikularismus gelenkt und dessen Bedeutung wie Probleme im Aufbau des Gesamtstaates untersucht. Das zweite Kapitel ist in seiner Aufbereitung stärker demokratietheoretisch ausgerichtet. Hier wird die Verfassungswirklichkeit stärker in den Vordergrund gebracht. Zunächst zeichnet der Autor im Abschnitt »Die Bedrohung der Verfassungsordnung durch die Rätebewegung« Otto Bauers Verständnis von Demokratie und Parlamentarismus nach und gibt im weiteren einen Einblick in die Haltung der Parteien gegenüber dem Konzept der »parlamentarischen Demokratie«. Anschließend verfolgt Owerdieck den Weg der politischen Entscheidungsfindung innerhalb der Parteien, politisch-taktische Überlegungen wie parteiinterne kontroverse Positionen und gibt im folgenden eine Analyse der Koalitionspolitik von Sozialdemokraten und Christlichsozialen, wobei die weltanschaulichen Divergenzen in der Darstellung deutlich zutage treten. Die Studie schließt mit dem Bruch der Koalition 1920, der selbst durch das »integrierende Moment« der großen Not[44] nicht mehr verhindert werden konnte, und mit einem Ausblick auf die Entstehung des Bundesverfassungsgesetzes von 1920, das einen Notkompromiß zwischen den divergierenden Interessen darstellte. Owerdiecks Studie ist in erster Linie eine Analyse der politischen Willensbildung im Kontext der Verfassungsfrage in den ersten Jahren der Republik. Sie gibt darüber hinaus Einblick in die gesamtpolitische Entwicklung Österreichs in dieser Zeit und beleuchtet die weltanschaulichen Wurzeln der verfassungspolitischen Zielsetzungen der Parteien sowie ihr Demokratieverständnis. Deutlich wird dabei auch, daß der Prozeß der politischen Willensbildung auch in den Parteien nicht gleichmäßig

44 Vgl. zu diesem Thema die besonders sorgfältig von Isabella Ackerl edierten Memoiren des Staatssekretärs für Volksernährung, Hans Loewenfeld-Russ. Die Gewährleistung der Volksernährung, die Überwindung der entsetzlichen Not, die wohl zu den schwersten Hypotheken aus dem Erbe der Monarchie gehörte (S. VII), wurde zu einer der zentralen Aufgaben noch während des Ersten Weltkrieges und der ersten Nachkriegsjahre, die wenig Alternativstrategien eröffnete. Bereits ab 1916 sollte das Amt für Volksernährung den gesamten Lebensmittelsektor koordinieren, zu dessen ersten Beamten Hans Loewenfeld-Russ gehörte. Mit November 1918 wurde er zum Staatssekretär für Volksernährung ins Kabinett Renner berufen. Er blieb in diesem Amt bis zum Scheitern seiner Regierungsvorlage im Parlament 1920. Neben seiner unmittelbaren Tätigkeit als Staatssekretär reflektiert Hans Loewenfeld-Russ auch die Kriegsjahre und die politische Situation nach den Novembertagen des Jahres 1918. Ein informativer Anmerkungsapparat wie ein umfangreiches Personenregister runden diesen Quellenband ab und machen ihn zu einer Fundgrube für Zeithistoriker: *Hans Loewenfeld-Russ*, Im Kampf gegen den Hunger. Aus den Erinnerungen des Staatssekretärs für Volksernährung 1918–1920, hrsg. und bearb. von *Isabella Ackerl* (= Studien und Quellen zur Österreichischen Zeitgeschichte, Bd. 6, im Auftrag der Wissenschaftlichen Kommission zur Erforschung der Geschichte der Republik Österreich), R. Oldenbourg Verlag, München/Verlag für Geschichte und Politik, Wien 1986, XXVI, 381 S., kart., 68 DM.

verlief und besonders innerparteiliche Diskussionen und Kontroversen diesen Prozeß mitgesteuert haben. Daß auch Owerdiecks Manuskript zu dieser Publikation bedauerlicherweise länger in einer Schreibtischlade gelegen haben dürfte, läßt sich aus der Literaturliste ablesen, die mit Arbeiten aus dem Jahr 1982 endet. Anders wäre angesichts der gründlichen Literaturverarbeitung und -kritik Owerdiecks das Fehlen jüngerer Veröffentlichungen[45] nicht verständlich.

Auch der Protokollband zum Symposium *»Koalitionsregierungen in Österreich«* der Wissenschaftlichen Kommission ist (aus finanziellen Gründen) mit fünfjähriger Verspätung erschienen. In diesem schmalen Band werden die Nachkriegskoalitionen und deren Scheitern 1920 bzw. 1966 in fünf Referaten diskutiert, wobei der thematische Schwerpunkt bei der Frage des Bruchs bzw. der Chance einer Fortsetzung der Koalition im Jahr 1920 liegt. *Norbert Leser* behandelt in seinem Referat Voraussetzungen und Konsequenzen des Koalitionsbruches von 1920. Er betont vor allem die wirtschaftliche und politisch-psychologische Zwangssituation, die sich für die Parteien ergeben hatte: Die Sozialdemokratische Partei, wenn diese nicht den Weg der Rätediktatur beschreiten wollte und konnte, mußte die Verantwortung im Rahmen einer Koalition übernehmen, die dem politischen Gegner möglichst viele Zugeständnisse abrang und den eigenen Anhängern möglichst viele Vorteile sicherte (S. 37). Für die Christlichsozialen sei die Koalition die einzig reelle Chance gewesen, die Rätediktatur zu verhindern (S. 38). Das vorzeitige Verlassen der »Arbeitsgemeinschaft« im Jahr 1920 war dann, so die vorsichtig formulierte These, eine Weichenstellung für die weitere Entwicklung der Ersten Republik und ein Musterbeispiel für eine ohne Bewußtsein der Tragweite getroffene Entscheidung.[46] Leser regt in diesem Beitrag einen Vergleich der Strukturelemente in der österreichischen wie deutschen Sozialdemokratie an, um im Hinblick auf das politische Scheitern beider Parteien auf gemeinsame Fehlerquellen (wie Mangel an Machtbewußtsein und an Realismus im Umgang mit der Macht) zu gelangen, die zum Mißerfolg führten und das Aufkommen bzw. den Sieg des Faschismus ermöglichten.[47] Leser

45 Etwa *Robert Walter*, Die Entstehung des Bundesverfassungsgesetzes 1920 in der Konstituierenden Nationalversammlung (= Schriftenreihe des Hans Kelsen Instituts, Bd. 9), Wien 1984; *Georg Schmitz*, Verfassungsentwicklung in Österreich 1910–1920, in: Bericht über den 15. österreichischen Historikertag in Salzburg, veranstaltet vom Verband österreichischer Geschichtsvereine in der Zeit vom 15.–18. September 1981 (= Veröffentlichungen des Verbands Österreichischer Geschichtsvereine, Bd. 23), Wien 1984, S. 222–230, und den Beitrag von *Anton Staudinger*, Christlichsoziale Partei, in: Österreich 1918–1938. Geschichte der Ersten Republik, Bd. 1, hrsg. von *Erika Weinzierl* und *Kurt Skalnik*, Wien/Graz/Köln 1983, S. 249–276.

46 Bereits 1968 hatte Norbert Leser eine aufsehenerregende und politisch nicht unumstrittene umfangreiche Studie veröffentlicht, die unter anderem genau diesen Punkt ansprach. Vgl. *Norbert Leser*, Zwischen Reformismus und Bolschewismus. Der Austromarxismus als Theorie und Praxis, Wien 1968.

47 Vgl. zur Entwicklung des Austromarxismus bis 1934 auch den aus Anlaß des 50. Gedenktages an die Februarereignisse bei Westview Press publizierten Sammelband des am Harvard University Center for European Studies abgehaltenen Symposiums vom 10. bis 12. Februar 1984, an dem mehrere österreichische Historiker (Karl R. Stadler, Anton Pelinka, Gerhard Botz, Alfred Pfabigan und Josef Weidenholzer) teilgenommen haben: *Anson Rabinbach* (Ed.), The Austrian Socialist Experiment. Social Democracy and Austromarxismus, 1918–1934 (= Westview Special Studies in West European Politics and Society), Westview Press, Boulder/London 1985 (259 S., kart., $ 27.50). Vgl. dazu auch die Bemerkungen vom Staatssekretär für Volksernährung, *Hans Loewenfeld-Russ*, S. 140: »Wenn die österreichische Sozialdemokratie sich nach dem Umsturze ein unbestreitbares Verdienst erworben hat, daß Aufruhr und Blutvergießen vermieden werden konnten, so hat sie andererseits eine schwere historische Schuld dadurch auf sich geladen, daß sie damals alles, was österreichische Tradition war und bedeutete, mit Absicht zerstörte und so den Boden vorbereitete, auf welchem später die nationalsozialistische Propaganda so prächtig gedeihen konnte.«

bringt in seinem ideologiekritischen Referat vorwiegend den sozialdemokratischen Attentismus argumentativ ein. *Everhard Holtmann* regt in der Diskussion dazu eine Analyse konsens- bzw. demokratietheoretischer Momente an, die vor allem das demokratische Potential und Handlungszusammenhänge der konkurrierenden Politikentwürfe ausleuchten würde. Eine Beurteilung der Rolle der Sozialdemokratie sieht dann allerdings anders aus, wie Holtmann kurz darlegt. *Isabella Ackerl* bringt in ihrem Beitrag eine Analyse der Funktion der Deutschnationalen beim Auseinanderbrechen der Koalition, und *Harry Slapnicka* zeichnet die Haltung der Christlichsozialen Oberösterreichs am Ende der Koalition unter Einbeziehung der Pressestimmen im Linzer Volksblatt nach, ohne auf der Repräsentativität seiner Untersuchung für die Landesorganisationen zu bestehen. In der Schlußphase konzentriert sich die Diskussion stärker auf den Revolutionsbegriff, genauer, auf die Frage, ob es 1918 in Österreich eine Revolution gegeben habe oder nicht. *Adam Wandruszka* spricht übereinstimmend mit *Rudolf Neck* von einem Zusammenbruch. *Norbert Leser* deutet das an, was man mit »Wachablöse« umschreiben könnte, auch wenn die politischen Ereignisse subjektiv vielfach als revolutionär empfunden wurden. Nach Lesers Argumentation ist der Begriff »Revolution« auf die Ereignisse in Österreich nicht anwendbar, weil ihnen dazu zwei wesentliche Kriterien fehlten: ein Plan von seiten der Revolutionäre und ein Minimum an Widerstand von seiten der abgelösten Gewalten. Demgegenüber plädiert *Manfred Ackermann* eindeutig für die These, daß 1918 eine nationale, politische und auch bis zu einem gewissen Grad soziale Revolution stattgefunden habe (S. 74). Die revolutionäre Umwälzung habe – so Ackermann – zu einer bedeutenden Verschiebung der Klassenkräfte geführt (Rätebewegung), so daß eine Regierung ohne Sozialdemokraten undenkbar wurde.

Für die Revolutionsthese hatte sich bereits am Symposium 1978 in Wien *Hans Hautmann*[48] sehr deutlich und differenziert geäußert. Er kennzeichnet die Ereignisse im November 1918 als eine bürgerlich-demokratische Revolution, selbst wenn man Elemente von Kontinuität, wie das privatkapitalistische Wirtschaftssystem oder das Weiterbestehen des Behördenapparates, berücksichtigt. Für die Revolutionsthese führt er vor allem den Wechsel der Staatsform, die gesetzliche Aufhebung der adligen Vorrechte, die Umwandlung des einstigen Mehrheitswahlrechtes für den Reichsrat in ein Verhältniswahlrecht einschließlich der Einführung des Frauenwahlrechtes, die Abschaffung des Klassen- und Zensuswahlrechts für Länder wie Gemeinden, das Verschwinden der kaiserlichen Armee, an deren Stelle eine »Volkswehr« trat, zuletzt die radikale Sozialgesetzgebung an. Andererseits – so Hautmann – kann man von einer sozialen Revolution, die sich in der Beseitigung von ökonomischer Ungleichheit zeigen würde, in Österreich 1918 sicher nicht sprechen.

Wichtige und zu einem Teil bereits in früheren Studien[49] vorgestellte Ergebnisse zur historischen Beurteilung der österreichischen Revolution sowie zur Geschichte und Einschätzung der Rätebewegung in Österreich hat *Hans Hautmann* in seiner 1982 in Linz approbierten Habilitationsschrift geliefert. Die hier besprochene Publikation ist eine überarbeitete und um jüngere Veröffentlichungen erweiterte Fassung, die den Themenkomplex in drei Dimensionen zu erfassen versucht: Zeitlich beginnt die Untersuchung mit den Ursachen für

48 Vgl. *Hans Hautmann*, Der November 1918 – eine Revolution?, in: Österreich November 1918. Die Entstehung der Ersten Republik, Wien 1986, S. 159–167.

49 Vgl. neben dem bereits erwähnten Aufsatz u. a.: *Hans Hautmann*, Rätedemokratie in Österreich 1918–1924, in: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft, Jg. 1, H. 1, 1972, S. 73–87; *ders.*, Die verlorene Räterepublik. Am Beispiel der Kommunistischen Partei Deutschösterreichs, Wien/Frankfurt/Zürich 1971; *ders.*, Die Solidaritätsaktion der österreichischen Arbeiter für Sowjetrußland und Räteungarn vom 21. Juli 1919. Eine Episode aus der Geschichte des Arbeiterrates, in: Politik und Gesellschaft im alten und neuen Österreich. Festschrift für Rudolf Neck zum 60. Geburtstag, hrsg. von *Isabella Ackerl, Walter Hummelberger* und *Hans Mommsen*, Bd. 2, Wien 1981, S. 55–65.

das Entstehen der Arbeiterräte während des Krieges (Verschlechterung der materiellen und sozialen Lage der Arbeiter im Verlauf des Krieges und die damit Hand in Hand gehende Intensivierung von Zwang, Gewalt und Unterdrückung »von oben«, wachsende Entfremdung zwischen der Parteiführung und den Arbeitermassen, Fernwirkung der russischen Revolution 1917) und reicht über den Jännerstreik 1918 bis zum tatsächlichen (1920) wie formellen Ende (1924) der Rätebewegung. Geographischen Schwerpunkt der Untersuchung bildet zwar Wien, die Entwicklung in den einzelnen österreichischen Ländern wird aber vielfach integriert, wie auch Exkurse und Vergleiche ständig auf die Situation vorwiegend in Deutschland und Ungarn verweisen. Zentral behandelt werden die Arbeiterräte als stärkste und politisch gewichtigste Gruppierung innerhalb der Rätebewegung und die Soldatenräte. Darüber hinaus finden die Gegenformationen, die politisch der Christlichsozialen Partei zuzuordnenden und als Suborganisation des Bauernbundes vor allem im Bereich der Verteilung agrarischer Produkte tätigen Bauernräte sowie die überwiegend in Kleinstädten und kleinen Gemeinden, wo sich die Sozialdemokraten in der Minderheit befanden, ab April 1919 gebildeten Bürger- und Ständeräte eingehend Beachtung. Der organisatorische Aufbau der Arbeiter- und Soldatenräte wird bei der Orts- und Bezirksebene beginnend bis zu den zentralen Leitungsgremien beleuchtet und auf ihre Funktionsfähigkeit untersucht, wobei der Schwerpunkt aus Mangel an ausreichendem Quellenmaterial für die unteren Ebenen bei den Zentralen liegt. Eingehend behandelt werden die Rolle der Arbeiter- und Soldatenräte, ihre Arbeit (im Ernährungswesen, Wohnungs-, Fürsorge- und Gesundheitswesen, bei Verkehrs- und Waffenkontrolle), ihre Stellung zu allgemein wirtschaftlichen Fragen (Steuerfragen, Zollwesen, Gemeinwirtschaft), ihre Wirkungsbereiche während und nach der »österreichischen Revolution« sowie ihre Reaktionen auf Ereignisse im Ausland (Ende Räteungarns 1919, Kapp-Putsch 1920). Nicht zuletzt geht Hautmann auf die spezifische Ausprägung der österreichischen Rätetheorien (sozialdemokratische Rätetheorien, das kommunistische Rätekonzept, das Konzept der »Föderation revolutionärer Sozialisten ›Internationale‹ und die Räteprogrammatik der Anarchisten) ein. Im Schlußkapitel faßt er einen Teil seiner Thesen und Ergebnisse, besonders was die historische Einschätzung der Rätebewegung an und für sich und im Vergleich zu parallelen Entwicklungen (besonders in Deutschland) betrifft, auf gut zehn Seiten zusammen.

Im Zusammenhang mit den oben angesprochenen Thesen sei hier nur auf zwei zentrale Aussagen Hautmanns eingegangen: Die erste Frage, ob man die revolutionären Ereignisse oder Krisen der Jahre 1917 bis 1920 in Österreich als Revolution bezeichnen darf, beantwortet Hautmann eindeutig im Sinne der Verifizierung der Revolutionsthese. In seiner Studie geht er aber über eine bloße Argumentation hinaus. Er versucht, den Gang und Rhythmus der österreichischen Revolution, die im Endeffekt dann in der »bürgerlich-demokratischen Etappe« verharrte, exakt zu bestimmen. Was die Einschätzung der Rätebewegung in Österreich betrifft, versucht Hautmann die These zu untermauern, daß es den Räteorganen in Österreich zu keiner Zeit gelungen sei, zu einem *stabilen* Machtfaktor zu werden, und es demzufolge auch zu keiner »Doppelherrschaft« wie in Rußland gekommen sei. Die Parteilinie der Sozialdemokratie seit dem November 1918, die eine Lösung der Krise auf dem Boden der demokratisch-republikanischen Staatsordnung in Zusammenarbeit mit den bürgerlichen Parteien suchte, ermöglichte, daß der alte Staatsapparat seine Tätigkeit weiter ausüben konnte. Die Arbeiterräte waren dann in Übereinstimmung mit der Parteilinie der Sozialdemokratie eine Macht, die »a) auf dem indirekten Weg der Druckausübung auf das bürgerliche Lager das unbedingt notwendige Maß an sozialen Reformen verwirklichen sollte, die b) eine Etage unter den Spitzeninstanzen, gegenüber renitenten Bezirkshauptleuten und Exekutivbehörden den Kampf um die Demokratisierung der Verwaltung und um Kontroll- und Mitwirkungsrechte zu führen hatte, und die sich c) im Rahmen der Arbeiterklasse, durch die Übertragung des Entscheidungsrechtes in allen wichtigen politischen Fragen – folglich auch in der Frage »Räterepublik – ja oder nein?« – auswirken sollte und tatsächlich

auch ausgewirkt hat« (S. 677). An eine Räteherrschaft ohne totalen Bruch mit der alten Staatsmacht, der von der Parteiführung der Sozialdemokratie nicht angestrebt wurde, war deshalb nicht zu denken.

Für Hautmann ist die Rätebewegung nicht nur Mittel zum Zweck für die Politik der Sozialdemokratie gewesen, sondern ist besonders 1919 zu einem erstaunlichen Machtfaktor geworden.[50] Weil die Position der Räte im öffentlichen Leben nicht so labil und brüchig gewesen sei wie in Deutschland, könne die österreichische Rätebewegung einen Vergleich mit der deutschen Rätebewegung, wie der Autor betont, durchaus standhalten. Eine regionale Differenzierung der Bedeutung der Rätebewegung in Österreich dürfte die vom Autor getragene Hochschätzung allerdings relativieren. Auch Hautmann spricht die Frage nach Zusammenhängen zwischen der sozialdemokratischen Politik 1918/19 und dem späteren Sieg des Faschismus an. Mit Hinweis auf die deutsche Forschungssituation[51], wo nach derartigen Zusammenhängen bereits seit längerem gefragt wird, sieht auch er in den 1918/19 verworfenen Chancen eine ursächliche Vorbedingung für die Katastrophen des Februar 1934 und März 1938. Aus den unterbliebenen Veränderungen der Machtverhältnisse sei jener Nährboden erwachsen, den der Faschismus sich zunutze machen konnte.

Daß diese Frage zu den zentralen in der Geschichtsforschung zur Ersten Republik zählt und sich besonders hier ein Vergleich mit der Situation in Deutschland[52] geradezu aufdrängt, kommt auch in der Arbeit von *Gerhard Botz*, »Krisenzonen einer Demokratie«, offen zum Ausdruck. Auch er regt im Abschnitt »Konflikthafte Demokratie« eine nähere Untersuchung der »Handlungsvarianten« und »Handlungsspielräume« der österreichischen und der deutschen Sozialdemokratie an (S. 60 f.). Die österreichische Revolution ist eine der 13 Fallstudien, die Botz[53] nach Strukturen von politischer Gewalt in einer Synthese von ereignis- und eben strukturgeschichtlichen Ansätzen analysiert. Die Ereignisse – »österreichische Revolution« (1918), Justizpalastbrand (1927), Parlamentsausschaltung und Bürgerkrieg (1933/34), Anschluß (1938) und Streiks (1918–1975) – werden als »Knotenpunkte unter-

50 Weit weniger Bedeutung gesteht Ulrich Kluge der österreichischen Rätebewegung zu. Kluge sieht die Besonderheit der österreichischen Revolution im Einfluß der provisorischen Nationalversammlung seit Oktober 1918 und nicht im »gesellschaftlichen Impetus aus der Industriearbeiterschaft und dem Militär« (S. 25 f.). Die Alternative »Demokratie oder Rätediktatur« habe sich der österreichischen Republik zu keiner Zeit tatsächlich gestellt. Die Rätebewegung sei deshalb zu keiner Zeit eine ernsthafte Konkurrenz für den österreichischen Parlamentarismus gewesen (S. 29). Vgl. *Ulrich Kluge*, Bauern, Agrarkrise und Volksernährung in der europäischen Zwischenkriegszeit. Studien zur Agrargesellschaft und -wirtschaft der Republik Österreich 1918–1938 (= VSWG, Beihefte 86), Stuttgart 1988.

51 Vgl. dazu die Studien von: *Reinhard Rürup* (Hrsg.), Arbeiter- und Soldatenräte im rheinisch-westfälischen Industriegebiet. Studien zur Geschichte der Revolution 1918/19, Wuppertal 1975; *Ulrich Kluge*, Soldatenräte und Revolution. Studien zur Militärpolitik 1918/19, Göttingen 1975, S. 365; *Reinhard Rürup*, Demokratische Revolution und »Dritter Weg«. Die deutsche Revolution von 1918/19 in der neueren wissenschaftlichen Diskussion, in: Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für historische Sozialwissenschaft, Jg. 9, H. 2, 1983, S. 287.

52 Dazu etwa die Untersuchungen von: *Gerhard A. Ritter/Susanne Miller* (Hrsg.), Die deutsche Revolution 1918–1919. Dokumente, 2. Aufl., Hamburg 1975; *Eberhard Kolb*, Die Arbeiterräte in der deutschen Innenpolitik 1918/19, Frankfurt am Main 1978; *Reinhard Rürup*, Probleme der Revolution in Deutschland 1918/19, Wiesbaden 1968; *Susanne Miller*, Die Bürde der Macht. Die deutsche Sozialdemokratie 1918–1920, Düsseldorf 1978; *Ulrich Kluge*, Die deutsche Revolution 1918/19, Frankfurt am Main 1985 u. a.

53 Vgl. dazu besonders auch die von *Gerhard Botz* 1976 veröffentlichte Studie: Gewalt in der Politik. Attentate, Zusammenstöße, Putschversuche, Unruhen in Österreich 1918–1938, München 1976, 2. Aufl. 1983, und seinen Beitrag: Handlungsspielräume der Sozialdemokratie während der »Österreichischen Revolution«, in: *Altmüller/Konrad/u. a.* (Hrsg.), Festschrift/Mélanges Felix Kreissler (wie Anm. 1), S. 7–20.

schiedlicher gesellschaftlicher Abläufe und Prozesse« verstanden und mit den Methoden der historischen Sozialwissenschaft strukturgeschichtlich-quantifizierend bearbeitet. Die einzelnen Beiträge, die zwischen 1973 und 1984 entstanden und zum Großteil bereits an anderen Stellen publiziert wurden, sind durch ihre Zugangsweise und Ergebnisse angetan, vor allem politikgeschichtlich ausgerichtete Studien zur österreichischen Zeitgeschichte in wesentlichen Punkten zu ergänzen.

Ein im heutigen Österreich besonders stark ausgeprägtes konsenssuchendes Modell, das in die meisten wirtschaftlichen und gesellschaftspolitischen Bereiche hineinreicht, ist die »Sozialpartnerschaft«, die sich besonders in der Zweiten Republik als innenpolitisches Konfliktlösungs(bzw. -vermeidungs)modell anbietet. Ihre historische Entwicklung, ihre gesellschaftspolitische Potenz und ihre »Krisen«[54] werden in jüngster Zeit nun auch in Österreich etwa im Rahmen der (Neo-)Korporatismusdebatte[55] und im Zusammenhang mit gesellschaftlichen Modernisierungsprozessen diskutiert. Im vorliegenden Band, herausgegeben von *Gerald Stourzh* und *Margarete Grandner*, werden zu den »historischen Wurzeln der Sozialpartnerschaft« in Österreich zentrale Fragen der Entwickung der Arbeits- und Sozialverfassung des späten 19. und des frühen 20. Jahrhunderts im Rahmen von »Fallstudien« analysiert. Unter Einbeziehung politikwissenschaftlicher, rechtswissenschaftlicher und soziologischer Perspektiven wird in zwölf Beiträgen die Geschichte des Arbeitsrechts und der Arbeitsbeziehungen in historischer Sicht untersucht, wobei besonders institutionsgeschichtliche Fragestellungen im Vordergrund stehen. Nach einem einleitenden Referat von *Gerald Stourzh*, das neben einem zusammenfassenden geschichtlichen Abriß der Institutionsgeschichte der Arbeitsbeziehungen und der sozialen Sicherung auch Terminologievorschläge und Begriffsklärungen anhand der älteren wie der neuesten internationalen Forschungsliteratur zu diesem Thema liefert, folgen zwei Beiträge, die sich Konzeptionen von Sozialpartnerschaft in historischer Sicht zuwenden. *Jürgen Reulecke* geht im speziellen auf die bürgerliche Sozialreform im 19. Jahrhundert ein, und *Alfred Klose* sucht nach geistigen Grundlagen der Sozialpartnerschaft im katholischen Sozialdenken. Die anschließenden »Fallstudien« zur Institutionengeschichte ziehen den Bogen vom sogenannten »Koalitionsgesetz« von 1870 bis zu den Anfängen sozialpartnerschaftlicher Politik nach 1918 sowie den Traditionen und Voraussetzungen kooperativer Politik in der Zwischenkriegszeit. Daß die institutionelle Entwicklung nicht mit dem Ersten Weltkrieg abgeschlossen war, sondern nach 1918 noch beschleunigt wurde, wird in den letzten Beiträgen (*Herbert Hofmeister* und *Theodor Tomandl*) deutlich, die auf spezifisch sozialpartnerschaftliche Elemente und Ansätze im Arbeitsrecht und Sozialversicherungsrecht eingehen. *Peter G. Fischers* Beitrag wurde bereits in »Österreich November 1918« abgedruckt. Zur Einschätzung der österreichischen Sozialpartnerschaft im Kontext der Neokorporatismusdiskussion ist besonders auf den Beitrag von *Emmerich Tálos* zu verweisen, der neben den Referaten von Gerald Stourzh und Herbert Hofmeister sowie den Rezensionen von *Margarete Grandner* wohl am stärksten eine in-

54 Vgl. dazu: *Peter Gerlich/Edgar Grande/Wolfgang C. Müller* (Hrsg.), Sozialpartnerschaft in der Krise. Leistungen und Grenzen des Neokorporatismus in Österreich, Wien/Köln/Graz 1985.

55 Neben obiger Anmerkung vgl. auch *Emmerich Tálos*, Sozialpartnerschaft und Neokorporatismustheorie, in: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft 11, 1982, S. 263–286; *Karl Kozinek*, Sozialpartnerschaft und Parlament, in: *Herbert Schambeck* (Hrsg.), Österreichs Parlamentarismus. Werden und System, Berlin 1986, S. 613–651; *Werner Lang*, Krisenmanagement durch Neokorporatismus, in: Politische Vierteljahrsschrift 22, 1981, S. 6–25; *Anton Pelinka*, Modellfall Österreich? Möglichkeiten und Grenzen der Sozialpartnerschaft (= Studien zur österreichischen und internationalen Politik, Bd. 4), Wien 1981; *Gerald Schöpfer* (Hrsg.), Phänomen Sozialpartnerschaft. Festschrift Hermann Ibler zum 75. Geburtstag, Wien/Köln/Graz 1980; *Anton Pelinka*, Sozialpartnerschaft und Interessenverbände (= Politische Bildung 52/53), Wien 1986.

ternational vergleichende Perspektive gewählt hat.[56] Der Sammelband bietet neben einer Anzahl fundierter Spezialstudien vor allem auch einen Überblick über den aktuellen Forschungsstand mit zahlreichen Verweisen etwa auf die deutsche Korporatismusdiskussion und auf deutsche Studien zur Arbeits- und Sozialrechtsgeschichte. Es ist den Herausgebern und Autoren auch vielfach gelungen aufzuzeigen, wie sehr der Prozeß der Institutionenbildung auch als Prozeß der Vergesellschaftung zu begreifen ist. Diesem Zusammenhang wird das in letzter Zeit auch in Österreich stark gestiegene Forschungsinteresse wohl noch lange gelten, zumal die Rolle der Sozialpartnerschaft in den westlichen Industriestaaten auch für die Lebens- und Arbeitswelt der Gegenwart bedeutungsvoll bleibt.

2. Zwischenkriegszeit – Faschismus – 2. Republik

Wolfgang Speiser, Die sozialistischen Studenten Wiens 1927–1938. Mit einem Vorwort von Bundesminister Dr. Heinz Fischer (= Ludwig Boltzmann Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung. Materialien zur Arbeiterbewegung, Nr. 40), Europaverlag, Wien 1986, VIII, 207 S., kart., S 168,–.

Walter Wiltschegg, Die Heimwehr. Eine unwiderstehliche Volksbewegung? (= Studien und Quellen zur österreichischen Zeitgeschichte, Bd. 7), R. Oldenbourg Verlag, München 1985, 400 S., kart., 98 DM.

Stefan Karner, Die Steiermark im Dritten Reich 1938–1945. Aspekte ihrer politischen, wirtschaftlich-sozialen und kulturellen Entwicklung, Leykam-Verlag, Graz/Wien 1986, 634 S., Ln., 76,50 DM.

Emmerich Tálos/Ernst Hanisch/Wolfgang Neugebauer (Hrsg.), NS-Herrschaft in Österreich 1938–1945 (= Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik, Bd. 36), Verlag für Gesellschaftskritik, Wien 1988, XXII, 632 S., Ln., S 398,–.

Siegfried Beer, Der »unmoralische« Anschluß. Britische Österreichpolitik zwischen Containment und Appeasement 1931–1934 (= Veröffentlichungen der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs, Bd. 75), Böhlau Verlag, Wien/Köln/Graz 1988, XVI, 521 S., brosch., S 420,–/140 DM.

»Anschluß« 1938. Eine Dokumentation, hrsg. vom Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, Wien 1988, Österreichischer Bundesverlag, XIV, 685 S., kart. od. Ln., S 360,–.

Thomas Albrich/Klaus Eisterer/Rolf Steininger (Hrsg.), Tirol und der Anschluß. Voraussetzungen, Entwicklungen, Rahmenbedingungen 1918–1938 (= Innsbrucker Forschungen zur Zeitgeschichte, Bd. 3), Haymon Verlag, Innsbruck 1988, 592 S., 115 Abb., geb., S 385,–.

Hans Witek/Hans Safrian, Und keiner war dabei. Dokumente des alltäglichen Antisemitismus in Wien 1938. Mit einem Vorwort von Erika Weinzierl, Picus Verlag, Wien 1988, 207 S., kart., S 240,–/34 DM.

Robert Knight (Hrsg.), »Ich bin dafür, die Sache in die Länge zu ziehen«. Wortprotokolle der österreichischen Bundesregierung von 1945–52 über die Entschädigung der Juden, Athenäum Verlag, Frankfurt am Main 1988, 287 S., geb., S 310,50/38 DM.

---

56 Daß sich gerade in diesem Bereich eine komparatistische Zugangsweise anbietet, dokumentieren besonders: *Hans F. Zacher u. a.* (Hrsg.), Ein Jahrhundert Sozialversicherung. In der Bundesrepublik Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Österreich und der Schweiz (= Schriftenreihe für Internationales und Vergleichendes Sozialrecht, Bd. 6), Berlin 1981; *Peter Flora/Jens Alber/Richard Eichenberg u. a.*, State, Economy, and Society in Western Europe 1815–1975. A Date Handbook in two Volumes, Vol. 1+2, Frankfurt am Main/London/Chicago 1983/87; *Peter J. Katzensteiner*, Corporatism and change. Austria, Switzerland and the politics of industry, Ithaca/London 1984.

Christian Fleck, Koralmpartisanen. Über abweichende Karrieren politisch motivierter Widerstandskämpfer (= Ludwig-Boltzmann-Institut für Historische Sozialwissenschaft. Materialien zur Historischen Sozialwissenschaft, Nr. 4), Böhlau Verlag, Wien/Köln 1986, 323 S., kart., S 286,–/44 DM.

Günter Bischof/Josef Leidenfrost (Hrsg.), Die bevormundete Nation. Österreich und die Alliierten 1945–1949 (= Innsbrucker Forschungen zur Zeitgeschichte, Bd. 4), Haymon Verlag, Innsbruck 1988, 463 S., geb., S 385,–.

Sebastian Meissl/Klaus-Dieter Mulley/Oliver Rathkolb (Hrsg.), Verdrängte Schuld, verfehlte Sühne. Entnazifizierung in Österreich 1945–1955. Symposion des Instituts für Wissenschaft und Kunst, Wien, März 1985, Verlag für Politik Wien/R. Oldenbourg Verlag, München 1986, 365 S., brosch., S 480,–.

Anton Pelinka/Erika Weinzierl (Hrsg.), Das große Tabu. Österreichs Umgang mit seiner Vergangenheit (= Edition S), Verlag der Österreichischen Staatsdruckerei, Wien 1987, 197 S., kart., 32 DM.

Neben der intensiven Beschäftigung mit verfassungs- und parteigeschichtlichen Fragen zur »österreichischen Revolution« sowie zur konflikthaften Konstituierungsphase der Ersten Republik bilden in den letzten Jahren Studien zur politischen Vorgeschichte des Zweiten Weltkrieges, zu Faschismus und Nationalsozialismus, Widerstand und Verfolgung einen gewichtigen Schwerpunkt der österreichischen Zeitgeschichtsschreibung. Der Forschungsschub, der hier zu beobachten ist, hat natürlich seine Gründe, und es hoffen nicht nur die Zeithistoriker, daß dieser auch auf den Bewußtseinsbildungsprozeß der österreichischen Gesellschaft einwirken wird. Die Erinnerungsjahre (50 Jahre Februar 1934, 30 Jahre Staatsvertrag 1955, 40 Jahre Republik 1945 und 50 Jahre Anschluß 1938) gaben Anlaß zu unzähligen Gedenkveranstaltungen und Medienproduktionen. Solche Anlässe eröffnen aber vor allem Zeitgeschichtlern die Möglichkeit (auch hinsichtlich der finanziellen Ausstattung der Projekte), diese »Großereignisse« einer eingehenderen Untersuchung zu unterziehen, wobei die Historiker hier vielfach vor einem Dilemma stehen: Die sich anbietende, ja aufdrängende politik- und ereignisbezogene Sicht- und Darstellungsweise solcher Schlüsseljahre ist dazu angetan, Kontinuitätslinien auszuklammern und die Prägekraft historischer Entwicklungen über Brüche und Wenden hinweg zu vernachlässigen.[57] Andererseits lassen sich solche »Schlüsseljahre« nicht so ohne weiteres in Kontinuitätslinien pressen, wenn auch vielfach Elemente von Kontinuität sichtbar sind, ganz abgesehen davon, daß historische Gedenkfeiern dann ihre Legitimität einbüßen würden. Die Analyse solcher Brüche, Wenden oder Einschnitte als markierte Grenzzonen in der historischen Entwicklung darf aber neben der Beschreibung der Elemente beschleunigten Wandels nicht darüber hinwegtäuschen, daß vielfältige, insbesondere gesellschaftliche Strukturen solche Wendejahre vielfach überdauern.[58] Daß ein Aufzeigen von Kontinuität etwa über das Jahr 1945 hinaus, für das man allzugerne eine »Stunde Null« konstatiert hat, in besonders sensible Bereiche der Zeitgeschichte hineingreifen muß, ist zwar unbequem, wertet so angelegte Arbeiten aber in ihrer

57 Zur Kritik der »Jubiläumsgeschichtsschreibung« vgl. vor allem: *Michael Mitterauer*, Politischer Katholizismus, Österreichbewußtsein und Türkenfeindbild. Zur Aktualisierung von Geschichte bei Jubiläen, in: Beiträge zur historischen Sozialkunde 4, 1982; *Helmut Konrad*, 12. Februar 1934. Jubiläumsgeschichtsschreibung oder neue Forschungsansätze?, in: Informationen für Geschichtslehrer 4, 1984, Graz, S. 59, und *Botz*, Krisenzonen einer Demokratie, S. 359–361.

58 Vgl. dazu bes. Kap. 13: »Von der Ersten zur Zweiten Republik: Kontinuität und Diskontinuität«, in: *Botz*, Krisenzonen einer Demokratie, S. 359–383.

Relevanz für die Gegenwart erheblich auf.[59] Daß sich die österreichische Zeitgeschichtsschreibung[60] (schon vor dem Gedenkjahr 1938–1988) in der Hauptsache noch immer auf die Zwischenkriegs- und Kriegszeit konzentriert, dürfte nicht nur daran liegen, daß für diesen Abschnitt der Geschichte die inländischen Archive wenigstens zum Teil Einsicht gewähren. Bereits ab 1984, als anläßlich der Erinnerung an die Februarereignisse 1934 eine Fülle neuer Arbeiten publiziert wurde[61], zeichnete sich das darauf folgende 1938-Gedenkjahr in einzelnen Publikationen ab.[62] Schließlich waren es auch die Ereignisse um die Bundespräsidentenwahl, die einige Historiker an die Notwendigkeit einer fundierten Aufarbeitung der Vergangenheit Österreichs gemahnten.[63] Letztendlich sollte das vom damaligen österreichischen Bundesminister für Wissenschaft und Forschung proklamierte »Jahr der Zeitgeschichte« neue Impulse verheißen. Tatsächlich kann die österreichische Zeitgeschichtsforschung auf eine stattliche Zahl jüngerer Studien zurückblicken, von denen hier nur ein kleiner Ausschnitt angesprochen werden kann.

Um mit den Arbeiten zur Zwischenkriegszeit zu beginnen, sei hier auf *Wolfgang Speisers* Buch zu den sozialistischen Studenten Wiens zwischen 1927 und 1938 verwiesen. Der Autor steuert dabei aber nicht auf das Jahr 1938 zu. Dem »finis austriae« sind nur zweieinhalb Seiten gewidmet. Speiser war von 1930 bis 1932 Obmann der Sozialistischen Studenten an der Universität in Wien und Gründer der illegalen Organisation »Revolutionäre Sozialistische Studenten« und des »Roten Rings Sozialistischer Intellektueller« nach den Februarereignissen 1934. Er berichtet in erster Linie aus seinen Erinnerungen, wobei er besonders auf die Juliereignisse 1927 eingeht. Nebenbei werden dem Leser auch andere politisch aktive Hochschulgruppierungen vorgestellt. Daß es sich in erster Linie um eine Art von Memoiren handelt, merkt man am bescheidenen Anmerkungs- wie Quellen- und Literaturapparat. Besonders lesenswert ist der Anhang, der einen Auszug aus dem Dokumentarroman »Mitgelaufen« von Ferdinand Wernig enthält.[64]

---

59 Daß zum Beispiel Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus nach 1945 in Österreich virulent blieben, es trotz des Wissens um den Holocaust »Keine Stunde Null des Antisemitismus« gab, verweist auf die Prägekraft tradierter Wert- und Denkmuster. Vgl. dazu besonders Kap. V in der Monographie von *Thomas Albrich*, Exodus durch Österreich. Die jüdischen Flüchtlinge 1945–48 (= Innsbrucker Forschungen zur Zeitgeschichte, Bd. 1), Innsbruck 1987, S. 180–197. Zur Frage des Antisemitismus und der Juden in Österreich vor und nach dem Holocaust vgl. auch die Beiträge in: *Ivar Oxaal/Michael Pollak/Gerhard Botz* (Eds.), Jews, Antisemitism and Culture in Vienna, London/New York 1987.

60 Zum Forschungsstand der Zeitgeschichtsschreibung in Österreich vgl. insbesondere *Peter Malina/Gustav Spann*, Bibliographie zur Österreichischen Zeitgeschichte 1918–1985. Eine Auswahl, Wien 1985.

61 Vgl. dazu den Forschungsbericht von *Konrad*, Zum Stand der Zeitgeschichtsschreibung in Österreich (vgl. Anm. 35).

62 Insbesondere: *Ludwig Reichold*, Kampf um Österreich. Die Vaterländische Front und ihr Widerstand gegen den Anschluß 1933–1938. Eine Dokumentation, Wien 1984; auch *Ulrich Kluge*, Der österreichische Ständestaat 1934–1938. Entstehung und Scheitern, Wien 1984, oder *Rolf Zaugg-Prato*, Die Schweiz im Kampf gegen den Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich 1918–1938, Bern/Frankfurt am Main 1986, der die Schweizer Sicht des Anschlusses Österreichs (vor allem die Schweizer Außen- und Flüchtlingspolitik) äußerst kritisch beurteilt.

63 Besonders deutlich wird dies ausgesprochen in *Pelinka/Weinzierl* (Hrsg.), Das große Tabu.

64 Den sozialistischen Jugendorganisationen nach 1945 hat sich Fritz Keller in einer Studie zugewandt: *Fritz Keller*, Ein neuer Frühling. Sozialistische Jugendorganisationen 1945 bis 1965 (= Ludwig Boltzmann Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung. Materialien zur Arbeiterbewegung, Bd. 39), Wien 1985 (IV, VI, 246 S., kart., S 168,–). Zur Jugend- und Studentengeschichte vgl. auch besonders: *Robert Hein*, Studentischer Antisemitismus in Österreich (= Beiträge zur Österreichischen Studentengeschichte, Bd. 10), Wien 1984, der weit ins 19. Jahrhundert zurück Elemente des offenen und versteckten Antisemitismus in den »Ideologien« der studentischen Korporationen bis zum

Zu einem innerhalb der österreichischen Geschichtsschreibung bislang vernachlässigten, aber wichtigen Thema, den österreichischen Heimwehren[65], hat *Walter Wiltschegg*, selbst ehemaliges Heimwehrmitglied, eine wichtige Studie vorgelegt, wichtig deshalb, weil sie, und hier liegt zweifellos der größte Gewinn, eine Fülle bisher nicht veröffentlichter, zum überwiegenden Teil vom Autor selbst gesammelter und »geretteter« Quellen in die Arbeit einbringt. Kontroversiell waren bis heute nicht nur die Meinungen und Bewertungen dieser politischen, paramilitärischen Bewegung, nicht zuletzt aufgrund der bislang unzureichenden Quellenlage – die Kontroverse über den Charakter dieser unter dem Sammelbegriff »Heimwehr« zusammengefaßten politischen Formierung setzt sich im Buch ungebrochen fort. *Rudolf Neck* typisiert die österreichischen Heimwehren in der Einleitung zu diesem Buch als jene politische Bewegung, die »am reinsten faschistisches Ideengut spezifisch österreichischer Art vertrat und als Inbegriff des Austrofaschismus betrachtet werden kann«. Für *Wiltschegg* waren die Heimwehren hingegen nur »Möchtegern-Faschisten« oder »Maulfaschisten« (S. 270). Auch seine Charakterisierung der österreichischen Heimwehr als »eine eigenständige Bewegung«, die keinem der traditionellen Lager zuzuordnen ist, wird nicht unwidersprochen bleiben. Wiltschegg gliedert seine Arbeit in drei Teile: Der erste, chronologische Teil stellt die Entwicklung der Heimwehr insgesamt dar. Hier wird auch auf die spezifische Entwicklung in den Bundesländern eingegangen und eine Biographie der bestimmenden Persönlichkeiten gegeben, wobei der Leser in der Bewertung bestimmter Eigenschaften dieser Persönlichkeiten dem Autor wohl nicht immer wird folgen können (etwa bei der Beschreibung Starhembergs S. 212 f.). Der zweite, analytische Teil bringt zunächst eine Darstellung des komplizierten und verwirrenden organisatorischen Aufbaus und der heterogenen Ideologie der Heimwehr sowie einen Abriß ihrer militärischen Organisation und der sozialen Zusammensetzung. Er geht hier auch näher den Einwirkungen der Heimwehr auf die staatliche Politik, also ihrer innenpolitischen Bedeutung und ihrer Verantwortung für die Zerstörung der parlamentarischen Demokratie, nach. Auch dieser Abschnitt dürfte für weitere Diskussion sorgen. Materialreich ist der dritte, dokumentarische Teil der Arbeit, der neben einer Reihe von weiteren Biographien ein ausführliches Quellenverzeichnis enthält. Wiltscheggs Arbeit ist eine wichtige Veröffentlichung, nicht nur weil hier eine Fülle von Details und neuen Quellen verarbeitet wird. Sie ist wichtig, weil viele seiner Einschätzungen und Wertungen zu einer sachlichen Auseinandersetzung herausfordern, die nun auf einer solideren Informationsgrundlage geführt werden kann, als dies bislang möglich war.

Wie schon angedeutet, liegen regionalgeschichtliche Zugänge innerhalb der Zeitgeschichtsforschung stark im Trend. Der Vorteil dieser Vorgangsweise, nämlich die Chance, das Quellenmaterial einigermaßen umfassend sichten und verarbeiten zu können, wird neuerdings (auch in Dissertationen) vielfach genützt, wobei infolge dieser Konzentration auf regionale

---

Zweiten Weltkrieg aufzeigt. Zur Frage des studentischen Antisemitismus vgl. auch die Innsbrucker Dissertation von *Michael Gehler*, Die Studentenschaft an der Universität Innsbruck 1918–1938 unter Berücksichtigung der Korporationen und ihrer Verbände. Ein sozial-, wirtschafts- und politikgeschichtlicher Beitrag zur österreichischen Studentengeschichte in der Zwischenkriegszeit, geisteswissenschaftl. Diss. (Manuskript), Innsbruck 1987, insbesondere die Abschnitte: »Studentischer Antisemitismus in Österreich vor 1918«, S. 67–77, und »Studentischer Antisemitismus an der Universität in der Zwischenkriegszeit«, S. 251–291.

65 Vgl. unter den wenigen Publikationen dazu die Innsbrucker Dissertation von *Verena Lösch*, Die Geschichte der Tiroler Heimatwehr von ihren Anfängen bis zum Korneuburger Eid, phil. Diss. (Manuskript) Innsbruck 1986; unter den zahlreichen ausländischen Arbeiten: *Clifton Edmondson*, The Heimwehr and the Austrian Politics 1918–1936, Athens, Georgia 1978; *Bruce F. Pauley*, Hahnenschwanz und Hakenkreuz. Steirischer Heimatschutz und Österreichischer Nationalsozialismus 1918–1934, Wien/München/Zürich 1972; sowie *Francis L. Carsten*, Faschismus in Österreich. Von Schönerer zu Hitler, München 1977.

Quellen vergleichende Perspektiven vielfach nur am Rande Platz finden. Nachdem *Ernst Hanisch*[66] 1978 mit der »Geschichte der sozialdemokratischen Fraktion im Salzburger Landtag 1918–1934« ein gutes Beispiel für eine zeitgeschichtliche Regionalstudie gesetzt hatte und recht bald ähnlich konzipierte Arbeiten folgten[67], sind auch für die letzten Forschungsjahre solche Studien anzumerken. Eine dieser regionalgeschichtlich angelegten Arbeiten zur nationalsozialistischen Zeit hat *Stefan Karner* in etwas geänderter Form der 1985 an der Universität Graz approbierten Habilitationsschrift nun veröffentlicht. Inhalt des Buches, das der Autor als erstes, teilweise zusammengefaßtes Ergebnis der Forschungen über die NS-Zeit in der Steiermark bezeichnet, ist die Darstellung der politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Auswirkungen der NS-Zeit in der Region Steiermark zwischen 1938 und 1945. Das Besondere an der Steiermark, ihre Grenzlage zum slawischen Kulturkreis, und die damit erklärbare frühe Ausbildung deutschnationaler Strömungen sowie der besonders in der Untersteiermark eskalierende Nationalitätenkampf auf kulturellem, politischem und wirtschaftlichem Gebiet und vor allem die neue Grenzziehung 1919 sowie die sozioökonomischen Problemlagen bilden spezifische Voraussetzungen der Situation, in der sich die Steiermark vor dem »Anschluß« befand. Die nationalsozialistische Aufwertung und Stärkung des Grenzlandes und der Provinz, ein ideologisch aufgefrischtes »Grenzlandbewußtsein«, waren dann imstande, eine Identifikation der Bevölkerung mit dem System zumindest anfänglich in einem hohen Maße zu gewährleisten. Dieser regionale Aspekt findet in Karners Argumentation vorrangige Beachtung. Er versucht, die nationalsozialistischen Herrschaftsträger – Partei, Staat und Wirtschaft – im Sinne des Polykratiemodells von Peter Hüttenberger bzw. Martin Broszat darzustellen, wobei sich besonders bei der Beschreibung der staatlichen und parteipolitischen Ebene Quellenprobleme durch rigorose Archivsperren auftaten. Im Gegensatz zu anderen Gauen sollte die Steiermark aufgrund ihrer Grenzlage zu einem »Mustergau« entwickelt werden und der »Führerstaat« sich hier deshalb deutlicher ausprägen als anderswo. Besonders eindringlich schildert der Autor die Slowenenpolitik, die Absiedlung von rund 26 000 Slowenen aus der Untersteiermark und die Ausrottung der Zigeuner[68] im angegliederten Südburgenland (S. 123–184). Die Arbeit ist in elf Kapitel gegliedert, wovon drei chronologisch und acht sachthematisch orientiert sind. Der gut dargebotene Stoff wird noch um einen rund fünfzig Seiten umfassenden Beilagenteil ergänzt.

Bereits vor zehn Jahren, als man sich des »Anschlusses« Österreichs an das Deutsche Reich erinnerte, lieferten namhafte österreichische Historiker Monographien und Symposionsbände zur »Anschluß-Frage«. Neben *Norbert Schausbergers* »Griff nach Österreich«[69], der

66 *Ernst Hanisch*, Die Sozialdemokratische Fraktion im Salzburger Landtag 1918–1934, in: Bewegung und Klasse. Studien zur österreichischen Arbeitergeschichte, hrsg. von *Gerhard Botz u. a.*, Wien/München/Zürich 1978, S. 247–268, und besonders *ders.*, Nationalsozialistische Herrschaft in der Provinz. Salzburg im Dritten Reich (= Salzburg Dokumentationen, Bd. 71), Salzburg 1983.

67 So *Gerhard Botz*, Wien vom »Anschluß« zum Krieg. Nationalsozialistische Machtübernahme und politisch-soziale Umgestaltung am Beispiel der Stadt Wien 1938–39, München 1978.

68 Zur Verfolgung der Burgenland-Roma während der NS-Zeit vgl. im besonderen auch *Claudia Mayerhofer*, Dorfzigeuner. Kultur und Geschichte der Burgenland-Roma von der Ersten Republik bis zur Gegenwart, Picus Verlag, Wien 1987 (241 S., 125 Abb., brosch., 39,90 DM). Die Autorin zeichnet hier recht anschaulich die Geschichte der Ausgrenzung der Zigeuner und die über Jahrhunderte tradierten Vorurteile gegen diese Minderheit nach. Bereits vor den nationalsozialistischen Vernichtungsmaßnahmen waren die Zigeuner des Burgenlandes massiven Reglementierungen ausgesetzt. Durch Personenzählungen, das Anlegen von Fotokarteien und die Numerierung der Häuser erreichte man eine lückenlose Registrierung der Zigeuner. 1936 wurde in Wien eine eigene »Zentralstelle zur Bekämpfung des Zigeunerwesens« errichtet; damit wurden die Voraussetzungen für ihre Verfolgung und Vernichtung während der NS-Herrschaft geschaffen.

69 *Norbert Schausberger*, Der Griff nach Österreich. Der Anschluß, Wien/München 1978.

in der neueren Zeitgeschichtsforschung wohl am intensivsten zitierten Studie zu diesem Fragenkomplex, sei hier nur auf die Studien von *Gerhard Botz, Franz Danimann, Helmut Konrad* und auf die *Symposionsbände* verwiesen.[70] Zählte die »Anschluß-Periode« schon vor dem Gedenkjahr 1938 – 1988 zu den am besten erforschten Abschnitten der österreichischen Zeitgeschichte, so ist die Flut an neuen Publikationen dazu heute kaum mehr überschaubar.[71] Das Interesse, das dieser Frage in der unmittelbaren Nachkriegszeit galt, erklären sich Zeithistoriker[72] – auf eine kurze Formel gebracht – mit der staatspolitischen Notwendigkeit, Österreich als »erstes Opfer« Hitler-Deutschlands darzustellen. Dieses staatspolitische Interesse habe deshalb zunächst die Erforschung von Widerstand gegen den Nationalsozialismus in der Geschichtswissenschaft privilegiert und Aspekte der NS-Herrschaft, den Anteil der Österreicher am NS-Terror und an der Machtentfaltung des Nationalsozialismus vernachlässigt. Das Defizit an Forschungen zur NS-Herrschaft in Österreich wird zwar durch einzelne regionalgeschichtliche Monographien[73] etwas verringert, an zusammenhängenden Interpretationen fehlt es vorläufig aber noch weitgehend.[74] Nicht zuletzt wird dieses Defizit auf die restriktive Archivpolitik in Österreich zurückgeführt, die mitun-

70 *Gerhard Botz*, Die Eingliederung Österreichs in das Deutsche Reich. Planung und Verwirklichung des politisch-administrativen Anschlusses 1938 bis 1940 (= Schriftenreihe des Ludwig Boltzmann Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung, Bd. 1), Wien 1972; *ders.*, Der 13. März und die Anschlußbewegung. Selbstaufgabe, Okkupation und Selbstfindung. Österreich 1918–1945 (= Zeitdokumente, Bd. 14), Wien 1978; *Franz Danimann* (Hrsg.), Finis Austriae. Österreich, März 1938, Wien/München/Zürich 1978; *Helmut Konrad* (Hrsg.), Sozialdemokratie und »Anschluß«. Historische Wurzeln – Anschluß 1918 und 1938 – Nachwirkungen (= Schriftenreihe des Ludwig Boltzmann Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung, Bd. 9), Wien/München/Zürich 1978; Anschluß 1938. Protokoll des Symposiums in Wien am 14. und 15. März 1978, hrsg. von *Rudolf Neck* und *Adam Wandruszka* (= Wissenschaftliche Kommission des Theodor-Körner-Stiftungsfonds und des Leopold-Kunschak-Preises zur Erforschung der österreichischen Geschichte der Jahre 1927 bis 1938, Veröffentlichungen, Bd. 7), Wien 1973; vgl. dazu auch die in *Malina/Spann* angegebenen Arbeiten, S. 38–42.

71 Vgl. dazu die Informationen über Neuerscheinungen in den »Mitteilungen des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes«, Folge 86, Mai 1988.

72 *Gerhard Botz*, Der »Anschluß« von 1938 als innerösterreichisches Problem, in: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung das Parlament, Beilage 9, 1988, S. 3–19; *Bischof/Leidenfrost* (Hrsg.), Die bevormundete Nation, S. 15, und *Lonnie R. Johnson*, Die österreichische Nation, die Moskauer Deklaration und die völkerrechtliche Argumentation. Bemerkungen zur Problematik der Interpretation der NS-Zeit in Österreich, in: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hrsg.), Jahrbuch 1988, S. 40–51, und allgemein *Gerhard Botz/Ernst Hanisch/Gerald Sprengnagel* (Hrsg.), Kontroversen um Österreichs Zeitgeschichte. Historische Hintergründe und Aspekte einer verdrängten Vergangenheit (= Studien zur Historischen Sozialwissenschaft, Bd. 13), Frankfurt am Main 1988, und *Tálos/Hanisch/Neugebauer* (Hrsg.), NS-Herrschaft in Österreich 1938–1945, S. XI.

73 Vgl. etwa *Gerhard Botz*, Wien vom »Anschluß« zum Krieg (wie Anm. 67); *Harry Slapnicka*, Oberösterreich, als es »Oberdonau« hieß (1938–1945), Linz 1978; *Evan B. Bukey*, Hitler's Hometown: Linz, Austria, 1908–1945, Indiana UP Bloomington/Indianapolis 1986 (XIX, 289 S., Ln., $ 27.50), wo vor allem die von Hitler geplante und teilweise realisierte wirtschaftliche Umstrukturierung der Stadt Linz beschrieben wird; *Ernst Hanisch*, NS-Herrschaft in der Provinz. Salzburg im Dritten Reich, Salzburg 1983; *Stefan Karner*, Die Steiermark im Dritten Reich 1938–1945, Graz 1986.

74 *Radomir Luža*, Österreich und die großdeutsche Idee in der NS-Zeit, Wien 1977. Zur Entwicklung des Nationalsozialismus vgl. neuerdings die deutsche Übersetzung von *Bruce F. Pauley*, Der Weg in den Nationalsozialismus. Ursprünge und Entwicklung in Österreich, Österreichischer Bundesverlag, Wien 1988 (283 S., brosch., 60 DM); auch *Klaus Amann*, Der Anschluß österreichischer Schriftsteller an das Dritte Reich. Institutionelle und bewußtseinsgeschichtliche Aspekte (= Athenäum Monographien Literaturwissenschaft. Literatur in der Geschichte – Geschichte in der Literatur, Bd. 16), Athenäum Verlag, Frankfurt 1988 (253 S., geb., 74 DM).

ter in den Einleitungskapiteln einiger Neuerscheinungen heftig kritisiert wird. Was schon 1978 in einem Symposiumsband zum »Anschluß«[75] angedeutet wurde, nämlich eine Relativierung der »Opfer«-These, wird zehn Jahre später zum Teil sehr deutlich in den Neuerscheinungen ausgesprochen.[76]

Besondere Aufmerksamkeit wird unter den Neuerscheinungen sicher dem von *Emmerich Tálos, Ernst Hanisch* und *Wolfgang Neugebauer* herausgegebenen Sammelband »NS-Herrschaft in Österreich 1938–1945« gelten. Auf über 600 Seiten werden in 29 Beiträgen zum überwiegenden Teil völlig neue Fragen gestellt, auf die im einzelnen hier nicht eingegangen werden kann. Herausgehoben seien an dieser Stelle lediglich die Beiträge zu bisher in der Forschung weitgehend ausgeblendeten Problemstellungen, wie jener von *Michael Mooslechner* und *Robert Stadler* zur Agrarpolitik. Im wesentlichen beschreiben die Autoren hierin die Organisierung des Reichsnährstandes, die Neuordnung des Boden- und Anerbenrechtes und die agrarpolitischen Maßnahmen zur Förderung der Produktion (Mechanisierung). Trotz dieser Förderungsmaßnahmen blieben die Resultate hinter den Erwartungen der NS-Funktionäre zurück, blieb das »Technisierungsgefälle« zum »Altreich« erhalten. Besonders interessant ist auch der Beitrag von *Florian Freund* und *Bertrand Perz* zum Thema »Industrialisierung durch Zwangsarbeit«. Die Autoren zeichnen hier die verschiedenen Phasen des Arbeitseinsatzes von zivilen Ausländern, Kriegsgefangenen und KZ-Häftlingen in der Rüstungsindustrie der »Ostmark« nach und versuchen zu zeigen, daß der Beitrag der Zwangsarbeit zur Industrialisierung für Österreich bedeutungsvoller war als für das Deutsche Reich und daß Österreich seit 1941 von der zwangsweisen Rekrutierung dieser Arbeitskräfte abhängig war. Neue Aspekte der Rolle österreichischer Soldaten in der Wehrmacht, im besonderen zu den Aktivitäten von Wehrmachtseinheiten am Balkan und zur Partisanenbekämpfung, bringen *Walter Manoschek* und *Hans Safrian*. Weitere Beiträge gehen auf Themen zu Wirtschaft, Sozialpolitik, Schule, Hochschule, Frauen, NS-Terrorsystem und Judenverfolgung, Slowenenpolitik, Presse, Rundfunk, Kirche, Widerstand und Emigration sowie auf die Verhaltensweisen der »Slurfs«, einer Gruppe »unangepaßter« Jugendlicher im Wien der NS-Zeit, ein. Die Entwicklung der NS-Herrschaft in ihren regionalen Ausprägungen wird in vier Beiträgen analysiert. *Ernst Hanisch*, der die Region Westösterreich (Salzburg, Tirol, Vorarlberg) abdeckt, vertritt hier die These, daß die Zustimmung zum Nationalsozialismus im Westen deutlich stärker war als im Osten. Er macht in diesem Zusammenhang deutlich, daß Österreich tatsächlich »Opfer« der Aggression Hitler-Deutschlands war, in der nach 1945 verbreiteten »Opfer«-These der »innere« Anschluß aber verschwiegen wurde. Dies bestätigt auch *Stefan Karner* in seinem Beitrag zu den wirtschaftlich-sozialen Bedingungen für den Aufstieg des Nationalsozialismus in der »Südmark«. Der Rezeption des »Anschlusses« und der NS-Vergangenheit Österreichs in den Schulbüchern gehen *Peter Malina* und *Gustav Spann* nach. Ihre Bewertung der österreichischen Geschichtsüberlieferung in den Lehrbüchern fällt dabei recht kritisch aus und erklärt vieles, besonders die Hartnäckigkeit der »Opfer«-These in der öffentlichen Meinung.

Zum außenpolitischen Handlungsspielraum Österreichs in den Jahren 1918 bis 1938 und damit auch zur Frage des »Anschlusses« hat *Siegfried Beer* eine umfassende Studie vorgelegt. Das Hauptaugenmerk legt der Autor auf die britische Österreichpolitik, im besonderen auf die Entscheidungsprozesse innerhalb des Foreign Office zwischen der Zollunionsfrage (1931) und den Ereignissen des Jahres 1934. Er zeigt dabei auf, daß seit 1933/34 Großbritan-

75 Anschluß 1938 (vgl. Anm. 70), S. 13.

76 Von dieser Kritik an der Rezeption des »Anschlusses« 1938 aber völlig unberührt: *Thomas Chorherr* (Hrsg.), 1938 – Anatomie eines Jahres, Wien 1987, und auch weitgehend *Walter Kleindel*, »Gott schütze Österreich!«. Der Anschluß 1938, Österreichischer Bundesverlag, Wien 1988 (284 S., Ln., 42,80 DM), der in seinem Epilog die zeitgenössische Diskussion um die Vergangenheitsbewältigung kritisiert.

nien nicht mehr fähig war, Österreich politisch oder wirtschaftlich beizustehen, wenn auch seine seit 1918 im großen und ganzen kontinuierliche Österreichpolitik, die von der Grundhaltung der Unterstützung der politischen Unabhängigkeit und dem Glauben an die wirtschaftliche Lebensfähigkeit Österreichs getragen wurde, bis kurz vor dem »Anschluß« bestehen blieb. Er gibt dabei zu bedenken, daß Österreich in der »praktischen Skala der britischen Interessen« in Europa nie mehr als eine untergeordnete Bedeutung zugekommen ist. Nach 1934 sei das Interesse und Engagement Londons für das bedrohte Österreich allerdings abgeflaut und nach dem Juli-Abkommen 1936 seien britische Diplomaten jedem Zweifel abhold gewesen, daß Deutschland nicht über kurz oder lang Österreich in seinen Staatsverband eingliedern werde.

Die Publikation *»Anschluß 1938«* des *»Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes«* versteht sich als Nachschlagewerk für Quellen zur »Annexion Österreichs durch Hitlerdeutschland«. Die publizierten Quellen konzentrieren sich im wesentlichen auf die Zeit zwischen dem 12. Februar 1938 und der »Volksabstimmung« am 10. April 1938. Sicher nicht unwidersprochen wird die anhand einer Postkarte wieder aufgegriffene Behauptung bleiben, die von Schuschnigg geplante Volksbefragung habe doch, und zwar in einer entlegenen Gemeinde Niederösterreichs, irrtümlich stattgefunden.[77] Dieses Dokument allein (Nr. 104, S. 236) wird allerdings noch nicht überzeugen.

Unter den regionalgeschichtlich ausgerichteten Arbeiten zum »Anschluß« 1938 sei noch auf den von *Albrich/Eisterer/Steininger* herausgegebenen Sammelband »Tirol und der Anschluß« hingewiesen. Die zum überwiegenden Teil jüngeren Historiker stellen darin neue, mitunter auch kontroversielle Forschungsergebnisse vor, wobei regional- und lokalgeschichtliche Ansätze überwiegen. Wirtschaftliche Aspekte der Anschlußfrage werden in den Beiträgen von *Josef Nussbaumer* (Die »Tausend-Mark-Sperre« vom Mai 1933 und der Tiroler Fremdenverkehr), *Jürgen Nautz* (Die österreichische Wirtschaft und die Anschlußfrage), *Dieter Stiefel*[78] (Utopie und Realität: Die Wirtschaftspolitik des Ständestaates), *Franz Mathis* (Deutsches Kapital in Österreich vor 1938) und *Dietmar Petzina* (Die deutsche Wirtschaftsplanung und der Anschluß Österreichs) angesprochen. Eher sozialgeschichtlich orientiert ist der Beitrag von *Benedikt Erhard/Bernhard Natter*, die über einen biographischen Ansatz in Texten lebensgeschichtlicher Interviews nach Motiven und Erklärungsmustern ehemaliger NS-Sympathisanten suchen, und der Beitrag von *Gretl Köfler* zur Frage der Juden und des Antisemitismus in Tirol. Stärker politikgeschichtliche Zugänge überwiegen in den Aufsätzen von *Rolf Steininger, Hermann J. W. Kuprian, Werner Dreier*[79], *Franz-*

77 Die These, daß in einigen entlegenen Ortschaften die Volksbefragung doch durchgeführt worden sei, weil man von den Ereignissen am 11. und 12. März noch nichts gewußt habe, und daß im Vergleich zum 10. April völlig diametrale Ergebnisse erzielt worden seien, wurde erstmals von *Kurt Schuschnigg* selbst in: Kampf gegen Hitler. Die Überwindung der Anschlußidee, Wien 1969, S. 313, aufgeworfen. Schuschnigg nennt hier die Gemeinde Tarrenz in Tirol. Nachweislich hat die Volksbefragung hier aber nie stattgefunden. Vgl. dazu *Gerhard Botz*, Schuschniggs geplante »Volksbefragung« und Hitlers »Volksabstimmung« in Österreich, in: Anschluß 1938 (wie Anm. 70), S. 241. Erstaunlich ist indes, wie Botz 1988, ohne plausible Belege zu nennen, auf die alte Schuschnigg-Behauptung zurückgreifend, von einem 100 %-Votum gegen den Anschluß in einigen kleineren »Bauerngemeinden« Tirols sprechen kann. Vgl. dazu: *Gerhard Botz*, Der »Anschluß« von 1938 als innerösterreichisches Problem (wie Anm. 72), S. 11.

78 Vgl. dazu auch sein soeben erschienenes Buch: *Dieter Stiefel*, Die große Krise in einem kleinen Land. Österreichische Finanz- und Wirtschaftspolitik 1929–1938 (= Studien zu Politik und Verwaltung, Bd. 26), Böhlau Verlag, Wien/Köln/Graz 1988, IX, 428 S., kart., 98 DM.

79 Vgl. dazu auch seine umfassende Darstellung der Vorarlberger Zwischenkriegszeit: Werner Dreier, Zwischen Kaiser und Führer. Vorarlberg im Umbruch 1918–1938 (= Beiträge zur Geschichte und Gesellschaft Vorarlbergs, Bd. 6), Bregenz 1986.

Heinz Hye, Harald Walser und *Franz Müller*.[80] Militärgeschichtlichen Fragen sind die Studien von *Erwin A. Schmidl*[81] und *Richard Schober* gewidmet. Der studentischen Anschlußbewegung 1918–1938 an der Universität Innsbruck und der kontroversen Interpretation der »Höttinger Saalschlacht«, jener gewalttätigen Auseinandersetzung zwischen Sozialisten und Kommunisten einerseits und Nationalsozialisten auf der anderen Seite, die in Innsbruck 1932 einen Toten und mehrere Verletzte gefordert hatte, nähert sich *Michael Gehler* in seinem Beitrag. *Günther Pallaver* zeichnet in seinem Bericht die »Opferrolle«, die politische Orientierung und die nationalen Befreiungswünsche Südtirols bis in das Jahr 1938 nach, und *Thomas Albrich* stellt die NS-Propaganda für die Volksabstimmung am 10. April 1938 vor, wobei er auch die spezifischen Inhalte der Propaganda in Tirol offenlegt. Zahlreiche bislang unveröffentlichte Bilddokumente ergänzen diesen Sammelband, der neben über Tirol hinausgreifenden, besonders zu wirtschaftlichen Aspekten gestellten Fragen die Basis für eine sachliche Diskussion der Tiroler Geschichte der Zwischenkriegszeit bis 1938 doch erheblich verbreitert hat.

Nach wie vor konzentriert sich ein Teil der österreichischen Zeithistoriker auf die Frage nach Widerstand und Verfolgung während und vor der NS-Zeit. Dieses Forschungsinteresse führte seit der Gründung des *»Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes«* 1963, als es darum ging, die Geschichte des »anderen Österreich« nachzuzeichnen, ab 1970 zur systematischen wissenschaftlichen Aufarbeitung des Widerstandes und der Verfolgung in Österreich zwischen 1934 und 1945. Seit einigen Jahren bemühen sich österreichische Zeithistoriker, unter ihnen besonders *Wolfgang Neugebauer*, der seit 1983 der wissenschaftliche Leiter des DÖW ist, auch um Theorie- und Methodendiskussionen auf diesem Feld.[82] Begonnen wurde das Großprojekt »Widerstand und Verfolgung in den Bundesländern« 1970 mit der Verarbeitung der Dokumente für den *Wiener* Raum.[83] Im weiteren entstanden die Bundesländerprojekte des DÖW in Zusammenarbeit mit den universitären und außeruniversitären Institutionen und Einrichtungen der einzelnen Bundesländer, um vor allem eine weitgehende Erfassung regionaler und lokaler Quellen zu gewährleisten. Nach der Wien-Publikation (2. Aufl. 1984) folgten die Bände zum *Burgenland* (1978, 2. Aufl. 1983), zu *Oberösterreich* (2 Bde., 1982), *Tirol* (2 Bde., 1984) und *Niederösterreich* (3 Bde., 1987).[84]

---

80 Vgl. dazu die Münchner Dissertation von *Franz Müller*, Franz von Papen als Sondergesandter Hitlers in Wien und die deutsch-österreichischen Beziehungen 1934–1938, phil. Diss. (Manuskript) München 1987.

81 Siehe auch seine 1987 erschienene militärhistorische Studie: *Erwin A. Schmidl*, März 38. Der deutsche Einmarsch in Österreich, Wien 1987.

82 Vgl. dazu besonders die theoriekritischen Abhandlungen zum Widerstandsbegriff und zur Widerstandsforschung in Österreich von: *Gerhard Botz*, Methoden- und Theorieprobleme der historischen Widerstandsforschung, in: *Helmut Konrad/Wolfgang Neugebauer* (Hrsg.), Arbeiterbewegung – Faschismus – Nationalbewußtsein. Festschrift zum 20jährigen Bestand des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes und zum 60. Geburtstag von Herbert Steiner, Wien/München/Zürich 1983, S. 137–151; *Wolfgang Neugebauer*, Was ist Widerstand?, in: DÖW, Jahrbuch 1986, Wien 1986, S. 61–71; *ders.*, Neue Forschungen und Forschungslücken zur Geschichte des Widerstandes, in: 16. Österreichischer Historikertag in Krems/Donau. Tagungsbericht, hrsg. vom Verband Österreichischer Geschichtsvereine, 1985, S. 168–180, und *ders.*, Widerstandsforschung in Österreich, in: *Pelinka/Weinzierl* (Hrsg.), Das große Tabu, S. 163–173.

83 Widerstand und Verfolgung in Wien 1934–1945, 3 Bde., Wien 1975.

84 Widerstand und Verfolgung in Niederösterreich 1934–1945. Eine Dokumentation, hrsg. vom Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, Auswahl, Bearbeitung und Zusammenstellung: *Heinz Arnberger, Christa Mitterrutzner*, Wiss. Beratung: *Wolfgang Neugebauer*, Bd. 1: 1934–1938, Bd. 2 und 3: 1938–1945, Österreichischer Bundesverlag/Verlag Jugend und Volk, Wien 1987, 575 S. + 12 S. Dokumentenanhang; 655 S. + 16 S. Dokumentenanhang; 750 S. + 8 S. Dokumentenanhang; kart., je S 250,–.

Das zweibändige Werk zu Salzburg soll demnächst folgen, und die Studien zur Steiermarkpublikation sind bereits im Entstehen.
Von Beginn an orientierten sich die einzelnen Studien an einem relativ breiten Widerstandsbegriff, der auch Verfolgung und nichtorganisierte, politisch weniger bewußte Widerstandshandlungen von einzelnen berücksichtigen sollte. Um letztlich auch Emigration, als bewußte Ablehnung des NS-Staates, im Sinne dieses Widerstandsbegriffes in die Forschungen zu integrieren, begann das DÖW 1980 mit dem Projekt *»Österreicher im Exil 1934–1945«*, das bisher die Bände zu Frankreich, Spanien und Belgien veröffentlicht hat.[85] Letztendlich sorgte auch der in den vergangenen Jahren bemerkbare Trend zur »Oral History« für die Gründung eines weiteren Großprojektes. Gemeinsam mit dem Institut für Wissenschaft und Kunst startete das DÖW 1982 das Projekt *»Erzählte Geschichte«*, das ausführliche lebensgeschichtliche Interviews von Verfolgten, Widerstandskämpfern und Emigranten sammelt.[86] Die Bedeutung des DÖW liegt aber nicht nur in seiner Publikationstätigkeit. Die bereits erhebliche Quellensammlung des DÖW bietet der österreichischen Zeitgeschichtsforschung eine wertvolle Grundlage, die, wie die Quellenhinweise in den verschiedensten Arbeiten zeigen, auch weitreichend ausgeschöpft wird.[87]
Den Charakter einer Quellenedition hat auch die Publikation von *Hans Safrian* und *Hans Witek*, die beide dem Kreis um das Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes angehören. Diese Dokumentenedition umfaßt im wesentlichen Quellenauszüge zur Geschichte der österreichischen Judenverfolgung vom »Anschluß« bis zur »Reichskristallnacht«. Die Autoren liefern aber nicht nur Zeugnisse des österreichischen Antisemitismus und des alltäglichen Terrors gegen die Wiener Juden, sondern zeigen vor allem die konsequente Enteignungspolitik auf. An die 70 000 Wiener Wohnungen sind durch Arisierungen enteignet worden. Von den etwa 33 000 jüdischen Betrieben, die sich zur Zeit des Anschlusses in Wien befanden, wurden ca. 7 000 Betriebe aufgelöst, weitere 5 000 der Arisierung und die restlichen 21 000 einer »geordneten Liquidation« zugeführt. Ende Mai 1939 waren nurmehr 6 % der Juden Wiens selbständig erwerbstätig, in Berlin waren dies zur gleichen Zeit immerhin noch 30 % der Juden. Die Rückerstattung »arisierten« Vermögens nach dem Krieg ging indes denkbar mühsam vor sich, wie der bezeichnende Titel der Dokumentensammlung von *Robert Knight* signalisiert. Anhand einer Auswahl bislang »unter Verschluß« gehaltener Wortprotokolle der Kabinetts- bzw. Ministerialratssitzungen der österreichischen Bundesregierungen zeigt der Autor die Diskrepanz zwischen der öffentlichen Selbstdarstellung der Regierungen und den »privaten« Diskussionen der Minister zur Frage der Entschädigungsansprüche der Juden und zur Flüchtlingsfrage auf. Dabei wird immer wieder deutlich, daß die Regierungen versuchten, Entschädigungsansuchen österreichischer Juden zurückzuweisen und die Einreise der sogenannten »Displaced Persons« nach Österreich zu verweigern, was aber, wie der Herausgeber in der Einleitung selbst betont, im Kontext der äußerst komplexen Bereinigung von Eigentumsverhältnissen, die auch die Frage nach dem deutschen Eigentum umfaßt, zu verstehen ist (S. 9 und 36). Selbst mit dieser Einschränkung sieht der Herausgeber mit diesen Protokollen die These belegt, daß 1945 keineswegs die so-

85 Österreicher im Exil – Frankreich 1938–1945, Wien 1984; Für Spaniens Freiheit. Österreicher an der Seite der Spanischen Republik 1936–1938, Wien 1986; Österreicher im Exil – Belgien 1938–1945, Wien 1987.

86 Erstes Ergebnis in Buchform: Erzählte Geschichte. Berichte von Widerstandskämpfern und Verfolgten, Bd. 1: Arbeiterbewegung, Wien/München 1988.

87 Besonders deutlich etwa in: *Radomir Luža*, Der Widerstand in Österreich 1938–1945. Aus dem Amerikan. von Helga Zoglmann, Wien 1985, der selbst als tschechoslowakischer Widerstandskämpfer in seiner umfassenden Studie erstmals versucht, mit Hilfe von EDV eine quantitative Analyse des Widerstandes zu geben.

genannte »Stunde 0« geschlagen hat, sondern vielmehr antisemitische Haltungen nach Kriegsende im Bewußtsein so mancher Regierungsmitglieder verankert blieben.[88]
Neben einzelnen Biographien und Autobiographien ehemaliger Widerstandskämpfer und Verfolgter[89] wird neuerdings die Aufmerksamkeit auch auf künstlerische Produkte, etwa Exilliteratur, gelenkt.[90]
Aus der Fülle neuer Publikationen zum österreichischen Widerstand[91] sei hier nurmehr die 1986 erschienene Studie des Grazer Soziologen *Christian Fleck* herausgegriffen: Fleck dokumentiert auf der Basis retrospektiver Befragungen die militärischen Aktivitäten der Koralmpartisanen, jener kommunistischen Widerstandsgruppe, die vom August 1944 bis Mai 1945 im Grenzgebiet zwischen Kärnten und der Steiermark operierte. Fleck beschreibt darin innere Spannungen und äußere Schwierigkeiten dieser Gruppe, die sich im Kern aus ehemaligen Schutzbündlern, Spanienkämpfern und Untergetauchten zusammensetzte, ihre teilweise divergierenden Zielsetzungen und geplanten Operationsziele, die vor allem darin bestehen sollten, mit Unterstützung der Sowjetunion und in enger Anlehnung an die jugoslawische Partisanengruppe den Kontakt zur KPÖ wiederherzustellen und Störaktionen durchzuführen. Neben der Dokumentation setzt Fleck im dritten Teil den Versuch einer historisch-soziologischen Analyse der Koralmpartisanen, um zu einer Interpretation der Lebensläufe der Partisanen zu gelangen, die die Frage »Wie wurde man Partisan?« beantworten soll. Wie hoch die Relevanz der Koralmpartisanen innerhalb des aktiven Widerstandes in Österreich einzuschätzen ist, wird in seinen Ausführungen kaum angesprochen.
Sehr punktuell setzt die österreichische Zeitgeschichtsforschung immer noch für die Zeit des Nationalsozialismus in Österreich an, wenn der Focus nicht auf Widerstand und Verfolgung gerichtet werden soll, deren Darstellung *allein*, die besonders in den letzten Monaten vielfach angesprochene »Vergangenheitsbewältigung« sicher nicht vorantreiben kann.[92] Anzu-

88 Vgl. hierzu besonders: *Thomas Albrich*, Exodus durch Österreich (Anm. 59).

89 Etwa die Festschrift: *Hubert Hummer/Reinhard Kannonier/Brigitte Kepplinger* (Hrsg.), Die Pflicht zum Widerstand. Festschrift Peter Kammerstätter zum 75. Geburtstag (= Veröffentlichungen des Ludwig Boltzmann Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung), Europaverlag, Wien/München/Zürich 1986; *Erna Putz*, Franz Jägerstätter. ». . . besser die Hände als der Wille gefesselt . . .«, Linz 1985; *Elfriede Schmidt* (Hrsg.), 1938 . . . und was dann? Österreichischer Kulturverlag, Thaur/Tirol 1988.

90 Vgl. z. B. *Sylvia M. Patsch* (Hrsg.), Österreichische Schriftsteller im Exil, Wien/München 1986; *Ulrich Weinzierl*, Alfred Polgar. Eine Biographie, Wien/München 1985; *Friedrich Stadler* (Hrsg.), Vertriebene Vernunft. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaftler 1930–1940, Wien 1987, und *ders.*, Kontinuität und Bruch. 1938/1945/1955. Beiträge zur österreichischen Kultur und Wissenschaftsgeschichte, Wien 1988; *Karl Mellacher*, Das Lied im österreichischen Widerstand. Funktionsanalyse eines nichtkommerziellen literarischen Systems (= Ludwig Boltzmann Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung. Materialien zur Arbeiterbewegung, Bd. 44), Europaverlag, Wien 1986, IV, 280 S., kart., S 168,–.

91 Zu den zum Teil von »Laienhistorikern« verfaßten regionalgeschichtlichen Studien etwa noch: *Inghwio aus der Schmitten*, Schwachsinnig in Salzburg. Zur Geschichte einer Aussonderung, Salzburg 1985; *Robert Stadler/Michael Mooslechner*, St. Johann/Pg. 1938–1945. Das nationalsozialistische »Markt Pongau«. Der »2. Juli 1944« in Goldegg: Widerstand und Verfolgung, Salzburg 1986; *Ernst Toman*, . . . Denn ich fürchte den Tod nicht! Wiener Feuerwehr im Widerstand gegen den Faschismus. Eine Dokumentation des Antifaschistischen Komitees Donau Stadt, Wien 1986. Zu Frauen und Verfolgung vgl. neuerdings: *Karin Berger* (Hrsg.), Ich geb Dir einen Mantel, daß Du ihn noch in Freiheit tragen kannst. Wiedersehen im KZ. Österreichische Frauen erzählen, Wien 1987. Zum Thema »kirchlicher Widerstand in Österreich« vgl. auch: *Robert Rill*, Geschichte des Augustiner-Chorherrnstiftes Klosterneuburg 1938–1945 (= Veröffentlichungen des Internationalen Forschungszentrums für Grundfragen der Wissenschaften Salzburg, N.F. 22), Salzburg 1985.

92 Einer sachlichen Aufarbeitung der Vergangenheit können aber auch nicht jene landesgeschichtlichen Arbeiten dienen, die in einem für Historiker ungewöhnlich harten Jargon die Machtlosigkeit

merken sind hier neben den besprochenen Publikationen vor allem wirtschafts- und sozialgeschichtliche Arbeiten, etwa die Untersuchung *Helmut Fiereders* über die »Reichswerke Hermann Göring in Österreich«, die Studie von *August Meyer* zum selben Thema[93], die Studie von *Florian Freund* und *Bertrand Perz* zur Rüstungsindustrie[94] oder die Arbeit von *Karin Berger* zu Frauenarbeit und Frauenbild im Faschismus.[95] Etwas zahlreicher sind für die Kriegszeit allerdings die militärhistorischen Untersuchungen[96] und die Arbeiten zu Wissenschaft und politischer Kultur in Österreich während des Faschismus.[97]
Etwas besser steht es neuerdings auch um die Forschung zur Nachkriegszeit, vor allem für die Zeit der alliierten Besatzung in Österreich. Daß trotz der österreichischen Archivsperren hier einiges geschehen ist, liegt vor allem daran, daß die betreffenden Autoren ihr Quellenmaterial in ausländischen Archiven suchten.[98] Ein gutes Beispiel für das Bemühen, die re-

---

der österreichischen Politiker gegenüber dem »Todfeind« Deutschland oder Hitler im Jahr 1936 in harmonisierender Weise beschwören, wie dies etwa im fünften Band der Geschichte Vorarlbergs geschieht: *Benedikt Bilgeri*, Geschichte Vorarlbergs, Bd. V: Kanton oder Bundesland – Untergang und Wiederkehr, Böhlau Verlag, Wien/Köln/Graz 1987 (282 S., Ln., S 496,–/78 DM), S. 182–191. Daß man selbst im kleinsten Bundesland Österreichs derartigen Standards zu entwachsen beginnt, zeigt die aktive »Johann-August-Malin-Gesellschaft«, die in Anspruch wie Ergebnis weit über eine Darstellung von Verfolgung und Widerstand hinausgeht: *Hermann Brändle/Gernot Egger/Kurt Greussing/Meinhard Pichler/Harald Walser*, Von Herren und Menschen. Verfolgung und Widerstand in Vorarlberg 1933–1945 (= Beiträge zu Geschichte und Gesellschaft Vorarlbergs, Bd. 5), Bregenz 1985. Wesentlich ausgewogener und stärker den neueren Kenntnisstand integrierend als bei Bilgeris Arbeit zu Vorarlberg fällt die Darstellung der NS-Zeit in der landesgeschichtlichen Arbeit zu Oberösterreich aus: *Siegfried Haider*, Geschichte Oberösterreichs (= Geschichte der österreichischen Bundesländer), R. Oldenbourg Verlag, München/Verlag für Geschichte und Politik, Wien 1987, 508 S., Pappbd., 78 DM.

93 *Helmut Fiereder*, Reichswerke »Hermann Göring« in Österreich (1938–1945) (= Veröffentlichungen des Historischen Instituts der Universität Salzburg, Bd. 16), Wien/Salzburg 1983; *August Meyer*, Das Syndikat. Reichswerke »Hermann Göring«, Wien 1986.

94 *Florian Freund/Bertrand Perz*, Das KZ in der Serbenhalle. Zur Kriegsindustrie in Wiener Neustadt, Wien 1988.

95 *Karin Berger*, Zwischen Eintopf und Fließband. Frauenarbeit und Frauenbild im Faschismus. Österreich 1938–1945 (= Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik, Bd. 21), Wien 1984.

96 Darunter etwa *Manfried Rauchensteiner*, Krieg in Österreich 1945 (= Schriften des Heeresgeschichtlichen Museums in Wien, Militärwissenschaftliches Institut, Bd. 5), 2. Aufl., Wien 1984; *Othmar Tuider*, Die Luftwaffe in Österreich 1938–1945 (= Militärhistorische Schriftenreihe, Bd. 54), Wien 1985; *Erwin A. Schmidl*, März 1938; *Erwin Steinböck*, Österreichs militärisches Potential im März 1938, München 1988.

97 Grenzfeste deutscher Wissenschaft. Über Faschismus und Vergangenheitsbewältigung an der Universität Graz, Wien 1985; Verdrängte Geschichte. Die Hochschule für Bodenkultur im Austrofaschismus und Nationalsozialismus, Wien 1985; *Gerhard Oberkofler/Eduard Rabofsky*, Studien zur Geschichte der österreichischen Wissenschaft zwischen Krieg und Frieden, Wien 1987. Zu Rechtsgeschichte und Faschismus vgl. *Eduard Rabofsky/Gerhard Oberkofler*, Verborgene Wurzeln der NS-Justiz. Strafrechtliche Rüstung für zwei Weltkriege, Wien 1985.

98 Etwa die Beiträge in der Festschrift für Felix Kreissler (vgl. Anm. 1), besonders: *Karl R. Stadler*, Die Zeit nach Hitler. Re-education oder antifaschistische Kampagne? Die Politik der Alliierten in Österreich nach 1945, S. 169–176; *Georges Castellan*, Mai 1945 – Journal d'un Français déporté du travail, S. 37–40; *Anton Pelinka*, MRP und ÖVP – Vorbild auf Zeit, S. 139–148; weiters: *Stefan Karner* (Hrsg.), Burgenland 1945, Eisenstadt 1985; *August Walze*, Kärnten 1945. Vom NS-Regime zur Besatzungsherrschaft im Alpen-Adria-Raum, Klagenfurt 1985; *Stefan Karner/Rudolf Kropf* (Hrsg.), Reflexionen zu 1945 (= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, Bd. 74), Eisenstadt 1988; *Oliver Rathkolb* (Hrsg.), Gesellschaft und Politik am Beginn der Zweiten Republik. Vertrauliche Berichte der US-Militäradministration aus Österreich 1945, in englischer Originalfassung, Wien/Köln/Graz 1985; *Anton Pelinka/Rolf Steininger* (Hrsg.), Österreich und die Sieger, Wien

striktive Archivpolitik durch Quellenstudien im Ausland zu kompensieren, ist der Sammelband von *Günter Bischof* und *Josef Leidenfrost*. Einen Schwerpunkt dieses Bandes bildet die Frage des Zustandekommens und der Bewertung der »Moskauer Deklaration« von 1943. *Robert Knight* geht in seinem Beitrag der Frage nach, wie es der österreichischen Regierung nach 1945 gelungen ist, auf der Grundlage dieser Deklaration den »moralischen« Anspruch erheben zu können, ein Opfer Hitler-Deutschlands gewesen zu sein. Sehr deutlich kritisiert der Verfasser den »übertriebenen Mythos eines erfolgreichen einheimischen Widerstandes«, den er als eine verständliche österreichische Konstruktion gegenüber den Besatzungsmächten sieht, der aber historisch nicht haltbar sei. Die Moskauer Deklaration habe nach 1945, so der Autor, in diesem Sinn vor allem legitimatorische und taktische Funktionen gehabt. Im Mittelpunkt des Bandes steht aber die Frage nach der »Bevormundung« Österreichs durch die alliierten Besatzungsmächte. Eine Reihe der Beiträge betonen Aspekte dieser Bevormundung in den ersten Besatzungsjahren, wobei hier nach »Zonen« zu differenzieren ist, wie besonders in den Beiträgen von *Klaus Eisterer* und *Siegfried Beer* deutlich wird. Wie weit die Bevormundung in wirtschaftliche und außenpolitische Belange Österreichs hineinreichen konnte, zeigt *Thomas Albrich* am Beispiel der Asylpolitik. Albrichs Kernthese: Österreich sei in der Flüchtlingsfrage von den Alliierten eindeutig als besiegtes und keineswegs als befreites Land behandelt, ja zu einem »Asylland wider Willen« gemacht worden.

Abgesehen von den wenigen Arbeiten zur jüngeren Geschichte der zweiten Republik[99] – hier scheint sich die Forschungssituation nur langsam zu bessern – ist nur noch auf jene, allerdings wichtigen Arbeiten zu verweisen, die sich mit Österreichs Vergangenheitsbewältigung bzw. deren Fehlen und Scheitern auseinandersetzen. Nachdem bereits 1981 *Dieter Stiefel* besonders juristische Probleme der Entnazifizierung eher distanziert dargelegt hatte, geht der 1986 erschienene Sammelband von *Sebastian Meissl, Klaus-Dieter Mulley* und *Oliver Rathkolb* zur Entnazifizierung konkret und mit viel Engagement auf einzelne Fragen und Fallbeispiele ein. Ohne auf die einzelnen Beiträge näher einzugehen, sei nur bemerkt, daß die Autoren genau das nicht anstrebten, was der Bundesminister in der Einleitung – vielleicht unbewußt die österreichische Realität akzentuierend – feststellte, wenn er meinte: »Ich bin überzeugt, daß es Österreich gelungen ist, das faschistische Erbe im Wege der Entnazifizierung zu überwinden. Aufgabe dieses Symposions und der hier referierenden Fachleute wird es sein, diese Grundtatsache zu untermauern und mit Details zu belegen« (S. 10). Diese »Grundtatsache« haben die Autoren in diesem qualitativ heterogenen Band gründlich widerlegt. In die gleiche Richtung gehen die Autoren des von *Anton Pelinka* und *Erika Weinzierl* herausgegebenen Sammelbandes »Das große Tabu«, und es darf nicht wundern,

---

1986; *Rolf Steininger*, Los von Rom? Die Südtirolfrage 1945/46 und das Gruber-De-Gasperi-Abkommen (= Innsbrucker Forschungen zur Zeitgeschichte, Bd. 2), Innsbruck 1987, der anhand österreichischer, britischer, amerikanischer und italienischer Quellen die Geschichte und politische Einschätzung des »Pariser Abkommens«, das Südtirol die Autonomie bringen sollte, untersuchte und damit in Tirol natürlich auf besonderes Interesse stoßen konnte; *Arno Einwitschläger*, Amerikanische Wirtschaftspolitik in Österreich 1945–1949 (= Böhlaus Zeitgeschichtliche Bibliothek, Bd. 6), Wien/Köln/Graz 1986; vgl. auch die posthum edierte Studie von *Wilfried Mähr*, Der Marshallplan in Österreich. Amerikanische Wirtschaftshilfe und ihre Auswirkungen. Mit einem Vorwort von Gerald Stourzh, Graz/Wien/Köln 1989.

99 Etwa: Salzburg und das Werden der Zweiten Republik Österreich. VI. Landes-Symposion am 4. Mai 1985 (= Schriftenreihe des Landespressebüros Salzburg – Diskussionen, Bd. 7), Salzburg 1985; *Gerhard Jagschitz/Klaus-Dieter Mulley* (Hrsg.), Die »wilden« fünfziger Jahre. Gesellschaft, Formen und Gefühle eines Jahrzehnts in Österreich, St. Pölten/Wien 1985; *Dirk Lyon/Joseph Marko/Eduard Staudinger/Christian Weber* (Hrsg.), Österreich »bewußt« sein – bewußt Österreicher sein? Materialien zur Entwicklung des Österreichbewußtseins seit 1945, Wien 1985.

wenn angesichts solcher Einschätzungen selbst unter den österreichischen Politikern *Erika Weinzierl* den Wert ihrer jahrzehntelangen Aufklärungsbemühungen in Frage zu stellen versucht ist. *Ernst Hanisch* dürfte recht behalten, wenn er meint, daß es keinen Abschnitt der neueren Geschichte gibt, in dem die Diskrepanz zwischen den Ergebnissen der wissenschaftlichen Zeitgeschichtsschreibung und der Meinung nicht unerheblicher Teile der Bevölkerung größer ist als in diesem sensiblen Teil unserer Geschichte.[100] Daß aber 47 Prozent der im Rahmen einer Studie des Fessel Institutes von *Gerald Stourzh* Befragten der Auffassung sind, man solle die Vergangenheit endlich ruhen lassen, zeigt, daß hier immer noch ein weitgehender gesellschaftlicher Konsens fehlt.[101] Der Forschungsschub der Zeitgeschichtsschreibung der letzten Jahre läßt aber mit gutem Grund die Hoffnung zu, daß sich die Historiker davon nicht irritieren lassen werden.

Im übrigen läßt dieser Forschungsschub in der Sozial- und Zeitgeschichtsschreibung Österreichs, der, wie *Gerald Stourzh*[102] im Vorwort des Sammelbandes von Günter Bischof und Josef Leidenfrost angedeutet hat, längst nicht mehr auf Wien (als Forschungsgegenstand wie Forschungsort) zentrierbar ist, vermuten, daß konzeptionelle Impulse für eine Gesellschaftsgeschichte Österreichs[103] gerade aus den kleineren Forschungsstätten der Bundesländeruniversitäten zu erwarten sind.[104]

100 Vgl. *Ernst Hanisch*, Ein Versuch, den Nationalsozialismus zu verstehen, in: *Pelinka/Weinzierl* (Hrsg.), Das große Tabu, S. 154.

101 Vgl. die von *Gerald Stourzh u. a.* durchgeführte Studie zum »Österreichbewußtsein« des Fessel-Institutes: Fessel + GFK, Institut für Marktforschung, 1988, S. 345.

102 *Gerald Stourzh* im Vorwort des Bandes: *Günter Bischof/Josef Leidenfrost* (Hrsg.), Die bevormundete Nation (wie S. 372).

103 Vgl. dazu besonders *Ernst Hanisch*, Überlegungen zu einer Geschichte Österreichs im 20. Jahrhundert, in: Zeitgeschichte, Jg. 16, H. 1, S. 1–11.

104 Anderer Ansicht sind hier *Josef Ehmer* und *Albert Müller*, Sozialgeschichte in Österreich. Traditionen, Entwicklungsstränge und Innovationspotential, in: *Jürgen Kocka* (Hrsg.). Sozialgeschichte im internationalen Überblick. Ergebnisse und Tendenzen der Forschung, Darmstadt 1989, S. 140

David F. Crew

Social History in Western Germany

Wolfgang Schieder/Volker Sellin (Hrsg.), Sozialgeschichte in Deutschland. Entwicklungen und Perspektiven im internationalen Zusammenhang. Bd. I: Die Sozialgeschichte innerhalb der Geschichtswissenschaft, Bd. II: Handlungsräume des Menschen in der Geschichte, Bd. III: Soziales Verhalten und soziale Aktionsformen in der Geschichte, Bd. IV: Soziale Gruppen in der Geschichte (= Kleine Vandenhoeck-Reihe 1517, 1518, 1523, 1531), Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1986 (Bd. I–II)/1987 (Bd. III–IV), 135 S., 186 S., 122 S., 179 S., kart., 12,80 DM (Bd. I, III) bzw. 18,80 DM (Bd. II, IV).

»Social history« emerged much later in post-war western Germany than in Britain, France or the United States. Before 1933, German Marxism, sociology and *Volkskunde* (folklore studies) all appeared to provide rich intellectual and methodological nourishment for the germination of an indigenous German social history. But then came the Third Reich; after 1945, west German historians felt too far removed and too radically disconnected from these pre-1933 intellectual traditions to harness them to the task of constructing a »history of society«. German historians went abroad in search of what they could not find at home. As the essays in this collection repeatedly demonstrate, German social history has been deeply formed by a process of »borrowing« from the social-historical schools of other countries (mainly Britain, France and America) and from other disciplines (particularly from sociology, but more recently from anthropology). This has not been a slavish appropriation. Some of the apparent borrowing from American sociology was really a reclamation of German intellectual traditions forced out of Germany during the Third Reich and kept alive by German exiles – as, for example, Weberianism, or the critical sociology of the Frankfurt school. More recently, the younger generation of German social historians has begun to turn for inspiration to German social theorists, such as Walther Benjamin or Jürgen Habermas, as well as to the French anthropologist Pierre Bourdieu or the English »cultural historian« E. P. Thompson. The intellectual influences on German social history in the 1980s are no longer as heavily coloured by »Americanism« as they were in the 1960s.

Despite its present theoretical richness, social history is still a relatively new field of research in western Germany. It would be perfectly reasonable to ask whether the publication in 1986/7 of the four-volume survey that is the subject of this essay was not perhaps premature? Has it really been possible to construct a social-historical approach to German history so swiftly? No more than ten years ago, such a survey could have presented only an itinerary charting the future destinations of a still-young field of research. Today, it would be easy to get lost without a detailed map of the terrain that social historians have already explored. Predictably, the social-historical traffic is heaviest in the nineteenth and twentieth-centuries, above all in the urban and industrial regions of Germany; the social history of the working-class, especially in regions such as the Ruhr, is beginning to resemble those massive traffic jams that clog the German *Autobahnen* on holiday weekends. The movement of so-

cial historians to the countryside, though swelling in recent years still remains a trickle by comparison. Few social historians are to be found in the castles and country homes of the German aristocracy or in the villas and counting houses of the bourgeoisie. And the social historian who undertakes a trip back in time to any period and subject before 1789 is in for a lonely voyage.

In the sixties and seventies, the early exponents of social history in Germany looked, above all, to American sociology and political science, to »modernization theory« and to quantitative methods to help them construct a »scientific« social history capable of analysing large structures and long-term historical processes. The individual, the narrative, the roles of ideas and values were neglected in favour of a structural analysis of German political and social history in the nineteenth- and twentieth-centuries. In the late 1970s, however, a younger generation of German social historians became dissatisfied with this depersonalised, abstract description of German social history. Rather than analysing large structures and processes such as the state, economic development, and social modernization, the younger generation of west German social historians felt they must show how these large processes affected the »everyday lives« of the German lower classes. They have insisted that social historians must study »cultures« as well as »structures« and »processes«; social historians must learn to decode the values and attitudes, popular »needs, wants and experiences« of ordinary people, expressed, often in symbolic forms, in non-verbal as well as verbal languages. Such a »history of everyday life« *(Alltagsgeschichte)*, has also drawn on foreign examples for legitimation and for inspiration; but in the place of American sociology, »modernization theory« and quantitative methods, it has put British »cultural history« and French social anthropology.

Alltagsgeschichte

The new departures in the direction of *Alltagsgeschichte* were stimulated by understandable dissatisfactions with some of the more sterile abstractions of *Strukturgeschichte*. The advocates of a new *Erfahrungsgeschichte* were certainly not wrong to criticise descriptions of structures and processes that seemed to lack flesh and blood and that had little, if anything, to do with how »real history« was lived and experienced by ordinary people. In his critique of *Alltagsgeschichte*, *Jürgen Kocka* admits that *Erfahrungsgeschichte* was neglected, if not completely ignored by the practitioners of *Strukturgeschichte*. But he does not think that subjects deserve attention simply because they have previously been ignored; »Grauzonen und Nischen für sich zu studieren, ist ein Unding«.[1] Kocka parodies the politically-inspired tendency of »bare-foot historians« to reject large structures and to fetishise the *Klein-Klein* and »popular experiences«. This, he contends, subordinates history to the contemporary political inclinations of the Greens, making social history no more than a retrospective political project.

But the major thrust of the »structural« historian's attack on *Alltags- und Erfahrungsgeschichte* is that ordinary human beings may not understand the anonymous, abstract structures, forces and processes that, to a large extent, determine their everyday lives; even if they do understand these forces they may have no ability or power to control them. »Thick description« of »popular culture«, though giving social history some of the flesh and blood it lacked in the past, may be analytically futile. The analysis of popular culture cannot tell us what we need to know about the larger social, political and economic changes that structured and transformed everyday life.

1 *Jürgen Kocka*, Sozialgeschichte zwischen Strukturgeschichte und Erfahrungsgeschichte,Bd. I, p. 67.

Peter Borscheid's excellent discussion of *Alltagsgeschichte* should be read in conjunction with *Volker Sellin*'s essay on »Mentalitäten in der Sozialgeschichte« and *Hermann Bausinger*'s »Volkskultur und Sozialgeschichte«; all three address similar issues. Borscheid agrees that some strains of *Alltagsgeschichte* have been coloured by the populism of the Greens, by the rejection of theory, by a preference for the subjective rather than the objective moments of history and by the desire to put »Warmherzigkeit anstelle von kalter Analyse«.[2] He admits the risks of a »»retrospektive Politik«« that attempts to impose its values on the past and concedes that a populist *Alltagsgeschichte* might easily degenerate into »die unterhaltsame aber platt-naive Familienserie der Geschichtswissenschaft, nur auf Gefühle und Publikumswirksamkeit bedacht.«[3] But unlike *Kocka, Borscheid* does not think these dangers are intrinsic to the practice of *Alltagsgeschichte*; to condemn *Alltagsgeschichte* for the excesses of a few is no less absurd, he thinks, than »die unbestreitbaren Leistungen der politischen Geschichte wie auch der Strukturgeschichte in toto als dünne, geschmackslose Wassersuppe abzutun, weil einige Untersuchungen vom Ergebnis her mager und von der Methode her höchst anfechtbar sind.«[4] Borscheid rejects the single-minded preoccupation of some *Alltagshistoriker* with popular »resistance« to historical change. But he is glad that *Alltagsgeschichte* has refused to accept uncritical positivistic notions of »progress«, »modernization« or »development«. *Alltagsgeschichte* shows that »progress« produces real losses as well as gains in »everyday life«. However, Borscheid makes no sweeping claims for *Alltagsgeschichte*. In his view, it offers no »Königsweg der Geschichtswissenschaft«; it is not a new paradigm but rather a different variant of social history.

Working-class History

Labour history has played the leading role in the development of west German social history. *Alltagsgeschichte* was originally a product of younger labour historian's attempts to go beyond the existing institutional histories of the organized labour movement in the direction of a social history of the working class. Explorations of the »everyday lives« of workers promised a more sophisticated social history of the labour movement itself. But *Alltagsgeschichte* rapidly rejected the role of handmaiden to traditional labour history. Indeed, the advocates of *Alltagsgeschichte* asserted that the history of working-class everyday life provided material for a radical critique of the goals and strategies practised by the organized labour movement. They have claimed that the formal, organised politics of the labour movement did not serve the real needs and interests of ordinary workers. Workers had to develop their own ways of coping with the rigours of everyday life. These »survival strategies« were embodied in informal social structures and in symbolic cultural practices. The »half-open« working-class family took in boarders at different points in its life cycle to ensure economic survival. Rituals, such as »horseplay« at the workplace, allowed the symbolic re-appropriation of independence by workers who were subordinated to industrial labour discipline. Some *Alltagshistoriker* have suggested that these practices constituted an alternative »politics of everyday life«. Thus, in the field of working-class history *Alltagsgeschichte* has taken a particularly aggressive stance, challenging basic assumptions about the relationship of workers to the organized labour movement.

Klaus Tenfelde, who contributes an article on »Die Geschichte der Arbeiter zwischen Strukturgeschichte und Alltagsgeschichte«, does not have a great deal of sympathy for this enterprise. What the *Alltagshistoriker* sees as a problem is to Tenfelde simply a fact of life in »mo-

2 *Peter Borscheid*, Alltagsgeschichte – Modetorheit oder neues Tor zur Vergangenheit?, Bd. III, p. 86.
3 Ibid, p. 87.
4 Ibid, p. 86.

dern« societies: »Der gemeinsame Wille von Arbeitern ist nicht deckungsgleich mit dem politischen Willen ihrer Organisationen [. . .] Organisierung bedeutet Entfremdung, zusätzliche Entfremdung; moderne Gesellschaften sind hochgradig entfremdete Gesellschaften, und ihre Funktion besteht nicht zuletzt darin, diese zusätzliche Entfremdung des ›organisierten Menschen‹ zugleich zu steuern, erträglich zu halten und zu legitimieren.«[5] But Tenfelde does not want to reject completely the *Alltagsgeschichte* project of recovering »lost worlds«. He acknowledges that popular traditions and mentalities sometimes produced a powerful critique of »modernity«, exerting important influences on the formation and development of the organized labour movement, as Rudolf Boch shows in his study of the Solingen metalworkers.

Women, Families and Youth

Research on working-class history should play an important role in the future development of German social history. But in recent years, a broad range of other topics has also begun to receive attention. Women's history has recently entered a »take-off« phase. The answer to the question incorporated in the title of *Engelhardt*'s essay (»Frauen in der Sozialgeschichte: eine ungeschriebene Geschichte?«) can be found on the well-stocked shelves labelled »Frauengeschichte« in many German book stores. But the outpouring of women's history in recent years consists predominantly of research on the bourgeois and socialist women's movements; far less has been written about the social history of these social movements, not to mention the social history of German women.

There are signs that this is beginning to change and that histories of the »everyday lives« of German women are on the way. Like *Alltagsgeschichte* more generally, women's history owes its present vitality to contemporary political passions; Engelhardt fears, however, that it might degenerate into an indiscriminate celebration of women's struggles and »resistance« in the past. He also sees the danger that gender may become the overriding category, more important to the historians of women than class, religion or any other social, economic and political divisions. And if women's relationships with men are neglected, women's history could become isolated from the rest of social history. Anglo-American historians of women have already wrestled with these issues for some time.

Engelhardt thinks that research on women's work could promote the integration of women's history into the history of German society. But existing studies deal mainly with the wage-labour of lower class women in factories or out-work systems; Engelhardt suggests that historians should look at the upper echelons of society as well, that they should examine the history of women in the professions and the opening of higher education to women. I think that more attention should also be given to the »reproductive« labour of women in families and households. This was the form of work done by most women at all levels of society. A social history of women's domestic labour could tell us a great deal about women's everyday lives and about the importance of unpaid as well as waged labour in German industrial development.

German family history can certainly produce new insights into the social history of women. *Karin Hausen*'s excellent article shows that research on family history in Germany was greatly stimulated by the 1960s radical critique of »the family« as a social institution. Since the sixties, family history has become a »respectable« enterprise in west German and Austrian universities, but, fortunately, it has not had to legitimize itself by following the increasingly arid statistical path trodden earlier by some American, British and French histo-

5 *Klaus Tenfelde*, Die Geschichte der Arbeiter zwischen Strukturgeschichte und Alltagsgeschichte, Bd. IV, p. 101.

rians. Quantitative analysis is not lacking but German family historians have achieved an unusually harmonious marriage of »structural« and »cultural« approaches in their work. Nor can they be faulted for inattention to the *longue durée*; their subject inevitably requires them to deal with long-term changes.

But rather than pursuing the history of an abstract category – »the family« – through the centuries, German family historians have described the varieties of family life that could be found in different periods of time and in different regional, economic and social contexts. As a result, they are sceptical of the idea that there has been a straightforward, linear evolution of family forms and structures »von der traditionellen Großfamilie zur modernen Kleinfamilie« or »vom Patriarchat zur Partnerschaft«.[6] They prefer to think in terms of the varieties of strategies that individual families could adopt at different points in their life-cycles in response to changes in the socio-economic worlds they inhabited. And they have been sensitive to the fact that the historian's categories may not fit the definition of families and households that would have made sense to contemporaries.

Ulrich Hermann's intelligent survey shows that the history of German youth has also not been ignored. The older literature is preoccupied with adult, particularly bourgeois ideas about youth and adolescence or with organizational histories of youth movements. On the other hand, the recent outpouring of *Jugendgeschichte* has attempted to show how German youths made their own history. Some of the most successful work in this vein deals with rural youth; for example, Andreas Gestrich's study of a Württemberg village shows that the cultural practices of village young people were remarkably resistant to the extensive transformation of the village economy in the second half of the nineteenth-century.[7] Only the First World War put an end to this »traditional youth culture«.

Urban and industrial youth cultures have not been entirely neglected; recent work has shown that in the Ruhr, Berlin and Hamburg independent working- and middle-class youth cultures survived even Nazi attempts to regiment the lives of young Germans. Detlev Peukert has provided a fascinating discussion of the lives, experiences and attitudes of young males in Weimar Germany and Elizabeth Harvey has done important work on youth unemployment in the early 1930s.[8] But in general, the new *Jugendgeschichte* has been more successful in discussing state social policies towards youth or the ideologies of social reformers than in piecing together the reactions of young people and their families to state interventions into their »everyday lives«. Research on the social patterns and cultural practices of urban, working-class youth is still somewhat theoretically underdeveloped by comparison with the British work that has come out of the Centre for Contemporary Cultural Studies in Birmingham. There is little research on middle-class youth and even less on the social history of young females or of gender relations amongst young people. It is encouraging, however, that German historians of youth, like German family historians appear determined not to discuss their subject in the singular. Instead of attempting to produce the social history of an abstract category – »youth« – German historians are attempting to write social histories of different groups of young people.

---

6 *Karin Hausen*, Familie und Familiengeschichte, Bd. II, p. 82.

7 *Ulrich Hermann*, Jugend in der Sozialgeschichte, Bd. IV, p. 145.

8 See, for example, the articles by *Peukert* and *Harvey* in: *Richard J. Evans/Dick Geary* (eds), The German Unemployed. Experiences and Consequences of Mass Unemployment from the Weimar Republic to the Third Reich, New York 1987, and also *D. J. K. Peukert*, Grenzen der Sozialdisziplinierung. Aufstieg und Krise der deutschen Jugendfürsorge von 1878 bis 1932, Köln 1986 and *id*, Jugend zwischen Krieg und Krise. Lebenswelten von Arbeiterjungen in der Weimarer Republik, Köln 1987.

Peasants and the Countryside

It has been difficult for German agrarian historians to free themselves from the intensely ideological representations of peasants and the countryside constructed in the nineteenth century by agrarian romantics or hostile Marxists. Rural history has therefore played a marginal role in the development of social history in Germany. *Clemens Zimmermann* and *Christoph Dipper* agree that a social history of the countryside requires »deconstruction« of the ideological category »peasant«. German villagers were clearly divided between rich, middle and poor, Catholic and Protestant, old and young, men and women. Awareness of these differentiations will help us to understand conflict and change within »peasant societies«. Both authors agree that anthropological perspectives can help rural historians to interpret social conflicts in village life that frequently took symbolic rather than political forms. But *Zimmermann* warns against transforming rural social history into retrospective social anthropology; in the countryside, as in the city, there is ample room for »structural« as well as »cultural« history. Both essays concentrate on the period from the seventeenth- to the nineteenth-centuries. More attention could have been given to the late nineteenth- and early twentieth centuries, when the lines between agrarian, rural and urban, industrial social history became less distinct. Representative samples of new work on this period can be found in two excellent collections of essays edited by Robert Moeller, Richard Evans and Robert Lee.[9] Finally, this discussion of rural history, like some of the other surveys in this collection, is surprisingly silent on the question of the Third Reich.

Younger German social historians have clearly begun to give voices to groups in German society who were previously »hidden from history«; workers, women, youth, peasants, etc. But they have also begun to slide into an unnecessary elision of »social history« and the history of the poor, oppressed or marginalised. Yet as Peter Borscheid observes, »Nicht nur der Arbeiter kennt einen Alltag, sondern auch der Politiker, der Adelige und der Geistliche«.[10] *Heinz Reif*'s own book and his excellent discussion of the German aristocracy in volume IV, show that the future of social history in Germany need not be tied to »history from below«.[11] Critics of *Alltagsgeschichte* also worry that it will produce a social history with the politics left out. *Dieter Langewiesche*'s article provides a temperate, intelligent discussion of the relationship between political and social history that should dispel these fears. He observes that »Die deutschen Sozialhistoriker haben [. . .] nie das Politische in dem Maße ausgeklammert, wie es in den USA, z. T. auch in England der Fall ist.«[12] Rather than ignoring politics altogether, social history has actually expanded the definition of what is political. Not every social historian will want to accept the idea that politics can include »unmittelbar wahrnehmungsbezogenes Handeln beispielsweise in Kleingruppen-Arbeitsplatz, Nachbarschaft, Familie«[13] but the boundary line between political and social history cannot be drawn quite as clearly as before.[14]

9 *Robert G. Moeller* (ed), Peasants and Lords in Modern Germany. Recent Studies in Agricultural History, Boston 1986, and *Richard J. Evans/W. R. Lee* (eds), The German Peasantry. Conflict and Community in Rural Society from the Eighteenth to the Twentieth Centuries, London/Sydney 1986.

10 *Peter Borscheid*, op. cit., p. 89.

11 *Heinz Reif*, Westfälischer Adel 1770–1860. Vom Herrschaftsstand zur regionalen Elite, Göttingen 1979, and *Heinz Reif*, Der Adel in der modernen Sozialgeschichte, Bd. IV, pp. 34–60.

12 *Dieter Langewiesche*, Sozialgeschichte und Politische Geschichte, Bd. I, p. 19.

13 *Klaus Tenfelde*, op. cit., Bd. IV, p. 99.

14 *Tenfelde* asserts that »Man sollte [. . .] politisches Handeln an eine mindestens potentiell klassenübergreifende Öffentlichkeit im durchaus konventionellen Politikverständnis binden«, op. cit., Bd. IV, p. 99.

Language and Social History

The remaining essays in these four volumes show that in Germany, as in other countries, social history recognises as subjects not only different social groups but also various social or geographical contexts; the city, the region or, as *Hans Mommsen*'s contribution suggests, even the political nation. However, essays such as *Lutz Niethammer*'s imaginative piece on the city or *Wolfgang Zorn*'s comprehensive discussion of territory and region, show that what may appear to be merely objective descriptions of social reality are frequently ideological constructs which have no precise or uniform significance apart from the meaning given them by specific interests. *Niethammer* provocatively suggests that »Grundlegend ist zunächst die Einsicht, daß es ›die Stadt‹ gar nicht gibt, sondern daß es sich bei diesem Begriff um eine Überabstraktion handelt, die ihre unterschwelligen Inhalte aus der Phase der Großstadtbegeisterung und Großstadtfeindschaft weiterschleppt.«[15]

The authors of the best articles in this collection understand, as did the late *Werner Conze* to whom these volumes are dedicated, that the history of society must include a history of the various concepts human beings have developed to label and explain social »realities« *(Begriffsgeschichte)*. Whether we are discussing »the city«, »the peasant«, »the working-class« or »the family«, we do not employ innocent concepts. Each term has a history that influences present usage. Words can actually »create« social »realities« and thus research topics. The term »popular culture« is one example. In what sense can different cultural practices be described as »popular«? Did all the »common people« participate in them, whether peasants or craftsmen, young or old, men or women? Were the elites always excluded? Or was »popular« culture open to some patricians as well as to the *plebs*, while excluding other quite »ordinary people«? Did individual, disparate cultural practices add up to a common, coherent »culture«?

German social historians are starting to use terms like »popular culture« as unproblematic descriptions of »social reality«. Although E. P. Thompson's notions of »moral economy« and »paternalism« have already been challenged in Britain, German social historians continue to cite them with approval. *Werner Giesselmann* introduces his discussion of »Protest als Gegenstand sozialgeschichtlicher Forschung« with the observation that »protest« »bezeichnet eine kaum noch überschaubare Vielfalt von individuellen oder kollektiven Äußerungen und Verhaltensweisen.«[16] But he does not appear to be troubled by the fact that a concept with such an »unspecific character« has been allowed to define an entire field of research. The uncritical reception and usage of social-historical concepts is by no means restricted to foreign imports like »popular culture« or »moral economy« or »protest«. The central term in current west German controversies, *Alltagsgeschichte* has not yet been rigorously or consistently defined and even *Peter Borscheid*'s otherwise excellent survey provides no etymology of the word.

Kocka, Wehler and the defenders of *Strukturgeschichte* have argued that the large structures and long-term historical processes that determine »everyday life« were frequently not recognised in the language ordinary people used to describe their »experiences«. In a brilliant essay on »Sozialgeschichte und Begriffsgeschichte«, *Reinhard Koselleck* addresses these problems of language and history. He argues that no historical document, or even series of records offers a royal road to historical »facts«. The only sources historians have are the written (or sometimes oral) remnants of past discourses, and »Was sich langfristig in der Geschichte ›tatsächlich‹ – und nicht etwa sprachlich – ereignet hat, das bleibt sozialhistorisch eine wissenschaftliche Konstruktion, deren Evidenz von der Überzeugungskraft ihrer The-

15 *Lutz Niethammer*, Stadtgeschichte in einer urbanisierten Gesellschaft, Bd. II, p. 127.
16 *Werner Giesselmann*, Protest als Gegenstand sozialgeschichtlicher Forschung, Bd. III, p. 50.

men abhängt [. . .] der Realitätscharakter langwährender Faktoren ist aus den Einzelquellen als solchen nicht hinreichend ›begründbar‹.«[17]

He might have added that the »scientific« languages historians use to describe the past are themselves products of nineteenth and early twentieth-century discourses – Marxism, Darwinism, Weberianism, Freudian psychology or later on, »functionalist« sociology, anthropology, and, more recently, semiotics (a discourse about language itself). The vocabulary supplied by these various languages cannot provide complete descriptions of »social reality«; the »theories« deployed by historians are not undisputed »scientific« paradigms of human behaviour or social development.

There is no easy solution to this epistemological dilemma. The arguments between the supporters of a »structural« and the advocates of a »cultural« history have sometimes degenerated into sterile polemics. But this intellectual friction has also been very productive. It has given German research a vitality that British social history now lacks. Social historians on both sides of the current German debate are forced to deal with each other's criticisms, not just in theoretical terms, but in the day-to-day practice of writing and research. At this point, neither *Struktur-* nor *Alltagsgeschichte* can or should stake a superior claim to the field of social history and it would be a mistake to insist that social historians must choose between them.

17 *Reinhart Koselleck*, Sozialgeschichte und Begriffsgeschichte, Bd. I, p. 103.

Thomas Lindenberger / Michael Wildt

Radikale Pluralität
Geschichtswerkstätten als praktische Wissenschaftskritik

Vorbemerkung[1]

Die ersten Pulverschwaden haben sich verzogen. Von den heftigen Attacken, den Reden vom »biederen Hirsebrei der Alltagsgeschichte« und »grünlich schillernden Seifenblasen«[2], ist kaum noch etwas zu hören, die Töne sind moderater geworden, und Historiker wie Jürgen Kocka haben mittlerweile den Dialog mit den Alltagshistoriker(inne)n aufgenommen.[3] Die Historische Sozialwissenschaft bemüht sich offenkundig, um des Erkenntnisfortschrittes willen spezifische Seiten der Alltagsgeschichte zu »kooptieren«. Demgegenüber werden wir im Folgenden die Elemente des Bruchs, die in der bisherigen Debatte nur am Rande wahrgenommen worden sind, diskutieren. Wir halten uns dabei in erster Linie an die von Jürgen Kocka vorgebrachten Einwände, da er seine differenziert-kritische Einstellung weder hinter Floskeln unverbindlichen Wohlwollens verbirgt, noch sich zum definitiven Verteidiger abendländischer Rationalität aufschwingt.

»Hinter dem Gestus der Einfühlsamkeit der Alltagshistoriker steht das erstaunliche Phänomen, daß bei uns die einst so gravitätische Geschichtswissenschaft jetzt als einziges geisteswissenschaftliches Fach eine alternative Basisbewegung aufzuweisen hat.«[4] Gemeint sind die Geschichtswerkstätten, anhand deren Praxis sich die Innovationen der Alltagsgeschichte unseres Erachtens am konkretesten demonstrieren lassen. *Alltagsgeschichte in Geschichtswerkstätten – so unsere These – ist Wissenschaftskritik auf dem politisch-kulturellen Praxisfeld Geschichte.*[5] Wir werden mit einer Bestandsaufnahme der Praxis der Geschichtswerkstätten beginnen, die von der universitären Geschichtswissenschaft häufig als nur aktuell und lokal relevant unterschätzt wird (I). Im Anschluß an diese tour d'horizon arbeiten wir in einem theoretischen Abschnitt Spezifika dieser Praxis gegenüber etablierten Ge-

1 Die Autoren dieses Beitrages arbeiten seit Jahren in Geschichtswerkstätten mit. Aufgrund unserer Beschäftigung als Mitarbeiter in Universitäten gehören wir allerdings eher zu den »Grenzgängern« zwischen den akademischen und außerakademischen Institutionen, weshalb unsere Beobachtungen und Analysen auch keinen Anspruch auf Repräsentativität für »die« Geschichtswerkstätten erheben. Ein weiterer Bias ist durch die besondere Vertrautheit mit der Geschichtswerkstattarbeit in Berlin und Hamburg gegeben.

2 Vgl. exemplarisch *Hans-Ulrich Wehler*, Geschichte – von unten gesehen, in: DIE ZEIT vom 3. 5. 1985.

3 Vgl. *Jürgen Kocka*, Historische Sozialwissenschaft und »Alltagsgeschichte«, in: *ders.*, Sozialgeschichte, 2., erw. Auflage, Göttingen 1986, S. 162–174, oder *ders.*, Geschichtswerkstätten und Historikerstreit, in: taz vom 26. 1. 1988, S. 14 f.

4 *Gustav Seibt*, Grabe wo du stehst. Die Kontroverse um die Alltagsgeschichte, in: FAZ vom 22. 9. 1987, S. 36.

5 Einen Überblick über theoretische Ansätze zur Alltagsgeschichte bietet neuerdings *Alf Lüdtke* (Hrsg.), Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt/New York 1989.

schichtsschreibungen heraus. Wir verknüpfen sie mit der Debatte um das »postmoderne Wissen« (Lyotard), um damit das wissenschaftskritische Potential der Geschichtswerkstätten auszuloten (II). Dies wird – so hoffen wir – zur Auflösung einiger Dichotomien, die die Diskussion bislang beeinträchtigt haben, beitragen (III). In einem selbstkritischen Schlußteil benennen wir Gegenläufiges und Fragwürdiges in der Arbeit von Geschichtswerkstätten, das dem von uns geforderten produktiven Widerstreit zwischen zünftiger und außerakademischer Geschichte im Wege steht (IV).
Die Einsicht, daß Wissenschaftskritik im hier verwendeten Sinne nicht gleichzusetzen ist mit Wissenschaftsfeindlichkeit oder Irrationalität, setzen wir voraus – notabene: Wissenschaftskritik ist so alt wie die Wissenschaft selbst[6] und wird in der Regel von Wissenschaftler(inne)n (mit)geübt, ist also zu einem Gutteil Selbst-Kritik, genauer »Selbstveränderung«, getreu der dritten Feuerbach-These, daß »der Erzieher selbst erzogen werden muß.«[7]

I. Bestandsaufnahme: Zur Praxis der Geschichtswerkstätten

Wer arbeitet in Geschichtswerkstätten? Ein Charakteristikum springt sofort ins Auge: Geschichtswerkstätten forschen dezidiert öffentlich. »Wir beanspruchen, unsere Projekte für jede/n – ob ›wissenschaftlich‹ ausgebildet oder nicht – offen zu halten. Das Interesse am Gegenstand, an der gemeinsamen Auseinandersetzung mit der Vergangenheit im jeweiligen Projekt, sind entscheidend.«[8]
Diese Heterogenität der Kompetenzen in einem Geschichtswerkstatt-Projekt reicht weit über konventionelle akademische Interdisziplinarität hinaus. So finden sich heute in Geschichtswerkstätten erstens *Historiker(innen) sowie historisch interessierte Sozialwissenschaftler(innen)*, die nach einer neuen Funktionsbestimmung von Geschichte suchen. Zweitens gehören dazu *politisch und sozial Engagierte*, die mit Hilfe von Geschichte in die Politik ihrer Gemeinde, eines Stadtteils oder Verbandes eingreifen wollen. Eine dritte Gruppe bilden die *Künstler(innen)*, Ausstellungs- und Videomacher(innen), kurz Menschen mit dem ästhetisch-didaktischen Interesse, neue Formen der Umsetzung und Vermittlung von Geschichte zu entwickeln und mit ihnen zu experimentieren. Um diesen inneren Kern von Aktivist(inn)en herum nehmen historisch interessierte Nachbar(inne)n und Bürger(innen) aus dem Stadtteil oder der Gemeinde an der Arbeit teil, ältere Menschen, die ihre Erinnerungen, alte Fotos und Gegenstände des täglichen Lebens in die »Stadtteilarchive« bringen, Schüler(innen), kurzum »Laien« im konventionellen Sinn, Alteingesessene wie Zugezogene.
Geschichtswerkstätten als politische Aktion. Die Praxis von Geschichtswerkstätten ist der Form nach *politische Aktion*, indem sie sich explizit auf Konflikte und Problemstellungen in ihren jeweiligen lokalen Wirkungskreisen bezieht. Geschichtswerkstätten tragen so dazu bei, Geschichte als »öffentliche Wissenschaft« zu begreifen, sie aus der Isolation der akademischen Institutionen und der Selbstbeschränkung konventioneller Heimatforscher zu befreien und sie in politische wie kulturelle Auseinandersetzungen einzubringen.

---

6 Vgl. als berühmtes Beispiel *Jonathan Swifts* satirische Auseinandersetzung mit der Großen Akademie von Lagado, in: Gullivers Reisen, Teil III, Stuttgart 1987.

7 *Karl Marx*, Thesen über Feuerbach, in: MEW, Bd. 3, Berlin [DDR] 1978, S. 5 f. – Allgemein zu »Reflexivität und Kritik der wissenschaftlich-technologischen Entwickung« s. *Ulrich Beck*, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt a. M. 1986, Kap. VII.

8 *Thomas Lindenberger*, Werkstattgeflüster. Überlegungen zu Selbstverständnis und Praxis radikaldemokratischer Geschichtsforschung aus der Berliner Geschichtswerkstatt, in: Demokratie- & Arbeitergeschichte. Jahrbuch 3, hrsg. von der Franz Mehring Gesellschaft Stuttgart, Weingarten 1983, S. 23–27, hier S. 24.

Als ein wichtiges Feld haben sich die Gegen-Strategien des Gedenkens, Erinnerns, kurz des subversiven Anknüpfens an Rituale symbolischer Vergangenheitsbewältigung herausgebildet. Umbenennungen von Straßen oder die Aufklärung über deren Namensträger(innen) haben in vielen Orten grundsätzliche politische Debatten über historische Traditionen und Nachdenken über die Funktion von Geschichte »im öffentlichen Raum« provoziert.[9] Im März 1986 forderte zum Beispiel die Berliner Geschichtswerkstatt, jene wieder zu errichtende Brücke, von der die Leiche Rosa Luxemburgs in den Landwehrkanal geworfen worden ist, Rosa-Luxemburg-Brücke zu nennen. Trotz formaler Einwände der Behörden (»Groß-Berlin« einschließlich des Ostsektors darf keine doppelten Straßennamen führen!) war die Debatte im Berliner Abgeordnetenhaus nicht mehr aufzuhalten. Die »kleine« Lösung einer Mahntafel, die schließlich aufgestellt wurde, spaltete beide damaligen Regierungsparteien.[10]

Der Vorschlag der Alexander-Seitz-Geschichtswerkstatt Marbach am Neckar, den Volkstrauertag zum Anlaß zu nehmen, um statt der gehorsamen Soldaten an die Kriegsdienstverweigerer und Deserteure zu erinnern, hat sowohl vor Ort zu heftigen politischen Auseinandersetzungen als auch innerhalb der Geschichtswerkstätten selbst zu einer kontroversen Debatte um Trauer, Politik und Formen der Erinnerung geführt.[11] – Vor allem die intensive lokale Geschichtsforschung ermöglichte 1988 die Vielzahl der Aktionen, Veranstaltungen und Gedenkfeiern zum 50. Jahrestag des deutschen Pogroms an den Juden. Ohne sie wäre es wohl weitgehend bei den sattsam bekannten wohlfeilen »Bewältigungsreden« offizieller Staatsakte geblieben.

Die Unverzichtbarkeit lokaler Mikrohistorie – das Beispiel der jüdischen Geschichte. Nach der Zerstörung und Vernichtung durch die Nationalsozialisten und der Ignorierung in der Nachkriegszeit ist die Entzifferung von Spuren jüdischen Lebens gleichsam nur archäologisch und mikrohistorisch möglich. Historische Untersuchungen sind deshalb auf die spezifischen Kenntnisse einer lokalen Feldforschung angewiesen, wie sie vor allem Geschichtswerkstätten betreiben.[12] Nur wer gelernt hat, im Stadtteil Überreste jüdischer Hausinschriften zu erkennen, in Adressenverzeichnissen jüdische Namen zu entdecken und akribisch Familienbeziehungen zu rekonstruieren, wer im Gespräch mit älteren Bürger(inne)n Erinnerungsstücke an ehemalige jüdische Nachbar(inne)n freilegt, hat überhaupt eine Chance, aus den Spuren, die das »Dritte Reich« überdauert haben, Zeugnisse jüdischen Lebens freizulegen. Um die sozialen Beziehungen und Biographien der früher in Marburg lebenden Juden rekonstruieren zu können, hat beispielsweise die Marburger Geschichtswerkstatt eine Vielzahl kleiner und verstreuter Aktenbestände ausgewertet und daraus als ihr wichtigstes Arbeitsinstrument eine mittlerweile auf fast 2 000 Namen angewachsene Kartei gewonnen. In gleicher Weise arbeiten Gruppen in Hamburg wie innerhalb der Galerie Morgenland oder

9 Vgl. Berliner Geschichtswerkstatt (Hrsg.), Sackgassen. Keine Wendemöglichkeit für Berliner Straßennamen, Berlin 1988.

10 Zur »Rosa-Luxemburg-Brücke« s. ebda., S. 89 ff.

11 Alexander-Seitz-Geschichtswerkstatt Marbach und Umgebung e. V., Gegen die Ehrung der Nazi-Soldaten am Volkstrauertag 1987, in: GESCHICHTSWERKSTATT 14, 1988, S. 64–69, sowie die Debatte in: GESCHICHTSWERKSTATT 16, 1988, S. 52–62.
Die GESCHICHTSWERKSTATT (im folgenden GW) wird von der Geschichtswerkstatt e. V., einem sich als bundesweites Netzwerk von Geschichtswerkstätten und Historiker(inne)n verstehenden Verein, herausgegeben und erscheint dreimal im Jahr im ergebnisse-Verlag, Abendrothsweg 58, 2000 Hamburg 20. – Nähere Informationen über die Geschichtswerkstatt e. V. über: Margarete Lorinser, Setzeweg 8, 7752 Reichenau.

12 An Universitäten werden sie vornehmlich von dezidiert »anwendungsbezogenen« Disziplinen wie Stadtplanung und Sozialpädagogik eingesetzt, weniger hingegen von den »eigentlich« Zuständigen, den Historiker(inne)n.

des Stadtteilarchivs Ottensen. Auf einem gemeinsamen Arbeitstreffen verschiedener südwestdeutscher Geschichtswerkstätten Anfang 1988 wurden laufende und geplante Projekte zur Geschichte der Juden in Baden-Württemberg vorgestellt und koordiniert. Anfang dieses Jahres trafen sich in Hamburg Geschichtswerkstätten und Einzelforscher(innen), um ein gemeinsames Projekt zur Erforschung jüdischen Lebens in Hamburg zu initiieren.[13]

Oral History. Das mittlerweile »klassische« Experimentierfeld einer derartigen mikrohistorischen Methodik stellt zweifellos die oral history dar. Sie wird gemeinhin am ehesten mit Geschichtswerkstätten in Verbindung gebracht – und kritisiert. Sicher war manche Erwartung bezüglich »Unmittelbarkeit«, »Authentizität« und konservierbarer Betroffenheit zu euphorisch. Mittlerweile wird auf der einen Seite pragmatisch – einige meinen: zu pragmatisch – oral history als nie versiegende historische Quelle eingesetzt. Andererseits fließt ihre skeptische Reflexion in die Arbeit vieler lokalhistorischer Projekte ein, ohne sich explizit in den jeweiligen Publikationen niederzuschlagen.[14] Ihre methodische Tragfähigkeit ist unterdessen nicht zuletzt durch das von Lutz Niethammer geleitete LUSIR-Projekt unter Beweis gestellt, dessen Publikationen übrigens zu den meist gelesenen Büchern in Geschichtswerkstätten zählen.[15] Jenseits der Suche nach einer neuen Befindlichkeit von Forschersubjekten (»Betroffenheit«) steht oral history vor allem für das Verlangen, die Konstruktion des monologisierenden Erzählers konventioneller Geschichtsschreibung aufzulösen: »Von der Beziehung Subjekt – Objekt gelangt man zu einer Vielheit von Autoren und Kontrahenten. Sie ersetzt die Hierarchie des Wissens durch eine gegenseitige Differenzierung der Subjekte.«[16]

Sprache, Erzählen, Diskurse. Gerade der Umgang mit sprachlichem Material, die »Produktion von Quellen« mit der oral history, hat in den Geschichtswerkstätten die Sensibilität für den Umgang mit Sprache überhaupt erhöht. Der anfänglichen hermeneutischen Illusion, daß in den Interviews eine andere, bislang unterdrückte oder verdrängte Realität lediglich sprachlich vermittelt werde, wird durch die Überlegung widersprochen, daß der Vorgang dieser Vermittlung, das »Medium« Sprache selbst ein soziales Ereignis sui generis darstellt. Sprachliche Artikulationen und ihre Regeln beeinflussen in spezifischer Weise Deutungsmuster und Erzählungen – sowohl der Zeitzeugen wie der Historiker(innen). Theoretisch verallgemeinert, geht es um den Beitrag einer diskurstheoretischen Annäherung an Sprache als den »Grundstoff der Geschichte« (Febvre). Auf dem Geschichtsfest, dem bundesweiten Treffen der Geschichtswerkstätten, 1988 in Hannover wurde darüber erstmals in einem Workshop mit dem Thema »Sprache und Historie« debattiert. Anhand der Thesen von Ga-

13 Zu diesen Aktivitäten s. vor allem das Heft 15 der GW, 1988, mit dem Schwerpunktthema: »Juden. Innenansichten vergangener Lebenswelten«.

14 Als seltenes Beispiel einer *veröffentlichten* theoretischen Nachbereitung s. *Klaus Heuer/Gerald Kreft/Kornelia Kramer*, Alltagsgeschichte – leicht gemacht? Ein Plädoyer aus der Praxis eines Geschichtsprojekts in Frankfurt am Main, Niederrad, für Erfahrungslernen und Theoriearbeit (= Organisationsmodell kirchlicher Erwachsenenbildung [OKE], hrsg. von der Arbeitsstelle für Erwachsenenbildung der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, H. 25), Darmstadt 1988. Siehe insbesondere den Beitrag von *Gerald Kreft*, Zwischen Animation und Versöhnung. Zur gegenwärtigen Diskussion um Alltagsgeschichte und Oral-History in der BRD, der ausgiebig auf die »mikrologischen« Ansätze empirischer Sozialforschung in der Kritischen Theorie rekurriert.

15 *Lutz Niethammer* bzw. *ders./Alexander von Plato* (Hrsg.), Lebensgeschichte und Sozialstruktur im Ruhrgebiet 1930–1960, 3 Bde., Berlin/Bonn 1983–1985, insbesondere die Bilanz von *Lutz Niethammer*, Fragen – Antworten – Fragen. Methodische Erfahrungen und Erwägungen zur Oral History, ebda., Bd. 3, S. 392–445.

16 *Michel de Certeau*, Die Geschichte, Wissenschaft und Fiktion, in: *Georg Schmid* (Hrsg.), Die Zeichen der Historie. Beiträge zu einer semiologischen Geschichtswissenschaft, Wien, Köln, Graz 1986, S. 29–50, hier S. 45.

reth Stedman Jones zu »Klassen, Politik, Sprache«[17] diskutierte man die möglichen Erkenntnisfortschritte, aber auch Irritationen, die eine diskurstheoretisch fundierte Sozialgeschichte mit sich bringen könnte.[18]

Die »neuen« Quellen . . . Die mündlichen nehmen zwar unter den von Geschichtswerkstätten verwendeten »neuen« Quellen zweifellos den breitesten Raum ein, sollten aber den Blick auf einige andere Geschichtswerkstatt-Quellen nicht verstellen. In einem Beitrag zur Nachkriegsgeschichte arbeitete die Freiburger Geschichtswerkstatt anhand von Modelleisenbahnbauten über die 50er Jahre mentalitätsgeschichtliche Aspekte alltäglicher Blickwinkel auf dieses Jahrzehnt heraus. Untersucht wurden vor allem die Aneignungsweisen von Geschichte, das Szenario, das die Modellbauer heute von den 50er Jahren entwerfen.[19] In einem anschließenden Artikel forderten die Freiburger, derartige »periphere Quellen« stärker zu nutzen.[20] Ein weiteres Beispiel aus Hannover: Dort forscht eine Arbeitsgruppe in der Geschichtswerkstatt seit Jahren zum Thema »Film als Quelle« und hat erste Ergebnisse im Heft 17 der GESCHICHTSWERKSTATT dieses Jahr vorgestellt.[21]

Diese »Explorationen« sind zur Zeit noch erste, vorsichtige Schritte, vorhandene Quellen anders und andere Quellen neu zu erschließen. Ihre Relevanz in der Arbeit von Geschichtswerkstätten rührt auch vom experimentellen Umgang mit Darstellungsformen her: Wer Vergangenes nicht nur in Schriftform präsentieren will, entdeckt zwangsläufig eine Fülle neuer Quellengattungen, die zum einen andere Wahrnehmungsfähigkeiten ansprechen können, zum anderen wiederum neue Techniken der »Lektüre« und Interpretation herausfordern. Querverbindungen zu volkskundlichen oder kunstgeschichtlichen Betrachtungsweisen gehören daher fast schon zum Alltag von Geschichtswerkstätten.

. . . *und die neuen Darstellungsformen.* Von Anfang an galt das Ziel, die eigenen Forschungsergebnisse möglichst breit zugänglich zu machen und sie vor allem dort zu präsentieren, wo die Zielgruppe – d. h. die kleinen Öffentlichkeiten in Stadtteilen, Kommunen oder bestimmten Bevölkerungsgruppen – möglichst direkt zu erreichen sind. Über Schriftlichkeit hinaus benutzen Geschichtswerkstätten daher eine Vielzahl anderer Darstellungsformen und entwickeln sie zum Teil weiter. Zwei erscheinen uns besonders typisch:

Erstens Stadtteilrundgänge bzw. die Stadtrundfahrten zur Lokalgeschichte oder zu einzelnen Themen wie Nationalsozialismus oder Frauengeschichte. Jenseits trockener Geschichtsvorträge in nüchternen Schulräumen bieten die Rundgänge Gelegenheit, die eigene Umgebung zu Fuß zu entdecken, sich Zeit und Muße zu nehmen und »hinter die Fassaden zu schauen«. Stadtteilspaziergänge sind eine selten gebotene Möglichkeit, Geschichte geradezu greifbar, vor Ort, zu erleben. Wenn ältere Teilnehmer(innen) noch mit eigenen Erinnerungen beitragen, können regelrechte Forschungsrundgänge entstehen.[22]

---

17 Vgl. *Gareth Stedman Jones*, Klassen, Politik, Sprache. Für eine theorieorientierte Sozialgeschichte. Hrsg. und eingel. von *Peter Schöttler*, Münster 1988.

18 Diese Debatte wurde auf dem Geschichtsfest 1989 in Bonn anhand von konkreten, diskursanalytisch orientierten Forschungsarbeiten aus Geschichtswerkstätten fortgeführt. Ein Reader zu diesen Workshops »Historie und Diskursanalyse« ist für DM 7,– (plus Versandkosten) über den ergebnisse-Verlag (s. Anm. 11) erhältlich.

19 Siehe *Rainer Gries/Volker Ilgen/Dirk Schindelbeck*, »Spielen Sie Wirklichkeit!« Geschichte im Alltag: Die fünfziger Jahre im Modell, in: GW 13, 1987, S. 7–20.

20 GW 16, 1988, S. 56 f.

21 GW 17, 1989, Schwerpunktthema: »Film – Geschichte – Wirklichkeit«; zur GESCHICHTSWERKSTATT s. Anm. 11.

22 Von der Vielzahl der Publikationen zu Stadtrundgängen etc. sei an dieser Stelle nur das jüngst erschienene Buch »Kiek mol« – Stadtteilrundgänge Hamburger Geschichtswerkstätten, Hamburg 1989, notiert (erhältlich – stellvertretend – bei der Geschichtswerkstatt Barmbek, Wiesendamm 25, 2000 Hamburg 60, zum Spendenpreis von DM 10,– plus Versandkosten).

Großer Beliebtheit erfreut sich zum zweiten das Medium Ausstellung, das in Verbindung mit Aktionen wie Stadtrundgängen, Gesprächsabenden mit Zeitzeugen, Filmvorführungen etc. eine zweifellos gründlichere Umsetzung von Forschungsergebnissen ermöglicht. Hinter der Begeisterung für dieses Medium steckt einerseits der Wunsch, Geschichte aus mehreren Perspektiven und anschaulich zu präsentieren, andererseits die Überlegung, daß die Hemmschwelle zum Besuch einer Ausstellung niedriger liegt als zur Lektüre eines Buches. Das Spektrum reicht dabei von einfachen, möglichst variablen Wanderausstellungen, zum Teil in mehreren Auflagen hergestellt und verleihbar, bis hin zu einmaligen, staatlich finanzierten Ausstellungen, die sich auch anspruchsvollerer Mittel wie Inszenierungen und audiovisueller Medien bedienen.

Stadtrundgänge, Ausstellungen, Videos, Theater . . ., die Vielfalt der Präsentationsformen verdankt sich vor allem dem Anliegen, dialogische Formen des historischen Erzählens zu entwickeln. Die Öffentlichkeit, die Geschichtswerkstätten in ihrer Arbeit herstellen, soll ja nicht lediglich einen profitablen Markt für Alltagsgeschichte erschließen oder der Sozialarbeit in der Zwei-Drittel-Gesellschaft dienen. Mit den Bewohner(inne)n eines Stadtteils oder einer Gemeinde gemeinsam historisch zu forschen, bedeutet, Geschichte nicht mehr aus der Sicht eines auktorialen monologisierenden Erzählers als geschlossenes Konstrukt zu formulieren, sondern Dialogizität und perspektivische Vielfalt den historischen Darstellungen zugrunde zu legen. Selbst in den Büchern und Ausstellungskatalogen kommt diese Praxis zum Tragen, indem mit abgedruckten Gesprächen, dialogischen Artikeln oder kontrapunktischen Collagen experimentiert wird.

Der »Horizont« der Geschichtswerkstätten. Wie »außergewöhnliche« Quellen dazu beitragen können, gewohnte Sichtweisen in Frage zu stellen, zeigt eine Fotoausstellung der Berliner Geschichtswerkstatt, mit der sie internationale Kontakte knüpfte: »Russen-Bilder, Berlin 1945.«[23] Bislang unbekannte Fotos sowjetischer Soldat(inn)en im zerstörten Berlin zeigen schüchterne, verlegene junge Männer und Frauen, die überhaupt nicht in Sieger(innen)- oder Rächer(innen)pose erscheinen. Diese Wiedergabe eines »außergewöhnlich Normalen« (E. Grendi) kam nicht zuletzt durch Bereitstellung von Fotos aus dem »Museum der bedingungslosen Kapitulation des faschistischen Deutschlands im Großen Vaterländischen Krieg 1941–1945« der Roten Armee in Berlin-Karlshorst zustande. Nachdem die Ausstellung 1988 vier Wochen lang in der Westberliner City im Museums-Omnibus der Berliner Geschichtswerkstatt zu sehen war, zog sie nach langwierigen, aber erfolgreichen Verhandlungen mit den Vertretern der Roten Armee im November vergangenen Jahres für sechs Wochen nach Berlin-Karlshorst – ein Stück deutsch-sowjetischer Geschichts-Perestroika unterhalb der offiziellen Kulturaustausch-Diplomatie[24] und zugleich ein Hinweis auf das mögliche »internationale« Wirkungsfeld für Geschichtswerkstätten beispielsweise im Rahmen von Städtepartnerschaften etc.[25]

Der internationale Erfahrungsaustausch mit verwandten Geschichtsbewegungen in anderen Ländern beschränkt sich inzwischen nicht nur auf die westlichen Vorbilder in Großbritannien (history workshop) oder Schweden (Grabe-wo-du-stehst-Bewegung), sondern erweitert sich inzwischen in Richtung Osten: Nachdem auf dem Geschichtsfest 1989 die anti-stalini-

23 Berlin 1988 (Eigenverlag der Berliner Geschichtswerkstatt, Goltzstr. 49, 1000 Berlin 30).

24 Die Ausstellung wird im Laufe des kommenden Jahres im Militärmuseum Minsk/UdSSR zu besichtigen sein.

25 So wurde zum Beispiel im Rahmen des deutsch-deutschen Kulturabkommens die Ausstellung über die Geschichte der »Roten Insel«, eines in West-Berlin gelegenen Arbeiterviertels, im Sommer 1989 im Musem »Arbeiterleben um 1900« in Berlin-Prenzlauer Berg/DDR gezeigt. Die Hamburger Geschichtswerkstätten haben gleichfalls jüngst einen Katalog möglicher Zusammenarbeit für den Kulturaustausch der Hansestadt mit Dresden vorgelegt.

stische Geschichtsbewegung in der UdSSR »Memorial« Gegenstand eines gut besuchten Workshops war, werden Vertreter(innen) von »Memorial« im Herbst dieses Jahres in die Bundesrepublik kommen und über ihre Arbeit berichten. Darüber hinaus gibt es erste Arbeitskontakte, indem Geschichtswerkstätten helfen, Namen und Biographien verschollener sowjetischer Zwangsarbeiter(innen) und Kriegsopfer ausfindig zu machen.

»Theoriefeindlichkeit«? – Das Verhältnis zu »Strukturgeschichte« und Universitäten. Auch hinsichtlich des theoretischen Horizonts entsprechen landläufige Vorstellungen von den kleinpusseligen Geschichtswerkstätten nicht mehr überall der Realität. Als ein eindrucksvolles Beispiel wollen wir hier die Ausstellung »Arbeiterleben unter dem Hohentwiel 1895–1945« nennen, die im Rahmen der 1200-Jahr-Feier der Stadt Singen im Herbst 1987 im ehemaligen Singener Umspannwerk zu sehen war. Nicht nur daß sie hinsichtlich Ausstellungsästhetik und -didaktik an Professionalität kaum etwas zu wünschen übrig ließ. Es gelang ihr auch, das Verhältnis von Struktur- und Alltagsgeschichte als produktiven Widerstreit inhaltlich umzusetzen. Soziale Herkunft der »neuen« Proletarier(innen), Entstehung von sozialen Sicherungen, Arbeitsgerichten und betrieblicher Verrechtlichung der Arbeitsbedingungen waren ebenso Themen wie Krankheit, Hygiene, Küche oder die Vereinskultur. Nicht deren bloße Addition, sondern ihre Bündelung nach Fragestellungen zum Verhältnis von privatem Lebenslauf und öffentlichem Leben, von Taylorisierung der Arbeitsorganisation und Modernisierung des Haushalts kennzeichneten diese Ausstellung.[26]

Die Entwicklung des Arbeitskreises für Regionalgeschichte Konstanz, dem die Macher(innen) der Singener Ausstellung entstammen, demonstriert, wie fruchtbar universitäre Schulung im Sinne historischer Sozialwissenschaft und die spezifischen Erfahrungen einer regional verankerten Mikrohistorie miteinander verbunden werden können. Im Unterschied zur Gründung vieler anderer Geschichtswerkstätten ist dieser Arbeitskreis nicht außerhalb, sondern innerhalb der Universität Konstanz als rein akademisches Projekt zur Provinzialisierung des Bodenseeraums entstanden.[27] Die Dynamik des Untersuchungsgegenstandes selbst, die »unaufhaltsame Annäherung an das Einzelne« (Gert Zang), überwand die akademische Selbstbeschränkung und ließ den Arbeitskreis mehr und mehr »in die Provinz« selbst hineinwirken, um Gemeinde um Gemeinde, Dorf um Dorf zu erforschen und sich selbst anderen historisch Interessierten und Gruppen zu öffnen.[28]

Frauengeschichte. Vor allem in Opposition zu den patriarchalischen Strukturen akademischer Forschung entstand die Frauengeschichte, die inzwischen in den Geschichtswerkstätten breiten Widerhall gefunden hat. Der Blick auf die grundsätzliche Zweideutigkeit der Geschichte entlang der Geschlechterdifferenz hat sicher zu einer der folgenschwersten und produktivsten Erschütterungen der »alten Historie« geführt: der Einsicht nämlich, daß es die *eine* Realität der vorherrschenden Männlichkeit nicht geben kann, wenn Frauen allein schon eine eigene Geschichte konstituieren.

Der Zerfall der *einen* Geschichte in plurale Realitäten ist seitdem nicht mehr aufzuhalten; der Kollektivsingular hat nicht nur in seiner patriarchalischen Ausprägung seine zentralisierende und integrierende Kraft verloren. Die Geschichtswerkstatt e. V. als bundesweites Netzwerk der Geschichtswerkstätten hat in ihrer Grundsatzerklärung postuliert, daß sie »die Geschichte ausdrücklich als Geschichte von zwei Geschlechtern begreifen und als sol-

26 Vgl. *Gert Zang* (Hrsg.), Arbeiterleben in einer Randregion. Die allmähliche Entstehung der Arbeiterbewegung in einer rasch wachsenden Industriestadt. Singen a. H. 1895–1933, Konstanz 1987.

27 *Gert Zang* (Hrsg.), Provinzialisierung einer Region. Regionale Unterentwicklung und liberale Politik in der Stadt und im Kreis Konstanz im 19. Jahrhundert. Untersuchungen zur Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft in der Provinz, Frankfurt/M. 1978.

28 Vgl. Seegründe. Beiträge zur Geschichte des Bodenseeraumes, hrsg. von *Dieter Schott* und *Werner Trapp*, Weingarten 1984.

che darstellen« will.[29] Inzwischen gibt es in etlichen Städten innerhalb der Werkstätten eigene Frauengeschichtsgruppen, z. T. bereits mit eigenen Veröffentlichungen.[30] Allzu oberflächlich und in gar keiner Weise der Herausforderung dieser Problematik adäquat wäre es allerdings, den Frauen im Rahmen von Ausstellungen, Büchern etc. nur ihre »Ecke« zuzugestehen. Im Gegenteil, jenseits der Selbstverständlichkeit von autonomen Frauen-Arbeitszusammenhängen geht es darum, die Kategorie »Geschlecht« grundsätzlich der gesamten Arbeit als Betrachtungsweise zugrunde zu legen. Wie ernsthaft in Geschichtswerkstätten über diesen Punkt gestritten wird, zeigte die Debatte innerhalb der Berliner Geschichtswerkstatt um das Problem: Wie soll sich der Anspruch, die Kategorie »Geschlecht« in die historische Arbeit einzubeziehen, in der konkreten Praxis niederschlagen? Genügt in jedem Projekt eine »Alibifrau«, reicht gar eine Änderung der Vereinssatzung, oder wird dieser Prüfstein bei jedem zukünftigen Projekt über die Unterstützung durch die Geschichtswerkstatt entscheiden?[31]

Faschismusanalyse. Dominierendes historisches Themenfeld für die meisten Geschichtswerkstätten ist nach wie vor der Nationalsozialismus. In dem Impuls, das herrschende Schweigen vor Ort aufzubrechen, sind viele Geschichtswerkstätten um 1983 zum 50. Jahrestag der Machtübernahme entstanden.[32] So nimmt es nicht wunder, daß die erste wissenschaftliche Fachtagung der Geschichtswerkstätten im April 1987 in Essen sich mit dem Thema »Geschichtswerkstätten und Faschismusanalyse« befaßte.[33] Die veröffentlichten Beiträge lassen, in der Einschätzung Jürgen Kockas, »eindrucksvoll erkennen, was alltagsgeschichtliche Zugriffe zur besseren Erklärung des Nationalsozialismus tatsächlich beitragen können.«[34] Sie richten den Blick auf die Gemengelage von Distanzieren und Hinnehmen, Mitmachen und »Sich-Verdrücken«, die sich mit den konventionellen Perspektiven auf politisches Verhalten kaum angemessen beschreiben lassen. Während die Fragen nach autoritärer oder totalitärer Herrschaft in der Zweipoligkeit von Herrschaft und Widerstand erstarren, scheint es, »daß die Analyse von Alltagswirklichkeit und Lebensweise demgegenüber einen doppelsinnigen Prozeß deutlich macht: zunehmende Trennung und Verschränkung von Privatheit und Politik. Es zeigt sich: Politisierung des Privaten und Privatisierung von Politik; oder anders: die Parallelität von Vereinheitlichung und Vervielfältigung der Politikformen.«[35]

---

29 Grundsätzlich zu diesem auch in der Alltagsgeschichte nur selten eingelösten Anspruch s. jüngst *Dorothee Wierling*, Alltagsgeschichte und Geschichte der Geschlechterbeziehungen. Über historische und historiographische Verhältnisse, in: *Lüdtke* (Hrsg.), Alltagsgeschichte, S. 169–190.

30 Siehe zum Beispiel: Frauen-Geschichtsgruppe des Stadtteilarchivs Ottensen, Aufgeweckt. Frauenalltag in vier Jahrhunderten. Ein Lesebuch, Hamburg 1988.

31 Vgl. Rundbrief der Berliner Geschichtswerkstatt e. V. 2/88, zu beziehen über: Berliner Geschichtswerkstatt (s. Anm. 21).

32 Vgl. die von der Berliner Geschichtswerkstatt herausgegebene Dokumentation über 152 Projekte: ». . . Geschichte zurechtrücken, Unbekanntes aufdecken . . .« Dokumentation der lokalhistorischen Projekte in der BRD und in Berlin (West) anläßlich des 50. Jahrestages der Machtübergabe an die Nationalsozialisten, o. O. [Berlin 1984], zu beziehen über die Berliner Geschichtswerkstatt (Adresse s. Anm. 21).

33 Siehe den Tagungsband: *Heide Gerstenberger/Dorothea Schmid* (Hrsg.), Normalität oder Normalisierung? Geschichtswerkstätten und Faschismusanalyse, Münster 1987.

34 *Jürgen Kocka*, Geschichtswerkstätten und Historikerstreit, in: taz vom 26. 1. 1988, S. 14 f.

35 *Alf Lüdtke*, »Formierung der Massen« oder: Mitmachen und Hinnehmen? »Alltagsgeschichte« und Faschismusanalyse, in: *Gerstenberger/Schmidt* (Hrsg.), Normalität, S. 26.

II. Das Potential: Geschichtswerkstätten am »Ende der Großen Erzählungen«

Die Praxis der Geschichtswerkstätten soll nun vor dem Hintergrund sich verändernder sozialer, politischer und kultureller Rahmenbedingungen in der Bundesrepublik mit der »etablierter« Geschichtsschreibung verglichen werden. Dazu wollen wir einen Gedanken von Michel de Certeau aufgreifen, der folgenden allgemeinen Zusammenhang zwischen Geschichtsschreibung und der »gesellschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeit« (Berger/Luckmann) herstellt:

»In dem Maß, wie sie sich als Repräsentation einer (vergangenen) Realität ausgibt, institutiert jede Erzählung, die von einem Das-was-sich-ereignet (oder Was-sich-ereignet-hat) handelt, Reales. Sie bezieht ihre Autorität daraus, daß sie sich als Zeuge dessen ausgibt, was ist, oder was gewesen ist. Sie verführt und zwingt sich auf im Namen der Ereignisse, die sie angeblich interpretiert [. . .]. In der Tat gründet jede Autorität auf dem Realen, das sie anzeigen soll. Es geschieht immer im Namen eines Realen, daß man Gläubige ›funktionieren macht‹ und sie produziert. Die Geschichtswissenschaft gewinnt diese Macht, indem sie ›Fakten‹ präsentiert und interpretiert. Was könnte der Leser dem Diskurs entgegensetzen, der ihm sagt, was ist (oder gewesen ist)? Er muß dem Gesetz zustimmen, das sich in Begriffen der Ereignisse ausdrückt.«[36]

Das Her-Stellen des »Realen« in der historischen Erzählung begründet die Autorität und Glaubwürdigkeit einer Geschichtsschreibung, die – so fügen wir hinzu – ihrerseits in gesellschaftliche Machtbeziehungen und spezifische historische Konstellationen eingebunden ist. Konkret bezogen auf die Geschichtsschreibungen in der Bundesrepublik wäre also zu fragen: Wie ist das »Reale«, das diese instituiert haben, beschaffen? Welche Art von Fakten wurden und werden präsentiert und interpretiert? Unter welchen historischen Bedingungen gelang und gelingt es ihnen, »Gläubige funktionieren zu machen und zu produzieren« und daraus ihre Autorität zu beziehen?

Die wichtigste »Leistung« der nach dem 2. Weltkrieg wieder restaurierten Geschichtswissenschaft traditionellen Typs bestand vor allem in ihrem Beitrag zur »De-Realisierung« (A. und M. Mitscherlich) der NS-Vergangenheit. Nation, Staat und deren Repräsentanten als zentrale historische »Fakten« waren in einer Zeit, wo ungetrübter Wiederaufbau-Konsens gefragt war, allemal glaubhafter als die Fragen nach gesellschaftlichen Konflikten und deren strukturellen Ursachen. Diese gewannen erst an Legitimität und »Relevanz«, nachdem eine revoltierende Generation von Nachgeborenen sich der unheiligen Allianz von NS-Verleugnern und Modernisierern verweigerte. Getragen von dem durch soziale Konflikte und Notstände der 60er Jahre entfachten Interesse für deren Ursachen, kam – ohne völlige Zurückdrängung der herkömmlichen Geschichtswissenschaft – die Zeit der Historischen Sozialwissenschaft. Dabei setzte sich – mitbedingt durch eine zum Teil regelrecht »geschichtsfeindliche«, abstrakt-dogmatische Marxismus-Rezeption in den Nachbardisziplinen – in diesem Bereich der Geschichtswissenschaft eine »reform-optimistische« Interpretation der neueren deutschen Geschichte durch. Die Koinzidenz von ökonomischem Wachstum, Streben nach mehr sozialer Gerechtigkeit und demokratischer Partizipation schien der Konstruktion einer historischen Realität im Sinne des Mottos »Fortschritt ist machbar« rechtzugeben. Der endlich beschrittene Entwicklungspfad der aufgeklärt partizipatorisch strukturierten Industriegesellschaft wurde hier flugs zur Meßlatte deutscher Historie auf dem Weg in die Moderne erhoben und die Summe der katastrophischen Abweichungen unter dem Namen »deutscher Sonderweg« versammelt. Die Faktenproduktion dieser »Geschichte als Sozialwissenschaft« präsentierte Klassen und Eliten als bloße Trägerinnen von Modernisierungspotentialen, als objektivierbare Schnittpunkte ökonomischer und politischer Determinatio-

36 *Certeau*, Die Geschichte, Wissenschaft und Fiktion, S. 32.

nen. Die Helden ihrer Erzählungen waren die langen Reihen von Konjunkturindikatoren, die Zu- und Abstromquoten der Mobilitätsforschung, die gesetzmäßige Entfaltung rationaler Herrschaft in Staat, Bürokratien, Unternehmen oder Parteien. (Muß betont werden, daß die Kritik an diesen Helden ihnen dennoch ihre Unverzichtbarkeit beläßt?)
Verschiedene Zeiten, verschiedene Wirklichkeiten – und verschiedene Geschichten. Verfolgen wir Certeaus eingangs zitierten Gedanken weiter, weil er unseres Erachtens – angewandt auf sich differenzierende gesellschaftliche Verhältnisse – die Beweggründe der »neuen Geschichtsbewegung« erhellt. Es geht um das spezifisch *historische Verfahren* der »Institution des Realen«: die Erzählung. Indem die Darstellung von Geschichte »vorgibt, das Reale zu erzählen, fabriziert sie es. Sie ist performativ. Sie macht glaubwürdig, was sie sagt und führt in der Folge zum Handeln. Gläubige produzierend, produziert sie schließlich Handelnde [. . .] Die beschwörende Stimme der Narration transformiert, deplaciert und reguliert den sozialen Raum. Sie übt eine immense Macht aus, die sich der Kontrolle entzieht, da sie sich als wahre Darstellung dessen präsentiert, was geschieht oder was geschehen ist. Durch die Stoffe, die sie auswählt, durch die Problematiken, die sie bevorzugt, durch die Dokumente und die Modelle, die sie benützt, hat die professionistische Geschichte eine analoge Operativität.«[37]
Auf den ersten Blick scheinen diese Sätze einen unaufhebbaren circulus vitiosus von Ideologieproduktion und Geschichte zu unterstellen, gegen den sich die meisten Historiker(innen) spontan und zu Recht verwahren würden. Begreift man allerdings Certeaus Überlegung nicht statisch und ahistorisch, sondern dynamisiert sie, indem man sie auf eine sich differenzierende soziale Realität bezieht, ermöglicht sie andere Zuordnungen.
Die »analoge Operativität« im Geschichte-Schreiben, so unsere These, erlaubt es, Geschichtsschreibungen nach dem *Typus von Realitäten, die sie vorzugsweise repräsentieren*, und damit implizit auch nach diesen Realitäten folgenden Handlungen, sprich: sozialen Praxen im weitesten Sinne, voneinander abzugrenzen. Sie sind mit konkreten Herrschaftsbeziehungen und Machtverhältnissen auf vielfältige Weise verwoben, indem sie von diesen ihre materielle Grundlage empfangen und über diese ihre spezifische Macht der »Institution des Realen« im Namen eines vergangenen Faktischen ausüben. Einige – verkürzt formulierte – Beispiele: Erst mit der Wachstumsökonomie des Wohlfahrtsstaates und der dazugehörigen Durchsetzung von Sozialtechnologien gewann die Vorstellung einer funktional gegliederten Gesellschaft als selbstregulierendem System an Glaubwürdigkeit, so daß auf ihrer Grundlage Geschichte als Historische Sozialwissenschaft Gültigkeit erlangen konnte. Im selben Maße schwand die Überzeugungskraft der historistischen Erzählungen, deren Helden in ihrer Individualität ebenso unmittelbar zu Gott waren, wie dies die weltlichen und kirchlichen Mächte, unter denen sie ihre Blütezeit erlebten, für sich in Anspruch nahmen. Die Entdekkung »aller bisherigen Geschichte als die Geschichte von Klassenkämpfen« reguliert den sozialen Raum einer aus dem Klassenantagonismus hervorgegangenen Bewegung und läßt andere Gegensätze nur als »Neben-Widersprüche« zu – in der historischen (Selbst-)Darstellung ebenso wie in der politischen Praxis.
Die Kritik an der institutionalisierten wie privilegierten Stellung dieser Erzähl-Mächte wird nicht nur seit langem in kritischer Theorie formuliert, sondern gewinnt als *Praxis* von »Basisbewegungen«, diese Machtverhältnisse in Frage zu stellen, an Bedeutung. Geschichtswerkstätten wenden sich vor allem gegen die charakteristischen Spezifika herkömmlicher Geschichtsschreibungen, nämlich deren »Bevorzugung« von »Stoffen, Modellen, Problematiken« und »Dokumenten«, die die Wahrnehmung des Gesellschaftlichen als letztlich zentralisiert bzw. sich dorthin entwickelnd, als hierarchisiert und funktional gegliedert »glaubhaft« machen. Diese drei Eigenschaften entsprechen nicht zufällig einem bestimmten

37 *Certeau*, Die Geschichte, Wissenschaft und Fiktion, S. 35 f.

historischen Typus gesellschaftlicher Arbeitsteilung, nämlich der »Vergesellschaftung von oben« der bürgerlichen Gesellschaft und des modernen Staates, wie sie beispielsweise Louis Althusser in seiner Theorie der Ideologischen Staatsapparate analysierte. Die Bezugsebene der entsprechenden historischen Szenarios sind der Nationalstaat bzw. seine gesellschaftlichen Beziehungen – eine über alle theoretischen und methodologischen Gegensätze hinweg verbindende Eigenschaft der konservativen Nationalhistorie wie der modernen »historischen Sozialwissenschaft«.[38] Diese Struktur *hierarchisierter Wirklichkeiten* bestimmt auch den Blick auf die »kleinen Welten«: »Die dominante Wirklichkeit färbt auf alle anderen Einzelheiten und sozialen Einheiten ab, so daß man im Kleinen nur das schwache Abbild der eigentlichen Wirklichkeit erkennen kann«, ein Wirklichkeitsbegriff, der monolithisch und linear ist und den Plural, die Wirklichkeit*en*, nicht kennt.[39]
»Wissenschaftlichkeit« als formaler Garant der Legitimität derartiger historischer Darstellungen wird durch ihre Einbettung in die staatlich definierten Freiräume von »Wissenschaft«, die Universitäten, abgesichert. Diese »Einhegung« innerhalb der Gesellschaft hat einen doppelten Effekt für die Glaubwürdigkeit dessen, was die derart institutionalisierte Historie repräsentiert: Sie *kann* ihrer Aufgabe in einer Position der relativen Distanz zu den je gegenwärtigen Interessenantagonismen nachgehen und daher zugleich mit um so größerer Legitimität mit einem De-facto-Monopol des historischen Erzählens, also mit der von Certeau bezeichneten Autorität der Institution von Realem, ausgestattet werden.
Aus welchen anderen sozialen Praxen heraus können nun »neue« Geschichtsschreibungen entstehen und funktionieren? Warum gelingt es den »alten« Geschichtsschreibungen nicht mehr so überzeugend, »das Reale zu fabrizieren«, »indem sie es erzählen«? Warum vermissen heutzutage Rezensenten in Hans-Ulrich Wehlers »Gesellschaftsgeschichte« die »Innenseite« des historischen Prozesses, während noch vor 15 Jahren sein »Kaiserreich« als große Neuerung gefeiert wurde? Warum ist diese Historie nicht mehr so ohne weiteres in der Lage, ihre Vorstellung der *einen*, hierarchisch strukturierten Realität »glaubhaft« zu machen? Wie ist es um die Legitimität einer diesen Wirklichkeitsbegriff voraussetzenden *Rationalität* heutzutage bestellt?
Wir schlagen vor, diese Problematik auf der erkenntnistheoretisch-philosophischen Ebene im Rahmen des gegenwärtigen Streits über die Veränderung des Wissens in der »postmodernen Moderne«[40] zu diskutieren. Der französische Philosoph Jean-François Lyotard hat in

38 Vgl. dazu ausführlicher *Gert Zang*, Die unaufhaltsame Annäherung an das Einzelne. Reflexionen über den theoretischen und praktischen Nutzen der Regional- und Alltagsgeschichte, Konstanz 1985, S. 41–51, S. 54.

39 Ebda., S. 26, 30. – Das gleiche gilt – mutatis mutandis – für die »regionalen« Geschichtsschreibungen ideologisch-apparativ verfaßter sozialer Bewegungen wie zum Beispiel der Arbeiterbewegung.

40 Allgemein zu diesem umstrittenen und zweifellos schillernden Begriff s. die vorzügliche Einführung und »Eindeutschung« von *Wolfgang Welsch*, Unsere postmoderne Moderne, Weinheim 1987. Wir schließen uns seiner Verwendung des Begriffs »postmodern« vor allem unter zwei Gesichtspunkten an: 1. In der Unterscheidung eines rationalen erkenntnistheoretisch definierten Postmoderne-Begriffs im Anschluß an Jean-François Lyotard und in Abgrenzung zur »diffusen« Postmoderne des Zeitgeist-Feuilletons, die zum Synonym für ein als beliebig verstandenes »anything goes« geworden ist. 2. Gegen eine periodisierende Trennung von »Moderne« und »Postmoderne«: Vielmehr sind beide Aspekte von Anbeginn der Moderne (Ende 19. Jahrhundert) als Thesis und Anti-Thesis zugleich existent. »Postmoderne« faßt demnach selbstkritische Tendenzen der Moderne, die dieser von Anfang an innewohnen und die heutzutage in einer spezifischen Weise verstärkt zum Tragen kommen, zusammen. In diesem Sinne vgl. auch *Georg Schmid*, Die Spur und die Trasse. (Post)Moderne Wegmarken der Geschichtswissenschaft, Wien/Köln/Graz 1988; unseres Wissens das erste Buch, mit dem ein deutschsprachiger Historiker (bezeichnenderweise aus Österreich) in diese international schon seit Jahren etablierte Debatte als Historiker eingreift.

einer vielbeachteten Studie jenen Prozeß der umfassenden Delegitimierung des okzidentalen Emanzipations-Diskurses analysiert, der auch die theoretischen Prämissen der Historischen Sozialwissenschaft in Frage stellt.[41] Danach führt der Fortschritt des zweckrationalen, anwendungsbezogenen wie naturwissenschaftlichen Wissens mit seinen unendlichen Ausdifferenzierungen, Komplexitäten und Paradoxien in Theorie und Praxis zum Verlust der Glaubwürdigkeit der »Großen Erzählungen«, die als Meta-Diskurse auf dem Gebiet der spekulativen Philosophie (Dialektische Geschichtsphilosophie nach Hegel) oder der praktischen Vernunft (nach Kant) die Einheit des sich unaufhaltsam differenzierenden Wissens immer wieder aufs neue herstellen und garantieren sollen. Was innerhalb der Naturwissenschaften – es sei nur an Namen wie Einstein, Bohr, Heisenberg, Prigogine erinnert – Teil des Wissenschaftsverständnisses geworden ist, erreicht nun auch die Sozialwissenschaften: Pluralität, Diskontinuität, Heterologie, dissipative Strukturen. Das »Ende der Großen Erzählungen« eröffnet damit die Chance einer Vielzahl begrenzter und heteromorpher »Sprachspiele«, Handlungsformen und Lebensweisen. Im Gegensatz zur vom »herrschaftsfreien Diskurs« im Habermasschen Sinne unterstellten prinzipiellen Konsensmöglichkeit als letztem Garant für die schwindende Einheitlichkeit des modernen Denkens setzt Lyotard darauf, »der Vielfalt und Unübersetzbarkeit der ineinander verschachtelten Sprachspiele ihre Autonomie, ihrer Spezifität zuzuerkennen, sie nicht auf einander zu reduzieren.«[42]
Die von Lyotard gewählte Argumentationsebene der Wittgensteinschen Sprachspiele kann als stellvertretend für einen Paradigmenwechsel in allen gesellschaftlichen Praxisbereichen bis in die »Niederungen des Alltags« hinein betrachtet werden.[43] Die Delegitimierung der »Großen Erzählungen« ist mittlerweile schon lange kein intellektuelles Steckenpferd mehr, sondern eine der Voraussetzungen von politischer und kultureller Selbstbestimmung in breiteren Kreisen unserer Gesellschaft geworden. Das fängt im alltäglich-privaten Bereich bei der Skepsis gegenüber der Schulmedizin an, geht über die um sich greifenden Formen der Selbstorganisation in öffentlichen Bereichen wie Erziehung, Ökonomie und Kultur weiter und gipfelt in den Protestbewegungen gegen die Auswüchse der zweckrationalen Wissenschaft wie Atomindustrie und Gentechnologie. Das historische Verdienst der »neuen sozialen Bewegungen« bestand und besteht immer noch darin, gleichsam als »avant-garde« diese Grundeinstellungen der Experten- und Wissenschaftskritik in Experimente sozialen und politischen Handelns umzusetzen und damit die politische Kultur ein gutes Stück in Richtung auf eine »radikale Pluralität« (Welsch) weiterentwickelt zu haben.[44]
Geschichtswerkstätten sind neben anderen wissenschaftlichen »Basisbewegungen« eine materielle Konsequenz dieses »Endes der großen Erzählungen«. Machtpolitisch und sozial sind sie in den neuen sozialen Bewegungen verankert, deren Praxis und Realitätsverständnis wiederum entscheidend ihre Fragestellungen in der historischen Arbeit prägen. Diese politische Kultur beruht auf basisdemokratischen, egalitären und antizentralistischen Prinzipien und

41 *Jean-François Lyotard*, Das postmoderne Wissen. Ein Bericht. Hrsg. von *Peter Engelmann*, Graz/Wien 1986 (franz. Paris 1979).

42 *Jean-François Lyotard* im Gespräch mit Jean-Pierre Dubost, abgedruckt im Anhang der ersten deutschen Ausgabe von: Das postmoderne Wissen, hier zit. nach *Wolfgang Welsch*, Unsere postmoderne Moderne, S. 33.

43 Insofern nimmt Lyotard Problematiken auf, die schon seit Jahrzehnten in den verschiedensten Disziplinen diskutiert werden und sich für Historiker(innen) z. B. mit Begriffen wie einer historischen Sozialanthropologie oder »thick description« und Namen wie Edward P. Thompson, Carlo Ginzburg, Clifford Geertz oder Peter Winch verbinden.

44 Zum Beitrag der neuen sozialen Bewegungen zur Veränderung politischer Steuerung vgl. auch *Beck*, Risikogesellschaft, Kap. VIII: »Entgrenzung der Politik«. Als selbstkritische Bestandsaufnahme »alternativer Wissenschaft« in den neuen sozialen Bewegungen siehe auch: Wechselwirkung, Heft 2, 1989, Thema: »Gegenwissenschaft: Ausweg oder Sackgasse?«

einer neuen Sensibilität für informelle Diskriminierungen. Sie steht der stets »objektiv« geforderten Unterordnung individueller Interessen unter ein »Gemeinwohl« skeptisch gegenüber. Indem sie auch in der politischen Aktion »Selbstverwirklichung« fordert, versucht sie die Trennung von Politischem und Privatem aufzuheben. Die konkreten Erfahrungen in sozialen Bewegungen, die in unserem Lande mittlerweile breite Resonanz und selbst Eingang in staatliches Handeln (Frauenförderungspolitik) gefunden haben, legitimieren zugleich die Konstruktion und das »Glaubhaft-Machen« anderer als der bisherigen historischen Realitäten. Diese sind nicht in der *einen* übergeordneten Realität zu verorten. Gefragt wird vielmehr nach den Wechselwirkungen, Zusammenhängen oder Nicht-Zusammenhängen zwischen den verschiedenen, z. T. neu entdeckten Wirklichkeiten.[45]

III. Entflechtungen: zu einigen obsoleten Diskursen über die Alltagsgeschichte

Unter diesem Blickwinkel betrachtet, sind einige der gängigen Kontroversen um Geschichtswerkstätten und Alltagsgeschichte neu zu formulieren und die in ihnen angelegten Dichotomien grundsätzlich in Frage zu stellen.

Wissenschaft, Aufklärung und Universität. »Die Zukunft der Aufklärung« sehen die auf dem gleichnamigen Kongreß in Frankfurt referierenden Vertreter der Zunfthistorie nach wie vor bei Universitäten und Akademien am besten aufgehoben. Nur hier könnten die alten Erzfeinde »Mythos« und »Irrationalität« im allgemeinen und ihre Schwester im (Zeit-)Geiste, die »postmoderne Philosophie« im besonderen, besiegt werden.[46] Die Unbeirrtheit und Unbekümmertheit, mit der hier an der akademischen Prärogative der historischen Wahrheitsfindung festgehalten wird, als ob nicht gerade diese Institutionen seit ihrer Vermassung und zweckrationalen Funktionalisierung von inneren Widersprüchen zerrissen würden – die jüngste Student(inn)enbewegung hat dies schlagartig sichtbar gemacht –, wirkt regelrecht anachronistisch. Zum einen verhindert diese Selbstbeschränkung der Perspektive, daß die Historizität der Ansiedlung der Geschichtswissenschaft an Universitäten (selbst)kritisch überprüft wird. Zum anderen ignoriert sie die Fragen, die Max Horkheimer und Theodor W. Adorno bereits 1944 aufgeworfen haben: Bringt nicht die Aufklärung selbst immer wieder jenen Mythos hervor, den sie zu überwinden trachtet, und ist damit selbst Mythos?[47] Der in diesem nach wie vor dunkelsten Buch der deutschen Aufklärung formulierten radikalen Aufklärungskritik kann nicht dadurch begegnet werden, daß man die Zugbrücke der Festung Universität hochzieht oder sich selbst zum alleinigen Episkopat erklärt. Spätestens seit der »Dialektik der Aufklärung« ist *Selbst-Aufklärung* gefordert, die Bereitschaft, bislang eindeutig geglaubte Grenzen in Frage zu stellen und zu überschreiten, den sicher geglaubten Besitzstand des Vorrechts auf historische Wahrheitsfindung zur Disposition zu stellen.

Diesem rein institutionellen Verständnis von Wissenschaft und Aufklärung in akademischen Grenzen wird aber auch von außen her zugearbeitet, wenn in Geschichtswerkstätten die eigene Forschungsarbeit als grundsätzlich außerhalb »der« Wissenschaft liegend definiert und diese als ausschließlich »akademische« in Universitäten verortet wird. Damit erhebt sich lediglich das zum akademischen Selbstverständnis komplementäre »Underdog«-Bewußtsein zum Programm. Statt inhaltlicher Konfliktlinien entlang einer Kontroverse um Geschichte beschreibt diese Dichotomie die plakative Abgrenzung von Betätigungsfeldern,

45 Siehe dazu die frühen Überlegungen in: *Zang*, Die unaufhaltsame Annäherung, S. 35–38.

46 Siehe die Referate von *Jürgen Kocka, Karl-Ernst Jeismann, Jörn Rüsen u. a.*, in: Die Zukunft der Aufklärung, hrsg. von *Jörn Rüsen, Eberhard Lämmert* und *Peter Glotz*, Frankfurt 1988.

47 *Max Horkheimer/Theodor W. Adorno*, Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Frankfurt/M. 1971 (engl. New York 1944), S. 7 ff.

die möglichst wenig miteinander zu tun haben sollen – ein ideales Mittel, um den Status quo zu erhalten und beide Seiten von den Mühen der Selbst-Aufklärung zu entbinden.

Die Großen Fragen und die kleinen Leute. Zu den konstanten (und redundanten) Vorwürfen gegenüber Geschichtswerkstätten und Alltagsgeschichte gehört die Rede vom »Verzicht auf die Erkenntnis der Zusammenhänge, die Ignorierung der ›großen Fragen‹ nach Staats- und Klassenbildung, nach Religionen und Kirchen, nach Industrialisierung und Kapitalismus, nach Nation und Revolution, nach den grundsätzlichen Ursachen und Folgen des Nationalsozialismus, nach den deutschen Besonderheiten im internationalen Vergleich. Solche Fragen lassen sich nämlich über Betroffenheitsgeschichte und oral history nicht recht erschließen. Zu ihrer Beantwortung braucht man komplizierte Begriffe und breite Lektüre, Theorien und sehr langen Atem – eben das, was am ehesten die professionelle Geschichtswissenschaft bieten kann [. . .]«.[48]

Die spiegelbildliche Bestätigung dieses Vorwurfs bestünde in der Entgegnung, daß die »großen Fragen« in der Arbeit von Geschichtswerkstätten durchaus ihren Platz haben und es niemanden in der Alltagsgeschichte gibt, die/der nicht Industrialisierung, Klassenbildung, Revolution etc. als konstituierende langzeitliche Einflüsse in ihre/seine Forschungen einbezöge. Derart geläutert, könnte die Alltagsgeschichte in den erneuerten Kanon einer aufgeklärten Historischen Sozialwissenschaft integriert werden.[49]

In dieser Konstellation drehen sich die Argumente im Kreise und bestätigen sich gegenseitig. Neue, inhaltliche Differenzen indes werden erst dann erkennbar, wenn der Status dieser »großen Fragen« grundsätzlich problematisiert wird. Auf ihrer Grundlage werden ja jene historischen Szenarios entworfen, deren Glaubwürdigkeit eine spezifische Organisation des gegenwärtig Gesellschaftlichen belegen soll. In dem Maße aber, wie die gesellschaftlichen Steuerungsmechanismen und Ideologien, die derselben Theoriebildung wie die Begriffe der »großen Fragen« entstammen, sich zunehmend als realitätsuntüchtig erweisen, wird die Einengung historischen Forschens und Wissens auf den Fragehorizont der »großen Zusammenhänge« obsolet und regelrecht ideologisch. Die Geschichtsmächtigkeit dieser Zusammenhänge überhaupt zu ignorieren, verbietet sich angesichts des menschheitsgefährdenden Potentials havarierender Großtechnologien und Machtapparate. Eine wissenschaftskritische Historie wird jedoch die »großen Fragen« und die in ihnen abgebildeten »Zusammenhänge« als Gegenstände der *Dekonstruktion* aufnehmen, d. h. diesseits und jenseits ihrer Grenzen forschen und in jene »Randzonen« des Unerklärlichen und mit bisherigem Wissen gar nicht oder nur schwer Vereinbaren vorzustoßen versuchen.[50]

---

48 *Jürgen Kocka*, Kritik und Identität. Nationalsozialismus, Alltag und Geographie, in: Neue Gesellschaft, H. 10, 1986, S. 890–897, hier S. 894.

49 Als quasi-offiziöse Bestätigung dieses Vorgangs kann die Aufnahme von Alltags- und Frauengeschichte bis hin zur Mitarbeit von Geschichtswerkstätten in die »Konzeption für ein Deutsches Historisches Museum« (hrsg. vom Bundesminister für Raumordnung etc., Ms., Bonn 1987) gewertet werden; vgl. ebda., S. 15 f., 25, 28.

50 Anhand der aktuellen Diskussion des Determinismus-Problems in Forschungsbereichen wie der Mathematik und Physik, aber auch der Psychologie gewinnt *Lyotard* »die Idee, daß die Überlegenheit der stetigen, ableitbaren Funktion als Paradigma der Erkenntnis und Prognose im Verschwinden begriffen ist. In ihrem Interesse für die Unentscheidbaren, für die Grenzen der Präzision der Kontrolle, die Quanten, die Konflikte unvollständiger Information, die ›*Frakta*‹ [Hervorhebung im Original], die Katastrophen und pragmatischen Paradoxa entwirft die postmoderne Wissenschaft die Theorie ihrer eigenen Evolution als diskontinuierlich, katastrophisch, nicht zu berichtigen, paradox. Sie verändert den Sinn des Wortes Wissen, und sie sagt, wie diese Veränderung stattfinden kann. Sie bringt nicht Bekanntes, sondern Unbekanntes hervor. Und sie legt ein Legitimationsmodell vor, das keineswegs das der besten Performanz ist, sondern der als Paralogie verstandenen Differenz.« Das postmoderne Wissen, S. 172 f.

Aus diesen kapillaren Verästelungen sozialer Beziehungen heraus läßt sich eine Fülle neuer »Fakten« und Realitäten konstruieren und als gegenwärtig wirksam belegen, lassen sich Fragen nach Potentialen von Gegenwehr und Selbstbestimmung gerade auch in systemisch vermachteten Zusammenhängen entdecken. Wer hingegen Geschichte betreibt, um ständig auf die Lehre vom Großen Zusammenhang zuzusteuern, gerät dabei in Gefahr, auch in der historischen Betrachtungsweise deren eigentümlichen Realitätsverlusten zu erliegen.[51]

Betroffenheit und Identität versus Wissenschaft und Aufklärung? Wenn Jürgen Kocka in kritischer Absicht die Mikrohistorie als Betroffenheitsgeschichte bezeichnet, überhaupt – wie auf dem Frankfurter Kongreß – mit dem Gegensatzpaar Identität und Aufklärung die Begriffe Irrationalismus und Wissenschaftlichkeit verknüpft, simplifiziert er die Debatte. Betroffenheit ist nicht gleich Betroffenheit, das Terrain ist in der Tat komplexer, als es diese Dichotomie nahelegen könnte.

Selbstverständlich ist *Betroffenheit von Intellektuellen* ein wichtiges und explizites Moment, das zur Konstituierung von Geschichtsschreibungen innerhalb wie außerhalb von Geschichtswerkstätten wesentlich beiträgt. Auch das Interesse für die Geschichte des Bürgertums und der Rekurs auf die vorkapitalistische bürgerliche Gesellschaft sind – so unterstellen wir an dieser Stelle – nicht ganz leidenschaftslos und haben etwas mit Betroffenheit über die Entwicklung eben dieser bürgerlichen Gesellschaft zu tun.[52]

Doch meint diese (wie unsere) Betroffenheit keineswegs die vordergründige Identifikation mit den Vorvätern und -müttern der eigenen Weltanschauung, sondern umschreibt die Verarbeitung grundlegender sozialer Transformationsprozesse, die nicht nur die klassische Funktionsbestimmung der Intellektuellen unterhöhlen, sondern als Krisenerscheinungen in sämtlichen Vergesellschaftungsprozessen den Wahrnehmungshorizont der Zeitgenoss(inn)en prägen. Dieses Selbst-Verständnis als irrational und unwissenschaftlich zu disqualifizieren, scheint uns voreilig.

Auf der anderen Seite ist nicht von der Hand zu weisen, daß das Streben nach Identität *durch Identifikation mit historischen Akteur(inn)en* ein entscheidendes Motiv sein kann – sowohl in Geschichtswerkstätten als auch anderswo. Die Rede von der Geschichte der Opfer, von Verlustgeschichte, von der Parteinahme für die Unterdrückten, Ausgeschlossenen und Geschlagenen, die in kaum einem Artikel über »die« Alltagsgeschichte fehlen darf, verwischt aber die Konturen von Betroffenheit, politischer Brisanz und historischer Distanz oft bis zur Unkenntlichkeit.[53] Geschichte – so unsere Position – ist nicht der Ort für die Produktion von Identitäten. Sie kann Identitätsverluste nicht ersetzen, d. h. nicht an die Stelle identitätsstiftender Lebensbereiche wie Beruf, Familie, Sexualität etc. treten und auch keine erfolgreichen Kompensationen für »Sinnverluste« gemäß dem Ruhrgebietsmotto »Kultur statt Kohle« liefern. In der Praxis von Geschichtswerkstätten finden wir statt dessen eher die identifikatorische Projektion bereits vorhandener Identitäten auf historische Subjekte. Auf diese Weise werden Identitäten nicht neu gestiftet, sondern affirmiert, bestenfalls ex negativo modifiziert. Unabdingbar bleibt in jedem Fall eine *voran*gegangene Identitätsbildung

51 Vgl. zu den hier diskutierten Themenkomplexen auch die Einleitung von *Alf Lüdtke*, Was ist und wer treibt Alltagsgeschichte, in: *Lüdtke* (Hrsg.), Alltagsgeschichte, S. 9–47.

52 Siehe das Vorwort von *Jürgen Kocka* zu: Bürgertum im 19. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich, hrsg. von *Jürgen Kocka* unter Mitarbeit von *Ute Frevert*, München 1988, z. B. S. 18–19 oder 41.

53 Bezeichnenderweise finden sich solche Zuordnungen konzentriert in den Vorworten von Herausgebern *über* Alltagsgeschichte, Geschichtswerkstätten etc.; s. zum Beispiel *Hannes Heer/Volker Ullrich* (Hrsg.), Geschichte entdecken. Erfahrungen und Projekte der neuen Geschichtsbewegung, Reinbek 1985, S. 21–28, oder *Gerhard Paul/Bernhard Schoßig* (Hrsg.), Die andere Geschichte, Köln 1986, S. 15–30. Gleichwohl bieten diese Bände eine Vielzahl informativer Berichte aus der »neuen Geschichtsbewegung«.

als Ausgangspunkt historischen Forschens. Bezeichnenderweise wird die Alchemie einer kritischen »Identitätsbildung via Geschichte« in alltagsgeschichtlichen Programmschriften so gut wie nie präzise erläutert.[54] Insofern stimmen wir Jürgen Kockas Kritik, insbesondere an neokonservativen Anstrengungen der kollektiven Sinnstiftung durch Geschichte, inhaltlich zu. – Auch die didaktische Zurichtung von Geschichte, wie sie im Umfeld von Geschichtswerkstätten immer wieder versucht wird, kann nicht auf derartige Identifikationen verzichten. Die Pädagogisierung der Historie verleitet oft dazu, Distanzen aufzuheben und Widerspenstigkeiten zu glätten, um den Erfordernissen des didaktischen Diskurses zu entsprechen.[55]

Gegen derartige blinde »Betroffenheiten« und »Sympathien« wendet sich auch Alf Lüdtke und beharrt auf der Distanz und der Wahrnehmung des »Eigenartigen« in der historischen Arbeit. Sein Konzept des »Anteilnehmens« in Anlehnung an Christa Wolf versucht, Subjektivität und Engagement als Produktivkraft in den Forschungsprozeß einzubringen, ohne der Verschmelzung von »Sinnhorizonten« (Gadamer) im Sinne der klassischen historischen Hermeneutik anheimzufallen. Damit richtet er sich zugleich gegen den die Subjektivität negierenden Objektivismus einer engstirnigen »empirischen Sozialforschung«. Ob diesem Anliegen allerdings mit dem Begriff des »An-Teil-Nehmens«, dessen Bedeutung sehr schnell in »Teil-Sein« hinübergleitet, ein präziser Ausdruck verliehen wird, scheint uns zumindest fraglich.[56]

Identität und Identifikation sans phrase als Funktionsbestimmung der neuen wie alten Geschichten halten also einer genaueren Hinterfragung dieser Begriffe ebensowenig stand wie die Setzung der »Großen Fragen« als ausschließliche Perspektive auf Historie. Aufklärung sans phrase als monolithischer Gegen-Begriff verhüllt andererseits die Friktionen und Brüche, die den Prozeß der Aufklärung selbst durchziehen. In Anknüpfung an Certeaus Gedankengang über die »Institution des Realen« durch die historische Erzählung halten wir dagegen die Produktion fiktionaler Gegen-Welten zur jeweils gegenwärtigen für die spezifische Wirkungsweise von Geschichte. Was möglicherweise mit dem Verlangen nach Identität und Identifizierung beginnt, weicht unter dem Gebot von Konkretion und Faktizität notwendig dem Erlebnis von Fremdheit: Geschichte erforscht und präsentiert potentiell das »ganz Andere«, das Differente; sie protokolliert die Erfahrungen in der Konfrontation mit dem Nicht-Identischen, das definitiv vergangen und tot ist.

Derartige Dichotomien lediglich für Mißverständnisse zu halten, die in einem idealen »Disput« konsensual gelöst werden könnten, hieße ihre Funktion als regulierende Diskurse verharmlosen. Die hier diskutierten Gegensatzpaare dienen dem Einschluß wie der Ausgrenzung, sie sollen Hierarchien erhalten und die zentrale Instanz »der« Wissenschaft absichern. Die Kritik an diesen Sprachregelungen greift damit auch die gegenwärtige Verfaßtheit, die Organisation herkömmlicher Wissenschaft, an. Die von uns skizzierte Praxis einer wissenschaftskritischen Historie zielt auf die Veränderung dieser Produktionsweise von Geschichte. Dabei geht es weder um ein konkurrierendes Nebeneinander von Struktur-, Politik-, Kultur- und nun auch Alltagsgeschichte, deren Debatten sich vornehmlich um die Abgrenzung der jeweiligen Terrains drehen, noch um die Teilhabe an neuerrichteten Hierarchien und Deutungssupremätien. Ihr Wissenschaftsprogramm definiert sich durch Plurali-

54 Eine Ausnahme bildet *Gert Zang*. Seine Neubestimmung des Historikers als Therapeut von Laien auf der Suche nach ihrer »Herkunftsgeschichte« unterstellt den historischen Diskurs dem medizinischen; s. *Zang*, Die unaufhaltsame Annäherung, S. 54 ff. – Geschichte als Magd der Psychotherapie? – Nein danke . . .

55 Siehe dazu *Michael Wildt*, Trauer, Macht, Erinnerung. Eine Kritik an der Praxis, Trauer der Pädagogik zu unterwerfen, in: GW 16, 1988, S. 52–58.

56 Siehe *Alf Lüdtke*, Einleitung, S. 30–32.

tät und Interaktion, durch Spezifität und Autonomie differenter Sprachspiele, Handlungsformen und sozialer Praxen, die sich weder aufeinander reduzieren noch durch »Methode« ein für allemal voneinander trennen lassen.

IV. Die Realität: Gegenläufiges und Fragwürdiges in der Arbeit von Geschichtswerkstätten (Ausblick)

Das wissenschaftskritische Programm der »radikalen Pluralität« wird keineswegs durch die gegenwärtige Arbeit von Geschichtswerkstätten erfüllt, sondern stellt ein Potential heraus, für dessen Entfaltung wir an dieser Stelle wie anderswo entschieden plädieren. Es versteht sich von selbst, daß auch gegenläufige Tendenzen und Fragwürdigkeiten in der Praxis von Geschichtswerkstätten dem gegenübergestellt werden müssen.
Im Gegensatz zu den Anfangszeiten vor vier, fünf Jahren schweben viele Geschichtswerkstätten nicht mehr frei, aber arm im kommunal- und kulturpolitischen Raum, sondern sind durchaus auf dem Weg, sich in den Etats geschichtsbeflissener Gemeinden und Länder eine passable materielle Position zu erobern – auch in problematischer Konkurrenz zu anderen Projekten wie zum Beispiel Frauenberatungsstellen. Gerade diejenigen Initiativen, die eine Zeitlang vor dem Wind der großen runden Zahlen segeln konnten (750 Jahre Berlin, 1200 Jahre Singen, 800 Jahre Hamburger Hafen etc.), wissen, daß kritische Geschichtsbetrachtung »bürgernaher« Initiativen mittlerweile zum unverzichtbaren Bestandteil staatlich gesponsorter Jubiläen gehört.[57]
Damit stellt sich das Problem der eigenen Konturen von Geschichtswerkstätten, das nicht dadurch gelöst wird, institutionelle Grenzen mit inhaltlichen gleichzusetzen und zum Beispiel jeglichen kommunalen Aktivitäten die Legitimität einer »Geschichtswerkstatt« abzusprechen. Im Gegenteil fordern diese Neuansätze in der kommunalen Kulturpolitik die politisch unabhängigen Geschichtswerkstätten heraus, präziser und trennschärfer die Themen aufzugreifen, die die Allparteienkoalition im Rathaus verschweigt. »Radikale Pluralität« erweist sich gerade im Überschreiten solcher traditionellen Grenzen zwischen Institutionen, ob in Wissenschaft oder Politik. Solche Querlagen zu etablierten Institutionsgrenzen sind allerdings scharf zu trennen von einem schlichten Pragmatismus, der die Sorge um das Aufrechterhalten des eigenen Projektes zur vorherrschenden macht. Angesichts der mangelnden Absicherung und eines hoffnungslosen Arbeitsmarktes für Historiker(innen) dominiert häufig die Arbeit für das Weiterbestehen, um die nächste ABM-Stelle, um die formelle Kontinuität. Daß Konzessionen an etablierte – oder schlimmer noch: sich gerade im negativen Sinne etablierende – Institutionen unter Geschichtswerkstätten alles andere als unumstritten sind, zeigten die scharfen Auseinandersetzungen auf dem Geschichtsfest '89 um eine vom Arbeitskreis Regionalgeschichte Bodensee (ehem. Regionalgeschichte Konstanz) vorgeschlagene Zusammenarbeit mit dem von der Geschichtswerkstatt e.V. von Anfang an abgelehnten Deutschen Historischen Museum in Berlin (West).[58]
Auch im Verhältnis zur »vierten Gewalt«, den Medien, ist ein Wandel eingetreten. Anfangs konnten sie noch unbesorgt als »reine« »Medien« der eigenen Botschaft benutzt werden. Sie griffen Geschichtswerkstatt-Aktionen bereitwilligst auf und sicherten damit einen großen Teil von deren Erfolgen. Mittlerweile jedoch glauben Journalist(inn)en von Geschichtswerkstätten zu allen möglichen und unmöglichen Anlässen »authentische« Histörchen abrufen zu können. Die damit verbundene Zurichtung der Arbeitsergebnisse von Geschichtswerkstätten auf politik- und mediengerechte Informationswaren können durchaus in jenem

57 Siehe den Themenschwerpunkt von GW 14, 1988: »Rummel um runde Zahlen«.
58 Siehe Dokumentation der Debatte in: GW 18, 1989.

unverbindlichen Pluralismus münden, der im bundesdeutschen Feuilleton als Synonym für die diffuse »Postmoderne« im pejorativen Sinne gehandelt wird.

Eine weitere, ernste Problematik zeichnet sich in der zeitlichen Begrenzung des historischen Feldes ab, das Geschichtswerkstätten in der Regel bearbeiten. Das Zusammenwirken der magischen Zahl »50« (Machtübernahme, 9. Nov. '38, Zweiter Weltkrieg usf.) mit den spezifischen Vorzügen der oral history installiert – gerade durch den medialen Vervielfältigungseffekt – einen Diskurs über Geschichte, der die jeweils letzten 50 Jahre wie im Schleppnetz hinter sich herzieht. Damit wird nicht nur denen, die bestimmte Themen der deutschen Geschichte irgendwann einmal endgültig »entsorgen« wollen, zugearbeitet. Sondern gerade für eine »Historisierung des Nationalsozialismus« im Sinne Martin Broszats ist auch die Bearbeitung der vorangegangenen Zeiträume und damit die Öffnung für neue Fragestellungen und andere Methoden unabdingbar.[59]

Im Verhältnis zur Geschichtswissenschaft sowohl als Apparat wie als »scientific community« liegen gleichfalls die Gefahren für eine Weiterentwicklung der Praxis dicht bei ihren Chancen. Wir haben in diesem Aufsatz bewußt von einer praktischen Wissenschaftskritik gesprochen, da deren theoretische Dimension in der Debatte bislang kaum eine Rolle gespielt hat. Statt dessen ist in der universitären Praxis mittlerweile ein väterlich-anerkennendes Schulterklopfen üblich geworden, das den wissenschaftskritischen Impuls in einem gütlichen Nebeneinander von akademischer und außerakademischer Geschichtsforschung versanden läßt. Insbesondere in Universitätsstädten erweisen sich Geschichtswerkstätten bei näherer Betrachtung häufig als verlängerte Werkbank der Universitäten für lokalhistorische Zwecke und als Träger der sie begleitenden Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen. Umgekehrt besteht durchaus die Gefahr, dem Selbstverständnis, »Geschichtswerkstatt« zu sein, nur formal zu genügen: Manchen reicht schon etwas Oral-history-Arbeit außerhalb der Universität, um sich mit dem Flair einer »Geschichte von unten« zu umgeben; andere, mit »konventionellen« Methoden durchaus produktive Gruppen meinen auf dieses Instrument als Statussymbol einer Geschichtswerkstatt nicht verzichten zu können. Dieser Formalismus ist eine weitere Folge der raschen kulturpolitischen Anerkennung von Geschichtswerkstätten, die die prinzipielle Kritik etablierter Geschichtsschreibung als Ausgangspunkt einer »Geschichte von unten« vergessen macht.

Diese Problembereiche: Vereinnahmung durch kommunale Kulturpolitik und Medien, konservative Begrenzung des Themenhorizonts und quietistisches Arrangement mit der Zunft, brechen über kurz oder lang den wissenschaftskritischen »Stachel« einer außeruniversitären »Geschichtsbewegung« ab. Damit dieses Potential jedoch weiter wirksam bleibt, sind unseres Erachtens Veränderungen auf zwei Ebenen notwendig: Zum einen die Anteilnahme an denjenigen gesellschaftlichen Auseinandersetzungen, denen unter anderem die Kritik an Expertenkulturen zugrunde liegt, wie zum Beispiel der Gentechnologie-Debatte. Die Geschichte von Bevölkerungspolitik, Eugenik und Rassenhygiene nicht nur im Nationalsozialismus, sondern seit Ende des 19. Jahrhunderts läßt sich durchaus auch in Geschichtswerkstatt-typischen Projekten untersuchen und könnte einen wichtigen Beitrag zu einer historisch vertieften Debatte um die Kontinuitäten von Humangenetik und Gesundheitspolitik liefern.[60] Zum zweiten müßten in der Auseinandersetzung mit der universitären Geschichtswissenschaft diejenigen Punkte gesucht werden, an denen historisches Wissen und Erzählen in seiner spezifischen Weise mit diesen gesellschaftlichen Auseinandersetzungen in Verbindung steht. In dieser Perspektive gedacht, könnte sich aus der zur Zeit noch

59 Diese Überlegung lag unter anderem der Idee des Projektes »Das Augusterlebnis 1914« der Berliner Geschichtswerkstatt zugrunde. Vgl. Berliner Geschichtswerkstatt (Hrsg.), Das »Augusterlebnis« 1914, Berlin 1989.

60 Siehe *Ray Rosdale*s Literaturbericht im Debattenteil von GW 19, 1989, i.E.

in beiden »Lagern« vorherrschenden Vorstellung von einem äußerlichen Verhältnis ein Spannungsfeld entwickeln, das die Pole nicht dies- und jenseits der institutionellen Grenzen beläßt, sondern in die Institutionen selbst hineinverlagert.
Dieser als *gemeinsame* Selbst-Aufklärung zu betreibende Streit würde von beiden Seiten veränderte Einstellungen verlangen: Von den Geschichtswerkstätten einen offensiv-kritischen Umgang mit den Produkten der akademischen Geschichtswissenschaft, d. h. insbesondere mit deren Theorien, Methodologien und Arbeitsbereichen. Diejenigen aber, die aus der Position »etablierter« Wissenschaftler(innen) in diesen Austausch eintreten, sollten jenen Hochmut fahren lassen, der über jeden Diskurs immer noch das Diktat des *Konsenses* als des einen verbindlich-verbindenden Ziels verhängt. Laut Kocka ist zwar gegen die Koexistenz verschiedener »konkurrierender Geschichtsbilder« nichts einzuwenden, aber: »Im Interesse an ihrer Geltung oder Wahrheit und im Interesse am immer neu zu erarbeitenden Konsens in wichtigen Fragen, der in der Tat zu einer demokratisch-liberalen Kultur gehört, sollten sie sich nicht gegenseitig ignorieren. Durch Abblendung der ›großen Fragen‹ leisten die Alltagshistoriker dem Vorschub [. . .] Eine Partialisierung des Geschichtsverständnisses (nicht aber ein Verlust an historischem Interesse) ist zu konstatieren.«[61]
Wer redet denn hier von »Ignorieren«? Gerade vom Gegenteil soll und muß die Rede sein. Was der auch von uns geschätzten liberalen Demokratie abgeht, wenn die wechselseitige Kenntnisnahme konkurrierender Geschichtsbilder keinen Konsens bewirken sollte, ist allerdings ein anderes Problem. Die Krise moderner Rationalität einschließlich ihrer Tradition der »großen Fragen« wird durch solche diskursethischen Spielregeln keineswegs überwunden. »Liberale Demokratie« bestünde darin, Anders-(und nicht nur Anderes-)Denkenden nicht irgendwelche »Vorschub-Leistungen« zu unterschieben und sie damit zu fahrlässigen Demokratie-Schädlingen abzustempeln. Warum sich mit dem Konsens als Unterpfand der liberalen Demokratie begnügen, wo es doch gilt, auch *seine* Rationalität und Chancen kritisch zu hinterfragen und dagegen im Sinne einer »radikalen Pluralität« die produktiven Möglichkeiten des Dissenses zu legitimieren? »Der Konsens ist ein veralteter und suspekter Wert geworden, nicht aber die Gerechtigkeit. Man muß also zu einer Idee und einer Praxis der Gerechtigkeit gelangen, die nicht an jene des Konsens gebunden ist. [. . .] Es zeichnet sich eine Politik ab, in der der Wunsch nach Gerechtigkeit und der nach Unbekanntem gleichermaßen respektiert wird.«[62]

61 *Kocka*, Kritik und Identität, S. 894.
62 *Lyotard*, Das Postmoderne Wissen, S. 190 und 193.

Wolfgang Hardtwig

Politisierung der Aufklärung

Hans Freyer, Preußentum und Aufklärung und andere Studien zu Ethik und Politik, hrsg. und komm. von Elfriede Üner (= Acta humaniora), VCH Verlagsgesellschaft, Weinheim 1986, VI, 222 S., kart., 39 DM; Ln., 62 DM.

Günter Birtsch (Hrsg.), Der Idealtyp des aufgeklärten Herrschers (= Aufklärung. Interdisziplinäre Halbjahresschrift zur Erforschung des 18. Jahrhunderts und seiner Wirkungsgeschichte, Jg. 2, Heft 1), Felix Meiner Verlag, Hamburg 1987, 174 S., kart., 58 DM.

Hans Erich Bödeker/Ulrich Herrmann (Hrsg.), Aufklärung als Politisierung – Politisierung der Aufklärung (= Studien zum achtzehnten Jahrhundert, hrsg. von der Deutschen Gesellschaft für die Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts, Bd. 8), Felix Meiner Verlag, Hamburg 1987, VIII, 299 S., Ln., 98 DM.

Eberhard Illner, Bürgerliche Organisierung in Elberfeld 1775–1850 (= Bergische Forschungen. Quellen und Forschungen zur bergischen Geschichte, Kunst und Literatur, hrsg. im Auftrage des Bergischen Geschichtsvereins von Wolfgang Köllmann und Jürgen Reulecke, Bd. XVIII), Verlag Ph. C. W. Schmidt, Neustadt/Aisch 1982, 240 S., kart., 28,50 DM.

Michael Maurer, Aufklärung und Anglophilie in Deutschland (= Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts London, Bd. 19), Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen/Zürich 1987, 478 S., Ln., 92 DM.

Alfred J. Ayer, Voltaire. Eine intellektuelle Biographie. Aus dem Engl. von Barbara Brumm, Verlag Athenäum, Frankfurt/M. 1987, 216 S., Ln., 48 DM.

Werner Schneiders (Hrsg.), Christian Wolff 1679–1754. Interpretationen zu seiner Philosophie und deren Wirkung. Mit einer Bibliographie der Wolff-Literatur (= Studien zum achtzehnten Jahrhundert, hrsg. von der Deutschen Gesellschaft für die Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts, Bd. 4), Felix Meiner Verlag, 2. durchges. Aufl., Hamburg 1986, 354 S., Ln., 96 DM.

Gerhard Sauder (Hrsg.), Johann Gottfried Herder 1744–1803 (= Studien zum achtzehnten Jahrhundert, hrsg. von der Deutschen Gesellschaft für die Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts, Bd. 9), Felix Meiner Verlag, Hamburg 1987, XV, 443 S., Ln., 128 DM.

Rudolf Vierhaus (Hrsg.), Wissenschaften im Zeitalter der Aufklärung. Aus Anlaß des 250jährigen Bestehens des Verlages Vandenhoeck & Ruprecht, Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1985, 284 S., geb., 34 DM.

Werner Bahner (Hrsg.), Sprache und Kulturentwicklung im Blickfeld der deutschen Spätaufklärung. Der Beitrag Johann Christoph Adelungs (= Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Philosophisch-Historische Klasse, Bd. 70, H. 4), Akademie-Verlag, Berlin [DDR] 1984, 267 S., kart., 26 M.

Manfred Buhr/Wolfgang Förster (Hrsg.), Aufklärung – Geschichte – Revolution.

Studien zur Philosophie der Aufklärung II (= Akademie der Wissenschaften der DDR. Zentralinstitut für Philosophie, Schriften zur Philosophie und ihrer Geschichte 42), Akademie-Verlag, Berlin [DDR] 1986, 518 S., kart., 28 M.

Horst Möller, Vernunft und Kritik. Deutsche Aufklärung im 17. und 18.Jahrhundert (= Neue Historische Bibliothek, hrsg. von Hans-Ulrich Wehler; edition Suhrkamp 1269, N.F. 269), Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1986, 354 S., kart., 18 DM.

Rudolf Vierhaus, Staaten und Stände. Vom Westfälischen bis zum Hubertusburger Frieden 1648 bis 1763 (= Propyläen Geschichte Deutschlands, hrsg. von Dieter Groh, Bd. 5, Propyläen Verlag, Berlin 1984, 383 S., Ln. in Schuber, 188 DM.

Rudolf Vierhaus, Deutschland im 18. Jahrhundert. Politische Verfassung, soziales Gefüge, geistige Bewegungen. Ausgewählte Aufsätze, Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1987, 316 S., kart., 68 DM.

Nach wie vor bedeutet die Beschäftigung mit der Aufklärung bekanntlich nicht nur die Beschäftigung mit einer beliebigen historischen Epoche, sondern, in profilierterem Sinne als bei anderen Phasen der europäischen Vergangenheit, mit den Ursprüngen unserer eigenen Gegenwart. Die Aufklärung hat Modernisierungsprozesse beschleunigt, die sie selbst ursprünglich gar nicht in Gang gesetzt hatte, wie die Rationalisierung der Staatlichkeit. Sie hat modernen Lebensmächten, wie der Bildung, eine Bedeutung verliehen, die sie ohne sie nicht erhalten hätten. Sie hat mit ihrem Fortschrittsdenken den Glauben an innerweltliche Glücksverwirklichung etabliert und damit allen gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Prozessen eine neuartige Dynamik verliehen. Sie hat das Bewußtsein revolutioniert, indem sie es in die kantische Polarität von »Zeitalter der Aufklärung« und »aufgeklärtem Zeitalter« hineinspannte und damit den intellektuellen und institutionellen Wandel für permanent erklärte. Selbst dort, wo das von der Aufklärung auf den Weg gebrachte »Projekt der Moderne« im Zeichen der sogenannten Postmoderne substantiell angezweifelt wird, bewegt sich die Kritik auf den Spuren der Aufklärung – Spuren, über denen die Aufklärung dann allerdings nicht den »mainstream« ihres Denkens errichtet hat.

Daß, wer das »Projekt der Moderne« gegen Anfeindungen, Mißverständnisse und »Angstbewegungen« älteren und neueren Typs verteidigen möchte, auf die Aufklärung zurückgreift und sich bemüht, ihre Intentionen, aber auch ihre Widersprüche neuerlich zu rekonstruieren, ist sozusagen normal.[1] Daß ein Repräsentant des grundsätzlich aufklärungsfeindlichen Lagers seine Sicht der Aufklärung überprüft, kann als Ausnahme gelten. Sie verspricht Erkenntnisse allerdings weniger über die Aufklärung selbst als über die Aufklärungsfeindlichkeit und ihre Geschichte in Deutschland.

Hans Freyer gehörte in den 20er Jahren in den weiteren Umkreis der »Konservativen Revolution«; nach 1945 mäßigte er seinen vehementen Antiliberalismus zu scharfsinnigen modernitätskritischen Zeitdiagnosen ohne die totalitären Implikationen seiner Frühzeit. Wie schwer der Übergang zu vollziehen war, belegt der umfangreiche Essay: »Preußentum und Aufklärung. Eine Studie über Friedrichs des Großen Antimachiavel«, den Elfriede Üner zusammen mit anderen Untersuchungen zur politischen Philosophie Freyers vor allem aus den 30er Jahren herausgegeben hat (S. 1–70). Er wurde 1944 noch in den Druck gegeben, erschien aber nicht mehr im Handel. Aufklärung avanciert hier, kurz vor dem Ende des 2. Weltkrieges, immerhin zum Medium der Suche nach einer alternativen, »legitimen« Herrschaft in Deutschland. Aber das Weltanschauungsdenken, auch inhaltlich weithin in Über-

1 So *Bedrich Loewenstein*, Der Entwurf der Moderne. Vom Geist der bürgerlichen Gesellschaft, Essen 1987.

einstimmung mit Oswald Spenglers »Preußentum und Sozialismus«[2], entfaltet noch immer seinen Drang zur Mythenbildung. Anhand einer gründlichen und für sich genommen sehr lesenswerten Analyse des »Antimachiavel« nähert sich Freyer seinem Ziel einer »Ethik der geschichtlichen Stunde«[3]. Friedrichs Kritik an Machiavellis Machtpragmatismus wird zum Vehikel für Freyers Absage an die illegitime NS-Herrschaft. Dabei unterläuft auch eine gewisse Ansehenssteigerung der Aufklärung – der Aufklärung freilich nur im »schöpferischen Sinn des Wortes« (S. 55) als »Aufklärung in großer Form« (S. 58).

Es gibt nach Freyer zwei Existenzweisen von Aufklärung: »eine literarische, bürgerliche, humanitäre, revolutionäre – und eine politische, herrscherliche, staatliche Form«; die erstere ist »unpreußisch«, ja »antipreußisch«, die zweite verkörpert sich in Friedrich dem Großen, der »mit der Substanz seines Wesens [. . .] von Anfang an viel tiefer als alles [. . .] reichte [. . .] was in seinem Zeitalter Aufklärung heißt«. Aufklärung in dieser allein gültigen, großen Form ist königliche Selbsterziehung als Stählung zu einer Machtpraxis, die sich durch Reflexion ertüchtigt, »Hammer« zu sein, nicht »Amboß« (S. 58). In der Politik – so Freyer – geht es nur um die Frage, »klein zu bleiben oder groß zu werden«; daß der Großmachtanspruch Preußens verwirklicht werden muß, steht ihm außer Frage; Politik steht jenseits allen Rechts, Recht muß erkämpft werden, in einem »guten Krieg«, der zum »guten Frieden« führt (vgl. S. 50, 52, 55, 56) – insgesamt schwungvolle Erwägungen über die Notwendigkeit des Krieges, wenn er den »Lebensinteressen« des Volkes dient. Intellektuelle Arbeit, Reflexion, wird dabei aufgewertet, selbst »Aufklärung im üblichen Wortverstand« – freilich nur dann, wenn sie als unleugbarer Bestandteil der »Vorbereitungs- und Bildungsjahre« des Kronprinzen dem Aufstieg Preußens zur Großmacht zugute kommt. Das schließt ein, daß die »abstrakten Ideen«, denen die Aufklärung sonst verpflichtet ist, die Ideen »der Menschheit, der Freiheit, der natürlichen Rechte«, in den »unterpolitischen« Bereich verwiesen werden (S. 67, 30). Alte Topoi der deutschen Aufklärungskritik bestimmen das Bild: die Polarisierung von machtfremder bzw. machtfeindlicher, unnationaler literarischer Öffentlichkeit, des ephemeren Reichs des Geredes, und der eigentlich wichtigen Sphäre von Macht und Politik, über die man nicht von außen, sondern nur von innen urteilen kann; die Polarisierung von deutscher und französischer Kultur, personifiziert im flachen Voltaire und im tiefen Friedrich; die Oberflächlichkeit der Aufklärung insgesamt.

Von Interesse ist alles dieses, wie gesagt, nicht für den Aufklärungshistoriker, sondern für den Historiker der antimodernen und antiliberalen Strömungen in Deutschland und für den Biographen Freyers – Freyer läßt sich wie mancher andere Repräsentant der »Konservativen Revolution« nicht einfach dem Konstrukt einer umfassenden und in sich undifferenzierten NS-Ideologie zuschlagen. Beachtung verdient allerdings auch das Nachwort, in dem uns die Herausgeberin darüber belehrt, wie sehr wir doch für unsere Gegenwart aus Freyers Gedanken über den Krieg und seinen Ausführungen über die »Wesensgesetze der Politik« die Nutzanwendung zu ziehen hätten (vgl. bes. S. 202–209). Freyers Essay ist schriftstellerisch und politisch-rhetorisch makellos gelungen – insofern ein erstaunliches Stück ruhevoller Kontemplation über den Abgründen der Realität von 1944 – ein Beleg damit allerdings auch dafür, wie sehr Freyer in dem verharrt, was er bekämpft, in einer literarischen Welt. Diese Welt bleibt freilich aus anderen Gründen, als Freyer wahrhaben möchte, so esoterisch, vor allem, weil sie die aufklärerischen Handlungsideale durch eine a-prioristische Politik-Definition aus der politischen Realität ausschließt.

---

2 1. Aufl. 1919, abgedr. auch in: *Oswald Spengler*, Politische Schriften, München 1933, S. 3 ff.

3 S. 44 u. ö.; die Denkfigur von der »Ethik der politischen Stunde« enthält für sich genommen allerdings noch keinerlei Annäherung an das liberale Konzept der Rechtsstaatlichkeit; vgl. dazu kurz: *Kurt Sontheimer*, Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik, 2. Aufl., München 1983, S. 197 f.

Wie sich monarchische Politik und die intellektuellen aufklärerischen Reformimpulse tatsächlich zueinander verhalten, dieser Frage geht das von *Günter Birtsch* herausgegebene Heft 1, Jg. 2 der neugegründeten Zeitschrift »Aufklärung« nach. Die Absicht ist, das Erscheinungsbild des aufgeklärten Herrschers näher zu beleuchten und damit auch Bewegung in die historische Begriffs- und Epochenbildung zu bringen. Die vier Beiträge nähern sich diesem Ziel aus unterschiedlicher Perspektive und mit unterschiedlichen methodischen Ansätzen. Clemens Zimmermann untersucht die Tragfähigkeit und Durchsetzungsfähigkeit eines spezifisch aufklärerischen, des physiokratischen, Reformgedankens am Fall einer Subsistenzkrise in der Markgrafschaft Baden 1770–72. Dabei zeigt sich, daß sich ältere, paternalistisch ausgerichtete Konzepte der Krisenbewältigung und physiokratische Reformimpulse überlagern. Unter dem Druck der Krise kehrten Markgraf Karl Friedrich und Teile der Bürokratie vorübergehend zu bekannten Rezepten zurück, doch hielten sie prinzipiell am Reformkurs fest. Diese Inkonsistenz staatlicher Krisenintervention erscheint Zimmermann über das badische Einzelbeispiel hinaus als »exemplarisch für die Praxis des aufgeklärten Absolutismus«.[4] In einer Analyse wesentlicher physiokratischer Schriften findet Klaus Gerteis die Gründe für die geringe reale Wirkung der physiokratischen Lehre im Charakter der Theorie selbst mitbegründet: ihrem umfassenden Anspruch einerseits, ihrer Widersprüchlichkeit andererseits. Wenn richtig ist, daß die Physiokraten »den Idealtyp einer Gesellschafts-, Staats- und Wirtschaftsordnung« entwarfen, der allgemeine Gültigkeit beanspruchte, und wenn sie andererseits in ihren konkreten Gesellschafts- und Verfassungsvorstellungen »weitgehend affirmativ blieben«[5], dann reproduzierten sie nur den letztlich unaufhebbaren Widerspruch von Absolutismus und Aufklärung. Das unterscheidet sie freilich nicht von anderen aufklärerischen Theoriekomplexen, dem Erziehungspostulat etwa, der Forderung nach Selbstdenken u. a. So wäre es denkbar, daß die physiokratischen Theorien, gerade weil sie, ausgehend von Agrarverfassung und Marktmechanismus, sehr direkt konkrete Fragen an die gesellschaftliche und politische Verfassung aufwarfen, schneller ihren weiterreichenden Konsequenzen konfrontiert waren als Theoreme, die nicht so unmittelbar und unübersehbar die gesellschaftlichen Strukturen und damit die Form staatlicher Herrschaft betrafen. Auf die unterschiedliche Reichweite und Dringlichkeit dieser unaufhebbaren Widersprüche von Absolutismus und Aufklärung in unterschiedlichen Lebensbereichen und Sphären staatlicher Aktivität mag auch zurückgehen, daß sich das Idealbild des aufgeklärten Herrschers im Absolutismus aus der Sicht eines praxisnahen, kritischen und unvergleichlich schöpferischen Beobachters, des Staatsministers Johann Wolfgang von Goethe, eher dort darstellen ließ, wo es um persönliche Eigenschaften bzw. Tugenden und um den engen Kreis der Hofgesellschaft ging, als um gesamtstaatliche Reform. In einer inhaltsreichen Studie über den »aufgeklärten Herrscher im Spiegel von Goethes Schauspiel« zeigt Dieter Borchmeyer, wie in der Iphigenie die »dissimulatio«, die Verstellung, als Grundform des Verhaltens in der Hofwelt des Absolutismus außer Kraft gesetzt werden kann, weil eine einzelne Person, Iphigenie, aus eigenem Entschluß und eigener Kraft sich dem erblichen Zwang zum Bösen entzieht und Thoas so die Möglichkeit zuspielt, ein »neues Einvernehmen zwischen Mensch und Gott auf der Basis mündiger Humanität« herzustellen.[6] Ähnliches gilt für den »Tasso«. Anders dagegen der »Egmont«, in dem Goethe – wie Borchmeyer plausibel macht – in faszinierender Weise den frühabsolutistischen Herzog Alba und den aufgeklärt-absolutistischen Reformer Joseph II. übereinander blendet und mit der Schilderung des niederländischen Aufstands auch die unmittelbar bevorstehende Auflehnung gegen die radikalen Re-

4 *Clemens Zimmermann*, ›Noth‹ und ›Theuerung‹ im badischen Unterland. Reformkurs und Krisenmanagement unter dem aufgeklärten Absolutismus, S. 95–119, hier S. 118.

5 *Klaus Gerteis*, Physiokratismus und aufgeklärte Reformpolitik, S. 75–94, hier S. 94.

6 *Dieter Borchmeyer*, Der aufgeklärte Herrscher im Spiegel von Goethes Schauspiel, S. 49–74.

formen Josephs II. in den habsburgischen Niederlanden vorwegnimmt (vgl. v. a. S. 53–56). Diese Kritik am Expansionismus und am bürokratischen Rationalismus aufgeklärter Monarchen speist sich, wie Borchmeyer zeigt, aus Goethes »konservativem Reformismus«, der seine stärkste Bestätigung aus Goethes Möser-Lektüre bezieht. Als Wurzelgrund der konservativen Grundstimmung Goethes und seiner damit verbundenen Sympathie für die alte Reichsverfassung sollten aber auch die Herkunft aus der Reichs- und Krönungsstadt Frankfurt und die sinnlich über Zeremonie, Raumgestalt, Symbol und politisches Fest aufgenommene Erfahrung der Präsenz und Wirkungsweise der republikanischen Stadtverfassung ebenso wie der Bedeutung des Kaisertums nicht außer acht gelassen werden.[7] Goethes massive Skepsis gegenüber einem nivellierenden Reformdrang aufgeklärter Herrscher schloß andererseits scharfe Kritik an der »Überständigkeit der noch unaufgeklärten Herrschaft« nicht aus (S. 60). Sie nimmt nach dem Ausbruch der Revolution in Frankreich mitunter panikartige Züge an.[8]

Günter Birtsch schließlich analysiert in einem idealtypisch angelegten Vergleich drei Hauptvertreter der aufgeklärten Monarchie in Deutschland, Friedrich den Großen, Karl Friedrich von Baden und Joseph II., anhand dreier Kriterien: der rationalen Legitimierung ihrer eigenen Herrschaft, der Teilnahme der Herrscher selbst am aufklärerischen Diskurs und der tatsächlichen Reformaktivität im Sinne aufklärerischer Ziele. Dabei zeigt sich, daß Friedrich am konsequentesten an einer naturrechtlichen Staatskonstruktion und an der Begründung der monarchischen Herrschaft auf dem Vertrag festhält, während sich bei Karl Friedrich überhaupt keine vergleichbare Selbstreflexion findet und bei Joseph II. eine vertragsrechtliche Herrschaftslegitimation offenbar keine erhebliche Rolle gespielt hat. Ähnliche Divergenzen weist Birtsch bei der Teilnahme am aufklärerischen Diskurs[9] wie auch bei der aufklärerischen Reformtätigkeit nach.

Eigentlich – so ergibt sich aus den sorgfältigen Analysen Birtschs – kommt jedem der drei Herrscher bei jedem der gewählten Kriterien eine Sonderstellung zu. Daraus bezieht die Studie dann ihre Pointe: Der Begriff des »aufgeklärten Absolutismus« sei letzten Endes auf Friedrich den Großen gemünzt (S. 46); in Auseinandersetzung vor allem mit Fritz Hartung und Volker Sellin zieht Birtsch aus seinen Ergebnissen den Schluß, daß die Verflechtung von Absolutismus und Aufklärung im einzelnen zu unterschiedlich und im ganzen zu locker sei, um einen Epochenbegriff »aufgeklärter Absolutismus« zu rechtfertigen.[10] Haben historische Epochenbegriffe allerdings erst solche Verbreitung gefunden wie der »aufgeklärte Absolutismus«, so gewinnen sie schließlich ein Eigenleben als Instrument der abkürzenden Verständigung unter den Fachleuten. Von daher dürften einer Revision, wie sie Birtsch nahelegt, auch einfach praktische Gründe entgegenstehen. Wo es allerdings darum geht, das Verhältnis von staatlicher Herrschaft und Aufklärung in Deutschland zu erörtern, wird man an seinen Argumenten nicht vorbeigehen können.

---

7 Vgl. v. a.: Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit, Erster Teil, Hamburger Ausgabe, 5. Aufl., Hamburg 1964, S. 19 ff.

8 Vgl. dazu ähnlich *Wolfgang Martens*, Geheimnis und Logenwesen als Elemente des Betrugs in Goethes Lustspiel »Der Großcophta«, in: *Peter Christian Ludz* (Hrsg.), Geheime Gesellschaften, Heidelberg 1979, S. 325 ff.

9 *Günter Birtsch*, Der Idealtyp des aufgeklärten Herrschers. Friedrich der Große, Karl Friedrich von Baden und Joseph II. im Vergleich, S. 9–47, hier S. 25 f.

10 Die für die jüngere historische Begriffsbildung maßgebliche Literatur ist abgedruckt in: *Karl Otmar Freiherr von Aretin* (Hrsg.), Der aufgeklärte Absolutismus, Köln 1974; darin v. a. *Fritz Hartung*, Der aufgeklärte Absolutismus (1955), S. 54–76; vgl. auch die Einleitung des Herausgebers; *Volker Sellin*, Friedrich der Große und der aufgeklärte Absolutismus. Ein Beitrag zur Klärung eines umstrittenen Begriffs, in: *Ulrich Engelhardt u. a.* (Hrsg.), Soziale Bewegung und politische Verfassung. Beiträge zur Geschichte der modernen Welt (= Festschrift für W. Conze), Stuttgart 1976, S. 83–111.

In diesen Problemkreis gehört auch die Frage nach der »Aufklärung als Politisierung« hinein. Sie stellt sich um so dringlicher, je sorgfältiger einzelne Stadien des Aufklärungsprozesses unterschieden und je intensiver nicht nur die Ideen-, sondern auch die Sozial- und Organisationsgeschichte der Aufklärung erforscht werden. Vor allem auf die beiden letztgenannten Bereiche hat sich das Interesse in den beiden letzten Jahren konzentriert. Die »Deutsche Gesellschaft für die Erforschung des 18. Jahrhunderts« hat nun den Band 8 ihrer Schriftenreihe dem Thema *»Aufklärung als Politisierung – Politisierung der Aufklärung«* gewidmet. Die einzelnen Beiträge konzentrieren sich mehr auf den politischen Bewußtseinswandel vor allem im späten 18. Jahrhundert, weniger auf die von den Herausgebern *Hans Erich Bödeker* und *Ulrich Herrmann* ebenfalls geforderte »systematische Erforschung der Trägerschichten der deutschen Aufklärung«.[11] Sie gehen von einem weitgefaßten Aufklärungsbegriff aus, der nicht nur die intellektuelle Bewegung meint, sondern Aufklärung als »Prozeß der Veränderung des Bewußtseins, des Verhaltens und des Handelns, als eine sozio-kulturelle Bewegung« begreift (S. 4). Dieses Verständnis von Aufklärung liegt auch den einzelnen Beiträgen zugrunde. Zwei Fallstudien sind den eingeschränkten Wirkungsmöglichkeiten aufgeklärter Reformer in Sachsen während des Retablissements und in Ansbach-Bayreuth 1792–1806 gewidmet; Kurt Wölfel, Wolfgang Martens und Hans-Wolf Jäger untersuchen Politisierungstendenzen in der Literatur[12], Hermann Wiegmann das Verhältnis von »Redekunst und Politik« (S. 150–157); Detlev Hoffmann stellt »Überlegungen zum Problem einer politischen Ikonographie der deutschen Aufklärung« an (S. 120–149). Hinzu kommen Beiträge zum politischen Engagement des Schriftstellers Jacob Mauvillon (Jochen Hoffmann, S. 196–210) und zum Verhältnis von »Revolution und Fortschritt im Spätwerk Kants« (Reinhard Brandt, S. 211–221).

In seinem Beitrag »Erziehung und Unterricht als Politikum« (S. 53–71) betont Ulrich Herrmann, daß Erziehung und Unterricht seit dem Erscheinen von Rousseaus »Emile« grundsätzlich ein Politikum gewesen seien. Doch die Formulierung, daß die »Erziehungs- und Schulreform als integraler Bestandteil eines umfassenden Programms der ökonomischen und soziokulturellen Reform begriffen« (S. 55) worden sei, überpointiert sowohl die Planmäßigkeit wie die Einheitlichkeit der Aufklärung. Ob es ein vorgängiger gesellschaftlich-ökonomischer Wandel gewesen ist, der eine »umfassende Modernisierung«, eine an ›Industriosität‹ orientierte Mobilisierung der unteren Bevölkerungsschichten erzwang, ist doch fraglich; sind es nicht vielmehr die Impulse aus der philanthropinischen Pädagogik zusammen mit dem verstärkten Zugriff des Staates gewesen, die diesen Wandel befördert haben? Zweifellos aber hat das Zusammenspiel zwischen aufgeklärter weltlicher Obrigkeit und aufklärerischer Pädagogik dem aufklärerischen Erziehungskonzept zu seiner Wirksamkeit verholfen.

Wie man sich die verschiedenen Aspekte der Politisierungsprozesse vorzustellen hat, entwickelt H. E. Bödeker in einer umsichtigen Studie.[13] Er setzt ein mit der Veränderung im »Wahrnehmungsstil« der Gebildeten, interpretiert die Veränderung des Zeithorizonts der

11 *H. E. Bödeker/U. Herrmann*, Aufklärung als Politisierung – Politisierung der Aufklärung, S. 3–9, hier S. 4.

12 *Joachim Smitt-Sasse*, Der Patriot und sein Vaterland. Aufklärer und Reformer im sächsischen Retablissement, S. 237–252; *Andrea Hofmeister-Hunger*, Preußische Vindikationen und aufgeklärtes Beamtentum in Ansbach-Bayreuth (1792–1806), S. 253–267; *Kurt Wölfel*, Politisches Bewußtsein und politisches Schauspiel. Zum Thema ›Aufklärung als Politisierung‹, S. 72–89; *Wolfgang Martens*, Die deutsche Schaubühne im 18. Jahrhundert – moralische Anstalt mit politischer Relevanz?, S. 90–107; *Hans-Wolf Jäger*, Gestörte Natur. Zu einem Liedchen von Schubart, S. 108–112.

13 *H. E. Bödeker*, Prozesse und Strukturen politischer Bewußtseinsbildung der deutschen Aufklärung, S. 10–31.

Bildungsschicht als Übergang von einer primär affirmativen zu einem primär produktiven Verhältnis zur Welt und betont die neue Akzentsetzung im Selbstverständnis der Gebildeten, die sich im wachsenden Bewußtsein ihrer politisch-sozialen Verantwortlichkeit äußert. Aspekte fortschreitender Politisierung sind seit den 1760er Jahren weiterhin in der »ambitiösen Konzeption des am Gemeinwohl orientierten engagierten Schriftstellers« und in der neu aufkommenden Diskussion darüber zu sehen, welchen Gefahren der bürgerliche Gelehrte in der Hofwelt ausgesetzt sei. Als eine Art Politisierungsschub in den Grenzen dessen, was sich im deutschen Absolutismus als Politisierung verstehen läßt, erscheinen das Aufblühen des aufklärerischen Assoziationswesens und die Formierung einer bürgerlichen Öffentlichkeit, in der das räsonnierende und diskutierende Publikum schließlich zum »politischen Machtfaktor« aufstieg. Eine solchermaßen immer weitergreifende Politisierung der Bildungsschicht mußte schließlich an die unüberspringbaren Grenzen absolutistischer Staatlichkeit stoßen, was den Übergang von der latenten zur offenen Politisierung nur gefördert hat. Diese zur Idealtypisierung tendierende Sicht des Politisierungsprozesses wird bei Bödeker wie auch in einer Reihe anderer komprimierter und gehaltvoller Beiträge ergänzt durch den Hinweis auf vor- bzw. primär nicht-aufklärerische Faktoren der Politisierung. »Politisch« war die deutsche Gelehrtenschicht schon vor der Aufklärung insofern, als sie auch im 16. und 17. Jahrhundert politische Themen behandelte.[14]

»Politisch« war das säkularisierte Naturrechtsdenken in Deutschland von Beginn an, wenn auch mit einer anderen Zielrichtung als die jüngere Naturrechtslehre des ausgehenden 18. Jahrhunderts – insofern es die Legitimation für den sich festigenden Absolutismus abgab.[15] Keineswegs empfand sich die deutsche Intelligenz des 17. Jahrhunderts als »unpolitisch« – das betont auch Werner Schneiders[16]; allerdings hieß »politisch« nicht »staatskritisch« oder »revolutionär«. Eckhardt Hellmuth weist darauf hin, daß ein Mann wie Ernst Ferdinand Klein, der wegen seiner Bedeutung für die Konzeption des Allgemeinen Landrechts und seiner intensiven Beziehungen zu nahezu allen bedeutenden preußischen Spätaufklärern selbst gern als Repräsentant frühliberaler Verfassungs- und Grundrechtsideen angesehen wird, stärker »im Banne älterer Denkmuster« stand.[17] Hellmuth macht im übrigen darauf aufmerksam, daß über der Konzentration auf die aufklärerischen Sozietäten Politisierungstendenzen innerhalb der staatlichen Institutionen, speziell der Universitäten, nicht übersehen werden sollten (S. 223). In einer dichten Beweisführung belegt Ursula A. J. Becher, wie bei Friedrich Carl von Moser pietistische Lebenspraxis in einen aufklärerischen Kontext einrücken und erhebliche, auf politische Praxis gerichtete Energien entfalten konnte.[18]

Zu den Besonderheiten der deutschen Aufklärung gehört ihre Abhängigkeit von der Schicht der staatlich besoldeten bürgerlichen Gebildeten und Gelehrten. Deren Stellung hat ihre politische Selbständigkeit beschränkt und u. a. dazu beigetragen, daß in Deutschland eine spezifische Philosophie des aufgeklärten Absolutismus entstanden ist, die sich von der Theorie des despotisme éclairé deutlich unterscheidet und großen Einfluß gewonnen hat. Werner Schneiders zeichnet ihren Weg zwischen Thomasius und Kant nach.[19] Sie bringt mit Tho-

14 Vgl. *Horst Dreitzel*, Justis Beitrag zur Politisierung der deutschen Aufklärung, S. 158–177.

15 *Diethelm Klippel*, Naturrecht als politische Theorie. Zur politischen Bedeutung des deutschen Naturrechts im 18. und 19. Jahrhundert, S. 267–293, hier S. 268.

16 *Werner Schneiders*, Die Philosophie des aufgeklärten Absolutismus. Zum Verhältnis von Philosophie und Politik, nicht nur im 18. Jahrhundert, S. 32–52, hier S. 33.

17 *Eckhardt Hellmuth*, Ernst Ferdinand Klein. Politische Reflexionen im Preußen der Spätaufklärung, S. 222–236, hier S. 226.

18 *Ursula A. J. Becher*, Moralische, juristische und politische Argumentationsstrategien bei Friedrich Carl von Moser, S. 178–195.

19 Vgl. Anm. 16.

masius auf der Grundlage der erstmals systematisch durchgeführten Unterscheidung von Recht und Moral die »erste explizite Theorie des Rechtsstaates in Deutschland« (S. 36) hervor, entwickelt sich zwischen Thomasius und Kant vom Ideal des Philosophenkönigs zu dem eines aufgeklärten und freien Volkes und untergräbt damit am Ende die Fundamente des aufgeklärten Absolutismus. Ihren Höhepunkt erreicht diese spezifisch deutsche Linie der politischen Philosophie bei Christian Wolff in der erstrebten »Einheit von absolutem Wissen und absoluter Macht«, wobei Wolff realistisch genug ist, das Modell einer nahtlosen Einheit von Philosophie und Politik als Einheit verschiedener *Herrschafts*funktionen abzumildern zur Wunschvorstellung vom Einfluß des philosophischen Beraters. Wenn Kant die Neigung der deutschen politischen Philosophie des 18. Jahrhunderts, Freiheit auf geistige Freiheit zu begrenzen, zumindest zur Hoffnung auf Fortschritte auch bei der politischen Freiheit überschreitet, so gibt dies immerhin auch einen Hinweis auf die Transformationsfähigkeit des älteren deutschen Naturrechtsdenkens von der Legitimation absoluter Souveränität zu ihrer Kritik. Anknüpfend an seine Unterscheidung von älterer und jüngerer Naturrechtslehre und an seine schon bekannte These, daß sich der Übergang zu den liberalen Verfassungsvorstellungen bereits innerhalb des jüngeren Naturrechts der 1790er Jahre vollzieht[20], betont Diethelm Klippel die Gemeinsamkeit der politischen Ausrichtung beider Phasen, was bedeutet, daß Politisierung mehr als Änderung der Zielrichtung denn als neue Wahrnehmung der politischen Welt begriffen werden muß (S. 267–293). Damit wird die Grenze zwischen Aufklärung des 18. Jahrhunderts und Liberalismus des 19. Jahrhunderts durchlässiger, eine Tendenz, die auch Bödeker (S. 26) und Horst Dreitzel bestätigen, so etwa, wenn Dreitzel feststellt, daß Johann Heinrich Gottlob von Justi in seinem Werk bereits »alle einzelnen Elemente des liberalen konstitutionellen Staats- und Gesellschaftsmodells zur Diskussion« gestellt habe.[21]

Nach außen hin sehr viel faßbarer als bei der für das 19. Jahrhundert noch weithin unerforschten Naturrechtslehre ist die Kontinuität von Aufklärung und politisch-liberaler Bewegung des frühen 19. Jahrhunderts im Bereich der gesellschaftlichen Organisationen. Die Impulse, die vom aufklärerischen Assoziationswesen auf die politische Organisation ausgingen, sind bekannt. Im Rahmen einer Lokalstudie zu Elberfeld werden sie detailliert nachgezeichnet. Auf der Grundlage einer ungewöhnlich ergiebigen Problem- und Überlieferungslage ist *Eberhard Illner* eine gründliche, übersichtliche und anschauliche Darstellung gelungen. Er analysiert zunächst die einzelnen Typen der Gesellschaften und Vereine und untersucht dann systematisch die Tendenzen der Vereinsbildung, ihre sozialen Träger und ihre Organisationsmerkmale. In unserem Zusammenhang sind vor allem drei Gesichtspunkte von besonderem Interesse: 1. Die Zusammenhänge zwischen dem älteren Korporationswesen und den aufklärerischen Assoziationsgründungen. Der Stand der Forschung erlaubt es derzeit nicht, ohne weiteres von einer breiten unmittelbar personellen Kontinuität zwischen den frühneuzeitlichen kaufmännischen und gewerblichen Assoziationen einerseits, den aufblühenden Vereinen des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts andererseits zu sprechen, weil bisher örtliche Mitgliedschaften nicht systematisch miteinander verglichen worden sind. Gleichwohl ist zu vermuten, daß es sie gab. Am Beispiel der Elberfelder »Garnnahrung« bzw. der 1775 gegründeten »Ersten Lesegesellschaft« wird plausibel, daß es hier eine Reihe von Doppelmitgliedschaften gab – ein Indiz für ältere, voraufklärerische Wurzeln des aufklärerischen Assoziationswesens. 2. Die Zusammenhänge zwischen dem älteren Pietismus und der religiösen Vereinsbildung des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts. Bei der »Philadelphischen Sozietät« in Elberfeld weist Illner auf Merkmale hin, die die Sozietät als

20 Vgl. *Diethelm Klippel*, Politische Freiheit und Freiheitsrechte im deutschen Naturrecht des 18. Jahrhunderts, Paderborn 1976.

21 Vgl. Anm. 14, Zitat S. 170.

Vorläuferin freier religiöser Vereinsbildung im Wuppertal ausweisen (S. 18 f.). 3. Der Drang zur sozialen Exklusivität bei den aufklärerischen Lesegesellschaften, der aber eine wirkliche Abschließung der Mitglieder der »Ersten Lesegesellschaft« innerhalb der städtischen Gesellschaft doch nicht erreichen konnte. Die Ferngehaltenen gründeten ihrerseits sogleich zwei weitere Gesellschaften (S. 191).

Die Vereinsgeschichte Illners macht vor allem am Beispiel der religiösen Gesellschaften auf einen weiteren interessanten Aspekt im spätaufklärerischen Wandel der Vorstellungs- und Wissenshorizonte in der deutschen Gesellschaft aufmerksam: die Einflüsse Englands.

Diesem Thema widmet sich die umfängliche Dissertation von *Michael Maurer*, der feststellt, daß vor allem seit Beginn der 1760er Jahre das Interesse an England bei den deutschen Gebildeten zunahm. In ihrer Anglophilie – so lautet die Hauptthese – fanden die Deutschen ein Mittel, »die französische kulturelle Hegemonie in Frage zu stellen und schließlich ihr erwachendes Nationalbewußtsein mit Hilfe des Bezugs auf die verwandten Engländer zu stützen« (S. 16). Maurer geht dabei von einem umfassenden Einfluß der Modelle »Frankreich« und »England« auf Europa und von einer Polarität beider Mächte aus, wie sie Robert Mandrou seinem Handbuch in der Propyläen-Geschichte Europas als Organisationsprinzip zugrunde gelegt hat.[22] Die Dimensionen der Anglophilie, die von der Literatur (Shakespeare) über die Philosophie (Empirismus, Deismus), die Naturauffassung (Landschaftsgarten) bis zu Verfassungsfragen und dem Einfluß der englischen Frühindustrialisierung reichen, skizziert Maurer betont breit. Um so mehr muß es dann als Bruch erscheinen, wenn Maurer im Hauptteil der Arbeit sich auf acht biographische Spezialstudien über wichtige Repräsentanten der Anglophilie zurückzieht. Er begründet dies vor allem mit der Absicht, »die vielen Wege der Geschichte nicht durch Auszeichnung eines einzigen Hauptweges in Vergessenheit geraten zu lassen« (S. 107). Die Publizistik wird nur höchst sporadisch herangezogen. Faktoren der Literatursoziologie bzw. der Lesergeschichte bleiben weitgehend unberücksichtigt. Maurers »Scharfeinstellung auf herausragende Persönlichkeiten« (S. 107, Justus Möser, Sophie von La Roche, Johann Wilhelm von Archenholtz, Gebhard Friedrich August Wendeborn, Georg Christoph Lichtenberg, Johann Joachim Eschenburg, Johann Gottfried Herder, Georg Forster) hat gewiß ihre Vorzüge: Individuelle Zugänge zur englischen Sprache und Kultur, wichtige biographische Weichenstellungen, das Geflecht der persönlichen Beziehungen werden deutlich, die Beschäftigung der ›Helden‹ mit der englischen Verfassung und der Stellenwert für ihr politisches Denken werden solide beschrieben. Nichts also gegen »Lebensbilder«, vor allem solche mit thematischem Schwerpunkt – es mangelt entschieden an gut geschriebenen Darstellungen dieser Art gerade zu Vertretern der kritischen Intelligenz unterhalb der Ebene der großen Kapazitäten der Literatur- und Philosophiegeschichte. Aber im ganzen überwiegen die Nachteile. Erörterungen darüber, ob Archenholtz sich mit tz oder z schrieb, ob er 1741, 1743, 1745 oder gar 1748 geboren wurde und ob zu seinem Vornamen außer Johann und Wilhelm auch noch Daniel gehörte, sind in einer Untersuchung über »Anglophilie und Aufklärung in Deutschland« unnötig. Der Leser erhält eine Vielzahl von Informationen, die er hier weder sucht noch braucht. Der berechtigte Wunsch nach »Kulturgeschichte« wird durch diesen etwas ziellosen Pointillismus nicht gefördert. Ärgerliche Kurzschlüsse und narrative Kniffe treten immer dort auf, wo es um die tatsächliche Wirkung der individuellen Englandrezeption geht, um ihre Katalysatorfunktion für das deutsche politische Bewußtsein jenseits der acht ›Helden‹.

So behauptet Maurer einfach (S. 216), Archenholtz' Englandideal habe einen »tiefgreifenden Einfluß auf die Deutschen gehabt«, bringt dafür aber keinerlei Nachweis. Der Hinweis

22 *Robert Mandrou*, Staatsräson und Vernunft 1649–1775 (= Propyläen Geschichte Europas), Frankfurt/Berlin/Wien 1975.

auf die zahlreichen »hochgestellten Persönlichkeiten« unter Archenholtz' Korrespondenten würde erst dann einen Sinn machen, wenn sich Maurer der Mühe unterzogen hätte, die – vorhandenen – Briefe dieser Persönlichkeiten auf einen Reflex des Archenholtzschen Englandbildes hin durchzusehen. Die Beispiele für solches Verfahren ließen sich vermehren. Mit Verallgemeinerungen geht Maurer sehr sorglos um. Daß nicht »die« Bürger allein anglophil gewesen seien, sondern »der Adel« mit ihnen (S. 410), ist eine sehr weitreichende Behauptung; möglicherweise ist hier etwas Richtiges gesehen worden, aber auf der Grundlage eines einzigen Belegs – Sophie von La Roche – ist sie unzulässig, um so mehr, als Sophie von La Roche Tochter eines selbstverständlich bürgerlichen Arztes war und auch ihr Mann, Georg Michael Frank, gen. La Roche, erst 1775 nobilitiert wurde, wie uns Maurer ebenfalls berichtet. Die Zusammenfassung hätte die Möglichkeit geboten, zentrale Vorstellungskomplexe bei den behandelten acht Protagonisten zu vergleichen und aus den Lebensbildern die Variablen z. B. im »Zentralwert« Freiheit zu begründen. Aber es bleibt bei einer bloßen Aneinanderreihung von Ergebnissen, ohne Vergleichskriterien und System. Die biographischen Studien für sich – das sei noch einmal betont – sind lesenswert und vermitteln einen guten Eindruck individueller Englandbilder. Aber die mit dem Titel und den generalisierend angelegten Teilen I und III des Buches geweckten Erwartungen auf »das« Englandbild der deutschen Aufklärung werden enttäuscht. Schon ein Untertitel hätte das Unternehmen ehrlicher gemacht.

Schwierigkeiten mit der Biographik exemplifiziert auch die Voltaire-Studie des hochgeehrten Oxford-Philosophen *Alfred J. Ayer*. Das Buch nennt sich eine »intellektuelle Biographie«, und das entspricht den Akzenten, die Ayer setzt. Es handelt sich um einen umfangreichen Essay, locker gruppierend, einzelne Schwerpunkte herausgreifend. Brillant vor allem durch lakonische Formulierungen sind Lebensabriß und Charakterzeichnung im Einleitungskapitel. Der heftige Vaterkonflikt Voltaires wird betont, ebenso sein Identitätsproblem und die Hartnäckigkeit seines literarischen Geltungsstrebens wie seiner geschäftlichen Karriere. Ausführlich kommen Voltaires Bedeutung für die Shakespeare-Rezeption zur Sprache, die Auseinandersetzung mit Pascal, die Geschichtsschreibung. Die Umrisse des geistigen Profils Voltaires werden skizziert, aber nicht ausgeführt.

Die sorgfältige Interpretation der Schriften aus dem ideengeschichtlichen oder ideenpolitischen Kontext heraus ist Ayers Sache weniger. Die Diktion ist allzu erzählerisch, die mangelnde Beherrschung der indirekten Rede führt mitunter zu einem ungenießbaren Aussagensalat. Die Übersetzerin hätte hier einiges besser machen können – sei es, daß sie sich von der Originaldiktion stärker gelöst, sei es, daß sie einfach richtiger übersetzt hätte. Es ist wohl vor allem der Räsonnierstil Ayers, der hier die Klarheit nicht gerade fördert. Mitunter begibt sich Ayer ins direkte Gespräch: »Was mich betrifft, so stimme ich Russell ebenso zu wie Kant [. . .] Im Unterschied zu Voltaire kenne ich keinen guten Grund [. . .]« etc. (S. 82, vgl. auch S. 84). Diese Art des lockeren Disputs einerseits, des ausführlichen Zitierens andererseits hat Ayer gewählt, um wichtige Gedanken Voltaires einfach wieder unter die Leute zu bringen – fragt sich nur, unter welche Leute. Für den Historiker, der nicht Voltaire-Spezialist ist, wie für den interessierten Laien bleibt der geschichtliche und ideengeschichtliche Kontext zu schemenhaft; Voltaire gehört mit seinen Kämpfen zu sehr einer bestimmten Vergangenheit an, als daß man seine Ideen wie seine Idiosynkrasien ohne Vergegenwärtigung dieser Vergangenheit einfach nachvollziehen könnte.

Demgegenüber stellt der von *Werner Schneiders* herausgegebene Tagungsband der »Deutschen Gesellschaft für die Erforschung des 18. Jahrhunderts« über Christian Wolff sozusagen die Verkörperung wissenschaftlicher Gediegenheit dar; erstaunlich genug, daß er nach wenigen Jahren in die 2. Auflage ging. Allerdings handelt es sich bei Wolff um eine Zentralgestalt der deutschen Aufklärung, die aus mehreren Gründen über den Bereich der Philosophie hinaus außergewöhnliches historisches Gewicht gewonnen hat. Sichtbar verkörpert Wolff den Kampf der Aufklärung gegen die Kräfte der Beharrung, personifiziert durch

Joachim Lange als Repräsentanten des erstarrenden Pietismus. Mit der Entlassung durch Friedrich Wilhelm I. in Halle 1723 und der Rückberufung durch Friedrich den Großen 1740 verflicht sich in ihm das Schicksal der deutschen Aufklärung mit der Dynastiegeschichte der Hohenzollern. Schon deshalb ist er Symbolgestalt der Aufklärung.

Schließlich ist Christian Wolff mit seinem Werk auch der Beweis dafür, daß das Urteil über die politische Qualität des nicht-theologischen Naturrechts zwischen Extremen schwankt: Entweder es gilt als Ausdruck der prinzipiellen Opposition des Individuums gegen den absolutistischen Staat oder als Legitimation des Absolutismus oder per se als unpolitisch.[23] Wie die Option im Falle Wolffs ausfällt, das entscheidet ganz wesentlich mit bei jedem Gesamturteil über den Sondercharakter der deutschen Aufklärung. Denn daß Wolff als der bedeutendste und über Deutschland hinauswirkende Naturrechtler der deutschen Hochaufklärung weitreichenden intellektuellen Einfluß ausgeübt hat, wird bei aller Differenzierung im einzelnen nicht bestritten. Die philosophische Forschung reibt sich vor allem an der Spannung zwischen dem Verharren Wolffs in Positionen der traditionellen Metaphysik und den aufklärerischen, also auf Veränderung zielenden Impulsen seiner Philosophie. Werner Schneiders löst diesen Widerspruch u. a. mit zwei Argumenten auf: mit der Unterscheidung zwischen konservativem, metaphysischem Inhalt und moderner, rationalistischer Form;[24] und damit, daß Wolff als erster versucht habe, »mit systematischer Universalität alles Mögliche (im banalen Sinne des Wortes) zu erkennen und so einen durchgängig rational verknüpften Begriffskosmos zu erstellen«.[25] Gegenüber der skeptischen Position Schneiders' macht Norbert Hinske eine Reihe von Gründen dafür geltend, warum Wolff nicht nur in der Philosophiegeschichte, sondern auch im Prozeß der Aufklärung eine entscheidende Rolle zugefallen sei. Die großen inhaltlichen Kontroversen der deutschen Aufklärung – um die richtige Interpretation von Freiheit und um das Verhältnis von Wissen und Glauben bzw. Vernunft und Offenbarung – seien ohne Wolff nicht vorstellbar.[26] In Wolff habe sich ein »neues Selbstvertrauen der Vernunft« geäußert. Vor allem der Aufbruch aus der Kontroverstheologie ist auch eine der Bedingungen des Erfolgs Wolffs – der Rezeption seines Denkens in der katholischen Welt. Die gängige Meinung revidierend, stellt Notker Hammerstein diese Rezeption über die in den evangelischen Territorien.[27] Hammersteins Beweisführung geht von einer einfachen Wahrheit aus: der dürftigen Rolle, die die philosophischen Fakultäten in den vorhumboldtschen Universitäten gespielt haben. Er schätzt den realen Einfluß und die stilbildende Wirkung Thomasius' und seiner Schüler auch in der zweiten Phase der Aufklärung höher ein als die Wolffs. Daß Wolff hingegen an den katholischen Universitäten zu einem gewissen Einfluß kam, erklärt sich aus dem höheren Ansehen ihrer philosophischen Fakultäten, aus Wolffs Beitrag zum aufgeklärten Staatskirchenrecht, das der katholischen Bedürfnislage in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts entsprach, und aus dem Interesse an einer gewissen Modernisierung des Lehrkanons.

Einen spannenden Beitrag zur Wirkungsgeschichte der Aufklärungsphilosophen leistet schließlich auch Günter Mühlpfordt.[28] Er räumt dem Wolffianismus insgesamt auch für die

23 Vgl. *Klippel*, Naturrecht als politische Theorie (wie Anm. 15), S. 267.

24 So schon in *Werner Schneiders*, Die wahre Aufklärung. Zum Selbstverständnis der deutschen Aufklärung, Freiburg/München 1974, S. 14 f.

25 *Werner Schneiders*, Deus est philosophus absolutus summus. Über Christian Wolffs Philosophie und Philosophiebegriff, S. 1–30, hier S. 27.

26 *Norbert Hinske*, Wolffs Stellung in der deutschen Aufklärung, S. 307–319, hier bes. S. 312, 314.

27 *Notker Hammerstein*, Christian Wolff und die Universitäten. Zur Wirkungsgeschichte des Wolffianismus im 18. Jahrhundert, S. 266–278.

28 *Günter Mühlpfordt*, Radikaler Wolffianismus. Zur Differenzierung und Wirkung der Wolffschen Schule, S. 237–253.

protestantischen Universitäten einen hohen Stellenwert ein, unterscheidet verschiedene Phasen der Wirkung, wobei er den Höhepunkt erst in der Spätaufklärung, dort, wo sie sich offen politisiert, ansetzt, differenziert zwischen radikalen Wolffianern und gemäßigten, die sich den bestehenden Verhältnissen akkommodiert hätten. Mit seinem Begriff der »Jungwolffianer« (S. 244) trägt er Vormärz-Kategorien in die Geschichte der Aufklärung hinein. Das mag zu Überzeichnungen führen, macht aber auf harte und hart durchlebte Konflikte zwischen kirchlicher und staatlicher Autorität und universitärer Intelligenz aufmerksam, die die deutsche Aufklärung nicht mehr ganz so gesetzt und moderat erscheinen lassen, wie es üblich ist. Gerne wüßte man mehr über die von Mühlpfordt erwähnten studentischen Unruhen: Wie eng ist der Zusammenhang zwischen studentischem Tumult und intellektueller Beeinflussung durch Professoren? Geht es an, solche Unruhen in eine Vorgeschichte des latent oder offen politischen studentischen Protestes einzuordnen? Gerade Halle und Jena wären hierfür das geeignete Forschungsfeld. Im Hinblick auf die überragende Stellung Wolffs in der deutschen Aufklärung wird man im ganzen vielleicht doch annehmen dürfen, daß die Verbindung inhaltlich heterogener Elemente zu einem formal einheitlichen, viele Wirklichkeitsbereiche umfassenden und geschlossenen System die Bedingung außerordentlicher Wirkung sein kann.[29]

Noch vielfältiger in der Perspektivik auf Person, Werk und Wirkung ist der analoge, von *Gerhard Sauder* herausgegebene Band über Johann Gottfried Herder angelegt. In einer Vielzahl von Beiträgen werden Herders intellektuelle Auseinandersetzung mit Vico, Rousseau und Kant, seine Situation in Weimar, seine Wirkungsgeschichte in der deutschen Literatur wie im erwachenden osteuropäischen Nationalismus nachgezeichnet. Die ganze ausufernde und insofern die konkrete Auseinandersetzung mit seinem Werk erschwerende Breite seines Denkens zwischen Theologie, Geschichtsphilosophie, Sprachtheorie und konkreten politischen Projekten wird abgesteckt. Aus der Fülle der Beiträge seien hier nur die zu Herders Geschichtsdenken und zu seiner Bedeutung für die Politisierung der Aufklärung in Deutschland herausgegriffen. Herders Interesse an der geschichtlichen Welt ist nicht antiquarisch, er befragt die Vergangenheit auf ihr Fortschrittspotential für die Gegenwart und die Zukunft hin, wobei er in bewußter Kritik an Voltaire ein »exzeptionelles Grundvertrauen in die Güte des Daseins« geltend macht, das bei Voltaire beherrschende Theodizeeproblem also außer Kraft setzt.[30] In einer konzentrierten Studie zeigt Michael Maurer[31], daß Herder zwar gegen die aufklärerischen Geschichtstheoretiker, insbesondere gegen Voltaire, Hume, Robertson und Iselin, polemisiert, daß er aber gleichwohl an ihren wesentlichen Errungenschaften festhält: Er lehnt die Rückkehr in die geschlossene Zeitkonzeption der christlichen Vier-Reiche-Lehre ab, er gibt vor allem die von Voltaire geleistete Erweiterung des Geschichtsraumes nicht auf und übernimmt schließlich auch dessen Ausdehnung des geschichtlichen Gegenstandsbereichs, weg von der Fürstengeschichte, hin zur Kulturgeschichte. Damit wird nun auch an Herder deutlich, daß der entstehende Historismus nicht einfach Gegensatz, sondern Fortführung und Transformation der Aufklärung ist – eine Erkenntnis, die sich die Historiographiegeschichte allgemein seit zehn Jahren zu erarbeiten beginnt.[32] Daß die Ausdehnung des Gegenstandsbereichs freilich von einer ganz anderen Seite her, von Herders werk-

29 So argumentiert konzentriert auch *Christoph Link*, Die Staatstheorie Christian Wolffs, S. 171–192.

30 *Martin Bollacher*, ›Natur‹ und ›Vernunft‹ in Herders Entwurf einer Philosophie der Geschichte der Menschheit, S. 115–124, Zitat S. 119.

31 *Michael Maurer*, Die Geschichtsphilosophie des jungen Herder in ihrem Verhältnis zur Aufklärung, S. 141–155.

32 Vgl. dazu auch *Gerhard vom Hofe*, »Weitstrahlsinnige« Ur-Kunde. Zur Eigenart und Begründung des Historismus bei Herder, S. 364–382.

ästhetischem Zugang zur Kultur, wieder eingeschränkt wird, zeigt Dietrich Harth.[33] Herders symbolisierende Betrachtungsweise führt dazu, daß Natur und Geschichte in der Struktur des geformten Werks aufgehen. Wenn die »Bildungsfähigkeit« – auf das Subjekt wie das Objekt bezogen – zum maßgeblichen Bestimmungskriterium erhoben wird, so treten alle Fragen, die mit dem gesellschaftlichen Handeln zusammenhängen, zurück. So weist Herders Kulturphilosophie ein Defizit an Handlungsrationalität auf. Diese wiederum zeigt sich auf der lebensgeschichtlichen Ebene auch an Herders politischen Projekten, die Horst Dreitzel untersucht.[34] Dreitzel zeichnet Herders Weg zu wachsendem Realismus nach, der freilich auch mit erheblichen Erwartungsverzichten verbunden war. Ob Herder tatsächlich »in der letzten Phase des Ancien Régime eine politische Haltung formuliert hat, die für den deutschen Liberalismus des Vormärz charakteristisch war« (S. 296), scheint doch noch genauerer Untersuchung zu bedürfen. Man sollte den Konkretisierungsschub, den das politische Denken seit dem Zerfall der Reichsverfassung, den Umbrüchen der Reformära und dem bewußtseinsprägenden Wiener Kongreß durchlaufen hat, nicht unterschätzen; auch wird hier etwas ungeniert mit dem Wort »demokratisch« für Herders politische Haltung umgegangen (S. 284). Wie sehr allerdings Herder den Ausbruch der Französischen Revolution begrüßte und daß ihn seine knurrige Hofverdrossenheit auch nach den Ereignissen des Jahres 1793 nicht von seiner grundsätzlichen Sympathie für den Umsturz in Frankreich abgehen ließ, zeigt noch einmal Hans-Wolf Jäger.[35]

Der gewichtigste Beitrag stammt von Otto Dann.[36] Dieser gibt zunächst eine Wirkungs- und Rezeptionsgeschichte Herders.[37] Herausgearbeitet werden soll vor allem die Verwurzelung Herders in der deutschen Welt des 18. Jahrhunderts, um ihn vom Deutungsballast, der sich in der Entfaltung und Kritik des deutschen Idealismus angesammelt hat, zu befreien. Wesentliche Aspekte in Herders Verhältnis zur Nation werden aus der persönlichen Situation eines durchaus nach Einfluß und Macht strebenden Gebildeten in der deutschen Sprachinsel Riga hergeleitet. Dann kritisiert und reformuliert den historischen Topos von der »Deutschen Bewegung«, indem er sie als frühnationale Aufbruchsphase beschreibt und auf den Zeitraum zwischen 1763 und den späten 1770er Jahren begrenzt. Er skizziert die strukturellen Bedingungen des neuen Patriotismus: die Mobilisierung der öffentlichen Meinung durch den Siebenjährigen Krieg und die Wirtschaftskrise um 1770 und zeigt dann Grundlinien in der Entfaltung eines neuen nationalen Bewußtseins seit 1765 auf. Es artikuliert sich in der publizistischen Diskussion um die Möglichkeit und den Inhalt von »Patriotismus«, in der stärkeren Behandlung nationaler Inhalte in der Literatur, in der Formierung einer »deutschen literarischen Revolution«, wie Goethe das im Rückblick genannt hat, in der gehäuften Gründung »deutscher« Zeitschriften und Publikationsreihen. Ausgehend von der Lebensgeschichte Herders, weist Dann so den Zusammenhang zwischen gesellschaftlichem Geltungs- und Aufstiegsdrang der Intelligenzschicht und entstehendem Nationalbewußtsein nach.

Einen nicht so umfangreichen, aber gewichtigen Sammelband über die »Wissenschaften im Zeitalter der Aufklärung« hat *Rudolf Vierhaus* für den Verlag Vandenhoeck & Ruprecht zu dessen Firmenjubiläum vorgelegt – eine originelle und höchst begrüßenswerte Variante des Festschriftenwesens. Die neun Beiträge behandeln Theologie (Walter Sparn), Philosophie

33 *Dietrich Harth*, Kultur als Poesie. Eine Kritik an Herders kulturphilosophischen Denkbildern, S. 341–350.

34 *Horst Dreitzel*, Herders politische Konzepte, S. 267–298.

35 *Hans-Wolf Jäger*, Herder und die Französische Revolution, S. 299–307.

36 *Otto Dann*, Herder und die Deutsche Bewegung, S. 308–340.

37 Vgl. dazu auch im einzelnen *Bernhard Becker*, Phasen der Herder-Rezeption von 1871–1945, S. 423–436.

(Werner Schneiders), Klassische Philologie (Ulrich Muhlack), Rechtswissenschaft (Christoph Link), das statswissenschaftliche Fächersystem (Hans Erich Bödeker), die Geschichtswissenschaft (Peter Hanns Reill), Medizin (Richard Toellner), Mathematik und anorganische Naturwissenschaften (Andreas Kleinert) und schließlich »Gelehrsamkeit und gelehrtes Schrifttum« (Bernhard Fabian). In der Einleitung faßt Vierhaus die Übergangssituation der Wissenschaften im 18. Jahrhundert zusammen: die Differenzierung, die Neuorganisation und den beschleunigten Themenwechsel der älteren Wissenschaften, die Transformation des enzyklopädischen Interesses des 17. Jahrhunderts in Richtung auf kritische Prüfung und praktische Anwendung des Wissens, die Historisierung. *Ein* Gesichtspunkt zieht sich durch viele Beiträge: die Tendenz zur Historisierung. Muhlack zeigt am Beispiel der Antikenrezeption, daß die Aufklärung keineswegs prinzipiell traditionsfeindlich ist; die Antike wird unter dem normativen Anspruch der Vernunft mit der Gegenwart und mit allen anderen Epochen verglichen, damit aber auch relativiert, so daß ihre historische Eigenart deutlicher hervortreten kann. In einer umfänglichen und substantiellen Studie deutet Reill, gestützt vor allem auf Gatterer und Schlözer, die Tendenzen zur Verwissenschaftlichung der Historie als Ausdruck einer allgemeinen intellektuellen Umorientierung um die Jahrundertmitte, die zur Historisierung von Mensch und Natur tendiert. Dieser Einstellungswandel bildet die Grundlage dafür, daß die historische Analyse zum substantiellen Instrument »aller« Wissenschaften aufstieg; die Entfaltung der anderen Wissenschaften mit Hilfe der historischen Analyse wirkt ihrerseits auf die geschichtlichen Wissenschaften zurück und nötigt sie zur Ausweitung ihres Gegenstandsbereichs und ihrer Methodik. Die Überwindung der bloß chronologischen Reihung, die neuartige Verbindung von Philologie und historischer Analyse, die Vorstellung eigenständiger Entwicklung, die es ermöglicht, der Eigenart früher Kulturen näherzukommen – alles dieses sind Neuerungen, die in der älteren deutschen Historiographiegeschichte erst dem Historismus seit Niebuhr und Ranke zugeschrieben wurden. Mit einem Hinweis darauf, daß es derzeit eine intensive historiographiegeschichtliche Forschung zu diesem Themenbereich gibt, hätte sich Reill allerdings nichts vergeben. Reill weist zuletzt darauf hin, daß die historiographische Verwirklichung hinter der konzeptionellen Neuorientierung zurückblieb – eine wichtige Unterscheidung. Denn das Wurzelziehen von Entwicklungen des 19. Jahrhunderts im 18. Jahrhundert kann auch übertrieben werden. Bei aller Betonung der Historisierungstendenzen im Denken der Aufklärung sollte man z. B. die Reichspublizistik des späteren 18. Jahrhunderts nicht einfach als »pragmatischen Historismus« bezeichnen, weil damit am Ende die periodenbezogene Distinktionsfähigkeit abhanden kommt.[38] Ähnliches gilt für die »Revolution von oben« als Vorstellungsinhalt deutscher Gelehrter bereits im 17. und 18. Jahrhundert (S. 131 f.), auf dem das »Bündnis von Thron und Katheder« in Deutschland aufbauen soll.

Auch die DDR-Historie widmet sich jetzt intensiver der Aufarbeitung der aufklärerischen Wissenschaftsgeschichte und ihrer Repräsentanten. Ein von *Werner Bahner* betreuter Sammelband der Sächsischen Akademie der Wissenschaften in Leipzig unternimmt es, das Werk Johann Christoph Adelungs erst einmal auszumessen, in seinen verschiedenen Aspekten zu analysieren und in seiner Bedeutung für die Aufklärung in Deutschland zu würdigen. Das ist ein lohnendes Unternehmen sowohl im Hinblick auf die Historiographiegeschichte als auf die Sprachwissenschaft und auf die Geschichte der bürgerlichen Bildungsschicht in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. Adelung setzte mit seinem »grammatisch-kritischen Wörterbuch der hochdeutschen Mundart« eine der ausschlaggebenden Wegemarken in der Herausbildung einer gemeindeutschen Standard- und Hochsprache – wie jedermann weiß, der schon einmal begriffsgeschichtlich gearbeitet hat. Stärker in Vergessenheit geraten

38 So *Christoph Link*, Rechtswissenschaft, S. 134.

ist der Historiker Adelung. Ihn wieder in Erinnerung gerufen zu haben, ist das Verdienst dieses Bandes. Karl Czok ordnet Adelung in die Grundrichtung einer im ganzen positiv bewerteten bürgerlich bestimmten sächsischen Reformpolitik seit dem Retablissement ein und skizziert dabei Grundzüge einer Geschichte Kursachsens im 18. Jahrhundert.[39] Er wendet sich dabei gegen jede plakative, moralistisch-dogmatische Beurteilung Augusts des Starken und des Absolutismus überhaupt, macht dezidiert auf Lücken in der marxistischen Forschung zur »Übergangsepoche vom Feudalismus zum Kapitalismus« (S. 28 f.) aufmerksam, entwirft ein differenziertes Forschungsprogramm zu den gesellschaftlichen Prozessen und zur staatlichen Organisation im 18. Jahrhundert und postuliert vor allem vergleichende landesgeschichtliche Untersuchungen, die ja bekanntlich dem empirischen Zugriff besonders förderlich sind.
Allgemein kreisen die Beiträge natürlich um die Frage, inwieweit Adelung Grundlagen für eine »materialistische Geschichtsschreibung« gelegt hat. Werner Bahner stellt das Werk Adelungs mit seinen verschiedenen Aspekten vor und gibt einen Abriß seiner kulturhistorischen Konzeption, die auf französische Anregungen zurückgeht, Herders Theorie der Sprachentwicklung aufgreift und die Leitlinien einer aufklärerischen Universalgeschichte von Isaak Iselin übernimmt.[40] Sprachgeschichte – so Bahner – begreift Adelung »auf dem Hintergrund einer umfassenden Sozialgeschichte« (S. 18). Das mag überpointiert sein, Günter Mühlpfordt untermauert aber mit einer fundierten Analyse der Adelungschen Historiographie die Tendenz dieser Aussage.[41] Er arbeitet das geistige Profil Adelungs als eines frühen Vertreters der geschichtlichen Landeskunde, eines politischen Historikers der Zeitgeschichte und Vertreters einer sozialökonomisch fundierten Kultur- und Wissenschaftsgeschichte heraus. Ob Adelung gleichrangig neben August Ludwig Schlözer zu stellen ist, wie Mühlpfordt nahelegt, sei zunächst noch dahingestellt. Unbestreitbar dürfte sein, daß Adelung von Leistung und Wirkung her eine Figur darstellt, die sich etwa mit Friedrich Nicolai vergleichen läßt. Daß an ihn bei seinem Riesenwerk ähnlich wie bei Nicolai nicht spätere Maßstäbe der Originalität und wissenschaftlichen Akribie anzulegen sind, liegt auf der Hand. Rolf Lieberwirth gibt interessante Aufschlüsse zu den Techniken des aufklärerischen Vielschreibens.[42] Im ganzen liegt der wichtigste Beitrag Adelungs zur deutschen Aufklärung vielleicht doch mehr noch in seiner Begründung der modernen deutschen Lexigraphie als in seinem riesigen historiographisch-publizistischen Werk.

Ein weiterer Sammelband, in der Serie »Studien zur Philosophie der Aufklärung« von *Manfred Buhr* und *Wolfgang Förster* herausgegeben, vereinigt ältere und neuere Beiträge zur Wirkungsgeschichte der deutschen Aufklärung in Osteuropa, zu Herder[43], Schiller[44], zu Marat[45], zu Kant[46]. Heinrich Scheel faßt seine Deutung der Mainzer Republik noch einmal zusammen.[47] Die fällige Polemik gegen die Forschungen von Franz Dumont übernehmen an

39 *Karl Czok*, Zur Entwicklung des kursächsischen Territorialstaates im 18. Jahrhundert, S. 25–39.
40 *Werner Bahner*, Johann Christoph Adelung (1732–1806). Zum historischen Stellenwert seines wissenschaftlichen und publizistischen Wirkens, S. 7–24.
41 *Günter Mühlpfordt*, Vitam impendere vero. Der Aufklärer Adelung als Kultur- und Wissenschaftshistoriker, S. 40–54.
42 *Rolf Lieberwirth*, Staat und Recht bei Johann Christoph Adelung, S. 81–88.
43 *Valerio Verra*, Herders Revolutionsbegriff, S. 225–239.
44 *Margit Kern*, Zur Geschichtsphilosophie Friedrich Schillers, S. 262–300.
45 *G. Matthias Tripp*, Marat mort – Marat Philosophie. Der Tod Marats und seine Schrift vom Menschen, S. 339–363.
46 *Manfred Buhr/Steffen Dietsch*, Die Natur der Geschichte. Zum Theorienwandel des Geschichtlichen zwischen Aufklärung und Kantscher Transzendentalphilosophie, S. 9–39.
47 *Heinrich Scheel*, Die Begegnung deutscher Aufklärer mit der Revolution, S. 409–430.

seiner Statt Axel Azzola/Michael-Peter Werlein.[48] Gewichtig sind vor allem die älteren umfangreichen Abhandlungen von Walter Markov »Grenzen des Jakobinerstaates« (zuerst 1955) und Werner Krauss »Über die Konstellation der deutschen Aufklärung« (zuerst 1963), die hier mit Fug wieder abgedruckt wurden.

Ein Kernstück der Sammlung ist zweifellos die imponierende Gesamtskizze von Krauss auf der Grundlage einer freilich noch sehr dürftigen empirischen Forschung. Einige der Grundannahmen Krauss' sind inzwischen schlicht durch die Forschung widerlegt, so seine rigorose Verurteilung der höfischen Dichtung des Barock und der deutschen Intelligenz des 17. Jahrhunderts, wozu allerdings gesagt werden muß, daß die Neubewertung der Sprachgesellschaften und, damit verbunden, wesentlicher Aspekte der Barockliteratur auch in der nicht-marxistischen Literatur erst seit den 70er Jahren wirklich neue Erkenntnisse zu bringen beginnt.[49] Unzweifelhaft setzte schon mit den Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts eine Aufstiegsbewegung der bürgerlichen Bildungsschicht ein, die allerdings in ihren Möglichkeiten durch die konkrete gesellschaftliche und politische Machtverteilung eingeengt war. Es gilt hier also, die Spielräume sorgfältig auszuloten. Man sollte auch nicht die Maßstäbe, die sich in der Aufklärung mit dem Wort »Kritik« verbinden, umstandslos auf die Mitte des 17. Jahrhunderts zurückübertragen; daß »die« Dichter sich der höfischen Welt »willenlos« übereignet hätten, ist so sicher falsch (S. 40–42). Unhaltbar ist vor dem Hintergrund der Forschung zur Sozialgeschichte der Aufklärung auch die These, daß der »größere« (im Vergleich zu Westeuropa) »soziale Purismus der deutschen Aufklärung« allzu teuer erkauft worden sei mit dem »vollständigen Verzicht auf jede praktische Einflußnahme, auf jede politische Wirksamkeit« (S. 44). Überzogen ist die Gleichsetzung von »patriotisch« und »demokratisch« in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. Krauss übertreibt entschieden den Egalitarismus der deutschen Aufklärung und verkennt die Verflechtung der deutschen Aufklärer mit der Hof- und Adelsgesellschaft. Viel zu weit geht die These von einer in den 1770er und 1780er Jahren »allenthalben in Deutschland zu belegenden Revolutionsbereitschaft« (S. 60). Zu ihrer Begründung beruft sich Krauss vor allem auf literarische Quellen: Gedichte der Brüder Stolberg, Chr. F. D. Schubarts und C. A. Bürgers. Ihre Tyrannenhaß-Rhetorik bleibt aber durchaus dünn im Chor volltönender Stimmen aus Dichtung und Publizistik dieser Jahrzehnte, die grundsätzliche, aber keineswegs revolutionäre Kritik äußern. Die Differenz von Aufklärung und volksaufklärerischen Impulsen kommt gar nicht in den Blick, ebenso wie die Probleme der Bildungsschicht überhaupt, ihr Heraustreten aus der Fixierung auf die ständische Ordnung, ihre gleichwohl aufrechterhaltene, z. T. forcierte Distanzierung nach unten, ihr sozialer und ideenpolitischer Zwischenzustand. Eine Reihe weiterer Aspekte ließe sich anführen, wo Differenzierungen angebracht werden müßten. Am auffälligsten ist überhaupt die Schwäche in allen konkret sozialgeschichtlichen Fragen; die bürgerliche Intelligenz als eigene Schicht ist kein Thema. Gleichwohl ist die Studie eine bedeutende Leistung, die die Forschung auch heute noch befruchten kann. Zu Recht wirft Krauss die Frage auf, welche Auswirkungen der Siebenjährige Krieg *als Krieg* auf die Ausbildung eines deutschen Nationalbewußtseins gehabt hat. Herder z. B. ist von dieser Erfahrung in Riga – zwischen Rußland und Deutschland stehend – tief geprägt worden. Wenn die These von der Revolutionsbereitschaft auch überzogen ist, so hat Krauss doch sehr frühzeitig den schroffen Anti-

48 *Axel Azzola/Michael-Peter Werlein*, Demokratie in Mainz – eine verfassungstheoretische Betrachtung, S. 431–439.

49 Vgl. v. a. *Martin Bircher/Ferdinand van Ingen* (Hrsg.), Sprachgesellschaften, Sozietäten, Dichtergruppen (= Wolfenbütteler Studien zur Barockforschung, Bd. 7), Hamburg 1979; *Volker Sinemus*, Poetik und Rhetorik im frühmodernen deutschen Staat. Sozialgeschichtliche Bedingungen des Normenwandels im 17. Jahrhundert, Göttingen 1979.

absolutismus mancher Schriften aus der Patriotismus-Diskussion herausgearbeitet, eine Erkenntnis, der sich die westdeutsche Aufklärungsforschung erst in den letzten Jahren angeschlossen hat. Das Gewicht der radikalen Aufklärer und Dichter, die Krauss im Auge hat, ist noch genauer zu erkunden. Sind nicht auch tatsächlich die bereits vor 1789 kursierenden Verschwörungstheorien, die durch die Arbeiten von Fritz Valjavec, Klaus Epstein und Rogalla von Bieberstein in ihrem Inhalt und ihrer Virulenz bekannt sind, ein Indiz dafür, daß eine »deutsche Republik« zumindest in der besorgten Perspektive des entstehenden Konservativismus zur ernsthaften Möglichkeit geworden ist (vgl. S. 79)? Eine weitere Grundbedingung gesteigerter Unruhe war in den späteren 1780er Jahren immerhin gegeben, wenn auch nur im Interessenbereich der Bildungsschicht: ein restaurativer Kurs nach einer längeren Phase der Öffnung und Reform, ohne daß wesentliche Ziele weitergehender Reformforderungen erreicht worden wären.
Daß die marxistisch orientierte Geschichtsschreibung Probleme mit der spezifischen Sozialgeschichte der Bildungsschicht und mit einer entsprechenden Sozialgeschichte ihrer Ideen hat, ist auch dem Aufsatz von Wolfgang Förster über die »Religionskritik der deutschen Aufklärung« zu entnehmen.[50] Försters materialreiche und informative Untersuchung läuft darauf hinaus, immer offener werdende Übergänge von theologieimmanenter philologisch-historischer Kritik zu umfassender Religionskritik herauszuarbeiten und zu zeigen, wie sich einerseits die Kirchenkritik der älteren Sektentradition zum Element bürgerlicher Aufklärung transformiert und wie andererseits die deistische Bibelkritik die Kritik an der weltlichen Herrschafspraxis des Christentums vorbereitet. Sicherlich trifft zu, daß hier Aspekte einer »spezifisch bürgerlichen Umdeutung der Religion« (S. 223) vorliegen; allerdings müßte genauer expliziert werden, wie sich der Zusammenhang von Religion und Herrschaftsformation im »Feudalismus« einerseits, in der »bürgerlichen Gesellschaft« andererseits darstellt. Nur dann läßt sich wirklich beurteilen, ob die Kritik der Religion dem »ideologischen und institutionellen Überbau der deutschen Feudalgesellschaft« tatsächlich »vernichtende Schläge« (S. 237) zugefügt hat. Schließlich wendet sich Jan Rachold[51] dem Problem der Geheimgesellschaften zu, das die DDR-Historie bisher vernachlässigt hat. Rachold läßt sich hier durch die westliche Forschung (Koselleck, Hammermayer, van Dülmen, Grimminger) anregen; allerdings überakzentuiert er die »eminent politische Rolle« der Geheimgesellschaften (S. 242), eine Überzeichnung, die den komplizierten Handlungs- und Wirkungsbedingungen im Absolutismus nicht ganz gerecht wird; zudem nimmt er die Geheimgesellschaften zu einlinig ausschließlich für aufklärerische Bestrebungen in Anspruch.

Eine sehr wesentliche Lücke in der Aufarbeitung der Aufklärung, die in den letzten Jahren immer fühlbarer geworden ist, hat jetzt *Horst Möller* geschlossen: den Mangel an Synthesen. Ausgehend von den Aufklärungsdefinitionen Kants und Mendelssohns, entwickelt er zunächst systematisch konstitutive Prinzipien der Aufklärung, ihre Anthropozentrik, das Prinzip der Kritik, den Willen zur Reflexion, die Prozessualität des Denkens – »Aufklärung ist nicht, sondern wird« –, den Fortschrittsgedanken, schließlich die Vieldeutigkeit des Begriffs Aufklärung im aufklärerischen Sprachgebrauch selbst. In zwei Kapiteln »Dialoge mit der Zeit: Ursprünge der Aufklärung« und »Dialoge mit der Zeit: Ziele der Aufklärung« rekonstruiert er die Entwicklung von der »Kritik der Erkenntnis zur Reflexion der Kritik« und die »Kritik der Offenbarung und das Postulat einer ›natürlichen Religion‹« sowie die Dis-

50 *Wolfgang Förster*, Zur Religionskritik der deutschen Aufklärung in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts, S. 145–224.

51 *Jan Rachold*, Geheimgesellschaften und Aufklärung im 18. Jahrhundert. Die Aufklärungskonzeption des Illuminationsordens als eine Form der radikalen deutschen Spätaufklärung, S. 240–261.

kussion um das Verhältnis von Wissen und Macht, den pädagogischen Impuls der Aufklärung, ihren Zugang zur Geschichte und das spannungsreiche Verhältnis von Naturrecht und Herrschaftslegitimation. Daran schließen sich zwei Kapitel über die »Organisation der Aufklärung« (Freimaurerorden, Geheimgesellschaften, Universitäten, Akademien und Lesegesellschaften sowie Leserevolution und literarischer Markt) und das zunehmende Spannungsverhältnis von Aufklärung und Absolutismus mit den Fragen nach der Politisierung der Aufklärung, nach dem Verhältnis von Aufklärung und Bürgerlichkeit und nach den längerfristigen Folgen: »Revolution oder Reform« an. Möller legt großen Wert auf die Vielschichtigkeit der Aufklärung und die Breite des Spektrums aufklärerischer Ideen in Theologie, Literaturkritik, Literatur, aber auch in den politischen Implikationen oder offen politischen Intentionen der Aufklärung. Als eine Art Generalthese zieht sich die Feststellung durch das Buch, daß die Epoche immer zugleich auch von gegenläufigen Tendenzen beeinflußt war (vgl. bes. S. 34), ein wichtiges Korrektiv zur Nahperspektive der Detailforschung. Die europäische Verflechtung der deutschen Aufklärung wird souverän herausgearbeitet, ebenso wie ihre nationale Eigenart.

Die Besonderheit der deutschen Aufklärung sieht Möller vor allem in der religiösen Spaltung Deutschlands und der dadurch bedingten konfessionellen Prägung begründet, wobei er einen besonderen Akzent auf eine adäquate Würdigung der katholischen Aufklärung legt, aber auch in ihrer institutionellen Verankerung in den Universitäten, was ihre Radikalität natürlich abgeschwächt hat. Was sich in der universitäts- und wissenschaftsgeschichtlichen Forschung der letzten Jahre schon abgezeichnet hat[52], eine gewisse Aufwertung der Universitäten des 18. Jahrhunderts, wird hier aufgenommen. Höchst informativ ist der Abschnitt über das Judentum und die Aufklärung. In der Ökonomie des Buches nimmt die Geistesgeschichte durchaus absichtsvoll breiten Raum ein. Möller gibt prägnante und verständliche Erläuterungen zu Zentralbegriffen, die in der Literatur häufig gebetsmühlenartig wiederholt werden (Rationalismus und Empirismus). Die ideengeschichtlichen Ursprünge aufklärerischer Naturerkenntnis werden aufgezeigt, die entscheidende Bedeutung der Naturwissenschaften für die aufklärerische Philosophie und für die Verunsicherung des kirchlichen Weltbildes betont. Kant wird konsequent historisiert und in die verschiedenen Diskurse seiner Zeit hineingestellt. Hervorzuheben ist die außerordentliche Umsicht, mit der das Epochenphänomen Aufklärung angegangen und sein Substrat räumlich, zeitlich und in seinem inneren Variantenreichtum ausdifferenziert und abgegrenzt wird.

Der einzige, freilich nicht ganz geringfügige Einwand gegen das Buch liegt darin, daß es dem Programm der Aufklärung, dem vom Vorrang der Vernunft, bei aller Distanz, die Möller wahren will und vielfach auch wahrt, zu sehr folgt. Darunter leidet die Darstellung der aufklärerischen Anthropologie. Es ist ja nicht so, daß die Aufklärung schlichtweg die Vernunft als prima causa aller Zustände und Veränderungen, als die per se dominierende menschliche Antriebskraft gesehen hätte. Vielmehr liegt die Vernunft im Streit mit der Affektivität und Triebhaftigkeit der menschlichen Natur und hat komplizierte und rigide Anstalten zu treffen, um ihre Herrschaft zu stabilisieren und auszudehnen. Dies verlangt eine durchgängige Neuorganisation im Gesamthaushalt der menschlichen Kräfte, eine Neuorganisation, die vor allem die Disziplinierung und eine spezifische Formung der Triebe und Affekte verlangt. Mit dem neuen zivilisatorischen Standard, den die Aufklärung erarbeitet, hat sie zur Prägung des bürgerlichen Sozialcharakters und der bürgerlichen Mentalität, zur Ausbildung der »bürgerlichen Gesellschaft«, der Moderne überhaupt, mindestens ebenso beigetragen wie mit dem Willensakt des »sapere aude« und dem Prinzip der Kritik. Die »andere Seite der Vernunft« bleibt bei Möller zu sehr im Dunkeln, und damit auch ein erheblicher Teil des

52 Vgl. etwa *Peter Baumgart/Notker Hammerstein* (Hrsg.), Beiträge zu Problemen deutscher Universitätsgründungen in der frühen Neuzeit, Nendeln/Liechtenstein 1978.

Krisenpotentials, das die Aufklärung der Moderne ebenso vermacht hat wie die Möglichkeit des Triumphs über die Natur. Das Erklärungspotential der Eliasschen Theorie der Zivilisation ist hier noch nicht aufgegriffen, allerdings beginnt es sich auch gerade erst in Einzelforschung umzusetzen. Diese Einwände entwerten aber nicht die großen Vorzüge des Buches: Es handelt sich um eine nicht zu knappe und nicht zu lange, quellennahe, materialgesättigte, übersichtliche und gedankenreiche Gesamtdarstellung, die zudem vorzüglich zu lesen ist, ein Buch, das für den Spezialisten vielfältige Aspekte der jüngsten Forschung zusammenfaßt, sich gleichzeitig aber auch als Grundlage für die Lehre eignet.

Die Summe aus seiner langjährigen und intensiven Beschäftigung mit der Aufklärung hat schließlich *Rudolf Vierhaus* vorgelegt, der die Aufklärungsforschung in den letzten Jahrzehnten in besonderem Maß gefördert hat. In seiner großen *Gesamtdarstellung* Deutschlands nach dem Westfälischen Frieden gelingt es ihm meisterlich, auf wenigen Seiten die maßgeblichen Strukturmerkmale und Entwicklungstendenzen der Aufklärungsbewegung in ihrer spezifischen deutschen Form ebenso prägnant wie plastisch zusammenzufassen. Den retardierenden Elementen, welche die Entfaltung der deutschen Aufklärung, verglichen mit Westeuropa, gehemmt haben, gibt er mehr Gewicht, als etwa Möller es tut. Aufklärung wird verstanden als »der aus vielen Einzelbewegungen sich zusammensetzende Prozeß der intellektuellen und emotionalen Ablösung der Menschen von Traditionen, Institutionen und Konventionen, die der kritischen Überprüfung durch die Vernunft nicht standhalten, deshalb ihre Autorität verlieren und allmählich verschwinden müssen« (S. 179). Bei der allgemein üblichen Perspektivierung der Aufklärung auf das Revolutionszeitalter des 19. Jahrhunderts hin rückt Vierhaus die Urteilsmaßstäbe zurecht, wenn er die »konservative Komponente« der Aufklärung in Erinnerung ruft: Das Vertrauen in die Ratio schließt im allgemeinen zumindest – wäre einschränkend zu sagen – die Absage an die Irrationalität und Leidenschaftlichkeit revolutionärer Prozesse ein (S. 179).

Die hochkomprimierte Handbuchdarstellung faßt Gesichtspunkte zusammen, die *Vierhaus* in einer Reihe von Untersuchungen seit fast 25 Jahren ausgearbeitet hat. Sie sind jetzt vereint in einem Band ausgewählter *Studien* zur deutschen Geschichte im 18. Jahrhundert. Eine Reihe der hier abgedruckten älteren Studien, nicht nur zur Aufklärung, sind inzwischen fester Bestandteil des historischen Wissens und haben die Forschung vielfach angeregt, so etwa »Montesquieu in Deutschland«, »Ständewesen und Staatsverwaltung in Deutschland im späteren 18. Jahrhundert«, »Absolutismus«, »Aufklärung und Freimaurerei in Deutschland«, »Politisches Bewußtsein in Deutschland vor 1789«, aber auch »Patriotismus-Begriff und Realität einer moralisch-politischen Haltung« und »Umrisse einer Sozialgeschichte der Gebildeten in Deutschland«. Sie müssen daher hier nicht mehr im einzelnen besprochen werden. Eine Reihe von biographischen Studien, über Lichtenberg, Friedrich Nicolai und (hier erstmals publiziert) Christian Wilhelm Dohm demonstrieren eine außerordentliche Kunst, am Einzelfall sowohl das kontingent Individuelle als das Allgemeine der Zeitgenossenschaft aufzuzeigen; sie entfalten das Bedingungsgeflecht, in dem die Gebildeten in der späten Aufklärung in Deutschland stehen. In der Studie über Dohm[53] entwirft Vierhaus das Porträt des politischen Schriftstellers, der mit seiner Schrift »Über die bürgerliche Verbesserung der Juden« (1781) der Judenemanzipation wesentlich vorgearbeitet hat, als Beitrag zur »sozialen und politischen Physiognomie« der Gruppe der bürgerlichen Gebildeten. Sie ist nicht zuletzt bestimmt durch die widersprüchliche Position zwischen bürgerlich-adels- und hofkritischer Opposition und Hofnähe bzw. Staatsloyalität infolge der abhängigen beamte-

53 *Rudolf Vierhaus*, Christian Wilhelm Dohm – Ein politischer Schriftsteller der deutschen Aufklärung, S. 143–156.

ten Stellung. Die Sozialgeschichte der deutschen Intelligenz als wesentliche Grundlage für das Verständnis der deutschen Aufklärung – das ist ein Thema, das Vierhaus immer wieder aufgreift. Die Hof- und Staatsnähe der aufsteigenden bürgerlichen Gebildeten bedeutet umgekehrt, daß sich eine Reihe deutscher Monarchen und führender Staatsdiener Grundgedanken der Aufklärung zu eigen gemacht hat und daß sie es verstanden, sie »als Instrument der modernisierenden Reform ›von oben‹« zu benutzen.[54] Wichtig für die Beurteilung des Stellenwerts, der der deutschen Aufklärung im umfassenden Modernisierungsprozeß des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts zukommt, ist die strikte Unterscheidung zwischen Aufklärung und staatlicher Reformpolitik, die Vierhaus mehrfach festhält: »Die Aufklärung war keine notwendige oder gar hinreichende Bedingung für die Reformpolitik deutscher Regierungen in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts, sie hat jedoch für solche Politik neue Motive geliefert.«[55] Diese Argumentation berührt sich mit Birtschs Relativierung des »aufgeklärten Absolutismus«. Sie stellt auf die Kontinuität vor- und außeraufklärerischer staatlicher Rationalisierungstendenzen ab, die es leichter macht, die geringe Durchsetzungskraft weitergehender bürgerlicher Partizipationsforderungen zwischen 1789 und 1848 zu erklären. Deren Erfolgsbedingungen verschlechterten sich nach 1789 bzw. schon seit der Mitte der 1780er Jahre, während die Staaten seit 1799 erneut einen Rationalisierungsschub durchliefen. So ist es verständlich, daß sich das spezifisch aufklärerische Konzept aufgeklärter Reform zunehmend umformte zur »Ideologie gesetzmäßiger Entwicklung« (S. 155). Schon früh (Politisches Bewußtsein in Deutschland) hat Vierhaus darauf aufmerksam gemacht, daß das sich entfaltende Geschichtsbewußtsein des späteren 18. Jahrhunderts einen wesentlichen Bestandteil auch des politischen Bewußtseins ausmacht. Auf dieser Grundlage konnten die Aufklärer ihr Erziehungsverständnis so ausweiten, daß die Aufklärung schließlich insgesamt als »Erziehung«, auch als Erziehung zur Politik, begriffen wurde; auf dieser Grundlage entwickelte die späte Aufklärung bei Kant und Lessing, wie Vierhaus betont, aber auch Skepsis im Hinblick auf die Veränderbarkeit der Welt und des Menschen.[56] In jedem Fall, so Vierhaus, war die Aufklärung die erste epochale Bewegung der europäischen Geschichte, die sich selbst als in sich kohärenten Prozeß, als durchgehende Steigerungsgeschichte interpretierte, mit der Orientierung auf die Zukunft hin. Auch darin sieht Vierhaus allerdings einen wesentlichen Grund ihres begrenzten politischen Erfolgs: Der antizipatorische Charakter ihres Denkens und ihrer Argumentation förderte »die Diskrepanz zwischen Programm und Realität der Aufklärung, zwischen ihren Intentionen und ihren Mitteln, ihren Zielen und dem, was sie erreichte« (S. 87).

54 *Ders.*, Aufklärung als Lernprozeß, S. 91.

55 *Ders.*, Aufklärung und Reformzeit. Kontinuität und Neuansätze in der deutschen Politik des späten 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts, S. 254.

56 *Ders.*, Aufklärung als Lernprozeß, vgl. bes. S. 90.

Heiner Wilharm

Rückzugsgefecht der Aufklärung?

Joseph von Sonnenfels, hrsg. von Helmut Reinalter (= Veröffentlichungen der Kommission für die Geschichte Österreichs, Bd. 13), Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 1988, 272 S., Ln., S 560,–/80 DM.
Gerda Lettner, Das Rückzugsgefecht der Aufklärung in Wien 1790–1792 (= Campus Forschung, Bd. 558), Campus Verlag, Frankfurt/New York 1988, 219 S., kart., 48 DM.

Eine im Jahr zuvor in Wien erschienene »akademische Schrift« war anzuzeigen: »Über die Liebe des Vaterlandes«.[1] Der Rezensent der 41. Nummer der *Frankfurter Gelehrten Anzeigen* des Jahres 1772 war nicht begeistert. Bestenfalls ein hochschulinternes Papier. Das war überraschend, denn der Autor war literarisch ambitioniert. Sollten ästhetische Kriterien in dieser Besprechung weniger ausschlaggebend, sollten es politische Überlegungen gewesen sein, die den jungen Goethe dazu veranlaßten, die Patriotismus-Schrift des gerade vierzigjährigen Joseph von Sonnenfels für verzichtbar zu erklären? Von den Berlinern um die »Allgemeine Deutsche Bibliothek« wurde Sonnenfels der »deutsche Mirabeau« tituliert. Doch das war noch Jahre vor der Revolution. Bekannt war er eher als Literat und Theaterkritiker, hervorgetreten in der Wiener Theaterdebatte, dem sogenannten »Hanswurst-Streit« zur Mitte der 1760er Jahre. Dabei schmückte Sonnenfels nicht, wie erhofft, einen »öffentlichen Lehrstuhl der deutschen Beredsamkeit«, sondern eine Dozentur für Polizey- und Kameralwissenschaft an der Wiener Universität.
»Der Mann ohne Vorurteil«[2], der »Vertraute« und Ratgeber höchster Regierungskreise, war einer der ersten, der in Österreich in Wort und Schrift die Folterpraktiken angriff. Sein Gutachten »Über die Abschaffung der Tortur«[3], das er als niederösterreichischer Regierungsrat verfaßte, mußte 1775 in Zürich erscheinen und wurde in Österreich verboten. Doch der Verfechter des *nullum crimen, nulla poena sine lege* wollte an der Beugehaft festhalten und auch die Denunziationsfolter nicht aufgeben, schien sie allein ihm doch geeignet, »eine neue Beleidigung des Staates, ein neues, nicht zweifelhaftes Laster«, zu verhindern.[4] Lessing wiederum glaubte, die Wiener Freiheit, zu denken und zu schreiben, loben zu müssen, und sah nicht zuletzt Sonnenfels als jemanden an, der sie übte und verteidigte: »Lassen Sie es doch einmal einen in Berlin versuchen, über andere Dinge so frey zu schreiben, als Sonnenfels in Wien geschrieben hat; lassen Sie es ihn versuchen, dem vornehmen Hofpöbel so die Wahrheit zu sagen, als dieser sie ihm gesagt hat.«[5]
Der Freimaurer und Illuminat im Wortsinn – auf Anregung des »Illuminationsdirektors« Sonnenfels wurde in Wien 1777 die nächtliche Straßenbeleuchtung eingeführt – war Mitglied der Wiener Eliteloge »Zur wahren Eintracht«. Seine Grundsätze für die Geheimgesellschaft: »Vaterlandsliebe, Verehrung der Gesetze, Sittlichkeit des Karakters« ebenso wie

1 Frankfurter Gelehrte Anzeigen, Nr. 41 von 1772.
2 »Der Mann ohne Vorurteil« wie »Der Vertraute« waren neben der Wiener Realzeitung und einem Periodikum für Frauen die Zeitschriften der 1760er Jahre, in denen Sonnenfels seinen literarischen und politischen Ambitionen nachkam.
3 *J. von Sonnenfels*, Über die Abschaffung der Tortur, Zürich 1775 (Neudruck 1970).
4 *J. von Sonnenfels*, Grundsätze der Polizey, Handlung und Finanzwissenschaft, Vol. 1, [5]Wien 1787, § 169, zit. im Beitrag von *W. Ogris*, S. 68; genauere bibliographische Bemerkungen vgl. ebda., S. 20 f.
5 Brief an Fr. Nicolai, zit. bei *Karl Lachmann* (Hrsg.), G. E. Lessings sämtliche Schriften 17, [3]Leipzig 1904, S. 298.

»unverbrüchliche Ergebenheit gegen seine Religion, Obrigkeit, Vaterland, und gute Sitten«. Die Revolution hält der »Provinzial von Österreich« für überflüssig. Er ist überzeugt, daß es »unbedenklich [sei], von den Rechten der Menschheit in einem Lande zu sprechen, wo eine gerechte und milde Regierung keines derselben beleidigt«.[6]

Als Kulturschaffender, Universitätslehrer, Staatsbeamter, stets war Sonnenfels am politisch-praktischen Eingriff interessiert und weniger an wissenschaftlicher Systematik oder juristischer Dogmatik. War diese Praxis nun die eines Staatsagenten im Dienst spätabsolutistischer Anpassungsreformen, der zuweilen gar im Nachtrab der Exekutive zu finden war? Gehört Sonnenfels angesichts der Alternative von bürgerlichen und aufgeklärt absolutistischen Ordnungsentwürfen auf die Seite der Verteidiger der staatlichen Variante einer vernunftbezogenen Neuordnung, die im Gegensatz zur liberalen Trennung von Staat und Gesellschaft steht und frühkonservative Züge offenbart? Oder war der Rousseau-Gegner »eine der bedeutsamsten Persönlichkeiten der österreichischen Aufklärung« (Reinalter), gar »der Ideologe der Aufklärung« (Wangermann)? Ist es ihm gelungen, den klassischen Standpunkt der ›Mitte‹ zu besetzen? Ist er folglich als »Liberaler« einzuschätzen? Stimmt am Ende beides?

Derzeit unstrittig scheint, daß Sonnenfels eine der »umstrittensten Persönlichkeiten« der österreichischen Vergangenheit ist. Der Innsbrucker Historiker *Helmut Reinalter* hat einen Sammelband herausgegeben, dessen Beiträge mit unterschiedlichem Aufwand und in unterschiedlicher Perspektive bemüht sind, strittige Fragen zu präzisieren und zu klären.

Der Herausgeber selbst gibt einen kurzen Überblick über Leben und Werk und ist mit der überarbeiteten Fassung seines Aufsatzes »Joseph von Sonnenfels und die Französische Revolution« aus dem Jahre 1978[7] vertreten. Er zeigt, daß Sonnenfels die Revolution im wesentlichen auf vier Hauptgründe zurückführt (verfehlte Außenpolitik, Despotismus im Innern, Aufstieg des Bürgertums bei Bedeutungsverlust des Adels und zunehmenden Sittenverfall) und sich selbst als Mann der Mitte definiert (S. 152). Trotz seiner Kritik am *ancien régime* sei Sonnenfels auf dem Boden ständisch-monarchischer Gesellschaft verblieben und habe die Zerstörung herkunftslegitimierter Ordnungsmuster bedauert (S. 154). –

Die umfangreichste, freilich schon 1984 abgeschlossene, Studie des Bandes stammt aus der Feder von *Werner Ogris* (Wien) und beschäftigt sich mit »Joseph von Sonnenfels als Rechtsreformer« (S. 11–95). Robert Kann folgend, bestätigt Ogris, daß Sonnenfels seiner Zeit zwei Prinzipien eingeprägt habe: »einerseits die Anerkennung des Rechts als einer Ordnung zeitgemäßen Denkens und andererseits die Unterordnung sozialen Wirkens unter das Gemeinwohl«.[8] Was hier, einigermaßen dunkel, die Unterordnung des sozialen Wirkens unter das Gemeinwohl heißt, dürfte die staatsagitatorischen Ambitionen Sonnenfels' betreffen. Als solche interessieren sie Ogris indes wenig. Angesichts des Sonnenfelsschen *Positivismus* in politischen und Rechtsfragen arbeitet er mit Akribie die Arbeitsgebiete des österreichischen Beamten kapitelweise ab: Staatsentstehung, Staatszweck und Staatsmacht (II), Gesetzgebungslehre, Stellung des Richters zum Gesetz (III), die österreichische Kodifikationsbewegung, an der Sonnenfels Anteil hatte (IV), verwaltungsrechtliche (V), strafprozeßrechtliche (VI) und strafrechtliche (VII) Aspekte und zuletzt »einige Privatrechtssplitter« (VIII) des Kameralisten (vgl. S. 20). Die theoretischen und philosophischen Voraussetzungen dieses Ideologen positiven Staatshandelns werden von Ogris im Hintergrund gehalten. Der Gang durch die rechtswissenschaftlich relevanten Publikationen Sonnenfels' scheint *dessen* Prä-

6 *J. von Sonnenfels*, Handbuch der inneren Staatsverwaltung mit Rücksicht auf die Umstände und Begriffe der Zeit, Wien 1798 (Vorrede XIII).

7 In: Innsbrucker Historische Studien 1/1978, S. 72–92; hier u. d. T.: Joseph von Sonnenfels als Gesellschaftstheoretiker, S. 139–156.

8 *Robert Kann*, Kanzel und Katheder. Studien zur österreichischen Geistesgeschichte vom Spätbarock zur Frühromantik, Wien/Freiburg/Basel 1962, S. 173.

missen zu teilen – obwohl auch nach Ogris' Auffassung eine andere Orientierung denkbar wäre (und die Lektüre der Sonnenfels-Texte dann kritischer ausfallen sollte). »Für die praktisch-politische Umsetzung dieser Ideen war es von entscheidender Bedeutung, daß die Aufklärung und ihr rationalistisches Naturrecht ein geschichtsmächtiges Bündnis mit dem Absolutismus eingingen.« (S. 12). – Eine Voraussetzung, die auch Reinalter zustimmend zitiert: »daß in den habsburgischen Gebieten nicht die Philosophie zur Reform aufrief, sondern die Praxis der Aufklärung für die Durchführung von Neuerungsmaßnahmen entscheidend war« (S. 139). –

Daß der Kern möglichen Streits um Sonnenfels – und auch das historisch Interessante – weniger in der Sicherung der biographischen und werkgeschichtlichen Fakten liegt denn in der Kontroverse über zentrale Rezeptionsbegriffe, nicht zuletzt der Kategorie *Aufklärung* und vergleichbarer Konzepte, veranschaulicht deutlich der Beitrag von *Ernst Wangermann* (Salzburg). »Joseph von Sonnenfels und die Vaterlandsliebe der Aufklärung« (S. 157–169) will zeigen, daß Sonnenfels den »romantischen Patriotismus« (S. 167) zugunsten eines »Patriotismusbegriff[s] der Aufklärer« (S. 166) abgelehnt habe. Wangermann glaubt, daß dies eine historisch fruchtbare Untersuchung sei, solange noch »Begriffe wie Gefühl, Vaterlandsliebe und Idealismus mit der romantischen Reaktion gegen die Aufklärung verbunden werden« (S. 157). Daß das Begriffspaar »politische Romantik« – »Aufklärung« selbst kaum dazu beiträgt, der historischen Dialektik auf die Spur zu kommen, scheint dem Autor keine selbstverständliche Einsicht. Also hören wir, daß Gefühl (Patriotismus) sehr wohl in der Vernunft wurzle (S. 158) und folglich auch ›aufklärungswürdig‹ sei. Die objektiv beste Entsprechung finde die um das Gefühl bereicherte Vernunft in den Gesetzen. Also orientiert sich der Patriotismus am Gesetz. – Die Frage nach der Rechts- und Gesetzeshoheit läßt die Fronten offenbar zerfallen: Theresia und Joseph II. brauchten einerseits die theoretische Untermauerung ihrer Reformvorstellungen, um sich gegen die »mächtigen Oppositionskräfte« durchzusetzen (die übrigens auch einen Begriff von Aufklärung – »echte Aufklärung« [S. 163] – verwendeten). Andererseits wollten sich die Herrscher nichts von »Weisen, Bürgerfreunden oder gar Volksvertretern« vorschreiben lassen. Doch »die Sonnenfels'sche Perspektive« – politische Partizipation des Volkes (?) – dominierte nichtsdestotrotz bald »unter den österreichischen Aufklärern«. »Es entstand daher eine Spannung zwischen Reformabsolutismus und radikaler Aufklärung.« »Diese Radikalisierung der Aufklärung« rief wiederum »loyale Entrüstung« über die Räsonnements gegen einen »reformorientierten Fürsten« hervor. »Die gemäßigten Aufklärer tendierten nun zum konservativen Lager«, und das »Reformprogramm« – der Reformer ›von oben‹ – wurde spätestens nach 1792 »stillgelegt« (S. 160). Sonnenfels' Patriotismus(begriff) spielt seine aufgeklärte Rolle, als er während der Koalitionskriege dazu dienen kann, die Massen in den Krieg gegen die Revolution zu führen. Da nur besitzende Bauern bereit sind, ihren Boden zu verteidigen, soll es eine »Rückkehr zur Politik der aufgeklärten Reformen bedeuten, die unerläßliche Voraussetzung für einen vom Patriotismus getragenen Volkskrieg« zu schaffen (S. 164); indem nämlich – und hier schließt sich der Wangermannsche Argumentationskreis –, wie Sonnenfels in seiner Patriotismusschrift gefordert hatte, der Boden den Bauern zum Eigentum überlassen würde. »[Denn] Eigentum des Bodens und persönliche Freiheit machen ein feldbauendes Volk zu Patrioten«.[9] – »Die damals stürmisch vordringende politische Romantik« machte der aufgeklärt-konterrevolutionären Koalition zwischen Polizeihofstelle und *den* Aufklärern einen Strich durch die Rechnung. –

Erfreuliche Klarheit schafft die Studie von *Jörn Garber* (Marburg): »Joseph von Sonnenfels und das späte Naturrecht« (S. 97–138). Er arbeitet heraus, daß der Rezeptionsstrang, der Sonnenfels' kameralistisches Werk in den Umkreis liberaler Ideen stellen möchte, dies zwar scheinbar berechtigt mit Hinweisen auf *einzelne* Theoreme tun kann (z. B. Toleranzange-

9 Über die Liebe des Vaterlandes, Wien 1771, S. 46.

bote, Verzicht auf Staatsinterventionismus in Einzelfragen, Verwerfung der Folter), daß diese These aber *insgesamt*, vor allem im Blick auf Sonnenfels' Staatsbegründung, nicht gerechtfertigt erscheint. Fazit: Sonnenfels' »etatistischer Utilitarismus« ist vom aufgeklärten Spätabsolutismus geprägt. Dessen Vorstellungen von der Unterordnung der gesellschaftlichen Sphäre unter die Staatstätigkeit ist mit den Ideen des Liberalismus, der sich auf die Gesellschaftstheorie des ›jüngeren‹ (seit 1770 in Deutschland ausformulierten) Naturrechts beruft (Grundpfeiler: Menschenrechte von Natur, Vertragstheorie, Trennung von Gesellschaft und Staat), nicht zu vereinbaren. Wichtig erscheint, daß diesem Argument *nicht* mit dem Hinweis auf den Positivismus des Sonnenfelsschen Politikinteresses begegnet werden kann. Garber findet nämlich unter der »›empirisch-historischen‹ Begründungsform des Staates« zahlreiche Elemente des älteren Naturrechts – allerdings aus der Systemkonstruktion gelöst (S. 104). »Deren Rückbindung an ethische Basissätze wird aber durch einen Utilitarismus ersetzt, der bereits im Keim eine naturrechtliche Argumentationsform ausschließt« (ebda.)! Dabei kommt der Staatslehre Sonnenfels' das Verdienst zu, eine, den Absolutismus überschreitende, besondere Form der »modernen Anstaltsstaatstheorie« entwickelt zu haben (S. 124). Der Anti-Rousseauismus des Sonnenfelsschen Spätwerks gibt der Intention nach eine Kritik der Französischen Revolution im Sinne des Spätabsolutismus (S. 120). Die verbale Radikalität Sonnenfels' ist vordergründig: Sonnenfels nimmt den Revolutionskategorien die Schärfe ihrer Herkunft, indem er sie rein legalistisch funktionalisiert. Gleichheit ist nur als Rechtsgleichheit, ohne soziale Dekorporierung, vorgesehen und fügt sich damit dem »monarchischen Rechtsideal« des Beamten (S. 134). Der Bürgerbegriff bemüht in Wahrheit den des staatsunmittelbaren Untertans; Freiheitsbestimmungen erweisen sich letztlich als Staatsdezisionen. Die Mittelstellung zwischen Revolutionsabwehr und Reformforderung zu Zeiten, da die Anpassungsreformen ›von oben‹ selbst schon weiter fortgeschritten waren als die konservativ zurückhaltenden Kompromißvorstellungen, »bezeichnet das Dilemma einer beamteten Intelligenz, die den Staat nach Vernunftnormen ›rationalisieren‹ wollte, durch die ›Totalreform‹ der Französischen Revolution aber zur Wirkungslosigkeit[10] verdammt wurde« (S. 138). –

Liest man die von *Hildegard Kremers* (Graz) eruierten und zusammengestellten »neuen Aspekte der Quellenforschung« zum kameralistischen Werk Sonnenfels',[11] so werden die Ergebnisse Garbers unterstrichen. Insbesondere mit Hilfe der *thematischen* Quellenauflistung (neben einer Aufstellung nach Titeln und einer weiteren nach geographischen Räumen) erhellen die Schwerpunkte der Sonnenfelsschen Arbeit. – Bemerkenswert auch, daß hier *nicht* der oft geäußerten Kritik an Sonnenfels' Epigonentum und Eklektizismus das Wort geredet wird. – Soweit Kremers Arbeit kritisch ist, demonstriert ihre Kritik die inhaltlichen Ambitionen des »Manns ohne Vorurteil« (vgl. S. 190). – Wir erhalten eine Präferenzliste der Interessen des Kameralisten (S. 189): Dabei stellt sich heraus, daß an erster Stelle Interessen stehen, die sich u. d. T. ›Effektivierung der Ökonomie‹ zusammenfassen lassen (Kapitalvermehrung, gleichmäßig verteilter Konsum, Erhöhung der Konkurrenz etc.). Schon an zweiter Stelle rangieren Themen der ›Sozialdisziplinierung‹, d. h. Interessen, die der »Erziehung der Massen zu mehr und besserer Arbeit« gelten, gefolgt von gleichgearteten Zielen hinsichtlich des müßigen Adels. Vierter Schwerpunkt ist die Reform auf dem Gebiet der Landwirtschaft (»vor allem durch aus England übernommene Anbaumethoden«!). Dann erst folgen Fragen, die sich mit der Neuordnung des Strafrechts und ähnlichen Problemen befassen.

Der Aufsatz von *Hilde Haider-Pregler* (Wien) zeigt, daß man sich sinnvoll auch mit dem

10 Was angesichts der dokumentierten Aktivitäten Sonnenfels' auf den verschiedensten Gebieten allerdings übertrieben erscheint.

11 Das kameralistische Werk von Joseph von Sonnenfels. Einige neue Aspekte der Quellenforschung, S. 171–190.

Theaterkritiker, Literaten und Kulturfunktionär Sonnenfels auseinandersetzen kann. Doch stellt sich heraus, daß auch hier der Kameralist nicht vergessen werden darf. So erstaunt nicht, daß die gründliche Untersuchung zu Garbers Schlüssen vergleichbaren Ergebnissen gelangt. »Die späteren Nationaltheatergründungen des aufgeklärten Absolutismus dürfen [. . .] nicht nur vom kunsttheoretischen oder theaterpraktischen Gesichtspunkt her gesehen werden« (S. 196). Schon in der Zeit, in der sich Sonnenfels »öffentlich und praxisbezogen« mit seiner »Lieblingsmaterie«, der Schaubühne, beschäftigte, d. h. bis 1770, standen die sozialpädagogischen Wirkungsabsichten vor den ästhetischen und künstlerischen Überlegungen. Die Regierung solle die Schaubühne unter ihre Fürsorge und Kontrolle nehmen; die Zensur habe darüber zu wachen, daß das Theater als Sittenschule der Nation seine Aufgabe erfülle. Politische Wirkung der Bühne wurde »kongruent mit den Absichten des Staates gesehen« (S. 200). »Zieht man die 1770 von Sonnenfels erstellten Zensurbestimmungen in Betracht, so wird man sich hüten, in diesem Vorschlag [. . .] ein konziliantes Angebot für ein Nebeneinander von Volkskomödie und Hochstiltheater zu vermuten« (S. 206). Vielmehr geht es um die schrittweise Zurückdrängung eigenständiger Volkskunst. Der mit ihrem Wirken vermuteten Agitation der unteren Volksschichten sollte der Boden entzogen und *jede* Art von ›Sittenlosigkeit‹ eingedämmt werden. Die moralisch-ästhetische Bildung wie auch alle anderen Äußerungen des Untertans waren nach Sonnenfels' Ansicht der Staatsaufsicht zu unterstellen.

Daß mit der Literarisierung der Wiener Bühne, welche die Moralisierung des Theaters begleitete, der Grundstein gelegt wurde für eine spätere Konsolidierung des Burgtheaters als »repräsentatives Staatstheater«, ist wohl nicht zuletzt auch auf den Ordnungswillen des »Manns ohne Vorurteil« zurückzuführen. –

Die Lektüre des Sonnenfels-Bandes vermittelt den Eindruck, daß der im Vorwort avisierte »Beitrag zur laufenden aktuellen Aufklärungsdiskussion« eher indirekter Art ist. Und das in zweierlei Hinsicht. Zum einen, soweit sich die Zweifel an Sonnenfels' Rolle als »Herold der österreichischen Aufklärung«[12] als stichhaltig erweisen. Statt dessen erhellen die Umrisse einer spätabsolutistisch-reformerischen und antiaufklärerisch-frühkonservativen Strömung, die für die Entwicklungen im 19. Jahrhundert bestimmende Marken setzte. Von hier aus erscheinen Aufklärungsdenken und aufgeklärt bürgerliche Politik bestenfalls im Kontrast. Dies ist kein Unglück. Um so eher besteht Anlaß – der zweite Aspekt –, die Rezeptionsprämissen selbst zu thematisieren, die immer noch, und scheinbar ohne Alternative, im Raster der »politischen Strömungen« (Valjavec[13]) auf manifest politische, auf ideologische oder auf kulturtheoretische *Großkategorien* orientieren, um geschichtliche Praktiken und Mentalitäten in den Griff zu nehmen. »Aufklärung« und »Demokratismus«, »Liberalismus« und »Konservati(vi)smus«, »Reformismus« und »Absolutismus« von früh bis spät. Die politische Perspektive, auch das vermittelt der Sonnenfels-Band, verbindet sich leicht mit überkommenen Mustern der biographischen und werkgeschichtlichen Methode. Allerdings werden auch Perspektiven aufgezeigt: statistisch untermauerte Quellenanalysen, die zu begründeten Hypothesen führen (Kremers), theorie- und mentalitätsgeschichtlich gestützte »historische Kontextbeschreibungen« (Garber), Ansätze zur Erforschung sozialer (hier Rechts-) Praktiken im Rahmen exakt zu fassender ›Disziplinierungsdispositive‹ (Ogris) weisen den Weg einer erfolgversprechenden Verabschiedung des ›politischen Prinzips‹.[14] –

12 *Eduard Winter*, Josef von Sonnenfels, in: Tausend Jahre Österreich. Eine biographische Chronik 1, Wien/München 1973, S. 300.

13 *Fritz Valjavec*, Die Entstehung der politischen Strömungen in Deutschland 1750–1815, München 1951, [2]Düsseldorf 1978.

14 Vgl. *Heiner Wilharm*, Politik und Geschichte, Jakobinismusforschung in Deutschland, 2 Bde., Frankfurt/New York 1984.

Noch nicht auf dieses Prinzip[15] verzichten mochte *Gerda Lettner* in ihrer vom »Sokratiker« Wangermann betreuten Arbeit über den »Rückzug der Aufklärungsbewegung in Wien« nach 1792. Im Gegenteil legt sie dem Leser den vermeintlich liberalen, ›überparteilichen‹ Staatsstandpunkt ans Herz. Schließlich habe die österreichische und deutsche liberale Bewegung »auch ein überparteiliches Ziel« vertreten, »mit dem sich alle Untertanen, auch die konservativen, identifizieren konnten«. Angesichts der »nur Standesinteressen folgenden« politischen Parteien der Gegenwart offenbar »ein besonderes Anliegen« (S. 195 f.).
Die Erinnerung selbst besorgt ein Schlachtengemälde: »Dem an der Erforschung politischer Bewegungen und Strömungen interessierten Leser habe ich mit dieser Arbeit ein Gefecht auf dem Schlachtfeld der öffentlichen Meinung in Erinnerung gerufen, das der Liberalismus einer vom Kaiser geschaffenen konservativen Partei lieferte.« Genauer gesagt, handelt es sich um ein »Rückzugsgefecht« (S. 195).
Die Behauptung, über die Entstehung des Liberalismus und Konservatismus im römisch-deutschen Reich und in der Habsburger Monarchie »Aufschluß« gegeben zu haben, ist nicht gerade bescheiden. Ein Resümee des Schlagabtauschs demonstriert, daß Lettner ihre eigenen Schwierigkeiten mit den Großkategorien hat: Die »religiöse, triviale und politische Aufklärung« (S. 192) erlebt einen Aufschwung im Zusammenhang der europäischen und amerikanischen Revolutionen. In Österreich geht Joseph II. zunächst gegen die »katholische Aufklärung« vor, dann Leopold II. gegen die »Aufklärungsbewegung als solche«. Er konsolidiert die »europäische konservative Bewegung« (die »Anti-Reformbewegung« der Allianz der Throne) wesentlich mit Hilfe einer Parteigründung (»Partei der Monarchenfreunde«) und einer publizistischen Gegenoffensive, um ›die Aufklärer‹ in ihrer Spezialdomäne, dem Gefecht mit spitzer Feder, in die Schranken zu weisen. »Die Aufklärungsbewegung nahm die Herausforderung zum Kampf an. Die Angegriffenen traten miteinander in Verbindung, sie organisierten sich« (S. 192 f.). An der Spitze der Sprecher »der politischen Opposition der Residenzstadt«: Joseph von Sonnenfels (!) (vgl. S. 134 ff./145 ff.). Allerdings ist »die Aufklärungspartei« (S. 146) als solche leider »quellenmäßig nicht faßbar«. Doch der – von der Reaktion benutzte – Ausdruck weist, die Autorin ist sich sicher, »auf die Existenz einer Organisation« hin. Die zur Partei geschrumpfte Bewegung erweist sich nun in Wahrheit als Abteilung des »Liberalismus« der Jahre 1791/92. »Die Aufklärungspartei machte sich zum Sprecher aller Bürger, die sich das Recht zuerkannten, die Handlungen des absolut regierenden Fürsten zu kritisieren« (S. 194). Vorerst in Gestalt einer (von Lettner *in extenso* geschilderten) Kampagne gegen den Dunkelmann Leopold Alois Hoffmann, der den Aufbau der »ersten konservativen Partei Europas« in die Hand genommen hatte (S. 53 ff.). – Erstaunlicherweise – welche, den Historiker herausfordernden Widersprüche – nicht nur, um gegen »Demokraten«, »Illuminaten« und »Rosenkreuzer« vorzugehen, sondern *dito* gegen »den Aristokratismus in allen Gestalten« (zit. S. 55). Wie Wangermann bestätigt[16], war es nach den gescheiterten Feldzügen von 1792 die Wiener »Ministerialkonferenz«, die in ihrem Bestreben, nach dem Vorbild der englischen *Anti-Jacobin Committees* eine antirevolutionäre Publizistik zu forcieren, nicht mehr auf den Franzosen- und Revolutionsfresser Hoffmann und seine als Lesegesellschaft getarnte Geheimgesellschaft setzte, sondern auf »die Aufklärer als anerkannte Führer der öffentlichen Meinung«, u. a. auf Sonnenfels.[17] – Hoffmann jedenfalls

15 In der Konkretisierung nach Wangermannschem Vorbild: ›zwischen politischer Romantik und Aufklärung‹.
16 In: Sonnenfels, S. 163.
17 Wobei einerseits diese Aufklärer dem Auftrag nur halbherzig nachkamen (vgl. *Roger Bauer*, De Joseph à Napoléon: les écrivains autrichiens et la Révolution française, in: Les Lumières en Hongrie, en Europe Centrale et en Europe Orientale. Actes du Quatrième Colloque de Mátrafüred 20–25 oct. 1976, Budapest 1976, S. 51–55), andererseits, wie gesagt, hier nicht hinreichend geklärt scheint, was »Aufklärung« und wer ein »Aufklärer« ist.

stürzt. Vorübergehende Vorteile der Aufklärungspartei.
Die lapidare, sich selbst kommentierende Zusammenfassung Lettners: Die »konservative Parteipolitik Leopolds II. war kurzfristig gesehen keine erfolgreiche Politik. [. . .] Doch gelang es dem Kaiser, dem Publikum mit aller Deutlichkeit klarzumachen, daß er kein Gönner der Aufklärungspartei sei und daß er deren Taktik, ihn für seine Zielsetzungen zu reklamieren, mißbilligte. Das war ein Erfolg. Nun konnte sich die Aufklärungsbewegung nicht mehr so ohne weiteres als Sprachrohr der Fürsten ausgeben. Auf lange Frist war sie durch diese Politik in die politische Opposition gedrängt« (S. 194 f.) . . . –
Vielleicht wäre manch' *geschichtswissenschaftliches* Rückzugsgefecht zu verhindern, könnte die Aufklärung darüber Fuß fassen, daß noch so fleißig recherchierte historische Details dem »schaffenden Spiegel« nicht zu Farben- und Formenreichtum verhelfen können, wenn er zuvor auf Schwarzweiß-Bilder verpflichtet wurde.

Rüdiger vom Bruch

Bildungssystem, Universitäten, Wissenschaften, Gelehrte
Neuere Arbeiten und Ansätze zur deutschen Entwicklung vom 18. zum 20. Jahrhundert

I.

Bereits um 1980 zeichnete sich eine kräftige Aufschwungphase in der deutschen Bildungssozial-, Universitäts- und einzelfachbezogenen Wissenschaftsgeschichte ab.[1] Mittlerweile erscheint das zurückliegende Jahrzehnt als eine Blütephase sowohl der internal als auch der external history of science, um eine mittlerweile geläufige, auf Integration abzielende Sichtweise der angelsächsischen Wissenschaftsgeschichte anzuführen. Allerdings bleibt unser Blick vorrangig auf die humanities, die Geistes- und Sozialwissenschaften, begrenzt, nimmt zudem neben der Ideen- und der Sozialgestalt der Wissenschaften und ihres Betriebs die insbesondere universitätsgeschichtlich greifbare Verfassungsgestalt des höheren Bildungswesens einen breiten Raum ein.[2] Über die außerordentlich enge Vernetzung wissenschaftlicher Milieus, Denkstile und leistungsstimulierender Selektionsmechanismen mit dem nationalkulturell, dann nationalstaatlich geprägten deutschen Universitätstypus vor allem des 19. Jahrhunderts besteht wohl seit langem schon Einvernehmen. Die nach dem Muster W. von Humboldts und anderer errichtete neuhumanistische und zugleich durch spezifische Verwissenschaftlichungsprozesse gekennzeichnete moderne deutsche Universität sicherte der an ihr betriebenen Wissenschaft in ihrer »klassischen« Phase, um einen diskutablen Begriff Peter Moraws aufzugreifen[3], nicht nur für über ein Jahrhundert »Weltgeltung«, sondern sie formte international rezipierte Auswahl-, Kontroll- und Förderungskriterien aus[4]; sie bildete zudem das überwölbende Dach, den »obersten Gerichtshof«, einer bildungsgeleiteten

1 Vgl. *Rüdiger vom Bruch*, Universität, Staat und Gesellschaft. Neuere sozial-, disziplin- und personengeschichtliche Beiträge zum deutschen Hochschulwesen vorwiegend im 19. und frühen 20. Jahrhundert, in: AfS, Bd. XX, 1980, S. 526–544. Dort wurde eine bemerkenswerte Wahrnehmungsdifferenz binnen weniger Jahre betont; noch 1978 hatte *Frank R. Pfetsch* am gleichen Ort in einer Sammelrezension bemerkt: »Historische Arbeiten über die deutsche Hochschulentwicklung sind immer noch erstaunlich selten.« – Vgl. weiterführend auch *Rüdiger vom Bruch*, Forschungen und Arbeiten zur politischen und Sozialgeschichte des deutschen Bildungsbürgertums im 19. und frühen 20. Jahrhundert mit besonderer Berücksichtigung der Hochschullehrerschaft, in: Jahrbuch der historischen Forschung 1982, München etc. 1983, S. 36–41, ferner *Notker Hammerstein*, Jubiläumsschrift und Alltagsarbeit. Tendenzen bildungsgeschichtlicher Literatur, in: Historische Zeitschrift, Bd. 236, 1984, S. 601–633.

2 Die Gestalttypologie der neueren Wissenschaftssoziologie könnte in der historischen Forschung mit Gewinn herangezogen werden.

3 Vgl. *Peter Moraw*, Aspekte und Dimensionen älterer deutscher Universitätsgeschichte, in: Academia Gissensis. Beiträge zur älteren Gießener Universitätsgeschichte, Marburg 1982, S. 1–43.

4 Vgl. *Peter Lundgreen*, Zur Konstituierung des »Bildungsbürgertums«: Berufs- und Bildungsauslese der Akademiker in Preußen, in: *Werner Conze/Jürgen Kocka* (Hrsg.), Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert, Teil I: Bildungssystem und Professionalisierung in internationalen Vergleichen, Stuttgart 1985, S. 79–108.

oder zumindest bildungsbezogenen bürgerlichen Gesellschaft in ihrer spezifisch deutschen Ausformung[5], und sie entband neben dem zunächst auf den innerwissenschaftlichen Diskurs begrenzten, wenngleich praktisch umsetzungsfähigen Expertenwissen ein für nationale, kulturelle und gesellschaftliche Sinngebung maßgebliches Deutungswissen, das einzelne Fachrichtungen wie etwa Philosophie, Geschichte und Nationalökonomie vorübergehend oder langfristig in den Rang von gesamtgesellschaftlich relevanten Leitdisziplinen zu erheben vermochte.[6] Freilich blieb der Blick nicht auf jene »klassische« Phase im 19. und 20. Jahrhundert fixiert, die je nach Perspektive spätestens 1933 oder erst mit der Massenuniversität der 1960er Jahre auslief, vielmehr zwang die Frage nach einschneidenden Bruchzonen oder möglicherweise epochalen Kontinuitätslinien zu einer intensiveren Berücksichtigung des deutschen Universitätswesens im Alten Reich, das als forschungsstrategisch interessant[7] oder als realgeschichtlich ungewöhnlich bedeutsam[8] neue Aufmerksamkeit auf sich zog. Bereits hier zeigt sich, wie durch jene vom 19./20. Jahrhundert ausgehende Perspektive verschärft, aber doch mit ganz eigenen Schwerpunkten, Fragestellungen und Interpretationsangeboten die frühneuzeitliche deutsche Universität, die hier angebotene und geforderte Lehre, wohl auch Forschung (die sicher nicht allein auf Akademien und Sozietäten begrenzt werden kann), das dort vorhandene Personal und die Einbindung der teils schulmäßig erstarrten, konfessionell verhärteten, utilitaristisch verflachten alten Universitäten, aber auch der bemerkenswert impulsreichen neuen Reformuniversitäten (Halle und Göttingen zumal) in einzelstaatliche Zweckbindungen, reichsrechtliche Ausbildungsbedürfnisse und die Erfordernisse des aufgeklärten Verwaltungsstaates eine Beachtung verdienen, die die bislang überwiegende Geringschätzung korrigieren könnte.

Der nachfolgende Literaturbericht kann keinen Trendbericht zur neueren deutschen Universitätsgeschichte leisten[9], auf die hier vorgestellten Arbeiten auch nicht begrenzt bleiben. Allerdings müssen die einzelnen Arbeiten im Kontext eines Forschungsbooms gesehen werden, der zwar viele weiße Flecken offenläßt, aber in einzelnen Pionierleistungen wichtige methodische Schneisen schlug, empfindliche Lücken ausfüllte[10] und zudem zu ersten Überblicken und Bestandsaufnahmen anregte[11], denen die künftige Spezialforschung in Widerspruch und Ergänzung verpflichtet bleiben dürfte.

---

5 Vgl. *Conze/Kocka*, Einleitung, in: Bildungsbürgertum (wie Anm. 4), S. 9–26.

6 Dazu eingehend einzelne Beiträge in: *Gustav Schmidt/Jörn Rüsen* (Hrsg.), Gelehrtenpolitik und politische Kultur in Deutschland 1830–1930, Bochum 1986.

7 So *Moraw*, Aspekte (wie Anm. 3), der auf eine ausgreifende Sozialgeschichte des deutschen Professorats abzielt.

8 *Notker Hammerstein*, Zur Geschichte und Bedeutung der Universitäten im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation, in: Historische Zeitschrift, Bd. 241, 1985, S. 287–328.

9 Für einen solchen Versuch vgl. *Rüdiger vom Bruch*, Die deutsche Hochschule in der historischen Forschung, in: *Dietrich Goldschmidt/Ulrich Teichler/Wolff-Dietrich Webler* (Hrsg.), Forschungsgegenstand Hochschule. Überblick und Trendbericht, Frankfurt 1984, S. 1–27.

10 Vgl. etwa zur Studentenschaftsgeschichte die monographischen Beiträge zum deutschen Kaiserreich von *Konrad H. Jarausch*, Students, Society, and Politics in Imperial Germany. The Rise of Academic Illiberalism, Princeton 1982; *Norbert Kampe*, Studenten und »Judenfrage« im Deutschen Kaiserreich. Die Entstehung einer akademischen Trägerschicht des Antisemitismus, Göttingen 1988; zur viel diskutierten »Sattelzeit« um 1800 ungemein anregend *Wolfgang Hardtwig*, Krise der Universität, studentische Reformbewegung (1750–1819) und die Sozialisation der jugendlichen deutschen Bildungsschicht. Aufriß eines Forschungsproblems, in: Geschichte und Gesellschaft, Bd. 11, 1985, S. 155–176. Zu einem bislang stiefmütterlich behandelten, im Windschatten der neuhumanistischen Universitätsreform nahezu vergessenen Bereich süddeutsch-katholischer Hochschulentwicklung vgl. *Rainer A. Müller*, Akademische Ausbildung zwischen Staat und Kirche. Das bayerische Lyzealwesen 1773–1849, 2 Teile, Paderborn etc. 1986.

11 So etwa *Hans-Werner Prahl/Ingrid Schmidt-Harzbach*, Die Universität. Eine Kultur- und Sozialgeschichte, München/Luzern 1981; *Werner Fläschendräger u. a.*, Magister und Scholaren. Professo-

Große Aufmerksamkeit zogen einzelne Universitäten auf sich. Naturgemäß überwiegt die jubiläumsgebundene Festschriftenliteratur. Nach der Flut des dreifachen Jubiläumsjahres 1977[12] mangelte es nicht an weiteren Anlässen, etwa in Münster und Gießen, in Würzburg, Heidelberg und Göttingen, die Gelegenheit boten, am Maßstab moderner, nicht zuletzt sozialgeschichtlicher Zugriffe zur Universitätsgeschichte mit den Vorgängern zu wetteifern. Die Universität Köln rüstete zur sechshundertjährigen Wiederkehr ihrer Gründung von 1388 mit regalfüllendem Ergebnis. Auch in der DDR setzte sich dieser Trend zu einer methodisch modernen Universitätsgeschichte durch, vielleicht ein wenig gebremst durch die eher behutsame Weiterentwicklung einer gegenüber der Bundesrepublik ungemein reichen Tradition an Universitätsfestschriften. Gleichwohl, die anläßlich des vierhundertfünfundzwanzigsten Jubiläums der Universität Jena erstellte Universitätsgeschichte zeugt ungeachtet unverrückbar erscheinender Gliederungsprinzipien von einer elastischen Fortentwicklung, die den Vergleich mit der westdeutschen Literatur nicht zu scheuen braucht.[13] Ein nützliches Kompendium aller derzeitigen und früheren Hochschulen im deutschen Sprachgebiet erleichtert den Zugang und erwies sich rasch als wertvolles Nachschlagewerk.[14] Große Erwartungen richten sich auf das vierbändig geplante Werk einer europäischen Universitätsgeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart, das nach einem Überblick über die einzelnen Hochschulen problemorientierte Einzelbeiträge zu zentralen Aspekten einer sehr weitgefaßten Universitätsgeschichte im europäischen Kontext für die einzelnen Epochen anstrebt. Mit dem Erscheinen des ersten Bandes ist in Kürze zu rechnen.[15]
Eigentlich methodisches Neuland hat im letzten Jahrzehnt die Bildungssozialgeschichte erschlossen, ein trotz wichtiger Vorläufer junges Wissenschaftsgebiet, bei dem ältere Traditionen der Universitätsgeschichte und mehr noch der Erziehungs- und Bildungsgeschichte mit neuen Anstößen der Sozialgeschichte und insbesondere auch quantifizierenden Methoden konfrontiert wurden, sich unter ihrem Einfluß modernisierten und mit ihnen gemeinsam zu einem neuartigen Konzept von »Bildungsgeschichte« verbanden, die wohl genauer als Bildungssozialgeschichte zu bezeichnen wäre. Als eine erste summa dieser bedeutsamen For-

---

ren und Studenten – Geschichte deutscher Universitäten und Hochschulen im Überblick, Leipzig/Jena/Berlin 1981; *Thomas Ellwein*, Die deutsche Universität. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Königstein/Ts. 1985; vgl. auch die vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart reichenden Beiträge im Themenheft »Universität und Gesellschaft« von: Geschichte und Gesellschaft, Bd. 10, 1984, H. 1.

12 Für eine Würdigung vgl. neben *Hammerstein*, Jubiläumsschrift (wie Anm. 1) *Volker Losemann*, Darstellungsformen der Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte. Zum Ertrag des Jubiläumsjahres in Tübingen, Mainz und Marburg, in: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte, Bd. 29, 1979, S. 162–208.

13 Alma mater Jenensis. Geschichte der Universität Jena, hrsg. von *Siegfried Schmidt* in Verbindung mit *Ludwig Elm* und *Günter Steiger*, Weimar 1983.

14 Hermes Handlexikon Universitäten und Hochschulen in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Eine Universitätsgeschichte in Einzeldarstellungen, hrsg. von *Laetitia Boehm* und *Rainer A. Müller*, Düsseldorf/Wien 1983. Da ich als Autor zahlreicher Beiträge über einzelne Hochschulen im Gebiet der DDR die ältere Universitäts-Festschriftenliteratur der DDR ausgiebig kennenzulernen vermochte, die im einzelnen viel Wertvolles enthält, beeindruckten mich die Vorzüge der in Anm. 13 genannten Arbeit in besonderem Maße, die über Ideen-, Instituts-, Personen-, politische und Kulturgeschichte hinaus deutliche sozialgeschichtliche Schwerpunkte setzt und über einen hilfreichen Tabellenanhang verfügt.

15 Das Gesamtunternehmen ›A History of the European University‹ wird im Auftrag der Conférence permanente des recteurs, des présidents et vice-chanceliers des universités européennes/Standing conference of rectors, presidents and vice-chancellors of the European universities von einem Herausgebergremium unter Vorsitz von *Walter Rüegg* geleitet. Über den Entstehungsprozeß und Schwerpunkte des Unternehmens informieren *Andris Barblan/Alison de Puymège-Browning/Walter Rüegg*, The History of the European University in Society: A Joint University Research Project, in: History of European Ideas, Bd. 8, 1987, S. 127–138.

schungsrichtung sind zwei neue Publikationen zu nennen (nicht vorzustellen, da sie nicht zu den hier gemusterten Rezensionsexemplaren gehören), die jene unterschiedlichen Wurzeln deutlich widerspiegeln und wohl mit einigem Grund als Meilensteine betrachtet werden dürfen. Nach zehnjährigen Vorarbeiten liegt nun der erste Teilband eines Datenhandbuchs zur deutschen Bildungsgeschichte vor, für den ca. 3 Millionen Daten für einen Zeitraum von über hundert Jahren EDV-gestützt in 156 Tabellen und 128 Schaubildern erschlossen wurden.[16] Die Frequenzentwicklung in Preußen und Deutschland erscheint ungemein differenziert und nach vielfältigen Gesichtspunkten aufgeschlüsselt, periodische Überfüllungswellen können ebenso nachgewiesen werden wie die Sozialprofile der studentischen Populationen. Fast gleichzeitig erschien mit ebenfalls zehnjähriger Vorlaufzeit als erster von insgesamt sechs Bänden der Dritte Band des Handbuchs der deutschen Bildungsgeschichte zum Zeitraum 1800 bis 1870.[17] Die eigentliche Vorbereitungsphase war Anfang der 80er Jahre abgeschlossen, doch die stürmische Forschungsentwicklung zwang – neben den bei solchen Handbuchprojekten offenbar unvermeidlichen Verzögerungen – zu ständigen Erweiterungen und konzeptionellen Umformungen, die von dem ursprünglichen Projekt, das auf die »hinreichend erforscht« scheinende Geschichte der Erziehungs- und Bildungsinstitutionen abzielte, allenfalls ein Rohgerüst übrigließen. Exemplarisch verweisen die Herausgeber des Gesamtwerks in ihrem Vorwort »auf die historische Erforschung des Familien-, Kinder- und Jugendlebens, der Kinder- und Jugendliteratur und der Lektüre, der Geselligkeit und der Bildungsvereine, des Armenwesens und der Systeme sozialer Sicherung; sozial- und mentalitätsgeschichtliche Fragestellungen traten im Bereich der Erziehungs- und Bildungsgeschichte erst in den letzten zehn Jahren in den Vordergrund. Dies alles hat die Forschungs- und Diskussionslage grundlegend gewandelt und auf vielen Gebieten Desiderata bildungsgeschichtlicher Forschung deutlicher hervortreten lassen.«[18]
Stürmisch war auch der Erkenntniszuwachs, die Entwicklung neuer Interpretationsansätze, begleitet von heftigen Diskussionen, von Kontroversen, in der Erforschung einzelner wissenschaftlicher Disziplinen. Nur noch die Spezialisten vermögen das Feld zu überblicken. Spezielle Periodika erlauben genauere Aufschlüsse. So sei insbesondere für die naturwissenschaftlichen und medizinischen Disziplinen auf die 1978 begründeten, sehr schnell renommierten »Berichte zur Wissenschaftsgeschichte« verwiesen, die aber auch eine erfreuliche Öffnung für geistes- und sozialwissenschaftliche Disziplinen, für generelle Fragestellungen der Universitäts-, Wissenschafts- und Bildungsgeschichte erkennen lassen. Unser Bericht konzentriert sich vor allem auf die Geschichte der Geschichtswissenschaft, für die wichtige Arbeiten vorgestellt werden. Hier sind auf breiter Front Diskussionen eröffnet worden, die weit über die Aufhellung einzelner Historiker und begrenzter thematischer Fragestellungen hinausreichen. Jubiläumsbedingte Sammelwerke zur Entwicklung der Geschichtswissenschaft an einer einzelnen Universität vermögen Traditionslinien, Brüchen und Filiationen der Disziplin über zwei Jahrhunderte hinweg nachzuspüren[19]; eine intensive und, wie es scheint, fruchtbare Diskussion bahnt sich an über den Stellenwert der Aufklärungshistorie. Muß der Beginn der modernen Geschichtswissenschaft in Deutschland vorverlegt werden zu den Göttinger Historikern der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, oder bleibt trotz ihrer

16 Datenhandbuch zur deutschen Bildungsgeschichte, Bd. 1, 1. Teil: Das Hochschulstudium in Preußen und Deutschland 1820–1944, von *Hartmut Titze* unter Mitarbeit von *Hans-Georg Herrlitz, Volker Müller-Benedict* und *Axel Nath*, Göttingen 1987.

17 Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte, Bd. III: 1800–1870. Von der Neuordnung Deutschlands bis zur Gründung des Deutschen Reiches, hrsg. von *Karl-Ernst Jeismann* und *Peter Lundgreen*, München 1987.

18 Ebda., Vorwort von *Ulrich Herrmann* für die Herausgeber, S. V f.

19 Geschichtswissenschaft in Göttingen. Eine Vorlesungsreihe, hrsg. von *Hartmut Boockmann* und *Hermann Wellenreuther*, Göttingen 1987.

beachtlichen modernisierenden Elemente die Zäsur des »Historismus« um 1800 maßgeblich?[20] Zur Geschichte der Historiographie im 20. Jahrhundert wurde ein Forschungsprogramm entwickelt, das neue Akzente setzt und dessen monographischer Einlösung man mit Spannung entgegensehen darf.[21]

Neben der Geschichtswissenschaft werden hier weitere Kulturwissenschaften – um Max Webers Begriff aufzunehmen – eher peripher erörtert. Das hängt mit dem Charakter dieses Berichts zusammen, der über Jahre hinweg aufgelaufene Publikationen in einer Sammelrezension vorzustellen, auch in übergreifende Trends einzuordnen sucht, aber selbstverständlich von den vorliegenden Arbeiten auszugehen hat. So erscheinen etwa – für sich bedeutsame, interessante – Arbeiten zur Geschichte der Sozialwissenschaften, zur protestantischen Theologiegeschichte, die aber nur einen unzureichenden Eindruck von den neueren fachhistorischen Bemühungen in diesen Disziplinen vermitteln. Die Soziologiegeschichte etwa erscheint derzeit nachgerade als ein Modethema. Historisches Arsenal für aktuelle Schlachtordnungen in der Zweckbestimmung einer verzweigten, zwischen Selbstüberschätzung, Einigelung und neuen Deutungsmustern schwankenden Disziplin, Aspekte disziplinärer »Vergangenheitsbewältigung«, Besinnung auf alte Väter für wiederentdeckte Fragestellungen, Verlaufslinien kultureller Vergesellschaftung für eine Standortbestimmung von Wissenschaft in der modernen politischen Kultur – all dies verschränkt sich zu einer kaum noch überblickbaren Literaturproduktion, deren gemeinsamer Nenner mit dem Begriff »Soziologiegeschichte« nur dürr umschrieben ist.[22] Vor dem Hintergrund derart erregter Debatten

---

20 Aufklärung und Geschichte. Studien zur deutschen Geschichtswissenschaft im 18. Jahrhundert, hrsg. von *Hans Erich Bödeker, Georg G. Iggers, Jonathan B. Knudsen* und *Peter H. Reill*, Göttingen 1986; vgl. dazu die kritische Besprechung von *Horst Walter Blanke* in: Neue Zürcher Zeitung vom 26./27. 9. 1987, Nr. 223, S. 70, sowie als abweichenden Ansatz *ders./Jörn Rüsen* (Hrsg.), Von der Aufklärung zum Historismus. Zum Strukturwandel des historischen Denkens, Paderborn 1984.

21 *Ernst Schulin*, Geschichtswissenschaft in unserem Jahrhundert. Probleme und Umrisse einer Geschichte der Historie, in: Historische Zeitschrift, Bd. 245, 1987, S. 1–30; jetzt auch *ders.* (Hrsg.), Deutsche Geschichtswissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg (1945–1965), München 1989, sowie *Winfried Schulze*, Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945, München 1989; vgl. des weiteren *Walter Schmidt*, Forschungsstand und Forschungsprobleme der Geschichte der DDR-Geschichtswissenschaft, in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Bd. 12, 1987, S. 723–733; *Werner Berthold*, Zur Geschichte der Geschichtswissenschaft der DDR. Vorgeschichte, Grundlegung, Konfrontation und Kooperation, in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung 30, 1988, S. 177–187.

22 Das Spektrum kann nur mit einigen Titeln grob angedeutet werden: *M. Rainer Lepsius* (Hrsg.), Soziologie in Deutschland und Österreich 1918–1945. Materialien zur Entwicklung, Emigration und Wirkungsgeschichte, Opladen 1981; *Friedrich H. Tenbruck*, Die unbewältigten Sozialwissenschaften oder Die Abschaffung des Menschen, Graz/Wien/Köln 1984; *Wolf Lepenies*, Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft, München 1985; *Josef Hülsdünker/Rolf Schellhase* (Hrsg.), Soziologiegeschichte. Identität und Krisen einer »engagierten« Disziplin, Berlin 1986; *Hans Braun/Alois Hahn* (Hrsg.), Kultur im Zeitalter der Sozialwissenschaften. Friedrich H. Tenbruck zum 65. Geburtstag, Berlin 1984; *Friedhelm Neidhardt/M. Rainer Lepsius/Johannes Weiss* (Hrsg.), Kultur und Gesellschaft. René König, dem Begründer der Sonderhefte, zum 80. Geburtstag gewidmet, Opladen 1986; *Sven Papcke*, Vernunft und Chaos. Essays zur sozialen Ideengeschichte, Frankfurt 1985; *ders.* (Hrsg.), Ordnung und Theorie in Deutschland. Beiträge zur Geschichte der Soziologie in Deutschland, Darmstadt 1986. Zur Wiederentdeckung von Vätern vgl. neben der nach wie vor reichlich sprudelnden Literatur zum lange schon wiederentdeckten Max Weber den aufwendigen Neudruck von *Werner Sombarts* »Moderner Kapitalismus« im dtv mit einem informativen, von *Bernhard vom Brocke* hrsg. Einführungsband »Materialien zur Kritik und Rezeption«, München 1987, vor allem aber die breitenwirksam-lebhaften Erörterungen zu Georg Simmel, der kenntnisreich von *Heinz-Jürgen Dahme* und *Otthein Rammstedt* (Hrsg.), Georg Simmel und die Moderne. Neue Interpretationen und Materialien, Frankfurt 1984, vorgestellt worden ist.

erhalten monographisch-empirische Untersuchungen zur Innengeschichte dieser Disziplin und ihrer Außenbeziehungen besondere Bedeutung, wie sie für die (akademisch-institutionelle) Etablierungsphase der Weimarer Republik mittlerweile in reicher Zahl vorliegen und zu vergleichenden Bestandsaufnahmen einladen.[23] Wesentlich intensiver sind die Bemühungen um eine Aufarbeitung der Disziplingeschichte in der NS-Zeit; allerdings wird dieser äußerst spannende und in der Materialerschließung wie in der Problematisierung fruchtbare Diskurs vorwiegend in der soziologischen Fachpresse geführt[24], doch stehen auch einige leicht greifbare Publikationen zur Verfügung.[25]

Alands Edition der Lietzmann-Briefe, die noch vorzustellen sein wird, spiegelt deutsche Wissenschaftsgeschichte in einer der Forschungsarbeit hingegebenen, weitgehend unpolitischen und von Richtungskämpfen wenig berührten Gelehrtenexistenz. Zwischen ihr und jenen Veröffentlichungen, die sich auf die Stellung der evangelischen Kirche in Staat und Gesellschaft nach 1918[26] oder auf prominente Theologen im Bann oder in der Sogkraft des Nationalsozialismus konzentrieren[27], scheint eine unüberwindliche Kluft zu bestehen. Das verweist symptomatisch auf offensichtliche Schwierigkeiten, den innerwissenschaftlichen Diskurs protestantischer Theologie sinnvoll mit politischen, sozialen und kulturellen Bedingungen der Zeit zu vermitteln. Eine überzeugende Lösung bahnt sich seit einigen Jahren für das spätere 19. und frühe 20. Jahrhundert mit den Arbeiten von Friedrich Wilhelm Graf an, der zusammen mit seinem Lehrer Trutz Rendtorff die anregende Reihe der »Troeltsch-Studien« als Forum für einen interdisziplinären Austausch von Theologen und Historikern mit bemerkenswerten Ergebnissen eröffnete[28] und von einer glänzenden Kenntnis theologisch-dogmatischer Fragestellungen des 19. Jahrhunderts aus[29] für ein neues Verständnis liberaler und kulturprotestantischer Traditionen plädierte, die mit der nachwirkenden Faszination der dialektischen Theologie von der gegenwärtigen evangelischen Theologie und Theologiegeschichte in das Reich musealer Irrelevanz verbannt wurden. Das Ergebnis der

23 *Dirk Käsler*, Die frühe deutsche Soziologie 1909 bis 1934 und ihre Entstehungs-Milieus. Eine wissenschaftssoziologische Untersuchung, Opladen 1984; vgl. dazu auch in einem breiteren Kontext *Rüdiger vom Bruch*, Moderne Wissenschaftsgeschichte als Bildungs-, Sozial- und Disziplingeschichte. Das Beispiel der frühen deutschen Soziologie, in: Historische Zeitschrift, Bd. 242, 1986, S. 361–373; *Helmut Berking*, Masse und Geist. Studien zur Soziologie in der Weimarer Republik, Berlin 1984; *Erhard Stölting*, Akademische Soziologie in der Weimarer Republik, Berlin 1986.

24 Vgl. vornehmlich die letzten Jahrgänge der Zeitschriften Soziale Welt, Soziologie, Soziologische Revue, Zeitschrift für Hochschuldidaktik, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie.

25 *Urs Jaeggi u. a.*, Geist und Katastrophe. Studien zur Soziologie im Nationalsozialismus. Berlin 1983; einzelne Beiträge in: *Papcke* (Hrsg.), Ordnung und Theorie; *Otthein Rammstedt*, Deutsche Soziologie 1933–1945. Die Normalität einer Anpassung, Frankfurt 1986; *Helmuth Schuster*, Industrie und Sozialwissenschaften. Eine Praxisgeschichte der Arbeits- und Industrieforschung in Deutschland, Opladen 1987; auf Traditionslinien in die NS-Zeit hinein abhebend: *Carsten Klingemann* (Hrsg.), Rassenmythos und Sozialwissenschaften in Deutschland. Ein verdrängtes Kapitel sozialwissenschaftlicher Wirkungsgeschichte, Opladen 1987.

26 Herausragend *Klaus Scholder*, Die Kirchen und das Dritte Reich, Bd. 1 (1918–1934), Frankfurt/Berlin/Wien 1977; Bd. 2 [posthum] (1934), Berlin 1987; als Maßstab setzende Leistungen der DDR-Forschung *Klaus Meyer*, Der evangelische Kirchenkampf, Bde. 1–2, Halle 1976, Bd. 3, Halle, Lizenzausgabe Göttingen 1984, sowie gleichfalls für die 20er Jahre das Standardwerk seines Schülers *Kurt Nowak*, Evangelische Kirche und Weimarer Republik. Zum politischen Weg des deutschen Protestantismus zwischen 1918 und 1932, Göttingen 1981.

27 *Robert F. Ericksen*, Theologen unter Hitler. Das Bündnis zwischen evangelischer Dogmatik und Nationalsozialismus, München/Wien 1986.

28 Vgl. zuletzt *Horst Renz/Friedrich Wilhelm Graf* (Hrsg.), Troeltsch-Studien, Bd. 4: Umstrittene Moderne. Die Zukunft der Neuzeit im Urteil der Epoche Ernst Troeltschs, Gütersloh 1987.

29 *Friedrich Wilhelm Graf*, Theonomie. Fallstudien zum Integrationsanspruch neuzeitlicher Theologie, Gütersloh 1987.

innertheologischen Diskussion bleibt offen und braucht hier nicht zu interessieren. Die wissenschaftsgeschichtliche Fruchtbarkeit dieses Ansatzes, der zu einer präziseren, die allgemeine Wissenschafts- und Mentalitätsgeschichte dieses Zeitraums berührenden Verortung der zentralen Gruppierungen des sog. Kulturprotestantismus und des konservativen Luthertums geführt hat, dürfte indes außer Frage stehen.[30]

Unser Bericht schließt mit einem Ausblick auf Wissenschaftsgeschichte in Deutschland in der Zeit des Nationalsozialismus. Der von Peter Lundgreen herausgegebene Sammelband zieht eine Zwischenbilanz in einem mittlerweile empirisch reich gesicherten Forschungsfeld, das am Beispiel der deutschen Soziologie bereits knapp vorgestellt wurde. Auch hier kann nur sehr begrenzt und in einem Einzelfall auf neuere wissenschaftsgeschichtliche Erträge hingewiesen werden, bei denen eine einzigartige Betroffenheit in eine forschungsstrategisch bedeutsame Verschränkung von politischer, Ideen-, Universitäts-, Wissenschafts- und Sozialgeschichte mündete. Neben der Soziologie fand die als Sozialwissenschaft verwandte Psychologie (wie auch die Psychoanalyse) besondere Aufmerksamkeit.[31] Am Beispiel einer einzelnen Universität ließen sich nachgerade enzyklopädisch und vorwiegend institutions- und lehrgeschichtlich die Auswirkungen eines totalitären, ideologisch gestützten Herrschaftsanspruchs auf den Wissenschaftsbetrieb aufzeigen.[32] Sozialwissenschaften, Mathematik und Physik wurden in der führenden Zeitschrift für historische Sozialwissenschaft thematisiert.[33] Wer den außerordentlichen Ertrag für die deutsche Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte dieser wenigen Jahre mit einem außerordentlichen Interesse begründen will, übersieht, daß dieses Interesse schon früher bestand, daß Mitte der 1960er Jahre vielbeachtete Ringvorlesungen und einige wenige Monographien weitgehend folgenlos oder die methodisch gesicherte, empirische Einlösung genereller Thesen schuldig blieben. Plausibler erscheint der Umkehrschluß, daß der allgemeine, methodisch verfeinerte, quellenmäßig abgestützte und von einem weitgespannten Problemhorizont aus erzielte Aufschwung dieser Forschungsrichtung im letzten Jahrzehnt auch der Durchmusterung jenes Zeitraums zugute kam. Betroffenheit alleine gebiert nicht notwendig ein überzeugendes Forschungsprogramm, doch vermag ein solches, weitgehend autonom, d. h. im innerwissenschaftlichen Prozeß entfaltetes Programm der Betroffenheit eine tragfähige, in den Ergebnissen unausweichliche Basis bereitzustellen.

---

30 *Friedrich Wilhelm Graf*, Kulturprotestantismus. Zur Begriffsgeschichte einer theologiepolitischen Chiffre, in: Archiv für Begriffsgeschichte, Bd. 26, 1984, S. 214–268; *ders.*, Konservatives Luthertum. Ein theologiegeschichtlicher Prospekt, in: Zeitschrift für Theologie und Kirche, Jg. 85, 1988, S. 31–76.

31 Vgl. u. a. *Ulrich Geuter*, Die Professionalisierung der deutschen Psychologie im Nationalsozialismus, Frankfurt 1984; *C. F. Graumann* (Hrsg.), Psychologie im Nationalsozialismus, Berlin etc. 1985; *Hans Martin Lohmann* (Hrsg.), Bearbeitung eines unbewältigten Themas, Frankfurt 1984; *Regine Lockot*, Erinnern und Durcharbeiten. Zur Geschichte der Psychoanalyse im Nationalsozialismus, Frankfurt 1985.

32 Die Universität Göttingen unter dem Nationalsozialismus. Das verdrängte Kapitel ihrer 250jährigen Geschichte, hrsg. von *Heinrich Becker, Hans-Joachim Dahms, Cornelia Wagner*, München etc. 1987.

33 Themenhaft »Wissenschaften im Nationalsozialismus«, Geschichte und Gesellschaft, Jg. 12, 1986, H. 3.

II.

Fritz K. Ringer, Education and society in modern Europe, Indiana University Press, Bloomington/London 1979, XII, 370 S., Ln., $ 28.15.
Ulrich Engelhardt, »Bildungsbürgertum«. Begriffs- und Dogmengeschichte eines Etiketts (= Industrielle Welt, Bd. 43), Verlag Klett-Cotta, Stuttgart 1986, 274 S., Ln., 96 DM.
Fritz K. Ringer, Die Gelehrten. Der Niedergang der deutschen Mandarine 1890–1933, Klett-Cotta im Deutschen Taschenbuch Verlag, München 1987 (urspr. 1983), 453 S., geb., 24,80 DM.
Charles E. McClelland, State, Society and University in Germany, 1700–1714, Cambridge University Press, London/New York/New Rochelle/Melbourne/Sydney 1980, X, 381 S., Ln., £ 17.50.
Peter Alter, Wissenschaft, Staat, Mäzene. Anfänge moderner Wissenschaftspolitik in Großbritannien 1850–1920 (= Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts London, Bd. 12), Verlag Klett-Cotta, Stuttgart 1982, 327 S., Ln., 96 DM.

Eignet Bildungssystemen innerhalb gesellschaftlicher Gesamtsysteme ein hohes Maß an Autonomie? Erlauben unterschiedliche politische und soziale Systeme einen methodisch gesicherten Vergleich der in ihnen ausgebildeten Bildungssysteme hinsichtlich sozialer Öffnung, Elastizität mehrgliedriger Bildungsgänge und flexibler Anpassungsfähigkeit an neue Gegebenheiten? Diese Fragen stehen im Mittelpunkt von *Fritz K. Ringer*s »Education and society in modern Europe«, einer Pionierleistung, die neben Ausblicken auf England und die USA auf einen systematischen Vergleich von Oberschul- und Hochschulfrequenzen, von sozialer Herkunft von Oberschülern und Studenten in Frankreich und Deutschland (vor allem Preußen) im 19. und 20. Jahrhundert abzielt. Begrifflich sorgfältig abgestützte Datengerüste verfolgen die quantitativen Bildungsanteile der jeweiligen Bevölkerung (inclusiveness), die modernisierungstheoretisch interpretierte sozialvertikale Bildungsteilhabe (progressiveness) und die horizontale Durchlässigkeit konkurrierender Bildungseinrichtungen (segmentation). Die von Ringer betonte, von bisherigen Vermutungen abweichende beträchtliche Autonomie dieser Bildungssysteme bildet die unabdingbare Grundlage für einen solchen internationalen Vergleich, sie wird zudem erhärtet durch die quantifizierende historische Bildungs- und Wissenschaftsforschung der Projektgruppen in Bochum um D. K. Müller, in Göttingen um H. Titze, in Mannheim um F. R. Pfetsch und in Bielefeld um P. Lundgreen. Anregende Forschungskontroversen um methodische Basis und Leistungsfähigkeit zentraler Begriffe des Ringerschen Rasters[34] unterstreichen eher ihren innovativen Charakter. Stupende Fleißleistung, Begriffsschärfe und hochaggregierte Dateien mit klaren Thesen kennzeichnen das Werk. Bedeutsam erscheint noch etwas anderes: Es ist kein vordergründig anregendes, kein in breitere Kreise ausstrahlendes, auch kein in alter Tradition »gelehrtes«, sondern ein professionell wissenschaftliches Werk, an dem kein Spezialist vorübergehen kann – eine Übersetzung wäre daher entbehrlich. Aber es ist doch mehr: eine methodisch-begriffliche Herausforderung mit beträchtlicher subkutaner Sogkraft, deren Wirkung sich wohl weniger in Rezensionsdichte und Auflagenhöhe als in seiner Modellfunktion verfolgen läßt. Unmittelbar und mittelbar strahlt Ringer auf die Diskussionen, die Tagun-

34 Vgl. *Peter Lundgreen*, Bildung und Besitz – Einheit oder Inkongruenz in der europäischen Sozialgeschichte? Kritische Auseinandersetzung mit einer These von Fritz Ringer, in: Geschichte und Gesellschaft, Bd. 7, 1981, S. 262–275; *Fritz Ringer*, Bestimmung und Messung von Segmentierung. Eine Teilantwort an Peter Lundgreen, ebda., Jg. 8, 1982, S. 280–285.

gen, die Arbeitspapiere der Experten, der Bildungssozialhistoriker aus, seine Anregungen schlagen sich in weiterführenden substantiellen Arbeiten mit begrenzter Reichweite, aber verdichteter Quellenbasis nieder. Eine vorzügliche neuere Studie zum weiterführenden Schulwesen im kaiserlichen Deutschland fußt entscheidend auf Ringers begrifflichem Raster, weist am Beispiel der preußischen Schulkonferenzen eine im Vergleich mit Frankreich, England und Rußland bemerkenswert flexible Modernisierung des deutschen höheren Schulwesens nach. Sie dokumentiert nachgerade exemplarisch wissenschaftlichen Fortschritt, indem sie Anregungen von Ringer, daneben von K. H. Jarausch, fruchtbar weiterentwickelt und darüber hinaus mit der methodischen Matrix von Ringers früherem Buch über die deutschen Mandarine verzahnt.[35]

Ringers Untersuchung hob auf die begrenzte Autonomie – und damit internationale Vergleichbarkeit – von Bildungssystemen in hochindustrialisierten Gesellschaften des 19./20. Jahrhunderts ab.[36] Sein funktionaler, systemtheoretischer Begriffsapparat und seine Tabellen zu Frequenz und sozialer Herkunft legen den Vergleich in der Tat nahe, ermöglichen ihn. Erlauben aber die von diesen Bildungssystemen geprägten sozialen Trägerschichten bildungspatentierter Berufe und professionalisierter Selektionsmechanismen in ähnlicher Weise einen internationalen Vergleich? Dies war eines der Hauptprobleme des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte bei seinem Großprojekt »Bildungsbürgertum«. Der erste bislang vorliegende und auf den Vergleich abzielende Band konzentrierte sich bezeichnenderweise auf »Bildungssystem und Professionalisierung«. Mögen auch die »Grundprinzipien der Tradition wissenschaftlicher Bildung und Berufsvorbildung noch Gemeingut der okzidental-europäischen Nationen gewesen« sein[37], so zeigt der Blick auf Werthaltungen, Lebensführung, gesellschaftliche Funktionen und Staatsnähe des deutschen »Bildungsbürgertums« als einer spezifischen Form »ständischer Vergesellschaftung«[38], »daß ein Äquivalent des Begriffs ›Bildungsbürgertum‹ im Englischen und im Französischen nicht zu bestehen oder doch keine große Rolle zu spielen scheint und daß es sich bei Bildungsbürgertum [. . .] um ein auf Deutschland und darüber hinaus auf Mittel- und Nordeuropa beschränktes Phänomen handelt.«[39]

In dieser Situation schließt der von beeindruckender Gelehrsamkeit zeugende Beitrag von *Ulrich Engelhardt* zur »Dogmengeschichte eines Etiketts« eine Lücke. An die Stelle der den Vergleich ermöglichenden, mit übergeordneten Kunstbegriffen operierenden Sozialgeschichte tritt eine im strengen Sinn begriffsgeschichtliche Untersuchung, die entlang den sich bezeichnend wandelnden zeitgenössischen Wahrnehmungskapazitäten Umformungen, Erweiterungen, soziale Verengungen und Filiationen der Begriffe »Gebildete«, »gebildete Stände«, »gebildetes Bürgertum« bis in das ausgehende 19. Jahrhundert verfolgt und »Bildungsbürgertum« als »Negativchiffre« öffentlicher Kritik und sozialwissenschaftlicher Auseinandersetzungen mit einem erstarrten und für weitgehend historisch erklärten Segment bürgerlicher Klassenordnung im 20. Jahrhundert bestimmt. In Anlehnung an Max Weber und Lepsius begreift Engelhardt »Bildungsbürgertum« als eine bildungsvermittelte soziale Wertschätzung, eine durch Bildungspatente garantierte und wesentlich fremdalimentierte Form »ständischer Vergesellschaftung«, deren Formierungsphase durch die Aufklärung und durch den Neuhumanismus um 1800 geprägt wird. Nach einem weitgespannten Rückgriff

35 *James C. Albisetti*, Secondary School Reform in Imperial Germany, Princeton U.P. 1983.

36 Vgl. in ähnlichem Zugriff *Konrad H. Jarausch* (Hrsg.), The transformation of higher learning, 1860–1930 – Expansion, Diversification, Social Opening and Professionalization in England, Germany, Russia and the United States, Stuttgart 1983.

37 *Conze/Kocka* (wie Anm. 4), S. 14.

38 So *M. Rainer Lepsius* im Anschluß an Max Weber in Problemskizzen vom November 1980 und März 1983 für das Bildungsbürgertum-Projekt des Heidelberger Arbeitskreises.

39 *Conze/Kocka* (wie Anm. 4), S. 12 f.

auf den hierarchisch geordneten Kosmos des Spätmittelalters wird hiervon der während der Reformationszeit begrifflich verdichtete »Gelehrtenstand« bis hin zur »Gelehrtenrepublik« des 17./18. Jahrhunderts abgegrenzt. Doch erst im ausgehenden 18. und im frühen 19. Jahrhundert, jener vieldiskutierten »Sattelzeit«, erfolgte der Umschwung von gelehrten zu gebildeten Ständen mit deutlicher Tendenz zu nationaler Absonderung aus einem bislang gemeineuropäischen Kontext, zu sozialer Abgrenzung gegenüber nachdrängenden Schichten und zu einer inhaltlichen Beschränkung auf einen neuhumanistisch gefaßten Kanon von Geisteswissenschaften; um 1850 schließlich als weitere Verengung eine kämpferische Konfessionalisierung des bürgerlich besetzten Bildungsbegriffs. Um 1900 zeigt der begriffsgeschichtliche Befund eine formale Erstarrung. Ein an »Bildungs«-Erwerb gekoppeltes Berechtigungswesen steuert soziale Aufstiegschancen in erstaunlich weitgehendem Maße. Gleichzeitig verschärft sich die Distanz zwischen »Erwerbsmenschen« und dem »Gelehrten- und Beamtenstand«, treten immer deutlicher die Widersprüche zwischen einer vermeintlich zur öffentlichen Führung berufenen »Aristokratie des Geistes« und den sozialen Verwerfungen einer industriellen Massengesellschaft zutage.

Engelhardts begrifflich präzis geordneter Zettelkasten erweist sich als unerschöpfliche Fundgrube; es ist – in deutlichem Kontrast zu Ringers sozialwissenschaftlicher Professionalität – ein wahrhaft gelehrtes Werk in alter deutscher Tradition, das es seinen Lesern nicht leicht macht. Für die weitere Forschung sowohl zum Bildungsbürgertum als auch zur Geschichte der Gelehrsamkeit wird es unentbehrlich bleiben. In der wissenschaftlichen Diskussion dürfte sich aber, so steht zu befürchten, das Bemühen des Autors um ein Höchstmaß an Differenzierung als hinderlich erweisen, da es für zugespitzte oder gar schroffe Themen wenig Raum läßt.

Eben dies charakterisiert demgegenüber *Fritz Ringer*s zweites Buch, das eigentlich sein erstes ist und bereits vor zwei Jahrzehnten[40] im Sinne der intellectual history auf eine sozial vermittelte Ideengeschichte abzielte, das zunächst in Deutschland – von fulminanten Ausnahmen abgesehen[41] – nur geringe Resonanz fand, nach und nach aber einer einflußreichen Verzahnung von Sozial- und Ideologiegeschichte deutscher Geistes- und Sozialwissenschaften vor dem Hintergrund des Sozialsystems Universität und gemessen an dem Fluchtpunkt »1933« den Boden bereitete. Zwar spricht Ringer nicht von »ständischer Vergesellschaftung«, aber genau dieser zentrale Konflikt zwischen ständisch verankerter Korporation und einer an industriegesellschaftlichen Ausbildungs- und Verwertungsbedürfnissen orientierten Wissenschaftsinstitution durchzieht sein Buch, verleiht den sozialstatistisch vorzüglich fundierten Partien zur Universitätssozialgeschichte, insbesondere zu konfliktreichen Wandlungen der Lehrkörperstruktur im 19. Jahrhundert, einen besonderen Wert und erlaubt von hier aus die ideologiekritische Interpretation ausgewählter Geistes- und Sozialwissenschaftler zwischen 1890 und 1930, die in eine scharf herausgemeißelte Konfrontation von »Modernisten« und »Orthodoxen« als spezifisch deutscher Antwort auf eine grundlegende Modernisierungskrise staatsbezogener und beamteter deutscher Geisteselite mündet. Auch wer dieser Zuspitzung skeptisch gegenüber steht, die Auswahl und Gewichtung der vorgeführten Personen mit abweichenden Ergebnissen kontrastiert, eher offene Entwicklungsmöglichkeiten vor dem Ersten Weltkrieg betont und auf die entscheidende Zäsur des Weltkrieges selbst für die nachfolgende provinzielle Abschottung und ideologische Anfälligkeit in weiten Teilen der deutschen Universität hinweist, wer fließende Übergänge zwischen »Modernisten« und »Orthodoxen« konstatiert, wer neben exponierten Sinndeutungsproduzenten auf »Alltags«-Strukturen in der deutschen Universitätslandschaft hinweist, auch er

40 *Fritz K. Ringer*, The Decline of the German Mandarins. The German academic community, 1890–1933, Cambridge, Mass. 1969.

41 So etwa *Jürgen Habermas*, »Die deutschen Mandarine«, in: *ders.*, Philosophisch-politische Profile, Frankfurt 1971, S. 239–251.

wird sich fruchtbar an Ringers Buch reiben, wird sich durch die These von den deutschen »Mandarinen«, einem an den chinesischen Literatenstand angelehnten Weberianischen Konstrukt, produktiv herausgefordert fühlen.[42] Um so mehr bleibt zu bedauern, daß die auf Anregung des Berliner Bildungsforschers Dietrich Goldschmidt 1983 unter dem ebenso plakativen wie einseitigen, weil wissenschaftliche Abgeschiedenheit assoziierenden Titel »Die Gelehrten« erfolgte deutsche Übersetzung auf die sozialgeschichtlichen Partien der Originalausgabe weitestgehend verzichtete, damit die korporativen Konditionen des 19. Jahrhunderts abdrängte und sich ganz auf die ideologiegeschichtliche, nun sehr viel einseitiger auf 1933 hin ausgerichtete Argumentation konzentrierte – ihres Widerlagers beraubt, hängt sie vielfach in der Luft.[43] »Die Schlüsselelemente der Ideologie der deutschen Gelehrten waren, wie ich schließlich entdeckte, um das Ideal der ›Bildung‹ zentriert«, bemerkt Ringer im Vorwort zur deutschen Ausgabe.[44] Er mochte kaum vorausahnen, wie folgenreich dieser Ansatz nachwirkte, wie eindrucksvoll er durch die neueren Bildungsbürgertum-Forschungen bestätigt werden würde. Eben darum bleibt die Abspaltung jener sozialen Verortung universitär etablierter Bildung und ihrer vielfältigen Transformationen in der deutschen Ausgabe zu bedauern. Zusammen mit Engelhardts begriffsgeschichtlichem Ansatz, ergänzt durch ideologie-, mentalitäts- und berufsgeschichtliche Fragestellungen, erlaubt Ringers ursprüngliche Dissertation eine historisch angemessene, d. h. nicht einseitig blockierte Bestandsaufnahme und Erklärung universitärer Bildungsinterpretation und ihrer gesamtgesellschaftlichen Deutungsmuster für eine Übergangsphase, in der das traditionell elitäre Bildungssystem eingeebnet und die nationalkulturelle Prägekraft seiner Sinnproduzenten von exogenen Faktoren überlagert wurde.

In ähnlicher Weise wie Ringer begreift *Charles E. McClelland* Wissenschafts- und Universitätsgeschichte als Bildungssozialgeschichte, wagte er sich – erstmals seit Friedrich Paulsens »Geschichte des gelehrten Unterrichts«[45] – an eine Gesamtdarstellung der neuzeitlichen deutschen Universität. Stand bei Paulsen die Ideengestalt im Vordergrund, so konzentriert McClelland sich unter reflektierter Verarbeitung der jüngeren methodischen Ansätze auf ihre Verfassungs- und Sozialgestalt, geht es ihm – im Unterschied zu Ringer – weniger um eine sozial vermittelte Ideologiegeschichte als um eine Rekonstruktion des Gesamtsystems »Universität« im Spannungsfeld von Gesellschaft, Wirtschaft und staatlicher Administration.
Eine ähnlich dichte Analyse von Universitätsverfassung und Universitätsfinanzen, von Frequenz und Lehrkörperstruktur, der Wechselbeziehungen zwischen Hochschule und Wirtschaft, vor allem aber zwischen Universität und Staatsapparat (als Aufsichtsinstanz, als zunehmend monopolistischer Alimentationsträger, als Ordnungsfaktor des akademischen Berechtigungswesens, aber auch als Fluchtpunkt einer bis in das ausgehende 19. Jahrhun-

42 Vgl. meine teils implizite, teils explizite Auseinandersetzung mit Ringer, in: *Rüdiger vom Bruch*, Wissenschaft, Politik und öffentliche Meinung. Gelehrtenpolitik im Wilhelminischen Deutschland (1890–1940), Husum 1980, als Antwort *Ringers* Rezension in: AfS, Bd. XXIV, 1984, S. 783–785. Vgl. als eine jüngere fruchtbare Auseinandersetzung *Sven-Eric Liedman*, Institutions and ideas: Mandarins and non-mandarins in the German academic intelligentsia, in: Comparative studies in society and history, Jg. 28, 1986, S. 119–144, dazu die Antwort von *Fritz K. Ringer*, Differences and cross national similarities among mandarins, ebda., S. 145–164.

43 Vgl. meine Rezension »Vom Niedergang der deutschen Gelehrten«, in: DIE ZEIT vom 2. 12. 1983, ferner *Bernhard vom Brocke*, »Die Gelehrten«. Auf dem Weg zu einer vergleichenden Sozialgeschichte europäischer Bildungssysteme und Bildungseliten im Industriezeitalter, in: Annali dell' Istituto storico italo-germanico in Trento, Bd. X, 1984, S. 389–401.

44 *Ringer*, Die Gelehrten, S. 9.

45 *Hans Werner Prahl*, Sozialgeschichte des Hochschulwesens, München 1978, enthält keine vergleichbar überzeugende Konzeption.

dert vorwiegend Staatsbeamte produzierenden Ausbildungsinstitution), das suchte man bislang vergebens. Daß der Autor die rasch angewachsene Fülle der Spezialliteratur zu einzelnen Aspekten, zu einzelnen Universitäten nur begrenzt heranzog, daß Archivalien sehr punktuell benutzt wurden und die wertvollen Matrikeleditionen unausgeschöpft blieben, daß damit der flächendeckende Anspruch nicht voll eingelöst werden konnte, vielmehr der Scheinwerfer sich auf einige wenige Universitäten richtet, das mögen einzelne Kenner monieren, sollte aber nicht diese erstaunliche Leistung eines einzelnen Forschers schmälern.[46] Zudem gibt es zu denken, daß die großen Würfe der letzten Jahre zur deutschen Universitätsgeschichte mit dem Mut zum langen Atem, mit einem klaren methodischen Konzept und mit beachtlichen Quellen- und Literaturkenntnissen im Detail – trotz unbestreitbarer Lücken – in den USA lebende, nicht deutsche Historiker vorgelegt haben.[47] Erst in den letzten Jahren wurden meisterhaft das wissenschaftliche Profil der deutschen Universitäten im frühen 19. Jahrhundert und ihre sozialstrukturellen Bedingungen und Erscheinungsformen im 18. und frühen 19. Jahrhundert im Rahmen von übergreifenden Gesamtdarstellungen von deutschen Historikern vorgestellt, die sich souverän auf die Spezialliteratur stützten.[48] McClellands Schwerpunkte liegen in den Phasen um 1800 und um 1900. Nachdem im ersten Teil erfreulich nachdrücklich die beiden Reformwellen des 18. Jahrhunderts nachgezeichnet werden, jener erste bedeutende, an Halle und Göttingen gebundene Reformschub, dann ein flächendeckender zweiter nach der Jahrhundertmitte, weniger tiefgreifend und gegen Ende des Jahrhunderts versandend, konzentriert sich der zweite Teil auf die Humboldt-Ära mit auffälliger und vielleicht etwas überzeichneter Betonung Fichtes, wird die Sogkraft der neuhumanistischen Reformkonzeption überzeugend vorgeführt, auch wenn zu fragen ist, ob die Reformer nicht doch stärker an ältere Vorgaben anknüpften, ob nicht in einzelnen Geisteswissenschaften wie etwa Altertumswissenschaft, Theologie und Geschichte die Übergänge fließender waren. Deutlich – und zu Recht – abgegrenzt von jener bildungspolitischen Reformära, behandelt der dritte Teil die an die reformierten Universitäten gekoppelte Revolution in der Wissenschaft zwischen 1819 und 1866, arbeitet er den Zusammenhang der Verwissenschaftlichungsprogramme mit strukturellen Veränderungen des Lehrkörpers, mit neuen Mustern der Selbstergänzung (Habilitation) und einer neuen Forschungsethik heraus. Der deutsche Professor blieb ein »Gelehrter«, aber er war vor allem akademischer Lehrer und Forscher zugleich. Diese Verlagerung tritt in Engelhardts begriffsgeschichtlichem Ansatz naturgemäß nicht deutlich genug hervor. Insgesamt begnügt sich dieser Teil mit großräumigen, vielfach skizzenhaften Linienführungen, was sicher dem Forschungsstand entspricht. Sonderformen wie das von R. A. Müller untersuchte bayerische Lyzealwesen bleiben ausgespart. Am ergiebigsten erweist sich McClellands vierter Teil zum Kaiserreich mit seinen weitgefächerten sozialstatistischen Analysen zu Frequenz und Lehrkörper, zu Instituten und Seminaren, zu Verflechtungen mit Wirtschaft, Bürokratie und Politik. Mit Gewinn führt McClelland hier extensiv professionalisierungshistorische Aspekte ein, zeigt, wie die »gelehrten Stände« sich nun auf breiter Front zu modernen »professions« wandeln, ein in neueren Arbeiten von ihm weitergeführter Ansatz[49], der Universitätssozialgeschichte mit

46 Dies wäre etwa zu *Notker Hammersteins* in der Einzelkritik zwar zutreffender, im Tenor aber etwas mäkeliger Rezension in: Historische Zeitschrift, Bd. 235, 1982, S. 373 f., zu bemerken.

47 Neben den beiden Büchern von *Ringer* ist besonders auf *Jarauschs* Forschungsleistung über Studenten im Kaiserreich hinzuweisen. Im kürzlich erschienenen 3. Bd. des Handbuchs der deutschen Bildungsgeschichte verfaßte den Abschnitt über die Universitäten übrigens *R. Steven Turner.*

48 *Thomas Nipperdey*, Deutsche Geschichte 1800–1866. Bürgerwelt und starker Staat, München 1983, S. 470–533; *Hans-Ulrich Wehler*, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, München 1987, Bd. 1: 1700–1815, S. 292–303; Bd. 2: 1815–1845/49, S. 499–520.

49 Vgl. etwa *Charles E. McClelland*, Structural change and social reproduction in German universities, 1870–1920, in: History of Education, Bd. 15, 1986, S. 177–193.

Bildungssozialgeschichte im Sinne Ringers verbindet und darüber hinaus einzelne Berufsverbände verfolgt. Neben entsprechenden deutschen Arbeiten[50] halten auch hier nordamerikanische Autoren wie Jarausch und McClelland eine führende Position inne, von denen in Kürze umfangreiche Untersuchungen zur Professionalisierung akademischer Berufe in Deutschland im späten 19. und im 20. Jahrhundert erwartet werden dürfen.[51]

Standen bislang vorwiegend angelsächsische Arbeiten zur deutschen Bildungssozial- und Universitätsgeschichte im Vordergrund, so ist nun, wie es die Ironie will, das von dem deutschen Schieder-Schüler *Peter Alter* verfaßte Standardwerk zur englischen Wissenschaftspolitik 1850 bis 1920 vorzustellen und damit nicht nur ein nationaler, sondern auch ein perspektivischer Wechsel zu registrieren. Denn dies wird sehr schnell deutlich: Wissenschaftspolitik in Großbritannien hat in dem Untersuchungszeitraum mit Universitätsgeschichte wenig zu tun. Alters auf reichhaltiger, ja grundlegender Quellenarbeit fußende Pionierstudie läßt vor allem drei Tendenzen hervortreten.

1. Die ruhmreiche Tradition von Oxford und Cambridge darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß die englische Wissenschaft (im Gegensatz zu den ersten beiden Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg, wenn man Nobelpreisverleihungen als Meßlatte heranzieht) im 19. Jahrhundert keineswegs eine Blütephase aufwies und damit in schroffem Kontrast zu Deutschland stand, daß das Ideal der Gentleman-Bildung für wissenschaftliche Forschung wenig Raum ließ, daß es neben Oxford und Cambridge wenig anderes gab, jedenfalls im universitären Bereich, und daß diese Lücke allenfalls durch jene Spezialisten und Amateure in den zahlreichen wissenschaftlichen Gesellschaften kompensiert wurde, an denen kein Mangel bestand.
2. Die vorherrschende Laissez-faire-Tradition galt auch im Wissenschaftsbetrieb und ließ wenig Spielraum für eine zielstrebige staatliche Wissenschaftspolitik, wie sie in Deutschland von Humboldt bis Althoff, wenn man will, von Münchhausen bis C. H. Becker von überragenden Persönlichkeiten betrieben wurde.[52] Demgegenüber spielte privates Mäzenatentum eine zentrale Rolle in Großbritannien, während ein solches in Deutschland eher zögernd um 1900 auf breiter Front einsetzte und bezeichnenderweise in den wichtigsten Fällen auf staatliche Mitwirkung angewiesen blieb.[53] Typisch für Deutschland blieb bis zur Gegenwart – außerhalb der Universitäten – eine regierungsamtlich gesteuerte staatliche Forschung, deren Wurzeln in zahlreichen Einzelsträngen bis in das frühe 19., teilweise gar in das 18. Jahrhun-

50 Vgl. etwa die Beiträge in *Conze/Kocka* (wie Anm. 4) sowie zahlreiche einschlägige Aufsätze in der Zeitschrift Geschichte und Gesellschaft, ferner als bedeutende monographische Leistung *Claudia Huerkamp*, Der Aufstieg der Ärzte im 19. Jahrhundert. Vom gelehrten Stand zu professionellen Experten, Göttingen 1985.

51 Vgl. als erste Problemskizze *Charles E. McClelland*, Professionalization and higher education in Germany, 1860–1930, in: *Jarausch* (wie Anm. 36), S. 306–320; *Konrad H. Jarausch*, The crisis of German professions 1918–1933, in: Journal of Contemporary History, Bd. 20, 1985, S. 379–398; vgl. ferner *Rüdiger vom Bruch*, Die Professionalisierung der akademisch gebildeten Volkswirte in Deutschland zu Beginn des 20. Jahrhunderts, in: *Karl Ernst Jeismann* (Hrsg.), Bildung, Staat, Gesellschaft im 19. Jahrhundert. Mobilisierung und Disziplinierung, Wiesbaden 1988, S. 361–386.

52 Vgl. dazu jetzt *Wolfgang Treue/Karlfried Gründer* (Hrsg.), Berlinische Lebensbilder, Bd. 3: Wissenschaftspolitik in Berlin. Minister, Beamte, Ratgeber, Berlin 1987.

53 Im Mittelpunkt steht die 1911 gegründete Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, aus der 1948 die Max-Planck-Gesellschaft hervorging. Einer genaueren Bestimmung der nichtstaatlichen Wissenschaftsförderung in Deutschland im internationalen Vergleich dienten zwei von mir gemeinsam mit R. A. Müller in Bad Homburg 1985 und 1987 durchgeführte Symposien, deren Ergebnisse in Kürze in der Reihe der Beihefte der Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte im Franz Steiner Verlag vorliegen werden.

dert zurückreichen und deren Spektrum bereits im Kaiserreich voll entwickelt war.[54] In Großbritannien hingegen erlaubte das im einzelnen beträchtliche, doch nicht selten spleenige Mäzenatentum recht geringe Steuerungsmöglichkeiten. »Ganz pauschal wird man sicher davon ausgehen können, daß das ›geistige Klima‹ für die Pflege der Wissenschaft im 19. Jahrhundert in Deutschland günstiger war als in Großbritannien.«[55] Die weitgehende staatliche Abstinenz bedeutete aber nicht Desinteresse, vielmehr weist Alter auch für das 19. Jahrhundert sehr viel mehr Formen, Kanäle und Zielvorstellungen staatlicher Interventionsbereitschaft nach, als bislang angenommen, wenngleich die Durchführung dann privater Initiative überlassen wurde.

3. Um 1900 beginnt sich das Bild wesentlich zu ändern, neue Institutionen wie das berühmte Imperial College of Science and Technology entstehen, denen präzise wissenschaftspolitische Entscheidungen zugrunde lagen. Bemerkenswert in dieser Diskussion bleibt der ständige vergleichende Blick nach Deutschland als das bewunderte, freilich nicht bloß kopierte, sondern den besonderen eigenen Bedürfnissen angepaßte Modell. Doch war es die Wissenschaftspolitik, waren es daneben die Technischen Hochschulen, vor allem in Charlottenburg, die in Großbritannien auf Interesse stießen, weniger die Universitäten selbst,während in Frankreich, wie mir scheint, das deutsche Universitätswesen in den anhaltenden Wissenschafts- und Universitätsreformdiskussionen im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts den maßgeblichen Orientierungsrahmen bildete, auch wenn dies in dem politisch-publizistisch aufgeheizten Klima nach 1870 kaum direkt zugegeben werden konnte.[56] Der entscheidende Durchbruch zu einer Politisierung von Wissenschaft erfolgte in Großbritannien indes im Ersten Weltkrieg; der nun rasche, konzentrierte und strategisch kalkulierte »wissenschaftsorganisatorische Gründungsschub«[57] kulminierte in der Errichtung des Department of Scientific and Industrial Research 1915: »An die Stelle des Reagierens auf die Dynamik der Wissenschaft traten das Agieren der staatlichen Organe und das Bemühen, die Bedingungen wissenschaftlicher Arbeit in Großbritannien zu verbessern. Die Initiative zu wissenschaftsorganisatorischen Innovationen, die zum Teil auch nach internationalen Maßstäben Neuland betraten, ging nun immer häufiger vom Staat aus.«[58]

III.

Die Matrikel der Ludwig-Maximilians-Universität Ingolstadt–Landshut–München, im Auftrage des Rektors hrsg. von Götz Freiherrn von Pölnitz, im Auftrage des Präsidenten fortgeführt von Laetitia Boehm, Vorstand des Archivs der Universität. Teil I: Ingolstadt, Bd. 4: Personenregister von Ladislaus Buzas, 1. Halbbd.: A–J, 2. Halbbd.: K–Z, J. Lindauersche Universitätsbuchhandlung (Schöpping), München 1981, zus. 1320 S., kart., je 180 DM.

Ladislaus Buzas, Bibliographie zur Geschichte der Universität Ingolstadt–Landshut–München 1472–1982, J. Lindauersche Universitätsbuchhandlung (Schöpping), München 1984, 408 S., geb., 98 DM.

150 Jahre Promotion an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Tübingen. Biographien der Doktoren, Ehrendoktoren und Habilitierten

54 Zu diesem Befund gelangt in überzeugender Argumentation und auf breiter Materialbasis der Sammelband von *Peter Lundgreen/Bernd Horn/Wolfgang Krohn/Günter Küppers/Rainer Paslack*, Staatliche Forschung in Deutschland 1870–1980, Frankfurt/New York 1986.

55 *Alter*, Wissenschaft, S. 270.

56 Vgl. etwa *Robert Fox/George Weisz* (Hrsg.), The Organisation of Science and Technology in France 1808–1914, Cambridge, Mass. 1980; vgl. auch *Wilhelm Lexis*, Die neuen Französischen Universitäten. Denkschrift aus Anlaß der Pariser Weltausstellung von 1900, München 1901.

57 *Alter*, Wissenschaft, S. 274.

58 Ebda.

1830–1980 (1984), bearb. von Immo Eberl und Helmuth Marcon im Auftrag der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Eberhard-Karls-Universität Tübingen. Register von Claudia Schmidt, Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 1984, XXXIV, 809 S., geb., 148 DM.

Dagmar Drüll, Heidelberger Gelehrtenlexikon 1803–1932, hrsg. im Auftrag des Rektors der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, Springer-Verlag, Berlin/Heidelberg/New York/Tokyo 1986, XXV, 324 S., geb., 48 DM.

Die Matrikel der Höheren Gewerbeschule, der Polytechnischen Schule und der Technischen Hochschule zu Hannover, Bd. I: 1831–1881, bearb. von Herbert Mundhenke (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen IX, Abt. 6), Verlag August Lax, Hildesheim 1988, XXX, 280 S., kart., 108 DM.

Margaret Asmuth, Die Studentenschaft der Handelshochschule Köln 1901 bis 1919 (= Studien zur Geschichte der Universität zu Köln, hrsg. von der Senatskommission für die Geschichte der Universität zu Köln, Bd. 1), Böhlau Verlag, Köln/Wien 1985, XI, 150 S. und 55 Tabellen im Anhang, Linson, 78 DM.

Kölner Universitätsgeschichte, hrsg. von der Senatskommission für die Geschichte der Universität zu Köln, Bd. II: Bernd Heimbüchel/Klaus Pabst, Das 19. und 20. Jahrhundert, Bd. III: Die neue Universität. Daten und Fakten, hrsg. von Erich Meuthen unter Mitarbeit von Karl-Heinrich Hansmeyer, Friedrich-Wilhelm Henning, Manfred Kops, Bernd Kranski, Peter Lauf, Hannelore Ludwig, Peter Peil (Schlußredaktion), Böhlau Verlag, Köln/Wien 1988, VI, 705 S. und VII, 467 S., geb., 128 DM und 88 DM.

Festschrift zum 150jährigen Bestehen der Universität Stuttgart. Beiträge zur Geschichte der Universität, hrsg. von Johannes H. Voigt (= Die Universität Stuttgart, Bd. 2), Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1979, 464 S., Ln., 48 DM.

Peter Classen/Eike Wolgast, Kleine Geschichte der Universität Heidelberg, Springer-Verlag, Berlin/Heidelberg/New York 1983, VII, 119 S., kart., 29 DM.

Wilhelm Ribhegge, Geschichte der Universität Münster. Europa in Westfalen, Verlag Regensberg, Münster 1985, 251 S., kart., 19,80 DM.

Die Universität Münster 1780 bis 1980, im Auftrag des Rektors hrsg. von Heinz Dollinger, Verlag Aschendorff, Münster 1980, XVI, 520 S. und 142 Abb., kart., 43 DM.

Marburger Geschichte. Rückblick auf die Stadtgeschichte in Einzelbeiträgen, im Auftrag des Magistrats der Universitätsstadt Marburg, hrsg. von Erhart Dettmering und Rudolf Grenz, Marburg 1980, 1112 S., geb., 49,80 DM.

Stationen der Göttinger Universitätsgeschichte 1737 – 1787 – 1837 – 1887 – 1937. Eine Vortragsreihe, hrsg. von Bernd Moeller (= Göttinger Universitätsschriften, Serie A: Schriften, Bd. 11), Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1988, 119 S., Ln., 29 DM.

Klaus Schreiner, Disziplinierte Wissenschaftsfreiheit. Gedankliche Begründung und geschichtliche Praxis freien Forschens, Lehrens und Lernens an der Universität Tübingen (1477–1945) (= Contubernium. Beiträge zur Geschichte der Eberhard-Karls-Universität Tübingen, Bd. 22), Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1981, VIII, 151 S., kart., 38 DM.

Heinz Mussinghoff, Theologische Fakultäten im Spannungsfeld von Staat und Kirche. Entstehung und Auslegung der Hochschulbestimmungen des Konkordats mit Preußen von 1929, dargelegt unter Berücksichtigung des Preußischen Statutenrechts und der Bestimmungen des Reichskonkordats (= Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B: Forschungen, Bd. 27), Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz 1979, 539 S., Kunststoffeinband, 96 DM.

Universitätsgeschichte konzentriert sich traditionell in Deutschland angesichts der nur historisch zu erschließenden regionalen und lokalen Eigenarten des deutschen Universitätswesens vorwiegend auf die Geschichte einzelner Hochschulen. Dieser Trend wird durch jubiläumsgebundene Publikationsfreudigkeit verstärkt, und daran hat sich auch in den letzten Jahren wenig geändert. Diesem Typus lassen sich die meisten der in diesem Abschnitt vorzustellenden Veröffentlichungen zuordnen, auch wenn im einzelnen die Erträge sehr unterschiedlich ausfallen können. Allerdings werden im Windschatten spektakulärer Jubiläen erfreulicherweise Arbeiten zur lokalen Universitätshistoriographie weitergeführt, die nur in stetigem Fortschreiten gedeihen und durch den Termindruck eines dies academicus eher behindert würden.

Bereits 1980 wies ich in meinem Literaturbericht in dieser Zeitschrift auf die grundlegende Bedeutung von *Matrikel-Editionen* hin, die einen sehr langen Atem erfordern, die manchem aufgrund ihrer ehrwürdigen Tradition antiquiert erscheinen mögen, die aber gerade für das seit einiger Zeit vorherrschende Interesse an einer Universitätssozialgeschichte unentbehrliche Quellen aufbereiten. Der auf raschen Output gerichtete Jubiläumsanlaß allein wird kaum zu derart langfristigen Unternehmungen motivieren, die zudem einer publikumswirksamen Präsentation ermangeln. Es bedarf tieferreichender Förderung und institutioneller Verankerung. Solche Voraussetzungen bestehen offensichtlich in München – 1980 konnte ich berichten, daß die letzte Lücke der Personenstandserfassung der Ingolstädter Periode der Universität Ingolstadt–Landshut–München bis zum Einsetzen gedruckter Personalverzeichnisse geschlossen wurde. Im folgenden Jahr erschien in zwei starken Halbbänden mit insgesamt 1320 Seiten als abschließender 4. Band das Personenregister, unentbehrlich zur Erschließung dieser Schatztruhe. »Eine Matrikel ohne Register ist wie eine Maschine ohne Öl. Man kann sie anschauen, aber nicht mit ihr arbeiten.«[59] Der unermüdliche Bearbeiter und vormalige Direktor der Münchner Universitätsbibliothek *Ladislaus Buzas* legte dann drei Jahre später eine Bibliographie zur Geschichte dieser zweimal translozierten Universität für den Zeitraum 1472 bis 1982 vor, die aufgrund ihrer tief gestaffelten Gliederung jedem Benützer den raschen Zugriff erleichtert. Vergegenwärtigt man sich ergänzend das vom gleichen Autor mit erstellte »Verzeichnis der Doktoren und Dissertationen«[60], so könnte man ausrufen: Es ist eine Lust, in München Universitätsgeschichte zu betreiben. Hinzu kommt die Verbindung von Universitätsarchiv und dem in der Bundesrepublik einzigartigen Lehrstuhl für Universitäts- und Bildungsgeschichte, die eine stattliche Reihe von Forschungen in der zunächst florierenden, eine Zeitlang stagnierenden, jüngst wieder aufgelebten Reihe »Ludovico Maximilianea«[61] hervorbrachte. Neben solchen gelehrten Studien vermag eine aus Autobiographien schöpfende »Lebensgeschichte« der Universität München die besondere Eigenart der maßgeblichen bayerischen Landesuniversität einem breiteren Publikum nahezubringen und zugleich exemplarisch den durchaus nicht nur alltäglichen

59 So *Ernst Schubert* in seiner Besprechung des 2. Teils der Personen- und Ortsregister 1582–1830 der Matrikel der Universität Würzburg, Berlin 1982, in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte, Bd. 50, 1987, S. 885.

60 *Liselotte Resch/Ladislaus Buzas*, Verzeichnis der Doktoren und Dissertationen der Universität Ingolstadt–Landshut–München 1472–1970, 8 Bde., München 1975/78.

61 Zuletzt *Winfried Müller*, Universität und Orden. Die bayerische Landesuniversität Ingolstadt zwischen der Aufhebung des Jesuitenordens und der Säkularisation 1773–1803 (= Forschungen, Bd. 11), Berlin 1986; *Ursula Huber*, Universität und Ministerialverwaltung. Die hochschulpolitische Situation der Ludwig-Maximilians-Universität München während der Ministerien Oettingen-Wallerstein und Abel (1832–1847) (= Forschungen, Bd. 12), Berlin 1987.

»Alltag« von Studium, Lehre und Forschung in den vergangenen 160 Jahren zu vermitteln.[62]
Eine derart intensive Universitätsgeschichtsschreibung mit überdauernden Editionen und Monographien findet sich freilich nicht nur in München. Gerade bei alten Universitäten korrespondiert eine traditionsverbürgte Selbstgewißheit über Umbrüche hinweg mit traditionsreicher Selbstdarstellung. Anläßlich der 500-Jahr-Feier der *Universität Tübingen* 1977 startete die wirtschaftswissenschaftliche Fakultät ein 1984 abgeschlossenes ehrgeiziges Unternehmen, das auf die Wirtschaftswissenschaften und 150 Jahre begrenzt, sich grundlegend von dem Münchner Verzeichnis der Doktoren und Dissertationen unterscheidet. Neben der Themenerfassung und den üblichen biographischen Minimaldaten wurden soziale und regionale Herkunft der Doktoren erfaßt, vor allem aber, und dies ist völlig neu und außerordentlich aufwendig, wurde der weitere Lebensweg verfolgt. Für diese Biographien von 1949 Doktoren, 135 Ehrendoktoren und 57 Habilitierten (die sich großenteils schon unter den Doktoren finden) wurden Quellen der Universität, Archive außerhalb Tübingens und vor allem Auskünfte der Promovierten, ihrer Angehörigen oder Hinterbliebenen ausgewertet. Derartige Formen prosopographisch-sozialwissenschaftlicher empirischer Feldforschung in der Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte können nicht nachdrücklich genug begrüßt werden und sollten Nachahmung finden.[63] Führen bereits – für das Spätmittelalter – sozialwissenschaftlich verankerte Matrikelauswertungen zu Glanzleistungen[64], so steht mit diesem biographischen Handbuch ein Material bereit, das ganz unterschiedliche Auswertungschancen eröffnet.

Das *Heidelberger Gelehrtenlexikon* für den Zeitraum 1803 bis 1932, also zwischen dem Übergang der bisherigen Pfälzer Universität an Baden und der nationalsozialistischen Gleichschaltung, knüpft demgegenüber an vertraute Muster an, wie sie für eine Reihe anderer Universitäten realisiert wurden. Allerdings stand ein solches biographisches Personenverzeichnis für die älteste deutsche Universität aus. Der nach viereinhalbjähriger Forschungsarbeit rechtzeitig zur 600-Jahr-Feier 1986 vorgelegte Band soll die Edition eines umfassenden Gelehrtenlexikons von 1386 bis zur Gegenwart einleiten.
Den Wert von Matrikeleditionen nicht nur für die ältere deutsche Universitätsgeschichte, sondern gerade auch für neue Hochschultypen, die sich im Gefolge der Industrialisierung aus älteren Fachschulen herausbildeten, in spannungsreichem Kontrast mit der »Humboldt-Universität« eine wissenschaftlich qualifizierte und zugleich anwendungsbezogene technische Intelligenz hervorbrachten und damit neben der deutschen Universität mit »Weltgeltung« ein weiteres Vorbild im technischen Hochschulwesen bereitstellten, etwa für Großbritannien, das unterstreicht die von *Herbert Mundhenke* bearbeitete Matrikeledition für Hannover von der Gewerbeschule bis zur Statuserhöhung als Hochschule 1879 (zeitgleich mit Aachen), praktisch wirksam ab 1881/82. Da diese hilfreich eingeleitete und sehr sorgfältig erarbeitete Edition auch die Väterberufe der Studierenden verzeichnet, erweist sie sich als nützliches Hilfsmittel nicht nur zum Profil der Schule/Hochschule selbst und zur sozialen Rekrutierung ihrer Besucher, sondern auch zur Geschichte sozialer Mobilität im alten und neuen Mittelstand, zu Trennlinien und Verflechtungen zwischen Wirtschafts- und Bildungsbürgertum.

---

62 *Rüdiger vom Bruch/Rainer A. Müller* (Hrsg.), Erlebte und gelebte Universität. Die Universität München im 19. und 20. Jahrhundert, Pfaffenhofen 1986.
63 Eine vergleichbare Arbeit wird für die Absolventen der Handelshochschule Köln von dem Japaner Akira Hayashima vorbereitet.
64 *Rainer Christoph Schwinges*, Deutsche Universitätsbesucher im 14. und 15. Jahrhundert – Studien zur Sozialgeschichte des Alten Reiches, Stuttgart 1986.

Auf die Regsamkeit der Universität Köln zu ihrem Jubeljahr 1988 wurde bereits hingewiesen. Hier ist auch die sozialstatistische Analyse der Studentenschaft der Kölner Handelshochschule 1901 bis 1919 einzuordnen, die neben weiteren Institutionen[65] ein wesentliches Ferment für den (nach der Schließung 1798) Neubeginn 1919 der Kölner Universität bildete. Die seit 1898 in Leipzig und Aachen institutionalisierte Handelshochschulbewegung gehört neben der Gründung von Technischen Hochschulen (seit 1868) zu den bemerkenswertesten Innovationen im deutschen Hochschulwesen um 1900, da sie eine an die industriegesellschaftliche Entwicklung angepaßte Spezialisierung bewirkte, mit der Ausbildung eines Diplomstudiengangs Vorreiter für eine seit 1923 an den deutschen Universitäten reichsweite Verankerung eines volkswirtschaftlichen Diploms wurde[66] und in Abkehr vom vorherrschenden Staatsmonopol eine neuartige, auf Magistraten und den Ältesten der Kaufmannschaft beruhende Trägerschaft begründete. Vor diesem Hintergrund ist diese gründliche Untersuchung der regionalen und sozialen Herkunft, der Konfessionszugehörigkeit, des Anteils ausländischer Studenten etc. sehr zu begrüßen; sie stellt eine willkommene Ergänzung der Forschungen des führenden Kenners der deutschen Handelshochschulen dar.[67] Monumental kommt die dreibändige Festschrift zur *Kölner Universitätsgeschichte* daher, flankiert von einer Reihe ergänzender Monographien und Sammelschriften. Anzuzeigen sind die beiden Bände zum 19. und 20. Jahrhundert. Der aufwendig erstellte dritte Band enthält eine sehr präzise Chronik, Verzeichnisse, Tabellen und Schaubilder über Rektoren und Dekane, die akademischen Einrichtungen und ihre Leiter, die Honorarprofessoren, zur Statistik der Studentenschaft, des Lehrkörpers und der Promotionen, schließlich eine Finanzgeschichte von Handelshochschule und Universität im Spiegel ihrer Haushaltspläne. So sperrig der Band anmuten mag, über die Mühsal der Datenbeschaffung, -anordnung und -verarbeitung in Schaubildern sollte man sich ebensowenig täuschen wie über den Wert dieser Auflistungen und Graphiken, die in selbstverleugnendem Verzicht auf auswertende Analysen künftiger Forschung hochinteressante Materialien mundgerecht darbieten – möge diese davon reichlich Gebrauch machen! Größeres Interesse für eine historische Würdigung dieser zugleich uralten und neuen Universität – die, 1388 gegründet und 1389 eröffnet, ihre eigentliche Blüte im 15. Jahrhundert erlebte, die dann wissenschaftlich darniederlag, aber noch vom 16. bis zum 18. Jahrhundert zu den größten katholischen Universitäten in Deutschland zählte (1798 aufgehoben), die nach Initiativen des Industriellen Gustav von Mevissen dann zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine moderne Antwort auf die wirtschaftlichen, sozialen und technologischen Herausforderungen der deutschen Hochindustrialisierung und segmentierten Gesellschaft mit hoher Binnendifferenzierung und einem spezifischen Bedarf an professionalisiertem Personal für Handel, Industrie und Wirtschaft, Verwaltung und Gewerbe darstellte –, größeres Interesse also für eine Gewichtung solcher Interdependenzen erheischt naturgemäß der zweite Band, der nach einem Überblick von Pabst über die realhistorisch wenig ergiebige, aber ideengeschichtlich aufschlußreiche Phase des »Dazwischen«, der Projekteschmiederei zwischen Aufhebung und endgültigem Scheitern von Neugründungsplänen, zwischen Französischer Revolution und preußischer Reaktion 1794–1818 dann auf fast sechshundert Seiten durch Heimbüchel »Die neue Universität.

65 Die Akademie für praktische Medizin und die Hochschule für kommunale und soziale Verwaltung; vgl. hierzu *Jochen Bolten*, Hochschulstudium für kommunale und soziale Verwaltung in Köln 1912–1929, Köln/Wien 1987.

66 Vgl. *vom Bruch*, Professionalisierung (wie Anm. 51).

67 Von *Akira Hayashima* liegen bislang in den Kwansei Gakuin University Annual Studies sechs größere Abhandlungen vor, in Bd. 30, 1981, S. 181–218; Bd. 31, 1982, S. 21–88; Bd. 33, 1984, S. 121–152; Bd. 35, 1986, S. 143–176; Bd. 36, 1987, S. 113–194; Bd. 37, 1988, S. 23–96 zur Kölner und zur Leipziger Hochschule, zur Handelshochschul-Frequenz, zu Max Webers Verhältnis zu den Handelshochschulen und zu den Absolventen der preußischen Handelshochschulen.

Selbstverständnis – Idee und Verwirklichung« nicht nur schildert, nein, in einer vom Charakter her grundlegenden Monographie minutiös und umfassend abhandelt. Eine erschöpfende Würdigung dieser Meisterleistung muß hier unterbleiben. Was eine multiperspektivische moderne Universitätsgeschichtsschreibung zu leisten vermag, die Ideen-, Sozial- und Verfassungsgestalt einer disziplinen-, sozial- und allgemein wissenschaftsgeschichtlich gleichermaßen abgerundeten und integrierten lokalen Hochschulgeschichte in Verzahnung mit übergreifenden Fragestellungen verbindet, das hat Heimbüchel mustergültig demonstriert. Eine vergleichbare Leistung ist dem Rezensenten nicht begegnet, hier liegt ein Modell, ein Vorbild vor. Als Bestandteil einer mehrbändigen Festschrift könnte dieser Beitrag allzu leicht übersehen werden, der grundlegende Einsichten für die wissenschaftliche Kultur deutscher Geistes- und Sozialwissenschaften im Verlauf von vier politischen Kulturen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zutage fördert.

Unsere bisherigen Beispiele deuteten den vielfältigen wissenschaftlichen Ertrag von Universitätsjubiläen an. Der vorherrschende Typus bleibt die bilanzierende, kritisch wägende Festschrift, zumeist als umfangreiches Sammelwerk mehrerer Autoren, gelegentlich als kurzgefaßter Überblick durch einen Autor – das mehrbändige Kompendium, von einem Gelehrten verfaßt, wie es etwa Max Lenz 1910/18 zur Hundertjahrfeier der Berliner Universität vorlegte, scheint nicht mehr möglich, scheitert an der Arbeitsbelastung, wohl auch an der Verzweigung der verwissenschaftlichten Spezialforschung und an unterschiedlichen methodischen Zugängen. Den klassischen Fall der Festschrift einer keineswegs klassischen Universität stellt die *Stuttgarter Festschrift* von 1979 dar. Der Titel irritiert, denn von einem 150jährigen Bestehen der Universität Stuttgart kann kaum die Rede sein. 1967 erst wurde aus einer Technischen Hochschule eine Universität. Doch deren Vorvergangenheit ist spannend genug, sie reicht von der 1794 geschlossenen Hohen Karlsschule (seit 1782 mit einer ökonomischen Fakultät) über die 1829 gegründete, künftige Polytechnische Schule (1840) und die 1876/1890 errichtete Technische Hochschule. Elektrotechnik, Naturwissenschaften, Luftfahrt- und Kraftfahrzeugtechnik prägten diese eng mit Persönlichkeiten wie Bosch und Daimler verflochtene Hochschule. Hier liegen die Schwerpunkte der Festschrift, die wesentliche Aufschlüsse über die Entwicklung des technischen Bildungswesens im technologisch innovativen deutschen Südwesten erbringt.

Reichlich, für den Laien freilich kaum verdaubar, gestaltete sich der Publikationsausstoß zum Heidelberger Jubiläum. Um so dankbarer wird man den präzisen, kenntnisreichen und leserfreundlichen Überblick durch die herausragenden Fachgelehrten *Peter Classen* und *Eike Wolgast* begrüßen, die das Wunder vollbringen, auf gut 100 Seiten reiche Detailinformationen mit klar strukturierenden Langzeitperspektiven zu verbinden.

Ähnliches strebt *Wilhelm Ribhegges* Geschichte der Universität Münster mit dem allenfalls von Bayern her gewohnten Untertitel Europa in Westfalen an. Die ansprechend erzählende Broschüre setzt mit Streiflichtern zur Bildungsgeschichte Westfalens 1474 bis 1780 ein, verfolgt die Universitätsgründung 1780 im Umkreis der »katholischen Aufklärung«, die Degradierung zur theologisch-philosophischen Akademie unter preußischer Herrschaft, die Wiederbelebung zur Volluniversität seit 1902 und die weitere Entwicklung bis zur Gegenwart. Trotz reicher Detailkenntnisse bleiben binnenstrukturelle Tendenzen der Universität merkwürdig blaß, da in diesem allzu ehrgeizigen Unterfangen eine Verzahnung mit übergreifender Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte und nicht zuletzt mit Regionalgeschichte angestrebt wird. Interessante Einsichten und unvermittelt pointillistische Details stehen recht unverbunden nebeneinander. Die weitgespannte Intention ist zu begrüßen, doch läßt die versuchte Einlösung viele Wünsche offen, zumal sie sich dezidiert gegen »vorhandene farblos-neutrale Chronologien und gequälte Festschriften« absetzt.[68]

68 *Ribhegge*, Geschichte der Universität Münster, Vorbemerkung, S. 9.

Der Kontrast zur offiziellen[69] *Münsteraner Universitäts-Festschrift* könnte kaum krasser sein. Opulent in der Ausstattung, zweispaltig-voluminös und überquellend von Informationen, bevorzugt sie einen eher spröden Duktus. Vor allem der 1. Teil (Beiträge zur Geschichte der Universität und ihrer Außenbeziehungen) ist grundsolide und kenntnisreich, freilich etwas konventionell mit Beiträgen von namhaften Historikern wie A. Hanschmidt, A. Hartlieb von Wallthor und W. Kohl und Spezialisten für Einzelfragen erarbeitet. Der umfangreiche 2. Teil (Beiträge zur Geschichte der Fakultäten, Fachbereiche und wissenschaftlichen Institutionen der Universität Münster in Vergangenheit und Gegenwart) wirkt hingegen sehr uneinheitlich. Neben engagiert-professionellen Beiträgen wie Richard Toellners Bericht über Medizin in Münster und Helga Oestreichs Darstellung zu Geschichtswissenschaft und Geschichtsstudium, wobei sie sich auf die grundlegenden Untersuchungen von Bernd Mütter stützen konnte[70], überwiegen von Institutsvorständen teilweise offenbar lustlos abgelieferte Pflichtübungen mit geringem Umfang und geringem Gehalt. Eine geschlossene Darstellung der Binnenentwicklung und Außenbeziehungen dieser recht jungen, um historisch verbürgte Reputation bemühten Massenuniversität wurde mit dieser Festschrift nicht erreicht und konnte wohl auch nicht erreicht werden.

Daß dieses Ziel gleichwohl nicht unerreichbar sein muß, bezeugt der stattliche Band zur *Marburger Stadtgeschichte*, weitgehend deckungsgleich mit der Geschichte der Universität. Denn bekanntlich hat Marburg keine, sondern ist eine Universität; als Herausgeber firmiert denn auch der »Magistrat der Universitätsstadt Marburg«. Das Herzstück des Bandes bildet der fast 200 Seiten umfassende Beitrag von Bernhard vom Brocke über Marburg im Kaiserreich. Mustergültig werden hier »Geschichte und Gesellschaft, Parteien und Wahlen einer Universitätsstadt im wirtschaftlichen und sozialen Wandel der industriellen Revolution«[71] vorgeführt. Aus intimer Kenntnis der universitären Eigenheiten schöpfend, vermag vom Brocke dem für Marburg in dieser Zeit wichtigen Geflecht von Wissenschaft und Industrie nachzuspüren, wird in Wahlanalysen das Verhältnis von Stadt und oberhessischem Umland beleuchtet, gelingt insgesamt eine überzeugende Verschmelzung von urbanisierungshistorischen Fragestellungen mit den modernen Perspektiven einer Bildungssozialgeschichte. Dem Beitrag eignet Vorbildcharakter, es wäre zu wünschen, daß er in der Fülle jüngerer Stadtgeschichten nicht folgenlos versandet. Auch andere Kapitel wie der Beitrag über die Zeit der Weimarer Republik aus der Feder des glänzend ausgewiesenen Universitätshistorikers Hellmut Seier sind mit Gewinn zu lesen, lassen die Chance einer derartigen Verbindung von Stadt- und Universitätsgeschichte erkennen. Nachdem sich diese Perspektive bislang nur in einzelnen Publikationen niedergeschlagen hatte[72], scheint in letzter Zeit das Interesse über typische Universitätsstädte hinaus zu reichen, wie die monumentalen einschlägigen

69 Unter dem Titel »200 Jahre zwischen Dom und Schloß. Ein Lesebuch zu Vergangenheit und Gegenwart der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster« erschien im Selbstverlag Münster 1980 eine von *Lothar Kurz* hrsg. »Gegenfestschrift«, in der ein Aufsatz über den Theologen Joseph Mausbach herausragt.

70 Vgl. neben *Mütters* noch vorzustellendem Buch seine Aufsätze über »Geschichtswissenschaft an der alten Universität und Akademie Münster von der Aufklärung bis zum Historismus« (1773 bis 1902), in: Westfälische Zeitschrift, Bd. 126/127, 1976/77, S. 141–162, und über Aloys Meister (1866–1925) ebda., Bd. 121, 1971, S. 173–247.

71 So der Untertitel zu *vom Brockes* Beitrag über Marburg 1866–1918, S. 367–540.

72 Vgl. bes. *Erich Maschke/Jürgen Sydow* (Hrsg.), Stadt und Universität im Mittelalter und in der frühen Neuzeit, Sigmaringen 1977; *dies.* (Hrsg.), Stadt und Hochschule im 19. und 20. Jahrhundert, Sigmaringen 1979.

Veröffentlichungen zum Berliner Stadtjubiläum 1987 in Ost und West signalisieren.[73] Freilich bleibt abzuwarten, inwieweit die von Maschke/Sydow und vom Brocke entwickelten methodischen Ansätze hier zum Tragen kommen, wieweit derartige Untersuchungen nicht in Bindestrichsynthesen verharren.

Erste zukunftsweisende Durchbrüche lassen sich allerdings schon beobachten, im Umkreis des ohnehin sehr ertragreichen 250jährigen Göttinger Universitätsjubiläums von 1987, das, eher am Rande der akademischen Rückblicke, einen methodisch wie inhaltlich neuen Typ von Universitätsstadtgeschichte hervorbrachte, der ohne die seit Jahren aufblühende Stadt- und Urbanisierungsforschung kaum denkbar gewesen wäre.[74] Auch die hier anzuzeigende, von *Bernd Moeller* herausgegebene Vortragsreihe Göttinger Universitätsgeschichte profitiert indirekt von dieser stadtgeschichtlichen Perspektive, wenn Rudolf von Thadden das Jubiläum von 1837 zu einer neuen Beleuchtung der Göttinger Sieben nutzt, den relativ großen Spielraum geistig und politisch unabhängiger Hochschullehrer vorführt, zugleich aber die Schwächung der Korporation im entscheidenden Augenblick konstatiert (S. 64). Denn komplementär wurde gleichzeitig an anderer Stelle der beengte Handlungsspielraum des Magistrats vom Göttinger Privatdozentenaufstand 1831 über die Zuspitzung 1837 bis hin zur Beilegung des Verfassungsstreits 1840 beleuchtet, wonach die Stadtväter – im Gegensatz zur mutigen, aber weniger kostenträchtigen »totalen Verweigerung« der Sieben – eine äußerst heikle Gratwanderung zwischen politischem Bekenntnis und unabsehbaren Folgen angesichts der angedrohten Auflösung oder Translokation des entscheidenden Wirtschaftsfaktors Universität einerseits und serviler Rückgratlosigkeit andererseits zu bestehen hatten.[75] Die subtile stadtgeschichtliche Analyse relativiert nicht nur das gewohnte Verdikt der städtischen Politik 1837, sie zeigt auch die Auswirkungen politischer Opposition in der civitas academica für die beherbergende Kommune unter den Bedingungen des vormärzlichen Hannover. Auch die weiteren Beiträge dieser an runden Jubiläen entlangschreitenden Publikation vermögen schlaglichtartig spezifische Konturen dieser ursprünglich einzigartigen Reformuniversität mit politischen, sozialen und intellektuellen Zeitströmungen zu vernetzen. Dies gilt für den eröffnenden Beitrag von Rudolf Vierhaus zum europäisch-geistigen Kontext der Gründung von 1737[76], für Notker Hammersteins Musterung des ersten Jubiläums 1887 vor dem Hintergrund einer nun klarer sich abzeichnenden Neustrukturierung vornehmlich der historischen und juristischen Staatswissenschaften in Göttingen[77], für Ru-

73 Vgl. etwa die im Berliner Colloquium-Verlag in Verbindung mit der Historischen Kommission zu Berlin 1978 vorgelegten mehrbändigen Reihen »Berlinische Lebensbilder« (Naturwissenschaftler, Mediziner, Wissenschaftspolitiker, Geisteswissenschaftler) und »Wissenschaft und Stadt«, u. a. mit Monographien zur Anglistik und zur Romanischen Philologie in Berlin, ferner das von *Kurt Düwell u. a.* hrsg. dreibändige Werk zur Ausstellung »Wissenschaften in Berlin«, dazu parallel im Ostberliner Dietz-Verlag 1987 der 837 S. starke, von einem Autorenkollektiv unter Leitung von *Hubert Laitko* hrsg. Band »Wissenschaften in Berlin. Von den Anfängen bis zum Neubeginn nach 1945«.

74 *Wieland Sachse*, Göttingen im 18. und 19. Jahrhundert. Zur Bevölkerungs- und Sozialstruktur einer deutschen Universitätsstadt, Göttingen 1987. – Zum Problem »Stadtgeschichte oder Urbanisierungsforschung« vgl. den gleichnamigen Aufsatz von *Werner Hofmann* in: Informationen zur modernen Stadtgeschichte 14, 1984, H. 1, S. 1–4, ferner den Überblick von *Stefan Fisch*, Stadtplanung im 19. Jahrhundert. Das Beispiel München bis zur Ära Theodor Fischer, München 1988, S. XI–XXII. Vgl. ferner in diesem Kontext *Hermann Wellenreuther* (Hrsg.), Göttingen 1690–1755. Studien zur Sozialgeschichte einer Stadt, Göttingen 1988.

75 *Hermann Wellenreuther*, Göttingen, die Göttinger Sieben und der Verfassungskonflikt von 1837, in: Göttinger Jahrbuch 1988, S. 163–179.

76 Vgl. dazu auch *J.v. Stackelberg* (Hrsg.), Zur geistigen Situation in der Zeit der Göttinger Universitätsgründung 1737, Göttingen 1988.

77 Vgl. ergänzend *Bödeker u. a.* (wie Anm. 20); *Hans-Georg Herrlitz/Horst Kern* (Hrsg.), Anfänge Göttinger Sozialwissenschaften. Methoden, Inhalte und soziale Prozesse im 18. Jahrhundert, Göttingen 1987.

dolf Smends Momentaufnahme zum Jubiläum 1887 im Kaiserreich mit einer anschaulichen Schilderung der Festlichkeiten und einer strukturorientierten Analyse der inneren wie äußeren Universitätsverfassung dieser Zeit[78], schließlich für Norbert Kamps aspektreichausgewogene Bilanz des Jahres 1937, die wichtige Ergebnisse eines Sammelbandes über die Göttinger Universität in der NS-Zeit in zeitlich wie thematisch größere Zusammenhänge einordnet und als Fluchtpunkt den einzigartigen Aufschwung von Mathematik und Naturwissenschaften in den 1920er Jahren wählt.[79] Mit Beschönigung hat dies nichts zu tun, die Probleme werden präzise benannt. So gewährt diese Vortragsreihe einen gut zu lesenden Zugriff zu Stationen einer in vieler Hinsicht herausragenden deutschen Universität seit der Aufklärung und ergänzt glücklich die schon vor einiger Zeit erschienene Edition Göttinger Universitätsreden.[80]

Aus einer Seitenlinie des Tübinger Jubiläums ging die Studie des vormaligen Tübinger, seit langem schon Bielefelder Mediävisten *Klaus Schreiner* zu einem Zentralthema hervor, dem »Spannungsverhältnis zwischen Wissenschaftsfreiheit und staatlichem wie kirchlichem Ordnungswillen«[81] vom Spätmittelalter bis zum Zweiten Weltkrieg, aufgezeigt am Tübinger Beispiel mit weiterführenden Implikationen. Die bislang unverdient wenig beachtete Untersuchung verbindet in disziplinierender Methode quellennahe Erkundungen mit tiefdringenden Reflexionen über »Lehr- und Lernfreiheit im Zeitalter des Konfessionalismus«, über »kontrolliertes Lehren und Lernen im frühmodernen Staat«, besonders eindringlich »über das Wesen akademischer Lehr- und Lernfreiheit im modernen Verfassungsstaat« (um 1850), über »fürsorgliche Bevormundung« in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und zur Zwischenkriegszeit (»vom verfassungsrechtlich garantierten Wissenschaftspluralismus zur politischen Wissenschaft der ›Führeruniversität‹«). Dem ausgreifenden Essay liegt die These zugrunde: »produktiver Widerspruch zwischen verwalteter Macht und forschendem Geist bildet eine Grundstruktur des europäischen Universitätswesens«, und er mündet in die Forderung, »Hochschulautonomie, Wissenschaftsfreiheit und Verfassungstreue im Geiste liberaler Toleranz so miteinander zu verbinden, daß freie, sachlich effiziente und durch verfassungsrechtliche Garantien geschützte Wissenschaft möglich wird.«[82] Neuerdings wurde Schreiners Fragestellung für das 19. Jahrhundert im Spannungsfeld von Zensur und Wissenschaftsfreiheit, von ethischer und »wertfreier« Wissenschaft weiterentwickelt.[83]

Eine nicht nur universitätsgeschichtlich brisante Frage in jener von Schreiner thematisierten Spannung von Wissenschaftsfreiheit und staatlichem wie kirchlichem Ordnungswillen hat *Heinz Mussinghoff* in seiner von Erwin Iserloh betreuten Dissertation über theologische Fakultäten im Spannungsfeld von Staat und Kirche verfolgt, die in äußerem und innerem Gewicht eher den Charakter einer Habilitationsschrift besitzt. Auf den Geltungsbereich der Hochschulnormen des Preußischen Konkordats von 1929 beschränkt, werden deren Entwicklung und Bedeutung gleichwohl mit dem Interesse von Staat und Kirche »an der wissenschaftlichen Vorbildung der Geistlichen« in Preußen seit dem späten 18. Jahrhundert bis hin zur Bundesrepublik verfolgt. Im Mittelpunkt der außerordentlich quellendichten Unter-

78 Grundlegend dazu *Bernhard vom Brocke*, Hochschul- und Wissenschaftspolitik in Preußen und im Deutschen Kaiserreich 1882–1907: Das »System Althoff«, in: *Peter Baumgart* (Hrsg.), Bildungspolitik in Preußen zur Zeit des Kaiserreichs, Stuttgart 1980, S. 9–118.

79 Die Universität Göttingen unter dem Nationalsozialismus (wie Anm. 32). Mit Spannung wird man der von *Notker Hammerstein* vorbereiteten Frankfurter Universitätsgeschichte seit 1933 entgegensehen dürfen.

80 *Wilhelm Ebel* (Hrsg.), Göttinger Universitätsreden aus zwei Jahrhunderten, Göttingen 1978.

81 *Schreiner*, Disziplinierte Wissenschaftsfreiheit, Vorbemerkung.

82 *Schreiner*, S. 3, 149.

83 *Wolfram Siemann*, Chancen und Schranken von Wissenschaftsfreiheit im deutschen Konstitutionalismus 1815–1918, in: Historisches Jahrbuch, Jg. 107, II, 1987, S. 316–348.

suchung stehen Vorgeschichte, Entstehung und Auswirkungen des Konkordats seit 1919 mit Schwerpunkt auf den Verhandlungen 1926 bis 1932, doch leisten die ersten 100 Seiten einen so dichten und präzisen Überblick zur preußischen Priesterbildung im 19. Jahrhundert, daß die zentralen Konfliktsituationen katholischer (theologischer) Wissenschaft an protestantisch bürokratisierten Staatsanstalten klar zutage treten. Erst vor diesem Hintergrund lassen sich die neuerlich intensiver verfolgten Diskussionen um eine katholische Universität im 19. Jahrhundert in Deutschland genauer verorten.[84] Erstaunlicherweise wird diese wichtige Arbeit in einem einschlägigen neuen Sammelband an keiner Stelle erwähnt![85]

IV.

Bernd Mütter, Die Geschichtswissenschaft in Münster zwischen Aufklärung und Historismus (unter besonderer Berücksichtigung der historischen Disziplin an der Münsterschen Hochschule) (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen XXII B; Geschichtliche Arbeiten zur Westfälischen Landesforschung. Geistesgeschichtliche Gruppe, Bd. 1), Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster 1980, 524 S., kart., 84 DM.

Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.), Deutsche Historiker, Bd. VI–IX (= Kleine Vandenhoeck-Reihe, Bd. 1461, 1464, 1478, 1484), Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1980/82, 118 S., 117 S., 132 S., 147 S., kart., 11,80 DM, 11,80 DM, 16,80 DM, 16,80 DM.

Wolfgang Weber, Priester der Klio. Historisch-sozialwissenschaftliche Studien zur Herkunft und Karriere deutscher Historiker und zur Geschichte der Geschichtswissenschaft 1800–1970 (= Europäische Hochschulschriften, Reihe III, Bd. 216), Peter Lang Verlag, Frankfurt/Bern/New York 1984, 613 S., kart., sFr. 85,00.

Wolfgang Weber, Biographisches Lexikon zur Geschichtswissenschaft in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Die Lehrstuhlinhaber für Geschichte von den Anfängen des Faches bis 1970, Verlag Peter Lang, Frankfurt/Bern/New York/Nancy 1984, 2., durchges. und durch ein Vorwort erg. Aufl. 1987, VIII, 697 S., kart., sFr. 113,00.

Barthold C. Witte, Der preußische Tacitus. Aufstieg, Ruhm und Ende des Historikers Barthold Georg Niebuhr 1776–1831, Droste Verlag, Düsseldorf 1979, 223 S., kart., 39 DM.

Lothar Wickert, Theodor Mommsen. Eine Biographie, Bd. IV: Größe und Grenzen, Verlag Vittorio Klostermann, Frankfurt/M. 1980, 392 S., engl. brosch., 112 DM; Ln., 124 DM.

Leopold von Ranke und die moderne Geschichtswissenschaft, hrsg. von Wolf-

84 Vgl. *Hans Jürgen Brandt*, Eine katholische Universität in Deutschland? Das Ringen der Katholiken in Deutschland um eine Universitätsbildung im 19. Jahrhundert, Köln/Wien 1981; dazu auch *Harald Dickerhof*, Staatliches Bildungsmonopol, die Idee einer katholischen Universität und die Schulen der katholischen Theologie im 19. Jahrhundert, in: Archiv für Kulturgeschichte, Bd. 66, 1984, S. 175 ff.

85 *Anton Rauscher* (Hrsg.), Katholizismus, Bildung und Wissenschaft im 19. und 20. Jahrhundert, Paderborn/München/Wien/Zürich 1987. Bei diesen Vorträgen eines Symposions von 1985 hätte man zumindest in den Aufsätzen von *L. Boehm, W. Raab* und *H. Dickerhof* eine Berücksichtigung erwartet. – Zum Stellenwert katholischer Wissenschaft im Rahmen der neueren Entwicklung des deutschen Katholizismus vgl. auch *Heinz Hürten*, Kurze Geschichte des deutschen Katholizismus 1800–1960, Mainz 1986.

gang J. Mommsen für die Kommission für Geschichte der Geschichtsschreibung des Comité International des Sciences Historiques, Klett-Cotta, Stuttgart 1988, 270 S., Ln., 98 DM.

Gangolf Hübinger, Georg Gottfried Gervinus, Historisches Urteil und politische Kritik (= Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 23), Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1984, 257 S., kart., 65 DM.

Thomas Kornbichler, Deutsche Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert. Wilhelm Dilthey und die Begründung der modernen Geschichtswissenschaft (= Reihe Geschichtswissenschaft, Bd. 1), Centaurus Verlagsgesellschaft, Pfaffenweiler 1984, VIII, 332 S., kart., 44 DM.

Luise Schorn-Schütte, Karl Lamprecht. Kulturgeschichtsschreibung zwischen Wissenschaft und Politik (= Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 22), Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1984, 373 S., kart., 96 DM.

Uwe Liszkowski, Osteuropaforschung und Politik. Ein Beitrag zum historisch-politischen Denken und Wirken von Otto Hoetzsch (= Osteuropaforschung. Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Osteuropakunde, Bd. 19), 2 Bde., Berlin Verlag Arno Spitz, Berlin 1988, zus. 632 S., brosch., 125 DM.

Notker Hammerstein (Hrsg.), Deutsche Geschichtswissenschaft um 1900 (= Aus den Arbeitskreisen »Methoden der Geisteswissenschaften« der Fritz Thyssen Stiftung), Franz Steiner Verlag Wiesbaden, Stuttgart 1988, 355 S., Ln., 98 DM.

Läßt sich die Geschichte einzelner Disziplinen, etwa der Geschichtswissenschaft, gar des »Historismus«, in kollektivbiographischen Problemanalysen, in der Reihung von Einzelportraits, in personaler Feldforschung zu typischen (oder abweichenden) Karrieremustern angemessen nachzeichnen? Vermögen einzelbiographische Monographien deutlicher spezifische Problemlagen herauszuarbeiten? Erlauben diese unterschiedlichen Ansätze in ihren jüngeren Ausprägungen eine sinnvolle Kombination, die über die geistesgeschichtliche Traditionsbemächtigung eines von Srbik[86] oder die ideologiekritische Sonderweg-Deutung eines Iggers[87] hinausführt? Die in diesem Abschnitt zu musternden Studien provozieren notwendig solche Fragen, ohne daß sich ihr Gehalt im einzelnen nur auf dieses Raster reduzieren ließe.

Eine faszinierende Lösung hat *Bernd Mütter* mit seiner bahnbrechenden, zur Nachahmung anregenden, aber äußerst langwierigen Untersuchung zur Geschichtswissenschaft in Münster gefunden. Diese von Heinz Gollwitzer angeregte Dissertation, ein opus magnum im Wortsinne, kommt scheinbar unprätentiös daher, widmet sich gar einer Hochschule, die im 19. Jahrhundert nicht gerade als Glanzlicht historischer Wissenschaft in Erscheinung trat, doch gelingt es ihr, in souveräner Stoffbeherrschung und umfassender Quellenausschöpfung vier Ebenen miteinander zu verschränken, nämlich Regional-, Universitäts-, Disziplin- und biographische Wissenschaftsgeschichte. Von einer tragenden Mitte aus leistet sie all das, was weder der Münsteraner Festschrift noch dem ambitionierten, aber etwas dünnen Überblick von Ribhegge gelingt: Von der alten Universität, über die Wirren der napoleonischen Epo-

86 *Heinrich Ritter von Srbik*, Geist und Geschichte vom deutschen Humanismus bis zur Gegenwart, 2 Bde., München/Salzburg 1950/51.

87 *Georg G. Iggers*, Deutsche Geschichtswissenschaft. Eine Kritik der traditionellen Geschichtsauffassung von Herder bis zur Gegenwart, 2. Aufl., München 1973. Vgl. demgegenüber aus neohistoristischer Perspektive den ausgezeichneten umfangreichen Literaturbericht von Ulrich Muhlack, Geschichte und Theorie der Geschichtswissenschaft, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 39, 1988, S. 242–262, 305–325, 368–390.

che, den Übergang an Preußen, das Absinken zur Akademie, die konfessionellen Streitigkeiten um die Jahrhundertmitte bis zur grundsätzlich veränderten Rechtsstellung der philosophischen Fakultät 1877 und dem zögerlichen Aufschwung im ausgehenden 19. Jahrhundert, all dies wird grundlegend für die Münsteraner Universitätsgeschichte erörtert. Daneben, aber eben in einer konzeptionellen Verschränkung, wie sie nur der das ganze Feld übersehende einzelne Autor zu leisten vermag, gelingen glänzende Partien zur geistesgeschichtlichen und institutionellen westfälischen Regionalgeschichte, zur katholischen Aufklärung des »Kreises von Münster«, dann unter preußischer Herrschaft zum Aufblühen eines landesgeschichtlichen Vereinswesens, schließlich zu den lokalen und regionalen Hintergründen jener erbitterten konfessionellen Auseinandersetzungen zwischen borniert konservativ-ultramontanen Geschichtskonstrukten auf der einen, der brutalen protestantischen Oktroyierungspolitik in der Kulturkampfära auf der anderen Seite. Das leitet über zu den beiden weiteren Ebenen, der Disziplingeschichte und den biographischen Porträts der in Münster langfristig oder vorübergehend wirkenden Historiker. Man mag fragen, ob angesichts des überwiegenden Mittelmaßes (wenn überhaupt) ein großer Aufwand nicht schmählich vertan wurde; und sicher hätte man sich vieles straffer gewünscht, hätte es für drittrangige, zu Recht vergessene Gestalten nicht dieser raumgreifenden Akribie bedurft. Aber dies ist nicht das Entscheidende, drei Punkte gilt es vornehmlich zu betonen: 1. Gerade weil die Darstellung nicht von Gipfel zu Gipfel stürmen kann, wird der alltägliche Lehr- und Forschungsbetrieb an einer einzelnen Hochschule in einer Weise plastisch, wie dies weder dem theorie- und ideengeschichtlichen Überblick noch der Einzelbiographie gelingen kann.[88] 2. Wie kaum anderswo prallten im katholisch-preußischen Münster katholische Wissenschaftspraxis und protestantische Wissenschaftspolitik aufeinander. Das trat bislang in der Historiographiegeschichte allzusehr zurück, standen doch eher die zumeist protestantischen »Historisten« oder das katholische Milieu für sich im Mittelpunkt, wurden katholische Traditionalismen als vorübergehende Störstellen in der langfristigen Erfolgsgeschichte eines Verwissenschaftlichungsprozesses begriffen, wurden protestantische und katholische Geschichtsschreibung personal auf Vertreter wie Max Lenz und Johannes Janssen zugespitzt oder in dem berühmten Sybel-Ficker-Streit über die mittelalterliche Italienpolitik der deutschen Kaiser gespiegelt. Darüber führt Mütter nun weit hinaus. 3. Zu Recht gilt das besondere Interesse dem Wirken Heinrich Finkes in der Wilhelminischen Zeit, vollzog sich in seiner Person doch, und institutionell abgestützt durch einen weiteren Lehrstuhl, »der Ausgleich zwischen Katholizismus und Historismus in der Geschichtswissenschaft zu Münster«[89], dringen nun das historistische Wissenschaftsprogramm, das Postulat vorurteilsfreier Forschung nachhaltig in die katholische Geschichtsschreibung ein, auch wenn nach Finke die Janssen-Richtung wieder verstärkt in Münster Fuß fassen konnte. So nützlich Aufsatzsammlungen zur Geschichtswissenschaft an einer einzelnen Universität sind, so unvermeidlich die Heranziehung von Spezialisten für eine hochentwickelte und zugleich spezialisierte und diversifizierte Historiographie wie in Göttingen bleibt[90], so wenig kann auf eine integrierte Disziplingeschichte verzichtet werden, wie sie Mütter musterhaft vorgelegt hat.

1971/72 gab *Hans-Ulrich Wehler* fünf Bändchen »Deutsche Historiker« heraus, die lebhafte Beachtung fanden.[91] Neben den bekannten Namen standen – dies war der besondere Reiz der Reihe – Außenseiter, sei es als Grenzgänger zwischen Geschichts- und Nachbarwissen-

88 Vergleichbar minutiöse Arbeiten zur Disziplingeschichte an einer einzelnen Universität gibt es kaum; mit ähnlicher Ergiebigkeit zeichnete *Friedhelm Biesenbach* »Die Entwicklung der Nationalökonomie an der Universität Freiburg i. Br. 1768–1896« (Freiburg 1969) nach.

89 *Mütter*, Geschichtswissenschaft, Kap. IX.

90 Vgl.: Geschichtswissenschaft in Göttingen (wie Anm. 19).

91 *Hans-Ulrich Wehler* (Hrsg.), Deutsche Historiker, 5 Bde., Göttingen 1971/72, zusammen als Leinenband Göttingen 1973.

schaften, insbesondere Sozialwissenschaften, sei es als politisch-methodische Querdenker im überwiegend liberal-konservativen Gesamtbild einer an tradierten handwerklichen Normen geschulten »Zunft«, von denen der Herausgeber weiterwirkende Anstöße im Sinne einer methodisch-disziplinären oder politisch-emanzipatorischen Öffnung des Faches erhoffte. Vier weitere Bändchen knüpften 1980/82 an jenen Erfolg, an jene Intention an; der besondere Charakter der Reihe blieb erhalten, allerdings mit einigen bemerkenswerten Verlagerungen. Der interdisziplinäre Diskurs wurde wesentlich vertieft durch die Aufnahme herausragender Staats-, Rechts- und Wirtschaftswissenschaftler wie Hugo Preuss, Otto von Gierke, Lujo Brentano, Franz Neumann, Joseph A. Schumpeter. Daneben wird mit dem evangelischen Theologen Adolf von Harnack ein Gelehrter präsentiert, der sich (ähnlich wie der Nationalökonom Gustav von Schmoller) als Theologe (bzw. Ökonom) und Historiker zugleich verstand, sich nicht auf die bloße Übernahme einzelner historischer Perspektiven beschränkte. Denkt man an parallele Tendenzen bei Theologen wie Ernst Troeltsch, bei Soziologen wie Alfred und Max Weber, bei Georg Simmel und Werner Sombart in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts, dann ergibt sich eine Verbreiterung des »historischen Sinns«, die für die etablierte Zunft indes merkwürdig folgelos blieb. Beides erscheint erklärungsbedürftig.

Abgesehen davon, daß neben zentralen, wenngleich heute obsoleten Fachvertretern wie Heinrich Ritter von Srbik auch die »kämpfende Wissenschaft« des NS-Ideologen und Organisators Walter Frank berücksichtigt wurde – eine für das Gesamtprofil dieser Wissenschaft sicher notwendige Entscheidung –, abgesehen von der hochinteressanten kulturgeschichtlichen Linie, die mit Wilhelm Heinrich Riehl und seinem Adepten Eberhard Gothein gezogen wird, liegt ein deutlich neuartiger Schwerpunkt der vier Bände in einer (programmatischen?) Erweiterung über das bislang fast ausschließlich vertretene 19./20. Jahrhundert hinaus. Eher implizit schaltet sich Wehler damit in jene im ersten Abschnitt dieses Berichts erwähnte Diskussion um den Stellenwert der Aufklärungshistorie für die moderne deutsche Geschichtswissenschaft ein. So wirbt der hier besonders engagierte Reill für eine Neubewertung von Johann Christoph Gatterer, der neben seiner Pionierleistung für die geschichtlichen Hilfswissenschaften erkenntnistheoretisch dem späteren historischen Idealismus den Boden bereitete und den Blick für soziale Interaktionen geschärft hatte, wie er freilich erst in den letzten Jahrzehnten von der deutschen Geschichtswissenschaft intensiver fortgeführt wurde[92], wertet U. Becher August Ludwig Schlözer gar wissenschaftlich als paradigmatischen Durchbruch und als Vorreiter bürgerlicher Emanzipation, wenngleich er, darin sehr deutsch, in seinem politischen Wirken ein »gemäßigter Verbesserer« blieb.[93] Da die Auswahlkriterien in Wehlers spartanischem Vorwort nicht erläutert werden, läßt sich der Stellenwert dieser Beiträge in der seit wenigen Jahren offen entbrannten Debatte um die Formierungsphase der deutschen Geschichtswissenschaft schwer bestimmen.[94] Ähnliches gilt für den Pufendorf-Aufsatz von Krieger, der in dieser Reihe etwas isoliert steht und zudem von der interessanten jüngeren Diskussion um politische Theorie und historisches Denken, um aristotelisches Erbe und naturrechtliche Modelle im Deutschland des 17./18. Jahrhunderts abgekoppelt bleibt.[95]

92 *Peter Hanns Reill*, Johann Christoph Gatterer, in Bd. VI, S. 7–22; vgl. auch den von *Reill u. a.* hrsg. Band »Aufklärung und Geschichte« (wie Anm. 20).

93 *Ursula A. J. Becher*, August Ludwig Schlözer, in Bd. VII, S. 7–23, Zitate S. 7, 9, 22.

94 Eine ausführliche Einleitung hätte man sich vor allem zu Bd. IX mit seiner auffälligen Häufung von Beiträgen (Justus Möser, Ludwig Timotheus Spittler, Arnold Hermann Ludwig Heeren) zu jener Formierungsphase gewünscht.

95 *Leonhard Krieger*, Samuel Pufendorf, Bd. IX, S. 7–22; zu jener Diskussion vgl. statt vieler Einzelbelege nur die gründlich bearbeitete und ergänzte Neuausgabe des erstmals 1977 erschienenen Sammelbandes: *Michael Stolleis* (Hrsg.), Staatsdenker im 17. und 18. Jahrhundert. Reichspublizistik, Politik, Naturrecht, Frankfurt 1987.

Der insgesamt zähen Beharrungskraft des Paradigmas »Historismus«, dessen Geltung trotz mancherlei Binnenabweichungen für den Zeitraum von etwa 1800 bis etwa 1970 vermutet wurde, suchte *Wolfgang Weber* mit computergespeicherten Dateien zu Herkunft und Karrieremustern von 702 Geschichtsordinarien auf die Spur zu kommen. Da alles Wichtige, Kritische zu diesem als Einzelleistung (zumal als Dissertation) ungewöhnlichen, fast todesmutigen wie bewunderungswürdigen Unterfangen bereits gesagt worden ist[96], genügt hier die Feststellung, daß trotz etlicher Detailfehler das Biographische Lexikon ein hochwillkommenes Hilfsmittel für alle an der Geschichte der Geschichtswissenschaft Interessierten darstellt, daß die »Priester der Klio« als sozialwissenschaftlich angelegte prosopographische Feldforschung zu fruchtbarem Widerspruch herausfordern und bei aller Kritik überdauernden Rang als methodisch neuartiger Meilenstein in der disziplinären Wissenschaftsgeschichtsschreibung bewahren werden, daß aber der Versuch, auf diesem Wege einen undefinierten und letztlich beliebigen »Historismus« von Sozialisationsmustern her erklären zu können, für gescheitert erklärt werden muß. Solange nicht Klarheit darüber besteht, welches methodische, begriffliche, wissenschafts-, geistes- und sozialgeschichtliche Raster angemessen ist, wo die Kernzone und wo die Ausfransungen liegen, welche abweichenden oder Gegenmuster auch in Deutschland entwickelt wurden, inwieweit über 150 Jahre hinweg identitätsstiftende Verbindlichkeiten nachgewiesen werden können, ob der Historismus-Begriff überhaupt ein taugliches Zuordnungskriterium etwa für die mitteleuropäischen Historiker in der Zwischenkriegszeit abgibt, so lange bleiben auch für vergleichbare Arbeiten[97] große Fragezeichen angebracht, wenngleich nicht zu bestreiten ist, daß von diesen Ansätzen erhebliche Anstöße für die sicher nicht beendete Diskussion über den »Historismus« ausgehen mögen. Vor allem bedarf es genauerer Kenntnisse zu zentralen Stationen. So kommt neuen biographischen Historiker-Studien erhöhtes Interesse zu, die, das sei angesichts der hier vorzustellenden Publikationen vorausgeschickt, neben spezifisch wissenschaftsgeschichtlichen Fragestellungen den Mann in seiner Zeit beleuchten und damit nicht zuletzt Wesentliches zur politischen Kultur des deutschen Bildungsbürgertums aussagen.

*Barthold C. Witte*s Biographie Niebuhrs, jenes Althistorikers, der gleichsam als »Protohistorist« und zugleich über künftige Verengungen des Historismus hinausweisend, die Wissenschafts- und Sozialverfassung der Römischen Republik in universalhistorische politische Perspektiven einbettete, sie besitzt einen eigenen Reiz. Schreibt hier doch, selten genug, ein Gestalter, der maßgebliche Ministerialbeamte für die auswärtige Kulturpolitik der Bundesrepublik Deutschland, zugleich ein stilistisch begnadeter homme de lettres, über seinen Ururgroßvater, jenen vom schottisch-englischen Denken tief beeinflußten »Reformkonservativen«, dessen Gewissensethik sich mit seinem Gestaltungswillen rieb, der mit seinen politischen Ambitionen während der preußischen Reformära nach ersten Erfolgen ehrenhaft scheiterte und der sich als Wissenschaftler und verantwortungsbewußter Bürger seit 1816 in »tätige Resignation«[98] begab. Das letzte Wort ist über diesen Mitbegründer der historischen Quellenkritik damit noch nicht gesprochen. Erst nach der Publikation (1979) erschien die

96 Vgl. meine sehr eingehende Besprechung der »Priester der Klio« in: Soziologische Revue, Jg. 9, 1986, S. 439–441; ferner *Peter Moraw*s Rezension von Monographie und Lexikon in: Historisches Jahrbuch, Jg. 107, 1987, S. 433–436.

97 Vgl. vor allem *Günter Fellner*, Ludo Moritz Hartmann und die österreichische Geschichtswissenschaft. Grundzüge eines paradigmatischen Konflikts, Wien/Salzburg 1985; dazu meine Besprechung in: Historische Zeitschrift 248, 1989, S. 119–123.

98 *Witte*, Der preußische Tacitus, Überschrift des 3. Teils.

von Eduard Vischer, dem Urenkel eines schweizerischen Niebuhr-Schülers, besorgte monumentale Brief-Edition[99]; anläßlich des 150. Todestags Niebuhrs 1981 beleuchtete ein sehr aspektreiches Kolloquium den gebildeten Bürger, den Politiker, den Wissenschaftler.[100] Doch schmälert dies nicht den Reiz einer aus sehr persönlicher Motivation entstandenen historisch-politischen Biographie, die sich im Ergebnis mit dem Urteil des bedeutenden Historiographen der Althistorie, Karl Christ, berührt, wenn beide den »Universalisten« und den »Universalhistoriker« in den Mittelpunkt stellen, wenn Witte auf die für Niebuhr zentralen widerspruchsvollen Spannungen abstellt und Christ schreibt: »In Niebuhr selber bündelten sich die Widersprüche.«[101]

Ein homo politicus war der reformkonservative Begründer einer quellenkritischen Geschichte der Römischen Republik Niebuhr zu Beginn des 19. Jahrhunderts, ein homo politicus war der liberaldemokratische, mit dem Literatur-Nobelpreis geehrte Geschichtsschreiber der Römischen Republik und Wissenschaftsorganisator großbetrieblich gesteuerter Quelleneditionen Theodor Mommsen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Seit der immer noch lesenswerten biographischen Skizze seines Schülers Ludo Moritz Hartmann aus dem Jahre 1908, der als glänzender Kenner der Spätantike den Historiker, als linksliberal-sozialdemokratischer Politiker und Volksbildner den freiheitlichen Bürgersinn Mommsens würdigte, ist viel über ihn geschrieben worden. Besondere Erwartungen richteten sich naturgemäß auf die vielbändige Biographie von *Lothar Wickert*, die mit dem 4. Band – »Größen und Grenzen« – 1980 nach langer Pause (der 3. Band erschien 1969) zum Abschluß gelangt ist. Im Mittelpunkt stehen der politisch kommentierende Zeitgenosse Mommsen, seine Auslandsbeziehungen und Beiträge zu seiner Charakteristik. Jeder Interessierte wird in dieser Materialsammlung, die in den endlosen Zitatreihungen vielfach einem Steinbruch gleicht, Wissenswertes finden, doch die große, gültige Biographie liegt damit sicher nicht vor. Dies wäre nicht gar so schlimm, wird sich doch zweifellos noch ein biographiegeschichtlich begabterer Gestalter, ein in der Wissenschaftsgeschichte der klassischen Philologie Kundigerer[102], ein politik- und sozialhistorisch sensiblerer Autor finden. Ärgerlich bleibt indessen, daß Wickert Mommsens ätzend-scharfe Zeitkritik, seine resignative Bilanz als homo politicus aus den letzten Jahren über Gebühr und auch fälschlich herabwiegelt. Jener berühmte Satz aus der Testamentsklausel von 1899: »In meinem innersten Wesen, und ich meine, mit dem Besten, was in mir ist, bin ich stets ein animal politicum gewesen und wünsche ein Bürger zu sein. Das ist nicht möglich in unserer Nation, bei der der Einzelne, auch der Beste, über den Dienst im Gliede und den politischen Fetischismus nicht hinauskommt«[103], der soll nicht gültig sein, von Mommsen später als momentane Erregung zurückgenommen worden sein? Das trifft kaum zu, ähnliche Aussprüche aus früheren Jahren wie auch Mommsens politische Publizistik aus den allerletzten Jahren stehen dem entgegen. Vor allem aber zielen solche Relativierungen auf eine Art biographischer Zensur ab, die unerwünschte politische Positionen des scharfsichtigen, hier gleichsam als vergreist gezeichne-

99 *Barthold Georg Niebuhr*, Briefe 1816–1830, hrsg. von *Eduard Vischer*, Bd. I in 2 Halbbänden: Briefe aus Rom (1816–1823), Bd. II: Briefe aus St. Gallen, Bonn, Berlin (1823–1825), Bd. III: Briefe aus Bonn (1826–1830), Bd. IV: Briefe aus Bonn (Juli bis Dezember 1830), Bern/München 1981/84.

100 *Gerhard Wirth* (Hrsg.), Barthold Georg Niebuhr: Historiker und Staatsmann. Vorträge bei dem anläßlich seines 150. Todestags in Bonn veranstalteten Kolloquium 10. bis 12. November 1981, Bonn 1984.

101 *Witte*, S. 194 ff.; *Karl Christ*, Barthold Georg Niebuhr, in: *Wehler*, Deutsche Historiker, Bd. VI, S. 23–36, Zitat S. 23.

102 Ein schöner disziplingeschichtlicher Überblick liegt vor mit *Rudolf Pfeiffer*, Die klassische Philologie von Petrarca bis Mommsen, München 1982.

103 Die erstmals 1948 veröffentlichte sog. Heringsdorfer Testamentsklausel findet sich auch bei *Alfred Heuß*, Theodor Mommsen und das 19. Jahrhundert, Kiel 1956, S. 282.

ten Alten von seinem einzigartigen wissenschaftlichen Lebenswerk abspaltet. Doch dieser lebenslange Feuerkopf, politisch wie wissenschaftlich, kann nur als Ganzheit, auch in seinen Widersprüchen, angemessen begriffen werden. Und zeugt jene Testamentsklausel nicht von hellwachem Scharfsinn, von präziser Urteilskraft? Es ist kein Zufall, daß neuere Arbeiten zum deutschen Bürgertum im 19. Jahrhundert gerade diese Sentenz leitmotivisch beschwören.[104]

Keineswegs ein progressiver Feuerkopf war der »Altmeister« deutscher Geschichtswissenschaft, Leopold von Ranke, dessen hundertster Todestag 1986 Anlaß zu allerlei Gedenkveranstaltungen, Bestandsaufnahmen und Neubewertungen in Ost und West, diesseits und jenseits des Atlantik gab.[105] Es erstaunt, wieviel neuer wissenschaftlicher Elan aus der fortführend-modernisierenden oder im Widerspruch sich reibenden Beschäftigung mit Rankes Person und Werk heute (wieder) freigesetzt wird; es verwundert, wie wenig eine seit langem vertraute Scheidung zwischen Ranke und dem zum Gegenpol erklärten Burckhardt – als eine hier in der Folgezeit verhängnisvolle Kanalisierung staats-, macht- und personenzentrierter Perspektiven, dort als reicheres Empfinden für historische »Potenzen« im eher kulturgeschichtlich akzentuierten Erbe französischer Aufklärungshistorie – in diesem Gedenkjahr noch virulent war[106]; es bewegt die Wiederentdeckung des »ganzen« Ranke, der durch die Brille der Enkel eine bis zur Gegenwart hin wirksame Verengung erfuhr (mit der Folge einer nun wieder schärferen Grenzziehung zwischen Ranke und Neorankeanern)[107]; und es gibt zu denken, daß, weit weniger spektakulär als bei Themen wie Luther, Preußen, Friedrich d. Gr. oder Bismarck, aber vielleicht folgenreicher für methodologische Orientierungen der dortigen Fachhistorie, daß gerade Historiker aus der DDR in auffälliger Intensität ausgewogen Rankes historischen Ort und methodische Leistung würdigen, vertraute Unwertsurteile abstreifen, den bisher üblichen schroffen Gegensatz zwischen Ranke und Hegel abmildern, Person und Werk behutsam historisieren und aus Rankes Werk neue Munition in teilweise atemberaubender Konvergenz mit elastisch weiterentwickelten Grundpositionen ei-

---

104 Nach einer recht frühen Hervorhebung durch *Dolf Sternberger*, »Ich wünschte ein Bürger zu sein«. Neun Versuche über den Staat, Frankfurt 1967, [2]1970, bes. S. 10–27, vgl. jetzt *Jürgen Kocka*, Bürgertum und Bürgerlichkeit als Probleme der deutschen Geschichte vom späten 18. bis zum frühen 20. Jahrhundert, in: *ders.* (Hrsg.), Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert, Göttingen 1987, S. 21–63, bes. S. 57; *Lothar Gall*, »... Ich wünschte ein Bürger zu sein.« Zum Selbstverständnis des deutschen Bürgertums im 19. Jahrhundert, in: Historische Zeitschrift, Bd. 245, 1987, S. 601–623.

105 Die Sektion Geschichte der Berliner Humboldt-Universität veranstaltete im Sept. 1986 ein Kolloquium »Leben und Werk Leopold von Rankes«, Anfang Dez. 1986 würdigte die Fachkommission Theorie, Methodologie und Geschichte der Geschichtswissenschaft der Historiker-Gesellschaft der DDR in Ost-Berlin »Leopold von Ranke. Leistungen und Grenzen des idealistischen deutschen Historismus«. (Die meisten Beiträge beider Tagungen liegen mittlerweile vor.) In der Werner-Reimers-Stiftung in Bad Homburg hielt bereits im Juli 1986 die Kommission »Geschichte der Geschichtsschreibung« des Comité International des Sciences Historiques ein Kolloquium über »Das historiographische Werk Leopold von Rankes« ab, aus dem der hier zu besprechende Band hervorging; ferner fand am 18. 9. 1986 in Syracuse/USA ein internationales Ranke-Symposion statt, niedergelegt in *James M. Powell u. a.* (Hrsg.), Ranke and the Shaping of the Historical Discipline, Syracuse 1988.

106 Als Fortführung jener älteren Diskussion, die sich nicht zuletzt in der derzeitigen Hochkonjunktur einer historischen Kulturanthropologie niederschlägt, vgl. am Rande der Jubiläen etwa *Niklaus Röthlin*, Burckhardts Stellung in der Kulturgeschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts, *Heinz Angermeier*, Ranke und Burckhardt, in: Archiv für Kulturgeschichte 69, 1987, S. 389–406, 407–452.

107 Neben *Mommsen* (Einleitung, S. 9) wiesen hierauf nachdrücklich die an dem Band beteiligten Historiker aus der DDR hin.

ner gesetzlich-parteilich verfahrenden marxistischen Geschichtswissenschaft beziehen.[108] Nach diesen Beiträgen wird man die weitere Diskussion in der DDR mit Spannung zu verfolgen haben, zumal hiermit in der realhistorischen Forschung eine in starkem Maß westdeutschen Forschungen verpflichtete Neubewertung etwa des Deutschen Bundes korrespondiert, deren Zusammenhang mit der gegenwärtigen Linie einer von dem historisch-kulturellen Erbe aus argumentierenden Drei-Staaten-Theorie und einer Neubewertung des regionalen Reichtums in den deutschen Mittelstaaten wie Sachsen nicht zu übersehen ist.[109] Doch unbeschadet solcher Implikationen deuten diese Tendenzen auf den Anschluß der DDR-Historiographie an die internationale (westliche) Forschung hin, lohnt der Blick auf die Ergebnisse unserer Kollegen im zweiten deutschen Staat, von denen wir lernen können. Nach diesem – notwendigen – Ausflug zurück zu den Ergebnissen des von *W. J. Mommsen* herausgegebenen Bandes über Ranke und die moderne Geschichtswissenschaft. Aus der Fülle der Detailergebnisse erscheinen für diesen Überblick vor allem vier Beobachtungen notationswürdig. Da ist zum einen die prägende, tiefreligiös-protestantische Linie, wie sie Fulvio Tessatore an Hand des »Lutherfragments« für Rankes Idee der Universalgeschichte herausarbeitet, mit unmittelbaren Konsequenzen für eine perspektivisch gebundene, »narrative« Erzählhaltung ohne Preisgabe des Objektivitätspostulats, wie Hermann von der Dunk zu zeigen vermag. Da ist zweitens die von Ernst Schulin (in Fortführung früherer Arbeiten) nachgewiesene Bedeutung der – tendenziell Kulturgeschichtsschreibung implizierenden – Nationen für Ranke neben den »großen Mächten«. Scheint damit die Kluft zu den Neurankeanern im Kaiserreich noch tiefer, so könnte eine genaue Überprüfung etwa des Begriffs der »Nationalität« bei Max Lehmann oder auch dem »Chefrankeaner« Max Lenz ergeben, daß kulturgeschichtliche Dimensionen länger fortwirkten, als seit Ludwig Dehio registriert wurde.[110] Drittens prallen hier einige zentrale moderne Positionen scharf aufeinander. Während Thomas Nipperdey resümiert: »Rankes Idee der Objektivität ist darum auch in postreligiöser Zeit eine starke Theorie« (S. 222), beharrt M. A. Barg in seinem geschichtstheoretisch anspruchsvollen Diskurs über »historische Tatsachen« auf einer unaufhebbaren Differenz zwischen »geschichtlichen« und »geschichtswissenschaftlichen« Tatsachen, erscheint ihm nach wie vor die marxistische Kombination von Parteilichkeits- *und* Objektivitätsanspruch als zwingend gegeben. Viertens schließlich identifiziert Peter Burke Ranke als »Gegenrevolutionär«, der die in der Göttinger historischen Schule des späten 18. Jahrhunderts entwickelte sozialgeschichtliche Perspektive zugunsten der Politikgeschichte beschnitt. Damit habe Ranke »nicht eigentlich eine kopernikanische Revolution, sondern

108 Im vorliegenden Band *Werner Berthold*, Universalgeschichte und Nationalgeschichte bei Hegel und Ranke (in gleicher Form auch in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 36, 1988, S. 387–396); *Hans Schleier*, Geschichtstheorie und Geschichtsschreibung bei Leopold von Ranke (vgl. ergänzend auch *ders.*, Leistungen und Grenzen des idealistischen deutschen Historismus: Leopold von Ranke, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 35, 1987, S. 955–970); *Gerhard Lozek*, Der Epochenbegriff bei Ranke. Eine abweichende Position enthält demgegenüber der in Bad Homburg nicht vorgestellte Beitrag von *M. A. Barg*.

109 *Helmut Bleiber*, Der Deutsche Bund in der Geschichtsschreibung der DDR, in: Historische Zeitschrift 248, 1989, S. 33–50; *Harald Müller*, Deutscher Bund und deutsche Nationalbewegung, ebda., S. 51–78. Eine Fortführung solcher Tendenzen auf dem VIII. Historikerkongreß der DDR vom 31. 1. – 3. 2. 1989 läßt sich bislang noch nicht bestimmen; vgl. etwa den Bericht in: Deutschland-Archiv 22, 1989, S. 245 f.

110 Vgl. meine Artikel über Lehmann und Lenz in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 14, 1985, S. 88–90, 231–233; ferner *Rüdiger vom Bruch*, Kulturstaat – Sinndeutung von oben?, in: *ders./Friedrich Wilhelm Graf/Gangolf Hübinger* (Hrsg.), Kultur und Kulturwissenschaften um 1900 (erscheint Stuttgart 1989); für die – seitdem wirksame – einseitig machtpolitische Beurteilung der Neurankeaner vgl. *Ludwig Dehio*, Deutschland und die Weltpolitik, München 1955.

vielmehr eine Gegenrevolution in der Geschichte der Geschichtsschreibung« bewirkt (S. 200). Diese These verdient um so mehr Beachtung, als sich jüngste Gesamtdarstellungen zur neueren deutschen (Gesellschafts-)Geschichte von Nipperdey und Hans-Ulrich Wehler wie eine modern erweiterte Neuauflage der Differenz zwischen der geschichtsmächtig-narrativen Erzählkunst Rankes mit überlegenem auktorialen Gestus und der minutiös seinen Erkenntnisprozeß referierenden, in ständigem Diskurs mit Kollegen und Publikum begriffenen Darstellungsweise etwa eines Schlözer lesen lassen.[111]

Geschichtswissenschaft, philosophisch-pragmatisches Nachdenken über den Staat, seine derzeitige Verfassung und seine wünschenswerte Gestaltung, niedergelegt in politischer Publizistik, das gehört bei den herausragenden Historikern des 19. Jahrhunderts untrennbar zusammen und zumal bei jener vormärzlich geprägten Generation, die aus der Vergangenheitsbemächtigung Kraft für eine noch offen erscheinende Zukunftsbewältigung schöpfte. Keineswegs zwingend führt eine geschichtsnotwendige Linie von Niebuhr und Ranke zu den protestantisch-nationalkonservativen Neurankeanern des späten Kaiserreichs, allenfalls garniert durch bemerkenswerte, aber aus dem Hauptstrom einflußlos herausfallende Außenseiter.[112] Spannend sind gerade solche Weggabelungen, Alternativangebote, die auf zunächst offene Konstellationen hinweisen und auf die eine des faktischen Hauptstroms überdrüssige Gegenwart sich mit neuerwachtem Interesse besinnt. Dazu gehört gewiß der Historiker, Literarhistoriker[113] und »politische Professor« Gervinus, der nach 1840 von einer »deutschen Mission« Preußens träumte – freilich von einem konstitutionellen, Pressefreiheit gewährenden und außenpolitisch präzis konturierten, nicht von einem brutal machtpolitisch-borussischen Preußen, dessen »deutscher Beruf« im nachhinein stilisiert wurde[114] – und der nach der Reichsgründung sich vehement gegen den vorherrschenden Zeitgeist verwahrte, aus der politischen Kultur des frühen Bismarckreiches gleichsam als identitätsfördernde Negativchiffre herausfiel, an der sich der nun erzielte kleindeutsche, antisozialistische und nationalliberale, aber eben nicht demokratisch-liberale Konsens in gemeinsamer Abwehrhaltung zu bewähren schien.

Doch konnte Gervinus überhaupt als (professioneller) Historiker gelten? 1845 charakterisierte Struve ihn als »einen wesentlich philosophischen Geist [. . .], für welchen die Geschichte nur insofern Wert besitzt, als sie ihm zu seinem Zweck dient.«[115] *Gangolf Hübinger* hat in seiner von Wolfgang J. Mommsen betreuten Dissertation mit dem treffsicheren Untertitel »Historisches Urteil und politische Kritik« die wohl für lange Zeit maßgebliche Gervinus-Biographie in der Verschränkung von Wissenschaft, Politik und Publizistik vorgelegt, hat einzelne Aspekte seitdem gesondert ausgeleuchtet, präzise Zusammenfassungen vorge-

111 *Thomas Nipperdey*, Deutsche Geschichte 1800–1866. Bürgerwelt und starker Staat, München 1983; *Hans-Ulrich Wehler*, Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1700–1815, 1815–1845/49, München 1987 – beide Werke werden fortgeführt.

112 Diese Tendenz läßt sich aufgrund genauer Kenntnis, freilich differenziert, bei *Iggers* (wie Anm. 87), ungleich plakativer bei *Joachim Streisand* (Hrsg.), Studien über die deutsche Geschichtswissenschaft von 1800–1945, 2 Bde., Berlin [DDR] 1965/69, sowie bei *Manfred Asendorf*, Aus der Aufklärung in die permanente Restauration. Geschichtswissenschaft in Deutschland, Hamburg 1974; *ders.*, Geschichte und Parteilichkeit. Historisches Bewußtsein in Deutschland, Berlin 1984, beobachten.

113 Vgl. *Gangolf Hübinger*, Literaturgeschichte als gesellschaftswissenschaftliche Disziplin. Ihre Begründung durch Georg Gottfried Gervinus, in: Geschichte und Gesellschaft, Jg. 9, 1983, S. 5–25.

114 Vgl. *Wolfgang Hardtwig*, Von Preußens Aufgabe in Deutschland zu Deutschlands Aufgabe in der Welt. Liberalismus und borussianisches Geschichtsbild zwischen Revolution und Imperialismus, in: Historische Zeitschrift, Bd. 231, 1980, S. 265–324.

115 *Gustav von Struve*, Gallerie berühmter Männer des 19. Jahrhunderts, 1. Heft, Heidelberg 1845, S. 27–31.

legt.[116] Seine Kennzeichnung des auf die deutsche Einheit in liberaldemokratischem Geist hinwirkenden Gervinus als eines ebenso spannenden wie spannungsreichen Fixpunktes in der durchaus ambivalenten, nach vielen Seiten hin offenen politischen Kultur Deutschlands zwischen Revolution und Reichsgründung dürfte unumstritten sein, auf Kritik stieß hingegen die wissenschaftsgeschichtliche Einordnung: Verkörperte Gervinus eine dialektische Verbindung, also in seinem Werk aufgehobene Spannung von aufklärerischen und historistischen Prinzipien, oder vollzog sich hier »in Wahrheit die Kontinuität zwischen Aufklärung und Historismus, die durch die historische Überwindung der Aufklärung hindurchgeht«, wie ein kenntnisreicher Kritiker und Lordsiegelbewahrer Rankes kürzlich bemerkte?[117] Dies kann hier sicher nicht entschieden werden, verweist aber auf jene bereits mehrfach angesprochene Diskussion um das Verhältnis von Aufklärungshistorie und Historismus, von Kontinuitätslinien und Bruchzonen in der deutschen Geschichtswissenschaft um 1800, die auf die (Neu-)Bewertung der liberalen Historikergeneration um die Mitte des 19. Jahrhunderts ausstrahlt und sich in ihren künftigen Dimensionen allenfalls erahnen läßt.
Vor dem Hintergrund bereits der wenigen bislang angerissenen Fragen, angesichts eines deutlich vertieften Interesses an der deutschen Geschichtswissenschaft des 19. Jahrhunderts und mit Blick auf die überragende Bedeutung der in der Folgezeit sehr vielfältig kanalisierten Methodologie der Geisteswissenschaften durch Dilthey greift man mit besonderer Spannung zu dem Buch *Thomas Kornbichlers*, das gleichermaßen »Deutsche Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert« und »Wilhelm Dilthey und die Begründung der modernen Geschichtswissenschaft« erörtern will. Um es vorwegzunehmen: Dem allzu ehrgeizigen, wenngleich fleißig Informationen sammelnden Unterfangen fehlt es an Augenmaß, und man hätte dem Doktoranden eine zielstrebigere Anleitung zu begrenzter Fragestellung, zur methodischen Vermittlung kaum kompatibler Untersuchungsebenen gewünscht. Tatsächlich geht es um die Frage, »in welcher Weise Dilthey die geistes-, besonders die geschichtswissenschaftliche Forschung seiner Zeit rezipiert hat.«[118] In einer Reihe von Kapiteln zu einzelnen Historikern von Niebuhr bis Burckhardt werden zumeist biographische Daten und kurze Werkinformationen zusammengetragen und jeweils abschließend recht oberflächlich Bezüge zu Dilthey hergestellt, dessen »Grundlegung der Geisteswissenschaften« dann den Abschluß bildet. Register und Zusammenfassung fehlen, maßgebliche Literatur (z. B. Hübinger über Gervinus, Dotterweich über Sybel, Heuß über Mommsen, Hardtwig über Burckhardt) bleibt ausgespart, der erzielte Erkenntnisgewinn ist nicht recht zu erkennen und mag im Einzelfall von der um ein eigenes Jahrbuch zentrierten Dilthey-Spezialforschung beurteilt werden. Kein Buch also, das wie die Ranke-, Treitschke- und Lamprechtanalysen von Metz[119] bei aller Eigenwilligkeit zur Auseinandersetzung zwingt.
Eine ganz ungewöhnliche Aufwertung hat in den letzten Jahren ein Historiker aus der Zeit der Jahrhundertwende erfahren, der in seiner Zeit zu den umstrittensten, aber auch (vor allem international) anregendsten Fachvertretern zählte, dem von den einen schludriger Umgang mit Quellen und Literatur, von anderen eine psychologistische, wiederum von anderen eine materialistische Geschichtsauffassung vorgeworfen wurde, der, ein glänzender Wissen-

116 Vgl. neben dem in Anm. 99 genannten Aufsatz u. a. *Gangolf Hübinger*, »Historiker des Lebens«. Gervinus und die politische Deutungskultur 1830–1871, in: *Schmidt/Rüsen* (wie Anm. 6), S. 59–73; zuletzt *ders.*, Georg Gottfried Gervinus. Geschichtsdenken zwischen Wissenschaft, Publizistik und Politik im 19. Jahrhundert, in: Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde, N.F., Jg. 45, 1987, S. 271–292.

117 So *Ulrich Muhlack* in seiner Rezension zu *Hübingers* Gervinus-Buch in: Historische Zeitschrift, Bd. 244, 1987, S. 199.

118 Aus dem Vorwort von *Hagen Schulze* zu *Kornbichler*, Deutsche Geschichtsschreibung.

119 *Karl Heinz Metz*, Grundformen historiographischen Denkens. Wissenschaftsgeschichte als Methodologie, München 1979, eine von Thomas Nipperdey betreute Dissertation.

schaftsorganisator, entscheidende Impulse für die Landesgeschichtsschreibung, für die Kulturgeschichtsschreibung, aber auch für die auswärtige Kulturpolitik des Deutschen Reiches vor 1914 gab, an dem eine seltsame Mischung von alldeutschem und pazifistischem, genauer internationalistischem Gedankengut irritiert, in dem heute manche einen Wegbereiter der dann für Jahrzehnte kaum ausgestalteten Sozialgeschichte sehen, während andere Autoren wie Jürgen Kocka vermuten, bei allem guten Willen habe er aufgrund seiner methodischen und begrifflichen Schwächen deren Verankerung in Deutschland eher behindert. Keine originäre Potenz wie Burckhardt für eine paradigmatisch verstandene Kulturgeschichtsschreibung, wie Max Weber für die begriffssystematisch-rationale Durchdringung der modernen Welt, keiner, in dem eine große Konzeption in ruhiger Konsequenz heranreifte, sondern ein umtriebiger Plänemacher, ein Schnellschreiber, ein von tausend Ideen zugleich erfüllter Geist, mit einem Wort, die Rede ist von Karl Lamprecht. Die erste jüngere monographische Würdigung legte ein Finne vor, es folgten Arbeiten, die eingehender den Historiker und den Kulturhistoriker beleuchten, ein glänzender biographischer Abriß, zuletzt eine archivalisch reichgespeiste Dissertation aus Bern zu seinem Gedankenbild.[120] Seit Jahren arbeitet in den USA Roger Chickering, durch maßgebliche Arbeiten zur deutschen Friedensbewegung und zum Alldeutschen Verband ausgewiesen[121], an einer großangelegten Lamprechtbiographie, mit der dieser Publikationsboom vorerst enden dürfte.

Während der von den politisch-sozialen und mentalen Verflechtungen des späten Kaiserreichs faszinierte Chickering auf eine intellektuelle Biographie Lamprechts abzielt, stellt die derzeit wichtigste und zu Recht sogleich lebhaft beachtete Lamprecht-Arbeit von *Luise Schorn-Schütte* wissenschaftsgeschichtlich-systematische Fragestellungen in den Vordergrund. Ihre noch von Gerhard Oestreich angeregte, dann von Karl-Georg Faber betreute Dissertation führt endlich den ganzen Lamprecht vor, über den sattsam bekannten Lamprechtstreit oder einzelne Aspekte wie seine Bemühungen um auswärtige Kulturpolitik[122] oder seine bislang unterschätzten Schrittmacherdienste für die Regional- und Stadtgeschichtsschreibung hinaus.[123] Damit gelingen neue Erkenntnisse und Akzentsetzungen, die das jüngst aufgelebte Lamprecht-Interesse verständlicher erscheinen lassen, die trotz seiner offenkundigen Schwächen die außerordentliche Stellung Lamprechts als eines Anregers und Angeregten zugleich erklären, die die exemplarische Verdichtung ganz verschiedener Problemkomplexe in dieser einen Person herausarbeiten. Denn wie in keiner anderen der bislang vorgestellten Arbeiten laufen in Lamprecht und in L. Schorn-Schüttes Interpretation die maßgeblichen Aspekte der bislang erörterten Bildungssozialgeschichte, Universitätsge-

120 Nach *Ursula Lewald*, Karl Lamprecht 1856–1915, in: Bonner Gelehrte, Bd. 6, Bonn 1968, S. 231–253, vgl. neuerdings *Matti Viikari*, Die Krise der »historischen« Geschichtsschreibung und die Geschichtsmethodologie Karl Lamprechts, Helsinki 1977; *Metz*, Grundformen (wie Anm. 105); *vom Bruch*, Wissenschaft (wie Anm. 42); *ders.*, Weltpolitik als Kulturmission. Auswärtige Kulturpolitik und Bildungsbürgertum in Deutschland am Vorabend des Ersten Weltkrieges, Paderborn 1982; *Bernhard vom Brocke*, Karl Lamprecht, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 13, 1982, S. 467–472; *Peter Griss*, Das Gedankenbild Karl Lamprechts. Historisches Verhalten im Modernisierungsprozeß der »Belle Epoque«, Bern/Frankfurt/New York/Paris 1987.

121 *Roger Chickering*, Imperial Germany and a World without War. The peace movement and German society 1882–1914, Princeton 1975; *ders.*, We men who feel most German. A cultural study of the Pan-German league, 1886–1914, Boston 1984.

122 Vgl. neben *vom Bruch*, Weltpolitik (wie Anm. 106) *Kurt Düwell*, Deutsche auswärtige Kulturpolitik 1918–1932, Köln/Wien 1976; *ders./Werner Link* (Hrsg.), Deutsche auswärtige Kulturpolitik seit 1871, Köln/Wien 1981; Institut für Auslandsbeziehungen (Hrsg.), Interne Faktoren auswärtiger Kulturpolitik im 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart 1981.

123 Vgl. dazu *Luise Schorn-Schütte*, Stadt und Staat. Zum Zusammenhang von Geschichtsverständnis und historischer Erkenntnis in der Stadtgeschichtsschreibung der Jahrhundertwende, in: Die alte Stadt, Jg. 10, 1983, S. 228–266.

schichte, politischen Kultur und der Wissenschaftsgeschichtsschreibung der deutschen Historiographie in engster Verschränkung zusammen. Völlig zutreffend heißt der Schlüsselbegriff »Kultur«. Der von Gierkes genossenschaftsrechtlichem Ansatz, von Schmollers Lenkung der historischen Schule der Nationalökonomie zu einer universalen Kulturgeschichte tief beeinflußte Lamprecht, der sich nach der Jahrhundertwende zunehmend ausländischen Einflüssen öffnete, hatte, vielleicht mit untauglichen oder unfertigen Mitteln, für eine Öffnung der traditionellen politischen Geschichte zu einer Kulturgeschichte plädiert, die den Prozeß menschlicher Vergesellschaftung in der äußeren und in der geistigen Kultur zu analysieren vermag. Er hatte »kulturelle Gemeinschaften« weniger von der Idee der Nation aus als auf den säkularen Vergesellschaftungsprozeß vom Stand zum neuzeitlichen Bürgertum hin untersucht und dieses auf seine spezifischen Werthaltungen hin überprüft. So geraten neben Wirtschaft und Gesellschaft Kunst und Kultur zentral ins Blickfeld, kreisen Lamprechts Fragestellungen um die aktuelle Krise des bürgerlich besetzten Kulturstaats, die er scharfsinnig mit einem fragwürdig gewordenen Bildungsbegriff koppelte. Ihn trieb ein ähnliches Anliegen wie Gothein in seiner Auseinandersetzung mit Dietrich Schäfer, er berührte sich kaum zufällig mehr mit den vorrangigen Diskussionsfeldern der zeitgenössischen Soziologie eines Simmel und eines Sombart, eines Alfred und eines Max Weber, auch eines Troeltsch, als mit den ausgefahrenen Wegen der eigenen Zunft. Und er schlug, von L. Schorn-Schütte faszinierend vorgeführt[124], den Bogen zu einem Paradigmawechsel innerhalb der internationalen Geschichtswissenschaft, der sich an der Jahrhundertwende in verschiedenen Ländern zunächst unabhängig voneinander anbahnte; diesen hat Lamprecht zwar selbst nicht innovatorisch beeinflußt, doch verstärkte er ohnehin vorhandene »Tendenzen einer methodischen wie inhaltlichen Neuorientierung (Paradigmawechsel) innerhalb der internationalen Geschichtswissenschaft der Jahrhundertwende«.[125] Lamprechts intellektuelle Kapazität sollte nicht an der Elle Max Webers gemessen werden, erschöpft sich aber auch nicht in seiner eigentlich wissenschaftlichen Bedeutung. Wie kaum jemand sonst um 1900 erkannte er Zusammenhänge zwischen einer notwendig neuen Kulturgeschichtsschreibung und einer notwendig neuen Kulturpolitik. Mit hellwacher, nachgerade seismographischer Sensibilität lotete er die entscheidenden Bruchzonen des in erster Linie bildungsbürgerlich begriffenen deutschen Kulturstaates aus, setzte er ihnen ein umfassendes Konzept von Kulturpolitik entgegen, als Sozialpolitik, als Wissenschaftsorganisation und Hochschulreform und als Teil der auswärtigen Politik. »Die Verbindungslinie zwischen den drei Bereichen bildet den Kern des Kulturpolitischen bei Lamprecht: Wissenschaftlich, insbesondere geschichtswissenschaftlich fundierte Bildung und Aufklärung zum Zwecke adäquater Orientierung in der Gegenwart und Zukunft. Deshalb beinhaltet Kulturpolitik als Volksbildung wesentliche Elemente einer modernen Sozialpolitik, als Wissenschaftspolitik die Anpassung der ›Produktivkraft‹ Bildung an die veränderten wirtschaftlich-technischen Bedingungen, als auswärtige Kulturpolitik sowohl Propaganda für deutsche Kultur als auch Betonung des spezifisch deutschen Beitrages innerhalb der weltpolitischen Konkurrenz. Die Begriffe ›Kultur‹ und ›Bildung‹ hängen demnach in Lamprechts Verständnis eng miteinander zusammen, die Krise des Kulturstaates war ihm, wie einer Mehrzahl seiner Zeitgenossen, in erster Linie eine Krise des Bildungsbegriffs, allerdings in einer eigenständigen Variante.«[126] Frau Schorn-Schütte gebührt das Verdienst, Verflechtungen von Kulturgeschichte und Kulturpolitik um 1900 und zugleich in diesem zeitgenössischen Diskurs den inneren Zusammenhang von Bildungssozialgeschichte, Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte freigelegt zu haben. Ihr

124 Vgl. auch weiterführend *Luise Schorn-Schütte*, Karl Lamprecht und die internationale Geschichtswissenschaft an der Jahrhundertwende, in: Archiv für Kulturgeschichte, Bd. 67, 1985, S. 417–464.

125 *Schorn-Schütte*, Kulturgeschichtsschreibung, S. 337, auch S. 316.

126 Ebda., S. 210.

Buch macht deutlich, wie eng und wie spannungsreich jener Zusammenhang gerade in dieser Umbruchsperiode war und warum sich das gegenwärtige Forschungsinteresse derart gebündelt darauf konzentriert.

1978 erschien in der DDR Gerd Voigts bereits 1967 als Dissertation eingereichte, für den Druck stark überarbeitete und grundlegende Biographie des Osteuropahistorikers, Publizisten und Politikers Otto Hoetzsch (1876–1946); wie sein Lehrer Lamprecht in mancher Hinsicht ein Außenseiter, der zu den schillerndsten deutschen Gelehrtenpersönlichkeiten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zählt und der in der bundesdeutschen Geschichtsschreibung – im Unterschied etwa zu seinem Berliner Orts- und Fachkollegen Theodor Schiemann – allenfalls am Rande berücksichtigt wurde.[127] Mit *Liszkowskis* Kieler Habilitationsschrift liegt nun ein gewichtiges Pendant vor, das gegenüber Voigts primär ideologiekritisch-politischen Fragestellungen den Schwerpunkt auf die wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung des Historikers und späteren Osteuropa-Politologen legt. Ähnlich wie der gleichaltrige katholische und deutschnationale Historiker Martin Spahn, wie der etwas ältere, begrifflich-systematisch tiefer dringende, liberalkonservative Hermann Oncken, hatte auch Hoetzsch bereits vor dem Ersten Weltkrieg ein sensibles Gespür für gesellschaftliche Bedingungen politischen Handelns entwickelt, etwa in der Analyse von Parteien und öffentlicher Meinung. Wie auch Oncken entwickelte Hoetzsch unter dem Einfluß des Ökonomen Karl Bücher sowie Gustav Schmollers, der die historische Schule der Nationalökonomie zu einer umfassenden Kulturgeschichte zu erweitern suchte, moderne sozialwissenschaftliche Forschungsansätze – und wiederum Oncken und Spahn vergleichbar, bewirkte das Kriegserlebnis eine politische Verhärtung, methodisch einen für die deutschen Neuhistoriker in der Weimarer Republik insgesamt bezeichnenden und folgenschweren Rückzug auf politische und Diplomatiegeschichte im Umfeld einer organisierten Widerlegung der deutschen Alleinschuld am Ausbruch des Ersten Weltkrieges.[128]

Gleichwohl blieb Hoetzsch – wie auch Oncken – von konservativer Haltung aus sozialen und politischen Reformen im Sinne einer »Tory-Demokratie« verpflichtet, zudem beschritt er wissenschaftlich neue Wege, die ihn, den Rußlandfreund (und Polengegner) von genuin historischen zu eher politologischen Sichtweisen, insbesondere im Bereich der internationalen Beziehungen, lenkten. Aber seine Innovationskraft blieb begrenzt, wurde nicht schulbildend und war von seinem politischen Wirkungswillen, von seiner Sympathie für die russisch-slawische Welt bis hin zur Sowjetunion überlagert, eine Sympathie freilich, die das deutsche Kalkül einer auf Verständigung bedachten, im Ziel ›revisionistischen‹ Ostpolitik nie aus den Augen verlor. So kennzeichnet Liszkowski ihn zutreffend als »aufgeklärten Nationalisten«.

Wie gesagt, diese Darstellung ergänzt in wünschenswerter Weise Voigts Biographie, vor allem zum Wissenschaftler Hoetzsch, denn der erste, dem Publizisten und Politiker gewidmete Teil führt wohl nicht wesentlich über Voigt hinaus, auch wenn er etwas andere Akzente setzt, stärker die deutschnationale Konstante als die eigenartige Metamorphose gegen Lebensende betont. Neben archivalischer Abrundung wird auch die neuere Forschung berück-

127 Vgl. meine Besprechung in: AfS, Bd. XX, 1980, S. 540–542, dort auch eine knappe Skizze von Hoetzschs politisch-publizistischer Tätigkeit.

128 Vgl. *Ulrich Heinemann*, Die verdrängte Niederlage. Politische Öffentlichkeit und Kriegsschuldfrage in der Weimarer Republik, Göttingen 1983; *Wolfgang Jäger*, Historische Forschung und politische Kultur in Deutschland. Die Debatte 1914–1980 über den Ausbruch des Ersten Weltkrieges, Göttingen 1984. Ferner grundlegend zur Geschichte der deutschen Geschichtswissenschaft in der Weimarer Republik *Hans Schleier*, Die bürgerliche deutsche Geschichtsschreibung in der Weimarer Republik, Berlin 1975, sowie, von *Liszkowski* nicht berücksichtigt, *Bernd Faulenbach*, Ideologie des deutschen Weges. Die deutsche Geschichte in der Historiographie zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus, München 1980, mit zahlreichen Hinweisen auf Hoetzsch.

sichtigt. Gleichwohl macht diese sprachlich schlichte und gedanklich nicht allzu ambitionierte Darstellung das ältere Werk nicht entbehrlich. Sie ergänzt eher, als daß sie kontrastiert. Wie weit sie Schneisen in die Disziplingeschichte der deutschen Osteuropaforschung schlägt, vermag ich kaum zu beurteilen. Für die Geschichte der deutschen Geschichtswissenschaft um 1900 belegt sie jedoch eine Resonanz der Lamprecht-Richtung und der historischen Schule der Nationalökonomie bei hochbegabten jungen Historikern, die auf einen hoffnungsvollen, durch den Weltkrieg dann aber abrupt beendeten Brückenschlag zwischen einer vermeintlich erstarrten Ranke-Renaissance (Oncken war Schüler von Max Lenz, Hoetzsch auch von Erich Marcks) und dem kultur- und sozialwissenschaftlichen Perspektivenreichtum jener Ökonomen verweist.[129] Erst in der politischen und Wissenschaftskultur der Weimarer Republik geriet die Ranke-Renaissance in jene methodologisch-politische Erstarrung, die ihr wegen ihrer »weltpolitischen« Optionen schon für das späte Kaiserreich nachgesagt wurde.[130] Erst jetzt löste sich die deutsche Nationalökonomie in Anlehnung an außerdeutsche Theorievorgaben von ihrem kulturgeschichtlichen Erbe[131], erst jetzt begann sich auch die Osteuropaforschung von ihrer historischen Mutterdisziplin als eigenständige Fachrichtung abzunabeln. Zwischen Ökonomen und Historikern besteht heute wohl kaum noch Verbindung; auch die osteuropäische Geschichte füllt ihren eigenen Rahmen aus. Vor diesem Hintergrund erscheint ein Rückblick auf das noch zu Beginn des Jahrhunderts gemeinsame Wurzelwerk lohnend.

Diesem Wurzelwerk einer weitaus reicheren als vielfach vermeinten Wissenschaftskultur deutscher Historiker nicht historisierend nachzutrauern, sondern ihren gegenwärtig noch (oder wieder) bedenkenswerten Anstößen nachzuspüren, das beabsichtigt der von *Hammerstein* herausgegebene, freilich nur in begrenztem Umfang publizierte Ertrag einer Reihe von Tagungen eines der Arbeitskreise »Methoden der Geisteswissenschaften« der Fritz Thyssen Stiftung seit Ende 1981 in der Werner-Reimers-Stiftung. Die Auswahlentscheidung mag im einzelnen strittig sein – eine systematisch-flächendeckende Bestandsaufnahme war ohnehin nicht vorgesehen –, wichtiger erscheint die eindeutige Schwerpunktverlagerung von repräsentativen Vertretern der »Zunft« um 1900 zu herausragenden Modernisierern geschichtswissenschaftlichen Denkens in benachbarten Disziplinen im überwölbenden Gehäuse eines kulturwissenschaftlichen Historismus. Wenn das Vorwort freilich eine »Reifezeit des Historismus« von der Mitte des 19. bis hin zum frühen 20. Jahrhundert vermerkt und zudem gegen derzeitige Protagonisten einer historisch-kritischen Sozialwissenschaft jenen ins Feld führt, dann steht erneut der zu Beginn dieses Abschnitts problematisierte »Historismus« zur Diskussion. Denn zahlreiche Autoren dieses Bandes betonen gerade eine Überwindung, Auswege aus dem vielfach methodisch wie thematisch erstarrten oder verengten bzw. auf handwerkliche Regeln einer historischen Methode begrenzten Historismus bei der engeren Fachhistorie dieser Zeit im Gegensatz zu weiterführenden Initiativen »von außen«. Der Band spiegelt die Pluralität geschichtswissenschaftlicher Standorte sowohl bei

129 Vgl. immer noch *Gerhard Oestreich*, Die Fachhistorie und die Anfänge der sozialgeschichtlichen Forschung in Deutschland, in: Historische Zeitschrift, Bd. 208, 1969, S. 320–363, ferner *Rüdiger vom Bruch*, Gustav Schmoller, in: Berlinische Lebensbilder. Wissenschaftspolitik in Berlin, hrsg. von *Wolfgang Treue* und *Karlfried Gründer*, Berlin 1987, S. 175–193.

130 *Hans-Heinz Krill*, Die Rankerenaissance. Max Lenz und Erich Marcks, Berlin 1962; *Elisabeth Fehrenbach*, Rankerenaissance und Imperialismus in der wilhelminischen Zeit, in: *Bernd Faulenbach* (Hrsg.), Geschichtswissenschaft in Deutschland, München 1974, S. 54–65; zur politischen und methodologischen Verhärtung von Lenz seit Kriegsende *Rüdiger vom Bruch*, Max Lenz, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 14, 1985, S. 231–233.

131 Ausführlich *Rüdiger vom Bruch*, Von der Kameralistik zur Wirtschaftswissenschaft. Studien zur Geschichte der deutschen Nationalökonomie als Staatswissenschaft (1727–1923), unveröff. Habilitationsschrift München 1986.

den vorgestellten wie bei den vorstellenden Historikern in beträchtlicher Spannweite.
Ulrich Muhlacks Ranke-Aufsatz eröffnet als dezidierter »Beitrag zur Revision der neuerlichen Historismuskritik« (S. 15); in deutlicher Parallele zu den Argumenten Nipperdeys und weiterer Autoren in den von W. J. Mommsen herausgegebenen Beiträgen zum Ranke-Kolloquium wirbt er für die aktuelle Relevanz des Rankeschen Objektivitätspostulats, weist er den Vorwurf einseitigen Staatsbezugs bei dem »Altmeister« zurück, wertet er spätere Kritiker Rankes als Rückfall hinter »den Bildungshorizont, die Wissenschaftsauffassung, die Leistung des Mannes« (S. 36).
Der mit Abstand umfangreichste Beitrag, von Alfred Heuß, konzentriert sich auf das »berühmteste Geschichtswerk des 19. Jahrhunderts« (S. 95), auf Theodor Mommsens »Römische Geschichte«, er verknüpft dessen Konzeption einer Geschichte von Völkern mit seiner Revolutions-, seiner Demokratievorstellung und läßt so die zeitgebundene, aber einzigartige »Aktualität« Mommsens ebenso aufscheinen wie den außerordentlichen wissenschaftlichen Rang des Werkes. Der führende Burckhardt-Kenner Wolfgang Hardtwig analysiert bei dem Baseler Historiker eine »neue Konzeption von Kultur« als »Sublimierungsleistung des Geistes« gegen das Böse des Machtdrangs, sie gewähre die Chance eines »erhöhten Daseins« (S. 112). Ulrich Lessing führt den Historiker Wilhelm Dilthey paradigmatisch an seinem »Leben Schleiermachers« vor. Mit diesen vier Beiträgen sind entscheidende Pflöcke historiographischen Denkens, historischer Praxis im 19. Jahrhundert abgesteckt, gleichsam als Voraussetzungen für die nun in den Mittelpunkt gelangende historiographische Unruhe um 1900 selbst. Historiker, die wie etwa Max Lenz und Dietrich Schäfer das öffentliche Geschichtsbild im späten Kaiserreich entscheidend beeinflußten, bleiben ausgespart. Aus der »Zunft« selbst geraten nur der politisch wie wissenschaftlich hochsensible Ideenhistoriker Friedrich Meinecke (Ernst Schulin) und der scharfsinnig-streitfreudige politische und Verfassungshistoriker Georg von Below (Otto Gerhard Oexle) in den Blick. Das Feld heherrschen vielmehr die auf die Fachhistorie einströmenden Hochdruckzonen aus Nachbargebieten sowie der in seiner interdisziplinären Vernetzung von der »Zunft« als unerwünscht abgedrängte Karl Lamprecht, den Luise Schorn-Schütte in Frageform als »Wegbereiter einer historischen Sozialwissenschaft« diskutiert.
Der perspektivische Wechsel ist einigermaßen aufregend, offenbart er doch dreierlei: Der zum Werkzeug geronnene Historismus entband in der zumeist positivistischen Seminar-Praxis nur noch ein geringes Innovationspotential; eine übergreifende Historisierung fast aller Kulturwissenschaften setzte einen vor disziplinärer Abschottung bewahrenden Diskurs über Auswege aus der Krise der Moderne frei[132]; zukunftsträchtige Impulse fanden sich vor allem in der evangelischen Theologie, in der Rechtsgeschichte, in der historischen Schule der Nationalökonomie, in dem neuen soziologischen Segment der traditionsreichen Staatswissenschaften und dann erst wieder über vereinzelte Rückkoppelungen in der Fachhistorie selbst.
Als »Kulturgeschichte des Christentums« würdigt der Mitherausgeber der mittlerweile auf fünf Bände angewachsenen Troeltsch-Studien, Friedrich Wilhelm Graf, das Werk des in vieler Hinsicht Max Weber kongenialen evangelischen Theologen und Sozialwissenschaftlers Ernst Troeltsch. Als Schlüsselwerk charakterisiert Oexle Otto von Gierkes »Rechtsgeschichte der deutschen Genossenschaft«, deren Bedeutung die Zeitgenossen nicht erkannten; scharfsinnig beleuchtet er von der bei Gierke im Mittelpunkt stehenden, aus der germanischen Rechtstradition gewonnenen »freien Einung« aus dessen unter Juristen ungewöhnliche Kritik am Bürgerlichen Gesetzbuch, seinen Angriff auf die tonangebende Staatsrechtslehre der Laband-Richtung, seine sozialpolitische Fernwirkung nach 1918 über den Schöpfer der Weimarer Reichsverfassung Hugo Preuß und den Begründer des deutschen Arbeits-

132 Vgl. *vom Bruch/Graf/Hübinger* (Hrsg.), Kultur (wie Anm. 110).

rechts Hugo Sinzheimer, schließlich seine vor allem in Oexles eigenem Werk greifbare wissenschaftliche Aktualität. Ein Kabinettstück bildet etwa seine Kritik an der berühmten Nipperdey-These zum Vereinswesen als bürgerlicher Assoziation im Modernisierungsprozeß um 1800, der Oexle die uralte Tradition der freien Einung (neben Korporation und Assoziation) entgegenhält. Besonderes Gewicht erfährt in diesem Band die historische Schule der Nationalökonomie mit Karl Bücher, glänzend porträtiert von dem Frankfurter Ökonomen Bertram Schefold, und Gustav Schmoller, der »nicht aufhören konnte, Historiker und Nationalökonom zugleich« zu sein (vom Bruch). Beider, jeweils ganz unterschiedlich zu gewichtende Bedeutung für die Geschichts- wie auch für die Wirtschaftswissenschaften verblaßten nach dem Ersten Weltkrieg rasch, doch wurden sie hier wie dort jüngst »wiederentdeckt«. Büchers Stufenlehre, seine Arbeiten über das Altertum und die mittelalterliche Stadt regten gerade in ihren Irrtümern zu produktiver Wirkung an; seine Thesen zu vorkapitalistischen Wirtschaftsformen wurden etwa von den Göttinger Protoindustrialisierungs-Historikern aufgegriffen. Schmoller stand 1988 im Mittelpunkt mehrerer international beschickter Tagungen; Publikationen und Forschungsprojekte zu dem Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler, dem Historiker, dem Wissenschaftspolitiker und dem Sozialreformer Schmoller, der eine umfassende Theorie einer empirisch verankerten sozialen Kulturwissenschaft anstrebte, werden jetzt in rascher Folge vorgelegt.[133] Gleichsam als Kontrapunkt zu Schmoller entwickelte Max Weber ein die Fachwelt herausforderndes Wissenschaftsprogramm einer »Wirklichkeitswissenschaft«; wie Gangolf Hübinger (Max Weber und die historischen Kulturwissenschaften) vermerkt, hat er »damit Eckpfeiler des Historismus herausgehoben, dies aber ganz innerhalb der Traditionen deutscher ›Denkkultur‹« (S. 281).
Schmoller wie Weber wirkten gleichermaßen auf den politisch konservativen, in der Fachhistorie hochangesehenen Otto Hintze ein, mit dem der Band abschließend wieder in die »Zunft« einschwenkt, freilich in einem grundlegend erneuerten Koordinatensystem. Während Pierangelo Schiera seine Differenzierung zwischen dem zeitverhafteten politischen Publizisten und dem methodisch wegweisenden Wissenschaftler mit dem Satz beschließt: »Sein Weg führte ihn mit einem Wort durch die ›Krise des modernen Staates‹« (S. 355), mustert Winfried Schulze Hintzes Werk im Kontext der deutschen Geschichtswissenschaft um 1900 durch das Okular gegenwärtiger Relevanzkriterien. Seine Schlußpassage liest sich als treffliches Schlußwort zu dem gesamten Band und zugleich als Widerpart zu Muhlacks einleitendem Ranke-Beitrag: (Otto Hintzes) »Werk könnte ein wichtiger Ansatzpunkt für eine im weitesten Sinne sozialgeschichtliche Interpretation historischer Phänomene und Prozesse sein, die sich nicht von vornherein dem Verdacht ausgesetzt sähe, wesentliche Bereiche der Geschichte (wie etwa der politischen Entscheidungsfindung) aus dem Blickfeld zu streichen. Insofern bestehen wohl auch noch Desiderata hinsichtlich der Propagierung und

133 Ergebnisse einer Schmoller-Tagung in Heilbronn werden in fünf Bänden von *Jürgen Backhaus*, einer Tagung über Schmoller und die Entwicklung der modernen Sozialwissenschaften in Deutschland und Italien (in Trient) von *P. Schiera* herausgegeben; ein umfangreiches Forschungsprojekt zu konstitutiven Verflechtungen zwischen Schmollers politischer Theorie und dem Bismarckreich entwickelte der in Siena lehrende *Sergio Amato*. Als Abriß des »ganzen« Schmoller vgl. *Karl Heinrich Kaufhold*, Gustav von Schmoller (1838–1917) als Historiker, Wirtschafts- und Sozialpolitiker und Nationalökonom, in: Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 75, 1988, S. 217–252, ferner meine Schmoller-Würdigung in: *Wolfgang Treue/Karlfried Gründer* (Hrsg.), Berlinische Lebensbilder (III): Wissenschaftspolitik in Berlin. Minister, Beamte, Ratgeber, Berlin 1987, S. 175–193. Einer Diskussion von Schmollers »Grundriß der Allgemeinen Volkswirtschaftslehre« (1900/04) vornehmlich unter angelsächsischen Ökonomen könnte eine in Schmollers altem Hausverlag erschienene paraphrasierende Analyse dieses bislang nicht ins Englische übersetzten opus magnum den Boden bereiten: *Nicholas W. Balabkins*, Not by Theory alone . . . The Economics of Gustav von Schmoller and Its Legacy to America, Berlin 1988.

Umsetzung von Hintzes Werk, dessen Beispiel uns einen guten Teil fruchtloser Diskussionen um die Verbindung von Individuellem und Allgemeinem in der Geschichte ersparen könnte« (S. 339).[134]

V.

Martin Heilmann, Adolph Wagner – Ein deutscher Nationalökonom im Urteil der Zeit. Probleme seiner biographischen und theoriegeschichtlichen Würdigung im Lichte neuer Quellen (= Campus Forschung, Bd. 160), Campus Verlag, Frankfurt 1980, 197 S., kart., 30 DM.

Irmela Gorges, Sozialforschung in Deutschland 1872–1914. Gesellschaftliche Einflüsse auf Themen- und Methodenwahl des Vereins für Socialpolitik (= Schriften des Wissenschaftszentrums Berlin, Bd. 14), Verlag Anton Hain, Königstein/Ts. 1980, 540 S., kart., 85 DM.

Glanz und Niedergang der deutschen Universität. 50 Jahre deutscher Wissenschaftsgeschichte in Briefen an und von Hans Lietzmann (1892–1942). Mit einer einführenden Darstellung hrsg. von Kurt Aland, Verlag Walter de Gruyter, Berlin/New York 1979, XVI, 1278 S., Ln., 158 DM.

Peter Lundgreen (Hrsg.), Wissenschaft im Dritten Reich (= edition suhrkamp 1306, N.F. 306), Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1985, 386 S., brosch., 20 DM.

Immer wieder durchzieht die deutsche Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts ein unauflöslicher Konnex von wissenschaftlichem Wirken und politischem Wollen. Dies gilt auch für andere Disziplinen, und es gilt insbesondere für die deutsche Nationalökonomie im Kaiserreich, die neben der Geschichtswissenschaft nun den Rang einer für die künftige innere Ausgestaltung des geeinten Reiches maßgeblichen »Leitdisziplin« gewinnt.[135] Als Mittelpunkt eines wissenschaftlich vermittelten politischen Gestaltungswillens schälte sich der Verein für Socialpolitik heraus, in dem freilich gleichzeitig und in generationeller Abfolge kaum vereinbare Richtungen aufeinanderprallten, der sich fast zwangsläufig von einem »Stoßtrupp der Sozialreform« zu einer akademischen Publikationsgesellschaft wandelte.[136] Bereits nach wenigen Jahren löste sich mit Adolph Wagner eine der markantesten Gründerpersönlichkeiten von diesem Verein ab, ein »politischer Professor« in sehr eigener Weise, neben Lorenz von Stein der herausragende Finanzwissenschaftler seiner Zeit, ein Staatssozialist, der wie ein erratischer Block abseits von den miteinander ringenden liberalen und gouvernementalen Lagern der wissenschaftlichen Sozialreform stand, aber um 1880 der Bismarckschen Sozialpolitik näher stand als diese, und dazu einer der ersten deutschen Ökonomen, der in Rezeption wie Kritik die Bedeutung des Marxschen Hauptwerkes angemessen erkannte, der als – in dieser Zeit in Deutschland ungewöhnlich – theoretischer und begrifflicher präziser Kopf zwischen der im Reich tonangebenden historischen Schule der Nationalökonomie und der österreichischen Grenznutzenschule stand. 1978 erschien eine Quellenedition, die die Aufmerksamkeit erneut auf diesen in den Hintergrund gerückten Gelehr-

134 Vgl. auch *Otto Büsch/Michael Erbe* (Hrsg.), Otto Hintze und die moderne Geschichtswissenschaft. Ein Tagungsbericht, Berlin 1983.

135 Vgl. dazu *Rüdiger vom Bruch*, Historiker und Nationalökonomen im Wilhelminischen Deutschland, in: *Klaus Schwabe* (Hrsg.), Deutsche Hochschullehrer als Elite 1815–1945, Boppard 1988, S. 105–150.

136 Vgl. zuletzt als zusammenfassenden Überblick *Rüdiger vom Bruch*, Bürgerliche Sozialreform im Deutschen Kaiserreich, in: *ders.* (Hrsg.), »Weder Kommunismus noch Kapitalismus«. Bürgerliche Sozialreform in Deutschland vom Vormärz bis zur Ära Adenauer, München 1985, S. 61–179.

ten richtete[137] und die kurz darauf *Heilmanns* Broschüre provozierte, welche weniger aus den neu erschlossenen Quellen schöpfte, sondern sich an der Edition selbst rieb und mit dieser gemeinsam einen wichtigen Baustein für das künftige Wagner-Bild bildet. Der Finanzwissenschaftler Heilmann argumentiert aus gründlicher dogmengeschichtlicher Kenntnis heraus. Seine entscheidenden Punkte: Wagner war eindeutig Staatssozialist, Anführungszeichen erübrigen sich; trotz des intellektuellen Diskurses trennte diesen »bürgerlichen« Professor eine unüberwindliche Kluft von Marx wie auch von der deutschen Sozialdemokratie; Wagners Lehre der Finanzwissenschaft bleibt trotz aller Bedeutung zeitgebunden; sein staatssozialistisches Programm ist dem dialektisch geschulten sozialstaatlichen Modell Lorenz von Steins unterlegen; von diesem Programm aus läßt sich kein direkter Einfluß auf den Kriegssozialismus seit 1914 und erst recht nicht auf die moderne Sozialpolitik nachweisen, wie sie sich in der Bundesrepublik entfaltete.

Manche biographischen wie lehrgeschichtlichen Korrekturen zu dem von Rubner gezeichneten Bild sind ohne Zweifel richtig und wohl auch befruchtend, ohne die Bedeutung dieser äußerst verdienstvollen Edition insgesamt zu schmälern. Nicht ohne Grund gilt das historische Interesse in der gegenwärtig viel erörterten Krise des Sozialstaats verstärkt dem von Hegel beeinflußten Staatswissenschaftler Lorenz von Stein.[138] In der Geschichte der Finanzwissenschaft bleibt Wagners Wirkung kontrovers.[139] Anderes an der Kritik provoziert Antikritik. Reichen im Lichte neuer Forschungen Wagners Einflüsse nicht doch tiefer in den Weltkriegssozialismus hinein?[140] Ist mit Blick auf Wagners jahrzehntelang begrifflich verfeinerte Definitionen von Sozialpolitik, die er ursprünglich als Verteilungsgerechtigkeit begriff, Heilmanns Alternative »Staatssozialist oder Sozialreformer« nicht vorschnell formuliert? Das Augenmerk sollte sich künftig wohl noch genauer auf Wagners biographischen Bruch um 1878 richten, auf den Na'aman so nachdrücklich hinwies, um seine These zu überprüfen, unter psychologischem Druck habe sich der progressive Theoretiker zu einem maßgeblichen Ideologen des Antimodernismus gewandelt.[141]

Mit dem in der Person Wagners zentral diskutierten Problem des Staatssozialismus stand der bürgerlich-sozialreformerische Strang deutscher Sozialwissenschaft im Kaiserreich im Vordergrund, der mit dem Verein für Socialpolitik über eine im internationalen Vergleich wohl einzigartige Plattform verfügte, aber seit Mitte der 1870er Jahre zunehmend (nur Anfang der 90er Jahre erneut aufflackernd) an Gestaltungschancen verlor. Statt dessen wandelte er sich, wie bereits vermerkt, zu einer akademischen Publikationsgesellschaft mit einer

---

137 *Adolph Wagner.* Briefe – Dokumente – Augenzeugenberichte 1851–1917, ausgew. und hrsg. von *Heinrich Rubner*, Berlin 1978; vgl. dazu meine Besprechung in: AfS, Bd. XX, 1980, S. 537–539; ferner die kluge und sachkundige Kritik durch *Shlomo Na'aman* in: Jahrbuch des Instituts für deutsche Geschichte (Tel Aviv), Bd. 10, 1981, S. 476–481: Die zahlreichen Auslassungen der Edition trügen dazu bei, ein vertrautes Wagner-Bild zu bestätigen, während mit Blick auf Wagners mit dem Sozialistengesetz 1878 abgebrochene Öffnung für sozialistische Fragestellungen und seinen seit den 1880er Jahren durchschlagenden »Antimodernismus« ein neuer Zugang hätte eröffnet werden können.

138 Vgl. etwa *Erk Volkmar Heyen*, Lorenz von Stein und die europäische Rechtsgeschichte. Zur Einführung in ein neues Feld der historischen Wissenschaftsforschung, in: *ders.* (Hrsg.), Wissenschaft und Recht der Verwaltung seit dem ancien régime, Frankfurt 1984, S. IX–XXV; *Gerhard A. Ritter*, Entstehung und Entwicklung des Sozialstaates in vergleichender Perspektive, in: Historische Zeitschrift, Bd. 243, 1986, S. 1–90; dazu *Lothar Machtans* Kritik in: AfS, Bd. XXVII, 1987, S. 590 ff.

139 Vgl. zur theoriegeschichtlichen Rezeption *Heilmann*, Wagner, S. 109–123.

140 Dazu finden sich eindrucksvolle Belege in der auf Schulze-Gävernitz, Plenge und Jaffé konzentrierten Studie von *Dieter Krüger*, Nationalökonomen im Wilhelminischen Deutschland, Göttingen 1983.

141 Vgl. auch *Na'aman* (wie Anm. 120), S. 478.

nach und nach professionell verfeinerten sozialwissenschaftlichen Forschungspraxis von den methodisch noch wenig anspruchsvollen Enqueten der Anfangszeit bis hin zu den ersten Ansätzen moderner Feldforschung seit der Jahrhundertwende.[142] Diese Linie hat, analytisch wenig brillant, aber in der Materialerschließung grundsolide, *Irmela Gorges* in ihrer Dissertation zu der im Verein bis 1914 betriebenen Sozialforschung verfolgt und kürzlich in ihrer Habilitationsschrift inhaltlich und methodisch fast nahtlos, freilich auf weitere Institutionen ausgedehnt, in ähnlich materialreicher, für die weitere Forschung unentbehrlicher, wenngleich wiederum nicht allzu tiefdringender Weise fortgeführt.[143] Auf der Grundlage einer methodisch in allen, chronologisch fortschreitenden Kapiteln gleichförmig gerasterten Erschließung der umfänglichen Schriften und Tagungsberichte des Vereins – Archivalien bleiben unberücksichtigt, weitere Quellen und Literatur werden eher sparsam herangezogen – gelingt es ihr, in einer etwas angestrengten und überstrapazierten Phasenbildung Entwicklungen des sozialen Profils der Vereinsmitgliedschaft aufzuzeigen und den zwar immer wieder verzögerten, gelegentlich rückläufigen, insgesamt aber bemerkenswerten Verfeinerungsprozeß der hier durchgeführten Sozialforschung vorzuführen. In der fortlaufenden Lektüre wirkt das schematisch durchgehaltene Gliederungsprinzip etwas ermüdend, doch fördert es raschen Zugriff zu gezielt aufgesuchten Einzelfragen. Niemand, der sich für die Geschichte des Vereins wie auch für die teilweise hochentwickelte und noch der neuerlichen Auswertung harrende Sozialforschung jener Zeit interessiert, wird an diesem ungemein hilfreichen Handbuch vorübergehen können, das zudem eine willkommene Ergänzung der nach wie vor grundlegenden Monographie Lindenlaubs darstellt.[144]

Die zuletzt besprochenen Arbeiten besitzen hohen Wert für Entwicklungstendenzen einer einzelnen Disziplin im Deutschland der Jahrhundertwende, sie lassen aber wenig von jenem einzigartigen wissenschaftlich-geistigen Milieu erkennen, das deutscher Wissenschaft, das vor allem der Universität Berlin zu dieser Zeit »Weltgeltung« verschaffte und noch heute zu internationalen Tagungen über Männer wie Schmoller und Troeltsch, Hintze, Meinecke und Weber, Wilamowitz-Moellendorff und Eduard Meyer motiviert. Ein herausragender Vertreter solcher Geistigkeit war auch der evangelische Theologe Hans Lietzmann, dem der zweifellos kongeniale Theologe *Kurt Aland*, dessen Institut für neutestamentliche Bibelforschung in Münster sich zu einem Mekka für Gelehrte aus aller Welt entwickelt hat, eine monumentale Briefedition widmete. In faszinierender Weise wird die nachwirkende Prägekraft des späten deutschen Kaiserreichs mit seiner »machtgeschützten Innerlichkeit« deutlich, treten die reichen fachwissenschaftlichen internationalen, vor Ort die überaus lebendigen »interdisziplinären«, eigentlich mehr kulturgeistigen Kontakte zutage, durch die seine Sterne am Wissenschaftshimmel in selbstverständlichem Austausch miteinander verwoben waren, in ebenso selbstbewußtem wie taktvollem Respekt voreinander. Die geistige Bedeutung des einzelnen strahlte über Fachgrenzen hinaus unmittelbar aus, bedurfte keiner im gegenwärtigen Sinn »interdisziplinären« Transmissionsriemen, wurde vielmehr in elitären

142 Zur wissenschaftsgeschichtlichen Einordnung vgl. *Wolfgang Bonß*, Die Einübung des Tatsachenblicks. Zur Struktur und Veränderung empirischer Sozialforschung, Frankfurt 1982; *Horst Kern*, Empirische Sozialforschung. Ursprünge, Ansätze, Entwicklungslinien, München 1982.

143 *Irmela Gorges*, Sozialforschung in der Weimarer Republik 1918–1933. Gesellschaftliche Einflüsse auf Themen und Methodenwahl des Vereins für Socialpolitik, der Deutschen Gesellschaft für Soziologie und des Kölner Forschungsinstituts für Sozialwissenschaften, Frankfurt 1986.

144 *Dieter Lindenlaub*, Richtungskämpfe im Verein für Sozialpolitik. Wissenschaft und Sozialpolitik im Kaiserreich vornehmlich vom Beginn des »Neuen Kurses« bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges (1890–1914), Wiesbaden 1967.

Bildungszirkeln in fruchtbarem Austausch unmittelbar erfahren.[145] Daneben liegen die im engeren Sinn fachliche Gelehrsamkeit, von der diese Briefedition in reichem Maße zeugt, der kritische wissenschaftliche Austausch, dessen disziplinäre Bedeutung hier nicht gewürdigt werden kann.[146] Aber diese beschauliche Gelehrtenexistenz hatte ihren Preis. »Lietzmanns Leben in Jena [erst 1923 folgte er dem Ruf nach Berlin als Nachfolger Harnacks] verlief in den normalen Bahnen der damaligen bürgerlichen Existenz, so daß nichts darüber zu berichten ist«, heißt es für die Vorkriegszeit.[147] Nun erst wurde dieser unpolitische Professor in die Gegenwartsproblematik hineingestoßen. »Der Krieg riß mich wie das ganze deutsche Volk aus stiller Friedensarbeit in das ungeheuerlichste Erleben«, schreibt Lietzmann selbst.[148] Im Verlauf des Krieges, erst recht mit seinem Ende und dem Übergang zur Republik fand sich dieser Gelehrte wie selbstverständlich und wie so viele andere im deutschnationalen Lager wieder. Er gehörte zu jenen »unbestechlichen« Geheimräten, über die der Nationalsozialist Walter Frank in seiner Abrechnung mit Hermann Oncken 1935 seinen ätzenden Spott ausgoß, die mit dem Ungeist der braunen Revolution nichts zu schaffen haben wollten und ihr doch den Weg mitbahnten. Ringers »Mandarine«, seine Orthodoxen und Modernisten decken nur ein Teil des Feldes ab. Alands 155 Seiten lange Einleitung zeigt jenen Professor, der immer Gelehrter sein wollte und sich widerstrebend in die politischen Auseinandersetzungen hineingezogen sah, so facettenreich, so lebensnah, daß man sie zur Pflichtlektüre für jeden mit der Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte dieses Jahrhunderts Befaßten erklären möchte.

»Auf jeden Fall wird man sagen können, daß beim deutschen Professor immer die Gefahr der Entwicklung der Intelligenz auf Kosten des Charakters besteht.«[149] So leitet Aland sein Kapitel über Lietzmanns Tätigkeit im Dritten Reich ein. Diese sicher nicht berufsanthropologisch gemeinte, sondern in einem spezifisch sozialgeschichtlich-mentalen Kontext erklärungsbedürftige Aussage lenkt den Blick auf die mittlerweile viel erörterte Verführ- und Fehlbarkeit des deutschen Geistes[150], auf die Personen, die Gelehrten, die Wissenschaftler. Offen bleibt aber, inwiefern innerhalb einzelner Wissenschaften selbst Voraussetzungen für eine widerstandslose oder widerstandsarme »Gleichschaltung«, für eine stromlinienförmige Anpassung oder gar für eine zielstrebig genutzte Professionalisierung unter den Bedingungen des NS-Regimes bestanden. Erst in allerletzter Zeit wurden hier intensivere Anstrengungen unternommen, wie ich einleitend am Beispiel einzelner Sozialwissenschaften ausführte. Der aus einer Bielefelder Ringvorlesung hervorgegangene Sammelband »Wissenschaft im Dritten Reich« stellt präzise wissenschaftsgeschichtliche Fragen:

»– welche disziplinenspezifischen Traditionen, welche Denkschulen und Kontroversen gab es vor 1933?

– welches Potential an Affinität oder Immunität gegenüber NS-Ideologie und NS-Hochschulpolitik läßt sich nach 1933 ausmachen?

145 Vgl. dazu *Rüdiger vom Bruch*, Die staatswissenschaftliche Gesellschaft 1883–1919, in: Hundert Jahre Staatswissenschaftliche Gesellschaft zu Berlin 1883–1983, hrsg. vom Vorstand der Staatswissenschaftlichen Gesellschaft, Berlin 1983, S. 9–69; Die Mittwochs-Gesellschaft. Protokolle aus dem geistigen Deutschland 1932–1944, hrsg. und eingel. von *Klaus Scholder*, Berlin 1982. Vgl. auch anläßlich der Edition den geistreichen Essay von *Eberhard Schulz*, Wie Hieronymus im Gehäuse. Deutsche Gelehrte der Kaiserzeit bis zum Zweiten Weltkrieg im Briefwechsel mit Hans Lietzmann, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 10. Mai 1980.

146 Vgl. etwa *Rudolf Smend*s Rezension in: Evangelische Theologie, Jg. 40, 1980, S. 181–188.

147 *Aland*, Glanz und Niedergang, S. 62.

148 Ebda., S. 63.

149 Ebda., S. 125.

150 Vgl. etwa *Christian Graf von Krockow*, Scheiterhaufen. Größe und Elend des deutschen Geistes, Berlin 1983.

– wie steht es mit den direkten Eingriffen von außen, ihrer ›Annahme‹ und Verarbeitung, ihren kurz- und längerfristigen Folgen?«[151]
Nach einem informativen Überblick über NS-Hochschulpolitik und einer Einführung in die einzeldisziplinären Problemlagen durch den Herausgeber *Peter Lundgreen* gelangen Jurisprudenz und Psychologie, Kunstpädagogik und Literaturwissenschaft, Geschichte, Soziologie, Eugenik und Osteuropaforschung auf den Prüfstand. Sicher nur eine Auswahl, aber doch exemplarisch für ein disziplinäres Spektrum, das sich nicht auf einzelne Geisteswissenschaften begrenzen läßt. Bereits dieser eine Band, dem mit Sicherheit vertiefende Untersuchungen zu den erörterten wie auch zu weiteren Disziplinen folgen werden, macht deutlich, daß es nicht genügt, vom »Glanz und Niedergang der deutschen Universitätsstadt«, von »Größe und Elend des deutschen Geistes« zu sprechen. Die Wissenschaften selbst stehen zur Diskussion, ihre Entwicklung vor, während und nach der NS-Zeit erfordert systematische Detailstudien, die im einzelnen schmerzhaft sein mögen, deren Ergebnis sich für die Gegenwart nicht auf Aufatmen, Betroffenheit oder moralische Distanz beschränken kann. »Frageverbote« kann es weder hier noch für eine andere Phase geben.[152] Der erreichte Standard in der Bildungssozial-, Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte wurde nicht speziell anläßlich der Erforschung jenes kurzen Zeitraums erzielt, hat sich aber für diesen in besonderem Maße zu bewähren, hat sich teilweise schon bewährt.

151 Vorwort von *Peter Lundgreen*, S. 7.

152 Vgl. oben Anm. 23–27, 31–33; ferner *Herbert Mehrtens/Steffen Richter* (Hrsg.), Naturwissenschaft, Technik und NS-Ideologie, Frankfurt 1980; *St. Harbordt* (Hrsg.), Wissenschaft und Nationalsozialismus. Zur Stellung der Staatsrechtslehre, Staatsphilosophie, Psychologie, Naturwissenschaft und der Universität zum Nationalsozialismus, Berlin 1983; *Jörg Tröger* (Hrsg.), Hochschule und Wissenschaft im Dritten Reich, Frankfurt 1984; als herausragende Monographie zu einem Grenzgebiet zwischen Sozial-, Gesundheits- und Naturwissenschaften vgl. *Peter Weingart/Jürgen Kroll/Kurt Bayertz*, Rasse, Blut und Gene. Geschichte der Eugenik und Rassenhygiene in Deutschland, Frankfurt 1988.

James Turner

German University History in Comparative Perspective: The Case of Göttingen

Hans-Georg Herrlitz/Horst Kern (Hrsg.), Anfänge Göttinger Sozialwissenschaft. Methoden, Inhalte und soziale Prozesse im 18. und 19. Jahrhundert (= Göttinger Universitätsschriften, Serie A: Schriften, Bd. 4), Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1987, 172 S., Ln., 29 DM.

Hartmut Boockmann/Hermann Wellenreuther (Hrsg.), Geschichtswissenschaft in Göttingen. Eine Vorlesungsreihe (= Göttinger Universitätsschriften, Serie A: Schriften, Bd. 2), Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1987, 408 S., Ln., 58 DM.

Fritz Loos (Hrsg.), Rechtswissenschaft in Göttingen. Göttinger Juristen aus 250 Jahren (= Göttinger Universitätsschriften, Serie A: Schriften, Bd. 6), Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1987, 568 S., Ln., 74 DM.

Bernd Moeller (Hrsg.), Theologie in Göttingen. Eine Vorlesungsreihe (= Göttinger Universitätsschriften, Serie A: Schriften, Bd. 1), Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1987, 412 S., Ln., 48 DM.

More than any other people, the Germans can rightly be said to have invented both the modern university and the modern historical study of universities. The founding of the Georgia-Augusta University of Göttingen in 1737 makes as plausible a birth-date as any for the university as we know it (though it came to maturity only after long development). It is true the Englishman Hastings Rashdall's great work on the medieval European universities (1895) was the first landmark of university history. But the Berlin scholar Friedrich Paulsen's numerous writings on school and university history, which began to appear about the time of Rashdall's book and culminated in his monumental *Geschichte des gelehrten Unterrichts*, really opened the whole span of the subject to modern scholarship. It is therefore doubly puzzling to an American historian that his German colleagues today devote relatively little attention to the history of their universities.

The University of Göttingen is in fact a case in point. Although only Berlin played a more critical role than Göttingen in the formation of the modern German university, there exists no satisfactory scholarly history of the Georgia Augusta. The inquiring reader's sole resort for the institution's history as a whole is Georg von Selle's fifty-year-old celebratory volume, woefully deficient by present standards of scholarship. The only postwar work to have studied the University comprehensively for any substantial period of time was written by an Italian, in Italian, and remained untranslated into German for over a decade after publication![1] The recent celebration of the University of Göttingen's 250th jubilee has, happily, produced

1 *Georg v. Selle*, Die Geschichte der Georg-August-Universität zu Göttingen 1737–1937, Göttingen 1937; *L. Marini*, I Maestri della Germania. Göttingen 1770–1820, Turin 1975. As part of its series of publications celebrating the University's 250th anniversary, Vandenhoeck & Ruprecht is bringing out a German translation of Marini's work.

a number of books exploring its past. Even collectively, these do not remedy the lack of a general history of the Georgia Augusta. But they, and notably the four under review here, do provide a wealth of new information about that history. More to the point now, they also offer an example of the strengths and limitations of German university historiography, particularly as viewed in the light of historical scholarship on American universities published since World War II.

With the exception of *Anfänge Göttinger Sozialwissenschaft*, the books under review share a common form and common origin. Each is a history of a particular Göttingen faculty, composed largely of intellectual biographies of leading figures in that faculty. Each volume began as a series of lectures to mark the jubilee, delivered by several members of the faculty itself. *Anfänge Göttinger Sozialwissenschaft*, in contrast, consists of a series of quite disparate essays, connected only by the thinnest of threads. Certainly the reader who approaches *Anfänge Göttinger Sozialwissenschaft* expecting a comprehensive study of the titular subject will be disappointed. But the book does make useful, if spotty, contributions to understanding scholarly activity around the Georgia Augusta in its first century and a half. The incautious reader might conclude from this collection that the beginnings of social science at Göttingen were virtually identical with August Ludwig Schlözer, since almost a third of the volume is given over to two essays (by Richard Saage and Horst Kern, respectively) on Schlözer's political theory and his research methodology. Schlözer also figures largely in Karl Heinrich Kaufhold and Wieland Sachse's essay on the relation of early statistical studies at Göttingen to economic and social history.

Perhaps the most original and thought-provoking article, however, is Hans-Georg Herrlitz and Hartmut Titze's about the putative »problem« in the 18th and 19th centuries of an excess of (poor) students. Herrlitz and Titze explain the writings of Göttingen scholars on the subject in terms of statistical cycles of attendance. To be sure, in tracing the interrelation of educational ideology and struggle for social position, Herrlitz and Titze stray somewhat from the nominal subject of the book; but the remaining two contributions wander entirely away. Ilse Costas's essay is a competent, if somewhat pedestrian, study of the social origins of 18th-century Göttingen students. Hansjürgen Koschwitz's »Pressegeschichte einer Universitätsstadt« – actually a thin description of the five journals that briefly appeared in Göttingen in the 1730s – was hardly worth publishing.

What most surprises an American reader about *Anfänge Göttinger Sozialwissenschaft* is how little the book actually has to do with the University that forms its ostensible unit of study. In well over half the volume, Göttingen figures only as the location where Schlözer and other statistically-minded savants happened to reside. Had they lived and taught elsewhere, this circumstance would apparently have made no difference to their work – which thus floats in odd abstraction from its actual, concrete, specific site. Necessarily, the essays on the »Überfüllung« problem and the social origins of students refer more immediately to the University. But even these take a rather »external« stance that neglects the irreducibly particular life inside the Georgia Augusta. Herrlitz and Titze are really concerned with the relation between the university *as a type* and the self-reproduction of the middle classes: any German university would serve the argument as well as Göttingen. Similarly, Costas's purpose is to compare the social origins of Göttingen students with those at other universities; she is not much interested in how differences between Göttingen and other institutions in the character of students might have affected curriculum, institutional structure, or the attitudes of graduates.

The result of such »externalist« approaches is a thin, schematic, and necessarily artificial understanding of how the University of Göttingen actually worked. And, to the extent that historians treat other universities in the same way, scholars will never understand very deeply how universities in general affected German society and culture. For only on the basis of complex, realistic studies of particular institutions can a community of historians build a

complex, realistic picture of institutions either as a type or as a system. To say all this is not to level particular criticism at the authors of *Anfänge Göttinger Sozialwissenschaft*. Their lack of interest in the internal history of the university, as distinguished from either the writings of its faculty or its relation to the larger society, seems fairly typical of German historians. This historiographic approach is certainly mirrored in the other volumes under review.

The three remaining books are similar enough in approach and content that they may usefully be considered together. All three consist largely of biographical studies of eminent members of the respective faculties, set in roughly chronological order. Sometimes the essays treat more than one figure (as do Rudolf Smend's excellent article in *Theologie in Göttingen* on J. D. Michaelis and J. G. Eichhorn, as well as Gottfried Zieger's »Die ersten hundert Jahre Völkerrecht« in *Rechtswissenschaft in Göttingen*, which trots briskly through the careers of eight jurists). But usually the focus falls on a single scholar. The essays are typically piously respectful; as one nears the present, they tend, not unexpectedly in such volumes, to become even reverential and to partake of the character of personal memoirs.

This menu is occasionally varied by an article with an institutional or topical focus. *Rechtswissenschaft*, for instance, concludes with Harry Ebersbach's brief history of the juristic seminar at Göttingen, while *Theologie* includes a memoir by Eduard Lohse of the theology student's life in Göttingen in the late 1940s – a useful source for student attitudes and curriculum in the immediate postwar period. Not surprisingly, *Geschichtswissenschaft in Göttingen*, written by professional historians, favors such topical focus more than the two other volumes. Particularly interesting is Hartmut Boockmann's survey of curriculum, culled at fifty-year intervals from the Vorlesungskataloge. One only wishes that Boockmann had gone beyond description to explain the larger contexts in which curricular change took place.

Even in *Geschichtswissenschaft*, however, the great majority of the essays deal with the scholarly work of individual professors. Hermann Wellenreuther's investigation of the paradoxical neglect at Göttingen of English and American history (in the face of the Georgia Augusta's historic Anglo-American connections and library resources) illustrates how difficult it evidently is to escape the dominance of this historiographic pattern. Wellenreuther approaches an apparently thoroughly structural problem – and initially does so with some very promising comments on the political meaning of English and American history in the German context. Yet his article devolves quickly into a series of mini-essays, each on one Göttingen historian. Hartmut Boockmann's insistence that »Universitätsgeschichte mehr ist als Wissenschaftsgeschichte« (p. 161) seems rarely to have persuaded his collaborators. It would, however, be a serious mistake to underestimate the value of »Universitätsgeschichte *wie* Wissenschaftsgeschichte«. Research and teaching are, after all, the core of what happens in universities. Thorough studies of the scholarly work of individual professors, therefore, lay an important foundation for any larger understanding of the university and its social and cultural roles. From such studies the historian can infer much about, for example, the social values or political attitudes likely to be imbibed by students and carried over into their later professional lives. Likewise, one can – when intellectual biography is handled sensitively and imaginatively (as in Wolfgang Petke's study of the historian Karl Brandi in *Geschichtswissenschaft*) – begin to perceive much about the socio-political shaping of academic knowledge. (One only wishes, in the case at hand, that Petke had pursued such questions more self-consciously.)

One of the great strengths of German university history, in comparison with American, is precisely its focus on the intellectual work of the leading members of entire faculties. (Sociologically speaking, this preference perhaps reflects differing degrees of respect for academic knowledge in our two countries.) Of course, there do exist biographies of the relatively small number of really celebrated American university-based scholars – theologians like Reinhold Niebuhr, jurists like Roscoe Pound, historians like Frederick Jackson Turner. But American university historians are often simply unable to learn about the scholarship and teaching of

less visible professors without doing fresh primary research in each case. For instance, there is not even a substantial article about the historian Charles Kendall Adams, one of the key figures in the development of the American research university, who introduced the seminar method into the United States (at the University of Michigan in 1871) and later served as president of Cornell University and the University of Wisconsin. The books under review here bring together much more information about the scholarship of the Göttingen faculties than American historians have available for *any* American university – including Harvard, Yale, Johns Hopkins, Michigan, and Berkeley.[2] Without such data, American historians are severely handicapped in trying to reconstruct the histories of their own universities (and British historians face similar obstacles). To this extent, German university historians are to be envied.

At the same time, as Boockmann remarked, »Universitätsgeschichte mehr *ist* als Wissenschaftsgeschichte«. Indeed, Wissenschaftsgeschichte (like studies of the social origins of students, such as Costas's in *Anfänge Göttinger Sozialwissenschaft*) is most properly regarded, not *as* Universitätsgeschichte, but as a *prerequisite for* Universitätsgeschichte.

What, after all, is a university? It is not simply a collection of scholars at work on specified topics. Nor is it merely a conglomeration of students of definable social origins. Nor is it only a set of lectures, seminars, and other such institutional arrangements. Yet it is just such atomized, static notions of the university that – consciously or not – underlie all of the works under review. All of them, to greater or less degree (and it is only fair to say that *Geschichtswissenschaft in Göttingen* is somewhat less liable to this charge than the three other volumes), ignore the fact that Göttingen, like all universities, was and is an interactive system – or, if one prefers a less technological metaphor, a social organism. It cannot be comprehended by considering any one or more of its parts. It can only be understood by considering the *relations* among them in the larger context of the *social and cultural role* of the institution.

This point appears almost a truism in American postwar historiography of higher education. Hugh Hawkins's study of the modernization of Harvard University in the late 19th century, for instance, tries to understand changes in curriculum in relation to the social background of the student body, the ideology of liberal individualism, the professionalization of the faculty, and so forth. Louise Stevenson's monograph on specialization of scholarship at Yale in roughly the same period puts similar phenomena in the very different context of an institution dedicated to preserving the ethos of Evangelical Protestantism and tries to show how this religious commitment made Wissenschaft at Yale quite different from what it was at Harvard. Both books, incidentally, are concerned with the uses which Americans made of German models – and both are seriously hampered by the paucity of scholarship on German universities, as distinguished from German university scholars or German university students.[3]

The formation and reproduction of the professional middle classes was obviously a crucial function of 19th- and 20th-century universities. But how can we pretend to explain this role without knowing how professors addressed issues of social duty in their lectures, how student discipline and educational obligations were dealt with within universities, how students of different social backgrounds organized and socialized themselves in institutions like Burschenschaften, how university officials provided personal models of professional roles, how . . . but the list is almost endless. American historians have a long way to go before

2 Probably the nearest equivalent in terms of available useful information is *Louise Stevenson*'s study of Yale: Scholarly Means to Evangelical Ends, Baltimore 1986. But Stevenson covers only the period 1830–1890, and her book is really a very different sort of work, not biographically focussed.

3 *Stevenson*, Scholarly Means to Evangelical Ends; *Hugh Hawkins*, Between Harvard and America. The Educational Leadership of Charles W. Eliot, New York 1971.

answering such questions satisfactorily. But their work may still provide useful examples for their German colleagues, who have further yet to go.[4]

And consider not only the university as an institution with larger social dimensions, but Wissenschaft itself. Historians have long since abandoned the fantasies of idealism. We understand that knowledge is constituted in social, political, cultural matrices. Neither constitutional law nor dialectical theology nor East European history nor social statistics – all fields of knowledge described in these books – originated in a vacuum. It would be astonishingly provincial to pretend that the university environment provided the major influences shaping such knowledge-forms. Yet it would be blind to deny any constitutive role to the university matrix. Did commitment to Lehrfreiheit and struggles by faculties to control the appointment of professorships have no effect on conceptions of constitutionalism? Did not the presence of substantial numbers of Russian students and, after World War II, Göttingen's position on the border of the Soviet zone nurture interest in East European history? Did the founder Münchhausen's intention to make the Georgia Augusta a training-ground for civil servants not encourage the extraordinary (and distinctly cameralist) interest in economic and social statistics at 18th-century Göttingen?

The answers to these questions are obvious. And, since the authors under consideration here are certainly no fools, they themselves often note such influences on the structure of academic knowledge.[5] The problem is not any failure of intelligence, research, or perception. The obstacle, rather, is that the history of the university is not conceived as *an integrated whole, set in a specific social context*: and this is a weakness, not of particular historians, but of the field itself. Hence such observations remain isolated comments. They do not become elements in broader interpretations of the origin and role of universities or academic knowledge.

Indeed, reading these four volumes – like reading much recent German university history – is often frustrating precisely because the pages are strewn with insights that could, given a more systematic and more determinedly contextualizing approach to university history, become the building-blocks of a socio-cultural interpretation of the university. For instance, most of the authors of the biographical studies that make up *Theologie in Göttingen* note in passing that their subjects were themselves the sons of pastors or theologians. Yet no one comments on this evidently closed-corporate characater of the theological faculty, its social implications for the German churches or its cultural implications for theological discourse. More than once, writers mention the appeal of Göttingen for foreign students – deliberate policy at the founding.[6] (The »American Colony« in particular seems to have been both numerous and active in the first two thirds of the 19th century.[7]) Yet no one explores how this substantial and continuing alien presence might have made Göttingen different from other German universities. The theme of cameralist influence resonates through almost all of the articles on the Georgia Augusta in its first few decades. Yet no one systematically investigates how such intentions affected the university's unusual traits – especially its stress on research and its commitment to Lehrfreiheit – or why the university soon drifted away from its cameralist commitments.

---

4 See, e.g., *Burton Bledstein*, The Culture of Professionalization. The Middle Class and the Development of Higher Education in America, New York 1976; *Ronald Story*, The Forging of an Aristocracy. Harvard and the Boston Upper Class, 1800–1870, Middletown, Connecticut, 1980.

5 Cf., e.g., *Anfänge Göttinger Sozialwissenschaft*, pp. 77–80; *Geschichtswissenschaft in Göttingen*, pp. 104–105, 322; among many other instances.

6 E.g., *Anfänge Göttinger Sozialwissenschaft*, p. 128; *Theologie in Göttingen*, pp. 72–73.

7 Cf. *P. G. Buchloh/W. T. Rix*, American Colony of Göttingen (= Arbeiten aus der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, Bd. 15), Göttingen 1976.

A few articles strive for a more elaborated and interconnected sort of university history. Hans-Walter Krumwiede's study (in *Theologie in Göttingen*) of the conflicts between the Göttingen theological faculty and the Landeskirche, for instance, places these struggles in the dual contexts of theological development in German universities and religious politics in Hannover. But one could more easily compile a catalog of missed opportunities: Bernd Moeller's allusions to J. L. von Mosheim's aristocratic connections (*Theologie*, pp. 13 ff.); Dietrich Rauschning's passing references to the political context affecting G. F. von Martens's legal teaching and to the very interesting fact that the teaching of diplomatic history originated in the Faculty of Law (*Rechtswissenschaft*, pp. 128, 140); the intriguing hints in Manfred Hildermeier's article (*Geschichtswissenschaft*, pp. 102–21) that the field of Russian history at Göttingen may have been constructed in a kind of interplay between the Georgia Augusta's Enlightenment cosmopolitanism and Münchhausen's desire to attract foreigners, a mixture that would surely have stamped Russia and its history with a distinct meaning. The historiography of the University of Göttingen, as it stands, is not a matured product but a story of unrealized possibilities – and in this, I am afraid, it has much in common with the history of other German universities.

This last comment might appear a counsel of pessimism, if not downright despair. It is not. German university history enjoys extraordinary strengths. It is firmly rooted in a massive literature that details, often with biographical minuteness, the development of scholarship in many individual faculties – a historiography unmatched in the English-speaking world. It is supported by a growing number of social-historical, especially statistical, studies of student populations (and, one hopes, will soon have many similar studies of the professoriate). It can draw on an extraordinarily sophisticated German theoretical literature about the social construction of knowledge. To be sure, at present it lags behind the equivalent American or British scholarship. More than is now the case, German university historians need, specifically, to see universities as functioning wholes, to understand them in multiple social, cultural, and political contexts, both internal and external. That step can put German university history in a position to cast a brilliant light, not only on the evolution of German universities, but on German society and culture. When the Georgia Augusta celebrates its 300th anniversary, we may finally read the great comprehensive history that will be Göttingen's lasting monument.

Hans-Jörg von Berlepsch

Die Wiederentdeckung des »wirklichen Menschen« in der Geschichte
Neue biographische Literatur

Biographie – sozialgeschichtlich. Sieben Beiträge, hrsg. von Andreas Gestrich, Peter Knoch und Helga Merkel (= Kleine Vandenhoeck-Reihe, Bd. 1538), Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1988, 164 S., brosch., 19,80 DM.

Werner von Beyme, Carl Friedrich von Beyme (= Preußische Köpfe, Politik, Bd. 19), Stapp Verlag, Berlin 1987, 132 S., brosch., 24 DM.

Manfred Vasold, Rudolf Virchow. Der große Arzt und Politiker, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1988, 424 S., Ln., 48 DM.

Gerhard Friedrich, Fontanes preußische Welt. Armee – Dynastie – Staat, Verlag E. S. Mittler & Sohn, Herford 1988, 488 S., Ln., 49,80 DM.

Konrad Breitenborn, Im Dienste Bismarcks. Die politische Karriere des Grafen Otto zu Stolberg-Wernigerode, Verlag der Nation, 3. Aufl., Berlin [DDR] 1986 (1. Aufl. 1984), 362 S., Ln., 14,80 M.

Michael Stürmer, Bismarck. Die Grenzen der Politik (= Serie Piper, Porträt, Bd. 5224), Piper Verlag, München/Zürich 1987, 123 S., brosch., 14,80 DM.

Drei deutsche Kaiser. Wilhelm I. – Friedrich III. – Wilhelm II. Ihr Leben und ihre Zeit 1858–1918, hrsg. von Wilhelm Treue, Verlag Ploetz, Freiburg i. Br./Würzburg 1987, 240 S., Ln., 39,80 DM.

J. Alden Nichols, The Year of the Three Kaisers. Bismarck and the German Succession, 1887–88, University of Illinois Press, Urbana/Chicago 1987, XII, 413 S., Ln., $ 34.95.

Franz Herre, Kaiser Friedrich III. Deutschlands liberale Hoffnung. Eine Biographie, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1987, 320 S., Ln., 38 DM.

John C. G. Röhl, Kaiser, Hof und Staat. Wilhelm II. und die deutsche Politik, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München 1987, 263 S., Ln., 39,80 DM.

Horst Conrad/Bernd Haunfelder (Bearb.), Preußische Parlamentarier 1859–1867. Ein Photoalbum. Mit einem Vorwort von Lothar Gall (= Photodokumente zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, hrsg. von der Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Bd. 1), Droste Verlag, Düsseldorf 1986, 167 S., Ln., 39,80 DM.

Bernd Haunfelder/Klaus Erich Pollmann (Bearb.), Reichstag des Norddeutschen Bundes 1867–1870. Historische Photographien und biographisches Handbuch (= Photodokumente zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Bd. 2), Droste Verlag, Düsseldorf 1989, 515 S., Ln., 98 DM.

Gestalten der Bismarckzeit, Bd. 2, hrsg. von Gustav Seeber, Akademie-Verlag, Berlin [DDR] 1986, VII, 470 S., Ln., 28 M.

Biographisches Lexikon zur Weimarer Republik, hrsg. von Wolfgang Benz und Hermann Graml, Verlag C. H. Beck, München 1988, 392 S., Ln., 49,80 DM.

Lexikon Linker Leitfiguren, hrsg. von Edmund Jacoby, Büchergilde Gutenberg, Frankfurt a. M./Olten/Wien 1988, 425 S., Ln., 39 DM.

»Es ist nicht zufällig«, schrieb Oskar Negt, »daß gegenüber dem Abstrakt-Allgemeinen der politischen Ideengeschichte [. . .] die biographische Methode an Bedeutung gewinnt; sie ist Ausdruck eines tiefen Unbehagens an der Art und Weise, wie Vergangenheit zur Legitimation verwertet wird. Sie stellt den faden Objektivismus in Frage, in dem die komplexen, widersprüchlichen Handlungsstrukturen wirklicher Menschen, die ihren Kopf hinhalten, die zweifeln oder Partei ergreifen, in der Regel ausgegrenzt sind.«[1]

Das, was Oskar Negt 1978 mit Blick auf die Geschichtsschreibung zur Arbeiterbewegung meinte, ist heute nicht nur immer noch richtig, es läßt sich sogar für die Historiographie insgesamt verallgemeinern. Dem »wirklichen Menschen«, seinen alltäglichen Lebensumständen, seinen Beziehungen zur Umwelt, seinem Streben und Trachten, sei es als Individuum, sei es als Mitglied eines Berufsstandes, einer Gesellschaftsschicht oder als Bewohner einer Region, gilt heute ein reges Interesse. Und dieses Interesse existiert nicht nur im Laienpublikum, wo es ja nie erloschen war, sondern vermehrt eben auch in der »Zunft« der Geschichtswissenschaftler.

In den siebziger Jahren und weit in die achtziger hinein galt es unter Historikern noch als geradezu anstößig, personenbezogene Forschungen zu betreiben. Die Folge davon war ein »Verfall der Biographie als geschichtswissenschaftliches Genre«[2], wie Soziologen 1980 diagnostizierten. Interessanterweise erlebte die biographische Forschung während der siebziger Jahre in der Soziologie einen erheblichen Aufschwung[3], und das zur selben Zeit, als in der bundesrepublikanischen Historiographie unter der Überschrift »historische Sozialwissenschaft« sich eine Distanzierung zur personenbezogenen Geschichtsforschung vollzog.[4] Die traditionelle Geschichtsschreibung wurde der Theorielosigkeit geziehen. Man propagierte den »Strukturfunktionalismus« als den der Geschichtswissenschaft adäquaten Forschungsansatz, während in den Sozialwissenschaften die Kritik gerade an dessen Lehrsätzen immer lauter wurde.[5]

Die Hinwendung zur Theoriebildung unter den Historikern entsprach einer weit über die Grenzen der »Zunft« hinausgehenden Strömung des »Zeitgeistes«: Die objektiven Handlungsspielräume des Individuums schätzte man als sehr gering ein. Das bewußte »Ich« wurde relativiert, dafür äußeren Einflüssen eine fast allumfassende Wirkungskraft zugemes-

1 *Oskar Negt*, Vorwort zu: *Bernd Rabe*, Der sozialdemokratische Charakter. Drei Generationen aktiver Parteimitglieder in einem Arbeiterviertel, Frankfurt/New York 1978, S. X. Dazu auch: *Friedrich H. Tenbruck*, Die unbewältigten Sozialwissenschaften oder Die Abschaffung des Menschen, Graz/Wien/Köln 1984.

2 *Friedhelm Kröll/Joachim Matthes/Manfred Stosberg*, Zehn Thesen zur Einbeziehung biographisch orientierter Konzepte in soziologische Forschung, in: *Joachim Matthes/Arno Pfeifenberg/Manfred Stosberg* (Hrsg.), Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Kolloquium am SFZ der Universität Erlangen-Nürnberg, Nürnberg 1981, S. 16.

3 Vgl. ebda., passim. Das Nürnberger Kolloquium vom 18. bis 21. 2. 1980 bilanzierte den Erkenntnisgewinn dieses Forschungszweiges und den Stand seiner Methodendiskussion. Vgl. insgesamt auch *Daniel Bertraux* (Hrsg.), Biography and Society. The Life History Approach in the Social Sciences, Beverly Hills 1981; *Martin Kohli*, Wie es zur »biographischen Methode« kam und was daraus geworden ist. Ein Kapitel aus der Geschichte der Sozialforschung, in: Zeitschrift für Soziologie 10, 1981, S. 273–293.

4 Vgl. dazu die Auseinandersetzung um das Buch von *Hans-Ulrich Wehler*, Das deutsche Kaiserreich 1871–1918, Göttingen 1973, in dem die programmatischen Aussagen dieser »Schule« am pointiertesten zusammengefaßt sind, zuletzt dokumentiert von einem ihrer Kritiker: *Otto Pflanze*, Bismarcks Herrschaftstechnik als Problem der gegenwärtigen Historiographie, in: Historische Zeitschrift 234, 1982, S. 561–599.

5 Vgl. z. B. *Günter Wiswede/Thomas Kutsch*, Sozialer Wandel. Zur Erklärungskraft neuerer Entwicklungs- und Modernisierungstheorien (= Erträge der Forschung, Bd. 86), Darmstadt 1978, S. 70 ff., bes. S. 86 ff.

sen. Folgte man dieser Sicht, dann hatte das fremdbestimmte, außengeleitete Individuum als Forschungsobjekt in der Tat wenig zu bieten, ja es verstellte direkt den Blick auf die allgewaltigen gesellschaftlichen Strukturen, die eigentlichen und alleinigen Bewegungskräfte.
Die Defizite, die dieser Ansatz verursachte, wurden schließlich auch von Historikern wahrgenommen. Nicolaus Sombart merkte schon 1979 kritisch an, daß man nunmehr in Deutschland im Begriffe sei, die Geschichte des Kaiserreiches ohne den Kaiser und die des Wilhelminismus ohne Wilhelm zu schreiben.[6] Zwei Jahre später reklamierte Rüdiger vom Bruch, »der deutschen Geschichtswissenschaft würde eine vermehrte, behutsame, den modernen wissenschaftlichen Erkenntnissen angemessene und keinesfalls antiquierte ›Personalisierung‹ als ergänzender Kontrapunkt zur unerläßlichen Sozialgeschichtsschreibung etwa keineswegs schaden«. Gleichzeitig stellte er aber fest, daß professionelle Historiker überhaupt nicht gewillt waren, dem »ungewöhnlich breiten öffentlichen Interesse an biographischen Darstellungen [. . .] Rechnung zu tragen«.[7] Tatsächlich überließ man dieses Feld – noch – ausländischen Historikern (in den USA, in Frankreich und in Großbritannien hat sich die historische Biographie ihre große Bedeutung immer erhalten) und »unberufenen«, also außerhalb der »Zunft« stehenden Autoren.
Dies hat sich seither geändert. Die neuerliche Wendung in der bundesdeutschen Historiographie zur biographischen Forschung hat mehrere Wurzeln. Sie gründet einmal auf der Geschichtsschreibung zur Arbeiterbewegung, die in der Bundesrepublik erst etwa seit 1960 ein stetig zunehmendes Forschungsinteresse fand. Der biographische Ansatz hatte darin immer schon seinen Stellenwert gehabt. Anfangs waren es hauptsächlich die prominenten Führungspersönlichkeiten der Sozialdemokratischen Partei und der Gewerkschaften, die Beachtung fanden[8], später richtete sich das Interesse auch auf die Lebenszusammenhänge der »kleinen Leute« aus der Arbeiterschaft.[9]
Daß gerade die Geschichtsschreibung zur Arbeiterbewegung eine erste Bresche in die Ablehnung personenbezogener Forschung schlug bzw. von der Kritik an einer »Personalisierung« ausgespart blieb, muß nicht verwundern. Sozialdemokraten und Gewerkschafter waren bis auf wenige Ausnahmen von der vorwiegend konservativ geprägten deutschen Historikergeneration, die bis in die Nachkriegszeit hinein den Ton angab, mit einer »damnatio memoriae« belegt gewesen. Die biographische Würdigung der Arbeiterbewegung war, so besehen, eine Art Wiedergutmachung für die Diskriminierung einer Gruppe von Menschen, die sozusagen auch posthum noch Bestand hatte.
In engem Bezug zur Aufarbeitung der Geschichte der Arbeiterbewegung entstand ein verstärktes Interesse bundesdeutscher Historiographie an der Sozialgeschichte, aus der dann auch – zum anderen – die energischsten Anstöße und der bis heute erheblichste Beitrag zur neuen biographischen Forschung stammten.
Die der Soziologie entlehnten Fragestellungen und Methoden der Sozialgeschichte führten zu einer eigenen historischen Hilfsdisziplin, der »Quantifizierung in der Geschichtswissenschaft«.[10] Hier entstand die Form der »kollektiven Biographie«, auch »Prosopographie« ge-

6 Frankfurter Allgemeine Zeitung, 27. 1. 1979.
7 *Rüdiger vom Bruch*, Nachwort, in: *Werner Richter*, Friedrich III. Leben und Tragik des zweiten Hohenzollern-Kaisers, 2. Aufl. (1. Aufl. 1938), München 1981, S. 371.
8 Vgl. *Franz Osterroth*, Biographisches Lexikon des Sozialismus, Bd. 1: Verstorbene Persönlichkeiten [kein weiterer erschienen], Hannover 1960. In der DDR kam ein Jahrzehnt später ein ähnliches, aber umfassenderes und systematischeres Werk heraus: Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED (Hrsg.), Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung: Biographisches Lexikon, Berlin [DDR] 1970.
9 Vgl. z. B. *Rabe* (s. Anm. 1).
10 So auch der Titel des Sammelbandes von *Konrad H. Jarausch* (Hrsg.), Düsseldorf 1976.

nannt, deren sich bis heute vorzugsweise die Eliteforschung[11] sowie die Parlamentarismusforschung[12] bedienen, und dies mit beachtlichen Ergebnissen. Sie lieferten vor allem handbuchartige biographische Orientierungshilfen, die Analysen zur Sozialstruktur, zum Schichtgefüge und zu Mobilitätsprozessen der erfaßten Personengruppen ermöglichen und, darauf aufbauend, Aussagen über soziale Grundlagen und Bedingungen politischer Prozesse sowie über Determinanten politischen Handelns und Verhaltens von Eliten zulassen.
Mit diesen analytischen Möglichkeiten hat die »kollektive Biographie« einen entscheidenden Fortschritt gegenüber der traditionellen Einzelbiographie gemacht, der zu Recht ein Mangel an Typisierungs- und Verallgemeinerungsmöglichkeiten angelastet wurde. Die kollektivbiographische Forschung hat ihre Möglichkeiten noch nicht einmal vollkommen ausgeschöpft. Bislang wurden fast ausschließlich formale Auswahlkriterien (Parlamentarier, führende Beamte usf.) gewählt. Es ist aber durchaus denkbar und gewinnversprechend, auch inhaltliche Kriterien des zu erfassenden Personenkreises zugrunde zu legen.[13]
Man wird sich nun zu Recht fragen, ob sich angesichts der beschriebenen Vorteile kollektiver Biographien die traditionelle »große« Einzelbiographie überlebt habe. Diese Frage muß m. E. schon deshalb verneint werden, weil die zwangsläufig normierende, komplexe Lebensläufe auf das Maß von »Normalbiographien« reduzierende Kollektivbiographie einen Großteil der Wirklichkeit ausspart. Alle nicht-formalen, nicht-auszählbaren Kategorien des Lebenslaufs passen nicht in vorgegebene Raster. Auch noch so ausführliche Datenmengen über Namen, Geburts- und Sterbeort sowie -datum, Ausbildung, Beruf, Ämter und Mandate, Auszeichnungen und einiges mehr können Fragen etwa nach der politischen Haltung einer Person oder ihrer historischen Bedeutung nicht völlig beantworten. Ebenso entziehen

11 Vgl. die Übersicht über 15 Jahre Eliteforschung: Deutsche Führungsschichten in der Neuzeit. Eine Zwischenbilanz. Büdinger Vorträge 1978, hrsg. von *Hanns Hubert Hofmann* und *Günther Franz* (= Deutsche Führungsschichten in der Neuzeit, Bd. 12), Boppard a. Rh. 1980. Außer den in dieser Reihe erschienenen Werken sind hier noch beispielhaft zu nennen: *Horst Romeyk*, Leitende staatliche und kommunale Verwaltungsbeamte in der Rheinprovinz, 1988, sowie *Thomas Klein*, Leitende Beamte der allgemeinen Verwaltung in der preußischen Provinz Hessen-Nassau und in Waldeck 1867–1945, Darmstadt/Marburg 1988.

12 In der Parlamentarismus- bzw. Parlamentarierforschung werden zur Zeit umfängliche biographische Projekte durchgeführt. Unter der Leitung von Willy-Heinz Schröder und Heinrich Best werden z. B. Kurzbiographien aller deutschen Reichstagsabgeordneten – geplant sind auch die aller Landtagsabgeordneten; vgl. *Willy-Heinz Schröder*, Lebenslaufforschung zwischen biographischer Lexikographik und kollektiver Biographik: Überlegungen zu einem »Biographischen Handbuch der Parlamentarier in den deutschen Reichs- und Landtagen bis 1933« (BIOPARL), in: Historical Research/Historische Sozialforschung 31, 1984, S. 38–62 – erarbeitet. Als Folgeprojekt seines biographisch-statistischen Handbuchs: Sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete und Reichstagskandidaten 1898–1918, Düsseldorf 1986, ist von Schröder ein Handbuch der sozialdemokratischen Landtagsabgeordneten in Aussicht genommen. Außerdem bearbeitet er das Projekt »Lebensschicksale Weimarer Reichstagsabgeordneter nach 1933«. Das »Biographische Handbuch für das preußische Abgeordnetenhaus 1867–1918« von *Bernhard Mann* unter Mitarbeit von *Thomas Kühne, Martin Doerry* und *Cornelia Rau* ist 1988 erschienen. Zahlreiche weitere prosopographische Arbeiten über deutsche Landtage sind zitiert bei *Willy-Heinz Schröder*, Sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete, S. 43 f., Anm. 16 und 17. Schließlich ist die Untersuchung »Professoren als Parlamentarier« von *Bernhard vom Brocke*, in: Deutsche Hochschullehrer als Elite 1815–1945 (= Büdinger Forschungen zur Sozialgeschichte, hrsg. von Klaus Schwabe), Boppard a. Rh. 1988, S. 55–92, die weiter ausgebaut werden soll, zu nennen.

13 Neben den hier besprochenen Publikationen »Lexikon linker Leitfiguren« und »Biographisches Lexikon zur Weimarer Republik« bietet das Biographische Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933, 3 Bde., München 1980–1983, ein Beispiel dafür. Auch das »Biographische Lexikon zur Geschichte der deutschen Sozialpolitik«, das zur Zeit unter Mitwirkung des Autors dieses Berichtes vorbereitet wird, weist in diese Richtung.

sich diskontinuierliche Biographien genormter Erfassung. Der Mensch ist eben mehr als »Merkmalsträger soziologischer und demoskopischer Empirie und [. . .] Kleinstelement sozialer Sytemzusammenhänge«.[14]

Wenn aber auch die Einzelbiograhie, die – durchaus subjektiv – zuordnet, gewichtet und wertet, nicht zu ersetzen ist, so wird man gleichwohl keiner Wiederkehr der traditionellen Geschichtsschreibung das Wort reden, die a priori biographisch war, weil sie allein den großen Persönlichkeiten historische Gestaltungskraft zuschrieb. Die Herauslösung des Individuums aus den gesellschaftlichen Strukturen, in denen es existierte und von denen es abhängig war, ein Zurück zum Verständnis des Historismus vom Menschen als »eine kleine Welt für sich, die letzten Endes ganz unabhängig von der großen Welt außerhalb seiner existiert«[15], ist für die moderne Einzelbiographie ebensowenig statthaft wie Heroisierung und Verklärung.

Gleichwohl kann gerade in Abgrenzung zur objektivierenden Kollektivbiographie nicht darauf verzichtet werden, daß dem subjektiven Element wieder zu seinem wissenschaftlichen Recht verholfen wird. »Der Forscher stellt sich auf den Standpunkt des handelnden Subjektes und versucht nachzuvollziehen, wie es die Welt, in der es lebt, ausgehend von seiner Position kognitiv konstruiert«.[16] Dieses hier von dem Soziologen Martin Kohli betonte Element der Einzelbiographie ist deshalb zu unterstreichen, weil gerade die »Sympathie« des Historikers mit »seinen« historischen Gestalten als Postulat des Historismus diskreditiert war. Auch aus heutiger Sicht muß sich der Biograph auf die »Sinnstrukturen der untersuchten Subjekte«[17] einlassen, sofern er ihre »individuellen Handlungsbeiträge«[18] zum historischen Geschehen ausleuchten und unzulässig verallgemeinernde Abstraktionen vermeiden will. Um das ganze Leben der Personen ins Bild zu bekommen, ist dann vor allem auch der geschichtliche Prozeß in deren Biographie einzubeziehen; denn historische Ereignisse schlagen sich im Lebenslauf nieder, sie bestimmen die Lebenserfahrungen, beeinflussen Meinungen und regen zu Handlungen an.

Trotz Subjektivität und Singularität ihrer Methode und ihres Inhalts darf man aber die historische Repräsentanz der Einzelbiographie nicht gering schätzen; denn Individuelles und Typisches sind eng miteinander verflochten. Selbst der einzelne Lebenslauf bündelt Erfahrungen, Erwartungen und Handlungsmotive einer Generation, spiegelt fremdbestimmte Zwänge von Familie, Stand, Klasse und Gesellschaft wider, bildet in den biographischen Entscheidungen (Karriere, Ehe) zeittypische kommunikative Zusammenhänge ab.

Diese Einbindung des Individuums in soziale, kulturelle und politische Zusammenhänge seiner Zeit wird die heutige historische Biographie zu berücksichtigen haben, und sie ist daran zu messen. Sie existiert nicht außerhalb von Sozial- und Strukturgeschichte. Die moderne Einzelbiographie repräsentiert zwar in der Tat »eine Wendung zum Konkret-Besonderen, zur Analyse von Lebenszusammenhängen«[19], und grenzt sich dadurch als eigene historische Disziplin von den abstrakt-verallgemeinernden Disziplinen der Geschichtswis-

14 *Karl-Siegfried Rehberg*, Kultur versus Gesellschaft? Anmerkungen zu einer Streitfrage in der deutschen Soziologie, in: *Friedrich Neidhardt u. a.* (Hrsg.), Kultur und Gesellschaft. Festschrift für René König, Opladen 1986, S. 106.

15 Zit. nach *Andreas Gestrich*, Einleitung: Sozialhistorische Biographieforschung, in: *Andreas Gestrich/Peter Knoch/Helga Merkel*, Biographie – sozialgeschichtlich. Sieben Beiträge, Göttingen 1988, S. 6.

16 Zit. aus *Martin Kohli*, Erwartungen an eine Soziologie der Lebensläufe, in: *Martin Kohli* (Hrsg.), Soziologie des Lebenslaufs (= Soziologische Texte, Neue Folge, Bd. 109), Darmstadt/Neuwied 1978, S. 23.

17 Ebda.

18 Ebda., S. 24.

19 Zit. nach *Negt*, S. X (siehe Anm. 1).

senschaft ab, sie würde ihren Beruf aber verfehlen, wenn sie deren Ergebnisse ignorierte. Denn gerade die Einzelbiographie muß nachweisen, daß die geschichtswissenschaftliche Biographie neue Verstehensebenen für den historischen Stoff öffnet und keine bloße Rückwende zum individualistischen Ansatz des Historismus ist.

Sechs der sieben Beiträge des von *Andreas Gestrich, Peter Knoch* und *Helga Merkel* herausgegebenen Aufsatzbandes »Biographie – sozialgeschichtlich« haben mentalitäts- bzw. kulturgeschichtliche Fragestellungen, denen (mit einer Ausnahme) aufgrund biographischen Quellenmaterials nachgegangen wird. *Michael Mitterauer* arbeitet die Formen religiöser Sozialisation aus lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen überwiegend aus dem ländlichen Raum stammender Personen heraus, *Peter Knoch* untersucht in Briefen zweier Soldaten die Verarbeitung persönlicher kriegsbedingter Krisen, *Frieder Stöckle* analysiert eine Korbmacherbiographie auf spezifisches Erfahrungswissen, *Susanne Sackstetter* entnimmt lebensgeschichtlichen Erzählungen von Frauen eines württembergischen Dorfes Normen und Leitvorstellungen des dörflichen Lebens, und *Bernd Jürgen Warneken* stellt schichtspezifische Ausdrucksformen in Autobiographien namenloser Autoren dar. Diese Aufsätze lesen sich zwar mit einigem Gewinn, sie erschließen auch ungewöhnliche biographische Quellen und praktizieren interessante methodische Ansätze, sie zeigen aber auch, wie problematisch Verallgemeinerungen aufgrund solch zwangsläufig zufälliger und äußerst schmaler Quellenbasis sein müssen. Der Beitrag *Arthur Mitzmanns* fällt ganz aus dem Rahmen des Aufsatzbandes heraus. Er beschäftigt sich nicht mit einem biographischen Thema, sondern versucht, die »Beziehungen [. . .] zwischen der normativen Psychologie der weltlichen und kirchlichen Autoritäten und den traditionalen Mentalitäten des Volkes« (S. 30) auszuleuchten.

Nur *Andreas Gestrich* bearbeitet im Einleitungskapitel tatsächlich theoretische Probleme der sozialhistorischen Biographik. Und allein dieser Aufsatz lohnt die Beschäftigung mit diesem Büchlein, denn Gestrich entwickelt in der Auseinandersetzung mit neuen und traditionellen Ansätzen schlüssige und zu verallgemeinernde theoretische Grundsätze biographischer Forschung. Ausgehend von der Einsicht, daß ein »objektives Sinnverstehen« letztlich nicht möglich ist und auch eine »wissenschaftliche Interpretation [. . .] der Selbstinterpretation der Akteure nicht überlegen« sein kann, verlangt er nach einem »Weg zur Annäherung [. . .] an die autobiographischen Sinngebungsprozesse«, der nur »über die Analyse der Herstellung von Sinn im Prozeß der Kommunikation und eine exakte Untersuchung des ›Kontextes‹ von Handlungen« (S. 13) führe. Dies bedeute für die historische Biographik, »die Produktion von Identität im Rahmen von jeweils durch die Struktur von Familie und Gesellschaft geprägten Handlungs- bzw. Kommunikationszusammenhängen zu rekonstruieren«. Sie dürfe sich dabei »nicht allein auf autobiographische Zeugnisse und explizite Selbstentwürfe stützen«, sondern müsse sich auf »das mühsame Geschäft der ausführlichen Rekonstruktion des Handlungskontextes« (S. 17) einlassen. Nach einer »Entschlüsselung der ›Erzeugungsregeln‹ des gesellschaftlichen Lebenszusammenhangs« (S. 19) ist der »einzelne Mensch auch als Subjekt seiner eigenen Lebensgeschichte und als ›Konstrukteur‹ seiner eigenen Biographie im Prozeß der Interaktion deutlich zu machen« (S. 21).

Gestrichs Leitsätze bieten der sozialbiographischen Forschung ein tragfähiges Gerüst. Sie können der Einzelbiographie und auch der Kollektivbiographie als Richtschnur dienen. Die Forschungsdiskussion wird zweifellos Gewinn daraus ziehen, was sich bei Durchsicht der im folgenden zu besprechenden biographischen Arbeiten auch als nötig erweist.

Mit der Lebensbeschreibung des Kabinettsrats, Großkanzlers und Staatsministers unter dem preußischen König Friedrich Wilhelm III., Carl Friedrich *von Beyme* (1765–1838), wenden wir uns den Einzelbiographien zu. Der kleinformatige Band ist in der Reihe »Preußische Köpfe« erschienen. Beymes heutiger Bekanntheitsgrad steht weit hinter dem seiner politischen Konkurrenten, des Freiherrn vom Stein und des Fürsten Hardenberg, zurück. Das ist nicht ganz berechtigt, denn Beyme gehörte in den Krisenjahren und der Reformzeit

Preußens, während der Napoleonischen Besetzung bis zu den Befreiungskriegen zu den wenigen befähigteren Ministerialbeamten der königlichen Regierung. Die Feindschaft Steins und Hardenbergs, die Beyme nicht verzeihen wollten, daß er als de facto preußischer Premierminister vor 1806 um des Friedens willen Napoleon weitgehende Zugeständnisse gemacht hatte, verdüsterte offensichtlich das von Historikern später überlieferte Bild.
Beyme ist, das betont der Autor *Werner von Beyme*, ein Nachfahre dieses preußischen Politikers, zu Recht, »ein Musterbeispiel für das Vordringen des gebildeten Bürgertums in die hohe preußische Verwaltung am Ende des 18. Jahrhunderts« (S. 16). Aus kleinbürgerlichen Verhältnissen stammend, wurde er 1798 in die Regierung berufen und übernahm schon drei Jahre darauf, 36 Jahre alt, die Leitung des königlichen Kabinetts. Eine solche Karriere, die Machtfülle, der sich Beyme geschickt zu bedienen wußte, und vor allem seine Herkunft setzten ihn heftigen Anfeindungen aus, zumal er aufklärerischen und liberalen Gedanken nahe stand. Das bürgerliche – und das war damals auch ein anti-aristokratisches! – Selbstbewußtsein der preußischen Verwaltung fand in Beyme einen seiner hervorragendsten Vertreter. Die Bauernbefreiung auf den staatlichen Domänen, eine Vorstufe der allgemeinen Bauernbefreiung, war sein Werk. Er wollte darüber hinaus die Patrimonialrechte und Steuerprivilegien der adligen Gutsbesitzer aufheben. Im Erfolg des Widerstands gegen solche in den Augen der preußischen Restauration wahrhaft revolutionären Pläne zeigen sich die engen Grenzen damaliger Reformpolitik.

Mit dem Kampf um Einfluß und Herrschaft zu Beginn des 19. Jahrhunderts, um bürgerliche Bürokratie versus Aristokratie, berührt der Autor aktuelle Diskussionen in der Geschichtswissenschaft. Dieses von der sozial- und strukturgeschichtlichen Forschung behandelte Thema wäre es wert gewesen, in der Person Beymes aufgegriffen und biographisch bearbeitet zu werden. Leider spricht es der Autor nur an, führt es aber nicht aus. Es bleibt auch offen, ob die vom Autor benutzten Originalquellen für diese Fragestellung etwas hergeben oder nicht. Interessante Mitteilungen zu diesem Thema finden sich durchaus: beispielsweise zu der »typisch bürgerlichen« materiellen Abhängigkeit Beymes von seinen Ämtern und damit vom Wohlwollen seines Arbeitgebers, des Königs; zu seiner langjährigen selbstbewußten Weigerung, sich nobilitieren zu lassen, die er erst 1816 – wohl als Referenz an den Sieg der Restauration – aufgab; oder zu seinem ausgeprägten preußischen Nationalismus, der einem Aristokraten wie beispielsweise Stein eher verdächtig erschien. Das alles wird bedauerlicherweise nicht vertieft. Dies mag zum Teil an den Platzzwängen gelegen haben, denen der Autor unterworfen war, zum anderen Teil ist es eine Folge eines weitgehend unreflektierten Umgangs mit dem historischen Material.

Auch wenn man berücksichtigt, daß Werner von Beyme kein Fachhistoriker ist und daß die Reihe »Preußische Köpfe« sich an das breite Publikum, nicht an die Wissenschaft wendet, wird man an einigen durchaus charakteristischen Mängeln nicht vorbeisehen dürfen, die den oben referierten Grundsätzen moderner biographischer Geschichtsschreibung widersprechen: Der Biograph sollte nicht als moralisierender Richter über seinen historischen Akteur auftreten! Von Beyme bezichtigt beispielsweise seinen Vorfahren einer »ängstlichen Friedenspolitik« (S. 32), lobt ihn für einen »mannhaften Vorschlag« (S. 39), macht ihm dann Vorhaltungen, er hätte »um seine Versetzung bitten müssen« (S. 45), berichtet von »heroischen, aber verzweiflungsvollen Vorschlägen« (S. 72), tadelt »taktloses und gewöhnliches Auftreten« (S. 100). Diese Bewertungen sind nicht mit Quellen belegt. Womöglich sind sie zeitgenössischen Urteilen entnommen, dies wird aber nicht angemerkt. Überhaupt fehlen alle Annotationen und Quellennachweise, was in diesem Falle der Verlag dem Autor auferlegte. Die Ansicht, in Büchern, die sich an ein breites Publikum wenden, könne, dürfe oder solle man auf Anmerkungen verzichten, ist – wie einige der hier zu besprechenden Werke zeigen – leider sehr verbreitet. Nicht, daß für die in wissenschaftlichen Werken oft betriebene Anmerkungshuberei plädiert werden sollte. Zurückhaltend verwendet, sind Anno-

tationen und Quellennachweise auch für den nichtfachlichen Leser eine Hilfe und keine Belästigung.

Über Carl Friedrich von Beyme sollte jedenfalls das letzte Wort noch nicht gesprochen sein. Es war wichtig, mit diesem im übrigen sehr gut lesbaren und über die historischen Hintergründe informativ unterrichtenden Büchlein auf ihn erneut aufmerksam gemacht zu haben.

Ähnliches gilt auch für *Konrad Breitenborns* Beschreibung der politischen Karriere des Grafen Otto zu Stolberg-Wernigerode (1837–1896) mit dem Obertitel »Im Dienste Bismarcks«. Breitenborn ist Leiter des »Feudalmuseums« auf Schloß Wernigerode im Harz, dem ehemaligen Sitz des Grafen, und daher mit dessen Hinterlassenschaft aufs engste vertraut. Otto Graf Stolberg war in seiner Laufbahn als Politiker von 1867 bis 1881 – man würde heute sagen – »Bismarcks Mann fürs Grobe«. Als 30jähriger zum Oberpräsidenten im gerade annektierten, mit antipreußischen Emotionen aufgeladenen Hannover ernannt; 1872 auf den Stuhl des Präsidenten im preußischen Herrenhaus geholt, als es galt, mit der Kreisreform überkommene Machtbefugnisse des mächtigen ostelbischen Junkertums zu beschneiden; in heikler Situation, der russisch-österreichischen Krise von 1875, als Botschafter Berlins nach Wien entsandt sowie schließlich 1878, kaum drei Wochen nach dem Hödelschen Attentat auf Kaiser Wilhelm I., von Bismarck trotz heftigen Widerstrebens zum deutschen Vizekanzler gemacht und 1881 von demselben schmählich fallengelassen – das war Stolbergs politische Karriere »im Dienste Bismarcks«!

Otto Graf Stolberg gehörte nicht zu den Gestaltern seiner Zeit, aber zu jenen, die an maßgeblicher Stelle das »System Bismarck« trugen. Stolberg war ein Bewunderer Bismarckscher Politik, aber offensichtlich Gegner seiner Gewaltmethoden. Dieser Gegensatz wird implizit immer wieder deutlich. In seiner Vizekanzlerschaft steuerte Stolberg nahezu immer einen gemäßigteren, wenn nicht entgegengesetzten Kurs zu Bismarck. War dies der Grund, daß der Kanzler ihn 1881 entließ, oder fürchtete Bismarck, daß ihm in Stolberg ein Konkurrent um das Reichskanzleramt erwuchs? Leider gibt Breitenborn keine Antwort auf diese Frage. Da Stolberg im Privatleben ein Feudalherr mit sehr weitläufigen und expandierenden industriellen wie landwirtschaftlichen Besitztümern war, ist sein Lebenslauf nicht nur politikgeschichtlich, sondern auch sozial- und wirtschaftsgeschichtlich von hohem Interesse. Unter diesen Umständen ist die Arbeit des Biographen schwierig; nur allzu leicht geht der »rote Faden« verloren. Das würde zwar dem »wirklichen« Leben durchaus entsprechen, aber die biographische Darstellung darf nicht verwirren, sie muß systematisieren.

Konrad Breitenborn ist es im wesentlichen gelungen, eine Biographie Stolbergs zu schreiben, die dessen verschiedene Lebenssegmente verständlich und durchsichtig macht. Sie ist, jedenfalls im zweiten Teil, auch stilistisch schlüssig, arbeitet den historischen Ablauf der Geschehnisse teilweise vortrefflich in das Wirken des Grafen ein.

Die wichtigsten Einschränkungen, die man machen muß, braucht der Autor selbst nicht zu verantworten. Sie betreffen die in der DDR herrschenden Bedingungen biographischer Forschung. Die »marxistisch-leninistische Biographie« ist – oder sagen wir besser »war«? – in ihrem Grundmuster auf die Interpretation der Geschichte von den Klassenkämpfen verpflichtet. Das gibt die Deutungsmuster vor, in die der Biograph »seine« historische Gestalt einzuordnen hat. Ein Versuch, deren individuelle »Sinnstrukturen« offenzulegen, um von dort aus Handlungen und Überzeugungen nachvollziehbar zu machen und so neue Einblicke in den Gang der Geschichte zu ermöglichen, stößt sich mit der Verpflichtung auf das marxistisch-leninistische Geschichtsbild. Und das duldet keine subjektivistischen Irritationen – oder doch? Jedenfalls haben sich im Umgang der DDR-Historiker mit ihren marxistisch-leninistischen Vorgaben in den letzten Jahren anscheinend bemerkenswerte Veränderungen ergeben. So hatte Ingrid Mittenzwei 1984 mit der Biographie Friedrichs II., »des Großen«[20], eine so undogmatische und brillante Darstellung geliefert, daß man hierzulande

20 *Ingrid Mittenzwei*, Friedrich II. von Preußen. Eine Biographie, Berlin [DDR] 1984.

schon eine Neuorientierung der Historiographie in der DDR und deren Aneignung von Traditionen der preußischen Geschichte und ihrer Persönlichkeiten eingeleitet sah. Dieser Eindruck hat sich nach Erscheinen von Ernst Engelbergs »Bismarck«[21] noch verstärkt.
Konrad Breitenborns Abhandlung über den Grafen Stolberg-Wernigerode hat zwar bei uns noch wenig Aufsehen erregt (sie ist in der DDR jetzt schon zum drittenmal aufgelegt!), gehört aber durchaus in die Kategorie des Neuansatzes biographischer Forschung. Bemerkenswert ist, daß beim Erscheinen seiner Arbeit die Bücher von Mittenzwei und Engelberg das Terrain noch nicht vorbereitet hatten und sie ja auch nur von einer Persönlichkeit sekundärer historischer Bedeutung handelt. Um so höher ist Breitenborns Bemühen zu schätzen, Licht und Schatten im Wirken des Grafen Stolberg gerecht zu verteilen. Allerdings nehmen die Referenzen an die »marxistisch-leninistische Biographie« doch einen beträchtlichen Raum ein. Ohne erkennbaren Zusammenhang mit Stolberg wird seitenlang die Geschichte der nationalen und internationalen Klassenkämpfe referiert, kommt August Bebel über dies und das zu Wort, steht unvermittelt die inner- und außerparlamentarische Strategie der Sozialdemokratie im Mittelpunkt. Das lenkt vom eigentlichen Thema ab und ermüdet. Wenn wir also die Hoffnung haben, daß die noch viel Ertrag versprechende Lebensgeschichte des Grafen Otto Stolberg weiterhin Forschungsgegenstand bleibt, so knüpfen wir daran den Wunsch, sie um diese sachfremden Exkurse zu erleichtern, dafür aber um einen soliden Anmerkungsapparat zu bereichern. Offensichtlich glauben auch Verlage in der DDR, dem Publikum Annotationen nicht zumuten zu sollen.
Auch ein Zeitgenosse Bismarcks, aber zeitlebens sein überaus scharfer Gegner, war Rudolf Virchow, »der große Arzt und Politiker«, wie ihn sein Biograph *Manfred Vasold* im Untertitel seines Buches bezeichnet. Virchows Lebensgeschichte ist nun ein höchst sperriger Gegenstand biographischer Darstellung. Nicht nur, daß die allgemeine Pathologie, die medizinische Hygiene und auch die Anthropologie ihm theoretische und praktische Grundlegungen verdanken, daneben war er ein bedeutender Politiker des Linksliberalismus, betätigte sich in der Archäologie und beschäftigte sich mit den brennenden sozialen Fragen seiner Zeit. Wahrscheinlich ist es diese überaus vielgestaltige Lebensgeschichte, die eine umfassende, wissenschaftlichen Ansprüchen gerecht werdende Biographie Virchows bisher verhinderte. Allein die Aufarbeitung seiner archäologisch-anthropologischen Hinterlassenschaft füllte ein dreibändiges Werk![22] In seinem Vorwort schränkt Vasold daher ausdrücklich ein, daß er an seine Arbeit nicht die Kriterien der Wissenschaftlichkeit anlegen lassen will, vielmehr ein breites Lesepublikum ansprechen möchte und von daher eine weniger umfassende Darstellung gerechtfertigt sieht.
An diesem Maßstab gemessen, ist ihm in der Tat eine in vieler Hinsicht vorbildliche Biographie gelungen. Sie basiert auf einer soliden Quellengrundlage. Vor allem die Briefe an Virchows Vater, der 1864 starb, wurden von Vasold ausgewertet – wenn auch nicht immer so gründlich und so kritisch, wie der Fachhistoriker es sich wünscht. Vasold ist in der wissenschaftlichen Literatur so weit bewandert, daß ihm keine groben Fehldeutungen unterlaufen. Der politik-, sozial- und medizingeschichtliche Zusammenhang des Wirkens Rudolf Virchows ist immer präsent. Die alltäglichen Lebensumstände eines jungen Arztes im 19. Jahrhundert werden, soweit sie sich in seinen Briefen widerspiegeln, plastisch beschrieben. Viele interessante Details erfährt der Leser dank Virchows Universitätskarriere über die Wissenschaftspolitik der preußischen Kultusbürokratie.
Allerdings bleiben entscheidende biographische Entscheidungen Virchows unverständlich. Warum, beispielsweise, entschloß er sich eigentlich zum Medizinstudium? Dieses Fach bot damals weder von den wissenschaftlichen noch von den materiellen Aussichten her größere

21 *Ernst Engelberg*, Bismarck. Urpreuße und Reichsgründer, Berlin 1985.
22 *Christian Andree*, Rudolf Virchow als Prähistoriker, 3 Bde., Köln/Wien 1976–1986.

Anreize! Was veranlaßte Virchow später dazu, zum preußischen Abgeordnetenhaus zu kandidieren? Zwar wird die Politisierung des Medizinstudenten und jungen Arztes durch seine Einsichten in die sozialen Ursachen der verheerendsten Seuchenkrankheiten jener Zeit, des Typhus und der Cholera, eindringlich nachgezeichnet; Virchows Forderung an den preußischen Staat, »Bildung mit ihren Töchtern Freiheit und Wohlstand« (S. 74) allen Volksschichten zu gewähren, und sein Diktum, die Politik sei »nichts weiter, als Medizin im Großen« (S. 98), illustrieren diesen Bewußtseinsprozeß. Es bleibt aber völlig offen, warum Virchow sich trotz seiner sozialreformerischen Ansichten ausgerechnet den Linksliberalen anschloß und woher er beispielsweise die Kompetenz bezog, sehr schnell zum verfassungspolitischen Sprecher seiner Fraktion zu avancieren.

Wenn auch solche Unklarheiten ins Auge fallen – und es sind nicht die einzigen –, der Gesamteindruck bleibt positiv. Dazu tragen nicht zuletzt das ausführliche Quellen- und Literaturverzeichnis, die aussagekräftige Zeittafel und das benutzerfreundliche Personenregister ebenso bei wie der ansprechende Schreibstil des Autors.

*Gerhard Friedrich*s »Fontanes preußische Welt« ist in erster Linie eine literaturwissenschaftlich-biographische Arbeit. Das poetische Werk Fontanes, seine Lebensgeschichte sowie die Militär- und Politikgeschichte Preußen-Deutschlands sind das Material, auf dem sie fußt. Neue, ungedruckte Quellen sind nicht erschlossen worden.

Darum geht es dem Autor auch nicht. Er beansprucht keineswegs, eine neue Biographie des bedeutenden Dichters vorzulegen. Angesichts der autobiographischen Werke Fontanes, der kaum noch überschaubaren Fontane-Literatur und schließlich auch der monumentalen Biographie Hans-HeinrichReuters[23] wäre das schwer zu rechtfertigen gewesen. Was Friedrich anstrebt, ist, in einem biographischen Aufriß das Verhältnis Fontanes zu Preußen, zur preußischen Dynastie, zur Armee, zum Militarismus im allgemeinen aufzuarbeiten. »Fontane ein wenig anders. Das ist alles, was sich erstreben läßt« (S. 8), schreibt er stark untertreibend in der Einleitung.

Immerhin ist dabei ein stattliches Buch mit fast 500 Textseiten entstanden. Es ist glänzend formuliert und kenntnisreich inhaltlich gestaltet. Mag sein, daß der Militärhistoriker von den Sichtweisen des Poeten auf die Kriegsgeschichte Preußen-Deutschlands im 19. Jahrhundert vielfach wird profitieren können, dem Sozialhistoriker bietet diese Biographie wenig. Selbst wenn dieser bisher noch der Auffassung gehuldigt hatte, Fontane habe jedenfalls ein eifriges Interesse an der Sozialpolitik gehabt und seine Haltung gegenüber Wilhelm II. von Fortschritten auf diesem Gebiet abhängig gemacht, bekommt er auch diesen Glauben genommen. Friedrich verweist die Behauptung, Fontane habe 1896 wegen des Sturzes des prominenten Sozialreformministers v. Berlepsch mit Wilhelm II. gebrochen (S. 467), in das Reich der Legende.

*Michael Stürmer*s 123 Seiten umfassender kleinformatiger Band »Bismarck. Die Grenzen der Politik« fällt aus dem Rahmen der anzuzeigenden Biographien insofern heraus, als er mehr essayistische Reflexion über Bismarcks Leben als lebensgeschichtliche Darstellung mit Anspruch auf Vollständigkeit ist. Stürmer leitet mit einer kritischen Übersicht über die neuere Bismarck-Geschichtsschreibung ein und behandelt dann sein Thema in drei Abschnitten: »Die Versuchung«, »Die Revolution«, »Die Abwehr der Gefahr«. Ein Epilog über »Die Grenzen der Politik« schließt das Büchlein ab.

Noch in seinen ersten Absätzen scheint Stürmer neue Akzente in der biographischen Forschung setzen zu wollen. Er wirft der Literatur über Bismarck einen Mangel am »eigentlich Biographischen« vor und definiert dies als »die Frage nach der Religion, der Liebe und dem Privatnutzen« (S. 7). Der etwas dunkle Sinn dieser Erklärung macht auf die weiteren Ausführungen gespannt. Die Erwartung wird aber enttäuscht. Statt neuer Wege biographischer

23 *Hans-Heinrich Reuter*, Fontane, 2 Bde., Berlin 1968.

Forschung präsentiert Stürmer pompöse Wortgebäude. Bismarcks Religiosität bezeichnet er als »Immediatverhältnis zu Gott« (S. 21); das Verhältnis zu der verheirateten und früh verstorbenen Marie von Blanckenburg nennt er eine »doppelt hoffnungslose Liebe« (S. 31), deren »Nachspiel [. . .] den Namen der Tochter des Herrn von Puttkamer, Johanna« (S. 32) (Bismarcks Frau) trug; und er schreibt von dem Privatnutzen des Kanzlers als von einem »Instinkt des Junkers, Land zu besitzen und noch mehr Land, so weit das Auge reichte« (S. 87). Das sind die wenigen wesentlichen Aussagen zum »eigentlich Biographischen«. Der übergroße Rest handelt von Hegemonialkriegen und Reichsgründung, vom Kulturkampf und Sozialistengesetz, von Außen- und Innenpolitik Bismarcks wie gehabt und überall nachlesbar – hier nur mit einer sprachlichen Angestrengtheit, die nicht selten die Grenzen zum Schwülstigen überschreitet.

Inhaltlich Neues zu Bismarck oder Musterhaftes für die biographische Geschichtsschreibung bietet dieses Bändchen nicht, sollte es wohl auch nicht. »Bismarck für den eiligen Leser« möchte man es nennen, nicht ohne einzuschränken, daß einem eiligen Leser mit einem unprätentiöseren Stil wohl mehr gedient wäre.

Wenn sich Geschichtsschreibung an ein breites Publikum wendet und kommerzielle Absichten verfolgt, so ist dagegen zunächst nichts einzuwenden. Es erscheint daran sogar erfreulich, daß sich mit der Hinwendung zur Biographie Forschungsinteresse und Publikumsinteresse wieder annähern. Und daß für gut gemachte historische Bücher Autoren und Verlage finanziell belohnt werden, kann der Geschichtswissenschaft als Ganzes nur förderlich sein. Es wird ihr dann auch kaum zum Schaden gereichen, wenn »schwarze Schafe« die Konjunktur auszunutzen versuchen. Wenn allerdings namhafte Verlage und namhafte Historiker sich sozusagen als »Wellenreiter« betätigen, dann kann das die biographische Forschung einiges an Kredit kosten. Genau dieser Vorwurf ist dem Ploetz-Verlag und *Wilhelm Treue* für das zur 100jährigen Wiederkehr des »Dreikaiserjahres« 1888 erschienene Buch »Drei deutsche Kaiser« nicht zu ersparen.

Man findet – erwartungsgemäß – darin drei biographische Aufsätze zu den drei deutschen Kaisern Wilhelm I., Friedrich III. und Wilhelm II. und – unerwartet – eine Abhandlung über deren »Krankheiten und Gesundheitspolitik« sowie eine andere über die Flottengesetze Wilhelms II. Es scheint ganz so, als ob dem Verlag 173 groß bedruckte Seiten über die drei Kaiser für ein ganzes Buch zu wenig waren und man noch 27 Seiten brauchte, um es respektabel aufzufüllen. Sicherlich war es aber keine weise Entscheidung, diese beiden Aufsätze mitaufzunehmen. Sie waren besser in der Ablage aufgehoben, in der sie seit Jahren geruht haben – allerdings sind sie auch nicht sehr viel schlechter als das Übrige.

An der Mischung, die *Rolf Winau* über »Krankheiten und Gesundheitspolitik im Leben der drei deutschen Kaiser« anrichtet, ist am bemerkenswertesten, daß er tatsächlich, wie der Titel befürchten ließ, die Geisteskrankheit Friedrich Wilhelms IV., die Nieren- und Blasenbeschwerden Wilhelms I., den Kehlkopfkrebs Friedrichs III. und die Lähmung des linken Arms Wilhelm II. mit der sozialen Frage und der staatlichen Sozialpolitik in einen undefinierbaren Zusammenhang bringt. Das war zumindest überflüssig, denn seine Mitteilungen über die kaiserlichen Gebrechen sind, wenn schon überhaupt nicht neu, so doch immerhin zutreffend. Was aber über die Gesundheits- und Sozialpolitik ausgeführt wird, ist schlichtweg Unsinn.

Michael Salewskis Bemerkungen zu den »wilhelminischen Flottengesetzen«, die im wesentlichen ja den Deduktionen des Großadmirals Alfred von Tirpitz folgten, erscheinen in einem biographischen Buch über die drei deutschen Kaiser deplaziert. Die allgemeinplätzlichen Ausführungen, die auch rein gar nichts Unbekanntes zutage fördern, füllen aber zwölf Textseiten und werfen – beeindruckend genug – eine (!) seitenfüllende Tabelle ab.

Der einzige lesenswerte biographische Beitrag in diesem Buch ist der von *Günter Richter* über Wilhelm I. Die Lebenskurve dieses Mannes wird in jeder ihrer Phasen und in ihren Zäsuren nachvollziehbar herausgearbeitet: Als Zehnjähriger zum Soldaten ausgebildet, blieb

Wilhelm zeitlebens militärischen Denkmustern verhaftet. Der wissenschaftliche, künstlerische oder gar politische Unterricht galt als zweitrangig und blieb ohne tieferen Eindruck. Seine unerfüllte Liebe zu Elisa von Radziwill und die ihm oktroyierte Ehe mit der selbstbewußten Augusta von Sachsen-Weimar erschütterten sein Gefühlsleben. Mit dem Prädikat »Kartätschenprinz« drückte ihm die Revolution von 1848 einen kaum zu verwindenden Makel auf. Erst als 60jähriger übernahm er 1857 – fast schon in der Passivität des ewigen Thronfolgers resigniert – die Regentschaft in Preußen; vier Jahre später war er König. Schon ein weiteres Jahr darauf schien er wieder am Ende. Tief verstrickt zwischen den Einsichten in die Bedürfnisse des modernen Zeitalters und monarchischen Denk- und Gefühlstraditionen, war er nicht in der Lage, den Verfassungskonflikt zu lösen. Bismarck kam, überwand die Krise und trieb Preußen zur Hegemonialmacht in Deutschland. Wilhelm I. fügte sich fortan dem ihm Überlegenen, opferte seine Eigenständigkeit, paralysierte die antibismarckischen Ambitionen Augustas sowie die liberalen Tendenzen seines Sohnes Friedrich Wilhelm und fügte sich drein, Kaiser »unter Bismarck« zu sein.

Das alles ist eindringlich und stilistisch vorbildlich geschildert. Und wenngleich auch Günter Richter der Wissenschaft keine neuen Quellen und Einsichten erschließt, so muß man doch anerkennen, daß er mit einem sicheren Blick für das Wichtige, das Charakteristische, auch und gerade im Alltagsleben »seiner« historischen Gestalt, eine beispielhafte biographische Darstellung für ein Publikum von Nichthistorikern liefert.

Das kann man von *Wilhelm Treues* Ausarbeitung über Friedrich III. nicht sagen. Sie ist formal schwerfällig und inhaltlich dürftig. Wenn Treue die Eindrücke Friedrichs aus dem Jahr 1848 schildern will, beginnt er so: »Prinz Friedrich erlebte in Berlin nun die folgenden Ereignisse: [. . .]« (S. 80) und reiht dann zwei Seiten lang Unwichtiges und Wichtiges aneinander. Aufzählungen völlig unverbundener Fakten sind überhaupt eine Spezialität dieses Aufsatzes. Eine Leseprobe: »Im Juni 1837 wurde er [Prinz Friedrich] Ehrenbürger von London; im November feierte er dort den Geburtstag seiner Braut. Am 25. Januar 1858 fand, da die Queen eine Reise nach Berlin ablehnte, die Hochzeit in London statt. Friedrich war 27 Jahre alt – sein Sohn Wilhelm, am 27. Januar 1859 geboren, sollte mit 29 Jahren Kaiser werden. Dessen erstes Kindermädchen war eine Engländerin, auf Rat des englischen Gesandten in Baden wurde der Calvinist Georg Hinzpeter sein erster Hauslehrer« (S. 84). Das ist zwar alles nicht falsch – aber was soll es? Den Krisen in Friedrichs Leben, vor allem den Konflikten mit Bismarck, geht Treue nicht auf den Grund, beschreibt nur langatmig ihre faktischen Umstände. Seine angekündigte Ehrenrettung des als tragisch erfolg- und verdienstlos angeblich verkannten Kronprinzen, dessen Verdienste für Wissenschaft und Kunst nicht gewürdigt worden seien, bleibt Treue schuldig (S. 110 ff.), sie verläuft im Nebulösen.

Während der Leser in Wilhelm Treues Aufsatz immer noch sachlich zutreffend über Friedrich III. unterrichtet wird, ist *Kurt Düwells* Darstellung Wilhelms II. streckenweise schlicht falsch, ignoriert den Stand der Forschung der letzten zehn Jahre und verfehlt auch noch sein Thema. So behauptet er, Wilhelm II. sei 1890 gegen eine Verlängerung des Sozialistengesetzes gewesen und habe in dieser Frage den Reichstag hinter sich gebracht (S. 139). Wilhelm II. hatte aber tatsächlich Bismarck gedrängt, durch eine die Konservativen zufriedenstellende Erklärung eine Reichstagsmehrheit für das Sozialistengesetz zu sichern.

An anderer Stelle schreibt Düwell, die SPD habe in den »Hottentottenwahlen« 1907 die Hälfte ihrer »Stimmen« verloren (S. 144). Die SPD hat aber ihren Stimmenanteil gar nicht verringert, sondern an »Mandaten« eingebüßt. Düwell stilisiert den Kaiser zum friedliebenden Opfer einer kriegstreibenden Geheimdiplomatie hoch (S. 143, 155), was seit der »Fischer-Kontroverse« in der Mitte der sechziger Jahre als widerlegt gelten muß. Düwell scheint die damals evozierte Bewegung im Bild von der deutschen Geschichte nicht nachvollzogen zu haben; er zitiert allein die Darstellungen Gerhard Ritters aus dem Jahr 1960

(S. 152). Die wichtigste Quellenedition der letzten Jahre zur Politik des Deutschen Reiches in der Ära Wilhelm II., die Eulenburg-Korrespondenz[24], nimmt Düwell gleichfalls nicht zur Kenntnis. Seine völlig fehlgehenden Bemerkungen zu dem Harden-Eulenburg-Skandal (S. 145) sind sonst nicht zu erklären. Seine Ausführungen zu Wilhelms II. »partieller Modernität« (S. 159 ff.) schlußendlich könnten kaum irreführender sein.

Die von *Wilhelm Treue* geschriebenen Einleitungs- und Schlußkapitel runden den deprimierenden Eindruck dieses Buches ab. Sie sind von einer stupenden Inhaltsleere, eine seitenlange Ansammlung von Allgemeinplätzen, und das ist noch das Beste, was man dazu sagen kann. Das mit »Quellenangaben« großspurig überschriebene Literaturverzeichnis – überflüssig zu erwähnen, daß es keinen Anmerkungsapparat gibt; der hätte die Aufsatzschreiber wohl zu sehr blamiert – zählt die wesentlichen Veröffentlichungen bis zum Jahr 1986 dankenswerterweise auf. Hätten die Autoren jedenfalls die dort angegebenen Titel gelesen – ein Aktenstudium wollen wir nicht einmal verlangen –, dieses Schreckwerk biographischer Literatur wäre nicht so katastrophal ausgefallen!

Von einem anderen Format ist das Buch von *J. Alden Nichols* zum selben Thema: »The Year of the Three Kaisers«. Es ist eine auf breitester Quellenbasis angelegte Untersuchung der Vorgänge im Arkanbereich der politischen Macht Preußen-Deutschlands 1888. Nichols hat kein einziges einschlägiges Archiv ausgelassen, eine Menge neues Material zutage befördert und eine solide Ausarbeitung vorgelegt. Eine Ausarbeitung allerdings, die sich ganz und gar der traditionellen Geschichtsschreibung verpflichtet fühlt. »It is this personal relevance that continues to make history«, schreibt Nichols mit verblüffendem Selbstbewußtsein. Er will dem in der Leserschaft weit verbreiteten Bedürfnis nach der »rich human show« (S. IX) Genüge tun und ist weit entfernt davon, sich von der Methodenkritik an der traditionellen Geschichtsschreibung beeindrucken zu lassen: »My major interest in the telling is not to pass judgment but to try to understand« (S. XI).

Wie gesagt, es ist eine solide handwerkliche Arbeit, die quellenfundierteste Arbeit zum »Dreikaiserjahr«, die bisher vorgelegt wurde. Aber was ist ihr Ergebnis? Nicht viel mehr als das: Es war der Mangel an politischer Klugheit und Verantwortlichkeit, der Deutschlands Zukunftsaussichten seit 1888 verdüsterte. Und dieser Mangel war allenthalben eklatant: in den herrschenden Klassen, bei den Mehrheitsparteien, in der Ministerialbürokratie und nicht zuletzt bei dem vom Tode seines Vaters profitierenden Kaiser Wilhelm II. selbst. Gegen diese Übermacht der Dummheit kam selbst ein Bismarck nicht an, und das war schließlich Deutschlands Unglück. Nichts Neues also, eine vertane Chance.

Daß man über die deutschen Kaiser auch passable und sogar brillante Abhandlungen verfassen kann, zeigen die Bücher von *Franz Herre* über Friedrich III. und von *John C. G. Röhl* über Wilhelm II. Auch *Franz Herres* Biographie hat – um die Kritik vorwegzunehmen – der angeblichen Abneigung des Publikumsgeschmacks gegenüber Annotationen Rechnung getragen. Statt eines Anmerkungsapparats ist ein – lückenhaftes und unsystematisches – Literaturverzeichnis beigegeben. Es weist aus, daß Herre rein sekundäranalytisch gearbeitet hat. Das braucht nicht abwertend zu sein, wenn die aktuelle Forschungsliteratur und vor allem neu erschienene Quellenpublikationen verarbeitet werden. Die letzte umfassende Biographie, die wissenschaftlichen Ansprüchen standhält, stammt aus dem Jahr 1938[25], an ihr muß sich Franz Herres Buch messen lassen. Es hält diesem Vergleich stand, aber es weist auch nicht darüber hinaus.

Dem Tun des Kronprinzen Friedrich wird auf der Suche nach einem politischen Konzept bis in die Details nachgegangen. Einfühlsam und keineswegs denunziatorisch legt Herre die

24 *John C. G. Röhl*, Philipp Eulenburgs Politische Korrespondenz, 3 Bde., Boppard am Rhein 1976–83.

25 *Werner Richter*, Friedrich III. (s. Anm. 7).

Schwächen dieses Mannes bloß. Friedrich war kein Politiker. Wie sein Vater und auch sein Sohn war er der eigentlichen politischen Aufgabe seines königlichen und kaiserlichen Amtes schon im Wartestand nicht gewachsen. Die ausführlich geschilderten Einflüsse seiner Mutter Augusta und die seiner Frau, der Princess Royal Victoria – genannt Vicky – sowie der Liberalen Duncker und Forchenbeck reichten nicht aus, um diesen schwachen Mann so zu kräftigen, daß er sich aufraffen konnte, gegen die Zwänge seiner Herkunft oder gar gegen Bismarck zu rebellieren.

Franz Herre ist von Stil und Aussage her ein traditioneller Biograph. Er scheut nicht vor Formulierungen über Herzschmerz und Liebesfreud zurück, wie sie in der Regenbogenpresse und Trivialliteratur üblich sind. Herre hält außerdem Distanz zu der modernen Geschichtswissenschaft. Seine Biographie Friedrichs III. führt nicht zu neuen Ufern, sie hinterläßt aber auch keinen schalen Nachgeschmack.

Der englische Historiker *John C. G. Röhl* hat mit seinem Buch »Kaiser, Hof und Staat«, das seinen biographischen Ansatz erst im Untertitel zu erkennen gibt: »Wilhelm II. und die deutsche Politik«, auf den ersten Blick nur eine Sammlung von Aufsätzen aus den Jahren 1970 bis 1985 vorgelegt, die er überarbeitete oder ganz neu schrieb. Der Themenkreis umfaßt: »Die höhere Beamtenschaft im wilhelminischen Deutschland« (1970), »Graf Philipp zu Eulenburg« (1976), »Der militärpolitische Entscheidungsprozeß in Deutschland am Vorabend des Ersten Weltkriegs« (1977/78), »Kaiser Wilhelm II. Eine Charakterskizze« (1982), »Der Königsmechanismus im Kaiserreich« (1983), »Hof und Hofgesellschaft unter Kaiser Wilhelm II.« (1985) und »Glanz und Ohnmacht des deutschen diplomatischen Korps 1871–1945« (1985). Man wird hinzufügen müssen, daß Röhl im Stile einer biographisch orientierten Sozialgeschichte schreibt, eine Methode, für die er von Vertretern einer strukturfunktionalistischen Geschichtsschreibung so manchesmal gerügt worden ist.

Röhl gehört außerdem zu jenen Historikern, die ganz überwiegend quellenfundiert arbeiten. Er ist einer der besten – vielleicht sogar der beste – Kenner der Quellen zur Wilhelminischen Epoche im Kaiserreich, und er weiß souverän mit ihnen umzugehen. Die intime Kenntnis der Quellen und ihre kritische Verarbeitung sind eine Voraussetzung für eine vom »wirklichen Menschen« her argumentierende, also – pointiert formuliert – einer der historischen Realität verpflichteten Sozial- und Strukturgeschichte.

Wie sich John Röhls »empirische« Geschichtsschreibung von der mit Theorien und Modellen arbeitenden »historischen Sozialwissenschaft« unterscheidet, soll ein Beispiel veranschaulichen. Als Vertreter der historischen Sozialwissenschaft schrieb Hans-Ulrich Wehler zum politischen System des Wilhelminischen Deutschland folgendes: »Nicht Wilhelm II. drückte der Reichspolitik seiner Zeit den Stempel auf, sondern die traditionellen Oligarchien taten das im Verein mit den anonymen Kräften der autoritären Polykratie«.[26] Ganz zu Recht fragt Röhl nach und nennt damit die charakteristischen Problemstellungen moderner biographischer Forschung: »Wer [. . .] waren die ›anonymen Kräfte der autoritären Polykratie‹? Wie und von wem wurden sie ernannt? Wer waren die ›traditionellen Oligarchien‹ [. . .] und durch welche Mechanismen entschieden sie über die einzuschlagenden Herrschaftsmethoden? [. . .] Und was war die Rolle des Kaisers inmitten dieser gesichtslosen und namenlosen Mächte und Kräfte?« (S. 119 f.)

John Röhl formuliert als »Kernthese«, »daß das politische System des wilhelminischen Kaiserreiches in seiner Essenz als Monarchie zu begreifen ist, und daß mithin der Kaiser, die kaiserliche Familie, der Freundeskreis, die kaiserliche Umgebung und der Hof den Mittelpunkt dieses Systems bildeten, von dem selbst die höchsten Reichs- und Staatsbeamten mental und machtpolitisch abhängig waren« (S. 11). Und er weist mit den Aufsätzen über den Kaiser, über Philipp Eulenburg, über den kaiserlichen Hof und schließlich über den

26 *Hans-Ulrich Wehler* 1973 (s. Anm. 4), S. 72.

»Königsmechanismus« – Röhls Begriff für die Regierungsform unter Wilhelm II. – nach, wie die zentrale Entscheidungsgewalt aus den politischen Instanzen heraus in den Freundeskreis Wilhelms und seine drei Geheimen Kabinette für Militär, Marine- und Zivilangelegenheiten verlagert wurde.

Röhls Buch ist keine Biographie des letzten deutschen Kaisers, aber das Fehlen einer wissenschaftlich fundierten Lebensbeschreibung Wilhelms II. braucht nun nicht länger als Lücke empfunden zu werden. Röhl liefert eine Fülle von Fakten und Details zu diesem »Fabeltier«[27] der jüngsten deutschen Geschichte und zugleich »Schlüsselfigur für das Verständnis der Hybris und Nemesis des deutschen Nationalstaats überhaupt« (S. 18). Er beschreibt Wilhelm II. anhand der Quellen und zeitgenössischen Zeugnisse als Zeit seines Lebens unfähig, Erfahrungen zu verarbeiten und seine Persönlichkeit weiter zu entwickeln. Maßlose Selbstherrlichkeit und Selbstüberschätzung hinderten den Kaiser daran, konstruktive Kritik anzunehmen. Er war auch weder willens noch in der Lage, seine Weltsicht durch Realitäten korrigieren zu lassen. Dies war um so schlimmer, als eine unmäßige und irrationale Rachsucht ihn umtrieb. Wilhelms verletzender, sadistischer »Humor« wurde von seiner persönlichen Umgebung gefürchtet, seine Vorlieben für infantile Spiele und allerlei Schabernack auf Kosten anderer nicht weniger.

Was waren die Ursachen dieser extremen Charaktereigenschaften, deren Folgen sich ja nicht auf einen privaten Kreis beschränkten, sondern nur allzuoft irreparablen außenpolitischen Schaden anrichteten? Röhl untersucht mehrere Erklärungsvarianten: Wilhelms unterdrückte Homosexualität, seine periodisch manifest werdende manisch-depressive Gemütsverwirrung, das – durch die katastrophale Geburt und ihre sowohl körperlichen als auch psychischen Folgen – tief gestörte Verhältnis zwischen ihm und seiner Mutter. Eine mehr als provisorische Antwort will der behutsam argumentierende Röhl nicht geben. Der Leser kann sich aber anhand des referierten Materials ein eigenes Urteil bilden.

Der Aufsatz über Philipp Graf zu Eulenburg[28] leuchtet in die politische Praxis der Wilhelminischen Regierungsführung hinein. »Phili«, intimster Freund und damit nolens volens auch engster Berater des Kaisers, war, wie Röhl zeigt, ein ganz und gar unpolitischer, mehr musisch interessierter, dem Spiritismus zugänglicher Mensch. Sein Programm hieß Wilhelm. Er tat das, was, wie er glaubte, seinem geliebten Kaiser nütze. Und ein solcher Mann war seit 1889 – neben Friedrich von Holstein – an solch epochalen Personalentscheidungen wie dem Sturz Bismarcks und dem Caprivis sowie der Berufung von Bülows maßgeblich beteiligt!

Wie die »Liebenberger Tafelrunde« – Liebenberg in der Nähe von Berlin war Eulenburgs Gutsbesitz – waren der kaiserliche Hof unter Wilhelm II., die Geheimen Kabinette für Zivil- und Militärangelegenheiten, zu einer verfassungswidrigen Entscheidungsinstanz der Reichspolitik und der preußisch-deutsche Hof als Ganzes durch Ein- und Unterordnung der Vertreter von Staats- und Reichsbürokratie zu einem die politischen Instanzen kulturell überformenden und beherrschenden Organismus geworden. Den Nachweis dafür führt Röhl in seiner aufschlußreichen Untersuchung der Finanz- und Personalstruktur des Hofapparates sowie der höfischen Rituale im Ordens-, Fest- und Titelwesen und den Rang-Reglements. Die politischen Absichten der Revitalisierung höfischer Kultur unter Wilhelm II., Charismatisierung seiner Monarchie, Integration des Adels, Repräsentation für das Ausland, waren in sich so widersprüchlich, daß sie die Erosion des Wilhelminischen Systems eher beförderten als aufhielten.

So weit zu einigen der wesentlichen Erkenntnisse aus John C. G. Röhls Buch. Es ist erstaunlich, daß so wenige seiner Anregungen bislang in der Forschung aufgegriffen worden sind.

---

27 *J. Daniel Chamier*, Ein Fabeltier unserer Zeit. Glanz und Tragödie Kaiser Wilhelms II., dt. Ausg. Zürich/Leipzig/Wien [7]1938, Originalausg. London 1934.

28 Der Aufsatz ist der Eulenburg-Edition entnommen, siehe Anm. 24, Bd. 1, S. 9–53.

Röhl liefert dafür eine plausible Erklärung: Das Wesen der Regierung unter Wilhelm II., der Pomp der höfischen Kultur im Ausgang des Kaiserreichs, wirke »heute nicht nur fremd, sondern auch befremdend, und wird deshalb von der Geschichtsschreibung weitgehend außer acht gelassen« (S. 137). Das führt fast zwangsläufig zu Fehlschlüssen über den Charakter des politischen Systems im Kaiserreich. Röhls Buch belegt nicht nur, daß die Forschung zu dieser Epoche deutscher Geschichte noch erheblichen Nachholbedarf hat, noch deutlicher zeigt es die positiven Ertragsaussichten biographisch orientierter Sozialgeschichte. John Röhl widerlegt auch all jene, die zwischen wissenschaftlicher und populärer Geschichtsschreibung eine scharfe Trennungslinie ziehen. Das betrifft nicht nur seinen sehr gut lesbaren Schreibstil, er verzichtet auch keineswegs auf Anmerkungen und ausführliche Quellennachweise, die allerdings dezent an den Schluß verlegt sind. Eine gute Resonanz im Lesepublikum und seine eifrige Rezeption in der »Zunft« sind diesem Buch zu wünschen.

Anhand der durchaus repräsentativen Auswahl aus dem Angebot neu erschienener Biographien lassen sich zwei Feststellungen treffen. Erstens: Die Sozial- und Alltagsgeschichte ist zum festen Bestandteil biographischer Geschichtsschreibung geworden. Daß die historische Gestalt kein »homo clausus« ist, scheint allgemein akzeptiert zu sein. Das heißt aber noch nicht, daß nun jeder Autor die Verknüpfung individuellen Handelns mit der Umwelt stilistisch und methodisch gleichermaßen beherrscht. Zweitens: Ein bekannter Name aus der Historikerzunft ist ebensowenig eine Garantie für eine gute Biographie, wie ein »unberufener« Autor von vorneherein für eine unwissenschaftliche Biographie steht.

An Kollektivbiographien, biographische Handbücher und Lexika wird man noch strengere Maßstäbe anlegen müssen als an Einzelbiographien. Einmal, weil erstere sich in der Regel an ein ausgewählteres, häufig wissenschaftlich gebildetes Publikum wenden, zum anderen, weil ihre Benutzer in viel stärkerem Maße Seriosität und Solidität erwarten.

Die beiden ersten anzuzeigenden Bände der Reihe »Photodokumente zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien« gehören der Gattung der Kollektivbiographie an, sind darin aber auch als kollektive Photodokumentation ein Sonderfall. Die Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien hat damit begonnen, eine Reihe solcher Dokumentationen herauszugeben.

Die Photodokumentation von Parlamentariern solle, so schreibt es *Lothar Gall* im ersten Band dieser Reihe, »der Anschaulichkeit und Individualisierung bis hin zur äußeren Erscheinung, zum Photo, zum Portrait« (S. 6) dienen. Tatsächlich wird man konzedieren müssen, daß man ein hohes Maß von Phantasie braucht, um in den Datenmengen der üblichen kollektivbiographischen Handbücher die einzelne Person noch als Individuum wahrzunehmen. Das ist ja eigentlich auch nicht intendiert, denn dort wird der Mensch eben doch fast ausschließlich als Merkmalsträger gebraucht. Die Photodokumentation durchbricht die Anonymität der Kollektivbiographie selbst dort, wo eine gewisse Konformität des Photographierstils, der Kleidung und Haltung der Porträtierten dem gegenläufig wirken mag. Das menschliche Gesicht ist nun einmal unverwechselbar und etwas sehr Persönliches und macht auch aus dem nichtprominenten Parlamentarier für den Betrachter einen Menschen aus Fleisch und Blut.

Für die ersten beiden Bände der Reihe »Photodokumente zur Geschichte des Parlamentarismus« zeichnet *Bernd Haunfelder*, einmal zusammen mit *Horst Conrad*, einmal zusammen mit *Klaus Erich Pollmann*, verantwortlich. Die Herausgeber wollen neben ihrem Beitrag zur Parlamentsgeschichte auch einen Beitrag zur Geschichte der Photographie leisten. Dem tragen sie dadurch Rechnung, daß die jeweiligen Photographen der Abgeordnetenbilder genannt sind und ein kurzer historischer Abriß über die Anfänge der künstlerisch-kommerziellen Photographie in Berlin die Einleitung des ersten Bandes abschließt.

Leider wird weder im ersten noch im zweiten Band der eigentlich wissenschaftliche Quellenwert von Photographien und ihre Verortung in der biographischen Forschung insgesamt diskutiert. Das ist zu bedauern, denn die Unsicherheit im interpretatorischen Umgang mit hi-

storischem Bildmaterial – besonders mit Photographien– ist unter den Historikern noch keineswegs überwunden[29], und man möchte wohl annehmen, daß die Bearbeiter durch ihre intensive Beschäftigung mit diesem Medium einen gewichtigen Beitrag zur Überwindung solcher Unsicherheit hätten beitragen können.

Wie der Untertitel des Bandes von Conrad/Haunfelder aussagt, ist sein Bildmaterial einem Photoalbum entnommen. Das Album ist um 1860 entstanden, in einer Zeit also, als die Photographie zur Massenware wurde. Im Zuge dieser Entwicklung war es Mode geworden, statt Visitenkarten Porträtphotos auszutauschen. Auf diese Weise sind zahlreiche Abgeordnetenalben überliefert, aus deren Fundus das Projekt »Photodokumente zur Geschichte des Parlamentarismus« schöpft.

Horst Conrad und Bernd Haunfelder haben mit dem ersten Band dieser Reihe ein solches sogenanntes »Kammeralbum« dokumentiert. Es gehörte dem liberalen Politiker Florens Heinrich von Bockum-Dolffs und wird von den Bearbeitern als »ein Dokument der liberalen Sezessionsbewegung« (S. 9) eingestuft. Es enthält die Bilder von sechs Mitgliedern des Norddeutschen Reichstages und von 106 Abgeordneten des Preußischen Abgeordnetenhauses, die zum größten Teil aus dem Linken Centrum, auch Fraktion Bockum-Dolffs genannt, zu einem Drittel aus Anhängern der Fortschrittspartei, zum kleineren Teil aus den gemäßigt liberalen Fraktionen Grabow und Vincke sowie der katholischen Fraktion stammten.

Die Auswahl der Abgeordneten folgte naturgemäß keinen systematischen Überlegungen, sie ist vielmehr zufällig zustande gekommen. Aus dieser Zusammensetzung wird man also kaum inhaltliche Schlüsse ziehen dürfen. Daß Conrad es gleichwohl tut (S. 10), ist wohl mehr eine – überflüssige – Rechtfertigung des Herausgebers als eine wissenschaftlich tragfähige Bewertung. Ansonsten wird man den überwiegend aus neu erschlossenen Archivmaterialien gearbeiteten einleitenden Überblick über den parlamentarischen Liberalismus in Preußen um 1860 zum Besten zählen müssen, was zu diesem Thema veröffentlicht wurde. Dies läßt von der angekündigten Biographie Bockum-Dolffs aus der Feder desselben Autors einiges erwarten.

Der Bildteil des Buches lädt dazu ein, immer wieder durchgeblättert zu werden, es wird wohl niemand auf die Idee kommen, ihn systematisch durchzuarbeiten. Die Photos zeigen die Abgeordneten, in Pose stehend oder sitzend, häufig auch nur als Porträt. Die den Bildern beigefügten Kurzbiographien sind von sehr unterschiedlicher Ausführlichkeit und – aus editorischen Gründen – auf die formalen Daten, Geburts- und Sterbedatum nebst den Orten, Konfession, Karriere, Mandate und (wenige) Literaturhinweise beschränkt. Es fragt sich, ob es sich nicht gelohnt hätte, mit intensiven Recherchen die unübersehbaren Lücken zu schließen.

Solche Schwächen hat der zweite Band nicht mehr. Er dokumentiert die Reichstagsabgeordneten des Norddeutschen Bundes 1867–1870. Die 316 Photos stammen zu einem Drittel wieder aus einem sogenannten Kammeralbum, zwei Drittel wurden in mühseliger Arbeit aus Archiven, von Bilderagenturen und aus privatem Besitz erhoben. Die Qualität der Abbildungen ist sehr gut, wie überhaupt auch die äußere Machart des Buches in jeder Hinsicht überzeugt.

Klaus Erich Pollmann leitet den Band mit einer sehr informativen historisch-soziologischen Betrachtung zu dem »vergessenen« bzw. von der Nachwelt geringgeschätzten Reichstag ein. Dem Bildteil folgen dann von Bernd Haunfelder erarbeitete Kurzbiographien aller 466 Ab-

29 Vgl. *Wolfgang Ruppert*, Photographien als sozialgeschichtliche Quellen. Überlegungen zu ihrer adäquaten Entschlüsselung am Beispiel der Fabrik, in: Geschichtsdidaktik 11, 1986, S. 62–76, und *Arne Andersen/Lothar Machtan/Rene Ott*, »Geschichte auf neuen Wegen?« Arbeitswelt, Alltag und Industriekultur in bildlicher Darstellung. Bemerkungen zu einer »alternativen« Präsentationsform von Geschichte anhand ausgewählter Bildmonographien, in: Archiv für Sozialgeschichte 27, 1987, S. 553–563, bes. S. 562 f.

geordneten des Norddeutschen Reichstags, die mit der längst überfälligen Korrektur und Vervollständigung der unzuverlässigen Daten im Reichstagshandbuch von Max Schwarz (jedenfalls für den Zeitraum von 1867–1870) ein dringendes Desiderat erfüllen. Daß die Kurzbiographien auch Verwandtschaftsbeziehungen offenlegen, ist ein weiterer Pluspunkt für das Handbuch, das mit den im Anhang vorhandenen Dokumenten, Register und Verzeichnissen wirklich kaum noch einen Wunsch offen läßt.

Wie steht es nun um den Wert der Photos als historische Quelle? Die Hintergrundszenerien sind dort, wo sie überhaupt vorhanden sind, ziemlich austauschbar. Auch in der Bekleidung wollten die meisten Abgeordneten jener Zeit sich offenbar nicht von anderen unterscheiden. Diejenigen, die sich davon ausnahmen, wollten dagegen wohl bewußt Aussagen über ihre Person machen. Etwa jener Hamburger Kaufmann Charles Ami de Chapeaurouge mit wallendem Gewand und Halskrause (Bd. 2, S. 95), oder Carl Maria Fürst von Lichnowsky in prächtiger Uniform (Bd. 2, S. 263), die der selbstgeschätzten Würde und Bedeutung Ausdruck verleihen. Wird man dagegen aus dem zerknitterten Aufzug von Karl Twesten (Bd. 1, S. 144) etwa auf nachlässige Genialität und dem makellos gebügelten Rock des Victor von Unruh (Bd. 1, S. 145) auf engherzige Pedanterie schließen können? Als Satiriker der frühen Photographie weist sich jedenfalls der Parlamentsdiener Radomsky aus (Bd. 1, S. 108), der sich selbst als »Wasserträger« bezeichnete. Speckig glänzende Rockaufschläge und Hosenknie, die viertelsvolle (Wasser-?)Flasche in seiner Hand, sind die beredten Accessoires eines emsigen »guten Geistes« der Abgeordneten.

Eines ist sicher richtig. Als »Machtmenschen, Volkstribunen, Demagogen« hat sich keiner der Abgeordneten ins Bild setzen lassen, die meisten wollten den Eindruck von »Rechtschaffenheit, Gesetzestreue und Biedersinn« (Bd. 2, S. 41) erwecken, und das ist ihnen gelungen. Aber auch dies ist in gewisser Weise ja eine aufschlußreiche Erkenntnis über den frühen Parlamentarismus in Deutschland. Nicht nur deswegen war es verdienstvoll, diese Photographien für die Zukunft gesichert und der interessierten Öffentlichkeit zugänglich gemacht zu haben. Man darf auf die Folgebände dieser Reihe gespannt sein.

Das Handbuch *»Gestalten der Bismarckzeit«* repräsentiert ein anderes Genre biographischer Literatur als die Kollektivbiographie. Der Kreis der Personen ist relativ offen, die Darstellungsform ist subjektiv. Auch das Projekt »Gestalten der Bismarckzeit« ist ein Beispiel dafür, daß die DDR-Historiographie sich nicht mehr in allzu engen dogmatischen Grenzen bewegt. Und die Tatsache, daß sein erster Band schon vor zehn Jahren erschienen ist, zeigt, daß diese Lockerung schon Mitte der siebziger Jahre recht weit fortgeschritten war. Auch wenn es im Vorwort des ersten Bandes 1976 noch hieß, man beabsichtige mit dem Handbuch die »Pflege der marxistisch-leninistischen Biographie« und hoffe, »einen Beitrag zur Verbreitung des marxistisch-leninistischen Geschichtsbildes zu leisten«[30], zeichneten sich auch schon damals die meisten Aufsätze durch eine vorurteilsfreie Darstellung der historischen Persönlichkeiten aus.

Die Biographien sind nach folgenden Kriterien ausgewählt worden: Aufgenommen sind Politiker, Militärs, Künstler, Wissenschaftler und Publizisten, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Bedeutung gewonnen haben und die als Repräsentanten wichtiger historischer Entwicklungen gelten können. Die Auswahl richtete sich aber auch danach, ob zu den in Frage kommenden Personen verwertbare Forschungsergebnisse in der DDR vorlagen. Dies scheint beispielsweise für Paul Singer, Rudolf von Bennigsen und Johannes Miquel, die im ersten Band für den zweiten angekündigt waren, nicht zuzutreffen, denn die Studien über sie stehen weiterhin aus. Es ist also damit zu rechnen, daß ein dritter und vielleicht noch weitere Bände dieses biographischen Handbuchs folgen werden. Dies ist auch nur zu begrüßen, denn

30 Von dem Band 1 der Gestalten der Bismarckzeit, hrsg. von Gustav Seeber, Berlin 1978, ist 1987 eine zweite, durchgesehene Auflage erschienen, Zitat S. VII.

um auch nur ein annähernd vollständiges Bild der Geschichte zwischen 1848 und der Jahrhundertwende zu geben – wie es der Herausgeber 1976 in Aussicht stellte –, sind noch erhebliche Lücken zu füllen.

Grob gesagt, vereinigte der erste Band auch die bedeutenderen Persönlichkeiten: Otto von Bismarck, August Bebel, Karl Marx, Friedrich Engels, Kaiser Wilhelm I., Wilhelm Liebknecht, Helmuth von Moltke, Richard Wagner, Eduard Lasker, Ludwig Windthorst, Henry Axel Bueck, Leopold Sonnemann, Ludwig Bamberger. Der zweite Band ist Persönlichkeiten gewissermaßen aus der zweiten Reihe gewidmet. Dabei ergab sich auch eine Schwerpunktverlagerung. Parteipolitiker und Repräsentanten des Staates machen im Band 1 noch zwei Drittel der Biographien aus, in Band 2 nur noch die Hälfte. Dafür nehmen Autoren, Wissenschaftler und Unternehmer breiteren Raum ein. Eine Übersicht über den zweiten Band der »Gestalten« ergibt: Er enthält sechs Studien über Autoren und Wissenschaftler (F. A. Lange, F. Spielhagen, F. Lewald, H. v. Treitschke, M. Vogler, K. Laßwitz), vier über Unternehmer bzw. Unternehmensleiter (B. H. Strousberg, W. Kollmann, H. Jencke, W. v. Siemens), sechs über Repräsentanten des Staates (A. v. Roon, L. Bucher, J. M. v. Radowitz, H. v. Bismarck, Kaiser Friedrich III., H. H. v. Berlepsch), drei über Parteipolitiker bzw. politische Publizisten (C. Hirsch, J. Motteler, E. Richter) und eine Studie über den Maler Adolph Menzel.

Teilt man die Biographien nach dem marxistischen dichotomischen Gesellschaftsbild auf, so entsteht ein Verhältnis von 13 zu 7 (Band 1: 15 zu 5) zugunsten der herrschenden Klassen gegenüber der Arbeiterschaft und deren Freunden. Aber damit tut man im Grunde den meisten Autoren schon Unrecht, denn ihre Darstellungen sind differenzierter, versuchen »ihrer« Gestalt gerecht zu werden, und da ist die Skala fein schattiert und nicht grob schwarzweiß.

Natürlich atmen durchaus nicht alle Biographien ideologische Unbefangenheit. Bemerkenswert aber ist, daß der am ehesten reaktionärer Gesinnung und arbeiterfeindlicher Taten verdächtigen Personen mit den besten, undogmatischsten Artikeln gedacht wird. Hätte man beispielsweise in einem Handbuch aus der DDR den ganz unvoreingenommenen Aufsatz von Heinz Wolter über den berüchtigten Großkapitalisten Bethel Henry Strousberg erwartet, in dem dieser Mann mit Begriffen wie »Selfmademan« und »Allerweltskerl durch und durch« (S. 93) eine durchaus positive Bewertung erfährt? Oder hätte man an dieser Stelle eine Verteidigung Albrecht von Roons vermutet, des preußischen Generalstäblers, gewalttätigen Unterdrückers der Revolution von 1848 im Rheinland und Kriegsministers, des Mannes, der Bismarck zum preußischen Ministerpräsidenten vorschlug, eine Verteidigung durch Heinz Helmert gegen sein negatives Bild in der »bürgerlichen« Geschichtsschreibung (S. 2)? Ist es nicht verwunderlich, daß man gerade hier eine feinfühlige, sympathische Schilderung über den »ergebensten Gefolgsmann« (S. 251) Bismarcks, Joseph Maria von Radowitz – ebenfalls von Heinz Wolter – findet? Diese Fragen ließen sich fortsetzen, denn Ähnliches gilt für die Studien über den Krupp-Manager Hanns Jencke (Autor: Gerhard Schulze), den Staatssekretär im Auswärtigen Amt Herbert von Bismarck (Konrad Canis), den Unternehmer Werner von Siemens (Gisela Buchheim) und schließlich auch über den Sozialpolitiker und preußischen Handelsminister Hans Hermann Frhr. v. Berlepsch (Walter Wittwer). Nicht alle diese Aufsätze sind von der gleichen Qualität, und nicht alle kommen ganz ohne die gestanzten Formeln marxistisch-leninistischer Geschichtsschreibung aus. Aber in jedem Fall steht das Bemühen, der beschriebenen Person gerecht zu werden, im Vordergrund.

Viel schlechter geht es da den der Arbeiterbewegung zuzurechnenden Persönlichkeiten. Ihre Biographien strotzen oft vor Phrasen. In Ernst Engelbergs Aufsatz aus dem Jahre 1973 über Julius Motteler reiht sich ein Allgemeinplatz aus der Geschichte der Klassenkämpfe an den anderen. Engelberg richtet vom marxistisch-leninistischen Piedestal den Anarchisten Johann Most sozusagen verbal und posthum hin (S. 245) und verweist die Lassalleaner als Sekte aus der Geschichte der Arbeiterbewegung (S. 242). Motteler dagegen, der sich ja auch nicht mehr wehren kann, wird zur Lichtgestalt des Sozialismus stilisiert, zum unermüd-

lichen Agitator, gleichzeitig einzigartigen Kaufmann, trotzdem stets opferbereit für die Sache der Arbeiterbewegung. Motteler war, wie Engelberg lobpreist, »ganz erfüllt von sozialistischer Überzeugungskraft und revolutionärer Begeisterung« (S. 240).

Das Handbuch »Gestalten der Bismarckzeit« ist explizit für ein weites Lesepublikum und nicht nur für Historiker gedacht. Gleichwohl behauptet der Herausgeber, die biographischen Aufsätze basierten auf »neueren Forschungen«, erschlössen neue Forschungsfelder und seien dazu gedacht, weitere Forschungen anzuregen (S. VII). Solche Ansprüche erfüllt das Handbuch aber nur sehr unvollkommen. Erstens: Weil seine Redaktion offenbar schon 1981 endete und damit bestenfalls die Literatur bis zu diesem Datum einbezogen werden konnte. In den meisten Fällen beziehen sich die aktuellsten Hinweise sogar nur auf Titel aus den Jahren 1975 bis 1978. Selbst das Vorwort ist noch zwei Jahre vor Erscheinen des Buches geschrieben worden. Die langen Wege, die ein Buch in der DDR von der Manuskripterstellung bis zur Veröffentlichung zu nehmen hat, liegen natürlich nicht im Verantwortungsbereich von Autoren und Herausgeber, sie bleiben aber dennoch dem wissenschaftlichen Nutzen abträglich.

Zweitens: Die Aufsätze sind ziemlich unterschiedlich strukturiert, nicht immer werden alle Hauptlebensdaten mitgeteilt. Man muß natürlich nicht – und sollte es auch nicht tun – biographische Artikel in ein enges editorisches Konzept zwängen. Hilfreich wäre es aber gewesen, jedem Artikel eine standardisierte Kurzbiographie beizugeben.

Drittens: Dreh- und Angelpunkt wissenschaftlicher Forschung ist die Benutzung primärer Quellen, die Erschließung neuer Quellenbestände. Das ist aber bei den Artikeln die große Ausnahme. Beispielhaft aus den Quellen gearbeitet sind die Aufsätze über Roon, Bucher (Fritz Gebauer), Strousberg, Radowitz, Jencke, Bismarck und Berlepsch, wobei es nicht überrascht, daß diese gleichzeitig auch die ertragreichsten und ideologisch am wenigsten befrachteten sind. Überhaupt nur auf gedruckten Quellen und Sekundärliteratur gründet z. B. der ungemein naive und stilistisch ungeschickte Artikel über Friedrich Spielhagen (Hans Heinrich Klatt), aber ebenso auch die Artikel über Heinrich von Treitschke (Hans Schleier), Eugen Richter (Gustav Seeber) und Friedrich III. (Harald Müller). Wenn die biographischen Studien tatsächlich auf laufenden Forschungsvorhaben beruhen, dann darf man mehr erwarten als bloße Literaturkompilierung.

Viertens: Es ist mit ganz wenigen Ausnahmen ein eklatanter Mangel an Alltagsbiographischem zu verzeichnen. Wohl einer Vorgabe der Herausgeber folgend, haben die meisten Autoren lang und breit die schriftstellerischen und politischen Werke »ihrer« Persönlichkeiten referiert, ohne auf ihre Sozialisation einzugehen. Wir erfahren über die beschriebenen »großen Persönlichkeiten« fast nichts sozialgeschichtlich Verwertbares. Wie diese Menschen im Alltag lebten und liebten, wohnten und arbeiteten, scheint in der Historiographie der DDR noch kein Thema zu sein. Lediglich Fritz Gebauer hat sich in seinem Aufsatz über Lothar Bucher erfreulich ausführlich den persönlichen Verhältnissen von Bismarcks »Mameluck« »Büchlein« (S. 49) gewidmet. Und auch Heinz Wolter teilt einiges Ab- und Hintergründiges über das Privatleben »seiner« Person, Radowitz, mit. Die anderen Autoren beschränken sich auf das Offizielle, Amtliche, Berufliche.

Den Einwänden zum Trotz muß man dem Projekt »Gestalten des Bismarckzeit« alle Hochachtung zollen. Es zeigt, daß im Zuge einer Entideologisierung der DDR-Historiographie sich auch hier die Entdeckung des »wirklichen Menschen« vollzieht, der Zwang zur Parteilichkeit sich lockert und eine vorurteilsfreie Sicht gerade auch der Persönlichkeiten, mit denen die Arbeiterbewegung im Konflikt stand, Platz greift.

Das *»Biographische Lexikon zur Weimarer Republik«* umfaßt ca. 500 Biographien von Persönlichkeiten aus Politik, Kultur, Wirtschaft, Kirche, Presse, Verwaltung, mithin aus allen Bereichen des »öffentlichen Lebens«. Die Herausgeber *Wolfgang Benz* und *Hermann Graml* nehmen für ihre Auswahl in Anspruch, daß sie zusammengenommen »eine Ge-

schichte der bewegten vierzehn Jahre zwischen Erstem Weltkrieg und Hitlers Machtübernahme« (S. 5) ergebe – ein von einem Nachschlagewerk uneinlösbares Versprechen!

Aber das ist ja auch nicht gefragt. Der Benutzer des Lexikons möchte vor allem präzise Informationen zu einem für die Zeit möglichst repräsentativen Personenkreis. Und dies wird ihm geboten! Es ist gar nicht ganz einfach, den Herausgebern unverzeihliche Lücken in ihrer Personenauswahl nachzuweisen. Daß mit Heinrich Herkner und Lujo Brentano zwei auch in der Zeit der Weimarer Republik bedeutsame Sozialpolitiker und Nationalökonomen nicht berücksichtigt wurden, mag damit entschuldigt werden, daß diese ihre beste Zeit im Kaiserreich hatten. Etwas weniger verständlich erscheint die Nichterwähnung von hohen Militärs, besonders solchen, die im Zusammenhang mit dem Hitler-Putsch (General von Lossow), dem Kapp-Putsch (General von Lüttwitz) oder der Machtergreifung (General von Hammerstein) eine Rolle spielten. Zweifellos ist die Auswahl der hereinzunehmenden bzw. der wegzulassenden Personen eine der schwierigsten Prozeduren bei der Vorbereitung eines solchen Lexikons. Es wäre zu wünschen, daß die Entscheidungsgründe dem Benutzer transparent gemacht würden. Was die Einleitung dazu bietet, reicht nicht aus, erweckt sogar den Eindruck, man habe es sich dabei sehr einfach gemacht.

Die biographischen Aufsätze sind in den allermeisten Fällen informativ und lesbar geschrieben. Eine der schwächsten Biographien überhaupt ist gleich die allererste über Konrad Adenauer. Daß die Herausgeber nicht darauf geachtet haben, ihrem Buch zu Anfang ein kleines Glanzlicht aufzusetzen, und einen solch oberflächlichen Beitrag zuließen, war zumindest unklug. Es wäre jedenfalls ein Fehler, von diesem auf die anderen zu schließen. Nützlich sind die Angaben zur Sekundärliteratur und zu Nachlässen der betreffenden Personen, sie erleichtern das Weiterstudium.

Im Anhang finden sich überflüssigerweise die Kabinettslisten der Reichsregierungen und eine politische Chronik der Weimarer Zeit. Aus der Anlage des Lexikons heraus hätte man ebensogut Angaben über die Intendanten der bedeutendsten Bühnen, die Autoren mit den meist gekauften Büchern, die Unternehmen mit den höchsten Umsätzen und vieles andere mehr erwarten können. So wirkt die Anlage doch sehr zufällig und bemüht. Weitaus schwererwiegend, ja eigentlich ganz unentschuldbar, ist das Fehlen eines Namensregisters. Dieser Mangel beeinträchtigt fühlbar die Benutzbarkeit des Lexikons.

Das letzte hier anzuzeigende biographische Werk erscheint unter den bisher genannten als ein exotischer Sonderling. Es verfolgt keine geschichtswissenschaftlichen Ziele, obwohl es überwiegend von historischen Gestalten handelt. Es erhebt nicht den Anspruch auf breites Publikumsinteresse, es bescheidet sich mit der Zielgruppe »Linke«. Es trägt wenige Züge innerer Systematik, ja es erhebt das Zufällige, die Unausgewogenheit, das Überraschungsmoment zum Prinzip. Die Rede ist von dem *»Lexikon Linker Leitfiguren«*, von Edmund Jacoby herausgegeben und in ansprechender Form gestaltet, wie man es von der Büchergilde Gutenberg gewohnt ist. Die 200 Kurzbiographien sind in keinem Inhaltsverzeichnis aufgelistet. Man muß schon selber suchen – und das ist Absicht, denn so stolpert man über Personen, die man gerade hier nicht vermutet hat, und liest sich mal hier, mal da fest.

Edmund Jacoby hat sich mit der Begründung von Form und Inhalt dieses Lexikons nicht lange aufgehalten. Anderthalb Seiten hat er dafür gebraucht, um »linke Leitfiguren« von rechten Helden und Heiligen abzugrenzen, das Spektrum der Neuen Linken abzustecken, die Zufälligkeit der Auswahl zu rechtfertigen, die Autoren vorzustellen und der Kritik an fehlender Ausdeutung des Begriffs »die Linke« vorzubeugen. Soll man sich darüber nun ärgern oder amüsieren?

Aber nehmen wir zunächst das geschriebene Wort ernst und messen das Werk mit den Argumenten, mit denen der Verlag das Buch an seine Zielgruppe bringen will (wir zitieren ausnahmsweise den Waschzettel). Schon die Ankündigung eines biographischen »Nachschlagewerks« ist irreführend. Von einem Nachschlagewerk wird man legitimerweise ein Mindest-

maß an Systematik, die auch für den Benutzer durchschaubar ist, erwarten können. Diese ist aber nicht gegeben. Besser wäre es – und keineswegs abwertend –, von einem biographischen Lesebuch zu sprechen.
Der Verlag kündigt die »wichtigsten Repräsentanten der vielfältigen Traditionen, auf die sich die moderne Linke berufen kann«, an. Auch das ist nicht zutreffend. Thälmann, Ulbricht, Stalin, Pol Pot sucht man vergebens. Kann man diese Männer – wie Jacoby es tut – deswegen ausgrenzen, weil man keine Autoren findet, die von den Betreffenden »doch zumindest mit Respekt« (S. 8) geschrieben hätten? Das scheint doch nicht vertretbar zu sein. Jacoby setzt sich hier dem Verdacht aus, in einem Akt der Verdrängung zu versuchen, sich von den Schattenseiten des Sozialismus zu befreien. Fidel Castro, Mao Tse-Tung, Josip Tito sind dagegen sehr wohl eingeschlossen, obwohl von ihnen ja auch nicht nur Gutes bekannt ist. Warum, so drängt sich die Frage auf, sind eigentlich Friedrich Ebert und Kurt Schumacher außen vor geblieben? Anders herum gefragt, welche linken Traditionen repräsentieren eigentlich Beethoven, Caspar David Friedrich, Sophie von Hatzfeld, Jesus, Joachim von Fiori, Johannes XXIII., die Marx Brothers usw.?
An welcher Stelle man den Anspruch von Verlag und Herausgeber auch prüft, überall erweist er sich als löchrig und widersprüchlich. Läßt man alle diese bemühten Rechtfertigungen beiseite, ignoriert man vor allem den schädlichen Begriff der Leitfiguren, der so pädagogisierend daherkommt, dann kann man von diesem Buch gleichwohl profitieren, denn es enthält eine Fülle gut gemachter biographischer Skizzen, andere, die jedenfalls gut oder aber amüsant zu lesen sind.
Ist das aber schon alles? Wohl nicht ganz, denn liest man zwischen den Zeilen und reflektiert man die politischen Ambitionen, die mit diesem Buch verbunden sind, vor dem Hintergrund der politischen Situation der bundesdeutschen »Linken«, dann erscheint das »Lexikon Linker Leitfiguren« nicht mehr so zufällig, dann erscheint es als Versuch, der politischen Linken die »Hegemonie« über historische und philosophische Traditionen (zurück) zu gewinnen, und dann machen Beethoven, Caspar David Friedrich und Jesus doch wieder Sinn.
Der Literaturbericht stellte Neuansätze biographischer Forschung, die Kollektivbiographie, das biographische Handbuch und die sozialgeschichtlich orientierte Einzelbiographie aus der DDR und der Bundesrepublik vor. Ein Aufbruch zur stärkeren Einbeziehung des »wirklichen Menschen« in die Geschichtswissenschaft ist überall spürbar. Und dabei ist diese Reihe noch nicht einmal vollständig, es sei hier nur auf eine neue Tendenz, regionalbezogene biographische Forschung thematisch zu gruppieren[31], verwiesen. Der Bericht präsentierte auch konventionelle, der geschichtswissenschaftlichen Forschung sich entziehende einzelbiographische Darstellungen. Es wäre zu begrüßen, wenn mit der Öffnung der Historiographie zur biographischen Forschung die Wissenschaft auch wieder über ihre eigenen Grenzen hinweg für das Lesepublikum attraktiv würde und mit nichtfachlichen Autoren in einen Wettbewerb treten könnte. Darauf, daß dies nicht unter Aufgabe von wissenschaftlicher Qualität geschehen darf und auch nicht zu geschehen braucht, ist mehrfach hingewiesen worden.
Es wäre zu wünschen, daß in der kollektivbiographischen Forschung, auf die sich momentan die meisten Aktivitäten konzentrieren, in Zukunft nicht nur in die Breite gegangen würde und immer größere Kollektive angepeilt würden, sondern man noch stärker auch in die

31 Vgl. vor allem die anläßlich der 750-Jahr-Feier erschienenen »Berlinischen Lebensbilder«, die Wolfgang Ribbe im Auftrag der Historischen Kommission zu Berlin herausgibt. Band 1: Naturwissenschaftler, hrsg. von Wilhelm Treue und Gerhard Hildebrandt; Band 2: Mediziner, hrsg. von Wilhelm Treue und Rolf Winau; Band 3: Wissenschaftspolitik in Berlin. Minister, Beamte, Ratgeber, hrsg. von Wolfgang Treue und Karlfried Gründer, alle Berlin 1987.

Tiefe ginge, das heißt thematisch begrenzte Felder kollektivbiographisch bearbeiten könnte. Das setzt auch voraus, die Scheu vor der Erhebung weniger stark formalisierter inhaltlicher Kriterien zu verlieren. Aber so könnte die Prosopographie andere Bereiche der biographischen Forschung noch mehr bereichern. Wenn es in Zukunft zu einer solchen stärkeren Integration und gegenseitigen Anregung in der Historiographie kommt, dann kann man tatsächlich hoffen, daß wir dem, »wie es wirklich gewesen ist«, ein Stückchen näher rücken.

Heinz-Gerhard Haupt

Neuere Forschungen zur Geschichte des Kleinbürgertums in Deutschland und Frankreich

Sowohl in der Vergangenheit als auch in der Gegenwart haben Handwerk und Kleinhandel in Frankreich weniger die Aufmerksamkeit der Forschung erregt als in Deutschland. Die breite Diskussion, die unter Nationalökonomen und Sozialwissenschaftlern am Ende des 19. Jahrhunderts anhob und die die Überlebenskraft bzw. Zerbrechlichkeit des Handwerks zum Gegenstand hatte, hatte jenseits des Rheins kaum Äquivalente. Es fehlt auch das umfangreiche Material, das die Enquêten des Vereins für Socialpolitik oder die Untersuchungen des Ausschusses zur Untersuchung der Erzeugungs- und Absatzbedingungen der deutschen Wirtschaft aufbereitet haben. Die Forschungen, die *Pierre de Maroussem* zur Kleinindustrie angestellt hat, ebenso wie die Parlamentsenquête der Jahre 1913 und 1914 zum französischen Kleinhandel sind vergleichsweise begrenzt. Schließlich rankte sich auch im französischen Sozialismus keine dem Revisionismusstreit vergleichbare Debatte um das Schicksal der Mittelklassen.[1]

Dieser Diskussions- und Forschungsrückstand in Frankreich, der bis in die Gegenwart hinein andauert, ist sicherlich die Folge der unscharfen Konturen des Handwerks wie auch der relativ eindeutigen politischen Position der »classes moyennes«. Seit der Französischen Revolution regelten nämlich weder Zünfte noch Innungen das Innenleben der verschiedenen Handwerke, in denen allein Traditionen und informelle Absprachen fortlebten. Wie sich jedoch am Beispiel der Lehrlingsausbildung und des Meistertitels zeigen läßt, gingen diese seit der Mitte des 19. Jahrhunderts immer stärker zurück, so daß vor 1914 in Lyon gar der Meistertitel auf den Wahllisten nicht mehr erwähnt wurde. Die Grenzen verschwammen zunehmend zwischen Kleinindustriellen und Handwerkern, der Begriff »petit patron« bürgerte sich für sie ein.[2] Ein weiteres Zeichen für diese Integration der Handwerksmeister in die Welt der Unternehmer ist in ihrer Mitgliedschaft in den seit 1884 legalisierten »chambres syndicales« zu suchen, in denen je nach Berufsgruppe unterschiedslos kleine, mittlere und große Unternehmen zusammengeschlossen waren. Besorgte Zeitgenossen wie der Vater der französischen Soziologie *Emile Durkheim* schlugen gar vor, durch die Wiederbelebung zunftähnlicher Strukturen diesen gesellschaftlichen Bereich zu ordnen und handlungsfähig zu machen. Daneben waren Prinzipale und Meister aber nicht in größerem Ausmaß Gegenstand politischer Debatten und von Vereinnahmungsversuchen. Freilich versuchten am Ende des 19. Jahrhunderts in Paris die Antisemiten, sozialen Katholiken und Nationalisten den Republikanern ihre kleinbürgerliche Wählerschicht streitig zu machen, und in Paris hatten nationalistische Kandidaten ab 1900 auch Erfolg.[3] Insgesamt blieb das Kleinbürgertum doch dem republikanischen Lager verhaftet, solange zumindest, bis es in der Folge der Weltwirtschaftskrise entweder auf die Suche nach einer neuen politischen Heimat ging oder aber einen der Flügel der radikalsozialistischen Partei stärkte. Auf den Zeitraum gesehen, der sich zwischen 1870 und 1930 erstreckt, waren die Kleinhändler und Handwerksmeister insgesamt jedoch politisch stabiler als ihre deutschen Kollegen. Deshalb erregten sie offen-

1 *Pierre du Maroussem*, La question ouvrière, Paris 1891–1896, Bd. 1: Charpentiers de Paris: Compagnons et indépendants (1891), Bd. 2: Ebénistes du faubourg Saint-Antoine (1892).

2 Siehe jetzt dazu *Heinz-Gerhard Haupt*, Kleine und große Bürger in Deutschland und Frankreich am Ende des 19. Jahrhunderts, in: *Jürgen Kocka* (Hrsg.), Bürgertum im 19. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich, München 1988, Bd. 2, S. 252–275.

3 *Philip Nord*, Paris Shopkeepers and the Politics of Resentment, Princeton 1986.

sichtlich weniger publizistisches und wissenschaftliches Interesse.
Bezeichnenderweise nahmen die Studien, die den Mittelklassen gewidmet wurden, erst zu, als Ende der 1960er Jahre diese in ihrem Verteidigungskampf gegen eine Umgestaltung der Betriebsstrukturen Frankreichs und des Handelsnetzes zu immer gewaltsameren Mitteln griffen. Während zuvor die Wahlerfolge von Pierre Poujade bei den Wahlen des Jahres 1956 entweder als postfaschistisch oder populistisch gedeutet wurden, rückten in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre die Kleinhändler und Handwerksmeister als soziale Gruppen in den Vordergrund.[4] Die Arbeiten von *Jeanne Gaillard* zum Pariser Handwerk, von *Jean Le Yaouang* zu den Krämern des 4. Arrondissements in Paris sind ebenso in diesem Kontext zu sehen wie die Forschungen von François Gresle und von Nonna Mayer.[5] Als Teile der Mittelklassen wandten sich ihnen auch Politologen und Sozialwissenschaftler zu, als der Sieg François Mitterands und der Sozialisten im Jahre 1981 auch aus einer Linkswendung der »lohnabhängigen Mittelklassen« erklärt wurde. Die Beiträge, die in dem Sammelband von *Georges Lavau, Gérard Grunberg* und *Nonna Mayer* präsentiert werden, sind in diesem Klima entstanden.[6]
Die Aufsätze reichen thematisch vom Liberalismus der 1840er Jahre und seinem Verhältnis zu den Kleinbetrieben bis zu Untersuchungen über die Gewerkschaften der technischen Intelligenz, die »CGC«, und berühren auch alle wichtigen politischen Strömungen (Gaullisten, Republikaner um Giscard d'Estaing, Sozialistische und Kommunistische Partei). Geeint werden sie durch die Frage, welcher Diskurs in Organisationen, Parteien oder Kirche über die Mittelklassen verbreitet ist. Den Autoren geht es darum, anhand von Taxinomien zu erfassen, wer zu welchem Zeitpunkt die verschiedenen Berufsgruppen als Mittelklassen wahrnimmt und wie diese in einem theoretischen Bezugssystem verortet werden. Nicht reine Begriffs- oder Geistesgeschichte ist freilich ihr Ziel. Sondern die wechselnden Definitionen der Mittelklassen werden eingeordnet in Strategien und Machtverhältnisse. Damit wird eine der Anregungen aufgenommen, die aus der Schule von *Pierre Bourdieu* stammt und besonders deutlich von *Luc Boltanski* formuliert wurde.[7] Die Selbst- und Fremdbezeichnungen sind sowohl Indikatoren als auch Folgen von Kämpfen und Machtstrukturen.
Die These, die in den verschiedenen Studien aufscheint, wird von den Herausgebern in einer kurzen Einleitung zusammengefaßt. Danach leitete die Volksfront des Jahres 1936 eine Phase ein, in der die zuvor allenfalls latent präsente Mittelklasse zum erstenmal deutlich auf der politischen Szenerie erschien, von Kommunisten, Radikalsozialisten, aber auch von Konservativen angesprochen wurde und nach Organisations- und Artikulierungsmöglichkeiten suchte. Die Geburt der Kategorie »cadres«, mit denen sich technische und höhere Angestellte vom Gros der Arbeiter und Angestellten absetzten, ist – wie Luc Boltanski eindringlich schildert – ebenso in dieser Zeit zu suchen wie ein in der katholischen Kirche erwachendes Interesse für diese Schichten.[8] Gleichzeitig erschwerte aber bereits vor 1939 die Heterogenität der sich in der Mitte der Gesellschaft ansiedelnden Berufsgruppen ihre Organisation. Zwischen den Technikern und kleinen Beamten, die der Arbeitergewerkschaft C.G.T. nahe-

4 *Dominique Borne*, Petits bourgeois en révolte? Le mouvement Poujade, Paris 1977; *Stanley Hoffman*, Le mouvement Poujade, Paris 1956.

5 *Jeanne Gaillard*, Paris la ville, 1852–1870, Paris 1977; *Jean Le Yaouang*, La mobilité sociale dans le milieu boutiquier parisien au XIXe siècle, in: Le Mouvement social 1979; *François Gresle*, L'univers de la boutique. Les petits patrons du Nord (1920–1975), Paris 1981; *Nonna Mayer*, La boutique et la gauche, Paris 1986; *Bernard Zarca*, L'artisanat français: Du métier traditionnel au groupe social, Paris 1986.

6 *Georges Lavau/Gérard Grunberg/Nonna Mayer* (Hrsg.), L'univers politique des classes moyennes, Presse de la Fondation Nationale des Sciences Politiques, Paris 1983 (389 S., kart., 160 F).

7 *Luc Boltanski*, Les cadres. La formation d'un groupe social, Paris 1982.

8 *Jean-Marie Mayeur*, L'église catholique: les limites d'une prise de conscience, in: *Lavau u. a.*, S. 125–139.

standen, und den Ingenieuren klafften ebenso Welten wie zwischen Kaufhausangestellten und Kleinhändlern. Auch die traditionellen Werte, die die Vichy-Regierung den Mittelklassen anbot, konnten diese nicht dauerhaft einen, so daß die Herausgeber für die Zeit nach 1945 von den »gespaltenen Mittelklassen« sprechen. Die Spaltung lief nicht nur zwischen den kleinen Gewerbetreibenden und den Ingenieuren, zwischen Interessenverbänden und Gewerkschaften, sondern auch zwischen einem Engagement in rechten Parteien der ersten und der Linksorientierung der Angestellten, Techniker und – vor allem in den 1970er Jahren – auch von Teilen der »cadres«.

Besonders gelungen ist der Beitrag von *François Demier*, der die Ergebnisse einer ungedruckten »thèse« zusammenfaßt.[9] Danach stand dem Gros der manchesterliberalen Denker der 1840er Jahre eine Minderheit gegenüber, die aus Gründen der sozialen Stabilität für die Bewahrung der kleinen Betriebe und einer Schicht von Kleinbesitzern eintrat und damit im liberalen Lager bereits die Thesen vorwegnahm, die später dann Frédéric Le Play entwikkelte. Wie Demier kritisiert auch *Jeanne Gaillard* implizit die These der Herausgeber, daß vor 1914 die Mittelklassen kein politisches Thema waren.[10] Sie verdeutlicht, wie stark die Republikaner sich um ihre soziale Basis kümmerten, bei Sozialgesetzen Abstriche machten, wenn sie freilich auch eher den Begriff des »peuple« als den der »classes moyennes« auf den Lippen trugen. *Serge Berstein* wiederholt am Beispiel der Radikalen Partei, wie einschneidend die Erfahrung der Weltwirtschaftskrise und der Deflationspolitik für die Kleinbürger war und wie sie anfangs eine Politik der Allianz mit Sozialisten und Kommunisten befürworteten, ab Herbst 1936 davon aber zunehmend Abstand nahmen.[11] In dem Aufsatz von *Alain Bergounioux* schließlich wird deutlich, daß die französischen Sozialisten, vor allem Jean Jaurès, weniger dogmatisch das Problem der Mittelklassen diskutierten als die deutsche Sozialdemokratie. Aber auch sie vermochten es nicht, angesichts ihrer auf die Mobilisierung der Arbeiter gerichteten Strategie eine glaubhafte Perspektive für die Mittelklassen zu entwickeln.[12]

Der wissenschaftliche Ertrag der Aufsätze – von denen hier nur einige kurz referiert werden können – liegt vor allem darin, daß sie das Verhältnis von politischen Strömungen und Parteien zu dem Chamäleon »Mittelklassen« verdeutlichen. Im Vergleich zu den diskurstheoretischen Ambitionen der Herausgeber fallen die Einzelbeiträge aber deutlich zurück. Sie sind eher klassische Studien zur Parteienpolitik. Genauere begriffsgeschichtliche Analysen, die etwa von dem in staatlichen Statistiken und Verlautbarungen faßbaren Wortgebrauch und seinen Wandlungen ausgegangen wären, fehlen. Das semantische Feld, in das die »classes moyennes« eingebettet werden, ist kaum dargestellt und analysiert. Da die meisten Studien überdies das Angebot der jeweiligen Parteien an die Mittelklassen, nicht aber deren konkrete Situation behandeln, bleiben sie oft auf reine Hypothesen oder globale Zuschreibungen angewiesen. Eine Analyse darüber, wie sich die Selbst- und Fremddarstellung der Mittelklassen etwa im Gefolge der Volksfrontregierung organisierte und wandelte, fehlt gänzlich.

Im Vergleich zu der Handwerksforschung in Frankreich, die sich erst in den Anfängen befindet, kann auf eine Fülle von Arbeiten zur Geschichte des deutschen Handwerks in der Industrialisierung zurückgegriffen werden. Eine Tagung des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte e. V. des Jahres 1982 hatte 25 Referenten versammelt, die ihre Arbeitsergebnisse

9 *François Demier*, Adolphe Blanqui. Un économiste libéral face à la Révolution industrielle, 1794–1854, Thèse Université Paris X 1980.

10 *Jeanne Gaillard*, La petite entreprise entre la droite et la gauche, in: *Lavau u. a.*, S. 47–70.

11 *Serge Bernstein*, Le parti radical-socialiste. De la défense du peuple à celle des classes moyennes, in: *Lavau u. a.*, S. 71–93.

12 *Alain Bergounioux*, La SFIO ou les classes moyennes impensées (1905–1939), in: *Lavau u. a.*, S. 94–112.

zur Entwicklung des Handwerks zwischen dem Ende des 18. Jahrhunderts und dem Beginn des 20. vortrugen.[13] Der zu dieser Tagung von *Ulrich Engelhardt* herausgegebene Band greift über den Bereich des Deutschen Reiches von 1871 hinaus, bezieht Zürich, Prag, Wien, aber auch England mit ein. Die Auswahl der über den engeren deutschen Rahmen hinausreichenden Studien scheint indes keiner bestimmten Logik zu folgen, sondern aufgrund von zufällig angebotenen Referaten zustande gekommen zu sein. Neben lokalen Monographien zu Düsseldorf, Mainz, Hamburg, Württemberg und Berlin stehen Überblicksaufsätze, die sich entweder auf einzelne Gegenden wie Preußen, Oberdeutschland oder Württemberg oder aber auf das gesamte Deutsche Reich beziehen. Überdies trägt die Sammlung deutlich den Stempel von vorangehenden Tagungen des Arbeitskreises zur Arbeiterklasse, da das Verhältnis von Gesellen und Meistern akzentuiert und der Begriff des Handwerkers sowohl auf die eine als auch auf die andere Gruppe angewandt wird. Diese Vielfalt wird zusammengehalten von drei einleitenden und auswertenden Beiträgen. Während *Karl Heinrich Kaufhold* die Aufsätze zu den wirtschaftlichen Bedingungen des Handwerks resümiert, legt *Wolfram Fischer* eine Zusammenschau der Referate zu dem Verhältnis von Meister und Gesellen und *Jürgen Kocka* zu den Übergangs- und Anpassungsproblemen zwischen Handwerkern und Arbeitern vor.

Bereits diese Schwerpunktsetzung weist darauf hin, daß die Binnenprozesse im Handwerk weniger Platz einnehmen als die Bezüge zu der Arbeiterbewegung und den Gesellenorganisationen. Der wichtigste Ertrag der Aufsätze von *Arno Herzig* und *Wolfgang Kaschuba, Marina Cattaruzza* und *Toni Offermann, Dirk H. Müller* und *Wolfgang Renzsch* besteht darin, daß sie die Grenze zwischen den Organisationen, Zielsetzungen und Aktionsformen der im Handwerk Beschäftigten und der jungen Arbeiterbewegung durchlässig machen und detailliert den Einflüssen nachspüren, die von eher traditionellen Zusammenschlüssen auf den ADAV etwa ausgingen. Damit regen sie zu einer Diskussion an, zu der für Frankreich *William Sewell* in einer eher ideen- als sozialgeschichtlichen Studie einen wichtigen Beitrag geleistet hat und die den Zusammenhang von Handwerker- und Arbeiterbewegung zum Inhalt hat.[14] Diese Problematik, die jüngst *Jürgen Kocka* aufgenommen hat[15], führt allerdings von der notwendigen und noch ausstehenden Untersuchung von genuinen Handwerkerverbänden nach Auflösung der Zünfte fort. Es wäre sicherlich ebenso interessant wie notwendig zu erfahren, ob und in welchem Ausmaß die nach 1871 gegründeten Innungen zunftähnliche Strukturen, Rituale und eine Führungsmannschaft von alten Zunftmeistern weiterhin am Leben hielten. Erst dann ließen sich genaue Aussagen darüber machen, ob mit der Einführung der Gewerbefreiheit Zunftstrukturen und -vorstellungen vollends verschwunden waren.

Neben den Beziehungen zwischen Meistern und Gesellen, Handwerker- und Arbeiterbewegung stehen die Auflösung und Umstrukturierung der zünftlerischen Ordnung im Mittelpunkt mehrerer Beiträge des Engelhardt-Bandes. Während *Barbara Vogel* überzeugend nachweisen kann, daß die Einführung der Gewerbefreiheit in der preußischen Reformzeit keineswegs automatisch zur Beseitigung von Zünften führte, sondern einen langdauernden Prozeß anstieß, in dessen Verlauf sich traditionelle Strukturen langsam abbauten, können *Arno Herzig* am Hamburger und *Carola Lipp* am Württembergischen Beispiel zeigen, wie

13 Handwerker in der Industrialisierung. Lage, Kultur und Politik vom späten 18. bis ins frühe 20. Jahrhundert, hrsg. von *Ulrich Engelhardt* (= Industrielle Welt. Schriftenreihe des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte, Bd. 37), Klett-Cotta, Stuttgart 1984 (667S., Ln., 258 DM).

14 *William H. Sewell*, Gens de métier et révolutions. Le language du travail de l'Ancien Régime à 1848, Paris 1983.

15 *Jürgen Kocka*, Traditionsbindung und Klassenbildung. Zum sozialhistorischen Ort der frühen deutschen Arbeiterbewegung, München 1987.

selbst die Beibehaltung der Zunftordnung vor 1871 mit deren allmählicher Aushöhlung einherging.[16] Gerade in dem Gegensatz von wohlsituierten und verelendeten Meistern, der sich unter konkurrenzkapitalistischen Bedingungen deutlicher herausprägte, sehen sowohl Carola Lipp als auch *Jürgen Bergmann* eine wichtige Ursache für das unterschiedliche politische Engagement in der 1848er Revolution.[17] Damit wird die längere Zeit hindurch vertretene These in Frage gestellt, daß die Handwerkerbewegung politisch progressiv, wirtschaftlich und gesellschaftlich jedoch restaurativ gewesen sei.[18] Die genauere Kenntnis der Struktur des Handwerks erlaubt es, politische Differenzierungen vorzunehmen und besser zu erklären. Vor allem drei Aufsätze versuchen, innerhalb der sozialen Gruppe der Handwerksmeister Entwicklungstrends und Hierarchien zu verdeutlichen. Sie alle sind dabei natürlich gezwungen, die Wirtschaftsgruppe zugunsten des Berufes zu verlassen und deren unterschiedliche Entfaltungsmöglichkeiten zu verdeutlichen. *Josef Ehmers* Studie zu dem Wiener Handwerk wie auch *Friedrich Lengers* Aufsatz zu den Schneidern, Schuhmachern und Schreinern, den sogenannten Massenhandwerken, in Düsseldorf führen ein in ein Handwerk, das sich mit Hilfe von Ladengeschäften der Konkurrenz erwehrte und oft bereits vom Verlagssystem absorbiert war.[19] Der Mythos des »unabhängigen Meisters«, der autonom die Rohstoffe erwarb und das fertige Produkt selbst vermarktete, erhält dadurch einen kräftigen Stoß, zumindest für einzelne Handwerksberufe. Deutlich wird hingegen eine Polarisierung der Einkommen von Meistern und damit auch die Struktur der Ungleichheit im Handwerk. Methodisch neue Wege beschreitet *Hans-Jürgen Gerhard*, der mit Hilfe von quantitativen und qualitativen Quellen versucht, einen über zeitgenössische Schätzungen hinausweisenden Lebensstandard der Handwerksmeister zu bestimmen.[20]

Der vorliegende Band bietet einen guten Einstieg in den Stand der bundesrepublikanischen Handwerkerforschung, deren Geschichte und Probleme *Karl Heinrich Kaufhold* einleitend charakterisiert.[21] Vor allem die drei Zusammenfassungen binden die einzelnen, notwendigerweise breit gestreuten Beiträge an generelle Fragestellungen zurück und geben dem Band eine gewisse Einheit. Gleichzeitig treten aber auch die Lücken deutlich hervor. Abgesehen von *Josef Ehmers* Hinweis auf die sich im 19. Jahrhundert haltende, ja am Ende sogar verstärkende Tradition der Berufsvererbung im Wiener Handwerk fehlen Studien zur sozialen Mobilität im Handwerk ganz. Das soziale Umfeld, in dem die Meister sich ihre Frauen suchten, ihre Kinder plazierten und ihren Wohnort hatten, ist nur selten angesprochen, nicht aber Gegenstand eingehender Analysen. Freilich lassen die meisten Untersuchungen durchscheinen, daß die Meister eher im engen Kontakt mit den Unterschichten lebten, als daß sie Aufstiegshoffnungen nähren konnten. Aber auch dieser Eindruck, von dem u. a. *Jürgen Bergmann* ausgeht, wird nicht zureichend und empirisch-detailliert bestätigt. Gegenüber

16 *Arno Herzig*, Kontinuität und Wandel der politischen und sozialen Vorstellungen Hamburger Handwerker 1790–1870, in: *Engelhardt*, S. 294–319; *Carola Lipp*, Württembergische Handwerker und Handwerkvereine im Vormärz und in der Revolution 1848/49, ebda., S. 347–380.

17 *Jürgen Bergmann*, Das Handwerk in der Revolution von 1848. Zum Zusammenhang von materieller Lage und Revolutionsverhalten der Handwerker 1848/49, ebda., S. 320–346.

18 Siehe etwa *Heinrich August Winkler*, Mittelstand, Demokratie und Nationalsozialismus. Die politische Entwicklung von Handwerk und Kleinhandel in der Weimarer Republik, Köln 1972, S. 41 ff.

19 *Josef Ehmer*, Ökonomischer und sozialer Strukturwandel im Wiener Handwerk – von der industriellen Revolution zur Hochindustrialisierung, in: *Engelhardt*, S. 78–104; *Friedrich Lenger*, Polarisierung und Verlag: Schumacher, Schneider und Schreiner in Düsseldorf 1816–1861, ebda., S. 127–145.

20 *Hans-Jürgen Gerhard*, Quantitative und qualitative Aspekte von Handwerkereinkommen in nordwestdeutschen Städten von der Mitte des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, ebda., S. 51–77.

21 *Karl Heinrich Kaufhold*, Handwerksgeschichtliche Forschung in der Bundesrepublik Deutschland. Überlegungen zur Entwicklung und zum Stande, ebda., S. 20–36.

den Parametern der ökonomischen Entwicklung (Industrialisierung), der staatlichen Gewerbepolitik (Gewerbefreiheit) und der sozialen und politischen Beziehungen (zur Arbeiter- und Gesellenbewegung) treten der Rahmen der städtischen und ländlichen Welt, der inter- und intragenerationellen Mobilität, der Fluktuation und der Migration zumeist zurück.
Gerade diese Probleme werden jedoch in der Arbeit von *Friedrich Lenger* angesprochen und untersucht, die sich dem Handwerk in Düsseldorf zwischen 1816 und 1878 widmet.[22] In ihrer Differenziertheit, der sorgfältigen Quellen- und Methodenkritik, der kritischen Diskussion bisheriger Forschungsergebnisse und sozialwissenschaftlicher Ansätze setzt die Untersuchung Standards, an denen zukünftige Sozialgeschichten des Handwerks und anderer sozialer Klassen und Schichten sich orientieren können und müssen. Friedrich Lenger skizziert sowohl die Besonderheiten der Stadt Düsseldorf, in der sich das Handwerk entfaltete, als auch die wirtschaftliche Lage einzelner Handwerkszweige. Wanderungsverhalten und soziale Mobilität, Familienstrukturen und Wohnverhalten, aber auch Organisationsformen und -ziele der Meister werden behandelt, die immer auch im Vergleich mit den Gesellen und den Arbeitern gesehen werden. Es entsteht das bunte und lebendige Bild des Handwerks in einer rheinischen Stadt, in der die Zunftordnung abgeschafft war. Da *Pierre Ayçoberry* in seiner Monographie über Köln ja auch den Handwerksmeistern besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat[23], ist die Forschung jetzt über zwei rheinische Städte gut informiert.
Wie Lenger überzeugend nachweisen kann, wurde der alte Stadtkern von Arbeitern und Kleinbürgern geprägt. Innerhalb dieses Raumes setzte sich eine deutliche soziale Segmentierung noch nicht durch. Die Industrialisierung, die in der Jahrhundertmitte im Textil-, 30 Jahre später im Eisenbereich stattfand, hatte weder die Innenstadt noch die Situation des Handwerks grundlegend verändert. Einmal hatte sie die Ortsansässigkeit von Meistern noch nicht einschneidend verringert und ihre Mobilität erhöht. Da sich Friedrich Lenger nicht nur damit begnügt, aus einer Gegenüberstellung der zu zwei Zeitpunkten in der Stadt Wohnenden auf Migration zu schließen, sondern auch die nicht unbeträchtliche Zahl der Sterbefälle einbezieht, kann er das bisweilen zu hoch geschätzte Wanderungsvolumen städtischer Bevölkerungen in der Industrialisierung deutlich niedriger ansetzen und eher die Persistenz der Meister als ihre Mobilität nachweisen. Weiterhin hatte das Handwerk in der Mitte des 19. Jahrhunderts noch insofern einen »goldenen Boden«, als es Berufsvererbung – wie auch in Köln – weiterhin erlaubte und auch den Gesellen gestattete, in signifikantem Umfang aus dem Status des Unselbständigen in eine wenn auch häufig prekäre Selbständigkeit zu wechseln. Freilich war selbst in den Nahrungsmittelhandwerken der Anteil der Klein- und Alleinmeister beträchtlich und drang vor allem in die Massenhandwerke das Verlagssystem vor. Insofern veränderte sich das Düsseldorfer Handwerk sehr wohl unter dem Eindruck der Industrialisierung. Aber diese zerstörte den Traum von der Unabhängigkeit ebensowenig wie die gesellschaftliche Funktion des Handwerks, einen Bereich gesellschaftlicher Veränderung in der städtischen Gesellschaft zu bilden. Schließlich argumentiert Friedrich Lenger überzeugend gegen die These, als trennten unüberwindbare Schranken, ja, die »Klassenlinie«, Meister und Gesellen. Er verweist in seiner Beweisführung nicht nur auf die Möglichkeiten, die die Gesellen besaßen, sich selbständig zu machen, sondern auch auf das Ende der hausrechtlichen Abhängigkeit, das mit Kost und Logis verbunden war und auf die zunehmende Zahl ortsansässiger verheirateter Gesellen, die ihrerseits überdies das Wohnungselend mit der Mehrzahl der Meister teilten. Aufgrund dieser Nähe der beiden Gurppen äußerte Friedrich Lenger auch Skepsis gegenüber allen Thesen, die politische Unterschiede zwischen Gesellen und Meistern in der Analyse der 1848er Revolution akzentuieren. In Düsseldorf zu-

22 *Friedrich Lenger*, Zwischen Kleinbürgertum und Proletariat. Studien zur Sozialgeschichte der Düsseldorfer Handwerker 1816–1878 (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 71), Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1986 (332 S., kart., 72 DM).

23 *Pierre Ayçoberry*, Cologne entre Napoléon et Bismarck, Paris 1981.

mindest findet er beide in demokratischen Organisationen wie auch in der entstehenden Sozialdemokratie vereint. Er geht aus von der »in sich recht homogene[n] Gruppe der Handwerker« als »Kern eines kleinbürgerlich-proletarischen Milieus« (S. 233), das politisch ähnliche Überzeugungen zeigte.

Insgesamt verbindet diese Studie die Vorzüge einer Stadtmonographie, d. h. Detailreichtum, Quellennähe und -kritik mit allgemeinen Erörterungen über die Repräsentativität des Untersuchungsraumes. Deshalb greift Friedrich Lenger immer wieder auf vergleichbare Studien zurück, um die Besonderheit von Düsseldorf oder die Verallgemeinerbarkeit der Resultate zu betonen. Der Wert der Studie liegt dabei vor allem darin, daß sie bisher verbreiteten Annahmen über den Zusammenhang von Handwerk, städtischer Bevölkerung und Industrialisierung den Fall Düsseldorf entgegensetzt und gleichsam implizit vorschlägt, das Besondere könne aufgrund der geringen Dichte der Forschung durchaus allgemeine Bedeutung haben.

In der von Hans-Ulrich Wehler herausgegebenen Neuen Historischen Bibliothek hat *Friedrich Lenger* versucht, die Ergebnisse seiner Dissertation in einen allgemeinen Entwicklungsrahmen einzuordnen.[24] Dies ist ihm durchweg gelungen. Zahlreiche Vorzüge der ersten Arbeit finden sich in der Überblicksdarstellung wieder, die ältere Geschichten des Handwerks ablöst. Das Handwerk wird in einer differenzierten Berufs- und Branchenanalyse in seinen Teilen sichtbar. Gestützt auf die sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Forschungen, zeitgenössischen Enquêten und Schriften, aber auch auf Stadt- und Regionalmonographien, wird zwischen Stadt- und Landhandwerk unterschieden und deutlich, wie relativ wenig erforscht das letztere ist. Aufgrund der unterschiedlichen ökonomischen Entwicklung der Berufe und Branchen, in denen der Baubereich und das Nahrungsmittelhandwerk eine privilegierte Situation hatten und aufgrund der Vielfalt der politischen Optionen betont Lenger immer wieder, daß es nicht von *dem* Handwerk, sondern von Teilen desselben zu sprechen gelte. Die Gleichsetzung von Handwerk und Mittelstandsbewegung am Ende des 19. Jahrhunderts wird dabei ebenso vermieden wie die von Handwerkern und Nationalsozialismus. Vielmehr wird deutlich, daß aufgrund der Heterogenität des Milieus, die besonders im ökonomischen Bereich verankert wird, eine politische Vereinheitlichung oder Organisation kaum möglich war.

Neben dieser Differenzierung liegt in der Herausarbeitung von Entwicklungstrends, die sorgfältig datiert und branchenmäßig identifiziert werden, einer der Vorzüge der Darstellung. Die Verdrängung des Handwerks aus der Produktion, die Verbindung mit Ladengeschäften oder die Beschränkung auf Reparaturtätigkeiten ebenso wie die Polarisierung innerhalb der einzelnen Handwerke, die Herausbildung von Oligarchien und das Gewicht von »proletaroiden« Existenzen (T. Geiger) werden sachkundig und einleuchtend geschildert. In der Debatte zwischen den Optimisten, die mit der Industrialisierung eine neue Chance für das Handwerk sehen, und den Pessimisten, die eher die sozialen Kosten des Wirtschaftswachstums und der Konkurrenz betonen, schlägt sich Friedrich Lenger vorsichtig zwar, aber mit guten Gründen auf die Seite der Pessimisten.

Der Strukturierung des Textes hilft das breite Referieren von Diskussionen, die innerhalb der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften vor dem 1. Weltkrieg und in der Weimarer Republik, aber auch nach 1945 geführt wurden. Den Meinungen der wissenschaftlichen Beobachter kann oft die Realität entgegengesetzt werden, wie sie sich aus der Analyse von Statistiken und vorliegenden Forschungen rekonstruieren läßt. Bei diesem Kunstgriff folgt Lenger dem Vorbild von Heinrich August Winkler. Er geht allerdings nicht darüber hinaus und versucht, stärker die Fremdwahrnehmung des Handwerks auf die ihr zugrundeliegenden Bilder

24 *Friedrich Lenger*, Sozialgeschichte der deutschen Handwerker seit 1800 (= Neue Historische Bibliothek; edition suhrkamp 1532, N.F. 532), Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1988 (260 S., kart., 16 DM).

und Gesellschaftskonzeptionen zu befragen. Freilich hätte diese Erweiterung umfänglich eigene Forschungen vorausgesetzt, die im Rahmen einer Gesamtdarstellung schwerlich zu leisten sind.

Wenn man die Qualitäten der Dissertation von Friedrich Lenger vor Augen hat, fällt auf, daß seine »Sozialgeschichte der deutschen Handwerker« eher die wirtschaftsgeschichtliche Fundierung der sozialen Situation verschiedener Handwerke anstrebt als die Charakterisierung des Handwerks als soziale Klasse im Sinne von Max Weber. Kontaktzonen und Nachbarschaften, Heiratsverhalten und Mobilität, Familiengrößen und Verflechtungen mit anderen Klassen tauchen allenfalls schüchtern am Schluß von Kapiteln auf. Die Handwerker in der städtischen Selbstverwaltung, in Vereinen oder anderen Geselligkeitsformen werden vor allem als Forschungsdesiderat erwähnt. Es scheint geradezu so, als habe Lenger – um der Gefahr zu entgehen, das deutsche Handwerk zu sehr aus der Perspektive des Düsseldorfer zu beschreiben – bewußt auf das Referieren zahlreicher eigener Forschungsergebnisse verzichtet. Damit fehlen aber auch den Text auflockernde und Lebenssituationen plastisch machende Details und Beschreibungen, wird die Analyse des Handwerks in Deutschland einer Dimension entkleidet, die an vereinzelten lokalen Beispielen vielleicht hätte eingeführt werden können.

Michael Schneider

Fragmentierung und/oder Integration? Tendenzen der neueren amerikanischen Forschung zur Geschichte von Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung*

Gleich eingangs sei es eingestanden: Natürlich präsentiert sich die neuere amerikanische Forschung zur Geschichte von Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung, selbst wenn man sich auf die letzten sieben bis acht Jahre konzentriert, in einer nahezu unüberschaubaren Vielfalt. Vollständigkeit der Erfassung und Berichterstattung kann also gar nicht erst angestrebt werden. Vielmehr sollen anhand ausgewählter Beispiele aktuelle Trends, Schwerpunktsetzungen und Neu-Interpretationen (oftmals vorschnell als »Revision« bezeichnet) herausgearbeitet werden. Daß dieses Verfahren angesichts der Fülle von Neuerscheinungen zugegebenermaßen kaum alle Zufälligkeiten der Auswahl vermeiden kann, muß dabei in Kauf genommen werden.

Die amerikanische Sozialgeschichte der letzten Jahrzehnte ist eingebunden in die übernationalen Wandlungsprozesse von Interesse und Methoden der Historie, die von der Geschichte der Organisationen, Führer und Ideen hin zur Erforschung von Arbeiterleben am Arbeitsplatz, im Hause, in der Nachbarschaft und in der Gemeinde geführt haben. Vor dem Hintergrund dieses »Paradigmenwechsels« soll hier nach dem »speziellen« Beitrag der amerikanischen Forschung zur modernen Sozial- oder besser Gesellschaftsgeschichte gefragt werden, um somit zugleich die 1983 im »Archiv für Sozialgeschichte« vorgelegte Bilanz »fortzuschreiben«.[1]

Die folgenden Überlegungen gruppieren sich um vier unterschiedliche Forschungsschwerpunkte, die freilich durch mannigfache Bezüge miteinander verbunden sind: Zunächst geht es um Studien, die die Entwicklung von Arbeit und Arbeitsplatz mit den daraus erwachsenden Folgen für das politische Bewußtsein, für das Konflikt- und Organisationsverhalten der Arbeitnehmer in den Mittelpunkt ihres Interesses rücken (I). Zum zweiten sollen exemplarisch einige Untersuchungen vorgestellt werden, die – zumeist auf lokaler oder regionaler Basis – dazu beitragen, dem Bild »der« Arbeiterschaft als einer überaus vielgestaltigen Klasse differenziertere Farben zu verleihen (II). Drittens rücken dann Studien zur gewerkschaftlichen Politik in den Vordergrund, deren Kennzeichen indessen die sozialgeschichtliche Fundierung ausmacht, so daß sich hier der Bogen zu den in den beiden ersten Rubriken vorgestellten Arbeiten schlagen läßt – nur von einem organisationspolitischen Forschungsinteresse ausgehend (III). Im vierten Teil werden schließlich Analysen der »Community«-Forschung vorgestellt, die unterschiedliche organisations-, sozial- und politikgeschichtliche Zugriffe zu bündeln bemüht sind (IV). In einem abschließenden Teil sollen dann die diesen vier Forschungsbereichen gemeinsamen Trends kurz zusammengefaßt werden (V).

---

* Die Grundlage für diesen Literaturbericht bildet ein Forschungsaufenthalt in Ann Arbor im September/Oktober 1987, für dessen finanzielle Förderung ich der Friedrich-Ebert-Stiftung und dem Center for Western European Studies der University of Michigan in Ann Arbor danke.

1 Siehe *James S. Roberts*, The New Labor History in America: Problems and Prospects, in: Archiv für Sozialgeschichte XXIII, 1983, S. 523–539.

I.

Auf der Suche nach den Faktoren, die sowohl Segmentierung oder Fragmentierung als auch die Herausbildung von Integrations- und Solidaritätsstrukturen innerhalb der Arbeiterschaft bewirkten, ist in den letzten Jahren der Entwicklung des Arbeitsmarktes, des Arbeitsprozesses und der Arbeitserfahrung eine zunehmende Aufmerksamkeit zugefallen.
Zunächst zu nennen ist hier gewiß das Buch von *David M. Gordon, Richard Edwards* und *Michael Reich* über »Segmented Work, Divided Workers«.[2] Diese Autoren stellen sich die – alte – Frage, warum die Arbeiter in den USA keine breite antikapitalistische Bewegung geschaffen haben. Sie wollen – so die einleitende Ankündigung – die Ebene des Arbeitsplatzes untersuchen, um zu zeigen, daß die »objective divisions among workers in their productive experiences« für die soziale und politische Spaltung der Arbeiterschaft verantwortlich seien (S. 8). Anders als Titel und Fragestellung vermuten lassen, steht dieses Problem jedoch nicht im Mittelpunkt der Analyse, die vielmehr eine grob gegliederte Überblicksdarstellung zur Geschichte der Arbeiterschaft, noch eher zur Geschichte der Kapitalakkumulation und des wirtschaftlichen Wachstums bietet. Die Frage der Arbeitserfahrung wird kaum, das Problem der Segmentierung von Arbeitsmarkt und Arbeiterschaft nur für die Zeit nach 1945 behandelt. Unterschieden werden drei große Sektoren des Arbeitsmarktes, wobei die Kriterien zunächst Ausmaß und Form der Kontrolle des Arbeitsprozesses durch das Management, dann aber auch Qualifikations-, Einkommens- und Statusfaktoren bilden: Im »independent primary sector« arbeiten hochqualifizierte und gut bezahlte Arbeiter und Arbeiterinnen unter einer quasi bürokratischen Kontrolle; im »subordinate primary sector« finden wir »blue collar workers« in den gewerkschaftlich durchorganisierten Unternehmen, die zu vergleichsweise hohen Löhnen unter umfassender teils bürokratischer, teils technischer Kontrolle arbeiten; und im »secondary labor market« sind die nicht oder kaum sozial abgesicherten Arbeitskräfte beschäftigt, die zumeist niedrig bezahlt und unter direkter Kontrolle des Arbeitgebers arbeiten. Die Segmentierung des Arbeitsmarktes geht also Hand in Hand mit einer sozialen Stratifikation; und die Unterschiede der Arbeitserfahrung führen – so die nicht durchgängig belegte These der Autoren – zu Differenzen im politischen Bewußtsein und damit zur Spaltung der Arbeiterschaft. Überdies liegt der Arbeit eine recht grobschlächtige Periodisierung zugrunde: Auf die Phasen der »proletarianization« (1820–1890) und der »homogenization« (1890–1945) folgt die der »segmentation« (nach 1945). Hier stellt sich doch die Frage, warum denn die amerikanische Arbeiterschaft nicht *früher* eine geschlossene Arbeiterbewegung geschaffen hat, wo doch die aus der Spaltung des Arbeitsmarktes entstandene Segmentierung erst nach 1945 zum Kennzeichen ihrer Geschichte geworden sei.
Genau hier setzt *David Montgomery* an: Nach seinen Pionier-Essays über »Workers' Control in America«[3], in denen dieses Thema bereits angerissen wurde, hat er 1987 eine Monographie zu diesem Problemkreis vorgelegt.[4] Ohne eine »comprehensive history of American labor struggles« vorlegen zu wollen, zeichnet D. Montgomery die Geschichte der amerikanischen Arbeiterbewegung vom Ende der Sklaverei bzw. des Bürgerkrieges bis zur Zeit nach

2 *David M. Gordon/Richard Edwards/Michael Reich*, Segmented Work, Divided Workers: The Historical Transformation of Labor in the United States, New York 1982.
3 *David Montgomery*, Workers' Control in America: Studies in the History of Work, Technology, and Labor Struggles, Cambridge 1979. Siehe dazu die Rezension von *Karl-Heinz Klär*, in: Archiv für Sozialgeschichte XXIII, 1983, S. 507–512.
4 *David Montgomery*, The Fall of the House of Labor: The Workplace, the State, and American Labor Activism, 1865–1925, Cambridge University Press/Editions de la Maison des sciences de l'homme, Cambridge/Paris 1987 (XII, 494 S., Ln., £ 27.50).

dem 1. Weltkrieg nach. Dabei werden die »großen« Streiks und Arbeiterorganisationen eher beiläufig erwähnt. Im Mittelpunkt der Studie stehen die weniger bekannten Kapitel des amerikanischen Arbeiterlebens.

Es kennzeichnet nicht nur D. Montgomerys umfassende Kompetenz als Sozialhistoriker, sondern auch den Trend zur Rückbesinnung auf »das Politische« in der jüngsten Sozialgeschichte, daß die Erkundung der Ebene des Arbeitsplatzes »nur« Anstoß zu einer breit angelegten Analyse von drei zentralen Problemkreisen bietet: Ausgehend von der Frage nach den durch die Lohnarbeit geprägten Arbeitserfahrungen und zwischenmenschlichen Beziehungen am Arbeitsplatz, thematisiert D. Montgomery zum einen die Veränderungen im Verhältnis von wirtschaftlicher und politischer Macht im Zuge des Aufstiegs des industriellen Kapitalismus und zum anderen die Antworten der Aktivisten der Arbeiterschaft: Wie interpretierten sie diese Entwicklung, wie versuchten sie unter sich wandelnden sozialen Bedingungen ihre Lebenslage zu verbessern?

Mit diesem Zugriff wendet sich D. Montgomery ausdrücklich gegen Selig Perlmans Diktum: »It was from the intellectual that the anti-capitalist influences in modern society emanated.«[5] Im Gegenteil: D. Montgomery belegt eindrucksvoll, daß und wie der Antikapitalismus aus der subjektiven Arbeitserfahrung erwuchs; er macht deutlich, daß es auch in Amerika eine »Arbeiterklasse« mit eigenen Normen und eigener Politik gab – nur daß diese nicht (oder nur in sehr geringem Ausmaß) sozialistisch orientiert war. Trotz aller Spaltungen der Arbeiterschaft nach Geschlecht, ethnischer Herkunft, Rasse und auch Beruf meint D. Montgomery also bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Herausbildung einer spezifisch amerikanischen Arbeiterklasse mit eigenem Bewußtsein und eigenen politischen Zielen erkennen zu können.[6] Daß diese Klassenbildung jedoch bald gebremst und schließlich durch Prozesse der Fragmentierung zerstört wurde, führt D. Montgomery auf die wachsende Stärke der industriellen Arbeitgeber und auf die staatliche Politik zurück, die – unter Ausnutzung der in der Arbeiterschaft angelegten Spaltungen – eine Politik der Disziplinierung durch Fragmentierung verfolgten.

Von zentraler Bedeutung für den Erfolg dieser Spaltungs-Bemühungen waren – so arbeitet D. Montgomery heraus – die Veränderungen des Produktionsprozesses selbst: Die Autonomie der handwerklich ausgebildeten Facharbeiter wurde durch die Verwissenschaftlichung der Produktion im Zuge insbesondere des Taylorismus zerstört; die Kontrolle des Arbeitsprozesses ging an die Unternehmensleitung über. Dies war indessen nicht nur ein Schritt zur produktivitätsorientierten Fremdbestimmung der Arbeiter; denn mit dem Taylorismus wurde die Arbeitsleistung meßbar, zugleich aber auch regel- und damit verhandelbar. Ein Teil der individuellen Autonomie am Arbeitsplatz ging also über an die Gewerkschaften, deren Position – das Eintreten für kollektive Regelungen – dadurch gestärkt wurde. In dem Maße jedoch, in dem die Arbeiter die Trennung von politischer Demokratie und wirtschaftlicher Diktatur akzeptierten, in dem sie die Einschränkung ihrer Selbstbestimmung am Arbeitsplatz hinnahmen, in eben diesem Maße verloren sie selbst und die Gewerkschaften ihren reformerischen Elan: »The Fall of the House of Labor« nach dem Ersten Weltkrieg war die Folge. Daß diese Interpretation mit dem daran anschließenden Versuch, die 1920er und

5 *Selig Perlman*, Theory of Labor Movement, New York 1929, S. 5, zitiert nach *D. Montgomery*, The Fall, S. 3.

6 Siehe dazu jedoch *David Brody*, Workers in Industrial America. Essays on the Twentieth Century Struggle, New York 1980, der die Herausbildung eines eigenständigen Arbeiterbewußtseins erst in den 1930er Jahren ansiedelt. Vgl. unten Anm. 8 und 47.

die 1930er Jahre – unter Abgehen von der überkommenen Periodisierung[7] – als *eine* Epoche voller Kontinuitäten zu betrachten, eine kontroverse Debatte[8] auslöste, sei nur am Rande erwähnt. Vorherrschend ist ohne Zweifel der Eindruck, daß D. Montgomery mit seiner Studie eine wegweisende Analyse des Zusammenhangs von Arbeitsprozeß, Arbeitserfahrung, politischem Bewußtsein und damit Klassenbildung gelungen ist, deren Ansatz im übrigen auch in thematisch anders gelagerten Untersuchungen zur Geschichte von Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung Niederschlag findet.

II.

Wie in den Studien zu Arbeitsmarkt und Arbeitserfahrung geht es gerade auch in der amerikanischen Sozialgeschichtsforschung generell immer wieder um die Frage nach den Determinanten »des« Arbeiterbewußtseins; daß es in den USA nicht zur Herausbildung einer nennenswerten sozialistischen Bewegung kam, wurde und wird dabei vor allem der Segmentierung der Arbeiterschaft zugeschrieben. Gerade einzelne »Fragmente« der nach Geschlecht, Rasse, ethnischer Zugehörigkeit, Beruf, Branche usw. gespaltenen Arbeiterschaft stehen im Mittelpunkt zahlreicher Lokal-, Regional- oder Branchenstudien. Schauen wir uns jeweils einige der neueren Studien zu den großen »Teilbereichen« der amerikanischen Arbeiterschaft an, also zu den Frauen, zu den Schwarzen, zu den Katholiken sowie zu einzelnen Berufsgruppen.

Die Flut der Untersuchungen zur Rolle der Frau(en) ist in den letzten Jahren enorm angewachsen. Das Spektrum der Untersuchungen reicht von den auf bestimmte Berufe/Berufsgruppen konzentrierten Darstellungen[9] über lokalgeschichtliche Analysen[10] bis hin zu breit angelegten Sammelbänden und Gesamtdarstellungen[11]. Den meisten dieser Arbeiten ist – bei allen graduellen Unterschieden – gemeinsam, daß sie einen Beitrag zur Rekonstruktion des Frauenbewußtseins nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch und vor allem in der Gegenwart leisten wollen. Das ist gewiß am deutlichsten in der Essay-Sammlung von *Sarah Eisenstein*, die erst nach ihrem Tode (1978) erschienen ist.[12] Hier sind die Vorarbeiten für eine großangelegte Analyse von Frauenarbeit, Frauenlohn und Frauenbewußtsein zusam-

7 Siehe z. B. *Irving Bernstein*, The Lean Years. A History of the American Worker, 1920–1933, Baltimore 1966; *ders.*, Turbulent Years. A History of the American Worker, 1933–1941, Boston 1971.

8 Siehe insbes. *David Montgomery*, Thinking about American Workers in the 1920s, in: International Labor and Working-Class History (ILWCH), No. 32, Fall 1987, S. 4–24; dazu die Beiträge von *Charles S. Maier* und *Susan Porter Benson*, ebda., S. 25–30 bzw. 31–38.

9 *Margery W. Davies*, Woman's Place is at the Typewriter: Office Work and Office Workers, 1870–1930, Philadelphia 1982; *Faye E. Dudden*, Serving Women: Household Service in Nineteenth Century America, Middletown/Conn. 1983; *Joan M. Jensen/Sue Davidson* (Hrsg.), A Needle, a Bobbin, a Strike: Women Needleworkers in America, Philadelphia 1984; *Susan Levine*, Labor's True Women: Carpet Weavers, Industrialization, and Labor Reform in the Gilded Age, Philadelphia 1984; *Jacqueline Jones*, Labor of Love, Labor of Sorrow: Black Women, Work, and the Family from Slavery to Present, New York 1985.

10 *Julia Kirk Blackwelder*, Women of the Depression. Caste and Culture in San Antonio, 1929–1939, College Station, Texas 1984; *Ruth Milkman* (Hrsg.), Women, Work, and Protest: A Century of US Women's Labor History, Boston 1985.

11 *Elyce J. Rotella*, From Home to Office: U.S. Women at Work, 1870–1930, Ann Arbor 1981; *Lynn Y. Weiner*, From Working Girl to Working Mother: The Female Labor Force in the United States, 1820–1980, Chapel Hill 1985; *R. Milkman* (Hrsg.), Women.

12 *Sarah Eisenstein*, Give Us Bread but Give Us Roses: Working Women's Consciousness in the United States, 1890 to the First World War, London 1983.

mengestellt worden, die in ihrem interpretatorischen Zugriff wohl beispielhaft für die Hauptströmung der Frauenforschung (nicht nur) in den USA sind.
S. Eisenstein zielte darauf, die Brüche und Widersprüche zwischen der Rolle als Arbeiterin einerseits, den Rollenzuweisungen durch das viktorianische Frauenbild andererseits herauszuarbeiten, um somit die Komplexität des Arbeiterinnenbewußtseins zu Ende des 19. und zu Anfang des 20. Jahrhunderts zu zeigen. Im Mittelpunkt ihrer Studie steht dabei die Rekonstruktion des Bewußtseins der jungen und unverheirateten Lohnarbeiterin, die sich ihrer Stellung in der Gesellschaft insofern bewußt war, als sie sich z. B. in der Women's Trade Union League engagierte. S. Eisenstein macht deutlich, wie facettenreich die Herausbildung des Arbeiterinnenbewußtseins war: Aufgewachsen mit der Erwartung, später Hausfrau und Mutter zu werden, aber auch als Arbeiterin zum Lebensunterhalt der elterlichen Familie beizutragen, erschienen zahlreichen jungen Frauen Ehe und Mutterschaft bald als willkommenes Ende für die ungeliebte Fabrikarbeit. Am Arbeitsplatz selbst entwickelten sie dann jedoch durchaus ein eigenständiges Arbeiterinnen-Selbstbewußtsein, das sich vor allem in Klagen über sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz, über niedrigere als die Männerlöhne und über eine für Frauen zu anstrengende Arbeit spiegelte. Diese Beschwerden nahmen Gewerkschaften auf, die sich damit einer Reihe von Arbeiterinnen als Vertretung ihrer spezifisch weiblichen Interessen empfahlen. Die Kontakte zu den Gewerkschaften, so S. Eisenstein, waren es, die aus den Rollenkonflikten ein kritisch-politisches Arbeiterinnenbewußtsein entstehen ließen, in dem Klassen- und Geschlechtsspezifika miteinander verwoben waren.
Will und kann S. Eisensteins Arbeit auch nicht zur historischen Rekonstruktion eines umfassenden Arbeiterinnenbewußtseins führen, so werden hier doch nicht nur die Fundamente für eine solche Analyse gelegt, sondern überdies wesentliche Defizite der allein an männlichen Arbeitern orientierten »Arbeiterbewußtseins-Forschung« aufgedeckt. Eine echte Synthese, eine ebenso differenzierte wie umfassende Darstellung der Herausbildung und Entwicklung »des« Arbeiter- *und* Arbeiterinnenbewußtseins wird indessen noch eine gute Weile auf sich warten lassen.
Die zweite große »Gruppe«, die bisher außer für die Phase der Sklavenarbeit in der Forschung wenig Berücksichtigung gefunden hat, ist die der schwarzen Arbeiter. Auch hier hat sich in den letzten Jahren ein verstärktes Forschungsinteresse bemerkbar gemacht,[13] für das exemplarisch die Studie von *Ronald L. Lewis* über »Black Coal Miners in America« betrachtet sei.[14] Da die schwarzen Bergarbeiter nicht gleichmäßig über alle Kohlenreviere verteilt waren, da es überdies beachtliche regionale Sonderentwicklungen gab[15], untersucht R. L. Lewis die Situation der schwarzen Bergarbeiter in vier ausgewählten Revieren, deren spezielle Arbeitsmarkt- und Konfliktlagen vor dem Hintergrund der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung analysiert werden.
Dabei ergeben sich – von Revier zu Revier – ganz unterschiedliche Modelle, die jedoch insgesamt in der Diskriminierung und Ausgrenzung der schwarzen Bergarbeiter übereinstimmen: Während in den südlichen Revieren, am deutlichsten im Gebiet um Birmingham/Alabama, die Diskriminierung der Schwarzen in der Kontinuität der Sklaverei beibehalten wurde, wobei es »nur« ein profitabler Nebeneffekt war, daß durch schlechtere Bezahlung der

13 Siehe z. B. *Roger Lane*, Roots of Violence in Black Philadelphia, 1860–1900, Cambridge 1986; *J. Jones*, Labor of Love.
14 *Ronald L. Lewis*, Black Coal Miners in America: Race, Class, and Community Conflict, 1780–1980, The University Press of Kentucky, Lexington, Kentucky 1987 (XVI, 239 S., geb., $ 25.00).
15 Vgl. demgegenüber die stark generalisierende Arbeit von *Donald L. Miller/Richard E. Sharpless*, The Kingdom of Coal: Work, Enterprise, and Ethnic Communities in the Mine Fields, Philadelphia 1985.

schwarzen Arbeiter die Löhne insgesamt gedrückt und damit die Folgen des Konkurrenzkampfes der Unternehmen auf die Arbeiter abgewälzt wurden, warben die Manager in den nördlichen Revieren vielfach Schwarze aus dem Süden allein mit dem Ziel an, auch hier die Löhne begrenzen zu können; nicht zuletzt deswegen versuchten weiße Bergarbeiter den Zuzug von Schwarzen – auch mit Gewalt – zu verhindern. Einen Sonderfall bildete das Kohlenrevier in den Zentral-Appalachen: Hier fanden schwarze Bergleute gleiche Löhne für gleiche Leistung; doch mit der Depression der 1930er Jahre wurden sie überproportional von Entlassungen betroffen, so daß sie abzuwandern begannen. An diesem »Modell« lassen sich die Bedingungen ablesen, denen der Rückgang der Beschäftigung schwarzer Bergarbeiter insgesamt unterlag: Mit der Krise des Bergbaus und mit dem Abbau der Beschäftigtenzahlen ging der Anteil der schwarzen Bergarbeiter überproportional zurück, zumal die United Mine Workers of America, die größte Gewerkschaft der Bergarbeiter, diesen Kurs mittrug.
Das Verdienst der Arbeit R. L. Lewis' liegt darin, nicht monokausal auf die Rassendiskriminierung als Erklärungsmodell zu verweisen, sondern auch die kapitalistischen Marktgesetze, die die Lohnbildung beeinflußten, mit zu berücksichtigen. Das heißt: Im Interesse der Ausnutzung jeder Möglichkeit zur Lohnkostensenkung bedienten sich die Arbeitgeber auch im Norden und in den Appalachen der Schwarzen als Lohndrücker, ohne daß dahinter Motive der Rassendiskriminierung vermutet werden müßten.
Es ist nicht zu übersehen, daß auch in den USA die konfessionelle Spaltung der Arbeiterschaft eine erhebliche Rolle bei der Herausbildung von Arbeiterbewußtsein und -organisation spielte. Dies stärker ins Blickfeld zu rücken ist das Ziel einer Reihe von Arbeiten, die sich zumeist mit der Zeit um die Jahrhundertwende befassen.[16] Speziell hervorgehoben sei hier jedoch die Untersuchung von *Mel Piehl* zur katholischen Arbeiterbewegung.[17] Diese Studie konzentriert sich, in manchmal etwas personalisierendem Zugriff, auf die – fest in den Prinzipien der katholischen Soziallehre verwurzelte – Gründung einer religiös geprägten Arbeiterbewegung in den 1930er Jahren, die in den 60er Jahren Kontakte zur Friedensbewegung entwickelte und bis heute fortlebt. Die Gründer – Dorothy May und Peter Maurin – stehen dabei im Zentrum des Interesses. Gerade diese Arbeit verweist auf die Notwendigkeit, neuere methodische Ansätze, die deutlich über einen engen personalistischen Zugriff hinausgehen, auch bei der Erforschung von Fragen der konfessionellen Spaltung, der Rolle von Religion und Religiosität in Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung zu erproben. So signalisieren eher die von den bisher genannten Studien zur Segmentierung der Arbeiterschaft nach Arbeitserfahrung, Geschlecht und Hautfarbe aufgeworfenen Fragestellungen und vorgelegten bzw. diskutierten Analyseverfahren die Richtung für weitere Forschungen zu den einzelnen »Fraktionen« der Arbeiterschaft.
Auffallend ist überdies, daß auch in den stark sozialgeschichtlich orientierten Studien die Politik als zentraler Bestandteil des Arbeiterlebens wieder stärker berücksichtigt wird. Das gilt nicht nur für die Analysen der »großen« Fraktionen der Arbeiterschaft, sondern auch für die Untersuchungen zu einzelnen Branchen bzw. Berufsgruppen. Auch in den USA erfreuen sich die Bergarbeiter eines besonderen Interesses der Forschung. So ist außer der genannten Arbeit von R. L. Lewis jüngst eine Studie zu den Bergarbeitern in Carbon County/Utah erschienen, die insbesondere den Bedingungen des in den 1930er Jahren auftretenden unterschiedlichen Organisationsverhaltens nachspürt; trat eine Mehrheit der Bergarbeiter doch

16 *Donald E. Winters Jr.*, The Soul of the Wobblies: The I.W.W., Religion, and American Culture in the Progressive Era, 1905–1917, Westport 1985; *Ken Fones-Wolf*, Religion and Trade Union Politics in the United States, 1880–1920, in: ILWCH, No. 34, Fall 1988, S. 39–55.

17 *Mel Piehl*, Breaking Bread: The Catholic Worker and the Origin of Catholic Radicalism in America, Philadelphia 1982. Vgl. dazu *Nancy L. Roberts*, Dorothy Day and the Catholic Worker, Albany 1984.

der reformistischen Gewerkschaft der United Mine Workers of America bei, neben der sich allerdings auch die radikalere Western Federation of Miners und die National Miner's Union behaupteten.[18] Ebenfalls um Berg-, zudem aber auch um Stahlarbeiter geht es *Michael Nash* in seiner Untersuchung über »Conflict and Accommodation«, mit der er eine »social history of politics« vorlegen will.[19] Allerdings fragt er sehr eindimensional nach dem Verhältnis von Konflikterfahrung und politischer Radikalisierung, und zwar gemessen am Zusammenhang von größeren Streikaktionen und der jeweiligen Stimmenzunahme sozialistischer Parteien zwischen 1894/97 und 1910/11. Daß die Zustimmung zu sozialistischen Kandidaten bald nach den Streiks wieder zurückging, schreibt Nash, wiederum perspektivisch sehr begrenzt, der Anpassung der Arbeiter an die nach dem Konflikt entstandene Situation zu. Mag also die Verknüpfung von sozial- und politikgeschichtlichen Fragestellungen auch bei den hier vorgestellten Arbeiten nicht immer gleichermaßen gut gelungen sein, daß eben dieser integrative Ansatz auf dem Vormarsch ist, kann wohl weder geleugnet noch abgelehnt werden.

III.

Bei aller Dominanz sozialgeschichtlicher Studien zum Bereich der Arbeitergeschichte sei doch nicht das starke Interesse übersehen, das nach wie vor die Gewerkschaften finden. Zwei unterschiedliche Trends sind auf diesem Gebiet zu beobachten: Zum einen das Bemühen um die Synthese, um die zusammenfassende Würdigung der Gewerkschaftspolitik über längere Zeiträume, zum anderen der Versuch, die Gewerkschaftspolitik »vor Ort« – in bestimmten Regionen, Branchen oder Betrieben – genauer unter die Lupe zu nehmen.
Für die erste Kategorie stehen vor allem die Darstellungen von *Christopher L. Tomlins*[20] und *Robert H. Zieger*[21], die hier näher beleuchtet seien. Auch wenn die Zeitangaben im Titel ein sehr weites Ausgreifen versprechen, so reduziert sich der genauer untersuchte Zeitraum doch letztlich auf die Jahre zwischen 1930 und 1960/70. Auch diese Überblicksdarstellungen treffen sich von daher – was den detailliert analysierten Zeitraum anlangt – mit der Studie *Nelson Lichtensteins*[22] zur CIO-Politik im Zweiten Weltkrieg und der Analyse der Electrical Workers von *Ronald W. Schatz*[23]. Ebenfalls gemeinsam ist diesen Studien der systemtheoretische Zugriff, mit dem sie sich – ausdrücklich die Arbeiten von N. Lichtenstein und C. L. Tomlins – gegen die Vorherrschaft der am Ziel der gesellschaftlichen Konsensbildung orientierten Pluralismusmodelle wenden.
Es gehört zu den Gemeinplätzen der (bisherigen) amerikanischen Gewerkschaftsgeschichte, daß die 1930er Jahre als »Wende« in der Gewerkschaftsentwicklung interpretiert werden. Zumeist wurden die Vorteile betont, die den Gewerkschaften, insbesondere den neuen Industrieverbänden des Congress of Industrial Organizations (CIO), aus der New-Deal-Politik mit ihrer Arbeitsmarktgesetzgebung, speziell mit dem National Industrial Recovery Act

18 *Allan Kent Powell*, The Next Time We Strike: Labor in Utah's Coal Fields, 1900–1933, Logan 1985; siehe auch Anm. 14 und 15.
19 *Michael Nash*, Conflict and Accommodation: Coal Miners, Steel Workers, and Socialism, 1890–1920, Westport, Conn. 1982.
20 *Christopher L. Tomlins*, The State and the Unions: Labor Relations, Law, and the Organized Labor Movement in America, 1880–1960, Cambridge 1985.
21 *Robert H. Zieger*, American Workers, American Unions, 1920–1985, Baltimore 1986.
22 *Nelson Lichtenstein*, Labor's War at Home: The CIO in World War II, Cambridge University Press 1982 (XII, 319 S., Ln., $ 32.50), Paperback 1987 ($ 10.95).
23 *Ronald W. Schatz*, The Electrical Workers. A History of Labor at General Electric and Westinghouse, 1923–60 (= The Working Class in American History), The University of Illinois Press, Urbana/Chicago 1983 (XV, 279 S.).

(1933) und dem Wagner National Labor Relations Act (1935), entstanden seien. Diese Gesetze galten lange als »Magna Charta« der Gewerkschaftspolitik. Die Zunahme der Mitgliederzahlen von drei Millionen im Jahre 1932 über 8 Millionen (1940) auf 13 Millionen im Jahre 1945 spiegelte doch auch den Aufwärtstrend der Gewerkschaften, die mit den CIO-Verbänden erstmals in die Massenindustrien eindringen konnten. Gewiß waren die gesetzlichen Maßnahmen der New-Deal-Ära schon in den 30er Jahren nicht unumstritten, verfolgten doch die »alten« Gewerkschaften der American Federation of Labor (AFL) – ganz abgesehen von der Kritik in der Unternehmerschaft – die Förderung von Industrieverbänden nur sehr skeptisch; in der wissenschaftlichen Literatur aber überwog eindeutig eine positive Einschätzung der Folgen der damaligen Arbeitsmarktregulierung im Sinne einer Stärkung der Gewerkschaften.

Außerdem konnte sich in den 30er Jahren die Idee des »industrial pluralism« weitestgehend durchsetzen. Ausgehend von der Annahme, die Interessen von Arbeitgebern und Arbeitnehmern seien *nicht* grundsätzlich unvereinbar, zielten die Anhänger des pluralistischen Modells darauf, Mechanismen der Konfliktaustragung, vor allem ein System des Collective bargaining zu entwickeln, durch das in der Praxis ein Interessenausgleich erreicht werden könne; damit meinte man einen Beitrag zur Herstellung der »democracy of industry« (Wirtschaftsdemokratie) leisten zu können. Diese Theorie beherrschte die Arbeitsmarktbeziehungen und -analysen bis in die 1960/1970er Jahre.[24] Sie gab den Raster vor, nach dem Gewerkschaftspolitik im Hinblick auf ihren Beitrag zur Systemstabilität beurteilt wurde.[25] Mit der Veränderung der sozialen Realität, mit der Wirtschaftskrise der 1970er Jahre und mit der Dominanz angebotsorientierter wirtschaftspolitischer Konzepte speziell in den 1980er Jahren hat sich der Maßstab für die Beurteilung der Gewerkschaftspolitik verändert. Stärker als früher sind die Schwächen und Grenzen des pluralistischen Konsenses herausgearbeitet worden.[26]

An diese neuere Interpretation der amerikanischen Arbeitsmarktbeziehungen knüpft *Christopher L. Tomlins* mit seiner Analyse über »Labor Relations, Law, and the Organized Labor Movement in America, 1880–1960« an. Anders als die (marxistisch inspirierten) »Revisionisten« der 1970er Jahre will er sich jedoch nicht auf ein »conspiratorial model of political and legal decision making« stützen, »in which all outcomes consciously serve the interests of identifiable business elites« (S. XIII). Vielmehr beruft er sich für seine Analyse vor allem auf Nicos Poulantzas[27], ohne dessen Ansatz jedoch für seine Studie zu operationalisieren. C. L. Tomlins beschränkt sich nur auf die Feststellung, daß »there is little evidence that corporate capital, even its liberal wing, engineered federal endorsement of collective bargaining in the 1930s in order to achieve the incorporation of the American working class« (S. XIII). Der Staat sei zwar nicht autonom; auch könne er sich nur in außergewöhnlichen Situationen über den Kapitaleinfluß hinwegsetzen. Doch die Übereinstimmung der Politik mit den Grundsätzen der kapitalistischen Ordnung schließe den Verstoß gegen kurzfristige und/oder gruppenmäßig beschränkte Interessen »der« Unternehmer nicht aus. C. L. Tomlins geht also, ohne das – wie gesagt – näher zu entfalten, für seine Analyse von einer relativen Autonomie der Politik gegenüber kapitalistischen Interessen aus, um eine »Revision« der von pluralistischen Idealen geprägten Interpretation zu leisten.

Er wendet zunächst den Blick zurück ins 19. und frühe 20. Jahrhundert: In einer dichten ein-

24 Siehe dazu *Katherine Stone*, The Post-War Paradigm in American Labor Law, in: Yale Law Journal 90, No. 7, 1981, S. 1509–1580.

25 Siehe z. B. *Richard Lester*, As Unions Mature, New York 1958; *Daniel Bell*, The End of Ideology, New York 1961, bes. S. 211 ff.; *Seymour Martin Lipset*, Political Man, New York 1959, bes. S. 387 ff.

26 Siehe z. B. *D. Montgomery*, Workers' Control.

27 *Nicos Poulantzas*, Political Power and Social Classes, London 1975.

leitenden Darstellung von wirtschaftlich-sozialer, politischer und rechtlicher Entwicklung skizziert er die Grundlinien der Bemühungen von Arbeitgeberschaft und Staat zur Disziplinierung der Gewerkschaften einerseits, die eben daraus erwachsenen Vorbehalte der Gewerkschaften gegen Parteipolitik und Arbeitsmarktgesetzgebung andererseits. Vor diesem Hintergrund stellt er dann die Kontroversen um die Arbeitsmarktgesetzgebung der dreißiger Jahre dar. Er macht deutlich, daß die Anerkennung der Gewerkschaften mit dem Wagner Act (1935) auf der Voraussetzung basierte, daß die Gewerkschaften als Vertreter eines umfassenden/allgemeinen Interesses agierten; für C. L. Tomlins haben sich die Gewerkschaften, um ihre rechtliche Anerkennung zu erlangen, den vorgegebenen Zielen der Systemstabilität und der reibungslosen Produktion unterworfen. Auch wenn C. L. Tomlins diesen Prozeß der Anpassung, der Umformung der Gewerkschaften zur quasi-öffentlich-rechtlichen Institution nur konstatieren, nicht aber kritisieren will, so scheint seine »Revision« doch nun – zwischen den Zeilen – die »Kosten« der Integration in die bestehenden Verhältnisse überzubewerten; denn gewiß standen die Arbeitsmarktgesetze der 1930er Jahre in der Tradition staatlicher Versuche zu Kontrolle und Disziplinierung der Arbeiter und ihrer Gewerkschaften; und gewiß verloren die Gewerkschaften auf dem Weg zu Massenorganisationen wesentliche Teile ihrer spontanen Handlungsfreiheit. Aber die New-Deal-Politik bedeutete eben *auch* eine Stärkung der Gewerkschaften, die sie wohl allein aus ihrer autonomen Kraft nicht erreicht hätten.

Im dritten Teil seiner Darstellung zeichnet C. L. Tomlins die Arbeitsmarktbeziehungen im Zweiten Weltkrieg und in der Nachkriegszeit nach; er geht insbesondere ein auf die Grundzüge der gewerkschaftlichen Politik im Krieg, die er durch Streikverzicht und Allgemeinwohlverpflichtung gekennzeichnet sieht, und auf die Ursprünge und Folgen des Taft-Hartley-Acts (1947). Dieses Gesetz interpretiert er keineswegs als Bruch mit der New-Deal-Politik, sondern als Verstärkung des Disziplinierungsstranges, den er schon in den Gesetzen der 1930er Jahre entdeckte. Nun, in der Nachkriegszeit, sei nur noch deutlicher geworden, daß sich die Gewerkschaften zu »quasi-public service organizations« entwickelt hätten.

Die Arbeit C. L. Tomlins' gliedert sich damit dem schon bei der Vorstellung der Studie D. Montgomerys deutlich gewordenen Trend ein, die Kontinuitäten in der amerikanischen Gewerkschaftsentwicklung stärker als früher zu betonen. Die Bedeutung der 1930er Jahre, der New-Deal-Arbeitsmarktpolitik, als »Wendepunkt« in der Geschichte der Gewerkschaftsbewegung wird demgemäß heruntergestuft, den 1940er Jahren fällt dafür erhöhte Aufmerksamkeit zu. Außerdem geraten die Ambivalenzen der amerikanischen Arbeitsmarktpolitik und Gewerkschaftsentwicklung stärker in den Blick.

C. L. Tomlins steht also mit seiner Position keineswegs allein. Mit anderem methodischen Zugriff bestätigt *Robert H. Ziegers* Studie über »American Workers, American Unions, 1920–1985« ganz weitgehend den neuen »Revisionismus«. R. H. Zieger wendet sich einleitend sowohl gegen die traditionelle Organisations-, als auch gegen die Sozialgeschichte, weil beide auf die von ihm aufgeworfene Frage nach dem Zusammenhang von Arbeitsmarkt- und Gewerkschaftsentwicklung keine ausreichende Antwort geben könnten; er verfolgt das Modell einer »civic history«, einer auch und gerade politisch interessierten Gesellschaftsgeschichte (S. IX). Im Mittelpunkt seiner Studie stehen die »Blütejahre« des CIO in der Roosevelt- und Truman-Ära, d. h. die Jahre zwischen 1933 und 1953, wobei besondere Aufmerksamkeit den 1940er Jahren zufällt. Auch R. H. Zieger will mit einigen liebgewordenen Legenden der amerikanischen Arbeitergeschichte aufräumen. Dafür zwei Beispiele: Im Gegensatz zur Betonung von Radikalität und Militanz weiter Kreise der Arbeiterschaft in den 1930er Jahren, die vor allem die spektakulären Arbeitskämpfe[28] indizierten, entwirft R. H.

28 Siehe insbes. *Sidney Fine*, Sit-Down: The General Motors Strike of 1936–1937, Ann Arbor 1969; *Daniel Nelson*, The CIO at Bay: Labor Militancy and Politics in Akron, 1936–1938, in: The Journal of American History 71, No. 3, 1984, S. 565–586. Vgl. Anm. 32.

Zieger das Bild einer *mehrheitlich* angepaßten Arbeiterschaft: Arbeitsplatzsicherheit und soziale Versorgung seien die zentralen Ziele »der« Arbeiterschaft auch in den dreißiger Jahren gewesen; eine radikale Politik habe keine Rolle gespielt: »Workers calculated an investment in union dues as carefully in terms of benefits anticipated as they did any other family purchase.« (S. 27)

Und für die 1940er Jahre geht R. H. Zieger davon aus, daß der Anpassungskurs der Gewerkschaften – vom Streikverzicht im Krieg über die Unterwerfung unter das Taft-Hartley-Gesetz (1947) bis zur Ausgrenzung von Kommunisten – von der Mehrheit der Arbeiterschaft getragen worden sei. Von daher hätten die Gewerkschaften schon mit Rücksicht auf die eigene Basis keine Handlungsalternativen gehabt: Ein Abgehen vom Streikverzicht »would have been suicidal« (S. 96); und »reluctant compliance combined with stepped-up political action remained the only response« auf den Taft-Hartley-Act (S. 113). Die Gewerkschaften hatten also – so R. H. Ziegers Resümee – keine Möglichkeit, der Umarmung des Staates zu entgehen, in der sie – in der McCarthy-Ära – politisch erstickten. Demobilisierung und Depolitisierung waren die zwangsläufigen Folgen.

R. H. Zieger setzt seine Analyse auch für die 1950er und 1960er Jahre fort; angesichts der geringen Vorarbeiten bleiben seine Ausführungen hier jedoch eher pointillistisch: Zwar haben die Gewerkschaften in dieser Zeit ihre organisatorische Stabilität erhalten und vor allem deutliche Reallohnverbesserungen erreichen können, doch in den 1960er Jahren rückten sie an den Rand des politischen Geschehens; Bürgerrechtsbewegung, Vietnam-Demonstrationen, Studentenproteste und bald Womens' Lib bestimmten die politische Auseinandersetzung. Die Bilanz der gewerkschaftlichen Politik jener Jahre ist also zwiespältig: Bei allem sozialen Fortschritt für die Arbeiter und Angestellten in den konjunkturell begünstigten Branchen (z. B. in der Stahl- und Automobilindustrie und im öffentlichen Dienst) zeigte sich eine wachsende Zahl von Benachteiligten, insbesondere Farbigen und Frauen im Dienstleistungsbereich. Dieser Trend zur Teilung von Arbeitsmarkt und Gesellschaft, der sich in den 1970er/1980erJahren beschleunigt fortsetzte, wird aber von R. H. Zieger (anders als man nach dem Titel erwartet) nur noch in einem 10seitigen Ausblick angetippt, nicht aber systematisch analysiert.

Eine solche eingehende Analyse verdient hätte die aktuelle Gewerkschaftssituation indessen gewiß: Politische Defensive gegenüber der angebotsorientierten Wirtschaftspolitik der »Reaganomics«, sinkende Mitgliederzahlen angesichts eines verschärften Schubs der Arbeitsmarktsegmentierung und insgesamt eine Marginalisierung der Gewerkschaften in der amerikanischen Gesellschaft – das sind die Stichworte, die eine genauere Beleuchtung herausfordern.

Die in den Arbeiten von C. L. Tomlins und R. H. Zieger für die 1940er/1950er Jahre aufgeworfenen Fragen werden von *Nelson Lichtenstein* in seiner Studie über den »CIO in World War II« einer eingehenden Analyse unterzogen. Stärker als R. H. Zieger hebt N. Lichtenstein immer wieder auf die Ambivalenz der Situation ab. Weit davon entfernt, die Gewerkschaftspolitik der 1930er Jahre ausschließlich als »wild«, die der 1960er/1970er Jahre nur als »bürokratisch-langweilig« anzusehen, fragt er jedoch nach den Stufen, wenn nicht nach der wichtigsten Stufe im Wandlungsprozeß der Gewerkschaften. Dabei fällt der Blick auf die 1940er Jahre, die für N. Lichtenstein durch das Nebeneinander von politischem Konservatismus und Traditionsresten der Arbeiter- und Gewerkschaftsmilitanz, von Arbeitsmarktreglementierung und Protestbewegung gekennzeichnet sind.

Auch N. Lichtensteins Analyse, die übrigens bereits 1982 in erster Auflage erschienen und demgemäß wohl der »Wegweiser« für manch nachfolgende Studie gewesen ist, versteht sich als »Revision«, als Überarbeitung der liberalpluralistischen Interpretation der 1950er und 1960er Jahre. Für die Autoren dieser Zeit war klar, daß die Gewerkschaften angesichts des eigenen Massencharakters und der Stärke ihrer Gegner in Arbeitgeberschaft und Staat geradezu zwangsläufig oligarchische Tendenzen und eine Politik der Anpassung entwickeln

mußten. Die Anhänger des pluralistischen Gesellschaftsmodells befürworteten diesen Weg, zu dem sie im übrigen keine Alternativen meinten erkennen zu können. Anders der Ansatz von N. Lichtenstein: Unter Berufung auf Nicos Poulantzas und Claus Offe[29] geht er in seiner Analyse von einer relativen Autonomie des Staates aus, der allein die unterschiedlichen Gruppeninteressen eben zur Beibehaltung der Gesamtinteressen »des« Kapitals verletzen könne; dabei wird der Staat nicht als homogenes Instrument »des« Kapitals gedacht, sondern erscheint zugleich selbst als Kampfplatz konkurrierender Interessen. Vorsichtig bemerkt N. Lichtenstein, die Erklärungskraft dieses Modells sei zwar groß, die praktische Erforschung des Verhältnisses von Kapital, Arbeit und Staat in einer bestimmten historischen Situation könne ein solcher theoretischer Ansatz jedoch nicht ersetzen, sondern allenfalls anleiten (S. 4).

Im Zentrum der Arbeit stehen die Formulierung der CIO-Politik und das Verhältnis von CIO und Roosevelt-Administration in der Kriegs- und Nachkriegszeit. In nuancierter Detailanalyse entwickelt N. Lichtenstein das komplexe Verhältnis von Gewerkschaften und Staat in einer Zeit, in der die Politik auf eine Harmonisierung der unterschiedlichen Interessen auf Kosten der Gewerkschaften zielte. Zwar wurden im Krieg speziell jene Gruppen und Strukturen gefördert, die den gewerkschaftlichen Zielen entgegenstanden, dennoch aber blieb die CIO-Führung auf den Kurs der Roosevelt-Administration fixiert. N. Lichtenstein zeigt, daß dies nicht uneigennützig war: Die CIO-Führer hofften durch Stützung des Roosevelt-Flügels als des »kleineren Übels« die zunehmende Macht des »Big Business« und des aggressiv-gewerkschaftsfeindlichen Lagers beschränken zu können. Dieser Kurs führte dazu, daß Basisbewegungen entstanden, die sowohl von der Regierung als auch von den Gewerkschaftsführungen mit Mißtrauen betrachtet wurden. Solche Proteste regten sich etwa ab 1943 in der Form von »wilden Streiks« in Bergbau, Schiffsbau und Automobilindustrie. Einzelne Gewerkschaftsführungen – z. B. in den United Mine Workers und in den United Automobile Workers – gerieten unter Linksdruck, der jedoch nach dem Krieg durch administrative Maßnahmen ausgeschaltet wurde.

Waren Arbeiterschaft und Gewerkschaftspolitik der Kriegszeit auch nicht so »angepaßt«, wie manche Studien das belegen wollen, so bildeten sich in diesen Jahren doch die Strukturen der Arbeitsmarktbeziehungen der Nachkriegszeit heraus, die durch Taft-Hartley-Gesetz und McCarthyismus festgeschrieben, nicht aber grundsätzlich verändert wurden. Die Gewerkschaften gingen aus der Kriegszeit zwar organisatorisch gestärkt hervor – der Organisationsgrad stieg in der Industrie auf 35 % (1954) –, doch politisch waren sie geschwächt.

Daß die »pure« Organisationsgeschichte, also eine Gewerkschaftsgeschichte ohne jede Berücksichtigung des breiten und facettenreichen sozialhistorischen Hintergrundes, als überholt gilt, zeigen nicht nur die Überblicksdarstellungen, sondern auch die Untersuchungen zu einzelnen Industrieverbänden. So zeichnet Walter Galenson die Geschichte der Zimmerer-Gewerkschaft nach, die lange der stärkste Verband in der AFL war; er arbeitet insbesondere die Antwort der Gewerkschaft auf den Strukturwandel z. B. im Hausbau heraus; es gelang dem Verband, nicht nur die Holz-Bauarbeiter, sondern auch diejenigen zu organisieren, die mit den Materialien arbeiten, die das Holz ersetzten.[30] Vor allem die sozialen und politischen Schwierigkeiten der Gewerkschaften stehen im Mittelpunkt einer Reihe von Arbeiten: Zu denken ist an die Geschichte der Communication Workers of America, die durch »company associations« in Schach gehalten wurden, so daß sie erst in den 1940er Jahren den Durchbruch zum Massenverband schafften;[31] und zu erwähnen sind auch die sozialge-

29 *N. Poulantzas*, Political Power; *Claus Offe*, Structural Problems of the Capitalist State, in: German Political Studies 1, 1974, S. 31–57.

30 *Walter Galenson*, The United Brotherhood of Carpenters: The First Hundred Years, Cambridge 1983.

31 *John N. Schacht*, The Making of Telephone Unionism, 1920–1947, New Brunswick 1985.

schichtlich fundierten Studien zum Metallarbeiterstreik 1935[32] und zur Geschichte der Pulp and Paper Workers' Union 1933–1941[33].

Zeitliche und lokale Begrenzung und (oftmals) Konzentration auf eine oder zwei Firmen – so lautet hier die Devise, deren exemplarische Realisierung die Arbeit von *Ronald W. Schatz* über »The Electrical Workers« in den Unternehmen von General Electric und Westinghouse in den Jahren von 1923 bis 1960 bietet. Die Untersuchung von R. W. Schatz spiegelt, da ihre ersten Vorarbeiten bereits 1969/70 begannen, die Entwicklung der amerikanischen Sozialgeschichte in der letzten Zeit: In Übereinstimmung mit dem damaligen Trend zur »Community-Forschung« war zunächst eine Studie zum Verhältnis von Arbeitserfahrung und Politik der Arbeiterschaft in einer einzigen Stadt, in Chicago, geplant. Bei der Arbeit aber habe er, so schreibt R. W. Schatz in seinem Vorwort, festgestellt, daß ein anderer Ansatz nötig sei: »The distinctiveness of the working-class history of the 1930s, as contrasted to previous insurgencies, lies precisely in the fact that a locally based, rank-and-file effort gave rise to bureaucratic international unions and a system of labor relations regulated by federal law and codified in national contracts.« Dabei erschien ihm die Herausbildung der Bürokratie, zusammengestellt aus den aktivsten Teilen der Arbeiterschaft, geradezu als wichtigstes Ergebnis des Arbeitskonflikts selbst. Wenn das aber wahr sei, dann sei es erforderlich, »to synthesize the institutional and the social – to explain how unionism emerged from the factories and how the union's economic and political activities reflected the consciousness and influenced the situation of the rank and file.« (S. XII)[34]

Auf der Basis einer breit angelegten Archivauswertung und von rund 60 Interviews mit Arbeitern der Elektroindustrie entfaltet Schatz ein Panorama des Arbeitsprozesses, der diesen bestimmenden Faktoren und der sozialen und politischen Folgen. Da geht es u. a. um Qualifikationsunterschiede, Senioritätsprinzip, Stücklohn, um die informellen und formellen Beziehungen am Arbeitsplatz und im Betrieb und schließlich um die Regelungsformen von sozialen Konflikten mit und ohne die Gewerkschaften, speziell um die Politik der United Electrical, Radio and Machine Workers of America (UEW).

Die Einzelergebnisse dieser Analyse können hier nicht referiert werden. Nur als Beispiel sei auf die differenzierte Zuordnung von Arbeitsplatz einerseits, Geschlecht und ethnischer Herkunft andererseits sowie auf das daraus abgeleitete, eben sehr unterschiedliche Verhältnis zu bestimmten Kampfformen hingewiesen: So arbeitet R. W. Schatz detailliert heraus, daß die Einwanderer aus Süd- und Osteuropa, die überproportional gering qualifizierte Schwerstarbeit leisteten, mit wild cat strikes und Slow-down-Aktionen denen der Automobilindustrie ähnliche Kampfformen entwickelten, ohne indessen für radikale politische Ideen empfänglich zu sein. Demgegenüber waren bei den Facharbeitern mit ihrem Berufsstolz und ihrer relativ großen Arbeitsplatz-Autonomie die Träger radikaler Ansichten auszumachen, ohne daß dies jedoch zwangsläufig zu militanten Arbeitskampfformen geführt hätte. Gerade diese Arbeiter bildeten den Rückhalt für die Gewerkschaften, die im übrigen nur mit wechselndem Erfolg die zumeist angelernten Arbeiterinnen in der Feinmechanik zu organisieren vermochten.

Die Untersuchung von Arbeitsplatz und Arbeitserfahrung, von Mentalitäten und Gewerkschaftspolitik ist eingebettet in eine Analyse der Strukturentwicklung der Elektroindustrie, die mit ihren am wirtschaftlichen Erfolg orientierten Vorgaben den Rahmen für das Handeln von Management und Gewerkschaften absteckte. General Electric und Westinghouse stellen beide sowohl Produktionsgüter als auch Massenprodukte her; sie haben demgemäß

32 *George G. Suggs Jr.*, Union Busting in the Tri-State: The Oklahoma, Kansas, and Missouri Metal Workers' Strike of 1935, Norman 1986.

33 *Robert H. Zieger*, Rebuilding the Pulp and Paper Workers' Union, 1933–1941, Knoxville 1984.

34 Siehe dazu *Ronald W. Schatz*, Review Essay: Labor Historians, Labor Economics, and the Question of Synthesis, in: The Journal of American History 71, No. 1, 1984, S. 93–100.

nicht nur ein Interesse an der Sicherung einer kostengünstigen und reibungslosen Produktion, sondern zudem an der Entwicklung der Massenkaufkraft. Das daraus erwachsende Bemühen um Konfliktregulierung bei gleichzeitiger Interessengruppenvertretung macht die Elektroindustrie für R. W. Schatz zum »Paradebeispiel« des sozialintegrativen »corporativism«, auf den die UEW trotz ihrer radikalen politischen Orientierung mit einer zurückhaltenden Gewerkschaftspolitik antwortete. Anders als etwa in der Autoindustrie[35] hatte das Management in der Elektroindustrie in den 1930er Jahren Erfolg damit, Arbeiterschaft und Gewerkschaften durch Sozialharmonie-Pläne zu disziplinieren. Gab es auch in der Elektroindustrie keine großen Arbeitskämpfe, so macht R. W. Schatz doch deutlich, daß das Grundproblem auch hier war: »The struggle to improve the workers' material conditions and change the power relationships among people in the factories really began only after the union won recognition and in the framework of the contract.« (S. 105) Der nun beginnende Kampf um die Behauptung der sozialen Rechte ihrer Mitglieder im Alltag stellte die Gewerkschaften, so R. W. Schatz, in eine Reihe mit den Bewegungen für Sklavenbefreiung, Bürgerrechte und Frauenemanzipation als »one of the great movements for freedom and dignity in American history« (S. 117).

Aber R. W. Schatz übersieht keineswegs die Schattenseiten der auch von den Gewerkschaften mitgeprägten sozialen und politischen Entwicklung seit den 1930er Jahren: Er arbeitet die sozialen Kosten des Senioritätsprinzips heraus, das die Segmentierungen der Arbeiterschaft insbesondere nach Rasse und Geschlecht vertieft habe; er beleuchtet die vergleichbaren Probleme des Stücklohnes, der von den Gewerkschaften zunächst abgelehnt, ab den 1920er/1930er Jahren jedoch als Mittel der Reallohnstabilisierung und -steigerung akzeptiert wurde.

Mit seiner Analyse der UEW-Politik nach 1940 beleuchtet R. W. Schatz eines der interessantesten Kapitel der amerikanischen Gewerkschaftsgeschichte. Die UEW war 1940 mit etwa 700 000 Mitgliedern die größte kommunistisch orientierte Gewerkschaft der USA. Zum einen zeichnet R. W. Schatz die UEW-Politik im Kriege nach und zerstört dabei das Vorurteil, kommunistische Gewerkschaften seien im Zweiten Weltkrieg »national unzuverlässig« gewesen. Und zum zweiten untersucht er die schwierigen Umorientierungsprozesse der UEW in den Jahren von 1947 bis 1960, in denen ihr Einfluß von Regierung, katholischer Kirche und CIO begrenzt und in denen ihre Organisation in sechs oder sieben Verbände aufgespalten wurde. Auch für diese Phase versucht R. W. Schatz die soziale Basis der Politik, hier der Spaltungsprozesse, deutlich zu machen: Während die besser ausgebildeten, älteren Arbeiter mit ihrer antiklerikalen und radikalen politischen Überzeugung das Rückgrat der UEW bildeten, strömten die jüngeren, weniger gut qualifizierten (katholischen) Arbeiter vor allem in Pittsburgh und Erie in die International Union of Electrical Workers, die zum CIO gehörte. Die unterschiedliche Organisationswahl interpretiert R. W. Schatz als Folge generationeller Erfahrungsunterschiede: Die alten Gewerkschaften der 1930er Jahre paßten nicht zur Mentalität der jungen Arbeiter und Arbeiterinnen der Kriegs- und Nachkriegszeit (S. 216). Mit diesem Zugriff reproduziert R. W. Schatz wohl die ohne Zweifel entpolitisierende Wirkung der McCarthy-Ära, die jedoch ihrerseits als *politischer* Faktor in den Blick genommen werden müßte. Daß auch dies indessen als Erklärungsansatz für die Spaltung der UEW nicht ausreicht, macht ein Hinweis auf die United Automobile Workers deutlich: Diese Gewerkschaft erlebte trotz aller Segmentierungen ihres Organisationsgebietes und trotz allen politischen Drucks zwar 1946/47 schwere Fraktionskämpfe, aber keine Spaltung.[36] Vielleicht wird man gerade die kommunistische Orientierung der UEW in der

35 Siehe Anm. 28.

36 Siehe dazu *Martin Halpern*, The Desintegration of the Left-Center Coalition in the UAW, 1945–1950, Diss. University of Michigan 1982; *ders.*, Taft-Hartley and the Defeat of the Progressive Alternative in the United Auto Workers, in: Labor History 27, Spring 1986, S. 204–226.

Kriegs- und Nachkriegszeit als Herausforderung zum Wechsel von der »Red« zur »American Union« und damit die Bedeutung des politisch-ideologischen Faktors für die Gewerkschaftsentwicklung insgesamt höher veranschlagen müssen, als R. W. Schatz dies trotz seines Bemühens um eine Synthese von Sozial- und Politikgeschichte getan hat.

IV.

Die Stellung von Arbeiterschaft und Gewerkschaften in der amerikanischen Gesellschaft differenziert herausgearbeitet zu haben, ist das zentrale Verdienst der in den 1970er Jahren aufblühenden Community-Forschung, in deren Mittelpunkt die soziale und politische Vernetzung von Arbeiterpolitik bzw. Gewerkschaftsarbeit auf lokaler Ebene steht.[37] Dieser Forschungstrend ist keineswegs von neueren Entwicklungen abgelöst worden; er hat vielmehr auch in den 1980er Jahren eine Reihe von sozialgeschichtlichen Arbeiten hervorgebracht, die die Spezifika der amerikanischen Politik beleuchten. Die Palette der Themen ist bunt. Es finden sich z. B. Arbeiten zur Vor- und Frühzeit der Industrialisierung. Während sich Sean Wilentz[38] auf die 1830er Jahre konzentriert, den Niedergang des Handwerks, den Vormarsch der Mechanisierung, die Spaltung der Gesellschaft und damit insgesamt die beginnende Herausbildung der industriellen Arbeiterschaft beleuchtet, zieht Steven J. Ross[39] die Linie – allerdings etwas schematisch – durch bis zur Gewerkschaftsbildung in den 1880er Jahren. Auch für die Phase der Hochindustrialisierung sind mehrere Arbeiten zu nennen: Zu erwähnen sind Richard J. Oestreichers Reinterpretation der Knights of Labor am Beispiel der Entwicklung in Detroit[40] und die Studie von *Francis G. Couvares* über Pittsburgh 1877–1919[41], die auf folgende Fragen eine Antwort zu geben verspricht: »How did the city that embraced the labor struggle of 1877 turn into the city which so fiercely repudiated the labor struggle of 1919? What forces transformed a plebeian community, in which industrial workers and other petty citizens exercised a real measure of power over their lives, into a grim metropolis whose inhabitants were decisively mastered by Big Steel?« Um diese Fragen zu beantworten, untersucht F. G. Couvares den kulturellen Wandel als Quelle von Konflikt und Solidarität innerhalb des gesellschaftlichen Zusammenhanges. Dabei gelten ihm die Veränderungen des Arbeitsplatzes, d. h. der Rückgang der Facharbeiter-Autonomie, als Grund auch für die Veränderungen der politischen Kultur in Pittsburgh. Die bis 1880 gültigen Werte der »Community« von »craft autonomy«, »republican equality« bis »local solidarity« waren eindeutig vom Selbstverständnis der Handwerker geprägt, wurden aber mit dem Aufstieg der Stahlindustrie und mit der durch den Zustrom von Einwanderern wachsenden Segmentierung der Arbeiterschaft zerstört. Die Entwertung der Arbeit und die Segmentie-

37 *Derek C. Bok/John T. Dunlop*, Labor and the American Community, New York 1970; *Michael H. Frisch/Daniel Walkowitz* (Hrsg.), Working-Class America: Essays on Labor, Community, and American Society, Champaign 1983; *James E. Cronin/Carmen Sirianni* (Hrsg.), Work, Community, and Power: The Experience of Labor in Europe and America, 1900–1925, Philadelphia 1983.

38 *Sean Wilentz*, Chants Democratic: New York City and the Rise of the American Working Class, 1788–1850, New York 1984.

39 *Steven J. Ross*, Workers on the Edge: Work, Leisure, and Politics in Industrializing Cincinnati, 1788–1890, New York 1985. Siehe auch *Harold W. Aurand*, Population Change and Social Continuity: Ten Years in a Coal Town, Selinsgrove 1986; *David Thelen*, Paths of Resistence: Tradition of Dignity in Industrializing Missouri, New York 1986.

40 *Richard J. Oestreicher*, Solidarity and Fragmentation: Working People and Class Consciousness in Detroit, 1875–1900, Urbana 1986. Vgl. auch *Leon Fink*, Workingmen's Democracy: The Knights of Labor and American Politics, Urbana 1983.

41 *Francis G. Couvares*, The Remaking of Pittsburgh: Class and Culture in an Industrializing City, 1877–1919, Albany 1984.

rung der Arbeiterschaft schufen die Voraussetzungen für die Durchsetzung der bürgerlichen Kultur, als deren Indiz F. G. Couvares wohl etwas zu eindimensional die Professionalisierung der Politik durch die Herausbildung von Parteimanagern ansieht. F. G. Couvares leistet mit der Verbindung von Arbeitsplatzanalyse und Community-Forschung gewiß einen Beitrag zur »Repolitisierung« der Sozialgeschichte; er blendet indessen die Bereiche von Familie und Nachbarschaft allzu scharf aus seinem Analyserahmen aus.
Gerade diesen Bereich rückt *Tamara K. Hareven* ins Zentrum ihrer Untersuchung zur Textilarbeiterschaft der Amoskeag-Fabrik im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts.[42] Trotz der ausführlichen methodischen Überlegungen im Anhang bleiben jedoch die Probleme der Repräsentativität in der konkreten Einschätzung der hier ausgebreiteten Oral-History-Ergebnisse unterbelichtet. Demgemäß fällt es schwer, die These, daß gerade die ethnische und familiäre Solidarität der Herausbildung eines geschlossenen Klassenbewußtseins im Wege stand, genauer zu gewichten.
Auch dem Anteil einzelner ethnischer Minderheiten haben sich mehrere Autoren gewidmet: Während zum einen die ethnische Aufsplitterung einer Industriegemeinde beleuchtet wird[43], untersuchen andere einzelne Gruppen – »die« Iren[44], »die« Deutschen[45], »die« Osteuropäer[46] – in bestimmten Städten. Führen auch derartige Detailstudien zu einer vertieften Kenntnis über die einzelnen ethnischen Segmente der amerikanischen Arbeiterschaft, so verraten sie dennoch oftmals die Neigung, die Homogenität der jeweils betrachteten Einwanderergruppe sehr, wohl manchmal allzu hoch zu veranschlagen.
Festzuhalten ist, daß sich die Community-Forschung auch in den 1980er Jahren als ein überaus fruchtbarer Ansatz zur sozial- und politikgeschichtlichen Erkundung der amerikanischen Entwicklung erwiesen hat. Dieser methodische Zugriff kann indessen eben wegen des ungleich höheren Grades lokaler Autonomie und Vergesellschaftung in den USA kaum ohne weiteres auf Analysen zur deutschen Gesellschaftsgeschichte übertragen werden.

V.

Gerade die Spezialuntersuchungen zur ethnischen Spaltung der amerikanischen Arbeiterschaft verweisen nochmals auf die zentrale Problematik der amerikanischen Sozialgeschichte: Tendenzen zur Segmentierung stehen neben den Bemühungen um Integration – in der realen Arbeitergeschichte wie in der Historiographie. Bei aller Tendenz zur kleinräumigen und zeitlich begrenzten Spezialstudie sind doch die Versuche zur Synthese nicht zu übersehen, die – auf vielfältiger methodischer Grundlage – eine Verknüpfung von organisations-, sozial- und politikgeschichtlichen Fragestellungen bieten. Vorherrschendes Kennzeichen der meisten neueren Arbeiten ist der Blick für die Doppelbödigkeit gesellschaftlicher Entwicklungsprozesse, ist die Bereitschaft, Ambivalenzen und Widersprüche nicht zugunsten vorgefertigter Theoreme zu harmonisieren.

---

42 *Tamara K. Hareven*, Family Time and Industrial Time: The Relationship between the Family and Work in a New England Industrial Community, Cambridge 1982; vgl. die Rezension von *Friedrich Lenger* in: Archiv für Sozialgeschichte XXIV, 1984, S. 739 f.

43 *Raymond A. Mohl/Neil Betten*, Steel City: Urban and Ethnic Patterns in Gary, Indiana, 1906–1950, New York 1986; vgl. auch zum Kontext: *Gwendolyn Mink*, Old Labor and New Immigrants in American Political Development: Union, Party, and State, 1875–1920, Ithaca 1986.

44 *Dennis P. Ryan*, Beyond the Ballot Box: A Social History of the Boston Irish, 1845–1917, Rutherford/N.J. 1983.

45 *Hartmut Keil/John B. Jentz* (Hrsg.), German Workers in Industrial Chicago, 1850–1910: A Comparative Perspective, DeKalb 1983.

46 *Ewa Morawska*, For Bread with Butter: The Life-Worlds of East-Central Europeans in Johnstown, Pennsylvania, 1890–1940, New York 1985.

In vielen Arbeiten wird zudem die alte, immer wieder aktuelle Frage nach den Gründen dafür aufgeworfen, daß es in den USA nicht zur Herausbildung einer nennenswerten sozialistischen Arbeiterbewegung gekommen sei. Trotz aller Bemühungen auch der neueren Forschungen kann man nicht sagen, daß die Beantwortung dieser Frage sehr viel klarer geworden sei. Der Katalog von Gründen – vom Fehlen des Feudalismus über die (relative) politische Freiheitlichkeit bis hin zur ethnischen Segmentierung der Arbeiterschaft in den USA – wird auch in den jüngst vorgelegten Studien erneut genannt, jedoch nicht durch schlagende »neue« Argumente erklärungskräftiger.[47]

Zwei Forschungsergebnisse seien indessen festgehalten: Zum einen die oft übersehene (Binsen-)Weisheit, daß die Abwesenheit einer dominierenden sozialistischen Arbeiterbewegung nicht gleichzusetzen ist mit der Abwesenheit eines eigenständigen Arbeiter-Klassen-Bewußtseins. Und zweitens die Erkenntnis, daß es durchaus Ansätze zur sozialistischen und kommunistischen Politisierung »der« Arbeiterschaft gab, auch wenn dies nicht oder nur selten verbunden war mit marxistisch orientierten Deutungsmustern. Da wird man zum einen an die »Independent Progressives« denken, die sich zwar nur zu einem gewissen Teil als Sozialisten verstanden, die aber für ökonomische Planung, städtisches Eigentum, Einkommensneuverteilung, Sozialversicherung usw. eintraten.[48] Auch manche Anhänger des linken Flügels der New-Deal-Bewegung wird man in diesem Zusammenhang nennen müssen.[49] Und dann sind natürlich jene Sozialreformer zu erwähnen, die für Demokratie und soziale Gerechtigkeit eintraten, sich dabei allerdings immer von den Kommunisten abzugrenzen bemüht waren.[50] Auch daß es eine kommunistische Bewegung in den USA gab, wird – nach den Konflikten der McCarthy-Zeit – erst jetzt wieder verstärkt ins öffentliche Bewußtsein gehoben: Die Rolle von Kommunisten in einzelnen Städten[51], in den Gewerkschaften des CIO[52] und im Zweiten Weltkrieg[53] wird dabei aufgearbeitet.

Diese Hinweise können nur die Forschungsschwerpunkte und Interpretationstendenzen der letzten Jahre andeuten, die insgesamt ein »offeneres« und »ambivalenteres« Bild der amerikanischen Gesellschaftsentwicklung entwerfen. Das gilt nicht nur für die Fülle von zeitlich oder regional begrenzten Detailstudien mit überdies oftmals eng beschriebener Fragestellung, sondern auch und vor allem für die ambitionierten Versuche einer Gesamtschau von Arbeitsprozeß, Arbeiterbewußtsein und Politik für längere Zeiträume. Daß bei einer solchen »Revision« der Arbeitergeschichte die Epochengrenzen nicht mehr so scharf zu ziehen sind, liegt in der Natur der Sache: Wenn die inneren Widersprüche jeder einzelnen Phase deutlicher herausgearbeitet werden, verbieten sich alle grobschlächtigen Vereinfachungen

47 Siehe dazu *Sean Wilentz*, Against Exceptionalism: Class Consciousness and the American Labor Movement, 1790–1920, in: ILWCH, No. 26, Fall 1984, S. 1–24; siehe dazu die Diskussionsbeiträge von *Nick Salvatore* und *Michael Hanagan* (ebda., S. 25–30 bzw. 31–36), *Steven Sapolsky* (in: ILWCH, No. 27, Spring 1985, S. 35–38) sowie die Antwort von *S. Wilentz* (in: ILWCH, No. 28, Fall 1985, S. 46–55). Vgl. auch *Michael Denning*, »The Special American Conditions«: Marxism and American Studies, in: American Quarterly 38, Bibliography, 1986, No. 3, S. 356–380.

48 *Eugene Tobin*, Organize or Perish: America's Independent Progressives, 1913–1933, New York 1986.

49 *Theodore Rosenof*, Patterns of Political Economy in America: The Failure to Develop a Democratic Left Synthesis, 1933–1950, New York 1983.

50 *Robert Hyfler*, Prophets of the Left: American Socialist Thought in the Twentieth Century, Westport, Conn. 1984.

51 *Paul Lyons*, Philadelphia Communists, 1936–1956, Philadelphia 1982; *Mark Naison*, Communists in Harlem During the Depression, Urbana 1983.

52 *Harvey A. Levenstein*, Communism, Anticommunism, and the CIO, Westport, Conn. 1981.

53 *Maurice Isserman*, Which Side Were You On? The American Communist Party During the Second World War, Middletown 1982.

und griffigen Formeln von selbst. Auf diesem Weg zur »differenzierten Synthese« eines hochgradig segmentierten Forschungsspektrums ist die amerikanische Arbeiter- als Gesellschaftsgeschichte in den 1980er Jahren ein gutes Stück vorangekommen.

Dieter K. Buse

Neue Biographien über Friedrich Ebert

Peter-Christian Witt, Friedrich Ebert. Parteiführer, Reichskanzler, Volksbeauftragter, Reichspräsident, Verlag Neue Gesellschaft, Bonn 1987, 174 S., Pb., 12,80 DM.

Werner Maser, Friedrich Ebert. Der erste deutsche Reichspräsident. Eine politische Biographie, Droemersche Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf., München 1987, 320 S., geb., 42 DM.

Friedrich Ebert war einer der wichtigsten Politiker Deutschlands im kritischen Zeitraum von 1913–1923. Doch bleibt sein Leben mit seinen vielen politischen Wendungen weitgehend unbekannt und unerforscht. Hoffentlich wird die neue Stiftung Reichspräsident Friedrich-Ebert-Gedenkstätte viel unternehmen, um die verschiedenen politischen Etappen in Eberts Leben – als Sozialist, als Demokrat, als Nationalist – sowie die unterschiedlichen menschlichen Aspekte Eberts – der Bergsteiger, der Sänger, der Reiter – zugänglich zu machen. Einige seiner Entscheidungen sind in jedem Geschichtsbuch zu finden, doch seine persönliche Entwicklung, seine Leistungen und Erfahrungen als Agitator und Organisator oder seine Schwierigkeiten in der Ausübung schwerer Ämter sind wenig bekannt.

Die beiden neuen Biographien sind leider nicht imstande, den vielen Fragen, die Ebert betreffen, erschöpfend nachzugehen. Beide sind populäre Arbeiten, die genaue Verweise auf Unterlagen weglassen. Es gibt nur allgemeine Hinweise zu weiterführender Literatur. *Witts* »Versuch« (S. 7) einer Biographie ist eine Erweiterung früherer Aufsätze von 1971 und 1980, in denen die Herkunft der Zitate angegeben worden ist. Witt sucht eine ausgewogene Bilanz herzustellen; in neun Kapiteln von ungefähr gleicher Länge legt er die Betonung auf Eberts Anfänge und Tätigkeit in der Arbeiterbewegung, seinen Aufstieg in der Partei, seine Leitung der Partei, seine Entscheidungen während des Krieges, seinen Übergang von der Opposition zur Regierungsbeteiligung, seine Führung des Rates der Volksbeauftragten, seine Konzeption des Amtes des Reichspräsidenten und seinen Beitrag zur Etablierung und Festigung der Weimarer Republik. Dabei bringt er wenig neue Information, aber er zeigt, daß er die neuere Literatur und Quellen gut kennt. *Witt* versucht auch ausgewogene Urteile zu treffen, wobei er immer die Begründung für seine Ansichten genau angibt. Das Resultat ist eine kurze, solide, populäre Geschichte in klarem, direktem Stil. Wenn man auch nicht mit allen Interpretationen einverstanden ist, muß doch zugegeben werden, daß die Hauptfragen aufgegriffen werden. Obwohl *Witt* meistens Eberts Rollen und Möglichkeiten positiv bewertet, ist dies keine Apologie (wie einige – zum Beispiel Eberhard Kolb – von seinen früheren Aufsätzen behaupteten). Die mehr als doppelt so lange Studie von *Maser* dagegen ergibt nicht die Hälfte an Ideen oder Informationen. *Maser* bietet eine chronologisch geordnete Erzählung, die wenig Fragen stellt, aber häufig Behauptungen ohne Belege aufstellt. Die Hälfte von Masers Arbeit ist der Zeit vor 1917 gewidmet; am schwächsten sind die letzten 80 Seiten über den Zeitraum 1919–1925, die viel weniger als die 60 von *Witt* zum selben Zeitraum bringen.

Eine Biographie über Friedrich Ebert zu erstellen, war immer schwierig. Die Tatsache, daß

persönliche Papiere fehlen und Briefe, Protokolle und dokumentarische Unterlagen weit verstreut sind, stand lange einer sachlichen Studie im Wege. Aber seit den 60er Jahren, als Kabinetts- und Ausschußprotokolle, Tagebücher von Kollegen und Sammlungen von Reden oder über internationale Kontakte der Sozialisten veröffentlicht worden sind, sind viele Hindernisse aus dem Weg geräumt. *Witt* weiß dies und erkennt es an, aber *Maser* bezieht die meisten dokumentarischen Unterlagen nicht ein. Ein großes Hindernis für eine Ebert-Biographie ist also nicht mehr die Quantität der Unterlagen, sondern die Qualität, da so wenig Persönliches vorhanden ist. Wieder erkennt *Witt* dieses Problem besonders für Motivationen Eberts, während *Maser* es umgeht, indem er einfach Urteile über Eberts Persönlichkeit fällt, ohne Belege zu erbringen.

Das größte Problem einer Ebert-Biographie bleibt aber die ideologische Einstellung jedes Autors. 1923 konnte Theodor Heuss Ebert als den Lincoln Deutschlands bezeichnen. Zur selben Zeit haben KPD-Hefte Ebert als Verräter an der Arbeiterklasse attackiert, während Nazis und Konservative ihn als Verräter an der Sache der Nation diffamierten. Privat hatten einige der letzteren zugegeben, daß Ebert politisch gar nicht so übel war. Interessant ist, daß die seinerzeitige SPD Schwierigkeiten hatte, ›ihren‹ Ebert zu verteidigen oder historisch zu beurteilen. Nach dem Zweiten Weltkrieg lagen die Meinungen immer noch weit auseinander, als Amerikaner – wie Schorske – Ebert zu einem Stalin oder ähnlichem degradierten, während die SED-Ideologen meistens die KPD-Meinung vertraten. Die westdeutschen Forscher haben zuerst Eberts Abmachungen mit dem Militär und der Geschäftswelt verteidigt, aber seit die Räte-Forscher genauer hinsahen, gibt es eine schärfere Kritik, und aus dem »Retter« Ebert wurde der Verantwortliche für Versäumnisse. Langsam entstanden kritische Meinungen, die mit sachlichem Inhalt verbunden waren und über Konzepte wie ›Verdienst und Grenzen‹ (Besson) mit der Wiederholung der biographischen Daten, die schon in den 1920er Jahren existierten, hinausgingen. Versuche, Eberts Rollen und Entscheidungen aus den aktuellen Situationen zu erfassen, statt nur einen ideologischen Standpunkt zu wiederholen, mehrten sich, wie die Arbeiten von Kolb, Matthias, Schwabe und Winkler beweisen. Doch auch diese Studien haben mit ideologisch belasteten Augen gesehen, da sie nur einen Teil von Eberts politisch-sozialer Tätigkeit untersuchten und dennoch Urteile über seine geschichtliche Rolle und Bedeutung in ihrer Gesamtheit abzugeben trachteten. Warum wird so viel geboten über Eberts Versäumnisse gegenüber der Demokratie und so wenig über Eberts Versäumnisse gegenüber dem Sozialismus? Konservativ und liberal eingestellte Historiker fanden es immer schwer, mit dem Sozialisten Ebert zurechtzukommen, obwohl sie den ›Staatsmann‹ schätzten. Sozialdemokraten von heute haben es nicht nur schwer mit dem Nothelfer der Rechten von Weimar, sondern auch mit dem Stil des Sozialismus der Vorkriegszeit. Der gesamte Ebert ist vielleicht so schwer zu erfassen, weil einzelne Aspekte ideologisch so unbequem sind.

Witt macht seinen ideologischen Standpunkt klar. Er verteidigt Ebert als sozialen Demokraten, der zwischen 1918 und 1923 vieles unternommen und erreicht hat, um die Grundlagen für eine moderne Gesellschaft zu legen. Er wendet sich gegen die Historiker, die Ebert vorwerfen, eine alternative Marschroute mit den Räten 1918/19 nicht ausgenutzt und dabei die Grundlagen der politischen Demokratie langfristig gefährdet zu haben. *Witt* behauptet, offene Situationen seien immer vorhanden und Ebert sei nicht für das Ende der Weimarer Republik verantwortlich. Seine Hauptthese lautet: »Während der große ›revolutionäre‹ gesellschaftliche und ökonomische Umschwung ausgeblieben war, hatte Ebert jedoch in täglicher Kleinarbeit, mit vielfachen Schwierigkeiten kämpfend, die Grundlage für eine soziale Demokratie gelegt.« (S. 105) Mit Beispielen von der Sicherung der Ernährung, der Demobilmachung, der Wiederankurbelung der Wirtschaft und der Fortbildung der staatlichen Sozialpolitik versucht *Witt* dies zu belegen.

Maser dagegen erklärt nie systematisch seinen Standpunkt; er sieht Ebert als den Retter Deutschlands vor den Extremisten von links und rechts. Für diesen sehr konservativen Hi-

storiker war Ebert ein großer Staatsmann, aber leider wird die Demokratie, von der *Maser* spricht, nie definiert, werden die sozialistischen Ideale und Aussagen Eberts einfach nicht erwähnt, ist überhaupt nicht klar, wieso Ebert die Nation rettete und wie er das ganz alleine genau unternommen hat. Obwohl beide Autoren Eberts Entscheidung von 1918/19 verteidigen und versuchen, ihn gegen die kritischen Stimmen von Schorske, Matthias, Kolb, oder Winkler zu verteidigen, macht nur *Witt* den Eindruck, daß er wirklich Dokumente und Situationen genau durchgesehen und durchdacht hat; zum größten Teil hat *Maser* nur andere Autoren übernommen, und nur dann, wenn sie in sein Schema paßten. Den schwierigen Fragen weicht er aber aus.

Um diese Kritik zu belegen, werden im folgenden einige Beispiele aus beiden Büchern vorgelegt. Eine persönliche Beobachtung voraus: Natürlich finde ich es angenehm, daß *Witt* (wenn auch in vielen Fällen anderer Meinung) in seinem historiographischen Bericht erwähnt, daß »Kotowski's Untersuchung [eine Biographie Eberts bis 1917] [. . .] heute durch die Dissertation von Dieter K. Buse in allen wesentlichen Punkten überholt [ist]« (S. 12 f.), und mit mir übereinstimmt, daß Ebert seit 1910 als Teil einer kollektiven Führungsgruppe in der SPD Einfluß hatte. Auf der anderen Seite finde ich es erschreckend, wenn *Maser* die Arbeiten anderer in seiner Bibliographie erwähnt, dann aber deren Ergebnissen ausweicht. Deswegen macht es wohl wenig Unterschied, daß *Maser* die Arbeiten von Blänsdorf, Grebing, Arns (Historische Zeitschrift, Beiheft von 1971), Kolb (weder über die Arbeiterräte noch über Rahmenbedingungen während der Revolution), Schwabe oder Mommsen nicht erwähnt.

Exemplarisch ist *Masers* Einleitung. Er beginnt mit Andeutungen über Georg Strotz und einen erfolgreichen Streik in Mannheim. Dieser Halbbruder Karl Eberts und deswegen Onkel Friedrich Eberts war einflußreich in der lokalen Arbeiterbewegung. Danach wird die Genealogie der Familie Ebert nachgezeichnet, wie sie W. Hutschke 1968 dargestellt hat, und daraufhin die Bedeutung von Strotz nachgewiesen, wie es J. Schadt 1973 getan hat. Nachdem *Maser* bemerkt hat, daß Eberts Leben im gleichen Jahr wie das Kaiserreich begann und beides miteinander zusammenhing, behauptet er: »Friedrich Eberts Position in der Geschichte dagegen konnte niemand auch nur vorausahnen. Sie wurde erst offenbar, als die Macht des Kaisers gebrochen und das Kaiserreich am Ende war. Ihm – dem Nachkommen von Tagelöhnern, Dorfeinwohnern ohne Bürgerrechte, Bauern und Handwerkern, dessen Abstammung auch heute noch nicht einmal über fünf Generationen lückenlos nachgewiesen werden kann, dem mit einer Arbeitertochter verheirateten Handwerker ohne Abschlußprüfung – wurde die Bilanz bankerotter habsburgisch-hohenzollernscher Weltpolitik buchstäblich über Nacht mit der Auflage aufgebürdet, die totale Katastrophe abzuwenden und die Auslöschung Deutschlands aus der Geschichte zu verhindern.« (S. 10) Ebert wird wieder der »Retter« Deutschlands, wie Kotowski und andere ihn hingestellt haben. Daß das ganze Buch niemals zeigt, wer und wie jemand Deutschland auslöschen wollte, ist ein Teil von *Masers* Arbeitsmethode, genauso wie die Tatsache, daß er davon ausgeht, Ebert habe erst ab 1918 eine Position in der Geschichte bekommen. Hatte Ebert als Sozialist keinen Platz in der Geschichte verdient?

Maser hat es schwer mit Ebert als Sozialisten. Häufig beschreibt er Städte und Stationen, statt zu berichten, was Ebert getan und gesagt hat. Dabei wärmt er viel alte Suppe auf, zum Beispiel die Geschichte des Bremer Pastors Felden, der die erste längere Biographie Friedrich Eberts schrieb und sie als *Roman* bezeichnete. Felden wollte das Gerede von Ebert als Trunkenbold zurückdrängen (wogegen General Groener Ebert in privaten Briefen schon verteidigte). Deswegen hatte Felden vielleicht die Geschichte erfunden, daß Ebert sich nicht wohl fühlte, als er 1894–1900 ein Lokal führte. Feldens Romanbild wurde von Besson übernommen und auch von Schorske und *Maser* wiederholt. Daß Ebert gern und häufig trank, wurde vergessen, so hat Feldens Roman Geschichte gemacht. Aber *Maser* geht weiter und argumentiert ohne Angabe von Quellen: »Richtig ist daran, daß Ebert endlich [durch die Lo-

kaleröffnung] eine Stätte gefunden hatte, die ihm die Möglichkeit bot, im Sinne seiner politischen Vorstellungen stationär tätig werden zu können, nicht richtig dagegen, daß nun ›alle bekannten Genossen‹ dort ›ihr Bier getrunken‹ hätten. Erwiesen ist nämlich, daß mancher Genosse vom betont bürgerlich auftretenden und stets auf außerordentliche Korrektheit achtenden Wirt Ebert ermahnt wurde, künftig für den Besuch des Restaurants einen ›anständigen Gehrock‹ anzuziehen, was verständlicherweise nicht jedermanns Gepflogenheiten und Möglichkeiten entsprach.« (S. 58)

Woher diese Auskünfte und Zitate stammen, ist nicht angegeben. Doch direkt danach wird die Auseinandersetzung Friedrich Eberts mit Heinrich Schulz so hingestellt, als ob Schulz Ebert aus der Bremer-Bürgerzeitung herausgedrängt habe. (Wenn das der Fall gewesen wäre, wäre diese Zeitung wohl kaum eine ausgezeichnete Quelle für Eberts Reden und organisatorische Tätigkeit.) Im selben Paragraphen wird noch erwähnt, daß Ebert sich mit Freunden eine Jagd pachtete »und ging, ganz saturierter Bürger [. . .] dem ›edlen Waidwerk‹ nach«. Dann kommt der Zweck des Ganzen: »Der Gastwirt Ebert, der erwartete, daß Genossen ›anständige Gehröcke‹ trugen, wenn sie sein Restaurant beträten, ging auf die Pirsch, nicht um sein Durchhaltevermögen dadurch zu stabilisieren, daß er Hasen ›abknallte‹ und Rehe ›umlegte‹, sondern weil er seinen Bürgerstatus auffällig demonstrieren wollte. Ein Mann, der im ›grünen Rock‹ durch die Straßen geht und fährt, im exklusiven Klub mit eigenem Boot in weißem Dreß segelt und im Gehrock arbeitet, will zeigen, daß er erfolgreich ist und zu denen gehört, die sich ein bourgeoises Leben leisten können.« (S. 58 f.) Würde *Maser* das auch behaupten von jemandem, der sich mit Katzen abbilden ließ und immer mit Krawatte und gutem Anzug in Schweizer Bürgerstuben auf Bildern zu sehen ist, wie zum Beispiel Lenin? Wir wissen aus Briefen, daß Rosa Luxemburg viel reiste und besonders fein gegessen hat, aber was bedeutete das für ihre Ideen? Nach der Auskunft, die *Maser* vom Sohn Eberts erhielt, mußten die Kinder das Boot waschen und auch Kartoffelsalat mit Buletten essen (S. 76), was vielleicht nicht mit dem »exklusiven Klub« zu vereinbaren ist. Was sich dabei herauslesen läßt, ist, daß Ebert für *Maser* kein echter bzw. ein schlechter Sozialist war. Die Frage, warum dieser Bourgeois Ebert 1914 in der Öffentlichkeit folgendes sagte, ist durch eine solche Geschichte nicht zu erklären; man braucht es auch nicht, denn es wird nicht erwähnt:

»Junker, Großkapitalisten sowie alle übrigen Nutznießer der Ausbeutung und Bedrückung des Volkes [. . .] Die Scharfmacher haben die brutale Auffassung, daß die Arbeiter Ausbeutungsobjekte seien. [. . .] 3000 Kapitalkönige beherrschen das wirtschaftliche Leben der Welt. [. . .] Durch die Politischerklärung der Gewerkschaften sollen 2 1/2 Millionen Arbeiter außerhalb des Rechts gestellt werden. Dabei leisten die Gewerkschaften selbst nach dem Urteil bürgerlicher Volkswirte eine Kulturarbeit ersten Ranges. Dennoch stehen sie rechtlich schlechter als ein Skat- oder Kegelklub. [. . .] Ich glaube gezeigt zu haben, daß wir in der Tat schweren Kämpfen entgegengehen. Feinde ringsum!« (Friedrich Ebert, Schriften, Aufzeichnungen, Reden, Bd. I, Dresden 1926, S. 217–223, dort falsch eingeordnet unter 1902, eigentlich zum 1. Mai 1914).

Der Ebert, der diese Worte noch 1914 von sich gab, erscheint nicht in *Masers* Biographie. Ebert wird weder als Kämpfer für den Sozialismus noch als kämpfender Sozialist, sondern als braver Bürger dargestellt. Dadurch könnte man zu dem Schluß kommen, daß Ebert vieles sagte, was er nicht meinte, oder daß er ein Opportunist war, was *Maser* gar nicht suggerieren will.

Eine andere Version, die Felden verbreitete und Schorske übernahm – und die längst widerlegt ist –, ist die, Ebert sei der alleinige Urheber der modernen bürokratischen Arbeitsweise in der SPD (S. 61, 77). *Witt* gründet sein Argument dagegen auf treffende Unterlagen (S. 52–55). *Maser* führt die genannten Arbeiten zwar in seiner Bibliographie auf, aber wertet sie nicht aus.

Masers Ziel kann man vom Titel des II. Kapitels ablesen: Auf dem Weg zum Staatsmann (1905–1918). Ebert sammelte administrative Erfahrung, lernte den deutschen Staat im

Krieg schätzen und führte seine Partei in Richtung Akzeptierung des Staates. Daß Ebert dabei einige seiner Werte und Grundorientierungen änderte, kommt bei *Maser* nicht vor, denn die Polizeiberichte über Ebert als Agitator werden nicht zitiert, die Reden gegen den Kapitalismus weggelassen, und die Arbeit für eine andere soziale Welt wird nur teilweise präsentiert. *Masers* junger Ebert ist kaum ein Sozialist, und deswegen gibt es die wichtigen Fragen nicht, warum und wie der Internationalist *und* Patriot zu einem Nationalisten wurde, warum der Gegner des imperialistischen Kaiserreiches zu einem Befürworter von Kolonien wurde oder warum der Antimilitarist sich mit Militaristen abfinden konnte?
Wenn man solche Fragen stellt, muß man auch die Interpretation von *Witt* genauer ansehen. Seine Behauptung (S. 14), Eberts Politik sei geradlinig gewesen, muß man mit einer Reihe von Fragezeichen versehen. War Ebert als Sozialist nicht gegen das Militär bis 1914, und hat er als Präsident nicht wieder von der Armee als Schule der Nation gesprochen? War er nicht Republikaner, der sich aber mit der Monarchie abfinden wollte? War er nicht für Sozialisierung, bot dann aber nur Ausreden, als es um die Realisierung dieser Forderung ging? War er nicht gegen die großen Firmen, und arbeitete er nachher nicht mit Cuno und Stinnes zusammen, und wofür? Man könnte behaupten, daß Friedrich Ebert vor 1914 keinen einzigen deutschen Industriellen kannte, und doch war er ab 1918 mit Cuno und anderen befreundet durch den Holzendorff-Kreis – wie ist eine solche Wende zustande gekommen? Hat er sich so geändert, oder ist die Welt um ihn herum anders geworden? Oder traf beides zu? Eine Biographie Eberts sollte diese Aspekte seiner Entwicklung erklären!
Doch hat *Witt* einen denkenden Mann präsentiert, der sachlich und gut informiert arbeitete. *Witt* hat Ebert auch als einen Teil einer Gruppe in der SPD-Führung verstanden und ihn nie als den allein Entscheidenden oder lediglich in seiner Funktion als Volksbeauftragter oder Präsidenten dargestellt. *Maser* dagegen läßt Ebert die Weltgeschichte dirigieren:
»Daß dieser Frieden [Brest-Litovsk] letztlich auch ihm [Ebert] und seinem persönlichen Engagement zu verdanken war, wußte dort allerdings niemand. Das Geheimnis kannten nur Carl Legien, Parvus-Helphand, der mit Ebert und Legien eng befreundete schwedische Sozialdemokrat Wilhelm Jansson – und schließlich General Ludendorff, mit denen Ebert unter strengster Geheimhaltung den Plan vorbereitet hatte, Lenin mit Hilfe der Obersten Heeresleitung aus der Schweiz [. . .] nach Petersburg zu transportieren, um ihm die Möglichkeit zu geben, in Rußland die Revolution durchzusetzen und den Zaren zu stürzen.
Ebert ging es – mit Ludendorff und Legien – darum, durch eine russische Revolution die im Osten kämpfenden deutschen Truppen für eine Entscheidungsschlacht in Frankreich freizubekommen. Daß er weder Scheidemann noch sonst jemanden aus der Führungsspitze der SPD darüber informiert hatte, läßt ahnen, wie gut er seine ›Pappenheimer‹ kannte. Scheidemann, der in seiner Eitelkeit nicht gern eingestand, über bestimmte Vorgänge nicht informiert zu sein, monierte auch nach Eberts Tod nicht nur, daß er ›erst nach Jahr und Tag‹ erfahren habe, was da 1917 geschehen sei, sondern unterschlug auch Eberts Anteil. [. . .]« (S. 151).
»Aus Kopenhagen, wo sich Ebert, Scheidemann und Bauer im März 1917 aufhielten, hatte Ebert Parvus-Helphand, dem eigentlichen Organisator des Lenin-Transports, am 9. April 1917 in einem handschriftlichen Brief versichert, sein ›volles Vertrauen‹ zu besitzen, und ihm gestattet, in seinem und des Vorstandes Namen ›mit russischen Genossen‹ zu sprechen, ›soweit es sich um die Fragen handelt, die wir wiederholt in Ihrer Wohnung eingehend erörtert haben‹. Daß Eberts abschließende Wendung, ›Wir wünschen guten Erfolg und bitten Sie, die russischen Genossen zu grüßen‹, keine Ermunterung ohne konkrete Zielsetzung bedeuten konnte, hätte vermutlich auch Scheidemann herausgelesen, wenn ihm der Brief bekannt geworden wäre. Daß Ebert auch mit seinem ›Einverständnis‹ zu schreiben vorgab, dürfte kaum mehr als eine Floskel gewesen sein. Sieben Tage danach war Lenin in Petersburg. Ein Jahr später, am 3. März 1918, setzte er die Unterzeichnung des Brest Litowsker Friedensvertrages mit 116 gegen 85 Stimmen (und 26 Enthaltungen) im Obersten Rätekongreß durch.

Was erreicht werden sollte, war geschehen« (S. 153).
Diese langen Zitate zeigen, wie *Maser* Eberts Anteil an den Ereignissen aufarbeitet. Daß der Brief Eberts sich auf die Stockholmer Kontakte zu den russischen Arbeiterräten beziehen könnte, bleibt unerwähnt, und daß Ebert ausdrücklich schrieb: »Im Einverständnis mit Scheidemann und Bauer«, wird beiseite geschoben. Gibt es einen Beleg dafür, daß Ebert mit Ludendorff zusammenarbeitete? War Ebert wirklich so hinterlistig (und wieder Opportunist)? Im selben Stil hat nach Maser Ebert »die drohende Gefahr der Bolschewisierung Deutschlands weitgehend gebannt [. . .]« (S. 272). Zusätzlich: »Ebert war die Klammer, die zusammenhielt, was ständig gefährdet war und auseinanderzubrechen drohte: der intakte Nationalstaat und die staatlich geeinte Nation.« (S. 274) Es wird behauptet, detaillierte Materialien seien nicht nötig, um Eberts staatsmännische Leistung als Präsident zu verstehen. Doch wird festgestellt: »Ohne Ebert als Staatsoberhaupt wäre der Kapp-Putsch mit Sicherheit anders ausgegangen.« (S. 276) Oder: »Tatsache ist, daß es zu der Zeit [1920er Jahre] in Deutschland wahrscheinlich keinen Politiker gegeben hat, der besser als Ebert über die außenpolitischen Probleme informiert gewesen ist.« (S. 292) Vielleicht treffen alle diese Meinungen zu, aber die Gründe dafür bleiben im Dunkeln. Einige von *Masers* Behauptungen sind auch zu pauschal, zum Beispiel: »Nicht ohne Grund gilt das Jahr 1923 als das ›Schicksalsjahr‹ der Republik. Eberts Funktion als Nothelfer, Retter, Prellbock und Stabilisator, die er seit dem Beginn des Ersten Weltkrieges auf verschiedenen Ebenen unter souveräner Mißachtung von Popularitätsverlusten ununterbrochen wahrgenommen hatte, war noch einmal total gefordert worden.« (S. 301) Dabei wird leider nicht klar, was Ebert eigentlich unternommen hat. Dafür muß man sich an *Witts* »Versuch« wenden oder an die Arbeit von Arns, die aber zu dem Schluß kommt, daß Ebert überhaupt kein Staatsmann war.
Witt gibt die komplizierte soziale und Parteienlandschaft der Weimarer Republik wieder, in der es nicht immer einfache Alternativen gab, ein Sieg zu einer Niederlage werden konnte, zum Beispiel beim Kapp-Putsch, und Ebert immer nur einer unter vielen Mitspielern war. *Witt* gibt auch zu, daß Ebert Fehlentscheidungen traf, zum Beispiel bei seiner Berufung Cunos als Kanzler. Dagegen glaubt *Witt* an die »offene« Situation der Jahreswende 1924/25, insbesondere »für die Durchsetzung sozialdemokratischer Zielvorstellungen. Und das war nicht zuletzt ein Ergebnis der Politik, die Friedrich Ebert in den Krisenjahren 1919 bis 1923 verfolgt hatte.« (S. 163) Deswegen würdigt *Witt* Ebert als einen Politiker der Mitte. Ob man damit einverstanden ist oder nicht, *Witt* hat wenigstens seine Informationen mit den wichtigen Fragen nach Handlungsraum, Einfluß in Krisensituationen und Weltanschauung verbunden. Man könnte hoffen, daß er in einer Erweiterung seiner Studie solchen unerwähnten Arbeiten wie E. Kolb »Internationale Rahmenbedingungen einer demokratischen Neuordnung in Deutschland 1918–1919« (in: L. Albertin/W. Link [Hrsg.], Politische Parteien auf dem Weg zur parlamentarischen Demokratie, Düsseldorf 1981, S. 147 ff.) gerecht wird. *Witt* versucht Eberts Staatsverständnis, seine Ansichten und Entscheidungen zu erforschen, und dabei zeigt er, daß noch viele Fragen offen sind.
Hoffentlich wird die neue Ebert-Gedenkstätte die Ebert-Forschung weiterführen und neue Materialien liefern, so daß die vorläufigen Interpretationsansätze von Kolb, Winkler, Matthias, Arns und Mommsen sowie Witt genauer untersucht werden und so die andere deutsche Vergangenheit – die der Arbeiterbewegung mit ihren ideologischen Fallen – auch bewältigt wird.

Patrik von zur Mühlen

Neuere Veröffentlichungen zur Geschichte des Saarlandes

Klaus-Michael Mallmann/Gerhard Paul/Ralph Schock/Reinhard Klimmt (Hrsg.), Richtig daheim waren wir nie. Entdeckungsreisen ins Saarrevier 1815–1955. Mit einem Vorwort von Oskar Lafontaine, Verlag J. H. W. Dietz Nachf., Berlin/Bonn 1987, 280 S., brosch., 25 DM.

Peter Lempert, »Das Saarland den Saarländern!« Die frankophilen Bestrebungen im Saargebiet 1918–1935 (= Kölner Schriften zur Romanischen Kultur, Bd. 3), dme-Verlag, Köln 1985, 542 S., kart., 55 DM.

Gerhard Paul, Die NSDAP des Saargebietes 1920–1935. Der verspätete Aufstieg der NSDAP in der katholisch-proletarischen Provinz, Saarbrücker Druckerei und Verlag, Saarbrücken 1987, 287 S., brosch., 68 DM.

Gerhard Paul, Max Braun. Eine politische Biographie, Werner J. Röhrig Verlag, St. Ingbert 1987, 268 S., kart., 25 DM.

Gerhard Paul/Ralph Schock, Saargeschichte im Plakat 1918–1957, Buchverlag Saarbrücker Zeitung, Saarbrücken 1987, 215 S., kart., 39,80 DM.

Das Saargebiet und spätere Saarland gewann erst spät – nach 1918 – den Charakter einer eigenen politisch-administrativen Gebietskörperschaft, hatte aber gleichwohl vorher schon ein eigenes Gesicht, durch das es sich von den benachbarten Regionen der Pfalz, Lothringens und des Hunsrücks nachhaltig unterschied. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelte sich der Bergbau und zog die Hüttenindustrie nach. Aus dem überbevölkerten, landwirtschaftlich oft unergiebigen Umland wanderten Tausende von Arbeitsuchenden ins Saarbekken, das bald eine der höchsten Bevölkerungsdichten aufwies. Neben dem Ruhrgebiet, den industriellen Zentren Sachsens und Oberschlesiens war die Region am äußersten Rande der preußischen Rheinprovinz und der bayerischen Pfalz eine der wichtigsten Wirtschaftszonen Deutschlands geworden. Diesem ökonomischen Entwicklungsstand entsprachen jedoch nicht die politischen und sozialen Verhältnisse. Der staatliche preußische Bergbau und die mächtige Hüttenindustrie stellten eine derartige Machtkonzentration dar, daß daneben eine politische Arbeiterbewegung sich nur mühsam entfalten konnte. Die einzige Kraft, die neben dem staatlich-industriellen Komplex bestehen konnte, war die katholische Kirche, zu der sich infolge der Binnenwanderung die Bevölkerungsmehrheit bekannte. Aus der katholischen Sozialbewegung gingen die ersten Arbeiterorganisationen hervor, die aber infolge des Bündnisses von Thron und Altar nur innerhalb bestimmter Grenzen agieren konnten. Große Veränderungen traten in dieser politisch rückständigen, verspäteten Region erst nach dem Ersten Weltkrieg ein. Die bislang schwachen Arbeiterparteien gewannen an Bedeutung und repräsentierten bei Wahlen konstant etwa ein Drittel der Bevölkerung. Durch die Abtrennung des Gebietes vom Reich und seine Verwaltung durch eine vom Völkerbund eingesetzte Regierungskommission erlangte das Revier auch einen eigenen Charakter als Gebietskörperschaft, den es nach zwei Abtrennungszeiten, auf Dauer seit 1957 als Bundesland, bewahrt hat.

Der von *Klaus-Michael Mallmann, Gerhard Paul, Ralph Schock* und *Reinhard Klimmt* herausgegebene Sammelband versucht, die Geschichte des Saarreviers von 1815, der preußischen Inbesitznahme der Rheinprovinz, bis 1955, der zweiten Saarabstimmung, nachzuzeichnen. Neben Aufsätzen und Skizzen über Episoden der Landesgeschichte, Gesellschaft und Kultur enthält der Band Bildmaterial, das teilweise erstmals veröffentlicht wird. Obwohl als Lesebuch, als Sammlung historischer Miniaturen, gedacht, ist ein überaus lesenswerter und anschaulicher Längs- und Querschnitt durch die vor allem in unserem Jahrhundert recht bewegte Geschichte dieser Region entstanden. Wenn eine kritische Anmerkung angebracht ist, dann allenfalls auf die in einigen Beiträgen zu beobachtende nostalgische Sympathie für den autonomen Saarstaat 1947–1957, der ein wenig demokratisches Operettengebilde war, das außer von Frankreich von niemandem, nicht einmal von der eigenen Bevölkerung, anerkannt wurde. Weder als eigenständiger Zwergstaat noch als Teil eines nach 40 Jahren immer noch nicht existierenden europäischen Staatenbundes oder Bundesstaates wäre das Saarland mit seiner wirtschaftlichen Monokultur lebensfähig. Trotz der heutigen Krise von Kohle und Stahl ist das Bundesland eingebettet in ein vielfältiges soziales Netz, das ohne Zugehörigkeit zur Bundesrepublik gerade in unserer Zeit fehlen würde. Und die Rückkehr der Saar war eine der Voraussetzungen für die spätere deutsch-französische Freundschaft, die bei jeder anderen Lösung kaum vorstellbar gewesen wäre. Die Saarabstimmung von 1955 ist nur begrenzt mit der von 1935 zu vergleichen, und der unabhängige bzw. europäische Saar-Staat bildet keine verschüttete Alternative zur Nachkriegsgeschichte. Die Sonderstellung des Saargebiets zwischen 1919/20 und 1935 hatte vielfältige Folgen für die politische Landschaft, darunter auch für die Parteien. In großen Zügen entsprachen die politischen Vereinigungen an der Saar weitgehend denen der Weimarer Republik: auf der Linken KPD und SPD, in der Mitte die Deutsch-Saarländische Volkspartei (als Pendant zur DVP), als konfessionelle Partei mit breitem Spektrum das Zentrum und seit den späten 1920er Jahren rechtsaußen die NSDAP. Im Unterschied zum Reich fehlten die Deutschnationalen, während die Kommunisten mehr als doppelt so stark waren wie die Sozialdemokratie. Als Besonderheit des Saargebiets können auch einige kleinere Parteien und Verbände betrachtet werden, die entweder für einen Anschluß an Frankreich eintraten oder aber für einen unabhängigen Saarstaat in enger Anlehnung an den westlichen Nachbarn. Diesen frankophilen Bewegungen hat *Peter Lempert* eine aufschlußreiche Studie gewidmet. Die historischen Wurzeln dieser Organisationen reichten nicht sehr weit zurück. Weder im ehemals preußischen Teil der Region noch in den ehemals bayerischen Bezirksämtern Homburg und St. Ingbert hatte es im 19. Jahrhundert separatistische Tendenzen gegeben, zumal die Saar-Region nach der deutschen Annexion Elsaß-Lothringens gar nicht mehr an Frankreich grenzte. Die einhundertjährige Zugehörigkeit von Stadt und Umland Saarlouis zum Herrschaftsgebiet Ludwigs XIV. hatte außer architektonischen Besonderheiten und einigen französischen Ortsnamen keine nachhaltigen Spuren hinterlassen. Allerdings hatte die Industrialisierung des Saargebiets eine Zuwanderung von Arbeitern aus Lothringen zur Folge, was familiäre und soziale Bindungen zwischen beiden Landesteilen zur Folge hatte. Gleichwohl waren die 150 000 »Saarfranzosen«, von denen Clemenceau in Versailles schwärmte, ein Phantomgebilde, das zunächst als Vorwand für französische Annexionsabsichten dienen sollte. Als die offene Expansion gescheitert war, förderte Paris daher mit Geldern und mit Hilfe chauvinistischer Vereinigungen beiderseits der Grenze separatistische Tendenzen. Solche gab es auch im Rheinland und in der Pfalz; sie richteten sich gegen den preußischen und bayerischen Zentralismus, wobei die deutsche Niederlage, Kriegsfolgen und politische Unruhen im Reich ihnen weitere Nahrung gaben. Hier setzte die französische Politik an. Zum einen gründeten die Mines Domaniales, die an Frankreich abgetretenen saarländischen Bergwerke, mehrere Gewerkschaften oder berufsständische Verbände, die beim großen Bergarbeiterstreik 1923 teilweise als Streikbrecherorganisationen auftraten. Lange Zeit traten frankophile Vereinigungen nicht mehr hervor, bis sich 1929 eine »Unabhängige Ar-

beiter- und Bauernpartei« (UAB) bildete und bei Kommunalwahlen bis zu 16 % gewann. Mehr Aufsehen erregte die im Mai 1933 gegründete Saarländische Sozialistische Partei (SSP), die mehr durch die nationalsozialistische Gegenpropaganda Bedeutung erlangte als durch ihr eigenes Gewicht. Als autonomistische Alternative zu SPD und KPD gedacht, fiel ihre Gründung nun schon in die Zeit des Abstimmungskampfes, in der sich der Status quo als Alternative zur Rückgliederung in ein nationalsozialistisches Deutschland anbot. Von inneren Krisen und Skandalen geschüttelt, überschritt die stark fluktuierende Mitgliederzahl wohl niemals die 1 200-Marke. Ende 1934 ging sie weitgehend in der polarisierten Atmosphäre des Abstimmungskampfes unter.

Das bürgerliche Pendant zur SSP war die ein halbes Jahr später gegründete Saarländische Wirtschaftsvereinigung (SWV). Sie argumentierte mit Hinweisen auf Diktatur und Kirchenverfolgungen im Dritten Reich und verwies, wie andere frankophile Gruppen auch, auf die wirtschaftliche Abhängigkeit des Saargebietes vom benachbarten lothringischen Industrierevier, durch die im Falle einer Rückgliederung an Deutschland Absatzschwierigkeiten und Arbeitslosigkeit entstehen würden. Auch die SWV spielte im Abstimmungskampf keine nennenswerte Rolle, noch weniger die zahlreichen Splittergruppen, die sich von ihr oder der SSP abgespalten hatten oder auf französische Veranlassung gegründet worden waren. Auch die zahlreichen frankophilen Presseorgane konnten daran nichts ändern. Die Stimmen frankophiler Saarländer fielen bei den knapp 9 %, die am 13. Januar 1935 für den Status quo abgegeben wurden, nicht ins Gewicht. Als Ursache sieht Lempert nicht nur die tatsächliche Schwäche der profranzösischen oder autonomistischen Bevölkerung an, sondern auch, daß Frankreich seine Geschöpfe schließlich fallen ließ, indem es sich Ende 1934 mit Hitler intern über die Rückgabe der Saar einigte. Das Verdienst Lemperts besteht darin, auf einer breiten Quellengrundlage, die auch lange Zeit gesperrte französische Archivalien einschließt, eine solide, verbandssoziologische und kulturgeschichtlich ausgerichtete Studie über einen politischen Mikrokosmos geschrieben zu haben, der nur vor dem Hintergrund der besonderen saarländischen Verhältnisse entstehen konnte.

Das Saar-Revier stellte nicht nur demographisch, sozial und kulturell einen Sonderfall unter den deutschen Landschaften dar. Durch den Sonderstatus als ein vom Völkerbund verwaltetes Gebiet schlug es auch politisch eigene Wege ein, bis es mit seiner Rückgliederung an das Reich 1935 in allen Bereichen gleichgeschaltet wurde. Diese Sonderentwicklung erstreckte sich auch auf die Entstehungsgeschichte der NSDAP, die *Gerhard Paul* in einer lesenswerten Studie nachzeichnet. Denn im Saar-Revier waren die Voraussetzungen für ein Wachstum der Hitler-Bewegung keineswegs günstig. Zwei Momente, die sich in Deutschland als vergleichsweise resistent gegen eine braune Infizierung erwiesen hatten, waren an der Saar besonders stark ausgeprägt: einerseits der Katholizismus, der sich auch auf das Vereins- und Verbandswesen erstreckte und mit der Zentrumspartei den politisch bestimmenden Faktor bildete; andererseits das proletarische Milieu, das ungeachtet personeller Überschneidungen und sozialer Querverbindungen den Gegenpol zum Katholizismus bildete und mit den beiden Arbeiterparteien SPD und KPD etwa ein Drittel der saarländischen Wähler mobilisieren konnte.

Paul teilt die 15jährige Geschichte der saarländischen NSDAP von der Gründung 1920 bis zur Rückgliederung des Saargebietes 1935 in sieben Phasen. In den ersten vier Jahren entwickelte sich, von der Öffentlichkeit weitgehend unbemerkt, ein nationalsozialistisches Umfeld: kleine lokale Ableger völkischer Sekten aus dem Reich, die aus trüben Quellen Bierabende und Aufmärsche finanzierten. Eine erste NSDAP-Ortsgruppe bildete sich 1922 in Saarbrücken. Diese ersten organisatorischen Ansätze brachen ab, als die Regierungskommission des Völkerbundes das nach dem Hitler-Putsch 1923 im Reich verhängte Verbot der NSDAP übernahm und die NSDAP an der Saar auflöste. Es folgte die zweite Phase der Parteigeschichte, in der die nun illegalisierten Restbestände der Partei durch Tarnorganisationen den inneren Zusammenhalt zu wahren versuchten. 1926 wurde die NSDAP wiederge-

gründet, erlebte jedoch eine Zeit innerer Streitigkeiten, bis sie 1929 erneut für kurze Zeit aufgelöst wurde. In der vierten Phase von 1929 bis 1932 erlebte die wieder zugelassene Partei eine innere Konsolidierung und einen Aufschwung, der 1932 im Einzug in den Landesrat (das saarländische Pseudo-Parlament) gipfelte. Von nun an setzte ein rapides Anwachsen der Partei ein, die durch die Machtergreifung Hitlers im Reich eine massive propagandistische und materielle Stärkung erfuhr. Nun wurde die ehemalige Sekte, die noch 1932 landesweit nur etwa 7 % der Stimmen gewinnen konnte, zum bestimmenden Faktor in der saarländischen Parteienlandschaft.

Dieser Prozeß setzte zwar verspätet, aber in weitgehender Übereinstimmung mit dem Reich im mittelständischen und kleinbürgerlichen, besonders aber im protestantischen Milieu ein, das sich überall in Deutschland als weniger resistent gezeigt hatte. Paul zeichnet dies am Beispiel der Gemeinde Kirkel nach. Aber wesentlich für das Wachstum waren auch die nachlassende Immunität der bürgerlichen Parteien, die sich rasch dem braunen Emporkömmling anpaßten, und der Einbruch in katholische und proletarische Schichten. Die NSDAP erreichte dies teilweise durch äußerliche Konzessionen an die Kirche und durch ihre Profilierung als Arbeiterpartei. Die sechste Phase setzte 1934 mit der von Berlin aus aufgezwungenen Selbstauflösung der Partei ein und ihrer Verschmelzung mit den anderen (schon vorher aufgelösten) bürgerlichen Parteien zur »Deutschen Front«, die unter maßgeblicher Beteiligung von NS-Funktionären den Abstimmungskampf führte. Nach der Rückgliederung des Saargebietes am 1. März 1935 setzte die siebente und letzte Phase der NSDAP-Saar ein: die totale Gleichschaltung durch die Mutterpartei und die Ablösung saarländischer NS-Funktionäre durch Reichsdeutsche, die in der Regel aus der benachbarten Pfalz stammten. Damit verlor die saarländische NSDAP ihr eigenes Gepräge. Sie hatte ihre Funktion im Abstimmungskampf und bei der Rückgliederung erfüllt und sollte fortan nur noch als Transmissionsriemen des braunen Herrschaftsregimes dienen.

Gerhard Pauls sorgfältige Studie beschränkt sich nicht nur auf die Organisationsgeschichte. Er analysiert die nationalsozialistische Propaganda, die Choreographie der Aufmärsche, den verbalen und den unterschwelligen Inhalt der Parolen. Den für die Parteigeschichte sicher wichtigsten Teil des Buches bildet das Kapitel über die Mitglieder und Wähler der NSDAP, das zwar die historisch bekannte relative Resistenz von Katholizismus und Proletariat bestätigt, aber doch wichtige Abweichungen und interessante lokale Besonderheiten hervorhebt. Paul skizziert den Werdegang der Gauleiter und sonstigen Funktionäre der NSDAP-Saar und arbeitet die typischen Eigenheiten der frühen NS-Mitglieder heraus. Mit Ausnahme des »Angliederungsspezialisten« Josef Bürckel spielten sie alle im Dritten Reich keine führende Rolle mehr, was mit einigen markanten Ausnahmen übrigens auch für die »alten Kämpfer« im Reich galt. Auch die oft persönlich motivierten Abspaltungen von der NSDAP werden vorgestellt. Angesichts der schwierigen Quellenlage an der Saar, wo Bombenkrieg, Überschwemmungen und französische Besatzungszeit große Lücken hinterlassen haben, hat der Verfasser hier eine gut fundierte Untersuchung zur regionalen Parteiengeschichte vorgelegt, die eigentlich nur noch ein Desiderat übrig läßt: einen ausführlicheren Ausblick auf den Werdegang ehemaliger Parteimitglieder nach 1945, der neben den Funktionären auch die Masse der namenlosen Pg's berücksichtigt. Im ganzen eine lesenswerte und überdies interessant geschriebene Studie.

Vom selben Verfasser stammt eine Biographie des saarländischen SPD-Vorsitzenden Max Braun (1892–1945), der in gewissem Maße den Gegenpol zur Geschichte der NSDAP-Saar bildete. Er war die zentrale Gestalt im Abstimmungskampf 1933–1935 und publizistische Leitfigur der Einheitfront gegen die Rückgliederung des Saargebietes unter braunem Vorzeichen. Unter den sozialdemokratischen Politikern seiner Zeit war er eine der interessantesten Persönlichkeiten, die – in vielem den Parteifreunden voraus – doch in allen wichtigen Vorhaben seines Lebens gescheitert ist. Aus Neuß am Rhein stammend, schlug der ausgebildete Volksschullehrer eine politische und journalistische Laufbahn ein. Durch Zufall wurde ihm

eine Stellung im Saargebiet angeboten, das ihm nun zur zweiten Heimat wurde. Als Herausgeber der »Volksstimme« und (seit 1929) Vorsitzender der saarländischen SPD prägte er maßgeblich die politische Landschaft, obwohl er durch seinen Intellekt und seinen unkonventionellen Lebensstil deutlich von seiner biederen, katholisch-proletarischen Umgebung abstach. Den Höhepunkt seines politischen Schaffens erlebte Max Braun im Abstimmungskampf, in dem er als Parteivorsitzender, als brillanter Publizist, als mitreißender Volksredner die Seele der Status-quo-Front bildete. Gegen die Widerstände in der eigenen Partei und des Exil-Parteivorstandes in Prag (Sopade) schloß er 1934 das Einheitsfrontbündnis mit der KPD und versuchte auch, katholische Hitler-Gegner für den Status quo zu gewinnen. Die Abstimmungsniederlage am 13. Januar 1935 war Max Brauns erste große Niederlage.
Persönlich aufs höchste gefährdet, verließ er Deutschland, das er nie wiedersehen sollte. Neben seinen sozialen und politischen Aktivitäten zugunsten der saarländischen Emigration engagierte er sich im »Ausschuß zur Vorbereitung einer deutschen Volksfront« im Pariser Hotel »Lutetia«, in dem er eng mit Heinrich Mann, Rudolf Breitscheid, Willi Münzenberg, Herbert Wehner, Walter Ulbricht und anderen zusammenarbeitete. Der taktisch verdeckte, aber stets erkennbare Führungsanspruch der Kommunisten, ihre Intrigen gegen unbequeme Sozialdemokraten und SAP-Mitglieder und der nachhaltige Eindruck der Moskauer Schauprozesse ließen diese Bemühungen scheitern. Max Braun zog sich Anfang 1938 aus dem Ausschuß zurück. Ähnliche Bestrebungen zur Bildung einer Volksfront im engeren Rahmen der saarländischen Emigration wurden aus den gleichen Gründen abgebrochen. Schließlich mißlangen auch seine Versuche, die in Frankreich vertretenen deutschen sozialdemokratischen Gruppen gemeinsam mit der Sopade zur Einheit zu bewegen. Max Brauns beachtliche publizistische Leistungen als Herausgeber der »Deutschen Informationen«, später der »Deutschen Freiheit« und schließlich der »Deutschen Mitteilungen« bestechen durch intellektuelles Niveau und analytische Kraft, konnten aber weder die deutsche Emigration von der Notwendigkeit zur Einheit noch die französische Öffentlichkeit von der Gefährlichkeit des expansiven Dritten Reiches überzeugen. Kurz vor der Besetzung von Paris entkam Max Braun über Bordeaux nach Casablanca, von wo er nach England weiterwanderte. Dort zunächst interniert, ließ er sich bald in London nieder und bemühte sich – vergeblich – um die Bildung einer gemeinsamen Repräsentanz aller demokratischen antifaschistischen Exil-Parteien und Gruppen aus Deutschland. Vergeblich waren auch seine Versuche, die britische Öffentlichkeit vom Gedanken an einen Rachefrieden abzubringen und ihr eine europäische Friedenslösung nahezulegen.
Schließlich blieb Max Braun nur noch die Mitarbeit an Kriegspropaganda und Rundfunkarbeit übrig, in der er zwar seine hohe analytische Fähigkeit einsetzte, jedoch nicht selbständig politisch handeln konnte. Auch seine Rückkehrwünsche nach Kriegsende stießen auf alliierte Hindernisse. Als es schließlich so weit war, starb Max Braun am 3. Juli 1945 in London. Zur Überwindung der nationalen Spaltung Europas hatte er schon früh die »Europäisierung« der Saar befürwortet. Als hätte sein Leben unter einem bösen Omen gestanden, scheiterte auch dieser Plan. Sein Bruder Heinz war als Justizminister in Saarbrücken tätig, Witwe Angela als Journalistin, viele Mitkämpfer aus dem Abstimmungskampf nahmen wichtige Posten in der Landespolitik ein. Sie mußten abtreten, als die überwältigende Mehrheit der Saarländer, unter ihnen auch die Sozialdemokratie, in der zweiten Saarabstimmung 1955 das Europastatut ablehnten. Trotz seines persönlichen Scheiterns sind jedoch viele vorausschauende Gedanken Wirklichkeit geworden, beispielsweise die deutsch-französische Aussöhnung. Die Geschichte hat Max Braun wenigstens teilweise eingeholt. Es ist das Verdienst Gerhard Pauls, anhand neu erschlossener Quellen und nach Befragung von Freunden und Verwandten eine lesenswerte Biographie über eine faszinierende Persönlichkeit veröffentlicht zu haben, die zu Unrecht über viele Jahre vergessen war.
Geschichte ist auch ein visuelles Ereignis, das sich in graphischen Ausdrucksformen niederschlägt. Stärker als die Photographie, für die die eingangs erwähnte illustrierte Saarge-

schichte als Beispiel genannt wurde, ist jedoch das Plakat Werbung für oder gegen bestimmte politische, wirtschaftliche oder sonstige Interessen und hat mehr einen appellativen als dokumentarischen Charakter. Es ist daher eine interessante Idee, die Geschichte einer Region am Beispiel ihrer politischen Plakate – und d. h. am propagandistischen Niederschlag ihrer Wahl- und Abstimmungskämpfe und anderen Kontroversen – aufzurollen. Der Bildband von *Gerhard Paul* und *Ralph Schock* beginnt mit amtlichen Anschlägen über Verhaltensregeln für französische Fliegerangriffe, setzt die Serie fort mit Aufrufen der französischen Militärverwaltung 1919 und führt weiter zu den Plakaten der Wahlkämpfe und anderer politischer Konflikte an der Saar, wobei naturgemäß die beiden Volksabstimmungen von 1935 und 1955 im Vordergrund stehen. Die Gegenüberstellung von Plakaten aus etwa 40 Jahren Zeitgeschichte an der Saar ist nicht nur aufschlußreich wegen des Wechsels von Stilarten, Inhalten und Parolen. Auch die mögliche vielfältige Verwendung der Plakatwerbung zur politischen Aufklärung einerseits und zur Volksverdummung andererseits und die dafür eingesetzten Mittel von Stil, Form, Farbe, Inhalt und Symbolik lassen sich in dieser Übersicht untersuchen. Neben der farbigen Wiedergabe von rund 170 Plakaten und einigen Photos enthält der Band auch statistisches Material zu Wahlen und Abstimmungen an der Saar und einen begleitenden Text, in dem außer den zeitgeschichtlichen Rahmenbedingungen auch die Hintergründe der Plakatwerbung, ihre Urheber und ihre Wirkungen beleuchtet werden. Ein nicht nur interessantes, auch ein schönes Buch.

Bernd Weisbrod

Der »Doppelstaat in der Wirtschaft«

Gerhard Th. Mollin, Montankonzerne und »Drittes Reich«. Der Gegensatz zwischen Monopolindustrie und Befehlswirtschaft in der deutschen Rüstung und Expansion 1936–1944 (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 78), Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1988, 394 S., kart., 78 DM.

»Der Nationalismus und der Militarismus, keine Geschöpfe des Kapitalismus, werden ›kapitalisiert‹ und saugen schließlich ihre beste Kraft aus dem Kapitalismus. Er zieht sie in seine Kreise und erhält sie dadurch – schon wirtschaftlich, aber auch politisch – am Leben. Und sie beeinflussen ihrerseits den Kapitalismus, bewirken eine Aberration desselben aus der Bahn, die er von selbst gegangen wäre, stützen manche seiner Interessen.«[1] So ähnlich wie diese Kennzeichnung der »Soziologie der Imperialismen« durch Schumpeter stellte sich Ernst Fraenkel die Beziehung zwischen Nationalsozialismus und Privatkapitalismus vor: Während jener vor allem mit sozialpolitischen Eingriffen als »Maßnahmestaat« in den ökonomischen Bereich einbrach, in dem er ansonsten aber keine »echte Kontrollfunktion« beanspruchen konnte, verblieb dieser weitgehend im Schutz des »Normenstaats«. Zwar bedrohte der Machtüberschuß des »Maßnahmestaats« auch das unternehmerische Kalkül, so Fraenkel, die Effektivität des Systems beruhte aber letztlich auf dem normativen Gerüst kapitalistischer Ratio.

Franz Neumann wollte sich diesem Urteil seines Kollegen nicht anschließen. Sein »Behemoth« zeichnete sich gerade durch die Abwesenheit von Staatlichkeit aus: Auch in der Wirtschaft fehle der Rahmen einer normativen Gesetzlichkeit, der Monopolist bediene sich vielmehr ebenfalls gesetzlich ungedeckter Maßnahmen zum Nachteil des Nicht-Monopolisten und suche seinen Vorteil im Arrangement mit anderen Wettbewerbern oder staatlichen Instanzen.[2] Neumann unterschied statt dessen, in Anlehnung an zeitgenössische Analysen, zwischen Wettbewerbswirtschaft, Monopolwirtschaft und Befehlswirtschaft, wobei sich die durchkartellierte Monopolwirtschaft – als Fortsetzung der Wettbewerbswirtschaft mit anderen Mitteln – durchaus auch als Träger der Befehlswirtschaft in der Administration von Preis-, Kredit-, Export- und Arbeitsmarktkontrollen erweisen konnte, während die Befehlswirtschaft ihrerseits direkt in den Bereich der privaten Monopolwirtschaft einbrach, etwa in Form einer eigenen Parteiwirtschaft, sei es durch die DAF-Betriebe oder die Reichswerke Hermann Göring.

Für Fraenkel wie Neumann stand jedoch außer Zweifel, daß das nationalsozialistische Wirtschaftssystem weder als sozialistische »Negation des Kapitalismus« noch als »Staatskapita-

1 *Joseph Schumpeter*, Zur Soziologie der Imperialismen, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik 46, 1918/19, S. 309, verkürzt zit. in: *Ernst Fraenkel*, Der Doppelstaat (1940), Frankfurt 1974, S. 216.

2 Vgl. *Franz Neumann*, Behemoth. Struktur und Praxis des Nationalsozialismus 1933–1944 (1944) Frankfurt 1977, S. 541 und S. 414 ff.

lismus« zu betrachten sei. Politischer Zwang *und* das Profitmotiv hielten den »totalitären Monopolkapitalismus« (Neumann) zusammen, der die ökonomische Basis des nationalsozialistischen »Doppelstaates« bzw. des »Un-Staates« stellte.

Es ist das Verdienst der Bielefelder Dissertation von Gerhard Th. Mollin, diese ältere Debatte wiederaufgenommen zu haben, um die seit den sechziger Jahren steril gewordene Frage nach dem Primat von Wirtschaft oder Politik im »Dritten Reich« zu überwinden. Er entwirft statt dessen ein komplexes Bild von der »Politisierung des Kapitalismus bis an die Grenzen seiner Negation« (S. 269) unter den Bedingungen der nationalsozialistischen Rüstungs- und Expansionspolitik. Der zeitliche Strukturvergleich der deutschen Montanindustrie von 1936 und 1943/44 bildet dabei den Rahmen für eine akribische Rekonstruktion der Geschäfts- und Verbandspolitik der beiden größten Montankonzerne des »Dritten Reiches«, der Vereinigten Stahlwerke und der gegen die Interessen der privaten Montanindustrie gegründeten Reichswerke Hermann Göring. Ihre jeweilige Stellung in der Rüstungswirtschaft, ihre ökonomischen Beziehungen und ihr Anteil an der kriegswirtschaftlichen Expansion werden sowohl im Hinblick auf die Durchsetzung ihres jeweiligen Führungsanspruchs wie im Hinblick auf den darin zum Ausdruck kommenden Charakter des nationalsozialistischen Herrschaftssystems untersucht. Mollin konzipiert seine politische Unternehmens- und Branchengeschichte somit als Testfall für das Neben-, Mit- und Gegeneinander von Monopolwirtschaft und Befehlswirtschaft nach der Etablierung des Vierjahresplans von 1936, die gemeinhin als endgültige Weichenstellung im Sinne eines Primats der Politik angesehen wird. Bei Mollin fängt dagegen die Geschichte hier erst richtig an.

Die Untersuchung der ökonomischen Optionen und Handlungsparameter des führenden montanindustriellen Monopolisten gegenüber der erzwungenen Etablierung des staatlich privilegierten Außenseiters, der jedoch rasch seinen Führungsanspruch als montanindustrieller Rüstungskonzern im »Dritten Reich« geltend machen sollte, kommt zu einem eindeutigen Ergebnis: Die Niederlage der Vereinigten Stahlwerke war politisch bedingt und unabwendbar, weil der Geltungsanspruch dieser neuen Form von Parteiwirtschaft auf einer für die Wirtschaft revolutionären Legitimationsbasis beruhte, nämlich dem charismatischen Führertum. Wo Neumann amerikanische Gangstermethoden am Werk sah – bei der Etablierung der Hermann-Göring-Werke habe sich ein neues Syndikat quasi in den Club der ehrbaren Kapitalisten eingekauft –, macht Mollin einen charismatisch legitimierten, neuen Wirtschaftsstil aus. Bei dieser für das nationalsozialistische Herrschaftssystem insgesamt charakteristischen Legitimationsbasis kam es eben nicht mehr, wie bei der privaten Monopolwirtschaft, auf Rechenhaftigkeit, Sachkenntnis und Effektivität an, sondern auf »charismatisches Prestige, persönliche Wirkung und emotionales Image« (S. 59).

Mollin unterscheidet grundsätzlich zwischen Befehlswirtschaft im weiteren Sinne – traditionelle staatliche Wirtschaftstätigkeit, kriegswirtschaftliche Wirtschaftssteuerung und Besatzungsregime – und Befehlswirtschaft im engeren Sinne, nämlich der spezifisch neuen Form »unternehmerische[r] Tätigkeit des NS-Staats gleichsam als Fortsatz seiner Wirtschaftsbürokratie unter dem Befehlsprinzip auf den für die Montanindustrie wichtigen Märkten im deutschen Machtbereich« (S. 252). Während in der Ära Schacht kein substantieller, mit direkten ökonomischen Nachteilen verbundener Zwang etwa in der Exportsteuerung oder im Zusammenschluß der Braunkohleproduzenten zur BRABAG auszumachen ist, der Staat sogar durch die Abgabe seiner Sperrminorität den Weg zur Reprivatisierung der Vereinigten Stahlwerke freimachte, steht für Mollin die Ära Göring ganz im Zeichen dieser neuen Befehlswirtschaft in der Montanindustrie.

Ökonomisch, so Mollin, war die Sicherstellung der heimischen Erzversorgung auf der Basis der Salzgitter-Erze durch die Reichswerke keineswegs angezeigt – die private Monopolwirtschaft hätte einen Ausbau der heimischen Erzversorgung kostengünstiger bewerkstelligen, den expandierenden Bedarf durch private Lieferverträge und Kapitalbeteiligungen in Skandinavien auch langfristig decken und den Mitteleinsatz in der Stahlproduktion selbst günsti-

ger gestalten können. Der Einbruch der Befehlswirtschaft mußte daher traditionellen Montanindustriellen wie Ernst Poensgen als »irrational« und »dysfunktional« erscheinen und die Akzeptanz des Systems in der Privatwirtschaft bedrohen (S. 173).
Die Enteignung der Salzgitter-Felder, die zu über 80 % den Vereinigten Stahlwerken gehörten, und deren Verdrängung aus ihrem Mehrheitsbesitz bei der Österreichischen Alpinen Montangesellschaft mit »außerökonomischen Mitteln« zeigten jedoch, daß es dem Spiritus Rector des neuen Montankonzerns, Paul Pleiger, unter dem Vorwand der Rohstoff-Ersatzbeschaffung eigentlich um die Verdrängung der Vereinigten Stahlwerke aus ihrer Führungsstellung im Montansektor überhaupt ging, die allerdings schon durch den Rückfall der Saar an das Reich strukturell geschwächt war. Als Fritz Thyssen kurz vor Kriegsausbruch die Konsequenz aus der »doppelten Enteignung« zog und floh, brachten die Reichswerke auch noch das konfiszierte Thyssen-Vermögen an sich und sicherten sich damit in den Vereinigten Stahlwerken selbst eine Sperrminorität sowie die zur Abrundung der Montanproduktion dringend erforderliche Steinkohlebasis. Die Weichen für eine neue Führungsstruktur des Montansektors schienen damit endgültig gestellt.
Bezeichnenderweise stieß aber der Führungsanspruch des neuen befehlswirtschaftlichen Monopolisten, dem auch schon die Zwangsrequirierung von technischen Führungskräften der Privatwirtschaft verweigert worden war, zunehmend an die Grenze der Beutefähigkeit der Befehlswirtschaft selbst sowie, seit 1942, an die Grenze der Speerschen Produktionsimperative. Der Außenseiterstatus der Reichswerke in bezug auf die marktordnenden Verbände schlug nun voll auf sie zurück. Vor allem aber folgte die wirtschaftliche »Durchdringung« der eroberten Gebiete keineswegs immer und überall den Vorgaben der Befehlswirtschaft. Am besten gelang dies noch im Osten, so in der ČSR, wo sich die Reichswerke das Expansionsmonopol sichern und – gegen private Konkurrenz – industrielle Schmuckstücke wie Skoda an sich reißen konnten, oder in Polen, wo ihnen – neben Krupp, Ballestrem und Röchling – der Löwenanteil der konfiszierten staatlichen Montanindustrie und sogar die früher mit den Vereinigten Stahlwerken verbundenen Steinkohlezechen zufielen. In der Sowjetunion gerieten alle staatlichen Betriebe unter die Kontrolle der Reichswerke, die faktisch über die Vergabe von Patenschaften bestimmten, um die nun »neue« und »alte« Konzerne aus freien Stücken und mit glaubwürdigem Germanisierungseifer konkurrierten. Eine »Anwendung des Befehls- oder Zwangsbegriffs« scheint Mollin aus diesem Grund hier gerade »nicht angemessen« (S. 204).
Die Reichswerke dienten somit im Zuge der militärischen Expansion quasi als »Schwungrad« der privaten Expansionsinteressen, die ihrerseits unter bestimmten Umständen den Akquisitionshunger der Reichswerke begrenzten: So machten die privaten Montankonzerne durchaus mit Aussicht auf Erfolg Einflußrechte aus ihren gewachsenen handelsimperialistischen Beziehungen etwa auf dem Balkan geltend, Ruhr-Außenseiter wie Flick kamen über die Arisierung, für die die Dresdner Bank das »Durchdringungsmanagement« lieferte, mit den Reichswerken ins Geschäft (Petschek gegen Harpener und Essener Steinkohlenbergbau), die Vereinigten Stahlwerke verfolgten in ihrer Erz-Provinz Norwegen mit Rückendeckung des Reichskommissars Terboven eine erfolgreich »Containment«-Politik gegenüber den Reichswerken, und in den besetzten, traditionellen schwerindustriellen Ergänzungsräumen im Westen gingen die Reichswerke aufgrund der gewachsenen Verbindungen und der politischen Rücksichten des Auswärtigen Amtes sowie der Sonderinteressen der örtlichen NS-Satrapen weitgehend leer aus.
Die Reichswerke sahen sich daher zunehmend gezwungen, die Strategie der gewaltsamen Aneignung durch normale kapitalistische Geschäftsbeziehungen abzusichern oder gar zu ersetzen. Dieses geschäftsmäßige Verhalten hatte schon bei ihrer Gründung eine wichtige Rolle gespielt: Während Göring die opponierenden Schwerindustriellen einfach verhaften lassen wollte, verstand sich Pleiger auf die kapitalistische Verführungskraft eines staatlich privilegierten Außenseiters, der die wirtschaftlichen Sonderinteressen von Kartellminder-

heiten wie etwa Röchlings oder der Ilseder Hütte an sich zu binden verstand. Insofern war es nur konsequent, wenn er trotz der Enteignungsmaßnahmen, die sich ja vor allem gegen die Vereinigten Stahlwerke richteten, mit den Privatkonzernen geschäftlich zusammenarbeitete, die ihre Interessen im Wettlauf um Großaufträge und Beuteanteile zu wahren suchten. Pleiger mußte selbst die verhaßten Vereinigten Stahlwerke als Partner akzeptieren, etwa um die Auslandsinteressen im Legierungserzbergbau zu poolen, er fand auch kein geeignetes Mittel, um die Ruhrwerke zur Abnahme der vereinbarten Erzlieferungen zu zwingen, nachdem sich die Chimäre des »Lothringen in Mitteldeutschland« durch die Eroberung der echten Minette endgültig aufgelöst hatte.

Trotz der enorm erweiterten ökonomischen Basis sanken die Reichswerke unter diesen Bedingungen, das zeigt Mollin eindringlich, zu einem »Großkonzern unter anderen« herab. Pleiger mußte sich schließlich sogar als Chef des Kohle-Superkartells der Speerschen Wirtschaftsorganisation, der Reichsvereinigung Kohle, einen Abwehrkampf mit dem früheren anti-monopolistischen Bundesgenossen Röchling liefern, der nach der eigenen Saturierung im Westen die Interessen der Monopolwirtschaft als Leiter der Reichsvereinigung Eisen erfolgreich zu wahren verstand.

Auf der Seite der Monopolwirtschaft konnten die Vereinigten Stahlwerke, ungeachtet der empfindlichen Niederlagen, die die Reichswerke ihnen in Salzgitter und in Österreich beigebracht hatten, von den Vierjahresplan-Geldern im Rüstungssektor, aber auch in der Produktion von synthetischem Treibstoff profitieren und sich als »autarker« Rüstungskonzern etablieren. Mollin findet daher in der Umsatzentwicklung keinen Anhaltspunkt für die von der Monopolgruppentheorie behauptete Ablösung der Schwerindustrie durch eine Chemie/Elektro-Gruppe, wenn auch die IG Farben eine Sonderstellung beim Umsatzwachstum einnahm. Vielmehr machte sich auch bei den Vereinigten Stahlwerken nach 1936 verstärkt die Privilegierung von Großkonzernen in der Rüstungsproduktion bemerkbar, die allerdings mit einer den langfristigen Konzerninteressen zuwiderlaufenden Zurückführung der Auslandsbindungen erkauft werden mußte.

Die übrigen privaten Montankonzerne profitierten ihrerseits entweder individuell von der relativen Schwächung der Vereinigten Stahlwerke durch die Reichswerke, so insbesondere Flick, oder spielten ihre gemeinsamen Interessen etwa im Steinkohlenbergbau gegen die Reichswerke aus, was bis zur Konfiszierung des Thyssen-Vermögens auch gelang. Vor allem aber verstanden es die etablierten Montankonzerne, ihre traditionellen handels- und finanzpolitischen Verbindungen zur Sicherung ihres Beuteanteils zu nutzen: Mit den Arisierungsbanken kam ein für die Reichswerke nicht immer steuerbares Moment in die Beuteverteilung, vor allem in Ostmitteleuropa und dem Balkanraum, und die militärischen Kommandobehörden in den besetzten Gebieten sowie die Gauleiter-Zivilverwaltungen in den annektierten und annexionsbesetzten Gebieten im Westen taten ein übriges, um die konkurrierenden Interessen der privaten Konzerne und der Reichswerke in ihrem Hoheitsgebiet gegeneinander auszuspielen.

Die Vereinigten Stahlwerke selbst kamen in diesem Wettlauf gegen expansionsbedingte Wettbewerbsverzerrungen keineswegs zu kurz, wobei ihnen die Stellung als »Weltkonzern« gerade zugute kam. Aber auch sie sahen nicht alle ihre Blütenträume reifen: Es gelang weder, den holländischen Partner-Konkurrenten Hoogovens als Produzenten auszuschalten, noch die Rückgliederung der »alten« deutsch-lothringischen Werke über den provisorischen, aber vielversprechenden Status einer Treuhand- und Patenschaftsverwaltung hinaus zu entwickeln. Von einer imperialistischen Kontinuität im Sinne der schwerindustriellen Annexionsprogramme des Ersten Weltkriegs ist aber nach Mollin schon wegen der geringeren Begeisterung für die Minette nicht zu sprechen. Ohne die Annexion von Französisch-Lothringen und Belgien, die aus außenpolitischen Rücksichten unterblieb, mußte sich aber der Run der Konzerne auf die lothringischen Hütten verstärken. Die Kompetenzansprüche von Gauleiter Simon erschwerten dort jedoch die von der Deutschen Bank und H. J. Abs ge-

schickt orchestrierte Übernahme der ARBED durch eine Syndikatsholding unter Führung der Vereinigten Stahlwerke. Der »Interessentenhaufen« aus der Privatindustrie kam hier aber schließlich ebensowenig zum Zuge wie der Anspruch Görings auf die Übernahme einer Sperrminorität.

Der größte Konzern der privaten Monopolwirtschaft gab den Wettbewerb jedoch nicht auf, ja konnte ihn nicht aufgeben, solange das System auf Verstaatlichungen und die Totalisierung der Befehlswirtschaft verzichtete. In dem Maße, in dem sich die »Logik der Kriegsproduktion« seit 1942 gegenüber der »Dynamik der Befehlswirtschaft« durchzusetzen begann, vermochten die Vereinigten Stahlwerke sogar ihre Position wieder zu stärken. Der Vierjahresplan eröffnete insofern nach Mollin nicht einfach eine Phase des politischen Primats durch die Spaltung oder Atomisierung des industriellen Herrschaftsblocks – von einer Ablösung der staatsmonopolistischen Führungsgruppe Schwerindustrie durch eine Elektro/Chemie-Gruppe nach dem Muster der DDR-Historiographie ganz zu schweigen –, die Phase der »Politisierung des Kapitalismus« war vielmehr von der Neuformierung einer »bilateralen Konzernstruktur« im wirtschaftlichen Machtkartell der Montanindustrie gekennzeichnet. Der »anarchisch-ungebändigte Kapitalismus«, für den Pleiger als Typus des Partei-Industriellen stand, hatte den »organisierten Kapitalismus« à la Poensgen (S. 115) nicht einfach im Sinne einer totalitären Zwangswirtschaft verdrängt, er zwang die Monopolwirtschaft vielmehr zu einer »Überanpassung« und »Folgsamkeit«, die ihrerseits den Geltungsanspruch der Befehlswirtschaft limitierte.

Der »Doppelstaat in der Wirtschaft«, so Mollin in Anlehnung an Fraenkel, band eigentlich antagonistische Elemente einer »charismatisch bedingten Befehlswirtschaft« und einer »legal abgesicherten Monopolwirtschaft« aneinander, wobei die fortgesetzte Aushöhlung der Rechtsordnung beide »koexistenzfähig« gemacht und gehalten habe. Dieser Nachweis ist Mollin weitgehend gelungen. Es bleibt allerdings die Frage, wie weit die typologische Polarisierung der Weberianischen Herrschaftsterminologie in Anwendung auf die konkrete Geschäftspolitik der beiden untersuchten Konzerne tatsächlich trägt und ob die Kennzeichnung Görings als »charismatischen Zweiten Führers« ausreicht, um die unternehmerische Tätigkeit der Reichswerke hinreichend zu erklären.

Sicherlich läßt sich eine durchgängig »bilaterale Struktur« der deutschen Montanindustrie konstruieren, die durch den Gegensatz von Monopol und Befehl, ökonomischer Gewalt und politischem Zwang, organisierter Konkurrenz und anarchischer Konkurrenz, Manager-Unternehmer und Funktionär-Unternehmer, Internationalität und Autarkie, Antietatismus und Antimonopolismus, Handelsimperialismus und Annexionsimperialismus geprägt war (S. 255). Mollins eigene Ergebnisse verweisen aber auch auf einen konstitutiven Gegensatz innerhalb der Monopolindustrie, der durch den Einbruch der Befehlswirtschaft dynamisiert wurde. So führt er die unterschiedliche Haltung der Konzerne bei der Etablierung der Reichswerke weniger auf das Pleigersche Drohtelegramm als auf die gegensätzlichen Produktionsinteressen der Werke zurück (S. 106) und betont durchgängig das Erstarken der neuen, national orientierten, »personenbestimmten« Konzerne (Röchling, Flick, Wolff, Ballestrem, Mannesmann) im Zuge der wirtschaftlichen Expansion zu Lasten der alten, saturierten und traditionell weltmarktorientierten Montankonzerne. Insofern verdrängte die Befehlswirtschaft im engeren Sinne lediglich die Vereinigten Stahlwerke aus ihrer führenden Stellung – wofür es durchaus auch privatwirtschaftliche Gründe gab –, ohne daß Pleigers Dominium die unumstrittene Führung selbst beanspruchen konnte. Es wurde schließlich durch das System der Reichsvereinigungen ebenfalls einer Art staatlich gefördertem Vernichtungswettbewerb unterworfen, bei dem nicht mehr der politische »Wille«, sondern die Qualität als »Bestbetrieb« über die Quotenzuteilung entschied.

Mollin weist zu Recht selbst auf diese Grenzen des Geltungsanspruchs der Befehlswirtschaft hin. Diese liegen vielleicht aber weniger in der »Veralltäglichung von Görings charismatischer Führerschaft« (S. 110) als in der Selbstbindung der Befehlswirtschaft an kapitalistische

Interessen – um deren Freisetzung es ja auch ging – und an politische Rücksichten – etwa im Hinblick auf die Besatzungsherrschaft im Westen. Insofern mußte das befehlswirtschaftliche System, sofern es von gewaltsamen Verstaatlichungen großen Stils absah, und darin lag ja gerade das Geheimnis seiner Mobilisierungsleistung, auf der Grundlage eines politischen Zwangsvorteils kapitalistisch agieren: Sein »Antimonopolismus« begründete einen eigenen Monopolanspruch, sein Produktionsimperialismus wurde vom Rentabilitätsprinzip beflügelt und schließlich vom Effektivitätsprinzip begrenzt, sein politischer Führungsanspruch mag durch sekundären »Führerbefehl« begründet gewesen sein, unter den Auspizien der Kriegswirtschaft mußte er sich aber auch ökonomisch legitimieren.

Ganz abgesehen davon, daß schon Max Weber darauf hingewiesen hat, daß die zwei »polar einander entgegengesetzten Typen von Herrschaft«, die »Herrschaft kraft Interessenkoalition« und die »Herrschaft kraft Autorität«, »gleitend ineinander übergehen«[3], stellt sich die Frage, ob die Koexistenz der Befehls- und der Monopolwirtschaft im »Dritten Reich« nicht gerade darauf beruhte, daß jene sich auch der kapitalistischen Ratio bedienen mußte, während diese sich durch die Politisierung der Befehlswirtschaft gerade von dieser Ratio zunehmend entbunden fühlen konnte. Vielleicht überschätzt Mollin mit Max Weber den prinzipiellen Gegensatz zwischen einem »politisch verankerten ›Raubkapitalismus‹« und dem »bürgerlichen rationalen Betrieb« als »spezifisches Produkt des modernen europäischen Menschentums«.[4] Gerade das Beispiel des »Dritten Reiches« könnte zeigen, wie begrenzt die Kapazität zur rationalen Selbststeuerung des kapitalistischen Systems war, das ja nur in der Theorie politikfrei gedacht werden kann, und wie leicht immanente Prinzipien eines »Raubkapitalismus« durch die sozialdarwinistische Weltanschauung und die Eroberungsphantasien des Nationalsozialismus mobilisiert werden konnten.

In Fraenkels Doppelstaat benötigte der Kapitalismus beides, »Willkür in der politischen und ratio in der ökonomischen Sphäre«, um zu überleben, in Mollins »Doppelstaat in der Wirtschaft« zeigt sich dagegen die ganze Schwäche des kapitalistischen Industriesystems, das auf die »parasitäre Aus- und Unterhöhlung« durch die Befehlswirtschaft mit Überanpassung oder »monopolindustriellem Pragmatismus« reagierte (S. 260). Selbst die relative, keineswegs absolute, Zurückhaltung der älteren Montankonzerne bei der Arisierung oder beim Zwangsarbeitereinsatz entsprach nach Mollin nicht einer rationalen oder gar »moralischen« Einstellung, sondern eher einem flexiblen »Expansionsbedarf« (S. 256). Letztlich lag die Dezentralisierung der privatwirtschaftlichen Machtkonzentration in der Montanindustrie und die Aushöhlung ihres Kollektivmonopols in der Konsequenz eines politischen Systems, das auch die wirtschaftliche Mobilisierung konkurrierenden Herrschaftsansprüchen überließ. Insofern ist Mollins äußerst verdienstvolle Konzern- und Branchenstudie ein eminent politisches Buch, weil es das bisher nur auf der politischen Ebene geprägte Bild einer polykratischen Herrschaftsstruktur im »Dritten Reich« auf dem Feld des wirtschaftlichen Leitsektors Montanindustrie vollauf bestätigt.

3 *Max Weber*, Wirtschaft und Gesellschaft, 5. rev. Aufl., Tübingen 1972, S. 542.

4 Vgl. *Max Weber*, Wahlrecht und Demokratie in Deutschland (1917), in: Gesammelte Politische Schriften, 4. Aufl., Tübingen 1980, S. 253 f.

Peter Brandt

Berliner Nachkriegsgeschichte 1945/46

Harold Hurwitz, Demokratie und Antikommunismus in Berlin nach 1945, 4 Bde., Verlag Wissenschaft und Politik, Köln 1983–1989.
Bd. 1: Die politische Kultur der Bevölkerung und der Neubeginn konservativer Politik, 1983, 396 S., kart., 38 DM.
Bd. 2 (mit Klaus Sühl): Autoritäre Tradierung und Demokratiepotential in der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung, 1984, 324 S., kart., 32 DM.
Bd. 3: Die Eintracht der Siegermächte und die Orientierungsnot der Deutschen 1945/46, 1984, 295 S., kart., 32 DM.
Bd. 4 (unter Mitarbeit von Andreas Büning, Johannes-Berthold Hohmann, Klaus Sühl und Ingelore Mensch-Khan): Die Anfänge des Widerstands, 2 Halbbde., 1989, (in Vorb.).

Harold Hurwitz' Werk über »Demokratie und Antikommunismus in Berlin nach 1945« ist Teil eines umfassenderen, seit über zwei Jahrzehnten betriebenen und von der Freien Universität Berlin, dem Berliner Presse- und Informationsamt, der Stiftung Volkswagenwerk und der Stiftung Deutsche Klassenlotterie geförderten Forschungs- und Publikationsprojekts über die Entstehung, die Ausformung und den Wandel antikommunistischer Einstellungen in Berlin zwischen dem Ende des Zweiten Weltkriegs und dem Vierseitigen Abkommen samt Folgeabkommen von 1971/72. Da mit der Veröffentlichung der beiden Halbbände des vierten Bandes die Ergebnisse des ersten großen Teilkomplexes (fast ausschließlich die Jahre 1945/46 betreffend) jetzt vollständig zugänglich gemacht werden, kann eine Zwischenbilanz dieses ganz ungewöhnlichen Vorhabens gezogen werden. Die im Grenzgebiet von Zeitgeschichte, Politikwissenschaft und quantifizierender Sozialwissenschaft angesiedelte Untersuchung will – ausgehend von einem normativen, partizipationsorientierten Demokratiebegriff – Aufschlüsse über »Bedingungen, Möglichkeiten und Grenzen gesellschaftlicher Demokratisierungsprozesse in Deutschland« nach 1945 (Bd. 1, S. 8) geben, wobei insbesondere kollektive Erfahrungen und Lernprozesse über längere Perioden studiert werden mußten. Berlin bot sich als Untersuchungsfeld nicht nur wegen der überlokalen Auswirkungen der unmittelbaren Nachkriegsgeschichte dieser Stadt, sondern auch wegen der Möglichkeit an, Einstellungskontinuitäten und -wandel unter dem spezifischen situationsbedingten Politisierungsdruck zu verfolgen. Dabei finden neben der Gesamtbevölkerung auch die westlichen Besatzungsmächte, namentlich die Amerikaner und Briten, und die Minderheit der von vornherein politisch aktiven Deutschen, namentlich die Sozialdemokraten als führende Kraft des Selbstbehauptungskampfes der Westberliner, Berücksichtigung. Die Bedeutung der wechselseitigen Perzeption bzw. Fehlperzeption kann dabei immer wieder aufgezeigt werden. Methodisch und in der Darstellung ergänzen sich die Interpretation qualitativer Quellen und quantitative Analysen, bei deren Durchführung sozialpsychologische Ansätze, namentlich in den Bereichen der Dissonanztheorie und funktional-motivationeller Theorien, Orientierung lieferten und die Aufmerksamkeit auf Daten und Infor-

mationen lenkten, die Historiker und Politologen meist beiseite lassen. Der mit der Sammlung, Aufbereitung und Auswertung des sozialstatistischen Materials (überwiegend amerikanischer Herkunft) verbundene Arbeitsaufwand läßt sich nur erahnen. Dazu sind schriftliche Quellen herkömmlicher Art, deutsche und alliierte Archivalien, Zeitungen und andere gedruckte Quellen, eigene Interviews sowie – selbstverständlich – vorhandene Literatur in großem Umfang und vielfach erstmalig herangezogen worden. Das gilt namentlich für (teilweise nachrichtendienstliche) Berichte der Alliierten, insbesondere mehrere Arten von unveröffentlichten Serienberichten.

Band 1 beschäftigt sich hauptsächlich mit bewußtseinsmäßigen Dispositionen für politische Parteinahme in der Bevölkerung. Jedem aufmerksamen und sensiblen Forscher mußte von jeher die Ambivalenz und Fragilität der Bewußtseinsverfassung des deutschen Volkes nach Kriegsende auffallen. Je nach Standort und Perspektive des Autors wurden mehr die allgemeine Lähmung und Verwirrung, die Kontinuität rechtsautoritärer bis nationalsozialistischer Einstellungen oder das antifaschistischen und antigroßkapitalistischen Strukturreformen günstige Meinungsklima betont. Hurwitz' Untersuchungen erlauben jetzt wesentlich besser abgesicherte Aussagen. Sie bestätigen »die disparate Form des Reflektierens [. . .], wie sie angesichts des starken Orientierungsbedürfnisses der Besiegten im unsicheren Zustand zersprengter kultureller Ordnung für die Nachkriegsbesatzungssituation bezeichnend war.« (S. 154) Der Erfolg der Nationalsozialisten bei der Beeinflussung der Bevölkerungsmehrheit bestand nur bei einer – in Berlin erheblich reduzierten – Minderheit darin, daß weltanschaulich-politische Positionen dauerhaft übernommen wurden. Auffällig war aber etwa die »volksgemeinschaftliche« Überlagerung traditionell-sozialistischen, klassenkämpferischen Denkens (sei es in sozialdemokratischer, sei es in kommunistischer Version) unter Lohnabhängigen. Insofern entsprach die antikapitalistische Grundstimmung 1945–1947/48 *auch* der Tradierung nichtdemokratischer oder pseudodemokratischer Elemente rechter Ideologien.

Für Berlin kann Hurwitz beeindruckend klar eine größere Distanz zum »Dritten Reich« (einschließlich der Anerkennung einer »Mitschuld« des Gesamtvolkes), demokratischere und stärker sozialistisch ausgerichtete Standpunkte als in der US-Zone Süd- und Westdeutschlands nachweisen, zugleich, da NS-Gegnerschaft aus ganz verschiedenen Quellen gespeist wurde, aber auch ausgeprägt autoritär-konservative Ordnungsvorstellungen in familiären und Erziehungsfragen, die indessen bei Veränderung der Fragestellung auf die Ebene konkreten Praxisbezugs rasch mit liberalistischer Tendenz aufgeweicht wurden. Während die Bevorzugung der westlichen Besatzungsmächte nicht nur bei Angehörigen besitz- und bildungsbürgerlicher Schichten von vornherein deutlich wurde, ist bemerkenswert, daß ein bedingungsloser Antisowjetismus und Antikommunismus trotz der schlimmen Erlebnisse vieler mit der Roten Armee in Berlin viel langsamer Platz griff als in den Westzonen. Die generell optimistischeren Berliner hielten an der Hoffnung auf das Fortdauern der Vier-Mächte-Zusammenarbeit in der Stadt und auf die Wiederherstellung der nationalen Einheit noch fest, als 1946/47 der parteipolitische Kampf entlang der sich herausbildenden östlich-westlichen Systemgrenze schon in vollem Gange war. Ganz offensichtlich ist für Berlin die weitgehende Überwindung der »Ohne-mich«-Haltung im Verlauf des sozialdemokratisch-kommunistischen Konflikts und durch ihn.

Der erste Band enthält auch einen Abschnitt über die Wiedergründung der bürgerlichen Parteien vor dem Hintergrund des Bewußtseins ihrer Anhänger und potentiellen Anhänger sowie der besonderen Berliner Besatzungssituation mit der frühzeitigen Parteienlegalisierung. Es werden sowohl Übereinstimmungen (meist in konservativ-massenkritischem Sinn) als auch Diskrepanzen zwischen mittelständischer, kirchlich orientierter (die Kirchen als einzige intakte Großorganisationen) Basis der CDUD, der wichtigeren der beiden neuen bürgerlichen Parteien, und stark durch NS-Verfolgung und Widerstand geprägten Gründerzir-

kel sichtbar, die einen konsequent antifaschistischen oder gar »christlich-sozialistischen« Kurs auf die Dauer nicht zuließen. Besonders erfreulich finde ich an diesem Teil – neben dem hohen Informationswert – die einfühlsame und von jeder denunziatorischen Tendenz freie Art und Weise, in der sich der Verf. mit den führenden CDUD-Politikern, namentlich mit Jakob Kaiser – die unter dem Maßstab der Demokratie problematischen Aspekte ihres Denkens dennoch präzise analysierend – auseinandersetzt.

In *Band 2* geht es den Verf. um Tradierungen und Lernerfahrungen der Berliner Sozialdemokratie seit dem späten Kaiserreich. Dahinter steht die These, daß der Fusionskampf vom Winter 1945/46 nicht einfach ein Reflex auf antikommunistische Stimmungen der Bevölkerungsmehrheit war (die sich vielmehr noch stark zurückhielt), sondern nur im Zusammenhang mit der längerfristigen Entwicklung der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung in Berlin, ihren zentralen Normen und Werten zu verstehen ist. Die Sozialdemokratie wird dabei als Subkultur, eine unterschiedlich akzeptierte Teilkultur im Rahmen einer dominanten politischen Kultur, verstanden. Um die inneren Gesetze dieser Subkultur als historisch gewachsener Solidargemeinschaft und deren Niederschlag in einstellungsdynamischen Vorgängen geht es den Verfassern. Solidarität, sittliche Strenge, soziale Strebsamkeit, rationale Analyse, Bildungsstreben lauten die wesentlichen Stichworte, deren kontinuierliche Bedeutung auch tatsächlich plausibel gemacht werden kann.
Bei der Behandlung der SPD in der Weimarer Republik versuchen die Verf., mit der Betonung der »Dritten Säule« der Arbeiterbewegung neben Partei und Gewerkschaften (Genossenschaften, Sport- und Kulturvereine, Wehrverbände, Jugendorganisationen usw.), der Rolle der SPD im Öffentlichen Dienst (siehe dazu jetzt ausführlicher die bemerkenswerte Arbeit des Koautors K. Sühl, SPD und öffentlicher Dienst in der Weimarer Republik), der strukturellen Unterschiede zur KPD und der Bedeutung innerparteilicher Nonkonformisten wie der meist dem rechten Flügel zugerechneten »militanten Sozialisten«, namentlich Julius Lebers, Theo Haubachs und Kurt Schumachers, neue Akzente zu setzen. Hier fällt wieder die unvoreingenommene, aber nicht unkritische Art der Auseinandersetzung positiv auf. In ihrer Darstellung der Zeit des »Dritten Reiches« gewinnt die Studie noch an Wert, weil eine Monographie über den Berliner Widerstand, zumal den sozialdemokratisch-sozialistischen, immer noch fehlt. Dabei werden erstens die Aufrechterhaltung des subkulturellen Zusammenhalts durch organisierte Freizeit (Berliner Liedertafel), selbständige wirtschaftliche Unternehmungen usw., zweitens die Formen des Widerstands im engeren Sinn herausgearbeitet. Besonderes Interesse gilt der Beteiligung von Sozialdemokraten an der Verschwörung des 20. Juli 1944 und der in deren Umfeld spürbaren Annäherung im Staatsverständnis zwischen Sozialisten und Konservativen: »Ein starker Staat, der die gesellschaftlichen Kräfte umfaßte und verfaßte, sollte zwar künftige Machtkämpfe nicht ausschließen, diese aber stets zur Sache der Führenden machen, die alles in [. . .] regulierten bzw. regulierbaren Bahnen halten konnten.« (S. 148) Die darin zum Ausdruck kommende, in ganz unterschiedlichen Versionen anzutreffende autoritäre Tendenz, entsprungen aus dem Gefühl relativer Isolierung von den Massen, war charakteristisch für ein breites Spektrum des Widerstands und verband sich mit der generellen, zunächst vor allem das sozialdemokratisch-kommunistische Verhältnis betreffenden Relativierung der parteipolitischen Differenzen.
Die bereits einige Monate nach der Wiederzulassung im Juni 1945 im wesentlichen abgeschlossene Rekonstruktion der Berliner SPD analysieren die Verf. quantitativ aufgrund detaillierter Angaben der Aufnahmesuchenden im Verwaltungsbezirk und SPD-Kreisverband Schöneberg sowie von 300 Kandidaten zu den Stadt- und Bezirksverordnetenwahlen 1946 und 1948 einschließlich der danach ernannten Stadträte. Im Unterschied zu manchen Städten der SBZ wird der organisatorische Wiederaufbau der SPD in Berlin in hohem Maße von Altmitgliedern aus der Zeit vor 1933 getragen, wobei jüngere, in der Endphase der Weimarer Republik vielfach durchaus kritische Funktionäre in den Vordergrund treten. In einer zwei-

ten Welle kommen solche hinzu, die als Gewerkschafter oder Angehörige einer anderen Organisation der Arbeiterbewegung vor 1933 zur Peripherie der SPD gehört haben, drittens wirkliche Neumitglieder mit einem verstärkten bürgerlichen Anteil. Wohl weniger kraß als bei der CDUD zeigt sich eine Diskrepanz zwischen der Basis und dem Funktionärskorps der SPD hinsichtlich erlittener materieller Nachteile, Inhaftierung und Widerstandsaktivitäten zwischen 1933 und 1945. Zwei Drittel aus der Funktionärsgruppe (Wahlkandidaten 1946 und 1948) sind entsprechend betroffen. Einen ähnlich großen Unterschied haben die Verf. bei der Orientierung auf den Öffentlichen Dienst festgestellt. Während von den Mitgliedern ein Fünftel schon vor 1933 dem Öffentlichen Dienst angehört hat, ist es bei den Funktionären rund die Hälfte. Zumindest diese streben mit ihrer Verwaltungskompetenz in staatliche bzw. kommunale Stellungen zurück.

In *Band 3* geht es hauptsächlich um das Verhalten der westlichen Besatzungsmächte, namentlich der Amerikaner, und von diesen direkt gesteuerte oder beeinflußte Vorgänge. Gegenüber der Ebene der zentralen Regierungspolitik, auf der sich die anglo-amerikanische Entscheidung zur Weststaatsbildung lange vor dem offenen Ausbruch des Kalten Krieges abzeichnete, verweist der Verf. auf die Wirksamkeit verschiedener, teilweise konträrer Prädispositionen auf der Ebene der Militärverwaltungen auf seiten aller Siegermächte. In den für die Deutschen unmittelbar relevanten und erkennbaren Fragen stand das Handeln besonders der Amerikaner – ungeachtet der langfristigen weltpolitischen Perspektive – noch bis weit in das Jahr 1947, wenn nicht 1948 hinein unter der Maxime der Eintracht der Siegermächte, auch wenn Diskussionen über die Realisierbarkeit der Viermächtekontrolle gleich 1945 einsetzten.
Die vom Eintrachtsgebot bestimmte Politik der Westmächte gegenüber den Deutschen tangierte anfangs kaum die Vormachtstellung der Kommunisten in der Kommunalverwaltung auch der westlichen Sektoren Berlins und bereitete den nichtkommunistischen politischen Kräften Schwierigkeiten. Neben einer Reihe eher linksorientierter Besatzungsoffiziere, die jede Art von Antikommunismus seitens der Deutschen für reaktionär und gefährlich hielten, unterstreicht der Verf. vor allem die mißtrauische, restriktive und – im Unterschied zu den Sowjets – demonstrativ distanzierte Haltung der westalliierten Offiziere traditionellen Typs. Diese verzichteten – wie überzeugend nachgewiesen wird – bis zur Endphase des sozialdemokratischen Fusionskampfes darauf, die Abwehrbemühungen der Berliner Nichtkommunisten effektiv zu unterstützen. Die engagierten westalliierten Unterstützer der sozialdemokratischen Fusionsgegner kamen eher aus dem Lager der antitotalitären bzw. antistalinistischen Linken als aus dem konservativen Bereich. Sie operierten zunächst ausschließlich aufgrund eigener Einsichten.
Die Ausführungen über die alliierte Medienpolitik verdeutlichen die praktische Wirkung des Eintrachtsgebots. Zugleich führen sie wieder zu den zentralen Perzeptionsfragen: Wie wurden politische Ereignisse aufgrund der Darstellung in den Medien von den Berlinern wahrgenommen? Eine systematische Analyse vermag die Wahrnehmbarkeit von Eintracht und Dissens zwischen den Alliierten und zwischen den deutschen Parteien sowie von Alltagsproblemen im Spiegel der Presse aufzuzeigen und so den Veränderungen in der Einstellung der Berliner näher zu kommen.
Das abschließende Kapitel beschäftigt sich mit der Personalpolitik der Besatzungsmächte in den Berliner Stadt- und Bezirksverwaltungen, vor allem unter dem Aspekt kommunistischer Privilegien und sozialdemokratischer Ansprüche. Dabei arbeitet der Verf. mit dem Begriff der »relativen Deprivation«, um die Stellung der Sozialdemokraten theoretisch zu fassen. Für den Fusionskampf war die im Ostsektor absolute kommunistische Mehrheit in den wichtigen Verwaltungspositionen insofern von Bedeutung, als Sozialdemokraten mit entsprechenden Ämtern im Ostteil der Stadt sich in aller Regel für die SED entschieden. In der Verwaltung der westlichen Stadtbezirke, wo bei Ankunft der Westalliierten im Juli 1945

die Kommunisten eine relative Mehrheit besaßen und zunächst bewahren konnten, ging zwar der Anteil kommunistischer Amtsinhaber, vor allem zugunsten der SPD, 1946 zurück, blieb aber bis zur Wahl im Oktober 1946 beachtlich.

Sind die ersten drei Bände hauptsächlich systematisch angelegt, so enthalten die beiden Halbbände des *Bandes 4* eine narrative, teilweise chronologische Darstellung der Geschichte der Berliner Sozialdemokratie vom Kriegsende bis zum Abschluß des Fusionskampfes. (Daß bei diesem Verfahren Wiederholungen unvermeidbar sind, leuchtet ein; vielleicht hätte man sie noch etwas reduzieren können.) Eine wichtige These lautet: »Nicht die Position, die man bisher am Links-Rechts-Kontinuum eingenommen hatte, weder die relative Deprivation, noch die Verteidigung eigener sozialer Identität, noch eine Tendenz, sich eher von Erneuerungseinsichten oder eher von der Sehnsucht nach Traditionsverbundenheit motivieren zu lassen, reicht für sich allein als Erklärung aus, weshalb demokratisch gesinnte Sozialisten sich am Ende für oder gegen die sofortige Gründung einer Einheitspartei entschieden. In beiden Lagern sollten sich links- und rechtsstehende Sozialisten, Aufsteiger und beruflich Zurückgesetzte, Kritiker und Verteidiger sozialdemokratischer Praktiken gegenüberstehen. Das trifft auch für die Unterscheidung zwischen ›Traditionalisten‹ und ›Erneuerern‹ zu [. . .]«. (S. □)
Wieder aufgebaut und in ihrer Selbständigkeit verteidigt wurde die Berliner SPD mehrheitlich von traditionalistischen Funktionären, wobei allerdings »Erneuerer« von rechts und links eine wichtige Rolle einnahmen. Die Verbindungen der früheren Widerstandsgruppe »Neu Beginnen« waren über die der Organisation angehörenden Exilanten auch international von erheblicher Bedeutung. Während das – ursprünglich von Jakob Kaiser verfochtene – Konzept einer »Arbeiterpartei« aus Sozialdemokraten, Angehörigen der nichtsozialistischen Arbeiterbewegung und gesellschaftspolitisch progressiven bürgerlichen Demokraten, aber unter Ausschluß der Kommunisten vom Verf. zu Recht als den deutschen parteipolitischen Traditionen und dem sozialdemokratischen Bewußtsein fremd eingeschätzt wird, fand die Parole der sozialdemokratisch-kommunistischen »Einheit der Arbeiterklasse« zunächst breiteste Zustimmung auch unter denen, die wie selbstverständlich an die Rekonstruktion der SPD-Organisation gingen. Doch wichen die Vorstellungen, die man mit der »Einheit« verband, vielfach voneinander ab oder waren ganz unklar. Sofern eine einheitliche Partei und nicht nur eine enge Aktionseinheit mit der KPD gemeint war, dachte man meist an die noch ungeteilte Sozialdemokratie des Kaiserreichs. Daß die Kommunisten im Frühjahr und Sommer 1945 das Einheitsstreben bremsten und nicht forcierten, verschaffte ernüchternden Erfahrungen mit den Kommunisten und alternativen Überlegungen schon bald den Resonanzboden. Obwohl es – in Reaktion auf die vermeintliche Bewußtseinslage der Massen – auch auf sozialdemokratischer Seite Annäherungen an erziehungsdiktatorische Projekte gab, standen die SPD-Funktionäre der Instrumentalisierung einer abgestuften Kollektivschuldthese durch die KPD von Anfang an ablehnend gegenüber. Der Gründungsaufruf der KPD, der den Schuldvorwurf thematisierte, wird vom Verfasser eingehend interpretiert, wie es auch mit anderen zentralen Dokumenten, etwa den Reden Grotewohls vom 14. September und 11. November 1945, geschieht, wo es möglich ist, unter Heranziehung verschiedener Entwürfe und innerparteilicher Diskussionsprozesse.
Detailliert werden die politischen Tendenzen und Initiativen im Berliner »Zentralausschuß« der SPD geschildert, darunter das hauptsächlich von Gustav Klingelhöfer und seinem Freund Ernst Niekisch (der eigentlich der KPD beigetreten war) entwickelte Konzept der »Ostorientierung«. Unter der Prämisse, von den Siegermächten sei im Hinblick auf den gesellschaftlichen Charakter und ihr imperiales Interesse allein von der UdSSR eine auf Wiederherstellung des deutschen Nationalstaats gerichtete Politik zu erwarten, sollte sich die deutsche Sozialdemokratie gegenüber der östlichen Besatzungsmacht als Garantin eines eigenständigen, aber prosowjetischen sozialistischen Kurses legitimieren. Dazu gehörte

auch das Bekenntnis zur Einheit mit den Kommunisten, an deren kurzfristige Verwirklichung man aber seit dem Hochsommer 1945 immer weniger glaubte, auch unter dem Eindruck von Berichten aus Berliner und ostzonalen Gliederungen.
Im Verhältnis des Zentralausschusses zum »Büro Schumacher«, das einen Führungsanspruch für die Westzonen erhob, sieht der Verf. eine der verpaßten Chancen des ersten Nachkriegsjahres. Trotz des »frappierenden Maßes an Übereinstimmung« in der Programmatik zeigten sich der Hurwitz zufolge schwankende, charakterlich schwache Grotewohl und der herrschsüchtige und intransigente Schumacher unfähig, im Interesse der Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit der SPD im Osten und der nationalen Einheit Deutschlands, der sich beide in besonderem Maße verpflichtet fühlten, einen sozialdemokratischen Reichsparteitag in Angriff zu nehmen und rechtzeitig die Öffentlichkeit und die Alliierten zu mobilisieren. Durch die Einbeziehung britischer Quellen erscheint diese – auch im Bewußtsein der Akteure durchaus vorhandene – Perspektive keinesfalls als unsinnige Spekulation. Kurt Schumacher gab die ostdeutschen Sozialdemokraten ohne zwingenden sachlichen Grund schon frühzeitig verloren, meint der Verf.
Die Einheitskampagne der KPD, das Drängen auf engere Zusammenarbeit und Gründung einer vereinigten sozialistischen Arbeiterpartei, begann im September 1945 und wurde im November und noch einmal in der zweiten Dezemberhälfte deutlich beschleunigt. Dahinter stand wohl die realistische Annahme, den Popularitätsvorsprung der SPD auch in der SBZ und in Berlin nicht mehr aufholen und deren Unabhängigkeitsbestrebungen auf anderem Wege nicht mehr unter Kontrolle bekommen zu können. Die ostdeutschen lokalen, regionalen und zonalen SPD-Führer standen einerseits unter dem wachsenden Druck der Sowjetischen Militäradministration (SMAD) und mußten andererseits davon ausgehen, daß ihre Basis weder eine ganz kurzfristige Fusion (das war im Frühjahr vielfach anders gewesen) noch eine prinzipielle Absage an die parteipolitische »Einheit der Arbeiterklasse« wollte. Dabei gewann die SPD neue Mitglieder und Anhänger vor allem als Alternative zu den Kommunisten und nicht als Bündnispartner.
Der Verf. schildert den sozialdemokratischen Widerstand gegen die Fusion mit der KPD in extenso als »Aufstand der Basis«, der nach der ersten »Sechziger-Konferenz« am 20./21. Dezember 1945, auf der die Sozialdemokraten den Kommunisten streng genommen mehr in der Form als in der Sache entgegengekommen waren, losbrach und nach der eigentlichen Kapitulation des Zentralausschusses, der Zustimmung zur Vereinigung auf zonaler Ebene, zu dem historischen Beschluß der Berliner Funktionärsversammlung vom 1. März über die Einleitung einer Urabstimmung führte.
Ausführlich beschäftigt sich der Verf. mit der Bedeutung der FDGB-Gründung und der ersten Gewerkschaftswahlen, die erfolgreicher für die KPD verliefen, als von den Sozialdemokraten vermutet, für die parteipolitische Einheitskampagne. Wesentlich schlug die traditionell striktere und 1945 vor allem auf die Verwaltungen ausgedehnte betriebliche Orientierung der KPD zu Buche. Daneben unterstreicht der Verf. aber auch die besondere Einbindung der sozialdemokratischen, in der Regel dem rechten Flügel zuneigenden und gleich nach Kriegsende eher einheitsskeptischen Gewerkschaftsführer in die kommunistische Einheitskampagne. Auch diese Kapitel eröffnen durch die Einbeziehung der Meinungsbildungs- und Entscheidungsprozesse der Besatzungsmächte neue Gesichtspunkte.

Schon jetzt kann man sagen, daß Harold Hurwitz und seine Mitarbeiter ein einzigartiges Werk vorgelegt haben. Niemand, der sich eingehender mit der unmittelbaren Nachkriegsgeschichte beschäftigt, wird an den vier Bänden »Demokratie und Antikommunismus in Berlin nach 1945« vorbeigehen können. Die Ergebnisse der langjährigen Forschungen sind – auch methodisch – in höchstem Maß von Interesse und so vielfältig, daß sie hier wirklich nur angedeutet werden konnten. Weit über die Themenstellung im engeren Sinne hinaus sind neue Quellen erschlossen und neue Überlegungen angestellt worden. Der insgesamt

reichlich belegte Argumentationsgang überzeugt in der Regel. Die Breite der Darstellung im Text und in den quantitativen Angaben ermöglicht es dem Leser aber auch, eigene Schlüsse zu ziehen. Sehr wünschenswert und verdienstvoll wäre die Zusammenfassung in einer einzigen Taschenbuchausgabe, ohne daß die vorliegende Ausgabe dadurch an Wert einbüßte.
Die Sprache ist – wo nicht von der Sache her geboten – weitgehend frei von Fachjargon. Allerdings gibt es in marginalen Bereichen gelegentlich Beispiele für Formulierungen, die ohne größeren sprachlichen Aufwand präziser hätten gefunden werden können (siehe z. B. den Hinweis auf das »passive« Verhalten der Sozialistischen Partei der USA gegenüber dem Zweiten Weltkrieg, Bd. 4, S. □). Die Auseinandersetzung mit anderer Literatur erfolgt unpolemisch, fair und konstruktiv. Die – wohl unvermeidlich – knappe Literaturauswahl erscheint indes nicht in jedem Fall zwingend. Warum wichtige oder einschlägige Titel teilweise nicht genannt werden (auch wenn sie sicher zur Kenntnis genommen worden sein dürften), ist mir nicht immer klar geworden.
An einigen Stellen scheint mir ein etwas zu großes Vertrauen in mündliche oder schriftliche Tatsachenbehauptungen von Sozialdemokraten vorzuliegen. Um nur ein einziges Beispiel zu nennen: In Bd. 4, S. □, zitiert der Verf. aus einem sozialdemokratischen Dokument von 1945 einen angeblichen Ausspruch Walter Ulbrichts von 1939 (zur Zeit des Deutsch-Sowjetischen Pakts), der von der Diktion her ziemlich unglaubwürdig klingt (um nicht zu sagen: unvorstellbar).
Die wenigen immanenten Kritikpunkte fallen im Verhältnis zur Gesamtleistung nicht ins Gewicht. Auf einem anderen Blatt stehen einige Punkte, die den Rezensenten – ohne eigentlich urteilen zu wollen – zu kritischer Diskussion provozieren. Die akribisch verarbeiteten und mit Umsicht interpretierten Meinungsumfragen stellen einen der Eckpfeiler des Projekts dar. Die Schlüsse, die der Verf. daraus zieht, sind für sich in der Regel einleuchtend. Die Frage ist nur – und es ist tatsächlich eine Frage –, ob sich mit diesem Material das von Hurwitz immer wieder berührte Problem hinreichend klären läßt, inwieweit es bei Kriegsende eine revolutionäre oder zumindest progressive, möglicherweise latente, Massenströmung gab. Eine revolutionäre Massenbewegung trat in der Nachkriegszeit aus vielen Gründen, zu denen die sozialen Verwerfungen der Kriegsjahre und die Auswirkungen der Besatzungsherrschaft m. E. noch vor der nationalsozialistischen Indoktrination zu rechnen sind, nicht auf. Aber es war nicht von vornherein ausgeschlossen, daß die Aktivitäten politisch bewußter antifaschistischer Minderheiten sich ausdehnten und sogar größere Bevölkerungsteile in Bewegung setzten. Die von Enttäuschung zeugenden Äußerungen früherer und 1945 wieder amtierender Führer der Arbeiterorganisationen – viele von ihnen waren seit 1933 von der realen Arbeiterklasse isoliert – über den Bewußtseinszustand der Massen, die Hurwitz zustimmend zitiert, stehen in einem merkwürdigen Kontrast dazu, daß fast alle von ihnen sich gegen die spontan agierenden Basiskader wandten, die 1945 als Antifa-Ausschüsse oder provisorische Betriebsräte (mit welchen inneren Entwicklungsmöglichkeiten auch immer) initiativ wurden und so der beklagten allgemeinen Lähmung und der »politischen Apathie« der Massen tatkräftig entgegentraten, indem sie eine Mobilisierung über kollektive Selbsthilfe betrieben. Die Antifa-Ausschüsse werden vom Verf. in einem mehrseitigen Exkurs diskutiert; ihr Bild bleibt aber insgesamt ziemlich diffus. Die Betriebsräte (immerhin gibt es die materialreiche Arbeit von S. Suckut über die SBZ) kommen gar nicht vor. Eine Berücksichtigung der Betriebsräte wäre aber zur Abrundung des Bildes in mancher Hinsicht nützlich: erstens, um gegenüber den Meinungsumfragen und einschätzenden zeitgenössischen Berichten eine weitere, vom sozialen *Handeln* bestimmte Perspektive einzunehmen, zweitens, um der mehrfach konstatierten Abgehobenheit des Daseins der »Politiker« der Linken von der gesellschaftlichen Realität der Mehrheit die Artikulationen einer intermediären Gruppe gegenüberzustellen, drittens, um die bei Hurwitz ein wenig zu einseitig als reine Apparat-Partei erscheinende KPD, die immer noch *zugleich* Trägerin eines autochthonen Arbeiterradikalismus war, durch die Einbeziehung von sozialdemokratisch-kommunistischen Ba-

sisaktivitäten wie die SPD im gesamten Spektrum ihrer Funktionen und Eigenschaften zu beleuchten.

Abschließend sei die Frage nach den zentralen Aussagen und dem »roten Faden« der Publikation aufgeworfen. Man gewinnt den Eindruck, als ob die Ausgangsthese von der Berliner Sozialdemokratie als antitotalitärer und in gewisser Hinsicht antiautoritärer Freiheitsbewegung im Verlauf der Untersuchung – wie etliche Nebensätze erkennen lassen – immer weiter relativiert wurde. Es spricht für den Verf., daß er alle Einschränkungen und Verästelungen (aus seiner Sicht) dem Leser offenbart. Man wüßte aber am Ende gern, was von den ursprünglichen Annahmen übriggeblieben ist. Hat der Verf. sich darüber bis zur letzten Konsequenz Rechenschaft abgelegt?

Publikationen zur Geschichte der Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung

David Levine (Hrsg.), Proletarianization and Family History, Academic Press, Orlando, Florida 1984, xii, 315 S.

Die Familiengeschichte spielt in den hier versammelten fünf Aufsätzen eine ganz unterschiedliche, meist untergeordnete Rolle; der Titel des Sammelbandes ist insofern irreführend. Um Proletarisierung geht es indessen in allen Beiträgen, ohne daß auf eine definitorische Klärung des Begriffes allzu viel Sorgfalt verwendet würde. Das wiederholt herangezogene Kriterium der Lohnarbeit besitzt ja für die hier behandelte Zeit von der Mitte des 15. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts oft nur eingeschränkte Aussagekraft. Eine explizitere Auseinandersetzung mit dem Proletarisierungskonzept, die vielleicht der Herausgeber in einer Einleitung hätte leisten können, hätte zudem wohl verhindert, daß die fünf Aufsätze recht unvermittelt aufeinanderfolgen.

Am Anfang des Sammelbandes steht eine anregende Untersuchung der demographischen Ursprünge des europäischen Proletariats durch *Charles Tilly*, der, ausgehend von an Adam Smith und Karl Marx orientierten Modellüberlegungen, versucht, den jeweiligen Anteil sozialer Mobilität, natürlichen Bevölkerungswachstums und geographischer Mobilität am langfristigen Wachstum proletarischer Schichten zu bestimmen. Zu Recht betont er die Vorläufigkeit und Unsicherheit seiner quantitativen Schätzungen, ohne sich deshalb bei der Thesen- und Hypothesenbildung große Zurückhaltung aufzuerlegen. Zum einen steht für Tilly fest, »that differential natural increase was the principal component in the relative growth of the European proletariat from 1500 to 1900«. (S. 39) Zum andern, und dies dürfte Kontroversen hervorrufen, läßt sich seines Erachtens zeigen, daß Proletarisierung nicht die Folge, sondern vielmehr die Ursache des Bevölkerungswachstums gewesen sei. Tilly beschreibt seine Ergebnisse selbst als Ausweitung des Protoindustrialisierungsmodells und faßt diese bündig zusammen: »The activity of capitalists, not the abstract mechanics of population growth, lay behind all the components of the proletariat's growth.« (S. 53)

David Levine knüpft in seinem Beitrag »Production, Reproduction, and the Proletarian Family in England, 1500–1851« nicht explizit an Tillys Thesen an, doch gibt es aufgrund der ähnlichen Themenstellung vielerlei Berührungspunkte. Zugleich vermag Levine aber in stärkerem Maße räumlich und zeitlich zu differenzieren und die familialen Strategien verschiedener Typen proletarischer Familien anschaulich zu machen. Insbesondere die Unterschiede zwischen der protoindustriellen Textilarbeiterschaft und der Fabrikarbeiterschaft werden sehr gut herausgearbeitet. Die Frage nach den demographischen Ursprüngen des englischen Proletariats ist also nur eine der von Levine behandelten; ihre Beantwortung fällt indessen nicht weniger eindeutig aus als bei Charles Tilly: Sein Aufsatz »directs attention away from the role of peasant expropriation and toward the demographic factors in the formation of the English proletariat. In a real sense, then, the English proletariat made itself.« (S. 116)

Die bei Levine angelegte Einbettung demographischen Verhaltens in lebensweltliche Zusammenhänge steht im Vordergrund von *John R. Gillis'* Studie über bäuerliche, plebejische und proletarische Hochzeiten in Großbritannien vom 17. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Die verschiedenen Heiratsbräuche und ihr jeweiliger symbolischer Inhalt werden exemplarisch vorgeführt und überzeugend interpretiert, auch wenn angesichts des ausgedehnten Untersuchungszeitraums ein gewisser Schematismus nicht zu vermeiden ist. Selbst wenn man mit der Typisierung durch den Autor nicht einverstanden ist, geben seine Inter-

pretationen doch wichtige Anregungen, die geschilderten Wandlungen der Produktionsverhältnisse auch nach ihren Auswirkungen auf die Geschlechterverhältnisse zu befragen.
Mit demographie- oder familiengeschichtlichen Fragestellungen haben die beiden übrigen Beiträge zu »Proletarianization and Family History« nur noch wenig zu tun: *Catharina Lis* und *Hugo Soly* versuchen einen Überblick über »Policing the Early Modern Proletariat, 1450–1850« und konzentrieren sich dabei vor allem auf England und Frankreich. Hier spielt das Anwachsen des Proletariats nur noch als Auslöser von Reaktionen eine Rolle. Die Herausbildung der nordamerikanischen Arbeiterklasse im 19. Jahrhundert schließlich ist das Thema von *Bryan D. Palmers* Schlußbeitrag, der nicht nur zeitlich, räumlich und thematisch aus dem Rahmen des Sammelbandes herausfällt, sondern auch deutlich hinter anderen Darstellungen desselben Themas zurückbleibt. Insgesamt also ein Sammelband mit recht disparaten Aufsätzen, von denen vor allem die ersten drei Interesse verdienen, da sie in ganz verschiedener Weise das immer dringender werdende Problem der Vermittlung von Mikro- und Makrohistorie thematisieren. *Friedrich Lenger, Tübingen*

Edward P. Thompson, Die Entstehung der englischen Arbeiterklasse. Aus dem Englischen von Lotte und Mathias Eidenbenz, Christoph Groffy, Thomas Lindenberger, Gabriele Mischkowski, Ray Mary Rosdale (= edition suhrkamp 1170, N.F. 170), Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1987, 2 Bde., 1068 S., brosch., zus. 38 DM.

Wer kennte ihn nicht, den Schlachtruf derer, die Ende der 60er Jahre auch in der Bundesrepublik auszogen, um Geschichte aus anderer Perspektive zu schreiben: »history from below«. Zwei Dutzend Jahre nach der englischen Erstausgabe liegt nun eines der klassischen Werke dieser sozialhistorischen Denkrichtung in deutscher Übersetzung vor, E. P. Thompsons »The Making of the English Working Class«. Das ist an sich bereits ein verdienstvolles Unternehmen der Übersetzer und des Verlages. Ohne Kenntnis der Gründe und Hindernisse, die einer zeitigeren deutschen Ausgabe entgegengestanden haben, läßt sich Enttäuschung über die Verspätung um 20 Jahre dennoch nicht verbergen. Haben nicht die Sozialhistoriker Thompsons Werk längst rezipiert? Es gibt kaum eine einschlägige Arbeit, die Thompson nicht ihre Referenz erweist.
Vor dem Hintergrund des Ungarn-Aufstandes von 1956 und der anschließenden intellektuellen Krise in der kommunistischen Bewegung ließ sich Thompson 1959 für ein Buch über die »Politik der Arbeiterklasse, 1790–1920« gewinnen, das über seinen ersten Teil, nämlich die Jahre bis 1832, nicht hinausgekommen ist. Denn bereits das Problem, wer oder was die »Arbeiterklasse« sei, war Thompson zu wichtig, als daß er es mit den orthodoxen Modellangeboten des Marxismus oder denen der damaligen Soziologie – Dahrendorfs »Soziale Klassen und Klassenkonflikt in der industriellen Gesellschaft« wird ausdrücklich als Negativbeispiel kritisiert –, später erweitert um die Modernisierungstheorien, bewenden lassen konnte. Gegen das methodologische Einfrieren der »Klasse« zu einer analytischen Makro-Kategorie setzt Thompson den historischen Prozeß als Rahmen für eine verstehende und zugleich kausal erklärende Untersuchung der Frage nach dem Entstehen der englischen Arbeiterklasse. In der bekannten Auseinandersetzung mit den eher orthodox-marxistisch inspirierten Thesen von Perry Anderson und Tom Nairn, zunächst geführt in der New Left Review, hat Thompson in dem Aufsatz »The Peculiarities of the English«[1] dann seine grundsätzlichen Anliegen noch einmal ausführlich erläutert. Unter dem Eindruck, daß sich die marxisti-

1 Zuerst gekürzt in: The Socialist Register, No. 2, 1965; ungekürzt in: *E. P. Thompson*, The Poverty of Theory and other Essays, London 1978, S. 35–91.

schen Modellvorstellungen zu stark an der Französischen Revolution als dem großen, einmaligen Gipfelpunkt orientierten, wollte er an dieser Interpretation eine Korrektur mit Blick auf die englische Entwicklung anbringen und ein stärker kumulatives, an einer ganzen Epoche orientiertes Modell entwickeln, das durch mehr als nur einen einzigen ereignishaften kritischen Übergang charakterisiert ist. Dabei betont er gegenüber verschiedenen marxistischen Orthodoxien die methodische Notwendigkeit der ständigen Überprüfung der Modellvorstellungen am historischen Material.

Schon 1957 hatte Thompson für sich die traditionelle, erstarrte Dichotomie von Basis und Überbau in Frage gestellt, mit der die bedeutsamen Phänomene des 20. Jahrhunderts, wie Nationalismus, Faschismus, Stalinismus oder Rassismus, nicht analytisch befriedigend zu untersuchen seien. Als Konsequenz gelangte er zur Betonung der relativen Autonomie politischer und kultureller Vorgänge, z. B. des Methodismus. Ihm lag daran, ein Modell des sozialen Prozesses zu entwickeln, in dem die Autonomie des gesellschaftlichen Bewußtseins, das letztlich zwar durch das soziale Sein bestimmt werde, ihren angemessenen Platz findet. Die »moral economy« ist eine stimulierende Antwort auf diese methodische und historiographische Herausforderung. Von hier aus war es dann nur ein kleiner Schritt, mit schematischen Klassenvorstellungen aufzuräumen: Klassen seien in solcher Sicht zum willfährigen Instrument ihrer Führer geraten, die sie kommandierten, in Manöver schickten; sie marschierten auf diese Weise, wie Thompson ironisch bemerkte, durch ganze Jahrhunderte und hätten keinen Bezug mehr zu wirklich lebenden Menschen, wie sie in den Archiven verborgen seien. Für ihn ist »Klasse« deshalb »etwas, das sich unter Menschen, in ihren Beziehungen, abspielt (und das dokumentiert werden kann)« (S. 7). In diesem Kontext begreift er »making« als einen aktiven Prozeß, in dem menschliches Handeln und historische Bedingungen aufeinander einwirken und immer neue, zeitlich begrenzte Resultate hervorbringen. Schließlich kritisierte Thompson an gängigen marxistischen Modellen ihren ausgeprägt teleologischen Zugriff auf die Geschichte, an deren Ende das Ziel der Herrschaft der Arbeiterklasse gesetzt sei. Diese Fixierung auf die Machtfrage verstelle den Blick für die Menschen, die zu ihren Lebzeiten nicht auf das Ende des langen Tunnels hoffen durften. Der Historiker müsse sich mit diesen wirklichen Menschen, der Qualität ihres Lebens, ihren Leiden und Freuden beschäftigen.

Diese Überlegungen leiten Thompsons Entstehungsgeschichte der englischen Arbeiterklasse; ein Buch, das methodisch immer noch von großem Interesse und maßstabsetzend ist. Die bisweilen spürbare Konzentration auf Quellen aus der Region West Riding hat den Wert seiner materialreichen Analysen nicht gemindert. Vielmehr haben die auf dieser Grundlage entwickelten Thesen die englische Sozialgeschichtsschreibung – und darüber hinaus auch die deutsche – immens befruchtet. Gleichwohl sollte es nicht verwundern, daß spezialisierte Regional- und Lokalstudien zu differenzierenden Ergebnissen und auch zu Widerlegungen einzelner Thesen gekommen sind. Für den Bereich des »standard of living« hat Thompson dies bereits in seinem Vorwort zur Auflage von 1968 eingeräumt.

In Thompsons Ausführungen bleibt die Vorstellung von der Arbeiterklasse als der Trägerin einer alternativen sozialen und politischen Organisation lebendig; er betont die autonomen, oppositionellen Tendenzen im Arbeiterbewußtsein. Spätere Forschungen zur Arbeiterkultur und zu ihren Einrichtungen haben hier berechtigte Zweifel angemeldet. Vor allem im »History Workshop Journal« und in »Social History« sind Ende der 70er Jahre die Debatten um Thompsons Interpretation erneut aufgeflammt. Die Diskussion der »labour aristocracy« stellte auch die Angemessenheit seiner Erklärung des Reformismus in der Arbeiterklasse in Frage und kreiste um den Komplex äußerer und innerer Strukturen, die die Unterordnung der Arbeiterklasse im Sinne Gramscis bewirkten. Jetzt wurde in stärkerem Maße die grundsätzliche Verwundbarkeit dieser Klasse gegenüber der kapitalistischen Herrschaft im Betrieb und der bürgerlichen kulturellen Hegemonie betont. Sektionelle Fragmentierung sowie soziale und industriezweig-bedingte Uneinigkeit und urbane Segregation rückten in

den Vordergrund des Interesses. Thompsons These, daß 1832 die englische Arbeiterklasse gewissermaßen »fertig« gewesen sei – eine Sicht, die selbst nicht ganz frei von teleologischen Elementen ist –, hat zuletzt Richard Price[2] grundsätzlich zu korrigieren versucht, indem er den klassenbildenden Faktoren diejenigen Begleiterscheinungen der Industrialisierung gegenüberstellte, die die Zersplitterung der Arbeiterklasse verstärkten. Die Industrialisierung löste das traditionelle Beziehungsgeflecht und leitete Jahrzehnte von »Versuch und Irrtum« in den Klassenbeziehungen ein, die erst mit dem Viktorianischen Kompromiß seit den 1850er Jahren wieder relative Stabilität erlangten. In dieser Sicht wird dann auch der Chartismus eher als traditionsbehaftete Reaktion auf die zerfallene alte Welt denn als zukunftsweisende politische Aktion betrachtet.

Was hier nur in groben Umrissen angedeutet werden kann, hätte als einleitende Rezeptionsgeschichte den heutigen Wert der deutschen Ausgabe zweifellos gesteigert. Dies um so mehr, als sie offensichtlich für den Einsatz im Seminarbetrieb bestimmt ist und gerade dazu Hinweise auch auf die Grenzen der gleichwohl bahnbrechenden Arbeit Thompsons angebracht gewesen wären. Dennoch: Die Übersetzung ist uneingeschränkt zu begrüßen und sollte Anlaß geben und dazu ermutigen, grundlegende Werke ausländischer Historiker schneller einem breiten Publikum durch qualifizierte Übersetzungen zugänglich zu machen. Ein abschließendes Lob gebührt dem Übersetzerteam, das der schwierigen Aufgabe in vollem Umfang gerecht geworden ist. *Hans-Gerhard Husung, München*

Gordon Phillips/Noel Whiteside, Casual Labour. The Unemployment Question in the Port Transport Industry 1880–1970, Clarendon Press, Oxford University Press, Oxford 1985, X, 324 S., Ln., £ 27.50.

Dieses Buch, das teilweise auf den unveröffentlichten Dissertationen der beiden Verfasser basiert, beschäftigt sich mit dem Phänomen der Gelegenheitsarbeit in den britischen Häfen. Häufiger Arbeitsplatzwechsel und – nach heutigen Maßstäben – extrem kurzfristige Beschäftigungsverhältnisse existierten während des 19. Jahrhunderts in zahlreichen Wirtschaftszweigen. Traditionell war das System der Gelegenheitsarbeit jedoch, auch außerhalb Großbritanniens, in den Häfen stets besonders weit verbreitet. Dies hatte mehrere Gründe: Der Schiffsverkehr in den Häfen, und damit auch die anfallende Arbeit, war höchst unregelmäßig. Im Gegensatz zu anderen Branchen konnte diese Unregelmäßigkeit nicht dadurch ausgeglichen werden, daß auf Lager gearbeitet wurde. Aus ökonomischen Gründen waren die Reedereien daran interessiert, daß ankommende Schiffe möglichst rasch gelöscht und beladen wurden. Das den Hafenunternehmern zur Verfügung stehende Arbeitskräftepotential mußte daher am Höchstbedarf orientiert sein und nicht an Durchschnittswerten. Die daraus resultierende chronische Unterbeschäftigung wurde durch die Existenz einer Vielzahl kleinerer und größerer Hafenbetriebe weiter verstärkt.

Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts verlor die Gelegenheitsarbeit jedoch fast überall in Europa an Bedeutung. Das Interesse der Unternehmer an gesteigerter Effizienz und Arbeitsdisziplin sowie die große Konfliktbereitschaft der unständigen Arbeitskräfte führten in den meisten kontinentaleuropäischen Häfen zu einer langsamen Verstetigung der Arbeitsverhältnisse. Im Zuge dieser Entwicklung wurde der klassische Typus des Gelegenheitsarbeiters mehr und mehr zu einer Residualgruppe.

Auch in Großbritannien wurde das System der Gelegenheitsarbeit schon in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von prominenten Sozialreformern scharf attackiert. Aus der Sicht dieser Reformer war die Gelegenheitsarbeit nicht nur eine Quelle materiellen Elends,

2 *Richard Price*, Labour in British History. An Interpretative History, London 1986.

sondern auch eine Gefahr für die Arbeitsmoral und für das Verantwortungsbewußtsein der Beschäftigten sowie eine unnütze Vergeudung menschlicher Arbeitskraft. Mit der Veröffentlichung von Charles Booth' großer Untersuchung über »Life and Labour of the People of London« begann in England eine ausgedehnte Debatte über die Reform der Arbeitsorganisation in den Häfen, die bis in die 1970er Jahre andauern sollte. Diese Diskussion brachte ein für spätere Historiker höchst nützliches Quellenmaterial hervor; darüber hinaus waren ihre praktischen Auswirkungen aber lange Zeit erstaunlich gering.

Selbstverständlich blieben die Arbeitsverhältnisse der britischen Hafenarbeiter in den Jahrzehnten nach 1880 nicht unverändert. So begannen in London zwei große Schiffahrtsgesellschaften schon nach dem Hafenarbeiterstreik von 1889 damit, feste Beschäftigungsverhältnisse für einen beträchtlichen Teil ihrer Arbeiter einzuführen. Aber die meisten anderen Reedereien folgten diesem Beispiel nicht. Auch wurde hafenfremden Außenseitern der Zugang zu den Arbeitsvermittlungsstellen seit den 1930er Jahren erschwert. Die Hafenarbeit entwickelte sich dadurch stärker als früher zu einem Beruf, der häufig vom Vater auf die Söhne vererbt wurde. Aber die Unregelmäßigkeit der Beschäftigung blieb weitgehend erhalten. Von einer Beseitigung der Gelegenheitsarbeit läßt sich in den britischen Häfen erst seit 1967–1970 sprechen – sehr viel später als in den großen Häfen des Kontinents. Phillips und Whiteside schildern in ihrem Buch die zeitgenössische Diskussion, sie rekonstruieren die verschiedenen, meist gescheiterten Reformprojekte und fragen vor allem nach den Hindernissen, die sich ihrer Realisierung entgegenstellten.

Das wichtigste dieser Hindernisse war, wie sie überzeugend ausführen, die Haltung der Hafenarbeiter selbst. Charakteristisch für diese Arbeiter war eine spezifische »Kultur der Arbeit« *(culture of work)*, die sich auf der Grundlage ihrer eigentümlichen Arbeitsverhältnisse herausgebildet hatte (vgl. S. 22–37, 59–61, 228–234). Gelegenheitsarbeit wurde von ihnen vielfach nicht als ein soziales Übel angesehen, sondern als ein System, das den im Hafen Beschäftigten gegenüber dem industriellen Arbeitsrhythmus durchaus Vorteile bot, weil es ein relativ großes Maß an Dispositionsfreiheit gestattete. »They have adapted the habits of their lives only too well to the condition of their work«, schrieb E. Rathbone 1903 über die Hafenarbeiter von Liverpool, »and are said to prefer long spells of almost continuous work by day and night followed by two or three days of complete idleness, to regular work and moderate hours« (Zit. S. 33). Die Einführung ständiger Beschäftigungsverhältnisse erschien daher vielen dieser Arbeiter nicht als Befreiung von ökonomischer Unsicherheit, sondern als Bedrohung traditioneller Rechte und Gewohnheiten. Nach Einführung der Arbeitslosenversicherung für Hafenarbeiter (1920/21) verstärkte sich diese Haltung noch, weil die Risiken einer ungesicherten Arbeiterexistenz nun sehr viel leichter zu ertragen waren. Alle Versuche, die Gelegenheitsarbeit in den britischen Häfen zu beseitigen, stießen daher auf erbitterten aktiven oder passiven Widerstand der Beschäftigten.

Die Darstellung der Unternehmerseite wirkt blasser, die Analyse ist weniger prägnant, möglicherweise weil das Quellenmaterial dürftiger war. Phillips und Whiteside weisen darauf hin, daß die Mehrheit der Hafenunternehmer vor 1914 kaum Interesse zeigte, die unständigen Arbeitsverhältnisse einzuschränken oder zu beseitigen. Im Gegenteil, ein möglichst großes Potential an Gelegenheitsarbeitern erschien ihnen als das sicherste Mittel, um die von den Gewerkschaften betriebene Politik des *closed shop* wirksam zu konterkarieren. Erst in den 1920er Jahren, nach der offiziellen Anerkennung der Gewerkschaften, entwickelten die Unternehmer eine kritischere Einstellung zur Gelegenheitsarbeit, die zunehmend als Hindernis für eine Steigerung der Arbeitseffizienz und Arbeitsdisziplin wahrgenommen wurde. Phillips und Whiteside zeigen aber auch, daß die Hafenunternehmen erhebliche Schwierigkeiten hatten, interne Differenzen zu überwinden und gegenüber einer stets konfliktbereiten Arbeiterschaft geschlossen und wirkungsvoll aufzutreten. Im Vergleich zu Deutschland erscheinen die britischen Hafenunternehmer merkwürdig kraftlos und wenig durchsetzungsfähig.

Auch die britischen Hafenarbeitergewerkschaften entwickelten lange Zeit keine einheitliche Stellung zum System der Gelegenheitsarbeit. Sie konnten einerseits die Stimmung ihrer Mitglieder nicht unberücksichtigt lassen, waren sich andererseits aber der Tatsache bewußt, daß die unständigen Beschäftigungsverhältnisse den Aufbau starker Arbeiterorganisationen erschwerten. Das Hauptziel der Gewerkschaften war jedoch die Kontrolle des Arbeitsmarktes, der *closed shop*. In der Praxis unterstützten sie daher eine Verstetigung der Beschäftigungsverhältnisse nur dann, wenn sie sich davon eine Stärkung ihrer eigenen Machtposition versprachen, d. h., wenn ihnen ein institutionalisierter Einfluß auf Arbeitsvermittlung und Arbeitsverteilung zugestanden wurde. Dies freilich machte eine Übereinkunft mit den Unternehmern schwierig, die zwar in wachsendem Maße an einer Beseitigung der Gelegenheitsarbeit interessiert waren, diese aber nicht mit einer Stärkung der Gewerkschaften erkaufen wollten. Andererseits brachte eine solche Politik den Gewerkschaften nicht selten erhebliche Probleme mit den eigenen Mitgliedern, wie sich insbesondere nach 1947 zeigte, als zahlreiche »wilde« Streiks, interne Konflikte und Mitgliederverluste die *Transport and General Workers' Union* in eine schwere Krise stürzten.

Phillips und Whiteside beenden ihre Darstellung mit einer kritischen Diskussion neuerer englischer und amerikanischer Arbeiten zur Geschichte des industriellen Arbeitsprozesses (insbesondere von Richard Price und Harry Braverman), ein Schlußkapitel, das viele Anregungen enthält, teilweise aber auch zum Widerspruch reizt. Aber ohne Zweifel ist dies ein wichtiges Buch, das in fruchtbarer Weise die Geschichte der Arbeiterklasse und der Arbeitsorganisation, der Sozialpolitik und des sozialen Konflikts miteinander verbindet. Nicht überzeugend sind allerdings die Versuche der beiden Autoren, die Unterschiede zwischen britischen und kontinentaleuropäischen Häfen zu erklären. Hier mangelte es offensichtlich an den notwendigen Kenntnissen. Vieles von dem, was Phillips und Whiteside als charakteristisch für die britische Entwicklung erscheint, findet sich auch in den großen Häfen des Kontinents. Systematische, komparativ angelegte Untersuchungen – eine ebenso reizvolle wie schwierige Aufgabe – stehen auch auf diesem Gebiet weiterhin aus.

Michael Grüttner, Berlin

Heinz Frey/Ernst Glätti, schaufeln, sprengen, karren. Arbeits- und Lebensbedingungen der Eisenbahnbauarbeiter in der Schweiz um die Mitte des 19. Jahrhunderts, Chronos Verlag, Zürich 1987, 496 S., brosch., SFr. 48,–.

Die gemeinsame Arbeit der beiden Autoren ist 1985/86 von der Philosophischen Fakultät I der Universität Zürich als Dissertation angenommen worden und hat für die Drucklegung von Verbänden und Kommunen finanzielle Unterstützung erhalten – und dies zu Recht; denn mit großer Akribie haben Frey und Glätti umfangreiches Archivmaterial unterschiedlichster Provenienz – vielfach in der Vergangenheit als unbedeutend eingestuft und längst vergessen – zu den beiden Eisenbahnstrecken Zürich–Baden und Sissach–Olten aufgearbeitet. Daraus ist ein sehr informatives und gut lesbares Buch entstanden, das, von den Arbeitern und ihrem Arbeits- und Alltag an der Baustelle ausgehend, einen Beitrag zur Sozialgeschichte nicht nur des Eisenbahnbaus, sondern auch der Ortschaften entlang der Strecken und der Kantone Aargau, Basel-Landschaft und Solothurn leistet. Dabei werden bildliche Darstellungen ebenso in die Betrachtung einbezogen wie Erzählungen, Gedichte und Theaterstücke. Während das Einleitungs- und das Schlußkapitel als integrierende Klammern konzipiert sind, besteht der Hauptteil aus zwei ausgedehnten Fallstudien, die den gleichen Gliederungsprinzipien folgen und jeweils punktuell aufeinander Bezug nehmen. Gleichwohl stehen sie eher nebeneinander – um den Preis der Duplizierung wesentlicher Ergebnisse. Beide Teile hätten auch unabhängig voneinander ihren Wert und repräsentieren offensichtlich die jeweiligen Einzelleistungen der Autoren. Beeindruckend in beiden Fällen sind die Fülle des zusammengetragenen Materials und die Aufgeschlossenheit der Autoren auch und

gerade gegenüber technischen Details des Arbeitsprozesses und des Arbeitsgeräts sowie der Ingenieurlösungen schwieriger technischer Probleme, sei es die Belüftung der im Bau befindlichen Tunnelschächte, seien es Fördervorrichtungen.
Während das technische Know-how des Eisenbahnbaus, vor allem für die sog. Kunstbauten, aus dem Ausland, überwiegend aus England, gegen sehr gute Bezahlung engagiert werden mußte, dominierten auf der Verwaltungsebene der Eisenbahngesellschaften die Schweizer. Die Arbeitsorganisation der Baustelle untergliederte sich entsprechend den technischen Anforderungen der jeweiligen Bauabschnitte und den für die Ausführung der Arbeiten notwendigen Spezialisten. Private Unternehmer übernahmen definierte Strecken und vergaben sie größtenteils weiter an Unterakkordanten. Über diese unterste Zwischenschicht zwischen den Eisenbahnbauarbeitern und den Bauherren geht offenbar aus den Quellen vergleichsweise wenig hervor; diese Gruppe wäre zweifellos für die Analyse des Arbeitsvergabesystems und der Arbeitsbeziehungen von besonderem Interesse.
Wie bei vergleichbaren deutschen Baustellen waren die geographische Herkunft und berufliche Ausbildung und Erfahrung der Arbeiter breit gestreut, wobei der Ausländeranteil und die Qualifikation mit der Komplexität der Bauaufgabe stiegen, wie die Untersuchung gerade des Tunnels Hauenstein zeigt. Alle Engländer dort – 0,5 % der eingesetzten Arbeitskräfte – waren Fach- und Kaderleute. Bemerkenswert war auch der Anteil der Frauen mit 4–5 %, die überwiegend beim Schieben der Karren eingesetzt worden sein dürften; sie waren größtenteils aus deutschen Staaten zugewandert.
Ob es dieser großen sozialen Heterogenität der Eisenbahnbauarbeiter, ihrer hohen Mobilitätsbereitschaft, den sozialen Umfeldbedingungen der Baustelle, dem strengen Regiment der Bauleitung und der Obrigkeiten entlang der Strecke oder beispielsweise der durch die Arbeitsorganisation vorgeprägten Art der Löhnung und ihrer Korrektheit zugeschrieben werden konnte, daß Ausstände und kollektive Protestaktionen auffallend selten blieben, ist eine offene Frage. Gleichwohl böten die Menge und Qualität des zusammengetragenen Materials zu Löhnen, Lebenshaltungskosten und Wohnverhältnissen, zu Arbeitszeit, Arbeitsbedingungen und -belastungen, zu Unfällen und Krankheiten, zu Krankenversorgung, Krankenkasseneinrichtungen und Sparkassen Ansatzpunkte, solchen und anderen strukturierend-analytischen Fragestellungen nachzugehen. Diese Materialseite ist denn auch die Stärke dieser Gemeinschaftsarbeit, die künftig von jedem konsultiert werden sollte, der sich mit dem frühen Eisenbahnbau in Europa beschäftigt.
Diese Seite der Arbeit steht in gewissem Gegensatz zur analytischen Durchdringung des verfügbaren Materials. Hier sind die Möglichkeiten keineswegs ausgeschöpft worden. So ist es beispielsweise bedauerlich, wenn das Thema »blauer Montag« behandelt wird, ohne mit einem Wort auf einschlägige Handwerkertraditionen einzugehen; dazu liegen Erkenntnisse vor, die eine Vertiefung der Frage des Blaumachens als Teil von Verhaltenstraditionen ermöglicht hätten, die in Spannung zu neuen Verhaltenszumutungen der Großbaustelle standen.
Diese Untersuchung gibt schließlich auch Anlaß zu der übergeordneten Frage, wie es der Sozialhistoriker mit dem Persönlichkeitsschutz halten sollte. Bei allem Respekt für das Engagement für die soziale Lage der Eisenbahnbauarbeiter und ihre Einzelschicksale sowie die Einwohner der Orte an der Strecke ist es unangebracht und für die historische Erkenntnis nicht unabdingbar, gerade auch wenn es z. B. um Vorwürfe der »Unsittlichkeit« geht, die Familiennamen der Beschuldigten oder Verurteilten aus den Akten preiszugeben und sie – ungewollt – möglicherweise noch nachträglich an den Pranger ihrer Gemeinde zu stellen. Der Benutzungsanspruch des Historikers an die Archive impliziert als selbstverständliche Gegenleistung den äußerst behutsamen Umgang mit personenbezogenen Daten. Für die Einhaltung dieser Regel ist die vorliegende Arbeit kein nachahmenswertes Beispiel.

Hans-Gerhard Husung, München

Shelton Stromquist, A Generation of Boomers. The Pattern of Railroad Labor Conflict in Nineteenth-Century America (= The Working Class in American History), University of Illinois Press, Urbana/Chicago 1987, XIX, 354 S.

Die Geschichte des Eisenbahnbaus gehört sicherlich zu den volkstümlichsten amerikanischen Mythen. Unzählige Bücher, populäre wie wissenschaftliche, Lieder und Filme halten die Legende am Leben. Der Pioniergeist, der Wagemut und das Standvermögen der Schöpfer eines riesigen transkontinentalen Eisenbahnnetzes im 19. Jahrhundert werden hier stellvertretend für den Aufstieg des weiten und unzugänglichen Landes zur Industrie- und Wirtschaftsweltmacht zelebriert.
Ähnlich bedeutsam wird die Rolle der Eisenbahnarbeiterschaft für die Entwicklung der amerikanischen Arbeiterbewegung gehandelt. Zum einen stimuliert auch hier die Völkerwanderung hunderttausender Arbeiter und ihrer Familien (meistens gen Westen) die historische Vorstellungskraft. Andererseits verknüpfen sich mit dieser Geschichte einige der markantesten und wichtigsten Episoden in der Auseinandersetzung zwischen Arbeit und Kapital bei der Entstehung einer modernen, d. i. korporativen Wirtschaftsordnung in den Vereinigten Staaten. Die Jahrzehnte zwischen dem Ende des Bürgerkriegs und der Jahrhundertwende waren in den USA durch eine dramatische Zunahme solcher Konflikte gekennzeichnet. Die großen Arbeiterunruhen im »Krisenjahr 1877«, die umfassenden Streiks gegen die Eisenbahnen im Südwesten des Landes in den Jahren 1885/86 und schließlich der sogenannte »Pullman Boykott« 1894 ragen aus einer bis dahin unbekannten und beispiellos dichten Reihe von Arbeitskämpfen heraus. Nicht zufällig waren die Auseinandersetzungen im wirtschaftlichen »Leitsektor« Eisenbahn dabei besonders wichtig und dramatisch. Stromquists Buch ist nun zunächst einmal ein Versuch, die einzelnen Episoden dieses Konflikts in einen Zusammenhang zu stellen und sie dann als Bestandteile dessen zu interpretieren, was er als die »intensivste Phase des Klassenkampfes in der amerikanischen Geschichte« bewertet (S. 267). In dieser Hinsicht bildet seine Studie einen Beitrag zu dem, was man als die politische Ökonomie des amerikanischen Kapitalismus am Ausgang des vorigen Jahrhunderts bezeichnen kann. Zum anderen aber werden hier beispielhaft einige der zentralen Erklärungsansätze überprüft, die die moderne Sozial- und Wirtschaftsgeschichte für die Entwicklung der amerikanischen Arbeiterschaft – und der amerikanischen Gesellschaft überhaupt – aufgestellt hat. Das reicht von Turners »Frontier Theory« bis hin zu Thernstroms Modell sozialer Mobilität. In mancher Hinsicht stellt diese Studie deshalb auch so etwas wie eine Tour d'Horizon der sozialgeschichtlichen Arbeiten zur amerikanischen Geschichte im 19. Jahrhundert dar – was sicherlich ihren Reiz ausmacht.
Der Verfasser benutzt diesen ansehnlichen Vorrat an sozialhistorischen Theorien, um die Geschichte der Arbeitskonflikte in der Eisenbahnindustrie aus sechs verschiedenen Blickwinkeln zu erzählen und zu interpretieren. Sein Ausgangspunkt ist die Auswertung des statistischen Profils der Eisenbahnstreiks zwischen 1881 und 1894. Hierbei fällt vor allem auf, daß die Zahl nach der Mitte der 1880er Jahre rapide zunahm, ihre Erfolgsquote unter schwierigeren wirtschaftlichen Rahmenbedingungen aber merkbar sank und die Streitpunkte sich von den klassischen ökonomischen Fragen (Löhne und Gehälter) hin zu denen von Selbstverwaltung und betrieblicher Mitbestimmung verlagerten.
Organisatorisch spiegelte sich diese Verschiebung in dem allmählichen Aufkommen von industrieweiten Interessenvertretungen der Eisenbahnarbeiter wider. Die berufsständisch orientierten, exklusiven Facharbeiterorganisationen wurden zunehmend von Industriegewerkschaften verdrängt, wie sie schließlich die American Railroad Union (ARU) darstellte. Nachdem dieser bis dahin weitreichendste Versuch einer übergreifenden Organisation von Arbeitern, ohne Unterschiede von Ausbildung und Stellung, als Folge des fehlgeschlagenen Pullman Boykotts gescheitert war, gewannen die traditionellen Gewerkschaften neue Bedeutung. Während sie zu anerkannten Verhandlungspartnern von Management und Staat

wurden, bildete sich auf der anderen Seite der Kern einer Bewegung heraus, die nun über sozialistische Parteien eine umfassende politische Lösung der industriellen Konflikte anstrebte.

Wie eng diese verschiedenen organisatorischen Entwürfe mit den allgemeinen Veränderungen bei Berufsbildern, Bezahlung und Arbeitsmarkt verbunden waren, demonstriert Stromquist in einem dritten Schritt. Die zyklische Abfolge von Arbeitskräftemangel und -überangebot war dabei mit dem Wechsel von wirtschaftlicher Expansion und Rezession in der Eisenbahnindustrie insgesamt verknüpft. Verstärkt wurden diese Bewegungen aber einerseits durch die Versuche des Managements, die – vergleichsweise hoch bezahlten und gut organisierten – Facharbeiter durch ungelernte und billigere Kräfte zu ersetzen. Andererseits waren diese Bedingungen von Ort zu Ort, von Region zu Region durchaus verschieden. Allgemein galt, so Stromquist, daß die Eisenbahnen gleichsam den Mangel an geeigneten Arbeitskräften vor sich herschoben. Je weiter westlich die Arbeiter beschäftigt waren, um so besser war ihre wirtschaftliche Position, und um so offensiver konnten sie ihre Interessen vertreten.

Stromquists vierte Perspektive gilt dem sozialen Umfeld der Eisenbahnarbeiter, das oft über Erfolg und Mißerfolg ihrer Streikaktionen entschied. Der Verfasser unterscheidet hierbei grundsätzlich zwischen zwei Typen: den Marktstädten (»Market Cities«) und den Eisenbahnstädten (»Railroad Towns«), d. h. Ortschaften, die zum Teil durch die Eisenbahngesellschaften selbst gegründet worden waren. Die »Marktstädte« waren meist ältere Handels- und Produktionszentren, die durch eine gewachsene und breiter gestreute Wirtschafts- und Sozialstruktur und eine vergleichsweise einheitliche lokale Elite gekennzeichnet waren. Die »Eisenbahnstädte« dagegen kamen eher Dienstleistungszentren für die Eisenbahnen gleich, hatten kleinere, inhomogenere Führungsgruppen und waren viel stärker abhängig von den Entscheidungen und Entwicklungen der Eisenbahnen. Im Ergebnis bedeutete dies, daß die Arbeiter in den »Eisenbahnstädten« eher und so lange auf Unterstützung in ihren Kämpfen rechnen konnten, wie sie organisatorisch stark genug blieben, um die Gemeinschaft politisch entscheidend mitzuprägen. Umgekehrt tendierten die Führungsschichten in den »Marktstädten« zu einer Unterstützung der Eisenbahngesellschaften.

Die Solidarität mit den Streikenden in diesen jüngeren Städten hatte nicht zuletzt auch mit ihrer größeren sozialen Homogenität zu tun, wie Stromquist danach ausführt. Dies wiederum war auch eine Folge der relativen Stabilität der Arbeiterschaft in diesen Kommunen, oft erzwungen durch die sinkenden Chancen auf beruflichen Aufstieg. Es zeigte sich, daß gerade in der Mitte der 1880er Jahre an diesen Stellen die raschen und zahlreichen Beförderungen aus den Anfangszeiten umschlugen. Sie versperrten nun für lange Zeit für die neu Hinzugekommenen den Weg nach oben. Damit aber wuchsen in diesen Kommunen die Anfälligkeit und die Sensibilität gegenüber den Rationalisierungsbemühungen der Managements, wurde der Widerstand schneller zu einer Angelegenheit der ganzen Gemeinschaft. Das Scheitern der Streiks, die effektive wirtschaftliche Macht der Eisenbahnunternehmen und neue Taktiken wie das Anlegen von »schwarzen Listen« über die Streikenden führten aber auch hier oft rasch dazu, daß sich diese solidarische Unterstützung aufzulösen begann.

Abschließend führt Stromquist aus, wie sich die Politik der Unternehmensleitungen gegenüber den wachsenden Arbeitskonflikten wandelte. War man unter den anfänglichen »Boom«-Bedingungen eher und durchaus notgedrungen zu Konzessionen bereit gewesen, so änderte sich diese Haltung angesichts der ersten Anzeichen von Wachstumsgrenzen und mit der wachsenden Kooperation unter den Gesellschaften. Diese Zusammenarbeit ermöglichte dem Management dann zwar vielerorts, die Arbeiterschaft zu spalten und die Streiks durch den massiven Einsatz von Streikbrechern zu beenden. Der Pullman-Boykott zeigte dann aber, daß mehr vonnötigen wurde, nämlich der Rückgriff auf staatliche Mittel gegen die neue industrieweite Gewerkschaftsbewegung. Der Einsatz von Bundestruppen deutete allerdings auch an, daß die Regierung fortan eine feste Rolle bei der legalen und institutionellen

Organisation von Arbeitsbeziehungen einnehmen würde. Die Erdman Act aus dem Jahre 1898 signalisierte insofern auch den Anbruch einer neuen Ära, indem sie im Geiste korporativer Planung die Zusammenarbeit von Eisenbahnunternehmen und Arbeiterschaft unter Aufsicht und Vermittlung des Staates festschrieb.

»A Generation of Boomers« bietet so eine Fülle von kritischen und fruchtbaren Anregungen in der Diskussion weitreichender historiographischer Thesen. Herausgehoben werden soll hier Stromquists fruchtbare Kritik an Thernstroms Behauptung, daß vor allem die geographische Mobilität der amerikanischen Arbeiterschaft die Ausbildung eines proletarischen Klassenbewußtseins erschwerte und letztlich verhinderte. Die genaue Rekonstruktion der Entwicklung zweier Städte im Mittelwesten, die entscheidend von der Eisenbahnindustrie geprägt wurden, belegt eindrucksvoll die These des Buches, daß das Klassenbewußtsein unter den Eisenbahnarbeitern keineswegs vom einfachen »gegenseitigen Kennenlernen« abhängig sein mußte. (Stromquist nennt diese Konzeption polemisch »bourgeois«.) Vielmehr sieht der Verfasser hier das Gefühl und das Bewußtsein für ihre Interdependenz als die Grundlage an, auf der sich die Arbeiter als Mitglieder des Proletariats bestimmten und entsprechend handelten. Dieses Bewußtsein war, so Stromquist, nicht unbedingt durch Zeit und Ort begrenzt, sondern wurde von den Arbeitern von Arbeitsplatz zu Arbeitsplatz mitgetragen (S. 192).

Daß diese Verhältnisse im besten und im eigentlichen Sinne auch »historisch« waren, d. h. Wandel und Veränderung unterlagen und durchaus von spezifischen Faktoren beeinflußt wurden, wie sie den Eisenbahnbau auszeichneten, ist eine weitere wichtige Differenzierung, die Stromquists Untersuchung veranschaulicht. Damit aber korrigiert und erweitert er Herbert Gutmans Feststellung, daß sich der Protest kleiner Gemeinden vor allem gegen die großen, »anonymen« Kräfte richtete, die von außen her ihre organische Einheit bedrohten. Die Frontstellung von »klein« gegen »groß« traf zumindest in bezug auf die Eisenbahnsiedlungen in dieser Einfachheit nicht zu, sondern war stark von ihren sozialen und wirtschaftlichen Traditionen und ihrer Lage abhängig.

Zu den wichtigsten Ergebnissen, die diese Studie anzubieten hat, zählt zweifelsohne die modernisierte und modifizierte Ehrenrettung von Frederick J. Turners »Frontier Theory«. Stromquists Vorschlag, die verschiedenen und oftmals gegensätzlichen Erscheinungen unter den Begriff der »fortschreitenden Grenze des Arbeitskräftemangels« (»moving frontier of labor scarcity«) zu fassen, wirkt im Kontext der Geschichte der Eisenbahnarbeiterschaft sehr überzeugend. Im gleichen Maße mag er dazu anregen, die oftmals zitierten – und manchmal beklagten – Unterschiede in der Entwicklung der amerikanischen Arbeiterschaft neu und gewinnbringend zu überdenken.

Die dezidierte analytische Ausrichtung des Buches trägt sicherlich dazu bei, daß der Lesefluß an manchen Punkten ins Stocken gerät. Auch überrascht es ein wenig, daß auf den 275 Seiten Frauen an keiner einzigen Stelle auftauchen. Gerade im Rahmen der lokalen Untersuchungen wäre zu vermuten, daß Frauen eine wichtige Funktion, besonders bei Streiks, einnahmen – aber wohl nicht nur dort.

Trotzdem bleibt der Eindruck vorherrschend, daß hier ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der amerikanischen Arbeiterschaft für eine Zeit vorliegt, die von den politischen Historikern noch vor kurzem als ein nur halbwegs interessantes Vorspiel für die Zeit der großen Reformen eingestuft wurde. Man kann nur wünschen, daß einige von Stromquists Überlegungen auf andere Bereiche der amerikanischen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts angewandt und ebenso kritisch überprüft werden.

Reinhard Flessner, Freiburg i. Br.

»Struggle a Hard Battle«. Essays on Working-Class Immigrants, ed. by Dirk Hoerder (= Explorations in the History of American Radicalism), Northern Illinois University Press, DeKalb, Illinois 1986, VI, 375 S., Ln., $ 25.00.

Ethnizität, Protestbereitschaft und Klassenbewußtsein sind in den letzten beiden Jahrzehnten zu Schlüsselwörtern der amerikanischen Arbeitergeschichtsforschung geworden. Der vorliegende Band widmet sich diesem Themenbereich gleichfalls, jedoch mit einer anderen Schwerpunktsetzung. Die europäische Dimension in der amerikanischen Arbeitergeschichte soll erforscht und die Interdependenz zwischen der Alten und der Neuen Welt aufgezeigt werden.

Der Beitrag von *Donna Gabaccia* über die sizilianische Einwanderung in die USA im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts ist in dieser Hinsicht exemplarisch. Einerseits entwirft sie anhand der traditionellen Protest- und sozialen Organisationsformen in Sizilien ein Modell, das erklärt, in welcher sozialen Formation sizilianische Einwanderer in den USA mobilisierbar waren. Damit gibt sie entscheidende Anhaltspunkte für das Verständnis der Unterschiede, die die Protestbereitschaft und Organisationsfähigkeit der sizilianischen Arbeiter in den USA charakterisieren. Andererseits zeigt sie die nachhaltigen Konsequenzen der massenhaften Auswanderung für das soziale Gefüge Siziliens auf und kann so das Nebeneinander von faschistischen und kommunistischen Hochburgen in Sizilien nach dem Ersten Weltkrieg erklären.

Natürlich läßt sich für andere Regionen und Länder eine derart enge und dazu kausale Beziehung zwischen Auswanderungs- und Einwanderungsland nicht notwendigerweise etablieren. Jedoch zeigen auch die anderen Beiträge über die Deutschen (*Bruce C. Levine* sowie *Hartmut Keil*), Iren (*David Brundage*), Tschechen (*Richard Schneirov*), Finnen (*Michael G. Karni*), Spanier (*Gary R. Mormino* und *George E. Pozetta*) oder über die mobilisierende Wirkung des Ersten Weltkrieges (*David Montgomery*), wie bedeutend die ethnischen und/oder nationalen Traditionen waren. Radikales Ideengut sowie überlieferte Formen kollektiven Handelns wurden in der Konfrontation mit der wirtschaftlichen und politischen Realität der USA zwar umgeformt, aber dennoch wirkungsvoll mobilisiert. Durchweg lassen die Beiträge in diesem Band erkennen, wie sehr die Erwartungshaltung der Immigranten, ihre Vorstellung von Amerika als einer auf der Freiheit und Gleichheit der Bürger gegründeten Republik, die Legitimation für offenen Protest gegen wirtschaftliche Ausbeutung, soziale Diskriminierung und behördliche Repression lieferte, ferner die Streikrhetorik bestimmte und sich auch politisch an der Wahlurne artikulierte.

Auf dieser Grundlage waren interethnische Koalitionsbildung und Kooperation möglich, wenn diese auch vor dem Ersten Weltkrieg, wie im Fall der amerikanischen und slowakischen Stahlarbeiter in Homestead, Pennsylvania (*Paul Krause*) oder der ethnisch buntgemischten Arbeiter in den Schlachthäusern Chicagos (*James R. Barrett*) zumeist episodenhaft blieben. Wie das Beispiel der Bergarbeiter im kanadischen Alberta zeigt (*Allen Seager*), ließen sich ethnische Barrieren dort überwinden, wo die Arbeiterschaft relativ stabil und beruflich homogen war, ferner sich Koalitionsbildungen politisch auszahlten. Generell waren die Chancen eines dauerhaften politischen und gewerkschaftlichen Zusammenhalts jedoch denkbar schlecht, wie selbst der Erfolgsfall der Amalgamated Clothing Workers demonstriert (*Steve Fraser*). Die Ursachen sind nicht nur in der ethnischen Fragmentierung, der Abwehrhaltung und dem Facharbeitercharakter der vorherrschenden amerikanischen Gewerkschaftsbewegung oder in den destruktiven Rivalitäten zwischen den verschiedenen radikalen Arbeiterorganisationen zu suchen.

Vielmehr betonen etliche der vorliegenden Beiträge, ohne aber die Folgewirkungen näher zu analysieren, den extrem zyklischen Charakter, der für Industriezweige aller Art in den USA typisch war. Offensichtlich war die Mehrheit vor allem der minderqualifizierten Immigrantenarbeiter in einem Kreislauf von Überarbeit, Arbeitslosigkeit und Arbeitssuche gefangen,

und es scheint mir wichtig, diese wirtschaftlich erzwungene außerordentliche Mobilität und Unstetigkeit eines Großteils der Arbeiterschaft in ihren Auswirkungen, auch auf die Gewerkschaften, stärker zu berücksichtigen. Die überwiegend jugendlichen Hemdennäherinnen jüdischer, aber auch italienischer Herkunft, die in New York 1909 in den Massenstreik traten (*Maxine Schwartz Seller*), erkannten z. B. sehr genau, daß nur der ›closed shop‹, die Zwangsmitgliedschaft aller Arbeiterinnen in der Gewerkschaft, eine Garantie dafür bot, daß die Arbeitgeber nicht durch massenhafte Neueinstellungen in und nach der nächsten Wirtschaftsflaute die durch monatelanges Ausharren errungenen Erfolge wieder unterliefen. Aber auch in anderer Hinsicht ist dieser »Aufstand der 20 000« interessant, da solidarisches Handeln im Kontext ethnischer Familienstrukturen und feministischer Allianzenbildung aufgezeigt wird und sich die Näherinnen gegenüber einem allgegenwärtigen repressiven männlichen Chauvinismus, auch in den Gewerkschaften, durchsetzen mußten. Anstöße zum Vordringen in neue Gefilde der Arbeitergeschichte liefert der vorliegende Sammelband daher in beträchtlicher Vielzahl, und wie fast alle Beiträge erkennen lassen, ist die gezielte Berücksichtigung der langzeitlich wirksamen, engen Bindung der Immigranten an ihr Herkunftsland ein überaus fruchtbarer methodischer Ansatz.

Irmgard Steinisch, Toronto

Karl Marten Barfuß, »Gastarbeiter« in Nordwestdeutschland 1884–1918 (= Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen, hrsg. von Wilhelm Lührs, Bd. 52), Selbstverlag des Staatsarchivs, Bremen 1986, 294 S.

Die Dissertation von Karl Marten Barfuß greift verschiedene Probleme auf, die von der bisherigen Forschungsliteratur zur Geschichte von Ausländerbeschäftigung, Arbeitsmarkt und Nationalitätenfragen im deutschen Kaiserreich aufgeworfen wurden, und beleuchtet sie in regionalgeschichtlicher Perspektive. Auf den Arbeiten von Bade, Nichtweiß und Dohse fußend – die die ökonomischen und politisch-rechtlichen Rahmenbedingungen der Ausländerbeschäftigung im Untersuchungszeitraum behandeln –, lehnt sich die Barfußsche Untersuchung zugleich an Monographien über spezielle Gruppen von Arbeitswanderern in einem begrenzten geographischen Raum an – und hier vor allem an Christoph Kleßmanns Werk über die polnischen Bergarbeiter im Ruhrgebiet.[1]

Für eine weiterführende, vergleichende Diskussion erscheint die Wahl des Unterweserraums als Untersuchungsgebiet besonders glücklich: Hier waren neben ausländischen Arbeitern verschiedener Nationalität und Staatsangehörigkeit auch »inländische Polen« anzutreffen. Daher können aus der Arbeit von Barfuß neue Erkenntnisse über den Stellenwert des Ausländerstatus für die Situation von Arbeitswanderern im Kaiserreich gewonnen werden. Die Anlage der Untersuchung erlaubt es gleichzeitig, das im Kaiserreich keineswegs einheit-

1 Vgl. als Überblick etwa die Arbeiten von *Klaus J. Bade* in dem vom selben Autor herausgegebenen Tagungsband: Auswanderer – Wanderarbeiter – Gastarbeiter. Bevölkerung, Arbeitsmarkt und Wanderung in Deutschland seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, Ostfildern 1984; sowie: *Johannes Nichtweiß*, Die ausländischen Saisonarbeiter in der Landwirtschaft der östlichen und mittleren Gebiete des Deutschen Reiches, Berlin [DDR] 1959; *Knuth Dohse*, Ausländische Arbeiter und bürgerlicher Staat. Genese und Funktion von staatlicher Ausländerpolitik und Ausländerrecht vom Kaiserreich bis zur Bundesrepublik Deutschland, Königstein 1981 (Neuaufl. Berlin 1984); *Christoph Kleßmann*, Polnische Bergarbeiter im Ruhrgebiet 1870–1945. Soziale Integration und nationale Subkultur einer Minderheit in der deutschen Industriegesellschaft, Göttingen 1978. Von Barfuß ebenfalls herangezogen und vom Untersuchungsgebiet her verwandt: *Elke Hauschildt*, Die Zuwanderung polnischer Arbeiter nach Wilhelmsburg zwischen 1880 und 1920 und ihre gesellschaftliche Integration, in: *Arno Herzig/Dieter Langewiesche/Arnold Sywottek* (Hrsg.), Arbeiter in Hamburg. Unterschichten, Arbeiter und Arbeiterbewegung seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert, Hamburg 1983, S. 331–338.

liche Gebaren verschiedener Bundesstaaten bezüglich der Anwesenheit und Beschäftigung von Ausländern einer vergleichenden Betrachtung zu unterziehen, da der Großraum Bremen im Betrachtungszeitraum im Schnittpunkt dreier Bundesstaaten lag. *Preußen* als insgesamt auch in Fragen der »Ausländerpolitik« dominierender, jedoch längst nicht immer tonangebender Staat ist mit den Gemeinden *Blumenthal, Grohn* und *Hemelingen* vertreten. Das die preußische Politik in Nationalitätenfragen bestimmende antipolnische Kalkül war in der vorherrschenden legislativen und exekutiven Praxis des *Großherzogtums Oldenburg* (zu dem die Stadt *Delmenhorst* gehörte) so wenig feststellbar wie in dem Staat *Bremen* selbst. Der Nutzen der Barfußschen Arbeit in komparativer Hinsicht rührt schließlich daher, daß *verschiedene Branchen* untersucht werden: primär das Textilgewerbe (hier vor allem Juteindustrie und Betriebe der Wollveredelung), daneben aber auch Bauindustrie und Schiffbau. Damit wird der Vergleich mit Landwirtschaft, Bergbau und Baugewerbe als bislang in der Literatur zur Geschichte der Ausländerbeschäftigung im Kaiserreich bevorzugten Untersuchungsgegenständen ermöglicht.[2]

Barfuß' Zugriff bezieht einen »vertikalen« Vergleich mit der aktuellen Situation der Ausländerbeschäftigung in der Bundesrepublik ebenso ein wie eine »horizontale« Gegenüberstellung »mit ähnlichen historischen Immigrationen in anderen Gebieten« (S. 15). In diesem Zusammenhang wird u. a. eine mittlerweile ebenfalls klassische Studie von *Charles van Onselen* über Strukturen der Arbeitsmigration in Südrhodesien (dem heutigen Zimbabwe) zu Beginn des 20. Jahrhunderts herangezogen.[3]

Quellenmäßig basiert die Arbeit auf (zu einem Großteil aus *Überwachungsberichten* bestehenden) Archivalien, zu denen sich eine intensiv ausgewertete Stichprobe aus den Melderegistern der Stadt Delmenhorst (1885–1914) gesellt. (Dieses mit den Mitteln der EDV ausgewertete Material wurde zusammen mit Publikationen der amtlichen Statistik zu einem ca. 30 Seiten und 51 Tabellen umfassenden Anhang aufgearbeitet.) An publizistischen Quellen wurden vornehmlich lokal bzw. regional bedeutsame Zeitungen herangezogen – der sozialdemokratischen »Bremer Bürgerzeitung« wurde dabei ein besonderer Stellenwert eingeräumt. Ergänzt wird das schriftliche Material durch Befragungen von Zeitzeugen, Nachkommen von in die nordwestdeutsche Region eingewanderten »Gastarbeitern« und Experten.

Die Untersuchung selbst teilt sich in drei Hauptabschnitte. Gegenstand des *ersten Blocks* (S. 21–136) sind die in den spezifischen nordwestdeutschen Industrialisierungs- und Arbeitsmarktbedingungen zu suchenden »Ursachen der Anwerbung« von Arbeitswanderern ebenso wie die »wirtschaftliche[n] und soziale[n] Faktoren« von deren Abwanderung, die Anwerbe- und Vermittlungsmethoden sowie die »politisch-rechtliche[n] Rahmenbedingungen der Rekrutierung«. Zusätzlich wird hier ein statistischer Überblick über »Gesamtumfang und Struktur der Gastarbeiter-Zuwanderung« bei besonderer Berücksichtigung der Stadt Delmenhorst »als Mikrokosmos der Migrationsbewegung« geliefert (S. 122–133). Ein »ethnographische[s] Profil der Gastarbeiter und ihrer Angehörigen« ergibt für das Jahr 1913 eine Gesamtzahl von ca. 22 000 Personen im Untersuchungsgebiet (S. 125). Der Autor macht deutlich, daß der Unterweserraum als »Nachzügler der Industrialisierung« (S. 10; Begriff von Hubert Kiesewetter) einen Zusatzbedarf an Arbeitskräften hatte.

Der vornehmlich von der *Juteindustrie*, der *Wollveredelungsbranche*, von *Werften* und *Bauwirtschaft* ausgehende, »seit den 80er Jahren hochschnellende Arbeitskräftebedarf« überforderte »den relativ stabilen nordwestdeutschen Arbeitsmarkt quantitativ und quali-

2 Neben den Arbeiten von *Nichtweiß* (Landwirtschaft) und *Kleßmann* (Bergbau) wäre für die Bauindustrie zu nennen: *Hermann Schäfer*, Italienische »Gastarbeiter« im deutschen Kaiserreich (1890–1914), in: Zeitschrift für Unternehmensgeschichte, Jg. 27, 1982, S. 192–214.

3 *Charles van Onselen*, Chibaro. African Mine Labour in Southern Rhodesia 1900–1933, London 1976, 2. Aufl. 1980 (vgl. *Barfuß*, S. 15, Anm. 20; S. 140, Anm. 13).

tativ, so daß sich die von SPD und Gewerkschaften vertretene Verdrängungsthese – fremde Immigranten verdrängen einheimische Arbeiter – für den Unterweserraum als unhaltbar erweist« (S. 134). Allerdings seien Lohndrucktendenzen im Zuge der »Gastarbeiter-Beschäftigung« durchaus festzustellen. Dies entspreche gerade dem akzentuierten Kalkül der beteiligten, vornehmlich bremischen Unternehmen, »Lohnsteigerungen unter den gesamtwirtschaftlichen Durchschnitt zu drücken« (S. 134 f.). Dieser Effekt konnte »mit anhaltender Ausdehnung der geographischen Anwerbungshorizonte« aufrechterhalten werden. »Eichsfelder und Böhmen, ostelbische Polen, Ruthenen, Tschechen und Kroaten lösten einander ab.« (S. 135)

Der *zweite Hauptabschnitt* behandelt »Daseinsbedingungen und Verhalten der Gastarbeiter in Nordwestdeutschland« (S. 137–205). Hier finden sich klassische Themen der »Gastarbeiter«- und Minderheitenforschung: *»Löhne und Lebensstandard«, »Wohnverhältnisse«, »Betriebliche Sozialeinrichtungen als ›Wohlfahrtsfessel‹«*, aber auch *»Erziehung und Schule«* (einschließlich einer Diskussion der Frage der »Mischehen«, S. 168–171) und *»Verhaltensmuster der Gastarbeiter in Familie und Gesellschaft«*. Im letzteren Kapitel (S. 153–158) wird u. a. die besondere Belastung von Frauen behandelt, außerdem die Sprachkompetenz verschiedener Generationen, »abweichendes Verhalten« und Kriminalität sowie die soziale Mobilität und die Entwicklung des generativen Verhaltens. Die Schlußfolgerungen des Abschnitts *»Gastarbeiter im Urteil ihrer Umwelt«* werden durch gesonderte Ausführungen zum Thema *»Gastarbeiter und organisierte Arbeiterbewegung«* zusätzlich abgesichert (S. 186–196).

Der *dritte Block* steht unter der Überschrift »Herausbildung, Formen und Entwicklung nationaler Subkulturen in Nordwestdeutschland« (S. 206–235). Thematisiert werden neben dem Vereinswesen und der kirchlichen Organisation das Wahlverhalten und die gewerkschaftlichen Organisierungsversuche vornehmlich »inländischer« Polen. Deren (wahl)politisches Kalkül kann der Autor recht prägnant nachzeichnen: »Waren im weitgehend katholischen Westfalen in der Anfangszeit einer noch nicht gefestigten politischen Kultur zunächst Zentrum und christliche Gewerkschaften natürliche Partner der Polen, so entsprachen dieser Funktion in Nordwestdeutschland Sozialdemokratie und Freie Gewerkschaften. In beiden Regionen blieb zwischen einheimischen Institutionen und Polen jedoch von Beginn an eine deutliche Distanz, die sich schließlich in der Verselbständigung polnischer Organisationen zugleich ausweitete und auf der Ebene von Bündnissen gleichberechtigter Partner wieder verringerte.« (S. 208) Zugleich betrachtet Barfuß die Differenzen zwischen den »Subkulturen« verschiedener sukzessive zugewanderter »Gastarbeiter«.

In einem den Band beschließenden *Ausblick* widmet Barfuß sich den Abwanderungs- und Integrationsprozessen nach dem Ersten Weltkrieg (S. 236–242, auch S. 209). Festzuhalten bleibt, daß die *polnische* Abwanderung immerhin »vermutlich [. . .] mehr als ein Drittel aller Vorkriegsbewohner« einbezog. Für diesen im Vergleich zum Ruhrgebiet relativ hohen Anteil macht Barfuß vor allem die Tatsache verantwortlich, daß die krisenhafte Entwicklung in der Textilindustrie in höherem Maße Arbeitskräfte freigesetzt habe, als dies im Ruhrbergbau der Fall gewesen sei (S. 240, vgl. Anm. 29).

Inwieweit die Geschichte der im Unterweserraum verbliebenen »Gastarbeiter« tatsächlich eine Geschichte der *Integration* war, bleibt eine schwierige, vermutlich kaum eindeutig beantwortbare Frage. Die Ambivalenz wird von Barfuß selbst zum Ausdruck gebracht, wenn er einerseits betont: »Wer geblieben war, hatte in der Regel eine Entscheidung für die volle Eingliederung getroffen [. . .]« (S. 241), aber andererseits darauf hinweist, daß der »Assimilationsdruck« nach dem Ersten Weltkrieg stark angestiegen sei (S. 209, 242).

Insgesamt bringt die Untersuchung von Karl Marten Barfuß die Forschung zur Geschichte von Arbeitswanderung und Ausländerbeschäftigung im deutschen Kaiserreich in diversen Aspekten – die hier nur unvollständig referiert werden konnten – entscheidend voran.

Durch engagierte Diktion und empathische Darstellungsweise gelingt es dem Autor darüber

hinaus, den im Vorwort geäußerten Anspruch, »Menschen nicht hinter Strukturen zurücktreten zu lassen«, einzulösen (S. 5). Demgegenüber sind einzelne Kritikpunkte von seiten des Rezensenten eher als Randbemerkung zu verstehen.[4] *Martin Forberg, Münster*

Nils Hansen, Fabrikkinder. Zur Kinderarbeit in schleswig-holsteinischen Fabriken im 19. Jahrhundert (= Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins, Bd. 19), Karl Wachholtz Verlag, Neumünster 1987, VIII, 187 S., brosch., 30 DM.

Die vorliegende Arbeit wurde als Magisterarbeit geschrieben, und ich stelle gleich anfangs fest, daß es sich um eine sehr sorgfältig recherchierte und ausgearbeitete Untersuchung handelt, die mancher Dissertation den Rang abläuft. Hansen will mit diesem Beitrag die Erforschung eines Teilaspekts der schleswig-holsteinischen Industrialisierung voranbringen. Tatsächlich ist der Aspekt der Kinder- (und Frauen-)arbeit in der Industrie des Landes bislang zusammenhängend nicht dargestellt worden, was generell an der bisher unzureichenden Industriegeschichtsschreibung hierzulande liegt. Nachdem Hansen das historische Umfeld der Industrialisierung vorgestellt hat, arbeitet er die Hauptentwicklungstendenzen der Kinderarbeit heraus (S. 29–58). Dann kommt er zu den branchenmäßig differenzierten Arbeitsverhältnissen und Arbeitsweisen (S. 58–93), schließlich zu den Sozialisationsfaktoren (S. 93–106), zu denen wohl auch das Schulwesen (S. 106–124) zu rechnen wäre.
Zusammenfassend stellt der Autor fest, daß in Schleswig-Holstein Kinderarbeit in Fabriken – wie in anderen Zonen der Industrialisierung auch – zu den negativen Erscheinungen der ersten Jahrzehnte dieses Prozesses gehört hat. Nicht nur die staatlichen Eingriffe in preußischer Zeit beendeten diesen Zustand, sondern auch der technische Fortschritt. Fabrikkinder sind so ein Phänomen des 19. Jahrhunderts – jedenfalls in Preußen. Die Defekte, die die frühe Industriearbeit bei Kindern und Heranwachsenden hinterlassen mußten (schlechte

4 Eine kritische Bemerkung bezieht sich auf die folgende Textpassage: »›Fremdenfeindlichkeit‹ ist ein ›internationales Thema‹; die Neigung zu Ausnutzung und Herabsetzung von Fremden ist ›relativ gleichbleibend‹ und *keine besondere Charaktereigenschaft der Deutschen*: Iren in England, Sizilianer in Norditalien, *Ostjuden in Israel (Th. Herzl: ›Jeder Jude hat seinen Ostjuden.‹)*, Chinesen in den USA sind kennzeichnend für generelle Formen des Umgangs mit Fremden und des Urteils über sie.« (S. 201; Hervorhebungen von mir/M. F.; die Zitate beziehen sich auf: *Herbert Leuninger*, Fremdenfeindlichkeit und nationale Identität, in: *Gerhard Schult* (Hrsg.), Einwanderungsland Bundesrepublik Deutschland? Baden-Baden 1982, S. 123–130, hier: S. 123 f.; die genannten Beispiele finden sich allerdings bei Leuninger nicht). Mit den »Ostjuden in Israel« kann sinnvollerweise nur die »orientalisch-jüdische« Bevölkerung des heutigen Staates Israel gemeint sein, während sich das Herzl-Zitat (das ich nicht nachweisen konnte) offensichtlich auf *osteuropäische* Juden bezieht (vgl. zur erstgenannten Thematik: *Schlomo Svirsky/Devorah Bernstein/Karlheinz Schneider*, Sefarden in Israel – zur sozialen und politischen Situation der Jüdisch-Orientalischen Bevölkerung, bearb. und hrsg. von *Reiner Bernstein*, Berlin 1982). Somit werden hier zwei verschiedene Problematiken in eins gesetzt. Bei der Betrachtung des Verhältnisses von »Westjuden« zu osteuropäischen Juden wäre außerdem die Angst der ersteren vor der Gefährdung des eigenen assimilierten Status – mithin also vor Erscheinungen des Antisemitismus – zu berücksichtigen: »Für die Westjuden verkörperten die Ostjuden das, wovon man sich entfernen und woran man nicht mehr erinnert werden wollte. Das Ärgste war ihnen, daß sich die nichtjüdische Umwelt wieder an ihre jüdische ›Vergangenheit‹, kurz, an ihr ›Anders-Sein‹ erinnerte.« *Ludger Heid*, »Ostjuden in Deutschland. Nur wenige fühlten sich ihnen verwandt«, in: Die Zeit, 3. April 1987, S. 21 (Rez. der Arbeit von *Trude Maurer*, Ostjuden in Deutschland 1918–1933, Hamburg 1986). Es erscheint mir schließlich nicht unproblematisch, zur Illustrierung der These, daß »die Neigung zu Ausnutzung und Herabsetzung von Fremden [. . .] keine besondere Charaktereigenschaft der Deutschen« sei – was auch wohl ernsthaft niemand behauptet –, *dieses* Beispiel zu wählen.

Schulbildung, gesundheitliche Schäden etc.), werden von Hansen ausführlich beschrieben. Er bedauert, kaum autobiographisches Material zu diesem Thema gefunden zu haben. Daran wird es bei historiographischer Beschäftigung mit den Unterschichten wohl immer fehlen, solange Schriftlichkeit klassengebunden bleibt. Daß es ihm dennoch gelungen ist, einen ganz hervorragenden Überblick über dieses Phänomen zu geben und es auch zu erklären, macht das Buch zu einem richtungweisenden Beitrag für die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des Landes. Andere Forschungen zu Kindheit und Kindheitsmustern, aber auch zu erwachsenen männlichen und weiblichen Industriearbeitern, sollten hinfort das Bild des industriellen, jenseits der touristischen Agraridylle liegenden Schleswig-Holstein komplettieren.

Klaus-J. Lorenzen-Schmidt, Hamburg

Dorothee Wierling, Mädchen für alles. Arbeitsalltag und Lebensgeschichte städtischer Dienstmädchen um die Jahrhundertwende, Verlag J. H. W. Dietz Nachf., Berlin/Bonn 1987, 375 S., kart., 48 DM.

Innerhalb des vergangenen Jahrzehnts ist in den deutschsprachigen Ländern, in Frankreich und im angelsächsischen Raum ein Teilgebiet der Sozialgeschichte geradezu neu entdeckt worden, das bei einer Fixierung der Betrachtungsweise auf die Geschichte des Industrieproletariats ausgeblendet worden war: der Bereich der häuslichen Arbeit. Dies heißt konkret: Für die Zeit des 19. Jahrhunderts wird gezielt die bezahlte Tätigkeit von Dienstboten, speziell die von weiblichen Arbeitnehmern, untersucht. Nach Vorarbeiten von R. Engelsing haben sich vor allem Historikerinnen dieses Themas angenommen. Hingewiesen sei auf die Publikationen von Uta Ottmüller (1978), Regina Schulte (1979), Heidi Müller (1981), Marina Tichy (1984), Karin Walser (1985) und auch auf Arbeiten der Autorin des hier anzuzeigenden Buches, D. Wierling. Die Diskussion um Dienstmädchen hat bereits um 1900 die interessierte Öffentlichkeit bewegt – erinnert sei nur an die statistischen Erhebungen von O. Stillich (1902) für Berlin und von O. Neher (1908) für Stuttgart, die wertvolles Material zusammentrugen und auch heute noch zitiert werden.

Das Buch von Frau Wierling ist der Vorgehensweise der »oral history« verpflichtet und von der Universität Essen 1986 als Dissertation angenommen worden. Untersucht werden soll der Dienstmädchenberuf als Zeichen einer sich wandelnden Gesellschaft; die Arbeit »konzentriert sich auf den Zeitraum, in dem die ›Modernität‹ und ›Traditionalität‹ des häuslichen Dienstes in einen konfliktreichen Widerspruch geraten« (S. 15). Sie »verfolgt deshalb die Genese einer Identität, die sich ohne den festgefügten sozialen Rahmen eines Arbeiterviertels oder Großbetriebs bildete und fragt nach den zugrunde liegenden alltäglichen Stationen, Erfahrungen und leitenden Werten« (S. 19). Ein besonderes Schwergewicht liegt auf den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts; territorial gesehen, werden ausschließlich Belege aus Preußen beigebracht.

Die von der Autorin erhobenen Lebensläufe von 23 vormaligen Dienstmädchen sind sozusagen das Rohmaterial ihrer durch über 1400 Anmerkungen abgestützten Darstellung; daneben wird extensiv die zeitgenössische Literatur von der Statistik bis zur Publizistik ausgewertet. Thematisiert werden im einzelnen Kindheit, Berufswahl, Wanderung und Stellensuche, Leben und Arbeiten in den Haushalten des Bürgertums unter diversen Blickwinkeln, das Schrifttum zur »Dienstbotenfrage«, die Lebenserfahrung der Dienstmädchen und ihr Abgang aus dem Beruf (Überwechseln in einen anderen und/oder Eheschließung). Die ausgebreitete Materialfülle ist bestechend; es handelt sich jedenfalls um die bisher umfangreichste Untersuchung zum Thema. Ich habe sie mit anhaltendem Interesse gelesen, was sich wahrlich nicht von jeder wissenschaftlichen Darstellung sagen läßt.

Am informativsten ist derjenige Teil der Untersuchung, der die Arbeit und das Leben im

bürgerlichen Haushalt zum Inhalt hat. Mit Recht wird auf die Bedeutung der bis 1918 gültigen Gesindeordnung hingewiesen, die das Hauspersonal weitgehend entrechtete und bis zur Einführung des BGB im Jahre 1900 den »Herrschaften« in einigen Provinzen sogar das Recht zu körperlichen Züchtigungen konzedierte. Viele Dienstmädchen waren bei Antritt ihrer Stellung erst 14 Jahre alt, wechselten insofern also von der elterlichen Befehlsgewalt in die ihrer Arbeitgeber.

Insgesamt wird man feststellen können, daß die Lebens- und Arbeitsbedingungen der Dienstmädchen nicht selten miserabel waren, z. T. sogar elementarsten Persönlichkeitsrechten zuwider liefen, wobei das Bewußtsein für diese Rechte bei der Herrschaft allerdings wenig entwickelt war. Folgt man den beigebrachten Beispielen, so hat man den Eindruck, daß die Arbeitgeber das Personal eher als zum Hausinventar gehörend betrachteten denn als Menschen akzeptierten. Die Dienstmädchen entwickelten demgegenüber nicht unwirksame Gegenstrategien, wie z. B. häufigen Stellenwechsel, »Verlust« des Arbeitsbuches, den sog. »Schwenzelpfennig«, d. h. Verschleierung des Marktpreises zu besorgender Lebensmittel und dadurch Erwerb eines kleinen Nebeneinkommens und, dies von der bürgerlichen Familie vor allem gefürchtet, Unterminierung der Reputation der »Herrschaft« durch Verbreitung negativer Aspekte ihres Familienlebens. Die von der zeitgenössischen Publizistik und vor allem von der Romanliteratur behauptete sexuelle Ausbeutung durch den Herrn oder die Söhne des Hauses ist allerdings, wie auch schon K. Walser deutlich machen konnte, nicht belegbar bzw. blieb auf Einzelfälle beschränkt. Hier handelt es sich vielmehr um bürgerliche Projektionen, wobei gewisse Eifersuchtsmotive seitens der Haus»herrinnen« eine Rolle gespielt haben mögen. Die Geschichte der Dienstmädchen geht – jedenfalls in Deutschland – mit der Zeit des Ersten Weltkrieges und der Inflation zu Ende, als, durch die Umstände bedingt, Frauen in großem Maße in bisher den Männern vorbehaltenen Berufen akzeptiert wurden und der Mittelstand zum großen Teil seine ökonomische Basis verloren hatte. Überdies war für den Großteil der weiblichen Hausangestellten die Dienstbotentätigkeit immer nur ein Übergangsstadium gewesen, das mit der Heirat vielfach beendet wurde. Die Organisationsversuche der Hausmädchen, soweit sie von politischer (Sozialdemokratie) oder gewerkschaftlicher Seite unternommen wurden – wenn auch recht spät (ab 1899) –, sind ohne Erfolg geblieben, wie auch von D. Wierling herausgearbeitet und begründet wird. Die Gestalt des Dienstmädchens war jedenfalls nur ein vorübergehendes Phänomen; die nähere Zukunft sollte der Haus*frau* gehören, die – freiwillig oder der Not gehorchend – in sich die Funktionen der Haus*herrin* und des Haus*mädchens* vereint (vgl. S. 296).

Trotz des positiven Gesamteindrucks der Untersuchung »Mädchen für alles« möchte ich einige Bedenken äußern, die sich auf die Methode der Darstellung beziehen. Wie eingangs angemerkt, ist diese Untersuchung der »oral history« und den Lebensläufen von 23 früheren Dienstmädchen verpflichtet. Diese Basis erscheint mir zu schmal, wenn auch die Widrigkeiten der Erhebung (vgl. S. 300, Anm. 39) und das Problem, nach so langer Zeit noch Interviewpartner zu finden, zu beklagen sind. Da um 1900 im Deutschen Reich über 1 200 000 Dienstmädchen gezählt wurden, kann es nicht genügen, aus der Perspektive der Betroffenen zwei Dutzend curricula vitae auszubreiten (gegen Wierling, S. 21). Hier wird zur Rolle des Exemplarischen erhoben, was doch gerade erst bewiesen bzw. belegt werden soll. Im übrigen sind auch die genannten Lebensläufe nicht vollständig, wie die Autorin anmerkt (vgl. S. 21/312).

Auch wird die zeitgenössische veröffentlichte Meinung, die das Leben der Dienstmädchen schwarz in schwarz malt, zu ernst genommen. Es liegt in der Natur der Sache, daß vor allem die negativen Aspekte in den Quellen verdichtet sind. Sicherlich gab es auch nicht wenige »Herrschaften«, die ihre Dienstmädchen korrekter und fairer behandelten. Weiterhin ist zu sehen, daß für viele Dienstmädchen ihre Tätigkeit in der Stadt – jedenfalls aus subjektiver Sicht – einen sozialen Aufstieg bedeutete oder bedeuten konnte; auch mochten sie bei längerem Verweilen an einer Arbeitsstelle ihnen noch abgehende Fähigkeiten wie Kochen, Haus-

haltsführung, nicht zuletzt den Gebrauch der Hochsprache, die vielen Dienstmädchen zunächst nicht geläufig war, lernen. Daß sie dabei u. U. auch ein zu verurteilendes Wertesystem der Bourgeoisie übernehmen konnten, soll nicht bestritten werden. Für eine vielleicht nicht geringe Anzahl eröffnete sich evtl. auch ein weiterer sozialer Aufstieg durch die Heirat eines »Arbeitgebers«, etwa eines Witwers in kleinbürgerlichen Verhältnissen. Der Fall scheint in Frankreich jedenfalls so häufig gewesen zu sein, daß ein eigenes Sprichwort entstand (»Il n'y a pire patronne qu'une ancienne bonne«), d. h. die unangenehmsten »Herrinnen« waren frühere Dienstmädchen. Jedenfalls wäre für die Mehrzahl der Dienstmädchen als Alternative zu diesem Beruf nur die Tätigkeit als Magd auf dem Land offen gewesen, was ihnen nun gerade nicht erwünscht war; Fabrikarbeit wurde per se als unweiblich (Wierling, S. 61) abgelehnt.

Nur kurz gestreift werden von der Autorin die etwa von konfessioneller Seite entwickelten Geselligkeits- und Vergnügungsvereine (S. 179), wie sie von H. Sproll 1977 für Baden im Ansatz untersucht worden sind; allein ihre Existenz widerlegt schon das oft behauptete generelle Zurückdrängen eines persönlichen Freiraums durch die Arbeitgeber, wenn man auch über die durch diese Vereine vermittelten Normen geteilter Meinung sein mag. Wenn z. B. im Jahre 1892 in einer Stadt wie Aachen 700 Dienstmädchen Mitglied eines bereits 1872 gegründeten katholischen Mägdevereins waren und in Köln ein gleichartiger Verein von 1869 900 Mitglieder zählte, überdies in beiden Städten von diesen Vereinen ein Heim und eine Arbeitsvermittlungsstelle betrieben wurden, wird man das Engagement der Kirchen auf diesem Sektor würdigen müssen.

Die hier vorgetragenen Bedenken schmälern nicht das Verdienst von Dorothee Wierlings Forschungen zur Geschichte der Dienstmädchen in Deutschland und ihre facettenreiche Behandlung des Themas. Beide sind ein wichtiger Baustein zu einer noch ausstehenden Geschichte derjenigen Unterschicht-Angehörigen, die nicht unmittelbar Teil des Industrieproletariats waren oder wurden. Es wäre zu wünschen, daß ein Thema wie »Dienstmädchen« auch einmal geschlechtsunspezifisch von (männlichen) Historikern angegangen würde.

Günter Bers, Köln

Beatrix W. Bouvier, Französische Revolution und deutsche Arbeiterbewegung. Die Rezeption des revolutionären Frankreich in der deutschen sozialistischen Arbeiterbewegung von den 1830er Jahren bis 1905 (= Veröffentlichungen des Instituts für Sozialgeschichte Braunschweig–Bonn), Verlag Neue Gesellschaft, Bonn 1982, 420 S., Linson, 78 DM.

Noch bevor die Marseillaise 1879 endgültig zur französischen Nationalhymne erklärt wurde, war ihre aus dem Jahr 1792 stammende Melodie mit Jakob Audorfs 1864 gedichtetem Text »Wohlan, wer Recht und Wahrheit achtet« zum wichtigsten Lied der deutschen Arbeiterbewegung geworden. Während des Kaiserreichs wurde sie zum Abschluß fast aller sozialdemokratischen Parteitage gesungen. Noch auf dem Jubiläumsfest der SPD im Berliner Reichstagsgebäude am 28. Mai 1988 gehörte die Arbeiter-Marseillaise zum musikalischen Programm, obwohl nicht so sehr als aktuelles, Gemeinsamkeit signalisierendes Liedgut, vielmehr als erinnerndes Zitat – was sie, der Melodie nach, ja schon bei ihrer Entstehung war: Erinnerung an das emanzipatorische Erbe der großen Französischen Revolution, an das die Arbeiterbewegung anzuknüpfen beanspruchte.

Das gründliche und zuverlässige Buch von Beatrix M. Bouvier, das den Zeitraum von 1830–1905 bearbeitet, zeigt im einzelnen, daß die – teils kritische, meist aber zustimmende – Bezugnahme auf die Revolution von 1789 im Sozialismus und in der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung des 19. Jahrhunderts häufig und vielfältig, wenn auch nicht gerade zentral, war. Die Verfasserin betont die Rolle babouvistischen Gedankenguts im »Bund der

Gerechten« und berichtet über die Sicht der Französischen Revolution bei Karl Grün, Moses Hess und anderen Frühsozialisten. Ausführlich wird diskutiert, wie Marx, Engels und Lassalle die Revolution in ihren Schriften verarbeiteten. Die Zeitschriften und anderen Publikationen der Lassalleaner, Eisenacher und Sozialdemokraten ab 1875 werden auf dieses Thema hin durchgegangen. »1789« galt in der Arbeiterbewegung als Paradebeispiel einer gelungenen (bürgerlichen) Revolution, in deren Kategorien man die eigene historische Rolle erfassen konnte, in Absetzung und Anknüpfung zugleich: Das Proletariat werde der Bourgeoisie ihr »1789« bereiten; leider hätten die Deutschen noch keine »Bastille« gestürmt; Sache der deutschen Arbeiter sei es, die »Bastille des Kapitals« zu bezwingen. Die zweite Phase der Französischen Revolution war den sozialdemokratischen Kommentatoren besonders wichtig, die Kritik an der »terreur« dagegen nicht. »Vom 17. Juli 1791 [Blutbad auf dem Marsfeld, als die Regierung mit Gewalt gegen eine Volksdelegation vorging] beginnt die Geschichte des Volkes im Gegensatz zu der Bourgeoisie, vom 17. Juli 1791 beginnt *unsere* Geschichte«, schrieb Lassalle. Während der »Neue Social-Demokrat« in den 70er Jahren noch Robespierre und die Jakobiner als Vorläufer anerkannte, kritisierte sie Wilhelm Liebknecht als lediglich bürgerlich-demokratisches Phänomen und betonte dagegen die Rolle der sozial fortschrittlichen Hébertisten als Teil der eigenen Tradition. Diese Sicht setzte sich durch, doch nahm man nicht nur diese spezielle Strömung für sich in Anspruch, sondern betonte die fortschrittlich-emanzipatorisch-egalitären Elemente der Revolution insgesamt, von denen das Bürgertum mittlerweile weit entfernt sei, während man selbst sie gegen das Bürgertum realisieren werde. Der Revolutionskalender wurde von zahlreichen Arbeiterkalendern notiert. 1889, zur Hundertjahrfeier, hatte die »glorreiche Revolution von 1789« bei den Sozialdemokraten eine gute Presse (S. 259, 291 f.).

Doch nicht nur auf sie bezogen sich die Theoretiker und Kommentatoren der Arbeiterbewegung, sondern stärker noch auf die zeitgenössischen Revolutionen westlich des Rheines: 1830, 1848/49, 1871 (Kommune). Die Verfasserin zeichnet auch dies ausführlich nach. Sie rekonstruiert überdies die Entstehung des revolutionären Gedenktages des 18. März (seit 1872), der an die Märzkämpfe von 1848 und an den Aufstand der Pariser Kommune 1871 erinnern sollte (S. 251 ff.). Sie zeigt die Bedeutung der (eigenwillig gedeuteten) Geschichte fürs offizielle Selbstbewußtsein der Bewegung. Mit dem Niedergang der Revolutionserwartungen im Wilhelminischen Reich rückte auch die Bedeutung dieses Tages der revolutionären Erinnerung in den Hintergrund, zugunsten des neuen Maifeiertags mit seiner optimistischen, kämpferischen Zukunfts- und Reformerwartung. Während man lange die französischen Ereignisse als Teil der eigenen Erfahrungen empfunden oder doch so dargestellt hatte, dominierte allmählich die Erinnerung an nationale Traditionen. Die Verfasserin sieht darin den Ausdruck eines neuen Selbstbewußtseins, ja Überlegenheitsgefühls der deutschen Sozialdemokraten, die das Sozialistengesetz überstanden hatten und sich organisatorisch wie theoretisch an der Spitze der europäischen Bewegung wähnten.

Die Verfasserin beschränkt sich über weite Strecken auf das Referieren von Argumenten; ihre eigene Analyse, die Interpretation, tritt dahinter allzusehr zurück. Die Darstellung hat Sprünge. Eine stringentere Gliederung hätte sich ergeben, wenn die leitenden Fragestellungen noch präziser ausgeführt und konsequenter zur Strukturierung des breit zusammengetragenen Materials benutzt worden wären. Doch insgesamt überzeugen die Argumente, und das Buch beeindruckt durch seinen Reichtum an Informationen, durch gute Literaturverarbeitung und durch die intensive Erforschung ausgedehnter gedruckter und ungedruckter Quellen. Zum »bicentenaire« 1989 sollte es besondere Aufmerksamkeit finden.

Jürgen Kocka, Berlin

Gerhard Kluchert, Geschichtsschreibung und Revolution. Die historischen Schriften von Karl Marx und Friedrich Engels 1846–1852 (= problemata 103), Verlag Frommann-Holzboog, Stuttgart 1985, 409 S., Ln., 68 DM, brosch., 54 DM.

»Der Kommunismus als positive Aufhebung des Privateigentums als menschlicher Selbstentfremdung [. . .] ist das aufgelöste Rätsel der Geschichte.« Dieser emphatische Passus aus den »Ökonomisch-philosophischen Manuskripten« von Karl Marx scheint den Marx-Exegeten selbst derartige Rätsel aufgegeben zu haben, daß vergleichsweise wenige die Geschichts*schreibung* von Marx wie auch von Friedrich Engels zum Thema einer eigenen Studie gemacht haben. Mit diesem überraschenden, aber richtigen Hinweis beginnt der Verfasser seine sehr geschlossene und, das sei vorweggenommen, außerordentlich flüssig zu lesende Analyse des historiographischen Werks von Marx und Engels. Genau genommen und gerade weil der Rätsel-Topos auch bei Kluchert in einer sehr sorgfältigen Interpretation der »Ökonomisch-philosophischen Manuskripte« eine Schlüsselrolle spielt (S. 53), sei vorab darauf hingewiesen, daß die Studie nicht 1846, sondern 1844 einsetzt. Denn dies ist für die gewählte immanente werkbiographische Methode zentral, da sich bereits in der Auseinandersetzung mit Hegels Staats- und Gesellschaftstheorie und eben in den ersten ökonomischen Arbeiten die Grundmuster der materialistischen Historiographie aufzeigen lassen. Die Intention des Verfassers zielt auf eine akribische Textinterpretation, die nur bedingt die Zeitumstände mit einbezieht. Dabei verfolgt er einen doppelten Erklärungsanspruch. Zum einen sieht er, im Gegensatz zu den sozio-ökonomisch akzentuierten Forschungsrichtungen, in den historiographischen Texten der beiden das Gravitationszentrum des Gesamtwerks, deshalb glaubt er, von dort aus besser als bisher den »Knotenpunkt von Theorie und Praxis« ausmachen zu können. Gleichzeitig kommt es Kluchert darauf an, präziser die »theoretischen und methodischen Grundlagen der Marxschen Geschichtsschreibung« freizulegen (S. 177, Anm. 3), Engels natürlich einbezogen, und auf diesen wissenschaftsgeschichtlichen Aspekt werde ich mich vor allem beziehen. In vier Kapiteln werden charakteristische Wandlungen der historischen Deutungsmodelle dargestellt, zuerst die Ausprägung eines materialistischen Geschichtsbegriffs Mitte der 40er Jahre, dann die konkrete Anwendung auf eine historisch-genetische Revolutionstheorie, drittens die aus den Enttäuschungen und Niederlagen 1848 erwachsene Zeitgeschichtsschreibung und schließlich die Bestimmung des ökonomischen Sektors als Strukturierungskern der Gesamtgeschichte und Triebkraft des politisch-sozialen Wandels.

Großen Wert legt Kluchert darauf – das macht bereits das erste Kapitel zur Genese der materialistischen Geschichtskonzeption deutlich –, die Eigenständigkeiten und Wechselwirkungen der Positionen von Marx einerseits und Engels andererseits herauszustellen. Den philosophisch-kritischen Grundstock hat, wie oft beschrieben, Marx gelegt, indem er das politische Versöhnungsdenken in Hegels Staats- und Gesellschaftsphilosophie, dann die Harmoniemodelle der englischen Nationalökonomie in ihre tatsächlichen Widersprüche auflöst und zur »materiellen Produktion« als dem Wesen der Entfremdung der menschlichen Gattung vorstößt. Den so gewonnenen geschichtsphilosophischen Grundsatz der Selbsterzeugung der menschlichen Gattung durch Arbeit flankiert Engels durch eine technische Fortschrittsanalyse der Industriellen Revolution, die er weniger als Entfremdungsdialektik denn als eigendynamischen Prozeß (S. 67) beschreibt. Verknüpft werden beide Positionen in der historischen Schlüsselschrift der »Deutschen Ideologie«, in der sich beide nun »radikal empiristisch« geben, obwohl sie ihr geschlossenes philosophisches System nicht aufgeben (S. 379). Die philosophisch-anthropologische Kategorie »Gattung« wird durch die sozioökonomische der »Produktivkräfte« ersetzt, ferner das methodische Prinzip der »Kritik« durch die Konstruktion eines »positiven Systems« (S. 104). Dadurch zeige sich der grundsätzliche Zwiespalt der materialistischen Geschichtsauffassung. Eine Geschichtsteleologie,

in der sich die menschliche Gattung dialektisch durch ihr entfremdetes »Anders-sein« zu ihrem wahren Wesen hindurcharbeitet, korrespondiert Elementen einer ökonomistischen Entwicklungsmechanik. Als Beleg wählt der Verf. Engels' markanten Satz aus den »Grundsätzen des Kommunismus«, wonach die planmäßige Ausbeutung der Produktionskräfte so lange erforderlich sei, bis »die Bedürfnisse aller befriedigt« sind. Er neigt bei derartigen Zitaten, mit denen er den ökonomistischen und reflexionsschwachen Engels herausstreicht, zur Überinterpretation, denn Engels hat in seinen späten Vormärzschriften weniger eine globale Wohlfahrtsentfaltung als ganz konkret die nach wie vor erheblichen Wirtschafts-, speziell auch die schlimmen Agrarkrisen im Blick. Deshalb kann ich der These, mit der der Verf. zum revolutionstheoretischen Abschnitt überleitet, nur eingeschränkt folgen, daß nämlich Marx und Engels zu Beginn des Revolutionsjahres 1848 ihre komplexe historische Prozeßanalyse auf simple kausal-mechanische Ablaufmodelle reduziert hätten. Sicher läßt sich dies aus der Tagespublizistik, den aktivistischen Anregungen zu Vereinsgründungen und Beitritten vielfach entnehmen, aber nicht alle Schriften, zwischen denen Kluchert zu wenig gattungsspezifisch unterscheidet, lassen sich in gleicher Stringenz auf ihre geschichtstheoretischen Implikationen abklopfen. So überrascht, warum Engels' »Grundsätzen des Kommunismus« und später seinem »Status quo in Deutschland« ausführlicher Raum, dem »Kommunistischen Manifest« dagegen nur ein paar Sätze gewidmet werden.

Marx und Engels haben das Revolutionsjahr 1848 als das Jahr der Doppelrevolution gesehen. Im krisenanfälligeren Frankreich, aber auch im Deutschen Bund mit seinen ausgeprägteren Klassenlagen bewirke die bürgerliche Revolution in zwingender »dialektischer Geschichtslogik« die proletarische. Kluchert gibt gute Beispiele dafür an, wie hier die Radikalisierung der Revolutionssequenzen aus der Auswertung der Französischen Revolution von 1789 gewonnen wird. Am Ende, beim Scheitern der Reichsverfassungskampagne in Deutschland, müssen beide jedoch ihre Einschätzung der »historischen Mission« des Bürgertums grundsätzlich revidieren: »In Deutschland demütigt sie sich, damit das Volk nicht siege. Die ganze Geschichte zeigt keine schmachvollere Erbärmlichkeit als die der deutschen Bourgeoisie« (zit. nach S. 172). Hauptsächlich entlang der Artikelserien »Die Bourgeoisie und die Kontrerevolution« (1848), die »Klassenkämpfe in Frankreich 1848 bis 1850« und »Der Achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte« (1852) werden die Revolutionserfahrungen zu neuen historischen Deutungsmodellen verarbeitet. Sie beruhen auf der neugewonnenen Erkenntnis, daß sich ökonomische Lagen nicht gleichförmig in politische Institutionen umsetzen, vor allem das Bürgertum keine eigenständige politische Kraft darstellt; daß deshalb zwar strukturanalytisch von den drei politisch-sozialen Milieus der tragenden Eliten (»Kontrerevolution«), der »Bourgeoisie« und des »Volks« ausgegangen werden kann, aber erst genaue empirische Konstellationsanalysen Aufschlüsse über die tatsächlichen Konfliktlagen liefern. Dazu dienen insbesondere die Frankreichstudien, deren wichtigstes Ergebnis darin beruht, den Verselbständigungsprozeß einer bürokratisch-militärisch gesteuerten Exekutive zu erklären. Anders als Wolfgang Wippermann in seiner Studie über »Die Bonapartismustheorie von Marx und Engels« (1983) möchte Kluchert allerdings beim »Achtzehnten Brumaire« nicht von einer eigenständigen Theorie sprechen (S. 355). Deshalb fehlt, bedingt durch den Ökonomismusvorwurf, den er durchgängig vor allem gegenüber Engels äußert, eine Interpretation der staatstheoretischen Dimension in der Historiographie von Marx und Engels generell. Gerade deren spezifische Sicht des Staates wäre für einen Vergleich mit der politikzentrierten Universitätshistoriographie sehr aufschlußreich gewesen. Kluchert schließt sein Buch mit einer knappen Erörterung, wie und warum sich Engels und Marx – nach ihren ungeduldigen Revolutionserwartungen, die so voll auf ihre Schriften durchgeschlagen sind, und nach den Enttäuschungen, die tatsächlichen Zeitereignisse stets neu den gewählten geschichtstheoretischen Kategorien zurechnen zu müssen – methodisch ganz auf die »Sphäre der materiellen Produktion« konzentrieren. Das Verdienst der Studie insgesamt besteht vor allem darin, solche nicht unerheblichen Lernprozesse, die konstruk-

tive Verarbeitung von Irrtümern, die den liberalen oder später borussianischen Zeithistorikern kaum anders unterlaufen sind, im geschlossenen Zusammenhang dargestellt zu haben. Gerade in der gründlichen Textauswertung werden zwei innovative Leistungen deutlich, die Marx und Engels für die Analyse historischer Prozesse erbracht haben. Neu und vorbildlich für die Historische Nationalökonomie der zweiten Jahrhunderthälfte war ihre strukturelle Differenzierung der Trägerschichten politisch-sozialen Wandels. Und ebenfalls quer zu einer Nationalgeschichtsschreibung, die wie der traditionelle Historismus am inneren Entwicklungsgang einer Nation ausgerichtet war, stand ihr vergleichender Blick auf die Industrialisierungsprozesse in England, Frankreich und Preußen, auf ihre Gemeinsamkeiten, aber auch die Abweichungen. *Gangolf Hübinger, Freiburg i. Br.*

Roland Daniels, Mikrokosmos. Entwurf einer physiologischen Anthropologie. Erstveröffentlichung des Manuskripts von 1851. Hrsg. von Helmut Elsner (Karl-Marx-Haus Trier). Mit Annotationen und Beiträgen von Johanna Bleker, Helmut Elsner, Reinhard Mocek und Hans Jörg Sandkühler (= Philosophie und Geschichte der Wissenschaften. Studien und Quellen, Bd. 1), Verlag Peter Lang, Frankfurt a. M./Bern/New York/Paris 1988, VIII, 329 S., Linson, SFr. 68,–.

Seit den 60er Jahren wurde in Publikationen zur Geschichte der Arbeiterbewegung im 19. Jahrhundert auch das vielfältige praktische Wirken des Kölner Arztes Dr. Ronald Daniels gewürdigt. Autoren wie Georgi Bagaturija, Dieter Dowe und Martin Hundt analysierten seine aktive Rolle im Bund der Kommunisten und seine freundschaftlichen Beziehungen zu Karl Marx und Friedrich Engels. Mit der nun vorliegenden Edition des von Daniels 1851 verfaßten und bisher nicht publizierten Manuskripts wird eine noch kaum beachtete Seite seines Schaffens dargestellt und der weiteren Erforschung zugänglich gemacht, seine Arbeit auf theoretischem Gebiet, die von dem Bemühen geprägt war, eine naturwissenschaftlich orientierte Lehre vom Menschen zu begründen und diese mit der materialistischen Geschichtsauffassung bzw. dem wissenschaftlichen Sozialismus zu verbinden.

Ausgangspunkt für Daniels sind die enormen Fortschritte in der Physiologie und der ihr zugrundeliegenden organischen Chemie. Sie ermöglichen es, wie er betont, die Anthropologie von übersinnlichen Vorstellungen zu befreien und nach dem Vorbild anderer naturwissenschaftlicher Disziplinen zu gestalten. Das bedeutet »erstens die Aufstellung von Gesetzen, welche mit starrer Notwendigkeit die Erscheinungen in dem Menschen beherrschen; zweitens die Erkenntnis der Bedingungen, welche die Erscheinungen erzeugen; drittens das Experiment als die Probe auf das richtige Fazit« (S. 18). Die Anthropologie trete in eine neue Phase ein, die »Idee des Menschen [. . .] als eines durch eigene Kräfte bewegten und belebten Ganzen« könne sich nun ungehindert entwickeln (S. 17). Denn: »[. . .] der Mensch, der ganze Mensch, mit allen seinen Kräften, von den physikalischen bis zu den organischen, seelischen u. geistigen hiezu, gehört von jetzt an einzig der Naturwissenschaft an, einzig vor das Forum der sinnlichen Forschung« (S. 20).

Dieser grundsätzlichen Orientierung folgend, entwickelt Daniels eine detaillierte Auffassung vom Menschen, die von der Beschreibung jener Eigenschaften, die allen Körpern gemeinsam sind, über die Charakterisierung des Menschen als der ausgebildetsten Form in der großen Reihe der Tiere schließlich zur Darstellung seiner Spezifik führt, die nach Daniels im Bereich der seelischen Eigenschaften liegt. Nur der Mensch sei imstande, Begriffe zu bilden, und aus diesem Vermögen könne man auch das Entstehen von Sprache, Wissenschaft und Gesellschaft erklären. »Die Abstraktionskraft ist schließlich das Bindemittel in der Vereinigung der menschlichen Individuen zur Gesellschaft, [. . .] ist der Grund u. die Ursache der *Geschichte*« (S. 108).

Anthropologie ist für Daniels kein Selbstzweck, sondern soll der Umgestaltung der Gesellschaft dienen. Daniels bekennt sich zum Kommunismus und zum Bündnis der Wissenschaft mit der praktischen revolutionären Bewegung (S. 120). In diesem Zusammenhang überschreitet er die Grenzen eines rein naturwissenschaftlichen Denkens. »Die menschlichen Individuen hängen solidarisch zusammen durch die Produktion ihrer materiellen Lebensbedürfnisse, u. nur durch Vervollkommnung der materiellen Produktions- u. Verkehrsweise u. der hierauf beruhenden gesellschaftlichen Institutionen kann das Individuum selbst vervollkommnet werden« (S. 113).

Mit seinem Werk zur physiologischen Anthropologie, dessen Grundideen hier skizzenhaft vorgestellt wurden, hat Daniels einen wichtigen Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts, zur Verbindung von Arbeiterbewegung und Wissenschaft geleistet. Obwohl die angestrebte Synthese einer naturwissenschaftlich orientierten Lehre vom Menschen mit dem wissenschaftlichen Sozialismus von ihm in theoretischer Hinsicht letztlich nicht bewältigt wurde, haben viele seiner Ideen bleibende Bedeutung erlangt, gibt es wesentliche Punkte der Übereinstimmung mit den Anschauungen von Marx und Engels. Auch die Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus haben den Naturwissenschaften große Beachtung geschenkt und in ihnen offenbar eine empirische Basis der eigenen theoretischen Arbeit gesehen. Bereits in der »Deutschen Ideologie« formulieren sie den programmatischen Ausgangspunkt für intensive naturwissenschaftliche Studien in verschiedenen Perioden ihres Schaffens, wenn sie dort die Natur als erste Voraussetzung aller Menschengeschichte bestimmen. Schon 1851 – also im Jahr der Entstehung von Daniels' »Mikrokosmos« – schreibt Marx seine ersten naturwissenschaftlichen Exzerpte, zu deren Quellen die Schrift »Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie« von Justus von Liebig gehört. Beide verfolgen jene großen Entdeckungen, die wie z. B. die Darwinsche Evolutionstheorie erst nach Daniels' Tod in die Öffentlichkeit gelangen, und verarbeiten sie vom Standpunkt ihrer inzwischen weiterentwickelten Ideen. Wie in Verbindung mit der Arbeit an der MEGA sichtbar wurde, liegt der zeitliche Schwerpunkt ihrer naturwissenschaftlichen Studien in den 70er und frühen 80er Jahren. In diesem Zeitraum entstehen nicht nur die »Dialektik der Natur« und der »Anti-Dühring«, sondern auch Marx' umfangreiche Exzerpte zur Physiologie (1876), zur Agrikulturchemie, Mineralogie und Geologie (1878/1879) und schließlich zur anorganischen und organischen Chemie (1882). In der gleichen Periode befaßt sich Marx mit der mechanischen Wärmetheorie sowie mit Fragen der Elektrizität und ihrer technischen Nutzung.

Die vorliegende Publikation zeugt von einer soliden editorischen Arbeit. Grundlage ist die Originalhandschrift, die – wie Helmut Elsner im Vorwort betont – im Jahre 1971 von Daniels' Enkelin an das Karl-Marx-Haus in Trier übergeben wurde. Die Bearbeiter waren bestrebt, den Text behutsam zu modernisieren, ohne die zeitgenössische Diktion oder den persönlichen Stil des Autors zu verändern. In einem speziellen Verzeichnis werden wichtige Textvarianten mitgeteilt und Erläuterungen zu einzelnen Textstellen gegeben. Darüber hinaus enthält der Band vier Beiträge zum »Mikrokosmos«, die neue Einsichten in den Prozeß seiner Entstehung und seine theoriegeschichtliche Bedeutung vermitteln. Helmut Elsner behandelt das Thema »Roland Daniels (1819–1855) in der frühen sozialen Bewegung des Rheinlandes«. Gestützt auf neue Publikationen in der MEGA und bisher unveröffentlichte Archivmaterialien, entwirft er ein eindrucksvolles Bild des Ringens von Daniels um die Vollendung seines Werkes und um gemeinsame theoretische Positionen mit Marx. In ihrem Beitrag »Roland Daniels und die Medizin seiner Zeit« beleuchtet Johanna Bleker vor dem Hintergrund allgemeinerer Entwicklungstendenzen der Medizin in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts den wissenschaftlichen Werdegang Daniels' und seine Stellung in der medizinisch-politischen Reformbewegung der damaligen Zeit. Weitergehende Überlegungen zur wissenschaftsgeschichtlichen Einordnung des »Mikrokosmos« finden wir bei Reinhard Mocek unter der Überschrift »Roland Daniels' physiologischer Materialismus – der naturwis-

senschaftliche Materialismus am Scheideweg«. Er arbeitet überzeugend heraus, worin die neue Dimension des naturwissenschaftlichen Materialismus von Daniels besteht, was ihn mit Marx verbindet und welche bleibenden Differenzen zwischen beiden bestehen. Hans Jörg Sandkühler schließlich widmet sich dem Thema »Die Wissenschaft und das Ganze der Bewegung. Roland Daniels in der Wissenschaftsgeschichte des Sozialismus.« Er begründet, inwiefern die Komplementarität der Ansätze von Daniels und Marx den wissenschaftlichen Sozialismus bereichert und worin Daniels' Bedeutung für aktuelle Diskussionen besteht.
Der vorliegende Band ist von hohem dokumentarischen Wert und wird daher bei der weiteren Erforschung des Verhältnisses von revolutionärer Arbeiterbewegung und Wissenschaft entsprechende Beachtung finden. *Anneliese Griese, Berlin [DDR]*

Werner Jung, August Bebel. Deutscher Patriot und internationaler Sozialist. Seine Stellung zu Patriotismus und Internationalismus (= Reihe Geschichtswissenschaft, Bd. 6), Centaurus Verlagsgesellschaft, Pfaffenweiler 1986, IX, 539 S., kart., 48 DM.

Hätte er oder hätte er nicht? Diese Frage, frei nach dem berühmten Ausspruch Hamlets vom »Sein oder Nicht-Sein«, könnte man gleichsam als Motto über die Arbeit von Werner Jung zur politischen Biographie von August Bebel stellen. »Deutscher Patriot und internationaler Sozialist« lautet der Untertitel. Damit ist klar, daß die Untersuchung zwangsläufig auf die Frage hinauslaufen muß, wie sich der wohl einflußreichste Sozialdemokrat seiner Epoche am 4. August 1914 entschieden hätte, als bei Ausbruch des 1. Weltkrieges die Bewilligung der Kriegskredite im Deutschen Reichstag anstand. Wie problematisch das Spannungsverhältnis zwischen der internationalen Solidarität einerseits und dem Bekenntnis zum Vaterland andererseits bei den Sozialdemokraten war, wissen wir durch viele Aussagen der Zeitgenossen. Bebel ist diese Entscheidung erspart geblieben. Er starb, fast auf den Tag genau ein Jahr vorher, am 13. August 1913 in der Nähe Zürichs auf seinem schweizerischen Alterssitz. Die Frage, wie sich Bebel wohl entschieden hätte, ist hypothetisch und somit für den Historiker eigentlich unbedeutend. »Um so erstaunlicher ist es deshalb«, erklärt Jung in der Einleitung, »mit welcher als unzweifelhaft hingestellten Sicherheit in der Forschung sowohl die Zustimmung als auch die Ablehnung der Kriegskredite durch Bebel behauptet wird.«
Mit der Entscheidung über die Bewilligung der Kriegskredite setzte schon bei den Zeitgenossen in guter sozialdemokratischer Tradition eine heftige Zitatenschlacht ein, in der Befürworter wie Gegner mit Aussagen aus der Vergangenheit ihre jeweilige Position zu begründen suchten. Selbst in der offiziellen Erklärung der Reichstagsfraktion kam dieser historische Bezug zum Ausdruck. »Da machen wir wahr«, heißt es dort, »was wir immer betont haben: Wir lassen in der Stunde der Gefahr das eigene Vaterland nicht im Stich.« Jung ist der Meinung, daß bei aller Heftigkeit der Auseinandersetzung sowohl bei den Zeitgenossen als auch bei der späteren historischen Forschung übersehen wird, daß die Ausgangsfrage falsch ist. Nicht darum könne es gehen, ob Bebel 1914 von einem Verteidigungskrieg ausgegangen wäre oder nicht und sich deshalb für oder gegen die Kreditbewilligung ausgesprochen hätte. Mit Blick auf die kurz nach Kriegsbeginn einsetzende Burgfriedenspolitik erklärt er: »Nicht die Bejahung der Landesverteidigung für den Fall eines Angriffs auf Deutschland stand im Widerspruch zur Parteitradition, sondern die Politik der Zusammenarbeit mit der Regierung.« Ob Bebel die Burgfriedenspolitik mitgemacht hätte, ist eine ganz andere Frage. Zu direkt und zu lange hat er den Aufstieg der politischen Arbeiterbewegung in Deutschland ab 1860 miterlebt, die Ausgrenzung und Verfolgung einerseits und den Aufbau einer Arbeiterkultur andererseits, als daß er sich so leicht und ohne Gegenleistung in die preußisch-deutsche Kriegspolitik hätte integrieren lassen.
Gewiß, er hat durch manche seiner Äußerungen die Haltung der Reichstagsfraktion bei

Kriegsausbruch im Sinne der Kreditbewilligung beeinflußt. Erinnert sei nur an seine berühmte »Flintenrede« aus dem Jahre 1904 oder an seine negativen Bewertungen des zaristischen Rußland. »Haben wir überhaupt einen Erbfeind«, sagte er beispielsweise 1890 im Reichstag, »dann ist es nicht Frankreich, sondern Rußland, und nochmals Rußland, dieses Barbarenland«. Setzt man diese Aussagen in Relation zu anderen, wie »diesem System keinen Mann und keinen Groschen«, so entsteht ein widersprüchliches Bild, das leicht zu herber Kritik führen kann, wie sie in jüngster Zeit verschiedentlich geäußert worden ist. Jungs Arbeit legt jedoch nahe, das Ganze etwas differenzierter zu betrachten. Bebel hat nie Zweifel gelassen an der Bereitschaft der Sozialdemokratie zur Landesverteidigung. Bereits 1880 erklärte er in einem Artikel, daß »wir die Wehrlosigkeit Deutschlands gegenüber den anderen Mächten nicht wollen und nicht wollen können«. Zum »Null-Tarif« war diese Verteidigungsbereitschaft der Arbeiterbewegung jedoch nicht zu haben. Der SPD-Führer verband mit ihr die Forderung nach dem allgemeinen und gleichen Wahlrecht, das es vor allem im mächtigsten Bundesstaat Preußen nicht gab. Die herrschenden Kreise sollten nicht vergessen, mahnte er 1895 in einer Broschüre, daß bei einem Krieg »nur das Volk seine nationale Existenz bewahren kann, das sich bewußt ist, ein Vaterland zu besitzen, das sich der Mühe lohnt, es auch zu verteidigen«. Bebel war sich sehr wohl bewußt, welchen Schindluder die herrschenden Kreise mit dem Begriff »Vaterlandsverteidigung« trieben. Auf dem Jenaer Parteitag von 1911 erklärte er mit Blick auf die Niederschlagung des Aufstandes der Hereros: »Es war ihr Heimatland, ihr Vaterland, das die Hereros gegen die fremden Eroberer zu verteidigen suchten, und was man uns als die höchste Ehre anpreist, die Verteidigung des Vaterlandes, das wurde jenen als Verbrechen angerechnet.«

Ungleich klarer als die meisten seiner Kollegen in der Parteiführung erkannte Bebel, daß die Sozialdemokratie – unabhängig davon, ob es sich nun um einen Angriffs- oder Verteidigungskrieg handeln würde – den Ausbruch eines Krieges nicht werde verhindern können. Im Januar 1913 konzedierte er in seinen Gesprächen mit dem britischen Generalkonsul in Zürich, Heinrich Angst, nach dessen Bericht: »Bebel wiederholte noch einmal, seine Partei sei machtlos, den Ausbruch eines Krieges zu verhindern, selbst eines Angriffskrieges.« Nicht zuletzt deshalb lehnte Bebel auch den Gedanken eines Massenstreiks bei Kriegsausbruch ab. Er hielt ihn für undurchführbar. In seiner berühmten Parteitagsrede von 1911 skizzierte er den Beginn eines Krieges so: »Bei Ausbruch eines solchen Krieges marschieren vom ersten Tage an in Deutschland fünf Millionen unter den Waffen, darunter viele hunderttausend Parteigenossen. Die ganze Nation steht unter Waffen.« Die Gespräche mit Angst machen darüber hinaus deutlich, daß Bebel in seinen letzten Jahren befürchtete, die deutschen Rüstungen, insbesondere zur See, und die riskante deutsche Außenpolitik würden eine derartige Verschärfung der Lage in Europa bringen, daß sie schließlich einen Krieg zur Folge haben mußten. Die Hauptgefahr sah er dabei in einem Präventivschlag Englands – insofern schätzte er die Haltung der britischen Regierung sehr viel besser ein als die deutsche Reichsregierung, die selbst noch nach dem Einmarsch deutscher Truppen in Belgien auf eine Neutralität des Inselreiches hoffte. In seinen Gesprächen mit Angst in der Zeit von 1910 bis 1913 hat Bebel daher die britische Regierung indirekt zu einer forcierten Flottenrüstung zu bewegen versucht. Und zwar so forciert, daß die Deutschen nicht folgen können sollten. »Deutschland« – so das Argument Bebels – »sollten die Grenzen seiner Finanzierungsmöglichkeiten aufgezeigt werden.« Parallel dazu hat der SPD-Führer in seinen öffentlichen Reden immer wieder auf die Folgen eines europäischen Krieges aufmerksam gemacht. »Das gibt ein Unglück«, orakelte er beispielsweise 1903, »so furchtbar, wie die Kulturwelt es niemals erlebt hat.« So recht Bebel hatte hinsichtlich der Einschätzung der Kriegsfolgen, so falsch lag er mit seiner Beurteilung des Handelns und Denkens der Regierenden – nicht nur in Deutschland. Sie alle gingen, wie jüngste Untersuchungen zur Mentalitätsgeschichte im Zusammenhang mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges immer deutlicher zeigen, bewußt das Risiko eines Krieges ein, weil sie glaubten, letztlich etwas dabei zu gewinnen.

Nach diesem Vorspann nun direkt zur Arbeit von Werner Jung. Sie ist aus einer Kölner Dissertation hervorgegangen und berücksichtigt die Forschungsliteratur bis zum Jahre 1985. Eine politische Gesamtbiographie ist sie nicht und will es auch nicht sein. Verwunderlich ist dies nicht, denn es gehört viel Mut dazu, eine solche Biographie aufzuarbeiten, vor allem, wenn eine solche Arbeit wissenschaftlichen Ansprüchen genügen soll. Kaum ein Arbeiterführer der ersten Stunde ist so eng und über einen so langen Zeitraum hinweg mit der Entstehung der deutschen Arbeiterbewegung verbunden gewesen wie August Bebel.
Als der 21jährige Drechslergeselle 1861 dem gewerblichen Bildungsverein in Leipzig beitrat und damit politisch aktiv wurde, war eine politisch organisierte Arbeiterbewegung noch nicht einmal schemenhaft am Horizont zu erkennen. Als der SPD-Führer 1913 starb, verfügte die Arbeiterschaft mit der SPD und mit den Freien Gewerkschaften über hervorragend funktionierende Massenorganisationen, die geradezu einen Staat im Staate bildeten. Darüber hinaus gab es mit der II. Internationale auch eine internationale Plattform, auf der die Zusammenarbeit mit den Arbeiterparteien der anderen Nationen, vor allem der europäischen, erfolgte. Was immer in dieser, ein halbes Jahrhundert umfassenden Zeitspanne in der deutschen und internationalen Arbeiterbewegung geschah, Bebel war daran beteiligt, sehr oft sogar prägend. Nicht umsonst wurde ihm vom Volksmund der Titel eines »Arbeiterkaisers« verliehen. Das Quellenmaterial ist nicht nur außerordentlich umfangreich, es muß auch mühselig zusammengesucht werden, eine in sich schon detektivische Arbeit. Jung schreibt im Vorwort: »Bebel war unter anderem Organisator und Agitator, großer Redner und über 40 Jahre lang einer der besten Parlamentarier der SPD, Sozialpolitiker und Sprachrohr der arbeitenden Massen, Revolutionär, der unermüdlich seine Vision einer zukünftigen sozialistischen Gesellschaft verkündete, und Reformer, der auch kleine Fortschritte im Rahmen des bestehenden Systems im Interesse einer Verbesserung der sozialen Lage der Arbeiter begrüßte, Verkünder des parteioffiziellen Marxismusverständnisses und Kämpfer gegen die von diesen abweichenden Strömungen, einer der wirkungsvollsten Fürsprecher für die Emanzipation der Frau, Außenpolitiker und Militärexperte seiner Partei, Publizist und auch ein historisch und theoretisch interessierter und begabter Kopf.« Bedenkt man dann noch, daß die wissenschaftliche Darstellung der politischen Biographie in den größeren Kontext der deutschen Geschichte eingebettet werden muß, die im fraglichen Zeitraum mit der einsetzenden Industrialisierung, den Einigungskriegen und der Reichsgründung auch nicht gerade ereignislos verlaufen ist, so wird verständlich, warum eine solche Arbeit bisher noch nicht vorliegt.
Aus der Fülle der Tätigkeits- und Themenfelder des Politikers August Bebel hat Jung für seine Darstellung einen Aspekt herausgegriffen. Wie schon eingangs erwähnt, lautet der Untertitel »Deutscher Patriot und internationaler Sozialist«. Ohne Frage handelt es sich dabei um einen zentralen Aspekt, sowohl für die politische Biographie Bebels als auch für die Geschichte der Sozialdemokratie bis 1914. Die Vertreter der politischen Arbeiterbewegung waren in den Augen der bürgerlich-monarchischen Gesellschaft von Anfang an »vaterlandslose Gesellen«, die gemäß dem Kommunistischen Manifest den Klassenkampf im Innern und die internationale Solidarität nach außen propagierten. Welche Vorstellungen verband August Bebel konkret mit den Begriffen »Nationalismus« und »Internationalismus«? Welche Auswirkungen hatten sie auf sein politisches Handeln nach innen wie nach außen? Gehörte auch Bebel zu jenen Arbeiterführern, die sich mit zunehmender Dauer des Deutschen Kaiserreiches dem vorherrschenden Nationalismus Preußen-Deutschlands annäherten? Es war ein Prozeß, der nach Kriegsausbruch mit der Burgfriedenspolitik seinen Abschluß fand und den Dieter Groh in seiner Arbeit zur Vorkriegsgeschichte der SPD nicht zuletzt mit Blick auf Bebel als »negative Integration« bezeichnet hat. Diese Fragen sind Ausgangspunkt der Untersuchung von Jung. Seine Arbeit gliedert sich in elf Kapitel, die chronologisch mit Bebels Tätigkeit in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts einsetzen und bis zum Vorabend des 1. Weltkrieges 1914 reichen. Vorangestellt ist eine Einleitung, die sich mit dem Begriffs-

paar »Nationalismus« und »Internationalismus« aus der Sicht der Sozialdemokratie befaßt und die bisherigen Forschungsergebnisse kommentiert. Das erste Kapitel verfolgt Bebels weltanschaulich-politische Entwicklung bis zur Gründung des Deutschen Reiches 1871. Im Mittelpunkt steht dabei seine Haltung während des sogenannten Deutschen Krieges zwischen Preußen und Österreich von 1866, der schließlich mit der Gründung des Norddeutschen Bundes unter Preußens Führung endete. Bebels Stellung zum deutsch-französischen Krieg und zur Pariser Kommune ist das zweite Kapitel gewidmet.

Es war nicht zuletzt Bebels Reichstagsrede zur Kommune, in der er sich voll und ganz zu deren Zielen bekannte, die Reichskanzler Bismarck in seiner Feindschaft gegen die Arbeiterbewegung bestärkte und 1872 zum Hochverratsprozeß gegen August Bebel, Wilhelm Liebknecht und Adolf Hepner sowie später, 1878, zur Vorlage des Sozialistengesetzes führte. Das dritte Kapitel untersucht Bebels Haltung zur I. Internationale und die Wechselwirkung zur innerdeutschen Situation, wobei deutlich wird, daß der deutsche Arbeiterführer über sozialpolitische Fragestellungen und nicht durch politisch-theoretische Studien zur internationalen Tätigkeit kam. Die Kapitel vier, fünf und sechs können als Kernstück der Arbeit angesehen werden. Ihre Überschriften lauten: »Bebels Konzept des sozialdemokratischen Patriotismus nach der Reichstagsgründung«, »Bebel über die Grundlagen des Internationalismus« und »Bebel und die Anfänge der zweiten Internationale«. Die Kapitel sieben und acht suchen anhand von Fallstudien zu überprüfen, inwieweit Bebels tatsächliches Handeln mit seinen theoretisch formulierten Vorstellungen übereinstimmte. Einmal wird dabei die Diskussion um die Art der Maifeier in der II. Internationale verfolgt, die dadurch gekennzeichnet war, daß sich die deutsche Partei unter maßgeblicher Führung Bebels gegen die erzwungene Arbeitsruhe und für die Aktionsfreiheit der nationalen Parteien gegenüber internationalen Beschlüssen aussprach.

Zum anderen wird der Frage nachgegangen, inwieweit sich die SPD im Rahmen der internationalen Arbeiterbewegung als »Musterpartei« verstand. Das neunte Kapitel verfolgt Bebels Auftreten in den Militarismusdebatten auf den Kongressen der II. Internationale einschließlich seiner Argumentation gegen den Einsatz des Massenstreiks bei Ausbruch eines Krieges. Das zehnte Kapitel ist seinem politischen Handeln gegenüber den internationalen Krisen – um Marokko (1905 und 1911) und um den Balkan (1912) – gewidmet, und das elfte schließlich analysiert seine Stellung zur Vaterlandsverteidigung, wie sie sich von einem seiner ersten grundlegenden Entwürfe aus dem Jahre 1880 bis zur Wehr- und Deckungsvorlage 1913 entwickelte. Der letzte Unterabschnitt ist dann dem eingangs schon behandelten Fragenkomplex »Bebel und der 4. August 1914« gewidmet. Will man das Ergebnis von Jungs Analyse auf einen Nenner bringen, so läßt sich aus der Zusammenfassung folgender Passus zitieren: »Bebels Position zu Patriotismus und Internationalismus ist dadurch charakterisiert, daß für ihn beide Aspekte miteinander vereinbar waren. Sie stellt eine mittlere Linie im Vergleich zu anderen Auffassungen innerhalb der deutschen und internationalen Arbeiterbewegung dar, weil sie sich abgrenzt von nationalimperialistischen Anschauungen auf dem rechten Parteiflügel und einem rigorosen Internationalismus auf dem linken Parteiflügel. Er vertrat einen spezifisch sozialdemokratischen Patriotismus, nachdem proletarische Interessen auch nationale Interessen waren und in Einklang mit der internationalen Solidarität standen.«

Jungs Untersuchung ist ohne Frage eine wertvolle Bereicherung der Forschung, und zwar in zweierlei Hinsicht. Zum einen hat er mit dem Thema »Nationalismus« und »Internationalismus« einen zentralen Aspekt im politischen Wirken von August Bebel aufgearbeitet und damit wichtige Vorarbeiten für eine Gesamtbiographie geleistet. Zum anderen legt der methodische Ansatz – nämlich ein strikt chronologisches Vorgehen und die intensive Erforschung der Quellenlage – die Vermutung nahe, daß man sehr vorsichtig mit abschließenden Urteilen über August Bebel sein sollte. Er vertrat sehr differenzierte Vorstellungen, die bei einer vorschnellen Betrachtungsweise leicht als Halbheiten erscheinen können.

Helmut Trotnow, Berlin

Ingrid Gilcher-Holtey, Das Mandat des Intellektuellen. Karl Kautsky und die Sozialdemokratie, Siedler Verlag, Berlin 1986, 331 S., Ln., 68 DM.

Ingrid Gilcher-Holtey hat ein gutes Buch über Karl Kautsky geschrieben. Auf der Basis der Auswertung des Nachlasses, der Korrespondenzen und unter angemessener Berücksichtigung der relevanten Literatur zeichnet sie die wichtigsten Etappen des Theoretikers Kautsky nach. Sie benennt und charakterisiert das »Medium des Einflusses«, die »Neue Zeit«, beschreibt den »Durchbruch zum Parteitheoretiker« über die wichtige Station »Erfurter Programm«, wobei sie nicht sieht, daß das Erfurter Programm gleichsam eine Totgeburt war, und zwar, weil es ein Programm für eine sozialistische Partei in einem krisenhaften Stadium des Kapitalismus war und deshalb nach sieben Jahren schon als obsolet angesehen wurde. Die Alternativen wurden von rechts und links formuliert, wie auch die Verfasserin in zwei Kapiteln über die erste und zweite Herausforderung des Theoretikers zeigt. Sie legt großen Wert auf die Feststellung, daß Karl Kautsky ohne Mandat eine einzigartige Stellung in der Sozialdemokratie und im internationalen Sozialismus hatte. Dazu ist zu sagen, daß er an sich eine eher schwache Figur war und weitgehend von August Bebel getragen wurde, der auch manchmal recht harsch Arbeitsaufträge vergab und Kritik austeilte. Mit dem Tod von August Bebel war Kautskys große Zeit vorbei. Dazu bedurfte es nicht des Ersten Weltkrieges. Vor allem aber – und hier liegt ein diskussionswürdiges Problem – war Karl Kautsky kein Intellektueller. Je länger ich mich mit Karl Kautsky befasse, um so mehr komme ich zu der Überzeugung, daß dem so ist. Frau Gilcher-Holtey hat sich in ihrem materialreichen und anregenden Buch eine Frage überhaupt nicht gestellt: Was unterscheidet einen Theoretiker von einem Intellektuellen? Karl Kautsky war zweifellos ein bedeutender Theoretiker, aber war er ein Intellektueller? Heinrich Braun war einer, auf dem rechten Flügel der Partei angesiedelt, Franz Mehring wohl auch, bestimmt war Rosa Luxemburg eine Intellektuelle, Karl Kautsky aber sicher nicht. »Lehrmeister«, »Partei gewordener deutscher Professor«, »Forscher« (letzteres wollte er selber gern sein), so zitiert die Verfasserin, aber die Lehrmeister, die deutschen Professoren, die selbsternannten Forscher sind in der Regel keine Intellektuellen, sie sind Akademiker, was für den abgebrochenen Studenten Karl Kautsky auch nicht so ganz zutrifft. Intellektuelle zeichnet vor allem aus, daß sie Außenseiter sind, in Parteien, Bewegungen, ja in der Gesellschaft schlechthin. Deutschland ist bekanntermaßen kein Boden für Intellektuelle. Sie enden dementsprechend meistens im Ausland oder werden in Konzentrationslagern mürbe gemacht, etwa im Fall von Carl v. Ossietzky. Kautsky war gerade als *nichtintellektueller* Theoretiker ein Glücksfall für die deutsche und internationale Sozialdemokratie vor dem Ersten Weltkrieg, und deswegen war er gleichsam deren theoretische Verkörperung.

Frau Gilcher-Holteys Buch ist lesenswert, aber die eigentliche Problematik, nämlich die Rolle von Intellektuellen in einer Arbeiterpartei, hat sie kaum berührt. Das liegt offensichtlich daran, daß Karl Kautsky hierfür das ungeeignete Beispiel ist. »Das Mandat des Theoretikers« ist das eigentliche Thema dieses vorzüglichen Buches, das sich nebenbei auch spannend liest, eine Leistung bei einem Gegenstand wie Karl Kautsky, von dem einmal der englische Sozialist Ernest Belfort Bax schrieb, daß sich bei ihm Witz und Ironie wie ein Trauermarsch durch seine Polemiken ziehen würden. *Hans-Josef Steinberg, Bremen*

Mit uns für die Freiheit. 100 Jahre SPD in Stuttgart, hrsg. von Siegfried Bassler im Auftrag des Kreisverbandes der SPD, Thienemanns Verlag, Stuttgart/Wien 1987, 224 S., Ln., 18 DM.
Christof Rieber, Das Sozialistengesetz und die Sozialdemokratie in Württemberg 1878–1890 (= Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde, Bd. 19), Verlag Müller & Gräf, Stuttgart 1984, 2 Teilbände, 900 S., brosch., 68 DM.

Von den zahlreichen in den letzten Jahren – meist aus Anlaß eines »runden« Geburtstages – erschienenen Arbeiten zur Geschichte von regionalen und lokalen Parteigliederungen der SPD verdient der Sammelband über die Stuttgarter Sozialdemokratie eine besondere Beachtung. Hier haben mehrere Historiker und Politologen versucht, die einzelnen Perioden der Stuttgarter SPD-Entwicklung mit der politischen Geschichte der württembergischen Landeshauptstadt, des Landes Württemberg bzw. Württemberg-Baden sowie des Deutschen Reiches bzw. der Bundesrepublik Deutschland zu konfrontieren. Leider fehlt weitgehend eine solche Konfrontation mit der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung des Großraums Stuttgart. Aber vielleicht hätte eine solche den vorgesehenen Umfang des Jubiläumsbandes allzusehr gesprengt.
Im ersten Kapitel faßt *Wolfgang Schmierer* die in seiner Dissertation über die frühe Entwicklung der Arbeiterbewegung in Württemberg aus dem Jahre 1970 für Stuttgart gewonnenen Ergebnisse zusammen. Den zweiten Abschnitt über die Zeit des Sozialistengesetzes verfaßte *Christof Rieber*, der sich ebenfalls weitgehend auf seine eigene Dissertation, auf die hier noch näher eingegangen wird, berufen kann. Bieten diese beiden Abschnitte mehr einen sehr komprimierten Überblick, so hat das dritte Kapitel von *Claus Eppe*, das die Zeit von 1890 bis 1914 behandelt, einen etwas anderen Charakter: In seiner materialreichen Studie kann Eppe zeigen, wie stark sich die Auseinandersetzungen in der Gesamt-SPD um den richtigen Weg zur Eroberung der politischen Macht in der Stuttgarter SPD auswirkten, wie sie dazu führten, daß deren Einheit schon vor Beginn des Ersten Weltkrieges sehr gefährdet war. Leider kann Eppe in dem ihm zur Verfügung stehenden Raum manche Frage nur andeuten, nicht wirklich analysieren, z. B. die wichtige Frage, ob und in welchem Maße die scharfen Auseinandersetzungen innerhalb der Stuttgarter SPD damit zusammenhingen, daß sich im Funktionärskörper der württembergischen Hauptstadt Schwaben und Nichtschwaben gegenüberstanden.
Das nächste Kapitel über die Zeit von 1914 bis 1925 stammt von *Sylvia Neuschl-Marzahn*. Bei der genauen Schilderung der Parteispaltung in Stuttgart, die bereits 1914/15 auf der Linie der späteren Spaltung MSPD-USPD erfolgte, kann sie sich weitgehend auf ihre Dissertation über die »USPD in Württemberg« aus dem Jahre 1983 berufen. Nicht ganz entgeht sie der Gefahr, diese Entwicklung allzusehr aus der Sicht der damaligen USPD zu betrachten und zu bewerten.
Die Entwicklung von 1926 bis 1945 behandelt dann *Werner Nachtmann* – inwieweit 1925/26 für die Geschichte der Stuttgarter SPD eine Zäsur darstellt, bleibt allerdings auch nach den beiden Beiträgen von Neuschl-Marzahn und Nachtmann ein Geheimnis. Vor allem untersucht Nachtmann die letzten Jahre der Republik und die NS-Zeit; zu wenig geht er auf den Erfolg der SPD bei den Landtagswahlen von 1928 ein, der eine Erneuerung der »Weimarer« Koalition für Württemberg möglich gemacht hätte, wenn nicht das Zentrum eine Minderheitsregierung mit ihren alten Koalitionspartnern, u. a. der DNVP, vorgezogen hätte.
Enttäuschend ist der Abschnitt über die Zeit von 1945 bis 1960, den *Bernd Burkhardt* verfaßt hat. Als einziger der chronologischen Artikel wurde er ohne jegliche Nachweise für die Zitate oder Hinweise auf weiterführende Literatur abgedruckt. So erwähnt Burkhardt zwar die zeitweilig sehr große Bedeutung der Antifaschistischen Kampfkomitees in Stuttgart, nennt aber nicht den grundlegenden Beitrag von Lutz Niethammer über die Stuttgarter

»Kampfkomitees und Arbeitsausschüsse« in dem 1976 herausgekommenen Sammelwerk »Arbeiterinitiative 1945«. Einen solchen Hinweis sucht man übrigens auch in der Literaturauswahl am Schluß des Bandes vergeblich, die insgesamt sehr lückenhaft ist.
Die beiden letzten Kapitel des Hauptteils über die Entwicklung seit 1960 können den Rezensenten wieder versöhnlich stimmen: *Hans Jürgen Waldschmidt* analysiert auf der Grundlage von Tonbandprotokollen mit heute noch aktiven Stuttgarter Politikern den in den 70er Jahren erfolgten Generationswechsel in der Parteiführung der Stuttgarter SPD, während *Karlheinz Fuchs* eine kritische Bestandsaufnahme des Wiederaufbaus von Stuttgart nach dem Kriege vorlegt.
Ergänzt werden die chronologischen Beiträge durch mehrere Kurzbiographien, in denen 13 »rote Köpfe« der Stuttgarter SPD vorgestellt werden. Zwar ist das Auswahlkriterium – Abschluß der politischen Wirksamkeit – für ein historisches Sammelwerk zu verstehen, doch hätten vielleicht einige noch tätige Funktionäre kurz vorgestellt werden können, gerade um den von *Waldschmidt* erwähnten Generationswechsel zu untermauern. Nur kurz sei auf die gute Ausstattung des Bandes mit zahlreichen Fotos und faksimilierten Dokumenten hingewiesen.
Bei der umfangreichen Untersuchung von *Christof Rieber* über die Auswirkungen des Sozialistengesetzes auf die Sozialdemokratie in Württemberg handelt es sich um die im Wintersemester 1981/82 abgeschlossene Dissertation des Verfassers, mit der dieser im Fachbereich Geschichte der Universität Tübingen promovierte. In den einleitenden Kapiteln untersucht Rieber die wirtschaftlichen, sozialen und rechtlichen Rahmenbedingungen für die Entwicklung der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung in Württemberg sowie den Stand der Sozialistischen Arbeiterpartei sowie der sozialdemokratischen Gewerkschaften vor der Verfolgungswelle im Herbst 1878. Einen längeren Exkurs widmet er dem bislang wenig beachteten sozialistischen Parteiführer Albert Dulk (S. 105–113). Dann folgen längere Abschnitte über das Verhalten der württembergischen Regierung während der Beratungen über das Sozialistengesetz und über die Ausführung des Sozialistengesetzes während der ersten, sog. »harten« Phase (1878–1881). Er kann dabei zeigen, daß sich das Verhalten der württembergischen Regierung und Polizeibehörden in dieser Zeit nur wenig von dem der anderen süddeutschen Regierungen unterschied. Manche Passagen hätte Rieber hier kürzer fassen können, vor allem seine langen Zitate aus bekannten und leicht zugänglichen gedruckten Quellen, z. B. aus Bebels Erinnerungen (vgl. S. 268–270).
In den folgenden Kapiteln kann Rieber dann zeigen, daß die württembergische Regierung zwar allen Verlängerungsanträgen der Reichsleitung zustimmte, daß sie jedoch von der Wirksamkeit des Gesetzes immer weniger überzeugt war. Deshalb beließ sie es auch in der zweiten Hälfte der 80er Jahre bei der sog. »milden« Praxis. Sie übernahm nicht die erneute verschärfte Praxis, die vom preußischen Innenminister Puttkamer ausging und besonders die immer stärker werdende sozialdemokratische Fachvereins- und Gewerkschaftsbewegung in ihrer Entwicklung hemmen sollte. Dies hatte zur Folge, daß Stuttgart neben Hamburg zum wichtigsten Zentrum für die deutsche Gewerkschaftsbewegung wurde. Der Begriff »Zufluchtsort«, den der Verfasser für diese Tatsache wählt, scheint mir fast zu schwach, denn Stuttart ist ja bekanntlich bis heute Sitz einiger Zentralverbände. Ebenfalls wurde Stuttgart »Zufluchtsort« für nicht wenige prominente Sozialdemokraten, die aus ihren früheren Wirkungsstätten ausgewiesen worden waren. Einige dieser »Flüchtlinge« wurden dann auf Dauer oder zum mindesten auf lange Zeit Funktionäre der Stuttgarter bzw. Württembergischen Sozialdemokratie – erwähnt seien nur Wilhelm Blos, Johann Heinrich Wilhelm Dietz und Clara Zetkin.
Unter den Zuwanderern aus anderen deutschen Regionen wie auch unter den einheimischen Parteiführern befanden sich Anhänger des Reformkurses und Anhänger der radikalen Richtung. Deren Auseinandersetzungen wurden während der Zeit des Sozialistengesetzes – das arbeitet Rieber sehr klar heraus – immer heftiger und gefährdeten schon damals die Einheit

der sozialdemokratischen Bewegung. Nicht ganz überzeugen kann allerdings der Verfasser mit seiner Hauptthese, mit der er sich bewußt von einigen früheren Historiographen der württembergischen SPD, z. B. Wolfgang Schmierer, absetzen will, daß in Württemberg in diesen Auseinandersetzungen klar die radikale Richtung, die er zudem noch als »marxistisch« bezeichnet, die Oberhand gewinnen konnte. Das mag vielleicht für einen Teil des Funktionärskörpers stimmen. Stringente Aussagen für die Parteibasis scheinen mir jedoch auf der Grundlage der von Rieber herangezogenen Quellen kaum möglich.
Dieser kritische Einwand vermag jedoch den insgesamt positiven Eindruck der Dissertation, in der erstmals die Entwicklung der württembergischen Arbeiterbewegung in der Zeit von 1878 bis 1890 aufgearbeitet wird, nur geringfügig zu schmälern. Von großem Wert sind auch die im Anhang abgedruckten Tabellen und Verzeichnisse (Wahlergebnisse, Gründung von Fachvereinen usw.), insbesondere die Kurzbiographien von etwa 70 Funktionären der württembergischen Sozialdemokratie (S. 821–835). *Willy Albrecht, Bonn*

Hans-Joachim Franzen, Auf der Suche nach politischen Handlungsspielräumen. Die Diskussion um die Strategie der Partei in den regionalen und lokalen Organisationen der badischen Sozialdemokratie zwischen 1890 und 1914, 2 Bde. (= Europäische Hochschulschriften, Reihe III: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Bd. 321), Verlag Peter Lang, Frankfurt/Bern/New York/Paris 1987, 721 S., brosch., SFr. 100,–.

Die badische Sozialdemokratie spielte vor 1914 wegen ihrer geringen Stärke in der deutschen Sozialdemokratie keine entscheidende Rolle. Aufgrund der von 1905–1914 andauernden parlamentarischen Zusammenarbeit mit den National- und Linksliberalen, der zweimaligen Zustimmung zum badischen Staatshaushalt (1908 und 1910) und einer auf parlamentarischer Mitarbeit beruhenden Reformstrategie erregten die Vorgänge in Baden jedoch weit über die Landesgrenzen hinaus Aufsehen.
Gegenstand der aus einer Göttinger Dissertation von 1983 hervorgegangenen Arbeit von Franzen »ist die in der badischen Sozialdemokratie, in der Regionalorganisation wie den einzelnen lokalen Vereinen geführte Diskussion über die Zielsetzungen sozialdemokratischer Politik und über den Weg, auf welchem diese Ziele zu erreichen wären.« (S. 9)
Ausgehend von den schwierigen organisatorischen Problemen und der damit verbundenen weitgehenden Abstinenz bei Strategiediskussionen nach dem Ende des Sozialistengesetzes 1890 und den Anfängen einer breiteren Programmdiskussion in den Jahren bis 1908, legt Franzen das Schwergewicht seiner Darstellung auf die Zeit 1908–1914, die knapp zwei Drittel des Textes umfaßt. Wichtigste Quelle der Arbeit ist der »Volksfreund«, das in Karlsruhe erscheinende Landesorgan der badischen Sozialdemokratie. Dazu kommen noch die übrigen SPD-Zeitungen des Landes und, an ungedruckten Quellen, vor allem der Nachlaß von Adolf Geck, einem entschiedenen Gegner der badischen Parteiführung unter Wilhelm Kolb.
Die innerparteiliche Diskussion in Baden kann Franzen mit Hilfe der zahl- und umfangreichen Versammlungsberichte, anhand von Leitartikeln und Leserbriefen in der Parteipresse sehr detailliert nachzeichnen. Deutlich wird vor allem auch der breite Rückhalt, den die Reformstrategie der badischen Parteiführung anfänglich bei den Parteimitgliedern fand, obwohl sie von der Reichs-SPD mehrheitlich abgelehnt wurde. Allerdings nahm diese Unterstützung in Baden nach Rückschlägen bei der Reichstagswahl 1912 und der Landtagswahl 1913 ab. Eine innerparteiliche Opposition bildete sich. Im Sommer 1914 geriet die Reformstrategie aufgrund der faktischen Aufkündigung des Großblockbündnisses durch die Nationalliberalen in eine Sackgasse. Zu einer Neu- bzw. Umorientierung der badischen Sozialdemokratie konnte es vor Kriegsausbruch natürlich nicht mehr kommen.
Trotz des spannenden Themas und der z. T. interessanten Ergebnisse läßt die Arbeit einige

Wünsche offen. Die wirtschaftliche, soziale und politische Entwicklung Badens zwischen 1890 und 1914 z. B. bleibt weitgehend unerwähnt, obwohl sie den Hintergrund für die innerparteilichen Debatten bildete. Ebenso kommen die konkrete Zusammenarbeit mit den Liberalen im Großblock (Parlament) und die Gründe für dessen Scheitern 1914 viel zu kurz. Relativ isoliert bleibt die Darstellung auch, weil die zeitlich parallel und in ähnlicher Richtung verlaufenden Strategiediskussionen in der bayerischen und württembergischen Sozialdemokratie nur sporadisch erwähnt werden.
Eine Zumutung für den Leser stellen die über 400 (!) Seiten Anmerkungen dar (bei ca. 270 Seiten Text). Einzelne Anmerkungen ziehen sich über mehrere Seiten. Nicht immer ist einsichtig, nach welchen Kriterien das eine Zitat und der eine Kommentar im Text und andere in den Anmerkungen zu finden sind. Trotz des umfangreichen Anmerkungsapparates fehlen nicht selten notwendige Zusatzinformationen zum Text, z. B. S. 210 die Ausschlußgründe von Hildebrand auf dem Chemnitzer Parteitag.
Zusätzliche Ärgernisse sind die zahlreichen Druckfehler und der schwer lesbare Stil (z. B. S. 104: »Zudem würde eine solche Analyse von der irrealen Annahme einer unbefleckten Bewußtseinslage der rezipierenden Mitgliedschaft und ihrer a priori Hilflosigkeit gegenüber determinierenden Einflüssen, sei es durch einen Referenten oder die Parteipresse ausgehen – was einen fragwürdigen Ansatz nicht nur angesichts der Differenziertheit bedeuten würde, mit der die badischen Parteimitglieder ihre Argumentation führten.«).
Am Ende überwiegt ein zwiespältiger Eindruck. Die innerparteiliche Diskussion in Baden wird detailliert geschildert, aber sie bleibt isoliert sowohl von der allgemeinen Entwicklung im Land als auch von den Entwicklungen in den sozialdemokratischen Parteien der übrigen süddeutschen Länder. *Thomas Schnabel, Stuttgart*

Christiane Eisenberg, Deutsche und englische Gewerkschaften. Entstehung und Entwicklung bis 1878 im Vergleich (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 72), Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1986, 391 S., kart., 75 DM.

Vielen deutschen, insbesondere liberalen, Zeitgenossen galt in der Mitte des 19. Jahrhunderts die englische Entwicklung nicht nur in politischer Hinsicht als erstrebenswert, sondern auch in wirtschaftlicher und gesellschaftlicher. Die frühe Verwirklichung marktwirtschaftlicher Prinzipien in England erschien ihnen als Voraussetzung und Garant wirtschaftlichen Wachstums, an dem auch die »arbeitenden Klassen« dank kollektiver Interessenvertretung teilhaben konnten. Dieses Konzept wurde in der Jahrhundertmitte von Linksliberalen wie Schulze-Delitzsch, Max Hirsch und Lujo Brentano vertreten. Wie stark diese dabei die nationale Eigenart des englischen Gewerkschaftssystems unter- und somit seine Übertragbarkeit auf deutsche Verhältnisse überschätzten, zeigt nun die Bielefelder Dissertation Christiane Eisenbergs, die die englische und deutsche Gewerkschaftsentstehung und -entwicklung bis 1878 (Sozialistengesetz) vergleichend darstellt. Dabei ergeben sich, bedingt durch die jeweiligen politischen Rahmenbedingungen, mehr Unterschiede als Gemeinsamkeiten. Von grundlegender Bedeutung für die relativ späte Entstehung von deutschen Gewerkschaften bzw. Vorläuferorganisationen war dabei die Tatsache, daß Deutschland seinen Weg in die Moderne nicht in der Reihenfolge Englands – Nationalstaatsbildung, Industrialisierung, Bürokratisierung – vollzog, sondern in umgekehrter Richtung. Die Organisationsmöglichkeiten und Handlungsspielräume der neuen Arbeitsmarktparteien waren daher von vornherein begrenzt. Welche weiteren Hemmnisse sich in diesem Rahmen der Gewerkschaftsentwicklung in Deutschland in den Weg stellten, zeigt Chr. Eisenberg in den ersten beiden Kapiteln ihrer Untersuchung (unter besonderer Berücksichtigung des Schneidergewerbes). Während in England kein deutlicher Statusunterschied zwischen Meistern und Gesellen be-

stand, der proletarisierte Handwerksmeister sich mithin eher als Lohnarbeiter denn als Arbeitgeber fühlte, gab es in Deutschland, begünstigt durch die starke Zunfttradition, die Tendenz, daß sich auch verarmte Kleinmeister nicht mit den Gesellen oder anderen lohnabhängigen Arbeitern solidarisierten. Als weiteres Hindernis trat, aus dem Bereich der beruflichen Sozialisation, die obligatorische »Wanderschaft« hinzu, die die Gesellenschaften fortwährend schwächte. Darüber hinaus wurden den deutschen Gesellenschaften, im Unterschied zu den englischen, wichtige Möglichkeiten der Selbstverwaltung genommen, so wurden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ihre Krankenkassen kommunaler Verwaltung und der Aufsicht der Zünfte und Innungen unterstellt. Von gewerkschaftlichen Vorläuferorganisationen konnte daher, im Gegensatz zu England, nicht die Rede sein. Während sich aufgrund dieser Weichenstellung in England berufsbezogene stabile Gewerkschaften bereits in den 1820/30er Jahren in Anknüpfung an die Vorläuferorganisationen des 18. Jahrhunderts entwickelten und zu den eigentlichen Trägern der Arbeiterbewegung im 19. Jahrhundert wurden, mußten in Deutschland Gewerkschaften von den politischen Parteien erst gegründet werden. In bewußter Absetzung von den Thesen Ulrich Engelhardts und auch Jürgen Kockas von einer frühen autonomen Gewerkschaftsbewegung zeigt Chr. Eisenberg in ihrem dritten Kapitel, wie stark die Gründung der deutschen Gewerkschaften Ende der 1860er Jahre auf die Einflußnahme der Ersten Internationale (im Falle des Allgemeinen Deutschen Schneidervereins), des Verbands Deutscher Arbeitervereine bzw. der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei, der Lassalleaner und der Fortschrittspartei zurückging, ja ohne diese Initiativen gar nicht denkbar gewesen sei. Während in England die »new model unions« in den 1860er und 1870er Jahren, vor allem durch ihre Kombination mit Unterstützungskassen, florierten, als gesellschaftliche Machtfaktoren ernstgenommen wurden und ihre Rechtsstellung bis 1875 weitgehend sicherten, gelang es den deutschen Gewerkschaften nicht, sich zu stabilisieren, wie Chr. Eisenberg im vierten Kapitel demonstriert. Nicht nur die unsichere Rechtsstellung der ihnen zum Teil angeschlossenen freien Hilfskassen und die Einschränkung der Koalitionsfreiheit in der Reichsgewerbeordnung verhinderten ihre kräftige Entwicklung. Ein ebenso wichtiger Grund war die verfassungspolitische Tatsache, daß es im Deutschen Reich zwar ein demokratisches Wahlrecht gab, aber keinen Parlamentarismus, mithin keinen Zwang für die bürgerlichen Parteien, mit der Arbeiterschaft zu koalieren, wie dies in England der Fall war. Paradoxerweise verhalf erst das Sozialistengesetz der Gewerkschaftsbewegung zum Durchbruch: Die obrigkeitsstaatliche Repression begünstigte die Herausbildung eines proletarischen Bewußtseins, Reste der alten Zunfttradition, die bis dahin gewerkschaftlichem Engagement eher im Weg gestanden denn es gefördert hatten, wurden endgültig abgestreift.

Die besondere Stärke von Chr. Eisenbergs Studie liegt in der vergleichenden Methode, die es ermöglicht, die Entwicklungslinien der deutschen und englischen Gewerkschaftsbewegung geradezu idealtypisch herauszuarbeiten (was freilich z. T. auf Kosten regionaler Unterschiede geht). Dabei werden die verschiedenen nationalen Faktoren, die zu dieser Entwicklung geführt haben, berücksichtigt und überzeugend in Beziehung zueinander gesetzt: der wirtschaftliche (Grad der Kommerzialisierung und Industrialisierung; Offenheit des Marktes), der mentale (Rolle der Handwerkstradition), der rechtliche (Koalitionsgesetzgebung) sowie der partei- und verfassungspolitische. Chr. Eisenbergs zentrale Thesen – die Handwerkstradition in Deutschland als Hindernis, nicht als Förderung von Gewerkschaften; die »parteipolitische Geburtshilfe« bei ihrer Gründung; der Neuanfang, anstelle der Kontinuität von den Gesellenorganisationen des 18. Jahrhunderts bis zu den Vereinigungen der 1860er Jahre – werden der Forschung zur Arbeiterbewegung neue, wichtige Impulse, aber auch Stoff zu kontroverser Diskussion geben. *Rita Aldenhoff, München*

Dirk H. Müller, Gewerkschaftliche Versammlungsdemokratie und Arbeiterdelegierte vor 1918. Ein Beitrag zur Geschichte des Lokalismus, des Syndikalismus und der entstehenden Rätebewegung (= Einzelveröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin 49 – Publikationen zur Geschichte der Areiterbewegung), Colloquium Verlag, Berlin 1985, IX, 367 S., Ln., 88 DM.

Man könnte geneigt sein, Müllers Studie als ein internes Gewerkschaftsproblem zu betrachten, dem angesichts der rapiden Zentralisation des deutschen Gewerkschaftswesens kaum größere Bedeutung zukommt. Die gewerkschaftliche Versammlungsdemokratie – eine wenig bedeutsame Kinderkrankheit? Daß dem gerade im Hinblick auf die Kriegs- und Revolutionsereignisse in Berlin nicht so ist, hat Müller überzeugend nachgewiesen.
Das Buch gliedert sich in zehn durchweg glänzend recherchierte und geschriebene Kapitel, in denen Organisationsformen und Delegationsmodi der Berliner Maurer, Zimmerer und Metallarbeiter zwischen ca. 1860 und 1918 untersucht werden. Am Beispiel der Platzdeputierten der Berliner Zimmerer wird der Übergang von den zünftigen zur gewerkschaftlichen Interessenvertretung beschrieben. Am Beispiel der Sozialistengesetzzeit wird die Form der »ökonomischen Versammlungsbewegung« analysiert, die als die wichtigste Form der Streikorganisation gewerkschaftlicher Fachvereine der Zeit anzusehen ist. Müller versteht darunter die Form der Lohnbewegung, die gekennzeichnet ist durch öffentliche Generalversammlung aller ortsanwesenden Mitglieder eines Berufes (Maurer, Zimmermann, Töpfer, Schlosser, Former etc.); durch Einsetzung einer Lohnkommission, Ausarbeitung eines »Tarifs«, Beratung und Beschlußfassung des »Tarifs« wiederum in öffentlichen General- oder Betriebsversammlungen, Bestellung einer Verhandlungs- oder ggf. auch Streikkommission und Beschlußfassung von Kampfmaßnahmen in öffentlicher Mitgliederversammlung.
Die genaue Betrachtung z. B. der Streikfinanzierung durch öffentliche Sammellisten (bei der ökonomischen Versammlungsbewegung) oder durch Mitgliedsbeiträge bei den Zentralverbänden erlaubt Müller die klare Schlußfolgerung einer effektiveren und gerechteren, dafür aber von der Zentrale gesteuerten Streikführung seitens der Zentralgewerkschaften. Am Übertritt des Braunschweiger lokalistischen Maurervereins zum Zentralverband kurz nach der Jahrhundertwende wird nachgewiesen, daß die Durchsetzung zentraler Streikreglements nicht nur eine Frage des überlegenen Organisationsapparates, sondern auch eine Frage der Einsicht in die Notwendigkeit überlokaler Streikabstimmung und -finanzierung war. Gerade die Übergänge von der direktdemokratischen Versammlungsbewegung zum konkurrierenden lokalistischen Verband und von dort zum sektenhaften syndikalistischen Debattierklub hat Müller präzise beschrieben.
Dennoch bleiben nach Abschluß der Lektüre Zweifel zurück, die sich besonders auf den Zusammenhalt der Studie beziehen. Ohne Frage wurde das Problem der versammlungsdemokratischen Vorerfahrungen der gelegentlich als spontan bezeichneten Rätebewegung von 1918/19 bisher unterschätzt.
Man kann die Anlage der Arbeit nur von 1918, von der Rolle der »Revolutionären Obleute« im Berliner Revolutionsverlauf, her erklären. Ihr entscheidender Einfluß in der Berliner Rätebewegung und vor allem in den vorausgehenden Streikbewegungen der Kriegszeit – dieser Entwicklung ist ebenfalls ein überzeugendes Kapitel gewidmet – hat den Autor veranlaßt, die Frage der Versammlungsdemokratie und der innerverbandlichen oder öffentlichen Delegationsmodi bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts zurückzuverfolgen. Der Ertrag des Buches geht über diese Ausgangsproblematik weit hinaus. Anders gewendet: Die Erforschung der Versammlungsdemokratie im Bauarbeiterbereich leistet einen unverzichtbaren Beitrag zur bisher noch sehr zurückgebliebenen Bauarbeitergeschichte und zum gewerkschaftlichen Lokalismus der 1890er Jahre. Mit der Berliner Revolutionsgeschichte hat dies nicht sehr viel zu tun. Nicht viel anders verhält es sich mit der Geschichte der Berliner Metallarbeiter und der Entwicklung ihrer innerverbandlichen Vertretungsformen. Hier wird ein äußerst

wichtiger Beitrag zum Arbeitskampfverhalten der Metallarbeiter geleistet, der die Studien von A. Lüdtke und E. Domansky in wichtigen Teilen ergänzt bzw. korrigiert. So gelingt es Müller, die enormen, meist erfolglosen Anstrengungen des Berliner DMV um die Organisation der metallverarbeitenden Großbetriebe aufzuhellen. Zukünftige sozialgeschichtliche Studien werden daran nicht vorbeigehen können. Das besonders tiefe und differenzierte Graben hat sich zweifellos gelohnt, auch wenn es für die Geschichte der »Revolutionären Obleute« nicht so umfangreich hätte ausfallen müssen. Schließlich sei auf die Gefahr eines Mißverständnisses hingewiesen, der der flüchtige Leser dieser Studie erliegen könnte: Die Ähnlichkeit der Berliner Geheimorganisation der »Revolutionären Obleute« mit dem Vertrauensmännersystem des DMV ist kein Berliner Spezifikum. Sie läßt sich so oder anders auch in weiteren Revolutionsbewegungen nachweisen (Leipzig, Braunschweig, Hamburg). Offenbar ist das Auftreten von direkt demokratischen Versammlungsformen nicht nur für die Entstehungsphasen von Gewerkschaften kennzeichnend, sondern auch für Zeiten, in denen sich Repräsentativformen als zu schwerfällig erweisen.
Mit der Konzentration seiner Beispiele auf Sonderphasen der Gewerkschaftsbewegung (Entstehungszeit, Lokalismus, Weltkrieg) könnte der Eindruck erzeugt werden, demokratische Verkehrsformen innerhalb der Gewerkschaften habe es nur oder vor allem in diesen Phasen gegeben. Insofern ist es schade, daß der Autor nicht die innerverbandliche Demokratie z. B. der Berliner Zentralgewerkschaften der Maurer und Zimmerer ab etwa 1900 verfogt hat. Auch wäre es von Interesse gewesen, die Streikpraxis der Berliner Obleute ab 1919 zu untersuchen, nachdem sie die Verwaltung des Berliner DMV übernommen hatten.
Dennoch kann man dem Autor nicht vorwerfen, direktdemokratische Versammlungsdemokratie und den daraus hervorgegangenen Lokalismus von Bauarbeitern einseitig zu bewerten. Er bietet nüchtern recherchierte Beispiele von Machtmißbrauch durch Verbandsbeamte wie auch von Versammlungsterrorismus überstimmter lokalistischer Minderheiten. Die Unfähigkeit des deutschen Lokalismus, das Prinzip der »freien Solidarität« effektiv zu organisieren, wird klar herausgearbeitet und damit das komplette Scheitern dieser alternativen Gewerkschaftsform konstatiert. *Friedhelm Boll, Bonn*

Die Gewerkschaft. Organ für die Interessen der Arbeiter in städtischen Betrieben (Gasanstalten, Straßenreinigung, Kanalisations- und Wasserwerke etc.), auf Holz- und Kohlenplätzen und sonstige Arbeitsleute. Publikations-Organ des Verbandes der Arbeiter in Gasanstalten, auf Holz- und Kohlenplätzen und sonstigen Arbeitsleute. Probenummer und Jahrgänge 1897–99. Originalgetreuer Nachdruck. Mit einleitenden Beiträgen von Dieter Schneider und Manfred Scharrer (= Courier Reprint, Dokumente zur Geschichte der deutschen Gewerkschaften, hrsg. von Dieter Schneider), Verlagsanstalt Courier GmbH, Stuttgart 1986, Ln., 45 und 278 S., Ln., 39,50 DM.

Mit diesem Band werden die Probenummer und die drei ersten Jahrgänge der »Gewerkschaft« nachgedruckt, für deren historische Einordnung zwei einleitende Aufsätze sorgen. *Dieter Schneider* unterstreicht in seinem Essay »Zur Vorgeschichte und zu den Anfängen einer Verbandspresse« (S. 7–14) nicht nur den engen Zusammenhang von Presse- und Organisationsentwicklung in der Frühphase des Gewerkschaftswachstums, sondern er arbeitet insbesondere den breiten Aufgabenkatalog heraus, den die Gewerkschaftspresse erfüllen sollte; sie diente, so wird Bruno Poersch, der Redakteur der »Gewerkschaft«, zitiert, »als Agitationsmittel, deckt die vorhandenen Mißstände auf, erörtert die Wünsche der Berufsgenossen, schildert die Verhältnisse an den einzelnen Orten, bringt die notwendigen Verbandsnachrichten und sorgt für Belehrung auf sozialpolitischem Gebiet.« (S. 12 f.)
Es kann kaum verwundern, daß eben diese Aufgabenstellung auch im Leitartikel der Pro-

benummer vom 15. Dezember 1896 angesprochen wird, in dem B. Poersch der »Gewerkschaft« das Ziel steckt, »die vorhandenen Schäden aufzudecken, sie unbarmherzig an das Licht der Öffentlichkeit zu zerren, für ihre Abschaffung mitzuwirken und vorhandenes Unrecht öffentlich zu brandmarken; ferner aber auch für Aufklärung und Belehrung Sorge zu tragen.« Mit dieser breiten Aufgabenstellung wurde »Die Gewerkschaft« sowohl Motor als auch Ausdruck der Organisationsentwicklung, die sich nicht nur in den rasch aufeinander folgenden Änderungen des Untertitels des Blattes, sondern auch im Anstieg der Auflagenhöhe spiegelt: Von einigen hundert Stück wuchs die Auflage bis zum Jahre 1903 auf 10 000, bis 1912 dann sogar auf 50 000 Exemplare an.

Daß die Gewerkschaftspresse für die Organisationsentwicklung überaus wichtig war, unterstreicht auch *Manfred Scharrer*, der in seinem Beitrag den »Weg zum Verband der Gemeinde- und Staatsarbeiter« (S. 15–40) schildert, nicht ohne indessen die »Geburt einer Gewerkschaft« in den Zusammenhang der wirtschaftlichen und politischen Situation am Ende des 19. Jahrhunderts einzubetten. Wie bei den meisten Gewerkschaftsgründungen entwickelte sich auch der Verband der Gasarbeiter aus der konkreten Erfahrung des Arbeitskonflikts, der allerdings bei den Arbeitern in städtischen Betrieben besonderen rechtspolitischen Bedingungen unterlag. Die Folgen dieses Sonderstatus für die Organisationsentwicklung, die Grenzstreitigkeiten mit anderen beruflich oder weltanschaulich-politisch konkurrierenden Verbänden und vor allem der Stellenwert der Persönlichkeit Bruno Poerschs, des Redakteurs der »Gewerkschaft«, zeichnet Scharrer mit Blick für die Grundprobleme der Gewerkschaftspolitik nach. Dabei beleuchtet er nicht nur den komplizierten Prozeß der Gewerkschaftsgründung und vor allem -zentralisierung, sondern gerade auch die Bedeutung der Gewerkschaftspresse als politisches Instrument des Gewerkschaftsvorstandes, wenn nicht des Gewerkschaftsvorsitzenden.

Dies muß man gewiß im Auge behalten, wenn man die ersten Jahrgänge der »Gewerkschaft« durchblättert. Außer der Dominanz des Leitartikels fallen vor allem die – für ein Fachorgan – breite Themenpalette und der hohe Informationsgehalt des Blattes auf: Neben den Mitteilungen aus dem Verbandsleben, mit denen die Gewerkschaft überhaupt zusammengehalten wurde, sind es vor allem organisationspolitisch bedeutsame Themen wie Agitation und Unterstützungswesen, die den quasi-verbandsinternen Schwerpunkt der Zeitschrift zeigen. Darüber hinaus aber spiegeln sich deutlich die damaligen Konfliktfelder: Arbeitszeitverkürzung und Gesundheitsgefahren einerseits, Sicherung des Koalitionsrechts und Einrichtung von Arbeiterausschüssen andererseits; diese Themen unterstreichen die zweifache Stoßrichtung der Gewerkschaftspolitik: gegen bestehende soziale Mißstände und Ausbeutung, für die Verankerung von organisierten Mitsprachemöglichkeiten der Arbeiterschaft. Daß im übrigen auch Artikel zu Problemen von Streiks und vor allem von Maßregelungen zu den »Dauerbrennern« der »Gewerkschaft« gehörten, illustriert überdeutlich, daß es auch damals im »öffentlichen Dienst« nicht ohne tiefgreifende Konflikte abging.

Mag der Reprint auch vor allem für die Jubilar-Ehrung von Mitgliedern der Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr gedacht sein, er stellt darüber hinaus der Gewerkschaftsgeschichtsschreibung eine wichtige Quelle über die Arbeit (zunächst) kleinerer Verbände zur Verfügung, die um so leichter genutzt werden kann, als sie nicht nur durch die einführenden Artikel, sondern zudem durch ein Sachregister erschlossen wird.

Michael Schneider, Bonn

Peter Assion (Hrsg.), Transformationen der Arbeiterkultur. Beiträge der 3. Arbeitstagung der Kommission »Arbeiterkultur« in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Marburg vom 3. bis 6. Juni 1985, Jonas Verlag, Marburg 1986, 256 S., Pb., 32 DM.

The folklorists and social anthropologists who contribute to this book on working-class culture clearly have some novel ideas about subjects and sources. For the historian, the record of the spoken or written word is paramount; but *Wolfgang Kaschuba* and *Bernd-Jürgen Warneken* challenge this limited conception of language by showing that people also spoke with their bodies *(Körpersprache)*. And, consequently, the »disciplining« of bodies was a major preoccupation of the authorities. In their studies of architecture and »everyday life«, *Eduard Führ* and *Daniel Stemmrich* argue (following Foucault) that industrialists and architects wanted to use the »built environment« to restrict what could be known, experienced and expressed through the body.

We learn that objects can also speak. *Andreas Kuntz-Stahl* provides a »biography« of the *Volkshaus* in Düsseldorf. In a delightful essay, *Gisela Lixfeld* shows how working-class inhabitants of Schramberg, a small town in the *Schwarzwald*, began to donate items from their attics to the local museum when it exhibited objects from their own »everyday lives«, such as the clocks and watches produced by local industry. These exhibits encouraged local workers to talk about their memories of work and everyday life. Understanding artefacts and the history they embody is also the theme of *Axel Föhl*'s piece on *Denkmalpflege* in the Rhine-Ruhr region. Föhl estimates that there are about 45,000 industrial buildings and workers' dwellings that should be preserved because they are valuable sources for the region's history, even though they do not qualify as traditional »monuments to the past«.

Like progressive museum practice, »oral history« tries to produce sources that cannot be found in libraries or archives. For example, *Helmut Paul Fielhauer* uses oral testimony to reconstruct the history of a local socialist party branch in interwar Vienna. *Peter Assion* contends, however, that oral history is not just a method of retrieving lost facts but a subject with its own meaning. Assion's fascinating study of the life histories of two KPD leaders in a working-class community in *Südhessen*, based on interviews with one of these men and with the daughter of another, substantiates his argument that the oral record is »historisch gelebte Subjektivität« (p. 243). Oral history shows how individuals preserve and interpret what has happened in their own lives.

Other authors draw on visual sources. One contribution to the conference that preceded the publication of this book, *Gernot Krankenhagen*'s discussion of »Schichtarbeit und Wohnsituation«, could not be included in the final collection because it depended heavily on film. *Gottfried Korff* accompanies his discussion of the »symbolism« of the workers' movement in the *Kaiserreich* and the Weimar Republic with drawings, cartoons and examples of photomontage. Photographs are the main sources for *Bernd-Jürgen Warneken*'s analysis of the use of the body as a political instrument in the mass suffrage demonstrations before World War One. Warneken discusses the clothing worn, the ways of walking, the gestures used, even the ways that demonstrators looked at the authorities. We are also told about the symbolic meaning of the physical relationship between speakers and audience at a socialist rally; but we do not learn what these speakers actually said, how they attempted to explain to their listeners why gaining the vote was so important. Warneken's article, which privileges the analysis of the symbolic form of a collective protest over its political content, makes it difficult to address these issues.

Wolfgang Kaschuba acknowledges that the concept of »social protest« is »eine problematische, ja schwammige Kategorie, die immer breiter zu werden droht« (p. 31). But his excellent piece on popular protest in the 1840s shows the value of cracking the symbolic codes that gave protest its meanings. Even individual acts of resistance to authorities were gov-

erned, he argues, by deeply embedded cultural rules and by a popular tradition of »body language« *(Körpersprache)* that transmitted symbolic messages of respect or defiance. Kaschuba thinks it is important to pay attention to the expressive functions of protest. Even though violence, for example, might serve no instrumental aim, it could fulfil a »symbolic need«.

The symbolic actions Kaschuba describes were intensely masculine, reflecting a male culture from which women were excluded. The article by *Carola Lipp, Sabine Kienitz* and *Beate Binder* looks at the same types of popular protests analysed by Kaschuba but with an eye for the participation of women. Women were actively engaged in popular protests during the 1840s although their motives were different from those of the men. The symbolism of women's protests was drawn from their own everyday lives and social relationships. The verbal abuse hurled by Stuttgart women against the troops during an 1847 bread riot was the political »Inszenierung einer alltäglichen Praxis« (p. 55) of ritual insult that women learned in the streets of the city's lower-class neighbourhood. The authors of both articles see symbolic forms of action as ways that the lower classes could make political statements at a time when other forms of politics were still closed to them. Women could participate in »traditional« symbolic protests but were increasingly excluded from the new types of popular political action that emerged in 1848.

The essay by Lipp, Kienitz and Binder shows how important it is to analyse gender divisions in popular and working-class cultures. Unfortunately, *Andrea Erne*'s article on women in the 1910 suffrage demonstrations is too brief and tentative to carry this enterprise forward into the twentieth century. With the exceptions of *Anthony McElligott*'s description of women's roles in the Altona food riots in the years 1917–20 and *Rainer Holthuis*'s pioneering study of the socialist *Arbeiterwohlfahrt* organization in Weimar Germany, there is not much else in this volume to remind us that women were workers as well as men.

As the book moves into the twentieth century, the perspective on working-class cultures begins to change; many of the articles deal more with the culture of the labour movement *(Arbeiterbewegungskultur)* than with the culture of »everyday life«. But the best pieces, such as *Christa Kempel-Küter*'s pioneering study of the communist *Arbeiterkorrespondentenbewegung* during the Weimar Republic, look at the intersection of these two dimensions of working-class culture. Hempel-Küter's article, based on a study of the *Hamburger Volkszeitung*, details the development of a movement whose aim was to bring reports of working-class everyday-life, written by working-class men and women, to the pages of communist newspapers. Her article reminds us that German workers have inhabited a number of different political cultures in the twentieth century, Communist and Catholic as well as Social-Democratic. The essay by *Frank Deppe, Georg Fülberth* and *Stefan Knaab* shows that some remnants of the radical political cultures of the Weimar Republic survived the depredations of Nazism and the Cold War. Communists continued to play a significant role in working-class politics well after 1945 in some localities. But continuity has not been the major theme in the history of the German working class in this century. The last fragments of older working-class political cultures are now being erased by the growth of »consumerism« or by the economic decline of traditional industrial centers, such as Hamburg and the Ruhr. A new culture of unemployment appears to be emerging in the economically depressed regions, but this has little to do with »traditional« working-class cultures.

Social historians, folklorists and social anthropologists are now committed to the common enterprise of reconstructing working-class cultures. This can be a productive collaboration. The methods historians use to approach the past are certainly not the only and perhaps not always the best ones. *Kaschuba* suggests that historians are too exclusively concerned with the rational content and the practical results of working-class actions. Folklorists and social anthropologists, who place greater emphasis on the expressive functions and symbolic meanings of working-class behaviour, present interesting challenges to the historian's no-

tions of causality and development. On the other hand, historians can be counted upon to insist that the study of working-class cultures must be more than an exercise in »retrospective social anthropology«. *David F. Crew, Austin, Texas*

Illustrierte Geschichte des Arbeitersports, hrsg. von Hans Joachim Teichler und Gerhard Hauk, Verlag J. H. W. Dietz Nachf., Berlin/Bonn 1987, 256 S., mit 320 Abb., brosch., 30 DM.

Die beiden Herausgeber, von denen der eine *(Hauk)* über die Germanistik, der andere *(Teichler)* über die Politische Wissenschaft zur Sportgeschichte kam, haben sich durch Einzelveröffentlichungen bereits einen Namen gemacht; mit dem vorliegenden Werk, das vor allem vorzügliches und wenig bekanntes Bildmaterial enthält, schließen sie eine Lücke in der neueren Sporthistoriographie. Seit Anfang der 70er Jahre wuchs nach drei bemerkenswerten Veröffentlichungen in der Bundesrepublik das Interesse am Arbeitersport. Zwar waren bereits in der DDR vorher schon größere Publikationen erschienen, doch standen diese eindeutig unter einem ideologischen Legitimationszwang: Es ging um den Nachweis, daß nur im sozialistischen Arbeiter- und Bauernstaat die Traditionen des ehemaligen Arbeitersports fortgesetzt worden seien. Dabei konnte sich ein solcher Anspruch zwar auf die ehemalige kommunistische Kampfgemeinschaft für rote Sporteinheit berufen, nicht aber auf die demokratischen Prinzipien verpflichteten Verbände des Arbeiter-Turn- und -Sportbundes (ATUS). Deren Mitglieder hatten nach 1945 in der Hoffnung, den (west)deutschen Sport mit sozialistischem Geist durchdringen zu können, auf eine Neugründung ihrer alten Sportorganisation verzichtet. Einige waren maßgeblich am Aufbau des Deutschen Sportbundes beteiligt.

In der Einleitung erheben die Herausgeber den Anspruch, das breite Spektrum an Freizeit- und Geselligkeitsaktivitäten im Arbeitersport aufgezeigt und mit der Hinwendung zur »Geschichte von unten« kollektive Mentalitäten und alltägliche Lebensgewohnheiten erfaßt zu haben. Dies bedarf einer Nachprüfung. Sicher trifft aber zu, daß das Buch mit seinen über 30 Beiträgen einen lebendigen Eindruck vom Entstehungsprozeß und der Ausformung des Arbeitersports vermittelt, von seiner vielfältigen Praxis und damit auch von besonderen Leistungen dieser Bewegung; aber es gibt auch verkürzte und damit einseitige Aussagen. Undifferenziert ist das Diktum, die »Arbeitersportvereine« seien ebenso aus den Arbeiterbildungsvereinen hervorgegangen wie die Gesangs-, Samariter-, Wander- und Theatervereine der Arbeiter. Zwar gibt es eine gemeinsame kulturelle Wurzel, doch vor der Gründung des Arbeiter-Turnerbundes (ATB) 1893 hatten sich bereits zahlreiche »autonome« Arbeiterturnvereine regional zusammengeschlossen (Sachsen-Thüringen und im Großraum Berlin-Brandenburg) und Arbeiter, die vereinsmäßig in der Deutschen Turnerschaft (DT) organisiert gewesen waren, sich von dieser aus politischen Gründen getrennt. Es gab sogar Vereine, die geschlossen zum ATB übertraten. Gleichwohl sollte nicht verschwiegen werden, daß die Deutsche Turnerschaft eine starke Bindekraft behielt und bis zum Ende der Weimarer Republik mehr »Arbeiter« in der DT als im ATSB organisiert waren, hier allerdings die politisch aktiven und klassenbewußten.

Wenden wir uns den Einzelbeiträgen zu, so ist in chronologischer Folge zuerst die fundierte Darstellung *Teichlers* zu nennen, in der sich die Grundzüge der Jahnschen politischen Turnbewegung wiederfinden. Allerdings ist die Überschrift »Turner im Kampf um Einheit und Freiheit« insofern nicht ganz korrekt, als mehr das von der Parteien Gunst und Haß verwirrte Jahn-Bild gezeichnet wird als die turnerischen und politischen Aktionen. Als nächster stellt *Harald Braun* in seiner durchaus verdienstvollen Arbeit über die rheinhessischen Turner (1817–1850) wichtige Ereignisse im »Vormärz« dar, die sich auf den angegebenen Raum konzentrieren, erwähnt aber im Kampf um die Reichsverfassung die viel bedeutendere ba-

dische Volkserhebung nur mit einem Halbsatz. Deshalb erscheint der Hinweis geboten, daß nicht in der Pfalz, sondern in Offenburg/Baden das Zentrum der Erhebung lag, wo am 13. 5. 1849 auf einer Volksversammlung von 40 000 Männern ein soziales und demokratisches Programm verabschiedet wurde, in dem man unter dem Wahlspruch »Freiheit, Wohlstand und Bildung für alle« weit in die Zukunft weisende Forderungen nach sozialer Gerechtigkeit und Mitwirkung an der politischen Willensbildung erhob und dafür kämpfte.
Unter der Überschrift »Nicht länger Reaktionären Gefolgschaft leisten« beschreibt *Teichler* sachkundig in einer zweiten Arbeit die Schwierigkeiten beim Aufbau des Arbeiter-Turnerbundes ab 1893. Von diesem Ansatz her hätte er allerdings auf weitere Motivationen für die Gründung des ATB eingehen sollen, wie z. B. die die »Achtundvierziger« besonders verpflichtenden Traditionen, zumal dies ausdrücklich in der Erstausgabe der ATZ (1893) erwähnt wird. Gewürdigt wird vom Verfasser die führende Rolle Leipzigs beim organisatorischen Aufbau des ATB, ausführlich behandelt er die Schikanen, die zum Austritt demokratisch gesinnter Turner aus der nationalkonservativen DT führten. Gut erfaßt ist auch der Wandel in der Haltung der Arbeiterturner gegenüber dem Sport von einer ursprünglichen Ablehnung zu einer Öffnung hin, die sich insbesondere unter dem Druck der sportbegeisterten Jugend vollzog. Die »Kurskorrektur« geschah noch vor 1914, so daß die ab 1912 in der Zentralkommission für Arbeitersport und Körperpflege (ZK) zusammengeschlossenen Verbände mit ihren breitgefächerten Übungsangeboten und Programmen, wie Turnen, Sport und Spiel, Hygiene, Tanz, Nacktkultur und Wandern, die Grundlage für eine moderne Kulturorganisation schufen. Nach Krieg und Revolution konnte die Arbeitersportbewegung hieran anknüpfen, wie der gut plazierte Beitrag *Fritz Wildungs* (mit einem Bild des Verfassers und einer prägnanten Würdigung seines Wirkens als »politischer Kopf des deutschen Arbeitersports«) zeigt. Darüber hinaus finden sich hier Aufnahmen vom Lehr- und Bildungsbetrieb in der Leipziger Bundesschule, die weitgehend Wildungs Werk war, und Traktate über die Auseinandersetzung mit »Rotsport«, der kommunistischen Opposition.
Hauks sehr interessante Untersuchung über Kartelle des Kapitals und Kartelle der Arbeit demonstriert den Prozeß einer Konzentrationsbildung in der organisierten Arbeiterbewegung, die so ihre eigene Position gegenüber den Unternehmern zu stärken versuchte, hierbei aber auf beträchtlichen Widerstand in der Arbeiterschaft stieß, weil diese den Autonomieverlust ihrer Einzelorgane befürchtete. Bemerkenswert ist, daß die Durchsetzung des Zentralisationsprinzips in der Gewerkschaftsbewegung zeitlich in die Gründungsperiode des organisierten Arbeitersports fiel und bereits nach einem Jahr (1894) Forderungen nach einer »lokalen Zentralisation« erhoben und dann »Turnerkartelle« und Kartelle der Radfahrer, Schwimmer und Athleten gegründet wurden. Weitere wichtige Initiativen zur Bildung von Arbeitersportkartellen gingen ab 1912 von der ZK aus, die das große Ziel verfolgte, die Arbeitersportbewegung als dritte Säule neben Partei und Gewerkschaft anerkannt zu sehen. In der Weimarer Zeit gelangen die Arbeiter-Kulturkartelle zu großen Erfolgen in der sozialistischen Bildungsarbeit. Hauk demonstriert in diesem Zusammenhang anhand von Bildmaterial und Aufrufen des Arbeiter-Radfahrerbundes »Solidarität«, wie eine »Gefühlsbildung der Arbeiter durch Symbole« und Kampfappelle über eine vernunftorientierte Bildung des Klassenkampfbewußtseins hinausging.
Rainer Noltenius knüpft hieran an (»Der Arbeitersport in der Festkultur der Arbeiterbewegung«) und verweist auf die Freiheitsthematik in den Festspielen und Liedern der Arbeitersportbewegung, auf die großen Arbeitersportfeste in der Weimarer Republik mit ihren »lebenden Bildern«, Massenchören und Weihespielen; *Gertrud Pfister*, seit langem in der Geschichte des Frauensports spezialisiert, zeichnet den mühevollen Weg der unter starken sozialen Belastungen stehenden Arbeiterturnerinnen von der Frühphase bis hin zur politischen Gleichberechtigung nach, zu einem neuen Rollenverständnis auch im Frauenturnen, mit dem Tabus und Vorurteile wie Vermännlichung, Einschränkung der Gebärfähigkeit oder der Mythos von der körperlichen Schwäche der Frau abgebaut bzw. ad absurdum ge-

führt wurden. In den Zeitschriften »Die freie Turnerin« und »Die Bundesgenossin« wurden in den 20er Jahren Moralfragen offen diskutiert, es kam zu einem freien, aber zuchtvollen Umgang der Geschlechter bei gemeinsamem Wandern, Zelten und Baden. Das Thema Nacktheit und Nacktkörperkultur gewann als Ausdruck eines neuen Lebensgefühls zunehmend an Bedeutung.

Hajo Bernett, der renommierte Sporthistoriker, analysiert die polemisch zugespitzte Auseinandersetzung zwischen dem bürgerlichen Sport und dem Arbeitersport und legt hierbei in bestechender Klarheit die unterschiedlichen bzw. gegensätzlichen Positionen dar: Körperkultur als Instrument gesellschaftlicher Emanzipation, Bekenntnis zum demokratischen Sozialismus hier, Verfallserscheinungen in der bürgerlichen Gesellschaft, monarchistische Gesinnung und »Hurrapatriotismus« dort. Ziel der Arbeitersportler sei die Ebenbürtigkeit und Gleichberechtigung gewesen, deshalb hätten sie sich um die Demokratisierung des modernen Sports bemüht und Starwesen, Schau- und Sensationssport, Profitstreben und Konkurrenzdenken im Sport, die bis zur Käuflichkeit der Athleten führte, abgelehnt. Hinzu gekommen sei der Kampf gegen Militarismus und Nationalsozialismus, der in der politischen Polarisierung: Harzburger Front – Eiserne Front seinen Höhepunkt erreichte. Aber auch der Kampf gegen die Neutralen, gegen die Nur-Sportler, und der Widerstand der revolutionären Opposition, der 1928 zur Spaltung der Arbeitersportbewegung führte, hätten die demokratischen Kräfte so geschwächt, daß diese den Nationalsozialisten keinen ernsthaften Widerstand hätten leisten können.

Anhand von Lebensgeschichten ehemaliger Arbeitersportler im Revier versucht *Peter Friedemann* die Zeit von der Jahrhundertwende bis 1945 zu »rekonstruieren« und kommt dabei zu dem Ergebnis, daß sich eine »schrittweise Auflösung des proletarischen Milieus« seit der Mitte der 20er Jahre vollzogen habe, so daß es schließlich keine klare Trennung zwischen »bürgerlichem und proletarischem Sport« mehr gegeben habe. Dadurch seien auch die Voraussetzungen für die »Einheit des Sports« nach 1945 geschaffen worden, d. h. die gesellschaftlich bedingten Veränderungen der »kollektiven Bewußtseinsstruktur« seien bereits vor 1933 angelegt gewesen. Ein sehr facettenreiches Bild der Arbeiter- und Arbeitersportbewegung in Rheinland und Westfalen von der Jahrhundertwende bis zum Ende des Arbeitersports 1933 zeichnet *Hauk*, der erklärt, daß infolge des Einflusses der Kirche (katholische Geistliche als Jugendbetreuer) und sozialfürsorgerischer Maßnahmen von Industriellen sich erst mit einer zeitlichen Verzögerung von 10 Jahren der Arbeitersport im Revier entwikkelte. Auch die Gründung von Werksvereinen habe zu einer minderen Streikbereitschaft geführt. Ein weiteres Problem seien dann die »wilden Vereine« gewesen, die mit ihrem Preisturnen (beachtliche Geld- und Sachpreise) manchem turnenden Arbeiter ein »Zubrot« geschaffen und dadurch von einer Bindung an den Arbeitersport abgehalten hätten. Gleichwohl verbreitete sich von Hagen und Dortmund aus noch vor dem Ersten Weltkrieg der Arbeitersport über das gesamte Revier und erlebte in der Weimarer Republik mit zahlreichen Turn- und Sportfesten, Platz- und Halleneinweihungen seinen Höhepunkt.

Lokale und regionale Studien sind die Arbeiten von *Schönberger* (Schwaben), *Buss* (Holzerode), *Wickermann* (Kassel), *Dierker* (Fichte/Berlin), *Achilles* (Weser 08/Bremen) und *Sywottek* (Groß-Hamburg). Während *Schönberger* plausibel macht, warum in kleinen Orten Schwabens das Klassenbewußtsein nicht sehr ausgeprägt war, Abkapselungen auf dem Lande kaum stattfinden konnten und es deshalb zwischen Integration und Abgrenzung auf der Vereinsebene zahlreiche Verflechtungen und Gemeinsamkeiten gab, zeigt *Buss*, wie es im Arbeiterdorf Holzerode/Niedersachsen infolge wachsender Arbeitslosigkeit zur Spaltung des dortigen Arbeitersportvereins kam.

Ein imponierendes Beispiel solidarischer Arbeit, getragen von einem festen Organisationsgefüge (Partei, Gewerkschaft, Genossenschaft) der Kasseler Arbeiter, ist die von *Wickermann* beschriebene Errichtung des Wassersporthauses an der Fulda. Es war in Eigenleistung nach Feierabend erbracht worden.

Als Gegenbild zu dieser genossenschaftlichen Aktion könnte der von *Dierker* skizzierte Existenzkampf des ATV Fichte/Berlin gesehen werden, mit ca. 10 000 Mitgliedern der größte Arbeitersportverein, dem im Zeichen wachsender politischer Spannungen vom Berliner SPD-Senat das Hallennutzungsrecht entzogen wurde, so daß er auf ein leerstehendes Fabrikgebäude ausweichen mußte. Nach polizeilichen Übergriffen folgten dann die Mitglieder 1931 der KPD-Linie. Jugendliche hatten im Verein volles Stimmrecht. Mit der Besetzung des Vereinsgebäudes nach dem Reichstagsbrand endet die Geschichte des ATV Fichte.
Schwierigkeiten mit dem Verband hatte nach einer Rußlandfahrt 1924 der Verein Weser-Bremen. Er erhielt zunächst ein sechswöchiges Spielverbot und wurde später aus dem ATSB ausgeschlossen, wie *Achilles* berichtet.
Am umfassendsten stellt der Hamburger Historiker *Sywottek* die Entwicklung des Arbeitersports in seiner Stadt dar, wo schon 1881 ein nur aus Arbeitern bestehender Turnverein entstand, der sich 1893 mit zwei weiteren zu einem stadtübergreifenden Verein zusammenschloß. In diesem turnte auch der Gewerkschaftsführer Paul Legien, der 1897 die Gewerkschaften aufforderte, den Arbeitersport zu fördern, wozu sich die SPD erst wesentlich später entschloß. Mit der starken industriellen Expansion (1890–1913) entstanden in den Arbeiterwohnvierteln auch neue Arbeiterturnvereine mit hohem Frauenanteil. Um die Jahrhundertwende wurden öffentliche Frei- und Hallenbäder errichtet sowie Anlagen für Sport und Spiel. Sie waren mit ein Grund für die steigende Mitgliederzahl in den Vereinen, die in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg noch stärker zunahm.
Damals demonstrierten die Sportkartelle auf Großveranstaltungen ihr reiches sportliches Übungsgut, bis mit einer verstärkten Politisierung ab 1930 neue Akzente gesetzt werden mußten.
Während *Gehrmann* einen geschichtlichen Abriß des »bürgerlichen« Arbeitervereins Schalke 04 gibt, dessen legendäre Fußballmannschaft einen hohen Prozentsatz an Bergarbeitern hatte, so daß sich das Revier mit den königsblauen »Knappen« identifizieren konnte, geht *Hauk* der Frage nach, ob Fußball tatsächlich eine proletarische Sportart im ATSB gewesen sei. Er galt vor dem Ersten Weltkrieg vielfach als roh, einseitig und unzivilisiert und aus ideologischen Gründen als »gefährlich«, da er Prinzipien der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft in der Arbeiterklasse verbreite. Die Jugend setzte sich über solche Bedenken hinweg, für sie war Fußball attraktiver als Turnen, so daß 1921 eine eigene »Sparte« eingerichtet und ab 1932 sogar Bundesmeisterschaften im Fußball durchgeführt wurden.
Die Geschichte einiger bündischer Organisationen in der Arbeitersportbewegung wird von *Beduhn, Spitzer, Zimmer* und *Ullmann* festgehalten, während *Nitsch, Krammer* und *Tollner/Renson* den Blick auf drei Arbeitersport-Olympiaden lenken. Das Kapitel Leichtathletik im Arbeitersport wird von *Bernett* abgehandelt, der insbesondere die Änderung im Bewegungsverhalten – von disziplinierten Fromen zum sportlichen Leistungsstreben im Zeichen von Technik, Taktik und Training – herausarbeitet. Zwei weitere Aspekte körperlicher Disziplinierung enthalten Beiträge von *Hauk* und *Peiffer*: Der eine verweist auf die kontroverse Beurteilung der Frei- und Ordnungsübungen bei den Arbeiterturnern, die als militärische Rituale auf Ablehnung stießen, gleichwohl aber für die Identitätsbildung der Arbeiter als notwendig angesehen wurden, symbolisierten sie doch Stärke und Geschlossenheit; der andere hebt die Bedeutung vielseitiger turnerischer Übungen für die Körperbildung hervor, für ein am antiken griechischen Vorbild orientiertes Schönheitsideal und als Ausgleich für die Monotonie am Arbeitsplatz.
Beduhn ist wie wohl kein anderer qualifiziert, die Leistungen des Arbeiter-Radfahrerbundes »Solidarität« herauszustellen, der bedeutendsten Radfahrer-Organisation weltweit. Er nennt die wichtigsten Aktivitäten und Zielsetzungen: schwerpunktmäßig geförderte Touren- und Wanderfahrten, Erweiterung des Erfahrungs- und Bildungshorizonts, Agitationsfahrten und Teilnahme an Umzügen und Kulturfesten, Kunst- und Kraftleistungen im wett-

kampfmäßig betriebenen Saalradfahren. *Spitzers* Untersuchungsfelder sind der Arbeiter-Athletenbund und die proletarische Freikörperbewegung. Mit ihr entstand eine neue Lebensform, wurden gesellschaftliche Tabus beseitigt, während die Athleten leistungs- und zugleich gesundheitsorientiert waren, bei den Arbeiter-Olympiaden gute Plazierungen erreichten und entschieden gegen Alkohol und Nikotin kämpften.
Zimmer ist ein profunder Kenner der Naturfreundebewegung, deren Ziele er auf »soziales Wandern« und Heimat- und Naturschutz gerichtet sieht; dazu gehörten auch Protestaktionen gegen die durch Industrialisierung verschuldeten Umweltveränderungen. Als besondere Leistungen werden der Bau zahlreicher Naturfreundehäuser, Bildungseinrichtungen und selbstverwalteter Jugendzentren genannt, aber auch die opportunistische Haltung der Reichsleitung gegenüber den Nationalsozialisten 1933 nicht verschwiegen. *Ullmann*, der frühere Generalsekretär des ATUS-Sudetenland, mit dem Sitz in Aussig, beschreibt die außerordentlich vielseitigen Programme und Aktivitäten des sich zur Tschechoslowakischen Republik bekennenden Verbandes, der bis zur Auflösung 1938 einen eigenen Auslandsverkehr mit dem Deutschen Reich und Österreich unterhielt, sowie die Anlehnung an SPD und Gewerkschaften einerseits und die Frontstellung gegen KPD und DT andererseits.
In ihrer Konzeption haben die Herausgeber ein besonderes Gewicht auf die Arbeiter-Olympiaden gelegt und die Ausführungen der einzelnen Autoren auch bildlich gut dokumentieren können. *Nitsch*, mit dem Arbeitersport in der Weimarer Zeit besonders vertraut, beginnt mit dem Arbeiter-Olympia 1925 im Frankfurter Waldstadion, der ersten Großveranstaltung des Arbeitersports, an der 100 000 Zuschauer und Aktive teilnahmen. Leitmotiv war das Motto: »Nie wieder Krieg«, das in einem Weihespiel und anderen symbolischen Akten überzeugenden Ausdruck fand. Der Film »Die neue Großmacht« dokumentiert das Fest internationaler Solidarität in seiner Verbindung von Kultur und Sport. Hieran schließt sich *Krammers* Beitrag zum ASKÖ und zu der Wiener Arbeiter-Olympiade 1931 an.
Der Autor vermerkt, daß der Austromarxismus, aus dem sozialerzieherischen Impetus heraus, einen »neuen Menschen« zu schaffen, auch ein durchgreifendes Betreuungssystem vom Kinder- bis zum Greisenalter aufgebaut und Wien eine in Europa beispielhafte sozialdemokratische Infrastruktur besessen habe. Der unter der Führung von Julius Deutsch stehende Schutzbund sei bereit gewesen, diese Errungenschaften zu verteidigen; dies sollten auch Wehrsportwettbewerbe auf der Arbeiter-Olympiade 1931 demonstrieren, aber die Sozialdemokraten hätten, wie die späteren Ereignisse zeigten, ein falsches Bewußtsein ihrer eigenen Stärke gehabt. *Tollner* und *Renson* heben die Einzigartigkeit der Arbeiter-Olympiade 1937 von Antwerpen hervor, auch wenn, bedingt durch außenpolitische Ereignisse, die Zahl der Teilnehmer nur 20 500 betrug. Aber erstmals waren die kommunistischen Arbeitersportler, insbesondere die Sowjets, dabei, die allerdings so hervorragende Erfolge erzielten, daß Zweifel an ihrem Amateurstatus aufkamen.
Abschließend seien die drei Untersuchungen von *Friedemann, Teichler* und *Becker* genannt. *Friedemanns* Befragung von Arbeitersportlern der Jahrgänge 1907–1913 ergeben insgesamt ein überzeugend positives Bild von den sportlichen und friedenstiftenden Zielsetzungen der Organisation, vor allem aber von kameradschaftlich-solidarischem Handeln der arbeitenden Menschen; Teichler befaßt sich mit den unterschiedlichen Reaktionen der Arbeitersportler auf den Gleichschaltungsprozeß 1933 und kommt zu dem Ergebnis, daß es keineswegs nur Widerstand und Verfolgung gab; auch die Hinwendung zum NS-Sport, der viel Attraktives geboten habe, gehöre zur Lebenswirklichkeit der Arbeitersportler, wie Auswertungen von Vereinsschriften und Befragungen ergeben hätten. Besonders junge Arbeitersportler wollten auf ihren geliebten Sport nicht verzichten und nahmen deshalb gern v. Tschammers Angebot einer »friedlichen Zusammenarbeit« an. Auch die Sopade bestätigte die erfolgreiche »Entpolitisierungsstrategie« der Nationalsozialisten. *Becker* nimmt die vielen Aktivitäten der Aktionsgemeinschaft »Sportler für den Frieden« zum Anlaß, auf das geschärfte politische Bewußtsein von Sportlern hinzuweisen und zu unterstreichen, daß hier-

bei geäußerte Gedanken und verfochtene Ziele schon genuines Gedankengut der Arbeitersportbewegung gewesen seien.
Am Ende des Buches findet sich eine sehr fundierte und instruktive Übersicht über die wichtigsten Ereignisse und Daten im Arbeitersport, die von *Rüdiger Zimmermann* (FES) erstellt wurde.
Bei einem kritischen Resümee müssen allerdings auch Schwachstellen genannt werden. So sind die Beiträge, die größtenteils auf Referaten basieren, gehalten während eines von Teichler organisierten und von der Friedrich-Ebert-Stiftung unterstützten Seminars, mehr aneinandergereiht als in eine systematische Konzeption eingebunden. Außerdem wird der alltagsgeschichtliche Aspekt überbewertet. Fraglich ist auch, ob nicht der Bogen, der sich von Jahn bis zu der Initiative »Sportler und Sportlerinnen für den Frieden – gegen Atomraketen« spannt, überdehnt wurde. Wünschenswert wäre zudem eine Interpretation wichtiger Bilder gewesen. Zum Verständnis von Agitation und Symbolgebrauch im Arbeitersport hätte dies sehr hilfreich sein können. In übergreifender Betrachtung, das heißt mit Hilfe kunstgeschichtlicher und semiotischer Deutungsversuche, hätte sich die Chance eines interdisziplinären Forschungsansatzes ergeben – ein Desiderat in der Sportwissenschaft. Insgesamt aber ist das Werk eine wesentliche Bereicherung für die Sportgeschichte und zudem eine wichtige Lehrhilfe, auf die in Schulen und Hochschulen zurückgegriffen werden sollte.

Horst Ueberhorst, Bochum

Siegfried Gehrmann, Fußball – Vereine – Politik. Zur Sportgeschichte des Reviers 1900–1940, Reimar Hobbing Verlag, Essen 1988, X 230 S., Pb., 38 DM.

Daß ideologisch verhärtete Denkmuster wenig hilfreich sind, um die zwar konfliktreiche, aber doch aus unterschiedlichen Gründen auf einen integrativen Kurs ausgerichtete »Kultur des Arbeitersports« zu erklären, ist ein sich erst allmählich abzeichnender Standpunkt in der Geschichtsdeutung der »Arbeiterkultur« und »Kultur der Arbeiterbewegung«. Anders gesagt, über Schalke 04, einen Verein des zum bürgerlichen Lager zählenden Westdeutschen Spielverbands (WSV), wird erst seit kurzem auch im Rahmen von Untersuchungen zur Arbeitersportgeschichte gehandelt, gerade weil man dabei viel über Bewußtsein und Denken von Arbeitern im Revier erfährt (gedacht ist an die kürzlich im Essener Klartext-Verlag erschienene Arbeit zur »Illustrierten Geschichte des Arbeitersports« von G. Hauk und H.-J. Teichler).
Für S. Gehrmann spielen ideologisierte Denkmuster von vornherein keine Rolle. Er geht in seiner regionalgeschichtlichen, auf die Städte Hamborn, Essen und Gelsenkirchen beschränkten Studie ohne »politische«, aber auch ohne die kontroverse »wissenschaftspolitische Diskussion« berücksichtigende »Vorurteile« an sein Thema heran. Das hat Vor-, aber auch Nachteile.
Gehrmann geht es gleichsam wertneutral um den von Politik freien Bereich des Arbeiters: Es geht um Fußball, um »Spiel und Spaß«, »Heiterkeit«, »Lebensfreude«, »Verausgabung«, »Leidenschaft«, kurz um die andere Realität, die Berg-, Fabrik- und Handwerksgesellen im Zuge der Arbeitszeitverkürzung und des Gewinns von mehr freier Zeit vorfanden (S. 2). So wird dem Leser ein freier Blick in die Kinderstube des Fußballsports allgemein und im Revier geöffnet. Die breite Quellenbasis (Vereinsregister, Adreßbücher, Festschriften, Zeitungen, mündliche Interviews und eine Fülle auch technisch gelungen reproduzierter Fotos) garantiert, verbunden mit einer kritisch reflektierten Erhebungsmethode, empirisch gesicherte Einblicke. Vor 1914 dominierten z. B. in Hamborn, Essen, Gelsenkirchen Fußballvereine deutlich »bürgerlich-mittelständischen« Zuschnitts (S. 56), und das bei einem Arbeiteranteil von 70 % der Gesamtbevölkerung. Erst in der Zwischenkriegszeit änderte sich dies. Es drängten Klubs bis an die »Leistungsspitze«, die in Arbeitervierteln aufgebaut wurden (BV Altenessen 06, Duisburger FV 08) (S. 87 f.). Die ganze historische Fußballbegeisterung der

Revierarbeiterschaft, im »kollektiven Gedächtnis« der Medien fest verankert, was dem Buch hier von vornherein ein breites Interesse der Medien heute öffnete (u. a. Hörfunksendungen im WDR, 5. 2. 1988; Deutsche Welle, 5. 4. 1988; TAZ, 8. 2. 1988, Spiegel, 6. 1. 1988), wird vor allem am Beispiel der Vereinsgeschichte von Schalke 04 (S. 90–103) anschaulich geschildert.

Gehrmann ist nun, was bei der Fülle des Materials naheliegt, doch auch darum bemüht, das Verhältnis von bürgerlichem Sport und Arbeitersport zu klären, genauer: »Den Primat des bürgerlichen Sports in der Arbeiterschaft« zu deuten (S. 185). Hier hat man, in Anbetracht der historiographischen Diskussionen, dann doch einige Probleme. Die politische Zäsur von 1933, die das Ende der Arbeitersportvereine bedeutete, findet bei Gehrmann nicht statt. Ihm reicht es, auf die »sozialen Milieus« hinzuweisen, um dann für 1939/40 nunmehr die Dominanz von Arbeitervereinen gegenüber jenen »bürgerlich-mittelständischen« Zuschnitts herauszustellen (S. 89).

Im rein sozialgeschichtlich-empirischen Teil der Arbeit, der sich auf knapp 50 Seiten beschränkt, werden durchaus sehr spannende Beobachtungen gemacht, so wenn die Dominanz von KPD und SPD bei den Wahlen in Hamborn bei gleichzeitigem Übergewicht der bürgerlichen Sportvereine in den sozialen Milieus der Arbeiterschaft nachgewiesen wird. Die parteipolitische Präferenz der Arbeiterschaft, zudem überwiegend zur KPD und nicht zur SPD neigend, verhielt sich offensichtlich auch in den anderen untersuchten Städten umgekehrt zum Verhalten der Sportler gegenüber bürgerlichen Vereinen. Die Erklärungen hierfür bleiben aber unscharf. Die Folgen der vereinsrechtlichen Benachteiligungen im Kaiserreich mögen ein Grund gewesen sein (S. 185). Wie hat sich das aber näher ausgewirkt auf Verhaltensmuster der Arbeiterschaft? War die für heutige Verhältnisse sehr pathetisch-ideologisch orientierte linke Meinungspresse in der Weimarer Republik auch eine Folge jener Repressionsmechanismen aus der Kaiserzeit? Wenn sie wenig Anklang fand, worauf läßt dies schließen?

Der zweite Begründungszusammenhang, »die Förderung des bürgerlichen Sports durch das industrielle Unternehmertum« (S. 187), ist ebenfalls ein wichtiger historisch-soziologischer Gesichtspunkt. Interessiert hätte aber hier die Frage der Rezeption. Wie haben die Arbeitersportler selbst auf diese neue Form des Betriebssports reagiert? Sicherlich hätte die Basis der interviewten Arbeitersportler dazu erweitert werden müssen und können. Bei den zu knappen Ausführungen des Verfassers zum Verhältnis von politischem Engagement und Sport stößt man an die Grenzen einer Konzeption, die gleichsam »Spiel und Spaß« als Erkenntnisinteresse zugrunde legt. Die Aussage eines großen Fußballers von Schalke 04, »Politik und Religion spielten bei uns im Verein überhaupt keine Rolle«, ist ebensowenig für die breite Masse der bürgerlichen wie der »proletarischen« Sportler repräsentativ. – Möglicherweise spielte das politisch-weltanschaulich begründete Engagement im Arbeitersport auch an der Basis eine größere Rolle als im bürgerlichen Sport. Genaueres wissen wir darüber aber eigentlich nicht.

Es erscheint daher problematisch, allein aus einer Untersuchung über den Sport, der eher als andere kulturpolitische Aktivitäten für das Idyll des Unpolitischen geschaffen sein mag, ohne aber lokal- und sozialgeschichtliche und biographische Daten und die allgemeinere historische Literatur heranzuziehen, so weitreichende politologische Deutungen zu wagen wie die: Für KPD und SPD war aufgrund der Werthaltungen großer Teile ihrer Massenbasis die Chance einer sozialen Öffnung und damit einer Wandlung zu Volksparteien modernen Zuschnitts durchaus schon gegeben (S. 197).

Das ändert freilich nichts daran, daß die Sportgeschichtsschreibung um eine weitere regionalgeschichtliche Studien anregende empirische Arbeit auf breiter Quellenbasis bereichert worden ist. Das Desiderat der Forschung, eine Sozialgeschichte des deutschen Sports und vor allem des Arbeitersports zu schreiben, ist einmal mehr deutlich geworden! Siegfried Gehrmann hat hervorragende Aufbauarbeit dazu geleistet, gute Pässe geschlagen . . .

Peter Friedemann, Bochum

Die SPD-Fraktion in der Nationalversammlung 1919–1920. Eingel. von Heinrich Potthoff, bearb. von Heinrich Potthoff und Hermann Weber (= Quellen zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien. Dritte Reihe: Die Weimarer Republik. Im Auftrage der Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, hrsg. von Karl Dietrich Bracher und Rudolf Morsey, Bd. 7), Droste Verlag, Düsseldorf 1986, LXVIII, 257 S., Ln., 78 DM.

Die vorliegende Edition macht eine der wichtigsten Quellen für die deutsche Geschichte der Jahre 1918/19 erstmals einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich. Der von Heinrich Potthoff und Hermann Weber bearbeitete Band enthält die im Internationalen Institut für Sozialgeschichte in Amsterdam lagernden handschriftlichen Protokolle der sozialdemokratischen Fraktion der Verfassungsgebenden deutschen Nationalversammlung für die Zeit vom 4. Februar 1919 bis zum 9. Februar 1920 sowie eine Niederschrift Philipp Scheidemanns zur Sitzung vom 19. März 1920.

Für den Historiker besonders ergiebig sind die Debatten über die entstehende Reichsverfassung, die Annahme oder Ablehnung des Vertrages von Versailles und die Rolle der Reichswehr. Bereits am 25. Februar 1919 warnte der Parteiveteran Hermann Molkenbuhr vor einem grundlegenden Fehler des Verfassungsentwurfs des Staatenausschusses: »Der ganze Entwurf sei eigentlich nichts als eine kleine Umwandlung der alten Reichsverfassung. Als Kaiserersatz habe man den *Präsidenten* eingeführt. In *Amerika* und auch in *Frankreich* richte sich der Verfassungskampf gerade *gegen* den Präsidenten, obwohl in Amerika die Bedingungen seiner Beibehaltung bedeutend annehmbarer als im vorliegenden Entwurf seien. Neben der Amtszeit von 7 *Jahren* enthalte der Entwurf noch den echt napoleonischen Trick der *Präsidentenwahl durch das Volk*. Der Entwurf müsse durch unsere Arbeit ein *viel mehr sozialdemokratisches Gepräge* erhalten.«

Richard Fischer monierte in der gleichen Sitzung die plebiszitären Elemente des Entwurfs: »Ein Volk, das in seiner Gesamtheit auftritt, erweise sich immer als *reaktionäre* Macht. Alle Länder hätten den Beweis erbracht, daß Volksabstimmungen immer *gegen fortschrittliche Neuerungen* entscheiden« (Hervorhebungen hier wie im folgenden jeweils im Original). Die Warner setzten sich bekanntlich nicht durch: Die Verfassung von Weimar enthielt jenen doppelten Dualismus von präsidentiellen und parlamentarischen Befugnissen und von repräsentativer und direkter Demokratie, der sich bald als schwerer Strukturmangel des parlamentarischen Systems erweisen sollte.

Bei den ungleich dramatischeren Auseinandersetzungen um den Vertrag von Versailles ging es von Anfang an nicht nur um die Frage »Annehmen oder ablehnen?«, sondern auch um das grundsätzliche Problem der Fraktionsdisziplin. Anders als im Ersten Weltkrieg, wo das rigide Beharren auf Geschlossenheit schließlich zur Spaltung der Partei geführt hatte, wurde diesmal der Minderheit der Nein-Sager eine goldene Brücke gebaut. Am 21. Juni 1919 faßte die Fraktion den Beschluß: »Die Genossen, denen es nicht möglich ist, den Mehrheitsbeschlüssen zuzustimmen, dürfen im Plenum ihre Stimme nicht gegen die Fraktion abgeben. Ihre abweichende Stellungnahme dürfen sie nur durch nicht demonstrative Enthaltung von der Abstimmung zum Ausdruck bringen.« 15 Abgeordnete, darunter Wolfgang Heine, Max Quarck, Adolf Braun, Hans Vogel, Antonie Pfülf und Otto Landsberg, machten am Tag darauf bei der Abstimmung über die Annahme des Friedensvertrags von dieser Möglichkeit Gebrauch.

Die Militärpolitik des Reichswehrministers Gustav Noske beschäftigte die sozialdemokratische Fraktion seit dem Sommer 1919 immer wieder. Einen dramatischen Höhepunkt erreichte die Auseinandersetzung, als Scheidemann, der rund ein Vierteljahr nach seinem Rücktritt als Reichsministerpräsident (20. Juni 1919) das Amt des Fraktionsvorsitzenden übernommen hatte, am 28. Oktober 1919 dem Leutnant Müller-Brandenburg, einem maßgebenden Mitglied einer republikfreundlichen Offiziersvereinigung, des »Republikanischen

Führerbundes«, Gelegenheit gab, den sozialdemokratischen Parlamentariern die reaktionären Umtriebe im Offizierskorps darzulegen und damit zugleich die Versäumnisse Noskes anzuprangern. Der Eindruck war verheerend. Den Einlassungen des Reichswehrministers zum Trotz erklärte Paul Löbe gegen Ende der Debatte, »Noske *könne* sich jetzt nicht mehr durchsetzen, die monarchistischen Offiziere hätten die Macht, alles zu hintertreiben«. Praktische Auswirkungen hatte die Konfrontation vom 28. Oktober nicht, ebensowenig die schriftliche Eingabe des Parteivorstands an die sozialdemokratischen Regierungsmitglieder vom 13. November, die eindringlich vor der »steigenden Gefahr einer gewaltsamen revolutionären Erhebung« (so Scheidemann in der Fraktion am 25. November) warnte. Die Ereignisse vom März 1920 zeigten aller Welt, wie begründet die Mahnungen von Parteiführung und Fraktion gewesen waren. Die Weichen in Richtung des Kapp-Lüttwitz-Putsches waren freilich sehr viel früher gestellt worden – in den ersten Wochen und Monaten der Republik und damit in der Zeit, als Noskes späterer Kritiker Philipp Scheidemann einen maßgeblichen Einfluß auf die Regierungsgeschäfte gehabt hatte.

Den sorgfältig kommentierten Protokollen der Fraktionssitzungen hat Heinrich Potthoff eine instruktive Einleitung vorangestellt. Er behandelt in dem gedrängten Text die soziale und altersmäßige Zusammensetzung der Fraktion, ihre Organe und Geschäftsgewohnheiten sowie ihre Stellung zwischen Regierung und Partei. Besonderes Gewicht hat der Hinweis auf die notorisch gestörten Beziehungen zwischen Fraktionsführung und Regierung. »Solange die Regierung zum geschlossenen Handeln fähig war, übergingen die ›Regierungsgenossen‹ die Fraktion«, schreibt Potthoff. »Nur wenn unter ihnen keine Einigkeit zu erzielen war, [. . .] wandten sie sich an ihre Fraktionskollegen« (S. XXXIV).

Die Spielregeln der parlamentarischen Demokratie wollten erst noch gelernt sein. Aber auch wenn man mangelnde Erfahrungen als mildernden Umstand in Rechnung stellt, bleibt das Verhalten der regierenden Sozialdemokraten schwer verständlich. Die Funktionsschwächen des neuen Systems wurden bereits in seinen Anfängen sichtbar; wirklich überwunden hat Weimar seine »Kinderkrankheiten« nie.

Heinrich August Winkler, Freiburg i. Br.

Günter Könke, Organisierter Kapitalismus, Sozialdemokratie und Staat. Eine Studie zur Ideologie der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik (1924–1932) (= Studien zur modernen Geschichte, Bd. 37), Franz Steiner Verlag Wiesbaden GmbH, Stuttgart 1987, XII, 388 S., kart., 74 DM.

An Untersuchungen über die Sozialdemokratie der Weimarer Republik besteht kein Mangel, und sicherlich hat Heinrich August Winkler mit seiner monumentalen Darstellung der Arbeiterbewegung in jenem Zeitraum eine Summe gezogen, die auf dem Gebiet der Verlaufsgeschichte vorerst nur noch begrenzte Detailuntersuchungen zuläßt. Andererseits ist das Gebiet der gesellschaftstheoretischen Konzeptionen des demokratischen Sozalismus in der Zwischenkriegszeit noch längst nicht ausgelotet. Eine zusammenfassende Darstellung steht noch aus.

Könke untersucht in seiner Hamburger Dissertation die sozialdemokratischen wirtschafts- und staatspolitischen Konzepte nicht in rein ideengeschichtlicher Manier, sondern in ihrer Verknüpfung mit sozialen, ökonomischen und politischen Strukturen. Zu Beginn seiner Arbeit wirft er einen Blick auf die Parteiorganisation. Die Charakteristika der Organisation, nämlich »Bewahrungsmentalität« und »Wachstumsoptimismus«, hätten sich auch in der gesellschaftstheoretischen Diskussion niedergeschlagen (S. 23, 25).

Könke wendet sich sodann den programmatischen Neuordnungsversuchen bis zum Heidelberger Programm des Jahres 1925 zu. Er faßt die Entwicklung unter dem m. E. treffend gewählten Begriff des »Neozentrismus« (eine Synthese aus Revisionismus und Zentrismus, S. 36). In diese Position sei eine Vielzahl von älteren Theoremen und Sichtweisen eingegan-

gen, z. B. die Vorstellung, daß Kartelle und Monopole den Kapitalismus steuerbar machten, weshalb die SPD sich nicht dagegen wenden dürfe, die Bernsteinsche Überzeugung, daß der gesellschaftliche Fortschritt als Demokratisierung von Staat und Wirtschaft begriffen werden könne, ein naturalistisch-evolutionäres Verständnis des Klassenkampfs als »elementare Tatsache der Geschichte« (Hilferding), die das Heraufziehen des Sozialismus verbürge. Als wichtigste Voraussetzung des Entstehens dieser »neozentrischen Ideologie« nennt Könke sehr zu Recht das Entstehen republikanischer Verhältnisse, das auch bei den rechten USPD-Leuten zu der Überzeugung geführt habe, man könne nunmehr den Staat als Instrument gesellschaftlicher Veränderungen einsetzen (S. 36).

In den folgenden Kapiteln behandelt Könke den Problemkreis der Wirtschaft. Er stellt zunächst die Konzeption des »organisierten Kpaitalismus« dar, die in Hilferding ihren bedeutendsten Vertreter hatte. Schwächen dieser Konzeption hätten darin gelegen, daß Hilferding (in quasi betriebswirtschaftlicher Argumentation) die organisatorischen und planerischen Aspekte innerhalb der kartellisierten Industrie einseitig hervorgehoben und dabei die »inneren Bewegungsgesetze« der kapitalistischen Ökonomie vernachlässigt habe. Aus diesen für Kartelle zutreffenden Tendenzen werde dann unzulässigerweise auf die Plan- und Steuerbarkeit der Gesamtwirtschaft geschlossen. (Die berühmte Kieler Rede des Jahres 1927 bestätigt diesen Befund.)

Eine weitere, insbesondere in der gewerkschaftlichen Diskussion hervortretende wirtschaftspolitische Vorstellung ist die des Rationalisierungsfortschritts nach amerikanischem Vorbild. Sie wurde von Gewerkschaftsführern wie Tarnow als eine Entwicklung aufgefaßt, die gewerkschaftliche Hochlohnpolitik und entsprechend gesteigerten Massenkonsum zulasse. Zur Zeit der Hochkonjunktur habe eine solche Konzeption durchaus Attraktivitätswert gegenüber dem tradierten Modell einer »sozialistischen Planwirtschaft« besessen. Nehme man die Verstetigung der Konjunktur durch »Konjunkturbeobachtung« hinzu (und hierfür gab es sozialdemokratische Experten wie Naphtali und Woytinski), so lägen Vorstellungen von der Herausbildung eines »sozialen Kapitalismus« nicht fern (S. 91).

Eine klar konturierte Konzeption des »sozialen Kapitalismus« hat sich freilich damals nicht herauskristallisiert. Die neuen Sichtweisen in Partei und Gewerkschaftsbewegung liefen vielmehr auf das Modell der »Wirtschaftsdemokratie« hinaus, das der ADGB zum Hamburger Parteitag des Jahres 1928 vorgelegt hatte. Die alte sozialistische Vorstellung, daß Sozialismus einen vergesellschafteten Sektor der Wirtschaft und gemeinwirtschaftliche Unternehmen zur Voraussetzung habe, verband sich darin mit der neuen Sichtweise der Gestaltbarkeit des Kapitalismus im Interesse der Arbeiterklasse sowie mit der Forderung nach Demokratisierung der privaten und öffentlichen Unternehmen. Könke arbeitet die immanenten Widersprüche dieses Konzepts heraus, die in der damaligen Diskussion bereits erkannt worden sind – Ist Wirtschaftsdemokratie eine im Rahmen der kapitalistischen Wirtschaftsordnung erfüllbare Forderung oder ein jenseits des Kapitalismus zu realisierendes Zukunftsideal? – und zeigt die Kritik der rechten und linken Parteiopposition, wobei er die Perspektivlosigkeit der linken Kritik hervorhebt (S. 112). In einem späteren (dem zehnten) Kapitel berichtet der Verfasser aufschlußreiche Details über die öffentlichen und kommunalen Unternehmen sowie über die gewerkschaftlichen Eigenbetriebe, die gleichfalls Bestandteil des wirtschaftsdemokratischen Konzepts waren. Die Erfahrungen mit diesen Unternehmensformen hätten der Erwartung, es handele sich um Vorformen sozialistischer Wirtschaft, nicht genügen können.

Im siebten Kapitel untersucht Könke das Republik- und Staatsverständnis der Weimarer Sozialdemokraten. Die deutsche Sozialdemokratie sei zu keinem Zeitpunkt zu einer eigenständigen Staatstheorie gelangt, die ihrem Streben nach Errichtung einer sozialistischen Gesellschaftsordnung gerecht geworden wäre (S. 119). Es sei jedoch sozialdemokratische Grundüberzeugung gewesen, daß mit der demokratischen Republik der Kampfboden für sozialdemokratische Veränderungen geschaffen worden und der Staat das geeignete Instru-

ment sei, sie herbeizuführen. In diesem Zusammenhang geht Könke auch ausführlich auf das koalitionspolitische Konzept der SPD und auf ihre Auffassungen von der Funktion der politischen Parteien ein. Es geht dem Verfasser jedoch hauptsächlich um das Herausarbeiten von Mängeln und Widersprüchen in diesem Staatsdenken. So habe auf der einen Seite die Überzeugung vorgeherrscht, daß die Demokratie ein politisches System sei, das sensibel auf die Verschiebung von politischen Einstellungen in der Wählerschaft reagiere und entsprechende Entscheidungen produziere. Auf der anderen Seite habe zugegeben werden müssen, daß großkapitalistische Interessen und Bürokratie das staatliche Handeln dominierten. (In der Tat kann man z. B. in Hilferdings Schriften diesen Widerspruch finden.) Das sozialdemokratische Staatsverständnis sei zudem vom Bekenntnis zum liberalen Rechtsstaat geprägt gewesen. Die Verwirklichung eines sozialistischen Wirtschaftsprogramms habe jedoch den »interventionistischen« und »zentralistischen« Wirtschaftsstaat gefordert (S. 125). Der Verfasser argumentiert hier vielleicht doch zu »wirtschaftsliberalistisch«. Wirtschaftsinterventionismus ist mit den Prinzipien eines freiheitlichen Rechtsstaates durchaus vereinbar.

Im elften Kapitel behandelt Könke die Modifizierung der sozialdemokratischen Wirtschaftskonzeption während der Weltwirtschaftskrise. Diese katastrophische Entwicklung bewirkte, daß die Konzeption des »organisierten Kapitalismus« und in der Folge davon auch die »Wirtschaftsdemokratie« unglaubwürdig geworden sind. Könke stellt die entsprechende Kritik der linken Parteiopposition ausführlich dar. Die wirtschaftspolitischen Auffassungen von ADGB und SPD begannen auseinanderzudriften. Der ADGB setzte auf den sog. W(oytinski)T(arnow)B(aade)-Plan, der in Anknüpfung an Keynes ein durch Anleihen und zusätzliche Geldschöpfung finanziertes Arbeitsbeschaffungsprogramm vorschlug. Innerhalb der SPD und des AfA-Bundes wurde dieses Programm abgelehnt, weil es inflationäre Auswirkungen haben könne. Könke äußert sich über die Realisierungs- und Erfolgschancen des WTB-Planes eher skeptisch. Er warnt vor einem »rückwärtsgewandten Problemlösungsoptimismus« (Borchardt), der in der neueren Historiographie zur Geschichte der Weimarer SPD zu finden sei (S. 214). Das Programm »Umbau und Wirtschaft«, das von SPD, ADGB und AfA-Bund getragen worden sei, habe den Charakter eines modellhaften Entwurfs einer sozialistischen Zukunftsgesellschaft gehabt. Konkrete Schritte zur Bekämpfung der Krise hätten daraus nicht abgeleitet werden können.

Die Ausführungen Könkes werden von der ständigen Kritik am »Apriorismus«, »Rationalismus« und an der »Wissensgläubigkeit« des sozialdemokratischen Denkens jener Zeit durchzogen (S. 38, 144, 167). Die Konzeptionen, z. B. jene der Wirtschaftsdemokratie, seien entwickelt worden, ohne ausreichend zu prüfen, ob die politischen Voraussetzungen ihrer Realisierung tatsächlich vorhanden oder realistischerweise in absehbarer Zeit erwartbar gewesen seien. Die Folgebereitschaft der Massen sei zumeist einfach unterstellt worden. Bisweilen deutet der Verfasser an, eine stärkere Anlehnung an den Marxismus hätte das Problembewußtsein verbessern können; einschränkend muß er jedoch einräumen, daß auf den Gebieten der Staatstheorie und Strategie keine eindeutigen Aussagen des Marxismus vorliegen (S. 39, 119 f.). Die Orientierung am Klassenmodell, die bei der Gruppe um Schifrin und Decker zu beobachten sei, habe am ehesten zu einer realistischen Bestandsaufnahme geführt (S. 143). Im übrigen möchte ich den Beitrag sozialdemokratischen Denkens zur Entwicklung einer modernen Staatstheorie nicht zu gering bewerten. Es trifft zwar zu, daß es, bezogen auf die Weimarer Verhältnisse, »aprioristisch« war. Doch die damals erreichten Fortschritte in Richtung auf eine »Funktionslehre des demokratischen Staates« (Hilferding), an deren Entwicklung auch Autoren wie Radbruch und H. Heller beteiligt waren, sind erstaunlich.

Ein Mangel der Untersuchung Könkes kann darin gesehen werden, daß der institutionelle Rahmen, den die Verfassung der Regelung der Arbeitsbeziehungen gesetzt hat (z. B. Art. 165 WRVerf.), nicht systematisch einbezogen worden ist. In diesen – man denke an die Errich-

tung eines vorläufigen Reichswirtschaftsrates oder an die Forderung nach einem System von Arbeiterräten, ohne die der gewerkschaftliche Kampf um die Einführung von Bezirkswirtschaftsräten gar nicht verständlich ist – ist bereits sozialdemokratisches Gedankengut, z. B. in Formulierungen Sinzheimers, eingegangen. Desgleichen wird das Fortwirken von Konzeptionen aus der unmittelbaren Nachkriegszeit, etwa der Planwirtschaftsvorstellung Wissells oder Auffassungen der Sozialisierungskommission, nicht richtig plastisch. Dies Defizit ergibt sich freilich fast notwendig aus dem vom Verf. gewählten Untersuchungszeitraum 1925 bis 1932; es darf nicht hoch veranschlagt werden. Es steht fest, daß Könke eine kompetente, konzeptionell gut durchdachte und solide erarbeitete Untersuchung vorgelegt hat, an der sich künftige Forschungen auf diesem Gebiet messen lassen müssen.

Walter Euchner, Göttingen

Richard Albrecht, Der militante Sozialdemokrat. Carlo Mierendorff 1897 bis 1943. Eine Biografie (= Internationale Bibliothek, Bd. 128), Verlag J. H. W. Dietz Nachf., Berlin/Bonn 1987, 463 S., brosch., 48 DM.

Richard Albrecht hat eine gewichtige Biographie mit insgesamt 463 Seiten über den sozialdemokratischen Nachwuchspolitiker der Weimarer Republik und späteren Widerstandskämpfer Carlo Mierendorff vorgelegt.

Albrecht wollte eine sowohl wissenschaftlich wie literarisch ambitionierte Arbeit vorlegen. Zielgerichtet ermittelte und sammelte er die gedruckten Schriften Mierendorffs, wobei er nicht nur den Erstdruck, sondern auch Nachdruck erwähnt. 208 Titel weist Albrecht nach, was beeindruckend ist, wenn man weiß, wie mühsam die bibliographische Ermittlung und das tatsächliche Auffinden solcher Texte ist. Leider legt Albrecht die Kriterien, nach denen er anonyme Artikel Mierendorff zuordnet, nicht offen, und er erklärt auch nicht, warum Artikel zur Tagespolitik aus der Zeitung »Hessischer Volksfreund«, an der Mierendorff einige Zeit Redakteur war, nicht »systematisch ermittelbar waren«: War die Zeitung nicht zugänglich? Fehlten Kriterien zur Zuordnung möglicherweise nicht gezeichneter Artikel? Hier bleiben Fragen offen.

Lob auszusprechen gilt es auch für das sicher ebenso mühsame Zusammentragen der zahlreichen sonstigen Quellen verschiedenster Art, seien es Briefe, ungedruckte Schriften Mierendorffs, seien es Zeitzeugenaussagen. Daß Albrecht seine gesammelten Materialien dem Archiv der sozialen Demokratie zur Verfügung gestellt hat, ist für künftige Forschung sehr verdienstvoll; denn, wie zu zeigen sein wird, auch nach Albrechts Buch werden weitere Forschungen zu Mierendorff notwendig sein.

An Sekundärliteratur gibt Albrecht etwa 100 Seiten an, circa 20 Titel pro Seite. Dabei werden neben für die Person und die Lebenszeit Mierendorffs aufschlußreichen Titeln viele, zu viele, genannt, die einen solchen Zusammenhang nicht erkennen lassen. Auch im Anmerkungsapparat verfährt Albrecht nach dem Grundsatz: Viel soll beeindrucken. Ein Großteil der Anmerkungen liest sich wie eine Wiederholung des Literaturverzeichnisses, wobei sich oft ein Ungleichgewicht zwischen dem im Text bezogenen Punkt und dem Umfang der Anmerkungen feststellen läßt. So nimmt Albrecht seine im »Prolog« der Biographie vorgetragene äußerst knappe Kritik an Thesen, daß »einem überlebenden Mierendorff [. . .] die Führung in der Nachkriegs-SPD zugefallen« wäre, zum Anlaß, in den Anmerkungen 4 (vier!) engbedruckte Seiten mit Literaturangaben zur Biographie Mierendorffs zu füllen; insgesamt ist der erwähnte »Prolog« kürzer als die Anmerkungen dazu. Ähnlich z. B. S. 35, wo eine Bemerkung, daß Mierendorff »im Sommer 1920 zu dem berühmten bürgerlichen Nationalökonomen Max Weber nach München« gegangen sei, den Anlaß liefert, 14 Titel Sekundärliteratur über Max Weber aufzulisten. Auf diese Weise kommen rasch 100 Seiten zusammen, für die man dem Autor wie beim Literaturverzeichnis allenfalls Sammlerfleiß, vielleicht

auch erfolgreiches Umgehen mit computergestützter Literaturerfassung bescheinigen kann, sich als – auch wissenschaftlicher – Leser aber überfüttert fühlt.
Richard Albrecht hat seiner Mierendorff-Biographie den Titel »Der militante Sozialdemokrat« gegeben. Mit dem Aufgreifen dieser Einordnung in den Kreis »militanter Sozialdemokraten« der Weimarer Zeit wie Kurt Schumacher, Julius Leber und Theodor Haubach werden die Erwartungen auf den historisch-politischen Bereich gelenkt. Befremdend wirkt diesen Erwartungen gegenüber das Inhaltsverzeichnis, wo Albrecht – abgesehen vom ersten und letzten Kapitel – Farbchiffren zur Kennzeichnung der einzelnen Lebensabschnitte Mierendorffs verwendet. Allenfalls die Hinweise auf »Die Roten« bzw. »Die Braunen Jahre« sind unmittelbar mit Sinn zu füllen, werden doch hier gängige Farbchiffren aus dem politischen Bereich verwendet. Wenn aber von »Schwarzen«, von »Blauen« oder »Grauen Jahren« die Rede ist, muß der Leser erst den »Prolog« konsultieren, um sich sachkundig zu machen, daß mit ›schwarz‹ die Zeit des Ersten Weltkrieges, mit ›blau‹ die Studentenzeit (sic!), mit ›grau‹ die der Ochsentour in Gewerkschaft und Partei gemeint ist. Es stellt sich die Frage, ob der literarische Anspruch, der hier intendiert wird, in einer politischen Biographie nicht sachfremd ist. Da Albrecht die Farbchiffren so zuordnet, wie sie nach Meinung des Biographen der jeweiligen subjektiven Befindlichkeit Mierendorffs entsprochen haben sollen, wird die Sache spätestens bei den »Braunen Jahren« völlig schief, weil Mierendorff nie »braun«, nie »Nazi« war, sondern im Gegenteil diese Zeit überwiegend im KZ verbracht und anschließend im Widerstand gearbeitet hat.
Der eigentliche Text, für den kaum mehr als 200 Druckseiten bleiben, macht mit erschreckender Deutlichkeit klar, daß Albrecht mit dem von ihm so fleißig zusammengetragenen Material wenig anzufangen weiß. Besonders enttäuschend ist es, daß das eigentliche Quellenmaterial durchweg nicht angemessen ausgewertet wird. Überall, wo es diffizil wird, verlegt sich der Autor aufs Zitieren, wenn er nicht, gänzlich ohne oder mit fadenscheiniger Begründung, auf Darstellung oder Wertung größtenteils oder ganz verzichtet.
Im ersten Kapitel, das nur dreieinhalb Seiten Umfang hat, die erweitert werden durch ein Bild mit falscher Unterschrift und eine Stammtafel der Familie Mierendorff, schildert Albrecht Kindheit und Jugend einschließlich des Schulbesuchs und der freiwilligen Meldung Mierendorffs in den Ersten Weltkrieg im August 1914. Warum der Schwerpunkt dieser Darstellung bei der Genealogie liegt – der Autor bringt neben Auszügen aus einem Lebenslauf Mierendorffs die fast vollständige Abschrift einer genealogischen Auswertung des Mierendorffschen Stammbaumes aus einem entsprechenden Werk –, ist nicht auszumachen; dem Verfasser fallen nicht einmal Widersprüche zwischen Mierendorffs eigenen Angaben und denen der Ahnentafel auf. Alles übrige bleibt blaß, sei es, daß es um den Familien- oder Freundeskreis, um die Heimatstadt Darmstadt geht. Zwar erwähnt Albrecht Haubach als besten Freund Mierendorffs, aber er geht auf diese Freundschaft nicht näher ein. Mit den eingestreuten Begriffen »Jugendbewegung« und »Hoher Meißner« kann allenfalls der entsprechend Vorgebildete etwas anfangen, konkrete Aussagen über Mierendorffs Verhältnis zur Jugendbewegung vermißt man gänzlich. Ein Hinweis auf den schulischen Bereich (S. 20) bleibt auch bei Zuhilfenahme der Anmerkungen dazu schlichtweg unverständlich. An der Oberfläche bleiben die Überlegungen zu Mierendorffs Kriegsfreiwilligenmeldung. Zwar werden im zweiten Kapitel zahlreiche, durchaus brauchbare Hinweise auf die Kriegskarriere und das Kriegsitinerar Mierendorffs vermittelt, die viel wichtigere Frage aber, aus welcher Motivation heraus Mierendorff in dieser Kriegszeit zu literarischem Schaffen fand – immerhin schrieb er, expressionistisch beeinflußt, eine ins Gewicht fallende Menge an Texten, die, wenn auch nur in geringer Auflage, gedruckt wurden –, wird nicht beantwortet. Die erwartete, vorhandene Vorarbeiten zusammenfassende gültige Analyse und Wertung des literarischen Werkes von Mierendorff wird nicht geleistet. Albrecht beschränkt sich darauf, den einen oder anderen Text inhaltlich zusammenzufassen, wohl auch mal den einen oder anderen Satz zu zitieren. Wenn er bewertet, zieht er überwiegend Zitate aus dem literari-

schen Freundeskreis von Mierendorff heran. Das »Fronterlebnis« und eine mögliche Spiegelung im Werk werden zwar angesprochen, aber nicht hinterfragt und abschließend geklärt. Die in die Endzeit des Krieges und unmittelbare Nachkriegszeit fallende Wendung von der Literatur zur Politik bei Carlo Mierendorff, eine wichtige, zukunftweisende Wendung, wird ebenfalls unzureichend behandelt. Entweder vermochte der Autor Albrecht das, was er aufgrund der von ihm selbst angegebenen Titel im Literaturverzeichnis hätte wissen müssen, nicht zu formulieren, oder es mangelt ihm an Kenntnissen der geistigen und politischen Situation der Zeit, in der Mierendorff lebte.

Aus der Studienzeit des Heidelberger Volkswirtschaftsstudenten Mierendorff (3. Kapitel) berichtet Albrecht auf breiter Materialbasis über die Auseinandersetzung mit einem reaktionären Professor samt gerichtlichem und universitär-disziplinarem Nachspiel. Dies und die Ausführungen zu Mierendorffs Überlegungen zum Medium Kino sind lesenswert. Die übrigen politischen Aktivitäten Mierendorffs in sozialistisch-republikanischen Studentengruppen werden in verstreuten Hinweisen, häufig als Zitat, erwähnt, ohne daß es jedoch dem Autor gelingt, den Charakter dieser Gruppen, ihre konkreten Ziele und Taten und die spezielle Rolle Mierendorffs deutlich werden zu lassen. Die Entwicklung des politischen Selbstverständnisses bei Mierendorff während dieser Zeit – dokumentiert in Aufsätzen und in der Dissertation –, z. B. seine Auffassung von Sozialismus, seine Ideen über die Rolle der Intellektuellen in der Politik, wird nicht präzise herausgearbeitet. Die in diesem Zusammenhang wichtige Begegnung mit Person und Werk Max Webers wird so undifferenziert, teilweise so völlig falsch dargestellt, daß weder Mierendorff noch Max Weber Gerechtigkeit widerfährt.

Die Tätigkeit Mierendorffs in der Transportarbeitergewerkschaft und in der Parteipresse ist Gegenstand des 4. Kapitels von Albrechts Buch. Hier wird deutlich, daß es dem Verfasser an historischen Kenntnissen zur Geschichte der Weimarer Republik und insbesondere der Weimarer Szialdemokratie mangelt, denn sonst hätte es ihm nicht passieren können, daß er zwar die Gutachtertätigkeit Mierendorffs für die Gewerkschaft erwähnt, aber – trotz vorhandener Quellen! – weder auf den Inhalt der Gutachten eingeht noch überprüft, ob und inwieweit diese das politische Verhalten von Gewerkschaft bzw. nahestehender Partei beeinflußt haben könnten. Ähnlich ist es mit der Zeitungsarbeit Mierendorffs in Darmstadt. Daß Mierendorffs politisch-publizistische Aktivität in der Wehrproblematik angesprochen wird, ohne daß die Gewichtigkeit des Themas für Weimar, für die Sozialdemokratie in allen ihren Richtungen und für die Person Mierendorffs ausgelotet wird, ist völlig unverzeihlich. Breiten Raum räumt der Autor demgegenüber der Darstellung des Freizeitverhaltens des Junggesellen Mierendorff ein, und er weiß auch deutlich zu machen, daß Mierendorff in diesen Jahren machthungrig an seiner politischen Karriere arbeitete, Protektion nutzend, wo sie zu bekommen war. Daß sich hier ein eklatanter Widerspruch zum bislang gängigen Bild Mierendorffs als einem Kritiker des »Establishments« seiner Partei auftut, merkt Albrecht nicht einmal an. So bleibt offen, ob Mierendorffs Einschmeicheln bei den Vertretern der Parteihierarchie der SPD ihn als den eigentlichen Erfinder des »langen Marsches durch die Institutionen« ausweist oder ob man schlichtweg ein paar Abstriche am (Vor-)Bild Mierendorff machen muß.

Den fünf Lebensjahren Mierendorffs zwischen 1928 und 1933 widmet Albrecht zu Recht das umfangreichste Kapitel seiner Arbeit. Leider werden aber auch hier die zahlreich vorhandenen Mierendorff-Texte nicht systematisch analysiert. Albrecht wählt nur die bekanntesten aus, wobei unstreitig ist, daß an den Aufsätzen zum Thema Nationalsozialismus, den Überlegungen zur Propaganda und der Reichstagsrede nicht vorbeigegangen werden darf; er drückt sich aber vor der Auseinandersetzung mit den übrigen publizistischen Arbeiten, indem er sich einfach darauf zurückzieht, daß sie »in hohem Maße theoretisch eklektisch und politisch voluntaristisch« (S. 139) seien. Daß Mierendorff in diesen Jahren als Pressesprecher im hessischen Innenministerium unter dem Sozialdemokraten Wilhelm Leuschner arbeitete, wird – und das sogar mehrfach – erwähnt, nirgends wird jedoch nachgewiesen, was

er in diesem Amt geleistet hat, wenn man einmal davon absieht, daß Albrecht eine gute Seite lang – durch ihn geringfügig ergänzte – Auszüge aus Mierendorffs Telephonnotizbuch vorträgt, so daß man sich allenfalls noch gerade das »Telefonieren mit wichtigen Leuten« als mögliches Tätigkeitsmerkmal vorstellen kann. Sollte Mierendorff mit Tolerierung oder gar Förderung durch den sozialdemokratischen Minister Leuschner im Amt gar nichts, in der gemeinsamen Partei, der SPD, und für sie aber rege Propagandatätigkeit in- und außerhalb von Wahlkämpfen betrieben haben? (!!)

So makaber es klingen mag, fast ist die Rezensentin dankbar, daß Mierendorff in den »Braunen Jahren« nun mehrere Jahre Haft bevorstehen, denn in nationalsozialistischen Konzentrationslagern ist dem Schreiben die Zensur vor, also kann es kaum Texte politischen Inhalts von Mierendorff geben, an deren Analyse Albrecht sich vorbeidrücken könnte. Das – neben einigen Briefen – einzige umfangreichere Werk aus der Haftzeit, ein historisches Drama, wird von Albrecht zwar knapp, aber plausibel berücksichtigt. Ansonsten kann sich Albrecht darauf beschränken, den Weg Mierendorffs von KZ zu KZ nachzuerzählen. Zwar hätte man sich auch dabei ein wenig mehr innere Ordnung, z. B. in der Chronologie und Datierung, gewünscht. So wird über seit 1933 laufende Bemühungen um Haftentlassung Mierendorffs erst berichtet, als der Leser Mierendorff als bereits entlassen erlebt. Das Entlassungsdatum wird einmal mit 1937, dann mit Februar 1938 angegeben, für die Zuweisung eines anderen Namens an Mierendorff durch die nationalsozialistischen Behörden sind ebenfalls, ohne daß Albrecht auf diesen Widerspruch eingeht, zwei Daten genannt. Trotz dieser kleineren Mängel ist dieses Kapitel, in dem sich Albrecht auf Ereignisberichte beschränken konnte, noch eines der gelungensten der vorliegenden Biographie.

Ein erweiterter Leserkreis wird das Kapitel über die Widerstandsarbeit Mierendorffs aufschlagen, rechnet man doch Mierendorff einer Widerstandsgruppe zu, die zumindest immer Beachtung fand, dem Kreisauer Kreis. Da hätte man schon gerne genauer gewußt, wie Carlo Mierendorff nach seiner Haftentlassung zu diesem Personenkreis stieß und, wichtiger noch, wie er sich zu den Neuordnungsvorstellungen der Gruppe stellte, was er gar zu diesen Überlegungen beitrug. Leider beschränkt sich Albrecht darauf, den von Mierendorff verfaßten Aufruf zu einer »sozialistischen Aktion« von 1943 überwiegend nur zu referieren, ohne Bezüge zu den inhaltlichen Vorstellungen der Kreisauer oder auch anderer Gruppen im Widerstand um den 20. Juli 1944 nachzuweisen oder auch nur nachzuprüfen. Weil ihm »der Quellenwert dieser Verhörberichte begrenzt« (Anm. 41, S. 317 f.) zu sein schien, verzichtete Albrecht gänzlich auf die Benutzung der – gewiß auch nur kritisch zu benutzenden – Kaltenbrunner-Berichte. Dadurch entgehen ihm wesentliche Hinweise auf Mierendorffs Auffassungen z. B. in der Gewerkschaftsfrage oder bei der christlichen Orientierung für die Neuordnungsüberlegungen. Zu dem zuletzt Genannten hätte er – und hier auch wohl ohne Skrupel bezüglich des Quellenwertes – in den bereits gedruckt vorliegenden Moltke-Briefen Hinweise finden können. Selbst der Albrecht aus einer geplanten Neuedition zum Vorabdruck zur Verfügung gestellte Brief Moltkes (S. 202 ff.) enthält so viele Belege für Kontakte Mierendorffs zu Kirchenmännern, daß – zumal auch der Aufruf von 1943 christliche Grundsätze enthält – zumindest diesen Hinweisen hätte konkreter und differenzierter nachgegangen werden müssen.

Albrecht beschreibt ausführlich die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Mierendorff und Emil Henk, der nach dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft die These vertreten hat, daß zumindest in seinem regionalen Umfeld (Raum Heidelberg/Mannheim) eine breite Basis organisierten Widerstandes vorhanden gewesen sei. Hätte es in diesem Zusammenhang nicht nahegelegen nachzuprüfen, wie Mierendorff die Frage der »Basis« sah, hätte nicht unter diesem Aspekt die rege Reisetätigkeit Mierendorffs, die Albrecht nachweist, deutlicher hinterfragt werden müssen? Hätte hier nicht auch die deutlich negative Meinung, die Mierendorff in den von Albrecht verschmähten Kaltenbrunner-Berichten über Leuschners »Basis« äußerte, Platz finden müssen? Neben der sträflichen Vernachlässigung von

Kernfragen der Widerstandsforschung, die nur erklärbar ist durch die Vermutung, daß Albrecht auch hier von der Problematik seines Forschungsgegenstandes keine Ahnung hat, hat er auch im Kleinen unzuverlässig gearbeitet. Bei der Auswertung von Anspielungen in einem Brief Mierendorffs (S. 190) erkennt er z. B. nicht die politische Dimension des Hinweises zum Tod der Mutter von Theodor Haubach, die – was der Verfasser offensichtlich nicht weiß, obwohl er es in dem von ihm für Mierendorff so breit zitierten genealogischen Werk hätte finden können – nach der nationalsozialistischen Diktion »Volljüdin« war. Daß Julius Leber seine Kohlenhandlung nicht in Berlin-Zehlendorf hatte, wo er wohnte, sondern in Berlin-Schöneberg, daß Mierendorffs Freunde Bausch gleichzeitig auch die Arbeitgeber seines Freundes Haubach waren, was ein wichtiger Hinweis auf die Art und Weise des Zusammenhalts im Widerstand, nämlich durch berufliche und freundschaftliche Kontakte, war, das weist Albrecht nicht auf.

Für den Leser, der in einer Biographie eine Persönlichkeit auch in ihren menschlich-allzumenschlichen Zügen erleben will, weiß Albrecht vieles zu bringen, was die Spannweite zwischen humorvollem Aperçu und ergreifender Schilderung abdeckt. Gleichwohl dürfte das in einer Biographie mit dezidiert politischem Anspruch – siehe Titel! – nicht einen solchen Schwerpunkt bilden.

Sparen sollen hätte der Autor seine Bemerkung über die Problematik des Schreibens einer Biographie, denn es ist nur eine peinlich berührende Nabelschau dabei herausgekommen. Ein Lektor, der die neurotisch erscheinende Bildungsbeflissenheit des Autors eingedämmt hätte, hätte dem Werk gutgetan. So wimmelt es von Fremdworten, häufig in einem nur wenig verbreiteten Sinn verwandt, und fremdsprachigen Ausdrücken, wobei auch solche Peinlichkeiten auftreten, daß sie durch Kursivdruck hervorgehoben *und* falsch geschrieben sind. Auch die Häufung von Kurzzitaten, deren Herkunft nur durch den Namen des Zitierten in Klammern nachgewiesen wird, sollen die Bildung des Autors demonstrieren, beweisen im Grunde aber nur seine Unfähigkeit zu eigenen Werturteilen. Störend sind auch zahlreiche inhaltliche Wiederholungen im Text; auch hier hätte ein Lektor eingreifen müssen. Auffallend die vielen Hervorhebungen in Kursivdruck, deren Bedeutung nicht erklärt wird.

Es ist schade, daß das von Albrecht so fleißig und umfangreich zusammengetragene Material so unzureichend genutzt wurde. Es hätte auf dieser Materialbasis eine zumindest auf absehbare Zeit gültige Biographie entstehen können. Das Unvermögen des Autors hat das verhindert – und ob ein »Nachbearbeiter« in näherer Zukunft die Chance für eine Drucklegung erhält, ist fraglich. *Dorothea Beck, Telgte*

Arthur Kaufmann, Gustav Radbruch. Rechtsdenker, Philosoph, Sozialdemokrat (= Serie Piper Porträt; SP 5247), Piper Verlag, München/Zürich 1987, 222 S., kart., 19,80 DM.

Gustav Radbruch gehörte nicht nur zu den bedeutendsten Rechtsphilosophen des 20. Jahrhunderts – er war auch Sozialdemokrat und in den Jahren 1921 bis 1923 als Reichsjustizminister in den Kabinetten Wirth und Stresemann praktischer Politiker. Arthur Kaufmann, Radbruchs Biograph und Herausgeber der Gesamtausgabe von dessen Schriften, Professor für Strafrecht und Rechtsphilosophie an der Universität München, macht darauf aufmerksam, daß in fast allen Würdigungen Radbruchs dessen politisches Wirken in der Weimarer Zeit zu kurz komme. Es versteht sich, daß Kaufmanns kurze Biographie hauptsächlich auf Radbruchs Rechtsdenken abstellt. Doch der Leser erfährt einiges über den politischen Radbruch: Der im Jahre 1878 in Lübeck geborene Sohn einer begüterten Kaufmannsfamilie schloß sich 1919 der Mehrheitssozialdemokratie an. Während der Wirren des Kapp-Putsches Ordinarius in Kiel, verhinderte er ein Blutvergießen (in seltsamem Zusammenspiel der Ereignisse war daran auch ein anderer herausragender Kopf sozialdemokratischen Denkens jener Zeit beteiligt, nämlich Hermann Heller). Dieser Vorgang trug Radbruch so

viel Anerkennung ein, daß ihm ein Reichstagsmandat angetragen wurde. Als Reichsjustizminister setzte er das Jugendgerichtsgesetz sowie die Zulassung von Frauen zu allen juristischen Berufen durch. Sein berühmter Entwurf eines »Allgemeinen deutschen Strafgesetzbuches«, der die Todesstrafe abschaffen wollte und als Strafzweck die Resozialisierung betonte, konnte freilich die Hürden konservativen Rechtsdenkens nicht nehmen; im Grunde bis heute, wie der Herausgeber Kaufmann beklagt. In einer Zeit, in der Milliarden für Weltraumflüge und militärische Rüstung ausgegeben würden, fehle angeblich das Geld, um Menschen, die auf die schiefe Bahn geraten seien, den Weg zurück in die Gesellschaft zu ebnen. Dem Geist der Rückständigkeit, der sich in dieser Haltung zeige, habe Radbruch den Garaus machen wollen.

Verdienstvoll ist, daß Kaufmann auch Radbruchs Beitrag zur Theorie der politischen Partei breit darstellt. In einer Zeit ausgeprägtesten Ressentiments gegen Parteien in der Öffentlichkeit und nicht zuletzt in der Staatsrechtslehre betonte Radbruch in Ausführungen, die auch heute noch mit Gewinn gelesen werden können, die Unverzichtbarkeit von Parteien in einer modernen Demokratie. Es wird niemanden erstaunen zu erfahren, daß Radbruch der erste sozialdemokratisch und republikanisch eingestellte Hochschullehrer war, den die Nazis aus ihrem Amte vertrieben.

Auch in Radbruchs wissenschaftlichem Hauptwerk, der »Rechtsphilosophie«, zeigt sich der *homo politicus*. Das Recht orientiere sich an höchsten Zwecken oder Werten, die miteinander konkurrierten: Es sei Aufgabe der Politik zu entscheiden, welcher Rechtswert die konkrete Gesellschaftsgestaltung anleiten solle. Der Sozialismus ergänze die individualistische Rechtsauffassung durch die Idee der Chancengleichheit, die er durch Eingriffe in die privatrechtliche Wirtschaftsordnung fördern wolle. Die Rechtsidee entfalte sich bei Radbruch nach drei Wirkungsrichtungen: Zur Gerechtigkeit als Gleichheit müßten Zweckmäßigkeit und Rechtssicherheit hinzutreten. Vorrang bei dieser Trias habe die Rechtssicherheit. Denn da Rechtsinhalte nur des Bekenntnisses fähig seien, müsse der Widerstreit entgegengesetzter Rechtsanschauungen durch eine Entscheidung beendet werden. Konsequenz dieser Position sei freilich ein »werttheoretischer Relativismus«. Radbruch sei jedoch alles andere als ein »Götzendiener des positiven Rechts« gewesen. Relativismus habe für ihn nur ein Prinzip des theoretisch-wissenschaftlichen Denkens, nicht aber einen Grundsatz des praktischen Verhaltens bedeutet. Für die Rechts- und Staatspraxis blieben für ihn die Ideen der Menschenrechte, des Rechtsstaates, der Gewaltenteilung, der Volkssouveränität, der Freiheit und der Gleichheit bestimmend. Nach dem Zweiten Weltkrieg, der Erfahrung des nazistischen Terrors eingedenk, griff Radbruch auf die Idee des klassischen Naturrechtes zurück, doch ohne damit einer Renaissance des traditionellen naturrechtlichen Dogmengebäudes das Wort reden zu wollen.

Radbruch war ein ethischer Sozialist. Er war durch und durch Humanist, sowohl im Sinne einer fundierten humanistischen Bildung wie auch in dem der Lessingschen Aufklärung. Während der erzwungenen Muße trieb er rechtshistorische Studien, die große Bedeutung erlangten; es gelang ihm auch, kleinere Beiträge zu publizieren, die um Fragen der Literatur und Kunst und um den Gedanken einer gerechten Lebensführung kreisten – Schriften, die in der finsteren Zeit jenen Trost spendeten, die unter der politischen Unterdrückung litten wie er selbst. Nach dem Zusammenbruch des Naziregimes wieder ins Amt berufen, trug er tatkräftig zum Wiederaufbau der Heidelberger Juristenfakultät bei. 1949 ist Radbruch gestorben. Nichts konnte dem demokratischen Neubeginn größere Glaubwürdigkeit verschaffen als sein unkorrumpiert gebliebenes Denken. Kaufmanns gelungene Biographie leistet einen wertvollen Beitrag zur Sammlung sozialdemokratischer Denktraditionen.

Walter Euchner, Göttingen

Sabine Lemke-Müller, Ethischer Sozialismus und soziale Demokratie. Der politische Weg Willi Eichlers vom ISK zur SPD (= Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung. Reihe: Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 19, hrsg. von Kurt Klotzbach), Verlag Neue Gesellschaft, Bonn 1988, 255 S., kart., 56 DM.

Wurden Widerstand und Exil der Arbeiterbewegung unter dem Nationalsozialismus bislang vor allem unter ereignis- und organisationsgeschichtlichen Aspekten behandelt, so zeigt sich in jüngster Zeit ein neuer theoriegeschichtlicher und zugleich biographisch bestimmter Untersuchungsansatz; er versucht Widerstand und Exil wesentlich auch als unmittelbare Weichenstellungen für die Nachkriegsentwicklung zu begreifen und jeweilige Vorgeschichte und ideologisch-politischen Standort in der Weimarer Zeit über die Erfahrungs- und Lernprozesse während und aufgrund von Widerstand und Exil mit den Positionen und Einflußnahmen in den Nachkriegsjahrzehnten unter kontinuitäts- bzw. entwicklungsgeschichtlichen Aspekten zu verbinden. Einen ersten, wenn auch dieser zentralen neuen Fragestellung noch weitgehend unbewußten Einstieg lieferte Hartmut Soells große Fritz-Erler-Biographie Mitte der 70er Jahre; neben den beiden Brief-Editionen Helga Grebings (*Lehrstücke in Solidarität*, 1983, und *Entscheidung für die SPD*, 1984) sowie der im Juni 1989 erscheinenden Waldemar-von-Knoeringen-Biographie des Rezensenten ist die Arbeit von Sabine Lemke-Müller über Willi Eichler als besonders prägnantes Beispiel für diesen Untersuchungsansatz hervorzuheben.

Als »geringfügig überarbeitete Dissertation« an der Universität Marburg (Ende 1986) veröffentlicht (S. 5), hebt die Verf. in der Einleitung (S. 15) zu Recht hervor, daß diese Arbeit mit ihrer zeitlich und thematisch begrenzten Fragestellung keineswegs eine erst noch zu schreibende politische Biographie Willi Eichlers ersetzen wolle. Die Verf. konzentriert sich zunächst auf die Darstellung der Lehre Leonard Nelsons und der Rolle Willi Eichlers im *Internationalen Jugendbund* (IJB) und *Internationalen Sozialistischen Kampfbund* (ISK), die, Mitte der 20er Jahre aus der SPD ausgeschlossen, neukantianisch-ethischen Sozialismus mit Atheismus, vehementer Kirchenfeindlichkeit, umfassenden lebensreformerischen Grundsätzen und einer demokratie- bzw. parlamentarismusfeindlichen Elitetheorie zu verbinden suchten. Dieser Aspekt stand bereits im Zentrum der Untersuchung von Werner Link über IJB und ISK aus dem Jahre 1964, ebenfalls aus der Marburger Schule; daß die Verf. 25 Jahre später eine ganze Reihe neuer Erkenntnisse und Erklärungsstränge darzubieten vermag, liegt wesentlich an ihrer weitaus besseren Quellenbasis: Ihr stand das umfangreiche und über viele und schwierige Jahre gesammelte Archiv des IJB/ISK zur Verfügung, das 1979 in das Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung gelangt ist.

Das gilt auch für den zweiten Schwerpunkt der Arbeit, die Darstellung von Widerstand und Exil. Ebenso wie die Behandlung der Weimarer Zeit umfaßt er nahezu 100 Seiten, beide Schwerpunkte bilden also mehr denn vier Fünftel der Untersuchung; die ersten Nachkriegsjahre in der SPD werden demgegenüber nur auf einem guten Dutzend Seiten behandelt, der abschließende Überblick über die Positionsnahmen Eichlers in den Jahren bis zu seinem Tod 1971, bei dem sich die Verf. auf Eichlers Haltung zu den Kirchen und seine Einschätzung von Demokratie als Staatsform wie als innerparteiliches Organisationsprinzip konzentriert, umfaßt rund zwei Dutzend Seiten; schon diese Proportionen machen, was die Einlösung des selbstgestellten Anspruchs betrifft, ein wenig stutzig.

Bereits Anfang 1933 verboten, gelang es dem ISK und seinem zunächst unbestrittenen Führer Willi Eichler, zuerst vom Saarland und später von Frankreich aus, mit Hilfe vegetarischer Gaststätten als Stützpunkte, ein weitreichendes Netz organisatorischer Verbindungen innerhalb Deutschlands aufzubauen und über lange Jahre hinweg organisierte Widerstandsaktivitäten aufrechtzuerhalten, deren Ausmaß für eine so kleine Gruppe am linken Rand der sozialistischen Bewegung erstaunlich ist. Spätestens 1938 jedoch hatte die Gestapo die ille-

galen Gruppen auch des ISK innerhalb Deutschlands ausgeschaltet und die Organisation damit auf den Status einer bloßen Exilgruppe zurückgeworfen.
Neben der Darstellung der Widerstandsarbeit der Gruppe im Reich 1933–1938 widmet die Verf. breiten Raum den exilpolitischen Aktivitäten der ISK-Zentrale in Paris, ihrem Verhältnis zu anderen Exilgruppen und zu den Volksfront- und Konzentrationsbemühungen im Pariser Exil. Trotz dieser Ausführlichkeit bleibt die Darstellung hier jedoch eigentümlich blaß, was wohl vor allem daran liegt, daß die Verf. allein Quellen Eichlers und des ISK benutzt und die – großenteils ebenfalls im Archiv der sozialen Demokratie vorhandenen – Quellen der übrigen beteiligten Exilgruppen nicht berücksichtigt. So ist wohl auch zu erklären, daß die an die Konzentrationsdebatte anschließenden Kartellbemühungen der Linksgruppen, die im September 1938 zu der Bildung der *Arbeitsgemeinschaft für Sozialistische Inlandsarbeit* in Paris führten, der sich der ISK im Oktober 1938 im *Arbeitsausschuß deutscher Sozialisten und der Revolutionären Sozialisten Österreichs* assoziierte, nur mit wenigen Sätzen abgehandelt worden. Hier wäre eine breitere und mehr in die Tiefe gehende Darstellung dem Verständnis des ISK als Teil des linkssozialistischen Spektrums in Paris in der Zeit vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs sicherlich entgegengekommen.
Nach der Ausweisung aus Frankreich im April 1938 und einem gut halbjährigen Zwischenaufenthalt in Luxemburg schließt sich als zweite Hälfte des Exils Eichlers und der ISK-Zentrale ab Anfang 1939 der Aufenthalt in London an. Relativ knapp geht die Verf. auf die Querelen und Grabenkämpfe des sozialistischen Exils in Großbritannien ein – auch hier wäre eine stärkere Berücksichtigung der jeweiligen Gegner und Verhandlungspartner unter Heranziehung von zusätzlichen und nicht allein aus dem ISK-Zusammenhang stammenden Quellen sicherlich von Vorteil gewesen. Der Abschluß des Hitler-Stalin-Paktes Ende August 1939 konnte – im Gegensatz zu anderen linkssozialistischen Gruppen – Eichler und den ISK aufgrund ihrer generellen marxismuskritischen Haltung nicht grundsätzlich überraschen; dennoch, so scheint mir, wird die eminente Bedeutung dieses den Kriegsausbruch unmittelbar herbeiführenden Vertragsabschlusses zwischen dem NS-Regime und dem »Vaterland aller Werktätigen«, so sehr er sich nachträglich aus der außenpolitischen Zweckrationalität der UdSSR rechtfertigen lassen mag, in seiner grundsätzlichen Bedeutung auch durch die Verf. nicht ausreichend gewürdigt: Er bildete den zentralen Angelpunkt für die politische Neuorientierung des (links)sozialistischen Exils in den Kriegsjahren, für die Aufgabe der sozialrevolutionären Option, für die die Sowjetunion, bei aller Kritik, die man an ihrer konkreten Herrschaftspraxis übte, doch immer als potentieller Garant und Bündnispartner gegolten hatte; für den Ausschluß der Kommunisten aus allen zukünftigen Bündnisüberlegungen und – last not least – für die Transformation der Kaderpartei-Vorstellungen zugunsten der Konzeption der pluralistisch-demokratischen Volkspartei, was freilich nicht zuletzt auch auf die Erkenntnis der Aussichts- und Ergebnislosigkeit der Chancen innerdeutschen sozialistischen Widerstands zurückzuführen ist, die für die Exilgruppen in der zweiten Kriegshälfte eine nicht mehr zu negierende Realität geworden war.
Im Zentrum dieses Kapitels stehen die Geschichte und die Programmdebatten der *Union deutscher sozialistischer Organisationen in Großbritannien*, die, wie die Verf. zu Recht feststellt, die »jahrzehntelange Spaltung der deutschen Arbeiterbewegung wenigstens für ihren nichtkommunistischen Teil aufhob« (S. 11). Im März 1941 als Kartell gegründet, dem neben der *Sopade* der ISK, die SAP, *Neu Beginnen* und die *Landesgruppe deutscher Gewerkschafter in Großbritannien* angehörten, war sie nicht die Einheitspartei, von der die Beteiligten zu Recht glaubten, sie könne erst in Deutschland selbst konstituiert werden – aber sie schuf wichtige Voraussetzungen für die tatsächliche Bildung der einheitlichen *Sozialdemokratischen Partei* in den Westzonen nach 1945 und vor allem auch für die spätere Programmdebatte, die in den 50er Jahren zum Godesberger Programm führte. Die *Londoner Union* bildete vor allem ein Diskussionsforum, dessen Beteiligte die Möglichkeit besaßen, »in viel größerer Freiheit und Unabhängigkeit (als in Deutschland möglich) die notwendi-

gen klärenden Diskussionen über Formen und Aufgaben der neuen Partei führen zu können« (Erich Ollenhauer).
Die Verf. geht detailliert auf die Rolle des ISK in dieser Programmdebatte ein, wenngleich auch hier die Darstellung, wiederum, weil die Verf. ausschließlich ISK-Quellen heranzieht, die tatsächliche Dimension des über mehrere Jahre, bis zur schließlichen Auflösung der linken Zwischengruppen in der *Vereinigung deutscher Sozialdemokraten in England* im Dezember 1945, dauernden Einigungs- und Kompromißprozesses nicht ganz deutlich zu machen vermag. Hier wurden schließlich nicht nur kollektivistisch-zentralverwaltungswirtschaftliche Vorstellungen auf der einen, kaderparteiliche und demokratie- bzw. parlamentarismusfeindliche Elitetheorien auf der anderen Seite aufgegeben oder relativiert, es ging vor allem auch um die Aufgabe der sozialrevolutionären Option und des Analogiedenkens, das sich ein Ende des neuen nur nach dem Muster des Ersten Weltkrieges und der in seinem Gefolge eingetretenen revolutionären Situation vorstellen konnte; es ging um die Orientierung auf eine pluralistisch-demokratische sozialdemokratische Partei, die weit über die traditionelle Arbeiter-Stammwählerschaft der Weimarer Zeit hinausgreifen sollte, um Vorstellungen also, wie sie 1945 auch von Kurt Schumacher vertreten wurden, sich in der neuen Partei tatsächlich jedoch erst in den 50er Jahren wirklich durchsetzten.
Die beiden Schlußkapitel befassen sich mit der Rolle Eichlers in der SPD nach seiner Rückkehr und mit der weiteren Entwicklung seiner philosophischen und politischen Konzepte. Leider unternimmt die Verf. nicht den Versuch, in einer breiter greifenden Analyse zu untersuchen, wie die programmatischen Positionen Eichlers und anderer ehemaliger ISK-Mitglieder – und darüber hinaus die Programmdebatten der *Londoner Union* – in die Nachkriegs-SPD eingebracht wurden, dort wirkten, sich amalgamierten und selbst wieder veränderten und somit ein zentraler Faktor des neuen Selbstverständnisses der SPD im Godesberger Programm wurden. Doch hätte dies den Untersuchungsrahmen einer Dissertation wohl in der Tat gesprengt.
Insgesamt gesehen, können solche kritischen Anmerkungen freilich den positiven Gesamteindruck und den Wert dieser Arbeit nicht schmälern. Die Darstellung leistet einen gewichtigen Beitrag zur Geschichte der linken Zwischengruppen in der Weimarer Zeit und in Widerstand und Exil und vor allem für Denkmuster, Politikverständnis und theoretischen Ansatz der »linken Ränder« der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung aus der Weimarer Zeit, die sich in einem höchst komplizierten dialektischen Prozeß über die Katalysatoren Widerstand und Emigration wandelten und – z. T. auf ganz neuen Ebenen angelangt – Sozialismusbegriff und Selbstverständnis der SPD nach dem Krieg entscheidend prägten.
Die Arbeit ist flüssig und gut lesbar geschrieben und vermeidet wohltuend überflüssige wissenschaftliche Kopflastigkeit. In einem Punkt hätte man sich freilich solche »Kopflastigkeit« gewünscht: Wenn auch Dissertationsschriften im allgemeinen kein Personenregister enthalten – bei ihrer Veröffentlichung, zumal, wenn es sich um parteigeschichtliche Arbeiten handelt, ist die Mühe, ein solches Register zu erstellen, für den Autor keineswegs unzumutbar, wohl aber für den Leser ihre Unterlassung. *Hartmut Mehringer, München*

Der Nachlaß Wilhelm Sollmann, bearbeitet von Ulrike Nyassi (= Mitteilungen aus dem Stadtarchiv von Köln, H. 68, Böhlau-Verlag, Köln/Wien 1985, 619 S., kart., 180 DM.

Der Kölner Sozialdemokrat Wilhelm Sollmann, Redakteur und seit 1920 Chefredakteur der »Rheinischen Zeitung«, repräsentierte in der Weimarer Republik jenen Typ des Parlamentariers, dem die Mitwirkung am Prozeß der politischen Meinungsbildung und die kritische Kommentierung der Zeitverhältnisse wichtiger waren als die ehrgeizige Verfolgung eigener Karriere- und Machtinteressen. »Sprachgewalt, geschliffene Formulierungen und gezügeltes Temperament« hat Heinz Kühn aufgrund persönlicher Kenntnis und Erinnerung in einer

biographischen Würdigung Sollmanns als hervorstechende Merkmale genannt. Der nüchterne Pragmatismus, der überall aus seinen Reden und Briefen spricht, verband sich mit einer aus Skepsis herrührenden Sensibilität für politische Unterströmungen, in denen sich konfliktreiche Entwicklungen abzuzeichnen pflegen. In Köln wirkte Sollmann seit 1915 im Vorstand des Sozialdemokratischen Vereins, nahm als Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrats entscheidenden Einfluß auf den Ablauf der Novemberrevolution und führte bis Ende 1923 die SPD-Fraktion der Stadtverordnetenversammlung. In der Nationalversammlung und im Reichstag, dem er bis 1933 ununterbrochen angehörte, beschäftigten ihn Fragen der internationalen Friedensordnung ebenso wie Probleme der Bildungspolitik und das Verhältnis von Kirche und Staat. Im Kabinett Stresemann während des Krisenjahres 1923 übernahm er auf Drängen des Parteivorstandes das Amt des Reichsministers des Innern. Frühzeitig erkannte Sollmann, daß die SPD, je mehr sie in Organisation und Tradition erstarrte, desto rascher bei der jungen Generation an Anziehungskraft verlieren mußte. Die zur Parteierneuerung vorsichtig eingeleitete »antihierarchische Bewegung« konnte sich jedoch bis zur Machtergreifung Hitlers nicht mehr entfalten. Brutale Mißhandlung durch SA-Horden und andauernde Verfolgung zwangen Sollmann zur Emigration. Nach Stationen im Saargebiet und in Luxemburg gelangte er 1937 in die USA. Von dort aus beteiligte er sich an der »Programmdiskussion« des sozialistischen Exils, eine Zeitlang auch an der German Labour Delegation und insbesondere an der Rettung der nach Südfrankreich geflohenen deutschen Emigranten. Drei Besuche im Nachkriegsdeutschland 1948–1950 belegen, daß das Interesse Sollmanns, der inzwischen die amerikanische Staatsbürgerschaft besaß, am Schicksal seiner alten Heimat bis zu seinem Tod im Januar 1951 anhielt.

Der Nachlaß, der in Swarthmore/Pennsylvania liegt, hat durch die Emigration beträchtliche Verluste erlitten, vor allem durch Verbrennung »in der ersten Aufregung über den Abstimmungssieg« der Nationalsozialisten an der Saar 1935. Der erhaltene Bestand ist immer noch so bedeutsam, daß er nicht nur diese Publikation eines Inventars rechtfertigt, sondern auch als wichtige Quelle zur deutschen Geschichte gelten darf. Bereits 1951 gelangten Doppelstücke von Zeitungen, Aufsätzen und Broschüren aus dem Nachlaß nach Köln. In den Jahren 1980/81 kamen persönliche Papiere, Briefe und Fotos hinzu, die bis dahin als Erinnerungsstücke im Privatbesitz der Tochter verblieben waren. Inzwischen wurde auch der gesamte Nachlaß in den USA verfilmt, leider nicht immer in ganz einwandfreier technischer Qualität, so daß einige der im Historischen Archiv der Stadt Köln zugänglichen Kopien etwas mühsam zu lesen sind. Das Inventar erschließt den etwa 4500 Einzelstücke umfassenden Briefwechsel Sollmanns, geordnet nach dem Namensalphabet der mehr als 1000 Korrespondenzpartner, wobei die Empfängerüberlieferung deutlich überwiegt. Abgesehen von einigen exemplarischen Briefen, die vollständig wiedergegeben werden, sind Kurzregesten gedruckt, in welche bemerkenswerte Aussagen als wörtliche Zitate eingearbeitet wurden. Außerdem sind alle namentlich erwähnten Personen vermerkt und in dem vorzüglichen Gesamtregister erschlossen.

Quellenwert und Aussagekraft des Briefwechsels sind nicht einheitlich. Die Problemlage der SPD in der Weimarer Republik spiegelt sich, trotz zahlreicher Einzelinformationen über politische Vorgänge und manche Einblicke in das wenig bekannte Innenleben der Partei, nur fragmentarisch. Von den politischen Verwicklungen, Richtungskämpfen und Gruppierungen des deutschsprachigen Exils läßt sich dagegen ein viel geschlosseneres und zugleich vielseitigeres Bild zeichnen, das auch die Existenznöte, die materiellen und intellektuellen Gefährdungen der Emigranten verdeutlicht. Es mag überraschen, daß der Nachlaß auch für die Nachkriegszeit überaus wertvolles Material enthält, so etwa in der für die Zeit 1945–1949 über 100 Schriftstücke zählenden Korrespondenz mit Marie Juchacz, in der sich zahlreiche Berichte über die Neugründung der Arbeiterwohlfahrt in den verschiedenen Städten und Landschaften Deutschlands eingestreut finden. Von ähnlicher Dichte ist der Briefwechsel allerdings nur selten. Umfangreichere Briefserien haben sich nur erhalten von Konrad Ade-

nauer (für die Jahre 1917–1945), Heinrich Brüning (1938–1945), Paul Hertz (1934–1950), Rudolf Katz (1939–1946), Erich Rinner (1935–1943), Gerhard Seger (1923–1946), Max Sievers (1935–1937), Friedrich Stampfer (1938–1947) und Otto Straßer (1935–1946). Die außergewöhnlich gute und gewissenhafte Erschließung des Nachlasses erlaubt aber auch für thematische und regionale Spezialstudien interessante und kostbare Entdeckungen. Man darf eine Konsultation des Repertoriums für jede in den fraglichen Zeitraum fallende Forschungsarbeit dringend empfehlen. *Dieter Rebentisch, Bonn*

Helga Gotschlich, Zwischen Kampf und Kapitulation. Zur Geschichte des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold, Dietz Verlag, Berlin [DDR] 1987, 196 S., Ln., 16 M.

Schon allein das Faktum, daß in den Jahren der Weimarer Republik neben Reichswehr und Polizei(en) Kampfverbände einzelner gesellschaftlicher Gruppen mit großen Mitgliederzahlen existierten, zeigt die latente Bürgerkriegs-Konstellation, in welcher sich das nach-monarchische Deutschland befand. Zahlreiche Gruppen und Grüppchen tummelten sich in dieser Konstellation und machten sie immer wieder politisch brisant. Charakteristisch aber für das Profil dieser Konstellation war, daß nicht zwei, sondern drei »Blöcke« gegeneinanderstanden. »Block« ist hier nur als Hilfsbegriff zu verstehen und soll besagen, daß die politischen Ziel- und Wertvorstellungen, um die herum sich Parteien, Verbände, Individuen zusammentaten, nicht einen zweipoligen Gegensatz bildeten, vielmehr in einer Dreiecks-Figur zueinander standen: Nationalistische Extremisten und Nationalsozialisten *versus* Sozialdemokraten und Republikaner *versus* Kommunisten. Wie üblich in solchen Dreiecks-Figuren in der Politik, ist auch während der Weimarer Republik (und besonders in ihren kritischen Phasen) von den Akteuren viel Energie darauf verwendet worden, durch Kooperation mit dem einen das jeweils andere feindliche »Lager« (noch so ein Hilfsbegriff) zu isolieren. Gerade weil die einzelnen »Blöcke« oder »Lager«, sogar die Kommunisten, in sich keineswegs homogen waren, konnten solche taktischen Kooperationen ohne viel Berührungsängste immer wieder vorgeschlagen und in Einzelfällen auch eingegangen werden. Jede dieser Kooperationen festigte aber zugleich auch das abgrundtiefe Mißtrauen der jeweils ausgeschlossenen dritten Seite, die sich in ihrer Feindperzeption bestätigt sah. Für die Rechten hieß es dann: Kommunistisch und sozialdemokratisch ist dasselbe. Die Kommunisten glaubten in den Sozialdemokraten auch eine Art von Faschisten zu sehen; aus sozialdemokratischer und republikanischer Sicht hieß die entsprechende Formel: Nazis = Kozis.

Solche politologisch-formalen Überlegungen tragen dazu bei, die tiefe wechselseitige Erbitterung der Akteure verständlich zu machen. Diese ist nach dem Abwürgen der Weimarer Republik durch die Nationalsozialisten unter den Gegnern des Nationalsozialismus eher noch weiter angestiegen, was sich an den Memoiren der in jenen Jahren aktiven Politiker ablesen läßt. Wie hätte der Sieg der Nationalsozialisten verhindert werden können? Über diese Frage, die sich den damals beteiligten Sozialdemokraten, Republikanern aus den bürgerlichen Parteien und Kommunisten immer wieder aufdrängte, kann nur spekuliert werden. Solche Spekulationen dienen häufig genug bewußt oder unbewußt der Rechtfertigung des eigenen Tuns sowie der Herstellung ideologischer Munition, die für andere Zwecke verwendet werden kann. Das ist auch die Crux der Geschichtsschreibung über die Weimarer Republik. Wer sich als Historiker mit diesem Abschnitt deutscher Geschichte beschäftigt, muß sich mit einer Vielzahl politischer, wirtschaftlicher, sozialer und kultureller Wirkfaktoren auseinandersetzen, die in ihrer Gesamtheit das Bild der Weimarer Republik und ihrer charakteristischen Schwächen ausmachten. Motive, Wahrnehmungsweite und -tiefe, politische Phantasie und Vorstellungskraft der Akteure lassen sich nur in Umrissen rekonstruieren. Sie handelten unter großen Belastungen, nicht selten ins Ungewisse hinein. Sie machten Fehler.

Manchmal wurden diese korrigiert, manchmal nicht, manchmal durch neue Fehler komplettiert.

Wenn man der Vergangenheit gegenüber fair bleiben will, muß dies alles in Rechnung gestellt werden. *Helga Gotschlichs* Buch über das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold läßt diese Fairneß programmatisch vermissen. Sie beschreibt die neun Jahre währende Existenz und das Wirken dieses republikanischen und sozialdemokratischen Kampfbundes mit Hilfe der billigsten Klischee-Formeln marxistischer Geschichtsideologie: Die edlen, indes leicht verführbaren Arbeitermassen dürsten nach tatkräftiger Führung durch die selbstlose KPD, aber sie werden von der rechtssozialdemokratischen Führung, die teils ehrlich, aber dumm, teils unehrlich, aber gerissen ist, von dieser Vorstellung immer wieder abgebracht. Die SPD-Führung ist vor allem arbeiterfeindlich und antikommunistisch, ebenso die Führung des 1924 in Magdeburg gegründeten Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold. Die Reichsbannergründung bedeutete, schreibt Helga Gotschlich, »für das Ringen der KPD um die Herstellung einer geschlossenen Front aller Proletarier gegen den gemeinsamen Feind ein neues Hindernis.« (S. 19)

Ohne im geringsten Problembewußtsein darüber auch nur anzudeuten, daß die »konsequent revolutionäre Politik der Kommunisten« (S. 55) erstens alles andere als konsequent war und zweitens, wo sie es war, zum Untergang der Weimarer Republik das Ihre beitrug, und zwar nicht knapp, präsentiert die Autorin ein Legendenbuch statt einer historischen Darstellung. Diese bleibt jedenfalls unter einem Netz propagandistischer Formeln weitgehend verborgen. Selbst dort, wo die kommunistische Selbstgerechtigkeit ein wenig gelüpft wird, geht es immer noch hauptsächlich gegen die SPD: »Weil rechte SPD-Funktionäre mit ihrer Politik objektiv dem Faschismus Vorschub leisteten, schlußfolgerten die Kommunisten, diese Vertreter der Sozialdemokratie seien ›Sozialfaschisten‹ – also Kräfte, die eine faschistische Diktatur direkt mit vorbereiten würden. Dieses Urteil war falsch. Je mehr die faschistische Gefahr wuchs, je deutlicher die Monopolbourgeoisie auf dem Wege zum Faschismus von der Sozialdemokratie abrückte, um so besser gelang es der KPD, dies zu erkennen, diese Einengung der Einheitsfrontpolitik zu überwinden.« (S. 77) Über peinliche Details dieser »Einengung der Einheitsfrontpolitik« wird nichts weiter gesagt. Natürlich unterbleibt auch der geringste Hinweis auf die intensive Zusammenarbeit zwischen Reichswehr und Roter Armee, auf einen Sachverhalt also, der im Kontext des »antimilitaristischen Kampfes« der KPD gegen die Reichswehr doch wohl der Erwähnung wert ist. Auch wird die inzwischen längst bis auf wenige Spurenelemente widerlegte Behauptung von der Reichstags-Brandstiftung durch Naziakteure am 27. 2. 1933 vorgebracht (S. 165).

In den sieben Kapiteln des Buches, in denen die Geschichte des Reichsbanners der Chronologie entlang erzählt wird (übrigens sehr lebendig und in verständlicher Sprache), erfährt der Leser immerhin eine Menge Informationen über das Innenleben des Reichsbanners, über die Charaktere seiner Führer, über seine Aktionen, über das nicht einfache Verhältnis zur SPD und zu einigen republiktreuen bürgerlichen Parteien. Auch die Fotos, die beigegeben worden sind, vermitteln solche Informationen. Immer dann, wenn es um die politische Einordnung solcher Informationen geht (und das ist fast immer der Fall), muß man das Buch gegen den Strich lesen. Das ist äußerst mühevoll. Wer sich ohne solche Zusatzarbeit mit dem Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold befassen möchte, der sei auf das schon etwas ältere, indes nach wie vor gültige Standardwerk von *Karl Rohe* verwiesen, das im Jahr 1966 von der Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien herausgegeben wurde: »Das Reichsbanner Schwarz Rot Gold. Ein Beitrag zur Geschichte und Struktur der politischen Kampfverbände zur Zeit der Weimarer Republik«.

Wilfried v. Bredow, Marburg

William E. Pelz, The Spartakusbund and the German Working Class Movement 1914–1919 (= Studies in German Thought and History, vol. 1), The Edwin Mellen Press, Lewiston, N.Y./Queenston, Ontario 1987, XVIII, 405 S., Linson, $ 59.95.

Das anzuzeigende Buch enthält keine originäre Forschungsleistung und auch keine Zusammenfassung von Forschung; es ist überflüssig. Schon die Einleitung und der dort angedeutete Literaturüberblick bewegen sich auf dem Stand der 70er Jahre; das Literaturverzeichnis geht nicht über 1982 hinaus. Neben diversen Titeln auch der Spezialliteratur fehlt vor allem die jüngere deutschsprachige Forschung; die Fülle von Schreibfehlern in deutschen Titeln läßt die Gründe erahnen. So verwundert schließlich auch nicht, daß Erich Eyck (1954, engl. 1970) als Kronzeuge für »bürgerliche« Interpretationsmuster herhalten muß (S. 229 f.).
Die Erwartungen, die der Titel inhaltlich weckt, werden gründlich enttäuscht. Der Spartakusbund taucht eigentlich erst mit seinem Ende, mit seiner Umwandlung in die KPD am 29. Dezember 1918, ab S. 183 auf bzw. ab S. 163, wenn man die biographischen »Skizzen« von Liebknecht und Luxemburg einbezieht. Bis dahin wird ein zumeist eher oberflächlicher Überblick über die Parteigeschichte seit ihren Anfängen im 19. Jahrhundert gegeben, der sich für die Zeit des Weltkrieges »sozialgeschichtlich« etwas verdichtet. Aber der Leser erfährt so gut wie nichts über »Zimmerwald«; die Bremer Linksradikalen und die Berliner Revolutionären Obleute werden immerhin genannt; die USPD bleibt sehr unterbelichtet.
Wenn die Politik der SPD-Führung, zumeist in durchaus brillanten Klischees, im wesentlichen als von Dummheit, Versagen und Verrat geprägt erscheint, so könnte man darüber noch streiten. Aber der Verf. bleibt dabei nicht stehen, sondern er vertritt sehr dezidiert die These, »the SPD government was committed to drowning German Communism in a sea of blood before it could grow and gain strength« (S. 225); d. h. sie habe gezielt die Arbeiter zur »premature rebellion« provoziert (S. 253), um dann – da »blutdürstiger« als das kaiserliche Regime (S. 235) – in einem bewußten »process of murder and intimidation« (S. 225) den Aufstieg und die Konkurrenz der KPD zu verhindern. Denn die eigentliche (nicht nur »gesellschaftliche«, sondern durchaus auch intentionale) Funktion der SPD bzw. »gewisser« SPD-Führer habe darin bestanden, die »ideologische Hegemonie« von Bürgertum und damit Kapitalismus zu zementieren (S. 245 ff.), deren Erschütterung das eigentliche »revolutionäre« – aber eben nicht putschistische – Ziel und »Vermächtnis« (S. 297 ff.) des Spartakusbundes gewesen sei. Es fällt dem Autor allerdings schwer, überhaupt ein »Vermächtnis« zu definieren (S. 308), nicht zuletzt, da er sich und dem Leser weitgehend vorenthält, worin dieses nach Anspruch und Selbstverständnis inhaltlich wie politisch gelegen haben könnte. Es bleibt die KPD/Spartakusbund als unkritisch weichgezeichnete Idylle, die unter Luxemburg (mehr als unter Liebknecht) die Bolschewisierung verweigert und insgesamt die Weltgeschichte verändert hätte. Dieses Buch jedenfalls hat nichts verändert, nur verärgert.

Gunther Mai, Marburg

Sigrid Koch-Baumgarten, Aufstand der Avantgarde. Die Märzaktion der KPD 1921 (= Quellen und Studien zur Sozialgeschichte, hrsg. vom Internationalen Institut für Sozialgeschichte, Amsterdam, Bd. 6), Campus Verlag, Frankfurt/New York 1986, 576 S., Ln., 148 DM.

Der Märzaufstand 1921 war eine von vielen gewalttätigen Aktionen in der an Gewalt wahrlich nicht armen Geschichte der Weimarer Republik. Für den deutschen Kommunismus allerdings bildete die Märzaktion 1921 den entscheidenden Wendepunkt, einschneidender als die Wende in Strategie und Taktik der KPD nach dem »deutschen Oktober« 1923. Dies ist

die zentrale These, die Sigrid Koch-Baumgarten ihrer Untersuchung über die Märzaktion der KPD zugrunde legt.
Der Märzaufstand wurde bisher in der Forschung als Teilaspekt von umfassenderen, anders gewichteten Fragestellungen behandelt: der Geschichte der KPD, der Einheitsfrontpolitik, der Gewaltdiskussion. Erstmals werden jetzt Vorgeschichte, Verlauf und Ergebnis der Märzaktion detailliert dargestellt, nicht nur für das mitteldeutsche Aufstandszentrum, sondern auch für Hamburg und Rheinland-Westfalen.
S. Koch-Baumgarten hat eine Fülle von zeitgenössischem Material ausgewertet, Protokolle, Broschüren, Zeitschriften, Zeitungen (v. a. die regionale Presse). Als besonders ergiebig erwies sich für die Interna der KPD der Nachlaß von Paul Levi. Die Archive der DDR waren leider nicht zugänglich.
Die Verf. will sich von einem allzu vereinfachenden Interpretationsschema lösen, das den Märzaufstand entweder als heroischen Abwehrkampf gegen eine Provokation der Allianz Monopolkapital-Staatsgewalt interpretiert oder als den von Moskau inszenierten Putschversuch der KPD. Eine solch schablonenhafte Deutung findet sich in neueren Untersuchungen freilich längst nicht mehr. S. Koch-Baumgarten verfolgt einen Erklärungsansatz, der Organisationsgeschichte mit regionalen Detailstudien und Sozialgeschichte verbindet. Dieser Ansatz erweist sich für die Ereignisse in Hamburg und Rheinland-Westfalen als sehr ergiebig, für den mitteldeutschen Raum stand offensichtlich das entsprechende Quellenmaterial nicht zur Verfügung.
Die Untersuchung gliedert sich in drei größere Abschnitte. Teil 1 untersucht die Vorgeschichte des Märzaufstandes, Teil 2 beschreibt die Aufstandsbewegungen in Mitteldeutschland, in Hamburg und dem westlichen Industriegebiet, der letzte Teil schließlich diskutiert die Auswirkungen der Märzaktion auf Theorie und Praxis des deutschen Kommunismus.
Seit ihrer Gründung stand die KPD vor der Frage, auf welche Weise eine revolutionäre Theorie umzusetzen sei in revolutionäre Strategie und Taktik. Der Gründungsparteitag Ende 1918 gab hierzu die unterschiedlichsten Antworten. Zu Recht sieht S. Koch-Baumgarten bereits im Verlauf des Jahres 1919 Ansätze einer Offensivtheorie, die einer von der Partei »gemachten« Revolution den Vorzug gab vor der Konzeption Rosa Luxemburgs, spontan entstehende Massenaktionen seitens der Partei lediglich zu steuern und weiterzutreiben. Die Kontroverse zwischen Paul Levi und Paul Frölich um die Einschätzung der Münchner Räterepublik machte die grundlegenden Differenzen hinsichtlich der einzuschlagenden revolutionären Strategie deutlich. Bliebe noch zu erwähnen, daß bereits zu dieser Zeit in der KPD Beurteilungsmechanismen auftauchten, die sich auch bei den gescheiterten Aktionen der folgenden Jahre finden: die These vom provozierten Aufstand und der positiven Bewertung von Niederlagen.
In den programmatischen und organisatorischen Entscheidungen des Heidelberger Parteitages im Herbst 1919 (Ausschluß der Linkskommunisten) sieht S. Koch-Baumgarten das Modell für den Umgang mit der innerparteilichen Opposition, das 1921 auf die Handelnden des Jahres 1919 selbst zurückschlagen sollte. In der heftigen Diskussion um das Verhalten der Partei beim Kapp-Putsch zeichneten sich die Konturen der Offensivkonzeption immer deutlicher ab. Ihre Befürworter sahen in der Aktion den Katalysator zur Herausbildung einer revolutionären Partei; notfalls müsse man die Rechte »zum Angriff« zwingen. Ähnlich argumentierten Teile der Komintern und eine Gruppe um die Zeitschrift »Kommunismus«. Bedauerlicherweise geht S. Koch-Baumgarten nicht auf den brillantesten Theoretiker dieser Gruppe, Georg Lukacs, ein, der in seinem Aufsatz »Opportunismus und Putschismus« den Zusammenhang von Masse, Partei und Klassenkampf auf hohem Niveau erörterte.
Die weiteren Stationen auf dem Weg zur angewandten Offensivtheorie – Vereinigungsparteitag, Italienkrise, Sturz der Levi-Zentrale – zeigen, daß die Aktivitäten der russischen KP und der Komintern mit dem Willen in der deutschen KP zusammenfielen, durch Aktionen den revolutionären Prozeß wieder in Gang zu setzen. Dabei unterschätzt die Verf. die Be-

deutung der in Moskau getroffenen Entscheidungen für die Entwicklung in Deutschland keineswegs. Im Gegenteil. Sie sieht in der Politik der Komintern ein Beispiel für die Instrumentalisierung einer unabhängigen, nationalen Partei für ausschließlich interne Erfordernisse der Sowjetunion, eine Politik, die landläufig erst für die Stalin-Ära konstatiert wird (S. 120). Es gelingt S. Koch-Baumgarten, die verwirrenden Vorgänge innerhalb der KPD und der Komintern am Vorabend des Märzaufstandes und in den ersten Aufstandstagen aufzuklären, soweit es die Quellenlage erlaubt; denn noch immer sind der Forschung wichtige Informationen aus den Machtzentren der Komintern und der KPD nicht zugänglich. In diesem Kapitel kommt die Verf. zwar zu keinen grundlegend neuen Aussagen; ihre Darstellung erweist sich aber zweifellos als die bisher ausführlichste und präziseste zu diesem Fragenkomplex. Dies gilt vor allem für die Schilderung der Ereignisse in Hamburg sowie Rheinland-Westfalen. Beide Regionen sind deshalb von besonderem Interesse, weil sie je unterschiedliche Richtungen in der KPD repräsentieren: Hamburg den linken Flügel, das westliche Industriegebiet eher den gemäßigten. S. Koch-Baumgarten erklärt das unterschiedliche Handeln der KPD-Organisationen aus den jeweiligen sozio-ökonomischen und politischen Rahmenbedingungen. Dieser sozialgeschichtliche Ansatz scheint mir für die Klärung der Gewaltproblematik der Weimarer Republik weiterführend; er sollte noch stärker durch Verfahrensweisen der neueren Protestforschung erweitert werden. Hinweise auf den Gewaltcharakter, auf die Polarisierung der Weimarer Gesellschaft (S. 123) gehen in diese Richtung. Die Hamburger KPD stand seit langem der Offensivstrategie nahe, huldigte einem politischen Maximalismus und Aktionismus. Die Märzaktion interpretiert die Verf. deshalb nicht als bloße Solidaritätsaktion, sondern als Bestandteil eines umfassenden Aufstandskonzeptes: Hamburg sollte neben Mitteldeutschland die Initialzündung für den reichsweiten Aufstand geben (S. 201). Demgegenüber kennzeichnet sie die Politik der KPD im westlichen Industriegebiet als reaktiv, geprägt von Parteidisziplin und Solidarität. Ohne die Empörung über das in den Märztagen abgeschlossene Überschichtenabkommen im Bergbau wäre die Märzaktion völlig im Sande verlaufen. Der Versuch der KPD, diese »kollektive Protestbewegung« (S. 260) für ihre Ziele zu instrumentalisieren, mißlang. Diese Strategie scheiterte, wie das gesamte Offensivkonzept.

Ausführlich beschreibt S. Koch-Baumgarten die heftigen Auseinandersetzungen über die »Lehren« der Märzaktion, über die Funktion von Aktionen, über die Aufgaben einer revolutionären Partei und ihr Verhältnis zu den Massen. Zwar erteilte der 3. Kominternkongreß der Offensivtheorie eine Absage, an eine Rehabilitierung der Parteiopposition um Paul Levi war jedoch nicht zu denken. Sie konnte auch innerhalb der KPD in keinem Bezirk ihre Position durchsetzen. Da blieb nur der Weg der Abspaltung, der Weg in die Kommunistische Arbeitsgemeinschaft (KAG).

Insgesamt ist das Urteil S. Koch-Baumgartens über den »Aufstand der Avantgarde« vernichtend. Sie verweist auf die verheerenden Folgen dieser Politik: verschärfte staatliche Repression, die sich vertiefende Spaltung in der Arbeiterbewegung, eine bisher nie dagewesene Austrittsbewegung. Jetzt erfolgte endgültig die Abwendung vom Modell der Massenpartei hin zur Kaderpartei, die Verdrängung der Luxemburgschen Tradition. Eigeninitiative und Selbsttätigkeit der Basis wichen dem rigorosen Führungsanspruch der Partei bzw. eines kleinen Führungszirkels, organisatorische und ideologische Geschlossenheit ersetzte den Pluralismus der Meinungen. Die KPD ordnete sich dem Herrschaftsanspruch der sowjetischen KP und der Exekutive der Komintern völlig unter. Die Märzaktion bedeutete das Ende einer eigenständigen KPD, »das Ende des Kommunismus als Emanzipationsbewegung« (S. 444). Zweifellos finden sich 1921 in der KPD zahlreiche Positionen, an welche die spätere »Stalinisierung« anknüpfen konnte. Die entscheidende, unumkehrbare Weichenstellung bereits 1921 anzusetzen, scheint allerdings diskussionsbedürftig. Eine solche These wird der Politik der KPD in den folgenden zwei Jahren, insbesondere während der ersten Hälfte des Jahres 1923, nicht ganz gerecht. Die Politik der Einheitsfront, der Arbeiterregie-

rung, der begrenzten Annäherung an die SPD enthielt doch mehr Eigenständigkeit, größere Meinungsvielfalt, als S. Koch-Baumgarten annimmt. Erst der »deutsche Oktober« und die sich anschließende Entwicklung brachten die entscheidende Wende.

Hans-Ulrich Ludewig, Braunschweig

Arne Andersen, »Lieber im Feuer der Revolution sterben, als auf dem Misthaufen der Demokratie verrecken!« Die KPD in Bremen von 1928–1933. Ein Beitrag zur Bremer Sozialgeschichte (= Minerva-Fachserie Geisteswissenschaften), Minerva Publikation, München 1987, VI, 526 S., kart., 69 DM.

Die KPD der Weimarer Republik mit ihren verschiedenen Entwicklungsphasen ist zumal bei Studenten und jungen Wissenschaftlern seit geraumer Zeit ein bevorzugter Untersuchungsgegenstand. Dabei verlagerte sich der Schwerpunkt in den letzten Jahren deutlich von ideologiekritischen und organisationsgeschichtlichen Gesamteinschätzungen auf regionale und lokale Studien. Doch kaum je lieferte eine örtlich begrenzte Arbeit eine solche Fülle sozialer, wirtschaftlicher und politischer Informationen zum gesellschaftlichen Umfeld der Partei. Einwohnerzahlen und Industriearbeiteranteil, Steueraufkommen und Gewerbespiegel, Sozial- und Berufsstrukturen, Wohnsituation und Beschäftigungsgrad, Stundenlöhne unterschiedlicher Branchen und Preise für Grundnahrungsmittel werden für die Jahre bis 1927 wie unter den besonderen Bedingungen der Weltwirtschaftskrise dargelegt, reichlich mit statistischem Material unterfüttert. Daß sich hier auch ausführliche Analysen der Bremer Wahlergebnisse wie der Mitgliederentwicklungen von KPD und RGO sowie die Ergebnisse von Betriebsrätewahlen finden, versteht sich angesichts des in der Einleitung artikulierten umfassenden Anspruchs von selbst. Breiten Raum nehmen die Streikdarstellungen ein. Anhand der Arbeitskämpfe der Hafen- und Werftarbeiter, der Jutearbeiterinnen und Sackflickerinnen, der Binnenschiffer, Brauerei- und Bauarbeiter gelingt es, sowohl die verschiedenen Handlungsspielräume der Arbeiterbewegung in der Endphase der Weimarer Republik zu verdeutlichen, als auch die Positionen und Gestaltungsmöglichkeiten der Bremer KPD differenziert zu werten. Zweifel scheinen allerdings hinsichtlich des Sinns und der Notwendigkeit ausufernder Ereignisbeschreibungen angebracht. Entscheidungsprozesse und Entwicklungstendenzen werden auch ohne minutiöse (und ermüdende) Auflistung noch des unbedeutendsten Zusammentreffens dreier Ortsvereinsmitglieder, jeder zu Bruch gegangenen Fensterscheibe und der letzten nicht zustande gekommenen Wahl- oder Betriebsversammlung plausibel. Weniger wäre hier im Sinne einer stringenten Verlaufsvermittlung mehr gewesen. Das gilt auch für den gelungenen Nachweis des Vorranges von Wahl- vor Massenkämpfen in der Parteiarbeit entgegen den nach außen hin verfochtenen umgekehrten Aktionspräferenzen.

Wenn auch gleich die erste Ankündigung des Vorworts, im Mittelpunkt dieser Arbeit stünden die (verpaßten) Chancen der Arbeiterbewegung, die nationalsozialistische Gefahr aufzuhalten, so nicht eingelöst wurde, wenn der Autor auch streckenweise selbst der Gefahr der von ihm in der Einleitung anhand anderer Untersuchungen kritisch bemängelten reinen Faktensammlungen ohne allgemein-historischen nationalen Bezug unterlag, und wenn auch die aufgeworfene Frage nach dem Bremer Sonderweg weitgehend ohne die dabei zu erwartenden lokal-komparativen Rück- und Seitengriffe (mit Ausnahme der Hamburger Streikereignisse) beantwortet wurde, so bleibt hier immer noch eine hochinformative und in mancher Hinsicht erkenntnisbereichernde Arbeit. Daran ändert auch ein übertriebenes Harmoniebedürfnis mit stets gleichermaßen paritätisch ausgewogenen Schuldzuweisungen an KPD und SPD in der stellenweise nahezu erheiternden Konklusion nur wenig. Ein wirklich die Lektüre vergällendes Ärgernis stellen allerdings die auf nahezu jeder der 526 Seiten in reicher Zahl anzutreffenden Druckfehler dar. Hinzu kommen Sprachschnitzer und Formulierungsschwächen – ein Ergebnis der grassierenden Unsitte im Verlagswesen, jungen, noch

ungeübten Autoren druckfertige Manuskripte abzuverlangen, die im Zeichen der Kostenminimierung ohne jede Lektorierung in Satz gehen. Die Minerva Publikation München erweist ihrem Renommée – soweit vorhanden – mit einer solchermaßen zustande kommenden »Fachserie Geisteswissenschaft« kaum einen Dienst und den möglicherweise am Beginn einer wissenschaftlichen Laufbahn stehenden Verfassern schon gleich gar nicht.

Beatrix Herlemann, Hannover

Louis Dupeux, »Nationalbolschewismus« in Deutschland 1919–1933. Kommunistische Strategie und konservative Dynamik. Aus dem Französischen von Richard Kirchhoff, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1985, 492 S., Ln., 98 DM.

Nationalbolschewismus in Deutschland als Ideologie der extremen politischen Rechten; von heute aus gesehen, erscheint dies gleich als ein mehrfaches Paradoxon, erst recht vor dem Hintergrund der bekannten Thesen Ernst Noltes über das politische Trauma, das die russische Revolution im europäischen Bürgertum angerichtet haben soll.[1]

Über die »linken Leute von rechts«, wie sie Ernst-Otto Schüddekopf in seiner schon 1960 veröffentlichten Standarduntersuchung nannte, hat der Straßburger Zeitgeschichtler Louis Dupeux 1974 eine Habilitationsschrift verfaßt, die nunmehr auch in deutscher Übersetzung vorliegt.

Das schwierige Unternehmen einer solchen Übersetzung hat sich gelohnt. Unter Einarbeitung beachtlicher archivalischer Bestände und der beinahe unüberschaubaren zeitgeschichtlichen Literatur zeichnet Dupeux ein ungemein detailreiches Bild der Ideologen und der Ideen nationalbolschewistischer Provenienz zwischen 1919 und 1933. Als ersten »authentischen« Vertreter dieser Richtung (S. 54) macht der Autor das ehemalige DNVP-Mitglied Paul Eltzbacher aus. Als Initiatoren bzw. Inspiratoren des Weimarer Nationalbolschewismus verortet er ferner Politiker und Schriftsteller wie die linken Hamburger Kommunisten Fritz Wolffheim und Heinrich Laufenberg, den ehemaligen Räteangehörigen Ernst Niekisch, den abgefallenen sozialdemokratischen Gewerkschaftsführer August Winnig, den Kriegsschriftsteller Ernst Jünger, den »linken« Antipoden Hitlers, Otto Strasser, den Erhardt-Adjutanten und Freikorps-Führer Hartmut Plaas sowie den späteren Widerständler Harro Schulze-Boysen; daneben aber auch heute weithin vergessene Persönlichkeiten, wie Max Lenz und Karl Otto Paetel.

In den ersten Jahren nach dem Versailler Friedensschluß und dann später wieder in der Krise der Republik entstanden zahlreiche, meist kleine Grüppchen, die mit nationalbolschewistischem Ideengut sympathisierten – von den linkskommunistischen »Hamburger Nationalbolschewisten« über die jugendbündische »Gruppe sozialrevolutionärer Nationalisten« bis zu Otto Strassers »Kampfgemeinschaft revolutionärer Nationalsozialisten«. Zeitschriften wie »Widerstand«, »Der Vorkämpfer« und »Gegner« wurden vor allem in der intellektuellen Jugend breit rezipiert. Die KPD suchte zunächst im Ruhrkampf mit ihrem Schlageter-Kurs (S. 178 ff.), später dann mit ihrem Programm zur »sozialen und nationalen Befreiung« (S. 437 ff.) Brückenschlag und Schulterschluß, vor allem zur unruhigen mittelständischen Jugend, auch wenn sie die nationalbolschewistischen Gruppierungen selbst heftig bekämpfte (S. 452).

Es steigert den Erkenntniswert der vorliegenden Studie, daß sie die Ideen- und Organisationsgeschichte ihres Gegenstandes mit den politischen Ereignissen der Zeit in eine enge Beziehung setzt. Der Leser erfährt so den frühen Nationalbolschewismus als ein Produkt der

1 *Ernst Nolte*, Der europäische Bürgerkrieg 1917 bis 1945. Nationalsozialismus und Bolschewismus, Berlin 1987.

deutschen Kriegsniederlage und des Versailler Vertrages. Schon im Vorfeld des Friedens drohte General Groener, der starke Mann des Heeres, den Siegermächten, »Deutschland werde lieber bolschewistisch, als daß es sich knechten ließe« (S. 47). Später schlug die Faszination, die vom Experiment der Bolschewiki ausging, bis in das bürgerliche Lager in Deutschland durch. Der Nationalbolschewismus wurde unter eindeutig rechtsextremen Vorzeichen zu einem »Nebensystem der konservativen Revolution« (S. 419). Nunmehr galten die Sowjetunion und das Deutsche Reich nicht mehr allein als die von den kapitalistischen Mächten des Westens »unterdrückten Völker« (S. 264). Im Bolschewismus glaubte man überdies die »völkische Bewegung« Rußlands zu sehen, in der sich die Abwehr der »westlichen Verfremdung« mit der traditionell autoritären russischen Staatsidee verband (S. 227 f.) und in der ein starkes gefühlsaristokratisches Elitebewußtsein mit anti-individualistischem, bis in das Zivile durchschlagendem militärischen Ordnungsdenken eine buchstäblich vorbildliche Symbiose einging (S. 217). Nicht von ungefähr erging sich der junge Goebbels, hier scharf bekämpft von dem Balten Rosenberg, in Lobeshymnen auf Lenin und dessen berufsrevolutionäre Avantgarde (S. 225).

Für den durch den deutschen Historikerstreit sensibilisierten Betrachter liest sich Dupeux' Studie wie eine einzige Widerlegung der historiographischen Konstruktionen Ernst Noltes. Das Trauma eines beträchtlichen Teils der politischen Rechten in Deutschland, vor allem der gebildeten Jugend, waren mitnichten die russische Revolution und der Bolschewismus, sondern – wie Ernst Niekisch es ausdrückte – die »westliche Geistigkeit«, jenes »ganze Gewebe der Menschheits-, Friedlichkeits-, Gleichberechtigungs- und Selbstbestimmungsvorstellungen, mit denen die westliche Demokratie die ausgebeuteten Volksschichten in den Wahn einlull[e], alles geschehe mit ihrem Einverständnis« (S. 241). Nicht der bolschewistische Osten, sondern der kapitalistische Westen war das Problem der politischen Rechten in Deutschland, zumal sich, um ein berühmtes Wort Werner Sombarts abzuwandeln, die (angelsächsischen) »Händler« gegenüber den (deutschen) »Helden« im Weltkrieg durchgesetzt hatten und zumal die Weimarer Reichsverfassung, wie es schien, die politische Hegemonie des kapitalistischen Westens auch innerhalb der Grenzen des Reiches perpetuierte.

Nicht von ungefähr war die anti-französische Stoßrichtung in der frühen Propaganda der jungen NSDAP weit vernehmlicher als die antisemitische, und nicht zufällig wurden die Siegermächte wesentlich schärfer attackiert als das bolschewistische Rußland.[2] Die später bei Hitler durchschlagende, scharf anti-bolschewistische Linie muß immer auch im Kontext seiner Profilierungs- und Abgrenzungsbemühungen gegenüber den konkurrierenden völkischen Gruppen und der starken »linksorientierten«, norddeutschen Parteiopposition gesehen und damit – zumindest anfangs – taktisch-instrumentell gedeutet werden.

Es ist insgesamt ein Verdienst der vorliegenden Arbeit, durch eine tiefenscharfe Nahaufnahme der nationalbolschewistischen Gruppen und ihrer herausragenden Protagonisten einen Eindruck von der erstaunlichen Bandbreite rechtsextremer Ideen in der Weimarer Republik zu geben. Allerdings finden wir auch bei Dupeux jene unklare Begriffsbildung, die der Autor bei anderen Arbeiten zum gleichen Gegenstand bemängelt. Der Leser wird mit einer Flut von Bezeichnungen für den Weimarer Nationalbolschewismus konfrontiert. »Dupeux spricht vom sog. Hamburger Nationalbolschewismus, vom angeblich nationalen Bolschewismus, vom Nationalkommunismus, vom linken Nationalbolschewismus, vom ehrlichen bürgerlichen Nationalbolschewismus, vom Pseudo-Nationalbolschewismus bzw. vom gemäßigten Nationalbolschewismus der Reichswehr.«[3]

---

2 *Albrecht Tyrell*, Vom »Trommler« zum »Führer«. Der Wandel von Hitlers Selbstverständnis zwischen 1919 und 1924 und die Entwicklung der NSDAP, München 1975.

3 Vgl. die Rezension des vorliegenden Werkes von *Hermann Weber* in der HZ, Bd. 242, 1986, S. 732 f., hier S. 732.

Immerhin aber gibt Dupeux eine Übersicht über die konstitutiven Elemente des Nationalbolschewismus. Hierzu gehörten »kompromißloser Antikapitalismus, Forderung nach einer sozialen Revolution im Dienste der nationalen, Erwartung einer Verbindung des Industrieproletariats mit dem Mittelstand [. . .], Hinnahme des Bündnisses mit den Kommunisten, ja deren Initiative zur Revolution, ebenso mit den Russen, deren bolschewistische Methoden als ›Lehren‹ gewertet wurden, die einem ultrarechten Selbstverständnis entsprechend, auf Deutschland übertragen werden sollten« (S. 432). Zu den »positiven Zielen« dieser Ideologie zählt der Autor »neben der nationalen Befreiung und der Wiederherstellung von Deutschlands Weltrang den Aufbau der Nation als Volksgemeinschaft« im altpreußischen Sinne und die Eingliederung der Bevölkerung, vor allen Dingen des Industrieproletariats in eine strenge Hierarchie, »in der eine naturgegebene Elite einen gebieterischen Staat stützte und ihm diente« (S. 432).
Verdienstvollerweise läßt Dupeux auch den sozialen Hintergrund der nationalbolschewistischen Trägerschichten nicht außer Betracht. Es war mehrheitlich die intellektuelle Jugend aus dem protestantischen Mittelstand, eher aus den gehobenen Schichten als aus dem Kleinbürgertum, die sich hier artikulierte. Die Wortführer entstammten nicht selten den sog. begüterten Kreisen (S. 413). Den Rückschluß von der Schichtenzugehörigkeit und der damit verbundenen sozialen Erwartungshaltung auf die vorgefundene Lebenslage und die daraus resultierende Zukunftserwartung zieht Dupeux freilich nicht. Was die Ideologiekritik anbetrifft, gelangt der Autor nicht über eine Oberflächendifferenzierung hinaus. Eher irrtiert vernimmt der Leser, der Weimarer Nationalbolschewismus sei eine Art »extremer Idealismus« gewesen, der die »totale Revolution allein um der Nation willen« angestrebt habe (S. 413). Dabei liegt es auf der Hand, daß sich in der vitalistisch-expressionistischen Sprache der ultranationalistischen Weimarer Jugend, in der von vielen geteilten Beschwörung des »Nichts (des Elementaren), durch das die neue Ordnung werden sollte« (S. 259), daß sich in der Sehnsucht nach der »Kraft der Barbarei, dem Willen zur Macht« (S. 262) und schließlich in der Stilisierung des Arbeiters zum Helden und zum Gegenpol des Bürgers (S. 271) der Protest zahlenmäßig überaus starker jugendlicher Kohorten gegen die soziale Enge und politische Bevormundung einer Vätergeneration artikulierte, die sich ökonomisch und mentalitätsmäßig nicht in der Lage zeigte, den nachwachsenden Generationen berufliches Fortkommen und eine ausreichende wirtschaftliche Lebensbasis zu garantieren, von politischen Mitsprachemöglichkeiten, Macht und Einfluß ganz zu schweigen. Der durchaus nicht auf die Weltwirtschaftskrise beschränkte Erfolg der Nationalsozialisten resultierte sicherlich auch daraus, daß sie der »Erhebung der Jungen gegen die Alten« nicht nur propagandistisch das Wort redeten, sondern diese – mit den bekannten fürchterlichen Folgen – zu guten Teilen auch faktisch umzusetzen wußten.
Es ist sicherlich ein Manko, daß Dupeux zwar die politischen, nicht aber die sozio-ökonomischen und sozialpsychologischen Bedingungsfaktoren des Nationalbolschewismus und vergleichbarer völkischer Ideologien mit hinreichender Deutlichkeit herausstellt. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß der Autor ein Standardwerk zur politischen Rechten in der Weimarer Republik vorgelegt hat. *Ulrich Heinemann, Bochum*

Heinrich Potthoff, Freie Gewerkschaften 1918–1933. Der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund in der Weimarer Republik (= Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Bd. 82), Droste Verlag, Düsseldorf 1987, 435 S., Ln., 78 DM.

Die Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung während der ersten deutschen Republik ist für die Forschung längst keine *tabula rasa* mehr, wiewohl eine Liste der Desiderata beträchtlichen Raum einnehmen würde. Woran es mangelt, ist eine Darstellung, die den

mittlerweile erreichten Forschungsstand eingehender zusammenfaßt und ergänzt. Anders als es der Titel seines Buches vermuten läßt, hat sich Potthoff allerdings ausdrücklich weder vorgenommen, eine solche »umfassende Gesamtdarstellung« zu schreiben, noch das »Gesamtspektrum der Freien Gewerkschaften oder auch nur der im ADGB zusammengeschlossenen Arbeitergewerkschaften« gleichsam flächendeckend abzuhandeln. Sein Erkenntnisinteresse konzentriert sich vielmehr auf die Rolle des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes »als Sprachrohr« und Interessenvertretung der (frei)gewerkschaftlich organisierten Arbeiterinnen und Arbeiter im Kräftefeld von Staat, Parteien und – jedoch nur am Rande (S. 22) – Unternehmern. Daß seine Studie deshalb nur einen »stark kopflastigen Ausschnitt aus der Breite der gewerkschaftlichen Wirklichkeit« bieten kann, in dem die sogenannte »Basis« überwiegend als bloßes Objekt figuriert, räumt der Autor selbst ein; und er verspricht unter Hinweis auf den Mangel an Betriebs- und Lokalstudien auch keine »Einlösung der Forderung nach einer sozialgeschichtlich angelegten Analyse der Gewerkschaftsbewegung in der Weimarer Republik«, sondern eine »Problemskizze über den ADGB und seine den Kurs bestimmenden Instanzen« (S. 22 f.).

Dieses Vorhaben geht Potthoff im Rahmen einer »sachlich-systematischen« Gliederung an. Dieser Zugriff verringert nach seiner Auffassung zum einen die »Gefahr einer von Zufälligkeiten und unbewußten oder vorgeformten Werturteilen beeinflußten Auswahl der behandelten Stoffe« – ein keineswegs zwingender Schluß –; zum anderen erhofft er sich davon, »die Vielfalt der gewerkschaftlichen Organisation und Aktion (besser) in den Griff zu bekommen« und zugleich den Blick stärker auf die Entwicklung der behandelten Problemstränge über den Gesamtzeitraum der Weimarer Republik hinweg zu lenken, als dies bei einer chronologischen Vorgehensweise möglich sei.

Der Aufbau der Studie folgt nach Potthoffs Auskunft dem Gliederungsprinzip »von innen nach außen«. Nach einer ausführlichen Würdigung der bisherigen Literatur gibt er im ersten Kapitel einen knappen, aber instruktiven Überblick über die Organisationsstruktur des Dachverbands der Freien Arbeitergewerkschaften und seine organisatorischen Verbindungen zu den Spitzenorganisationen der Angestellten- und Beamtenschaft sowie zum Internationalen Gewerkschaftsbund, um dann eingehend die Mitgliederstruktur und Mitgliederbewegungen der ADGB-Gewerkschaften zu analysieren. Besonders hervorzuheben sind hier die Aufschlüsse, welche Potthoff trotz der disparaten Quellenlage und methodischer Hindernisse über die Entwicklung des Organisationsgrades in verschiedenen Branchen vermitteln kann.

Im zweiten Kapitel behandelt Potthoff unter der Überschrift »Das primäre Tätigkeitsfeld – Arbeitsmarkt, Lohn und soziale Sicherheit« nach einem kurzen Abriß der »wirtschaftlich-sozialen Rahmenbedingungen« die »Grundzüge der Tarifpolitik«. Zu Recht widmet er in diesem Zusammenhang dem bei Aussagen über die Lohnentwicklung häufig nicht genügend beachteten Phänomen der übertariflichen Entlohnung, der sogenannten »Lohndrift«, besondere Aufmerksamkeit. Mit der in den vergangenen Jahren im Verlauf der »Borchardt-Kontroverse« diskutierten These, die Überbürdung der Wirtschaft mit zu hohen Lohnkosten habe mit zum Scheitern der Weimarer Republik beigetragen, setzt er sich in einem gesonderten Unterkapitel kritisch auseinander. Leider beschränkt er sich insgesamt zu sehr auf das Referieren und Interpretieren des statistischen Quellenmaterials; die gewerkschaftlichen Positionen kommen demgegenüber zu kurz und werden zudem nicht immer korrekt wiedergegeben. So haben beispielsweise die ADGB-Gewerkschaften (im Gegensatz zu den Christlichen Organisationen) den »Soziallohn« während der Inflationszeit keineswegs einheitlich befürwortet, sondern überwiegend prinzipiell als Lohnsenkungsinstrument verworfen und bekämpft; daß manchen Verbänden auf dem Höhepunkt der Hyperinflation 1922/23 in der Tat die Kraft fehlte, sich in den Tarifverhandlungen mit ihrer ablehnenden Haltung gegen die Arbeitgeber und gegen ihre Christliche Konkurrenz durchzusetzen, ist eine ganz andere Sache. In einem weiteren Unterkapitel handelt Potthoff die Sozialpolitik in

einer Kürze ab, welche der zentralen Bedeutung dieses Politikfeldes gerade auch im Wirkungsspektrum des ADGB (und damit dem eigentlichen Gegenstand seiner Studie) nicht gerecht wird.

Nachdem er sich im dritten Kapitel mit den »Gesellschaftspolitische[n] Leitbilder[n] und Transformationsansätze[n]« der Freien Gewerkschaften (Rätefrage, Zentralarbeitsgemeinschaft, Reichswirtschaftsrat, Sozialisierung, »Wirtschaftsdemokratie«) auseinandergesetzt hat, analysiert Potthoff im vierten Kapitel deren Haltung gegenüber den bürgerlichen Parteien, den Kommunisten und – besonders eingehend – gegenüber der (gespaltenen) Sozialdemokratie. Diese Abschnitte gehören zu den gelungensten und aufschlußreichsten des Buches. Das gilt ebenso für den Abschnitt über »Die Stellung zur parlamentarischen Demokratie« und die systematischen Ausführungen Potthoffs über »Die politische Interessenvertretung« der Freien Gewerkschaften auf parlamentarischer und außerparlamentarischer Ebene sowie vor allem auch in direkten Kontakten mit der Exekutive im fünften Kapitel über »Die Gewerkschaften im politischen System«. Kursorisch und bruchstückhaft hingegen bleibt, was er in diesen Kapiteln verstreut über das konkrete politische Engagement des ADGB etwa auf den Feldern der Wirtschafts- und Finanzpolitik, der Außenpolitik und wiederum auch der Sozialpolitik mitteilt. Das ist um so verwunderlicher, als Potthoff andererseits der Tarifpolitik ein eigenes Kapitel eingeräumt hat, obwohl er sie eingangs zutreffend als Domäne der Einzelgewerkschaften aus seiner auf den Dachverband konzentrierten Fragestellung ausgrenzt (S. 22).

Diese Feststellung leitet über zu den Problemen, die die von Potthoff gewählte Vorgehensweise und Stoffanordnung unverkennbar mit sich bringen. Zentrale Themen und Ereignisse werden mehrfach in unterschiedlichem Kontext aufgegriffen, wobei es nicht selten zu Redundanzen und gelegentlich auch zu widersprüchlichen Aussagen kommt. Selbst für den mit der Materie vertrauten Leser ist es so mit einiger Mühe verbunden, aus Potthoffs Darlegungen dazu ein klares Bild zu gewinnen. In besonderem Maße gilt dies etwa für die Vorgänge der Jahre 1932/33, die auf den Seiten 206 ff., 236 f., 245, 265 ff., 287, 289 und 301 ff. behandelt werden.

Das Verhalten der sozialdemokratischen Gewerkschaftsführer im Frühjahr 1933 interpretiert Potthoff im übrigen nicht als eine »völlige Umdefinition der Stellung der Freien Gewerkschaften zum Staat, sondern nur [sic!] [als] eine Akzentuierung von [gouvernementalen] Traditionen, wie sie in der wirtschaftlichen Interessenvertretung der Arbeiterschaft schon früher zu Hause waren« (S. 304). Diese Formulierung ist sachlich unzutreffend und in ihrer Tendenz apologetisch. Denn der Anpassungskurs gegenüber der »nationalen Revolution« ist eben nicht in eine direkte Linie zu stellen mit dem Bestreben, auch mit den bürgerlichen Mitte-Rechts-Kabinetten der 20er Jahre oder dem Brüningschen Notverordnungsregime einen *modus vivendi* zu suchen. Seit den Tagen des Kaiserreichs hatten der freiheitlich-demokratische und der gouvernementale Traditionsstrang zusammen die Identität der Freien Gewerkschaftsbewegung konstituiert. Im März und April 1933 wurde der erstere rigoros über Bord geworfen, um die organisatorische Hülle der Gewerkschaften in den nationalsozialistischen Staat hinüberzuretten. Potthoff ist nun der Auffassung, »dieser häufig als Anpassung, Anbiederung und schmähliche Kapitulation gekennzeichnete Prozeß« sei »mit moralischen Kategorien nicht zu erfassen, so sehr auch Fehleinschätzungen und menschliches Versagen dabei mitspielten« (S. 303). Demgegenüber ist darauf zu insistieren, daß das Verhalten der historischen Akteure im politisch-gesellschaftlichen Raum im Anschluß an die sachlich-abwägende Rekonstruktion sehr wohl auch an Maßstäben der politischen Moral gemessen werden kann, darf und muß. Vor allem das, was im April 1933 in der »Gewerkschaftszeitung«, der »Arbeit« und manchen Verbandsorganen zu lesen stand, wie auch das Geschehen am 1. Mai 1933 sollten offen und nüchtern als das bezeichnet werden, was sie – bei allem Verständnis für die verzweifelte Lage der Arbeitnehmerorganisationen – tatsäch-

lich gewesen sind: zwar kein »Verrat« an der Arbeiterschaft, wohl aber der moralische Tiefpunkt in der wechselvollen Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung.

Ein Leitmotiv der Studie Potthoffs ist die Unterscheidung zwischen »Autonomisten« und Staatsinterventionisten, deren jeweiliges Gewicht sich im Zeitablauf gegeneinander verschoben habe. Daß es innerhalb der freigewerkschaftlichen Führungsgarnitur immer wieder Auffassungsunterschiede gegeben hat, welche mit diesem Begriffspaar zu umschreiben sein könnten, ist unstreitig; Potthoffs diesbezügliche Ausführungen (S. 119, 132, 288 f. und passim) indes sind widersprüchlich und verkennen jenen durchgängig gouvernementalen Grundzug freigewerkschaftlicher Politik, den er an anderen Stellen durchaus hervorhebt. Die sozialdemokratischen Gewerkschaftsführer haben während des Krieges auf die staatliche Sozialpolitik gesetzt, und sie taten das erst recht nach dem Sozialstaatskompromiß von Weimar und dem 1919/20 unverkennbar einsetzenden *roll back* des sozialen Widerparts. Die zeitweilige Hervorkehrung des Gedankens einer autonomen Regelung nicht nur der Arbeitsbeziehungen im engeren Sinne, sondern auch der Wirtschafts- und Sozialpolitik durch die Arbeitsmarktparteien, wie er im ZAG-Abkommen vom November 1918 zum Ausdruck kommt, war aus den schlechten Erfahrungen mit der staatlichen Kriegswirtschaft und aus dem Bestreben geboren worden, ein Übergreifen der politischen Rätebewegung auf den wirtschaftlich-sozialen Bereich zu verhindern. Wenn es überhaupt so etwas wie einen »Paradigmenwechsel« (S. 288) der Freien Gewerkschaften hin (beziehungsweise zurück) zum Staatsinterventionismus gegeben hätte, so wäre er nicht auf die Nachinflationszeit, sondern wohl eher auf das Jahr 1920 zu datieren.

Im Widerspruch zu seiner oben zitierten Einschätzung sieht Potthoff an anderer Stelle »die nach dem Ersten Weltkrieg so einflußreiche Gruppe der ›Autonomisten‹ um [den ADGB-Vorsitzenden] Leipart« erst im Verlauf der Weltwirtschaftskrise »ins Hintertreffen« geraten (S. 132). Die Fragwürdigkeit der generellen Aufteilung des Gewerkschaftslagers in »Autonomisten« und »Staatsinterventionisten« zeigt sich auch am Beispiel der Bauarbeiterorganisation. »Unter dem Eindruck der schweren Krise wandten sich selbst typische Vertreter der Autonomie, wie der Baugewerksbund, ab und verlangten nach staatlichem Beistand«, stellt Potthoff fest (S. 119). Auf der anderen Seite aber gebärdete sich eben diese Gewerkschaft geradezu ultra-staatsinterventionistisch, wenn es um die öffentliche Subventionierung des Wohnungsbaus ging, und ihr Festhalten an der Tarifautonomie konnte sie sich nur leisten, weil diese Milliardensummen für eine florierende Konjunktur und damit einen vergleichsweise großen Verteilungsspielraum in der – 1927/28 mitnichten »kränkelnden« (S. 84) – Bauindustrie sorgten.

Offensichtlich war also der Gegensatz von »Autonomisten« und »Staatsinterventionisten« im ADGB eine situationsgebundene Frage der taktischen Opportunität. Wenn Potthoff daraus einen grundsätzlichen Dauerkonflikt zwischen zwei Lagern konstruiert, so orientiert er sich dabei zu stark an den exzeptionellen Verhältnissen der Jahre 1918/19 – wie überhaupt die Anfangsjahre der Republik in seiner Darstellung insgesamt ein deutliches Übergewicht besitzen und seine Ausführungen über weite Passagen hinweg unverkennbar seinem grundlegenden Buch über »Gewerkschaften und Politik zwischen Revolution und Inflation« (1979) entlehnt sind.

Ungeachtet solcher Einwände ist die kenntnisreiche, materialgesättigte Studie Potthoffs eine anregende Bereicherung der gewerkschaftshistorischen Literatur. Dies nicht zuletzt auch deshalb, weil sie den Blick auf eine Fülle bislang noch unzureichend bearbeiteter Aktionsfelder der Gewerkschaften in der Weimarer Republik lenkt, denen sich die künftige Forschung hoffentlich verstärkt zuwenden wird. *Michael Ruck, Mannheim*

Veröffentlichungen der Roten Gewerkschaftsinternationale in Deutschland 1920–1933. Zusammengest. und eingel. von Dagmar Goldbeck (= Bibliographische Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, H. 3). Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED. Bibliothek, Berlin [DDR] 1987, 121 S.

Die 1921 in Moskau gegründete und dort 16 Jahre später aufgelöste Rote Gewerkschafts-Internationale (RGI) ist in der Historiographie der internationalen Arbeiterorganisationen bisher recht stiefmütterlich behandelt worden. Noch am meisten ist ihr – naturgemäß – in Osteuropa Aufmerksamkeit geschenkt worden. Ansonsten muß man noch immer fast ausschließlich auf Veröffentlichungen aus der Zeit der Existenz der RGI zurückgreifen, die natürlich damals als Teil der politischen Auseinandersetzungen von zumeist sozialdemokratischen Gewerkschaftern verfaßt worden sind. Seitdem taucht die RGI fast nur als Nebenaspekt der Komintern auf. Dabei hatte sie unter dem Gesichtspunkt des Verhältnisses von revolutionären Syndikalisten und Bolschewisten durchaus eine eigenständige Bedeutung, denn vielfach wird vernachlässigt, daß diese eben neben der gewiß politisch einflußreicheren und zahlenmäßig bedeutenderen linken Sozialdemokratie die zweite Wurzel der Kommunistischen Internationale darstellten – nicht nur in Südeuropa, sondern auch den USA, Lateinamerika . . . Und der revolutionäre Syndikalismus hat manche Positionen der kommunistischen Bewegung zu gewerkschaftlichen Fragen sicher mitgeprägt.

Angesichts dieser Lücken ist es um so begrüßenswerter, daß jetzt mit der vorliegenden Veröffentlichung zumindest auf der bibliographischen Ebene ein äußerst nützlicher Beitrag geleistet worden ist. Sieht man einmal von den beiden aus dem Jahre 1965 stammenden Allgemeinbibliographien zum Thema Sowjetunion und internationaler Kommunismus von Sworakowski und Hammond ab, die nur einen kursorischen, keineswegs vollständigen Überblick über zentrales Material geben, so hatten die *Annali* der Feltrinelli-Stiftung, Bd. IX, 1967, mit der Veröffentlichung einer bibliographischen Studie begonnen, von der aber die angekündigten Fortsetzungen nicht mehr erschienen. (In ihr wurde die Vorgeschichte behandelt, sie enthielt aber auch Hinweise auf die Veröffentlichungen nach 1921.)

Hier wird nun alles in der Weimarer Republik im Auftrag der RGI herausgegebene Material erfaßt. Dorthin hatte die Moskauer Führung fast unmittelbar nach der Gründung die Veröffentlichung zentraler Publikationen in Deutsch ›ausgelagert‹ (ähnlich wie auch für andere Sprachen in die entsprechenden Länder). Dieses Material war, wie auf S. 10 f. festgestellt wird, auch für die Schweiz, Österreich und »andere Länder« (womit im wesentlichen die Tschechoslowakei gemeint sein dürfte) bestimmt.

In der Einleitung wird nach kurzen Bemerkungen zur RGI (womit auch ein Hinweis ausschließlich auf die in Osteuropa erschienene Literatur verbunden ist) die Veröffentlichungstätigkeit skizziert: Die herausgebenden Gremien, Verlage und Druckereien, Auflagenhöhen, Absatzwege. Es folgt eine Darstellung der Presseorgane. Die Bibliographie selbst ist in zwei Teile gegliedert: Zum einen werden 201 Bücher und Broschüren, nach dem Erscheinungsjahr geordnet, aufgeführt. Soweit dies ermittelbar war, gibt es neben den üblichen bibliographischen Informationen Hinweise auf Auflagenhöhe, verschiedene Ausgaben (vor allem Organisationsausgaben), die Gestaltung (einige Titelblätter sind reproduziert) sowie Besprechungen. Der zweite Teil umfaßt die Presse, die wiederum nach den zentralen Organen (10) und den internationalen Branchenzeitungen (49) unterschieden wird. Hier finden sich Angaben zu Erscheinungszeitraum, Titeländerungen, Nachfolgeorganen, Parallelausgaben in anderen Sprachen, Beilagen, Verlag und presserechtlich Verantwortlichen. Ein Register erfaßt Verfasser, aber auch »weitere beteiligte Personen« (vor allem Illustratoren und Rezensenten) und Titel. Was leider im Register zum schnellen Nachschlagen fehlt, sind die Tagungen (Kongresse, Generalratssitzungen . . .).

Diese bibliographische Fleißarbeit ist jedenfalls ein sehr brauchbares Hilfsmittel, sicher nicht nur für die unmittelbare Organisationsgeschichte der RGI, sondern auch für die allge-

meine Gewerkschaftsgeschichte. Schade nur, daß kein Bestandsverzeichnis beigegeben ist. Das wäre besonders für einige seltene Publikationen nützlich, die, was die Periodika anbetrifft, im »Eberlein« nicht verzeichnet sind. In diesem Zusammenhang sei auch auf die Frage des Protokolls des Gründungskongresses verwiesen, dessen deutsche Ausgabe in der RGI-Presse erwähnt wurde, zu dem die vorliegende Bibliographie aber auch nur vermelden kann, daß es »bisher nicht im Original ermittelt werden« (S. 33) konnte. Dies etwas auszuführen, also ob es selbst in Moskau nicht vorhanden ist (und damit vielleicht dann doch nicht erschienen ist), wäre sicher von Interesse gewesen. *Reiner Tosstorff, Frankfurt am Main*

Volker Kratzenberg, Arbeiter auf dem Weg zu Hitler? Die Nationalsozialistische Betriebszellen-Organisation. Ihre Entstehung, ihre Programmatik, ihr Scheitern 1927–1934 (= Sozialwissenschaftliche Studien, Bd. 4), Verlag Peter Lang, Frankfurt/Bern/New York 1987, 344 S., kart., sFr. 75,–.

Auf der Grundlage der zumeist in der jüngeren Forschung bereits erschlossenen gedruckten und archivalischen Quellen untersucht der Verf. in vertiefender, detaillierter und kenntnisreicher Form die Geschichte der NSBO. »Organisation und ›Hoffnungs‹-Geschichte« (Programmatik, interne Gewerkschaftsdiskussion, Gründung, »Machtergreifung« und Entmachtung) und die »Akteure« (also die Soziographie) sind die großen Hauptabschnitte, in denen in Auseinandersetzung mit der Forschung systematische und diachronische Darstellung kombiniert werden. Abgesehen von den zahlreichen wichtigen , neuen Details in den ersten Hauptkapiteln ist die Untersuchung dort besonders innovativ, wo sie sich auf neu erschlossene Materialien aus Berliner Archiven stützen kann. Das betrifft in erster Linie die Gründungsphase in Berlin sowie vor allem die Soziographie der Berliner NSBO.
Gegen die Tendenz der älteren wie der DDR-Forschung, die NSBO als Alibi der Partei oder als Instrument der Arbeitgeber mißzuverstehen, akzeptiert der Verf. die NSBO als »zentralen Sonderfall der Problematik des Nationalsozialismus als Massenbewegung« (S. 15). Aber in ihrem sozialpolitischen Impetus und ihrem genuinen Antikapitalismus habe das »Mißverständnis« der NSBO gelegen (S. 17), indem diese nicht erkannt habe, daß die NS-Volksgemeinschaft lediglich die Reibungsverluste der kapitalistischen Klassengesellschaft minimieren, nicht aber deren Eigentumsordnung aufheben sollte – dies ganz im Sinne und im wesentlichen mit den Mitteln konservativer Arbeiterpolitik seit dem 19. Jahrhundert. Die NSBO wollte die Gewerkschaften im nationalsozialistischen Staat übernehmen, also als Organisationen prinzipiell erhalten. Und eben darum wurde sie 1933/34 zugunsten der DAF schrittweise entmachtet.
Abschließend unternimmt der Verf. einen systematischen Versuch, die soziale Zusammensetzung der NSBO zu untersuchen. Die Analyse bleibt indes auf der Grundlage einer insgesamt relativ günstigen Quellenlage weitgehend auf Berlin begrenzt. Es bleibt daher bei jeder Bewertung der hier vorgetragenen Ergebnisse stets zu berücksichtigen, daß NSDAP und NSBO in dem Verwaltungs- und Dienstleistungszentrum Berlin jeweils die höchsten Angestelltenanteile hatten; die hier vorgestellten Ergebnisse dürften daher nur bedingt repräsentativ sein (vgl. S. 271). Die Studie bestätigt im wesentlichen die Befunde der bisherigen Forschung, nämlich daß die NSBO Angestellte und Arbeiter, beschäftigte wie arbeitslose, organisierte: vorrangig Jugendliche, »uniformierte« Arbeiter aus öffentlichen Betrieben, »tory workers«, Zugewanderte, die ihrer konservativen Sozialisation verhaftet blieben – insgesamt also den »Treibsand der Arbeiterbewegung« (A. Krebs), »Krisenverstörte« und »verbandspolitisch Verwirrte« aus dem Lager nationaler Verbände ebenso wie aus dem von KPD und RGO. Gleichwohl weist der Verf. die Auffassung zurück, es habe sich um »atypische« Arbeiter gehandelt. Dieser Begriff erfasse »nicht die Bandbreite der in der NSBO organisierten ›Nazi-Arbeiter‹, und es mangelt [ihm] an Erklärungswert«. Vielmehr: »Sie alle [. . .]

verband die Unverbundenheit«. Sie waren »Entwurzelte«, »Orientierungslose«; sie suchten eine »neue soziale und politische Heimat« (S. 272 f.).
Wenn es sich aber – das bleibt die abschließende, hier jedoch offen gelassene Frage – bei diesen sozialen, politischen und kulturellen Orientierungsverlusten eher um eine Generationserfahrung als um eine Schichten- oder Klassenerfahrung gehandelt haben sollte, so würde dies dazu beitragen, sowohl den »jugendlichen« Zuschnitt der NSDAP bzw. der NSBO zu erklären als auch deren erstaunliche soziale Spannbreite und Integrationsfähigkeit.

Gunther Mai, Marburg

Hisashi Yano, Hüttenarbeiter im Dritten Reich. Die Betriebsverhältnisse und soziale Lage bei der Gutehoffnungshütte Aktienverein und der Fried. Krupp AG 1936 bis 1939 (= Zeitschrift für Unternehmensgeschichte, Beiheft 34), Franz Steiner Verlag Wiesbaden GmbH, Stuttgart 1986, XII, 193 S., kart., 48 DM.

Gab es am Vorabend des Zweiten Weltkrieges eine innere Systemkrise, die den Kriegsausbruch beschleunigte und aus dem Unvermögen des nationalsozialistischen Regimes resultierte, die Arbeiterschaft zu integrieren? Diese in der Forschung konträr diskutierte Frage bildet den Ausgangspunkt der vorliegenden Untersuchung. Am konkreten Beispiel zweier Unternehmen im Ruhrgebiet, der Gutehoffnungshütte in Oberhausen und der Kruppschen Gußstahlfabrik in Essen, soll die soziale Lage der Hüttenarbeiter erforscht, und anhand dieser Ergebnisse sollen die differierenden Thesen zu den Ursachen und dem Ausmaß der Integration oder Opposition der Arbeiter überprüft werden. Da die besonderen Produktionsbedingungen der eisen- und stahlerzeugenden Industrie zentral für die weitere Argumentation sind, geht der Verfasser einleitend ausführlich auf die Probleme und Folgen ein, die die dirigistische Rüstungswirtschaftspolitik durch staatliche Produktionsvorgaben, Rohstoffkontingentierung und den Zwang zur Verhüttung der eisenarmen einheimischen Erze mit sich brachte. Auf diesem Hintergrund werden dann in aufeinanderfolgenden Kapiteln die Belegschafts- und Nachwuchsrekrutierung, die Arbeitszeit- und Lohnverhältnisse, die Unfall- und Krankheitshäufigkeit erörtert, ferner die betriebliche Sozialpolitik und das Sozialverhalten der Belegschaften im Betrieb diskutiert. Der zeitliche Schwerpunkt der Arbeit liegt entsprechend der forcierten Aufrüstungspolitik und der arbeitsmarktpolitischen Entwicklung auf den Jahren 1936 bis 1939. Schon die Behandlung der Frage, inwieweit die beiden Unternehmen von Arbeitermangel betroffen waren – und diese Frage ist für die Diskussion über die Integration bzw. Opposition der Arbeiterschaft im Dritten Reich von entscheidendem Gewicht –, weist allerdings eine Ambivalenz in der Aussage auf, die für die gesamte Arbeit typisch ist. So legt der Verfasser überzeugend dar, daß durch die beschränkten Möglichkeiten zur Anlagenerweiterung der Produktionsexpansion der Unternehmen und damit auch dem Belegschaftsanstieg enge Grenzen gesetzt waren. Das erklärt, warum sich das Wachstum der Belegschaften im Vergleich zur ersten Aufholphase nach der Weltwirtschaftskrise und im Vergleich zu anderen kriegswichtigen Industriezweigen verlangsamte. Darüber hinaus mußten die Unternehmen einen starken Belegschaftsabgang hinnehmen, der aus Einberufungen zum Wehr- und Arbeitsdienst und durch die entgegen allen Protests nicht zu umgehende Überstellung von Facharbeitern an kriegswichtige metallverarbeitende Betriebe resultierte. Obwohl der Verfasser ausführlich beschreibt, wie die Unternehmen durch häufige innerbetriebliche Arbeiterumsetzungen und erfolgreiche Gesuche um Zuwei-

sung dienstverpflichteter Arbeiter versuchten, den eingetretenen Belegschaftsschwund auszugleichen, glaubt er dennoch die »von der wissenschaftlichen Literatur festgestellte Erweiterung des Facharbeitermangels zum allgemeinen Arbeitermangel, der die Verschärfung der Arbeitseinsatzpolitik auslöste, [. . .] relativieren« zu können (S. 48). Seines Erachtens läßt sich für die beiden untersuchten Unternehmen »keineswegs« ein »krisenhaft verengte[r] Arbeitsmarkt« konstatieren (S. 48). Diese Schlußfolgerung wird u. a. durch den Hinweis erhärtet, daß noch 1938 auf dem lokalen Arbeitsmarkt in Oberhausen die Zahl der arbeitsuchenden Arbeiter im Vergleich zu den offenen Stellen überwog, findet ferner Bestätigung in der Tatsache, daß beide Unternehmen angeblich keine Schwierigkeiten bei der Rekrutierung von Lehrlingen hatten. Dennoch sind Bedenken an dieser Beweisführung, die auf einer ohne Zweifel überaus gewissenhaften Auswertung von staatlichem und unternehmerischem Archivmaterial beruht, angebracht. Denn der Verfasser macht eben zugleich auch sehr deutlich, daß das Problem des Arbeitermangels die Unternehmen durchaus sehr beschäftigte. Die Zweifel mehren sich zudem in den nachfolgenden Kapiteln. So wertet der Verfasser die häufige Substituierung der zehnstündigen Schichten durch das achtstündige Dreischichtsystem und das großzügige Entgegenkommen der Werksleitungen in Lohn- und Akkordfragen als Indiz dafür, daß sich die Arbeitsbedingungen nicht drastisch verschlechterten. Bei dem Leser mit Kenntnissen über die Arbeiterpolitik der eisen- und stahlerzeugenden Industrie im und nach dem Ersten Weltkrieg stellt sich jedoch sofort der Verdacht ein, daß die großzügige Unternehmenspolitik wohl in allererster Linie arbeitsmarktpolitisch bedingt war. Diese Vermutung verdichtet sich vor allem durch die Diskussion der Gesundheit der Arbeiter. Warum bezahlten die Unternehmen freiwillig die sog. Karenztage bei Krankheit, wenn sie gleichzeitig davon überzeugt waren, daß dadurch der Bereitschaft zum häufigen Krankfeiern Vorschub geleistet wurde? Warum waren die neuen Arbeiter in den Hüttenwerken nicht nur überproportional von Unfällen betroffen, sondern feierten auch sehr viel häufiger krank als die Stammbelegschaften, obwohl sie der leistungsfähigen Altersgruppe der 20- bis 40jährigen angehörten? Die Erklärung dürfte darin liegen, daß die Hüttenwerke auf Arbeitskräfte angewiesen waren, die in normalen Zeiten dort keine Anstellung gefunden hätten, weil sie sich körperlich nicht für die physisch anstrengende Arbeit eigneten. Andere Arbeitskräfte waren aber offensichtlich nicht zu haben, weil die gesunden Arbeiter der mittleren Jahrgänge überwiegend zum Wehrdienst eingezogen und in anderen, kriegswichtigeren Betrieben dienstverpflichtet waren. Derartige Überlegungen klammert die vorliegende Arbeit jedoch aus, obwohl sie nicht nur die lohnpolitische Großzügigkeit der Werksleitungen, sondern auch ihre im Lichte der Vergangenheit erstaunlich anmutende Vorliebe für das achtstündige Dreischichtsystem erklären dürften. Um trotz der geringeren Leistungsfähigkeit der Belegschaften zu akzeptablen Produktionsergebnissen zu kommen, dürfte man zum Mittel kürzerer Schichtzeiten bei durchgehendem Betrieb und der Verlagerung der Arbeitszeitverlängerung auf den Sonntag gegriffen haben. Deshalb ist auch die Feststellung des Verfassers, daß die steigende Krankheitshäufigkeit nicht als Verschlechterung der materiellen und gesundheitlichen Lage der Arbeiter gewertet werden könne, vielmehr zum einen die Folge der Grippeepidemien war, zum anderen aber »durch die wachsende Neigung der Arbeiter zum Krankfeiern verursacht wurde« (S. 84), zumindest fragwürdig. Weitere Einwände gegen andere, ebenfalls nicht überzeugende Schlußfolgerungen ließen sich anführen, denn insgesamt weist die vorliegende veröffentlichte Dissertation die Schwäche auf, zu aktengläubig zu sein. Unternehmerische und staatliche Analysen und Interpretationsmuster werden teilweise übernommen, ohne diese im Kontext kritisch zu hinterfragen. Deshalb zeigt diese Untersuchung durch die Fülle an ausgebreitetem Material zwar, wie schwierig die Frage nach der sozialen Lage und der Anpassungsbereitschaft der Arbeiter im Dritten Reich zu beantworten ist, liefert aber für die Diskussion über die Integration oder Opposition der Arbeiterschaft unter dem Nationalsozialismus wenig Orientierungshilfe.

Irmgard Steinisch, Toronto

Helen Graham/Paul Preston, The Popular Front in Europe, Macmillan Press, Basingstoke/London 1987, VII, 171 S.

Obwohl das Wort von der »Volksfront« immer wieder in der konservativen Propaganda auftaucht und damit trotz aller damit verbundenen verzerrenden Bedeutung ein fester Begriff in der Öffentlichkeit ist, überrascht es dennoch, wie relativ gering das Echo anläßlich ihrer kürzlichen 50. Jahrestage (VII. Weltkongreß der Komintern 1935, Volksfrontregierungen in Frankreich und Spanien 1936) war. Das hat sicherlich etwas damit zu tun, daß auf der Linken – sieht man einmal vom unbekümmerten organisationslegitimatorischen Treiben der KPen ab – noch immer empfunden wird, daß die Volksfrontregierungen an ihrer Hauptaufgabe, den Faschismus aufzuhalten, scheiterten. Unter den Historikern hatten die jeweiligen nationalen Volksfronten vor allem in den 60er und 70er Jahren Konjunktur, als die Geschichte der Arbeiterbewegung ihren Boom hatte. Vergleichende Aspekte spielten vor allem vermittelt über die Rezeption der damaligen theoretischen Analysen oder die Organisationsgeschichte der Arbeiterinternationalen eine Rolle. Der von *Helen Graham* und *Paul Preston* herausgegebene Band (beide sind an englischen Universitäten mit dem Schwerpunkt spanische Geschichte des 20. Jahrhunderts tätig) versucht nun einen Vergleich durch das Nebeneinanderstellen der wichtigsten Volksfronten in Europa.

Das einleitende erste Kapitel der Herausgeber skizziert die Ausgangssituation, den Kampf gegen den Faschismus, und stellt die folgenden Länderstudien kurz vor, wobei Aspekte von allgemeiner Bedeutung hervorgehoben werden. Es folgen zwei kurze Beiträge zu Deutschland (von *Stephen Salter*) – der Sieg des Nationalsozialismus als Folge der Spaltung der Linken, die durch die Wirtschaftskrise verschärft wurde, mit einigen Worten zu der Zeit nach 1933 – und zu Österreich (von *Martin Kitchen*), wobei der Verfasser vergleichsweise weit in die Geschichte des Austromarxismus, bis zum Ersten Weltkrieg, zurückgreift und die Schritte der Sozialdemokratie hin zur Niederlage am 12. Februar 1934 wie danach die Auseinandersetzung der Revolutionären Sozialisten um Einheits- und Volksfront mit der KPÖ benennt.

Der Schwerpunkt des Buchs liegt natürlich auf den beiden Ländern, in denen es auch zur Bildung von Volksfront*regierungen* kam. Der Beitrag zu Frankreich beschäftigt sich mit der (ersten) Regierungszeit Léon Blums 1936/37. *David Levy* will damit keinen der verschiedenen Erklärungsversuche für dessen Scheitern wiederholen, »but to try to cast light on the circumstances in which the failure occurred« (S. 59). So schildert er knapp, aber präzise den Zusammenschluß der verschiedenen politisch-sozialen Kräfte in der Volksfront, skizziert das Programm und stellt dann die verschiedenen Etappen der Regierung Blum dar: von ihrer Installierung im Gefolge des Streiks im Mai/Juni 1936 über die erste Krise um die Haltung zum spanischen Bürgerkrieg bis zum Scheitern an den Wirtschaftsproblemen. Während die Streiks wieder aufflammten und der linke Flügel der Sozialisten auf Distanz zur Regierung ging, verkündete Blum im Februar 1937 eine »Pause« für jedwede Reformen. Aber das konnte seine bürgerlichen Bündnispartner, die Radikalen, nicht davon abhalten, ihn im Juli 1937 zu stürzen. Etwas überpointiert setzt Levy hier das Ende der Volksfront. Immerhin wurden auch die Nachfolge-Regierungen (darunter Blums zweiter Versuch Anfang 1938) bis hin zu Daladier (April 1938) noch von der Volksfrontkoalition in der Abgeordnetenkammer getragen. Levy bringt den Gang der Ereignisse auf den Begriff, wenn er in seiner »Conclusion« schreibt: »Indeed, while the initial fear [des Bürgertums] generated by the strikes [im Juni 1936] had helped to win rapid acceptance for the reforms, Blum's failure to exploit this to the full, and his moderation thereafter, served simply to fuel the hostility of his opponents rather than winning their confidence as he had hoped.« (S. 80)

Die spanische Entwicklung, die durch den Bürgerkrieg eine zusätzliche Dimension erfuhr, ist in zwei Beiträgen der Herausgeber dargestellt. *Paul Preston* beschäftigt sich mit der Entstehung der Volksfront und zeigt auf, daß ihre wichtigste Wurzel in der Zusammenarbeit

von Sozialisten und Republikanern in der Anfangszeit der Republik (1931–33) liegt. Sie scheiterte am Rechtsruck vieler Republikaner, was im Gegenzug zur Radikalisierung der Sozialisten führte. Als die Wahlen 1933 zur Etablierung einer Rechtsregierung führten, antworteten große Teile der Arbeiterbewegung im Oktober 1934 mit einem Aufstandsversuch. Nach dessen Niederlage und angesichts der scharfen Repression kam es schließlich Ende 1935 zu einem breiten Wahlbündnis von proletarischer und bürgerlicher Linken, obwohl der seit 1933 entstandene linke Flügel der Sozialisten ursprünglich alle Versuche zu einer Wiederauflage der Zusammenarbeit mit den Republikanern als Bündnis mit Teilen der Bourgeoisie scharf abgelehnt hatte. Bei all dem spielte übrigens die Kommunistische Partei kaum eine Rolle: Sie war (noch) zu unbedeutend.

Helen Graham verfolgt den weiteren Verlauf der Volksfront nach den Wahlen im Februar und vor allem nach Ausbruch des Bürgerkriegs primär unter dem Aspekt der Entwicklung des linken Flügels der Sozialisten, womit allerdings die Rolle anderer Organisationen wie z. B. der KP oder der Anarchisten zwangsläufig unterbelichtet wird. Als es bei Bürgerkriegsbeginn vielerorts zu einer »popular revolution« kam, war das »in essence the temporary victory of the social base of the Popular Front electoral pact over both the moderate reformist programme on the Republican-Socialist coalition and the new Comintern line of Popular Front in Europe« (S. 113). Quasi die Ironie der Geschichte war es, daß sich dann die Führung der linken Sozialisten daranmachte, sich der revolutionären Flut gleichsam als Damm entgegenzustellen. Es war deren Führer Largo Caballero, der als Ministerpräsident seit September 1936 für die Auflösung der revolutionären Komitees und Arbeitermilizen sorgte – in der Hoffnung, daß eine solche Selbstbeschränkung der Republik internationale Unterstützung (Waffenlieferungen) einbringen würde. Die dadurch hervorgerufene Kräfteverschiebung führte jedoch zur Desintegration der sozialistischen Linken und schließlich zu ihrer Ausschaltung im Mai 1937 durch einen neuen rechtssozialistischen Ministerpräsidenten, Juan Negrín. In dessen Regierung war zwar die PSOE stärker denn je vertreten (aber ausschließlich durch ihren rechten Flügel), die Partei war jedoch bereits so weit bürokratisiert und in verschiedene Tendenzen zerfallen, daß dahinter keine wirkliche Massenbewegung mehr stand. Diese ganze Entwicklung, in der Negrín dazu überging, sich verstärkt auf die KP zu stützen, wird, wie auch der Zusammenbruch des Volksfrontbündnisses im Februar/März 1939, als sich ihr linker und rechter Flügel gemeinsam gegen die KP wandten, jedoch nur noch kurz angedeutet.

Der folgende Beitrag von *Donald Sassoon* unterscheidet sich von den vorhergehenden dadurch, daß er nicht ein Land zum Thema hat, sondern sich mit den theoretischen und politischen Äußerungen eines »Komintern-Führers«, nämlich Palmiro Togliattis, beschäftigt. So werden im wesentlichen entsprechend der Chronologie seine Stellungnahmen vom Beginn der 30er Jahre an abgehandelt: seine anfängliche Kritik und spätere Unterstützung der »Sozialfaschismus«-Politik der Komintern, dann die Entstehung der Volksfront-Politik in Frankreich 1934 und ihre Übertragung auf Italien und Spanien, wo Togliatti 1937–39 als Komintern-Vertreter wirkte. Dieser Ansatz, der für das Verständnis der historischen Erscheinung »Volksfront« durchaus einen Beitrag leisten könnte, ist jedoch in seinem Erkenntniswert äußerst beschränkt, wenn man Äußerungen einfach wiedergibt, ohne sie wirklich zu interpretieren. So wird sich das Argument, die Ursache für die Wendung der Komintern 1934 habe in der sowjetischen Annäherung an Frankreich gelegen, kaum durch Verweise darauf entkräften lassen, daß auch in der Komintern-Spitze Diskussionen über den Hauptfeind usw. geführt wurden (S. 135 f.). Oder es wird auf S. 143 postuliert, Togliatti habe sich eigentlich nicht wie einer der »leading hatchet men« der Komintern verhalten. Auf S. 145 wird dann aber z. B. als einer der von ihm analysierten Gründe für die Niederlage der spanischen Republik angeführt, daß man keinen adäquaten Kampf gegen Verräter geführt habe. Hier drängt sich natürlich die Vermutung auf, es habe sich dabei um pro-frankistische Verräter gehandelt. Liest man aber in Togliattis Briefen aus Spanien nach, so finden sich

seine ständigen Klagen darüber, daß Anarchisten und »Trotzkisten« nicht ausreichend unterdrückt würden. Usw. usf. Obwohl das möglicherweise nicht die Interpretation Sassoons ist, legt im übrigen seine ganze Schilderung den Schluß nahe, daß Togliatti vor allem ein vorsichtiger und keineswegs eigenständiger oder vorpreschender Politiker war – auf jeden Fall in den 30er Jahren.

Auch der Schlußbeitrag von *Jonathan Haslam* über das Verhältnis von innerer Entwicklung der Sowjetunion und Volksfrontpolitik ist unbefriedigend – allerdings aus einem anderen Grund: Für so ein komplexes Thema ist er auch im Vergleich zu den anderen Beiträgen doch etwas zu kurz geraten und kann die Zusammenhänge bestenfalls andeuten. Jedenfalls zeigt er auf, daß der stalinistischen Säuberungspolitik im Inneren eine Außenpolitik entsprach, die den einheitlichen Kampf gegen den Faschismus in Frage stellte. Auch ohne den vorläufig nicht möglichen Zugang zu sowjetischen Archiven wäre es sicherlich interessant, wenn es gelänge, die nicht zuletzt aus Sprachgründen geübte Spezialisierung auf »Nationalgeschichten« hier zu überwinden und dadurch neue Querverbindungen herzustellen.

Dieser Sammelband ist somit alles in allem, wenn auch in einzelnen Beiträgen mit Schwächen, ein repräsentativer Querschnitt durch die neuere englische Forschung. Die Vorgehensweise des Aneinanderfügens von Länderstudien ist sicher vergleichsweise konventionell. Vergleichende Aspekte werden nur im Vorwort angeschnitten. Vielleicht wäre es noch interessanter gewesen, die europäischen Volksfronten anhand von »Querschnittsthemen«, wie z. B. Linke und Konzeptionen zur Überwindung der Wirtschaftskrise, Kriegsfrage, Einheitspartei, Verhalten zu den Moskauer Prozessen usw., darzustellen. Dennoch, in der Summe verweisen die Beiträge darauf, daß die Volksfronten (im breitesten Sinne verstanden, also über den bloßen Bündnisrahmen der Parteien hinaus) vor allen Dingen »autochthone« Ursachen und Vorgeschichten hatten. Der Kurswechsel der Kommunistischen Internationale 1934 spielte eine vergleichsweise untergeordnete Rolle. Die Volksfronten konnten an eigenständige Bündnis-Vorbilder anknüpfen. Ihr Scheitern schließlich beruhte weniger darauf, daß ihre Gegner sozusagen von vornherein stärker waren, als auf ihren inneren Widersprüchen, wie der Parteienkonkurrenz, den Auswirkungen der sowjetischen Säuberungen, den Spaltungen innerhalb einzelner Parteien und nicht zuletzt den Erwartungen ihrer sozialen Basis, die über die Politik, die die Parteiführungen machen wollten oder konnten, hinausreichten. *Reiner Tosstorff, Frankfurt a. M.*

Manuel Caballero, Latin America and the Comintern 1919–1943 (= Cambridge Latin America Studies 60), Cambridge University Press, Cambridge u. a. 1986, IX, 211 S., Ln., $ 39.50.

Die Geschichtsschreibung des lateinamerikanischen Kommunismus hat sich bisher fast ausschließlich auf die Ebene der nationalen Parteien beschränkt. Die wenigen Gesamtdarstellungen addieren im wesentlichen die nationalen Entwicklungen.[1] Da die kommunistischen Parteien aber Sektionen einer zentralisierten *internationalen* Organisation waren, der Kommunistischen Internationale (Komintern), die von 1919 bis 1943 existierte, liegt eigentlich ein Ansatzpunkt auf dieser Ebene genauso nahe. Manuel Caballero hat ihn nun mit seiner Analyse der Beziehungen zwischen Komintern und Lateinamerika versucht.[2]

1 V. a. *Robert J. Alexander*, Communism in Latin America, New Brunswick 1957, und *Boris Goldenberg*, Kommunismus in Lateinamerika, Stuttgart 1971.

2 Bereits früher folgende unveröffentlichte Dissertation: *J. Mothes*, Die Kommunistische Internationale und Lateinamerika. Zur Rolle der Komintern bei der Herausbildung der kommunistischen Bewegung Lateinamerikas und bei der Entwicklung ihrer Strategie und Taktik. Von der Gründung der Komintern bis zum Vorabend des VI. Weltkongresses (1919–1927), Leipzig 1976. Der Autor hat nicht zuletzt die umfangreiche sowjetische Literatur ausgewertet. Vgl. auch vom selben Verfasser mit

Nach sehr gerafften Hinweisen auf die bisherige Erforschung der Komintern, der Periodisierung ihrer Geschichte und ihrer organisatorischen Struktur, stellt Caballero »Lateinamerika in der Komintern« und »Die Komintern in Lateinamerika« dar: Zuerst wurde bei der Komintern-Führung in Moskau ein Büro zur Anleitung der lateinamerikanischen Parteien eingerichtet, dann ein Sekretariat in Südamerika (Buenos Aires) selbst (sowie ein karibisches Büro in New York). Auch schickte Moskau regelmäßig Emissäre. Umgekehrt waren die lateinamerikanischen Parteien auf den verschiedenen Kongressen und in den Führungsgremien vertreten. Caballero gibt einen Überblick über die Mitgliedsparteien, die er nach Entstehungszeit und Verankerung in der jeweiligen Arbeiterbewegung unterscheidet (wobei in manchen Ländern die Parteigründung erst in die Zeit nach Auflösung der Komintern 1943 fällt). Insgesamt viermal kam es in dem von Caballero behandelten Zeitraum auch zu mehr oder weniger repräsentativen Treffen der lateinamerikanischen Kommunisten.
Nach Darstellung der organisatorischen Seite wendet sich Caballero der von der Komintern für Lateinamerika entwickelten Revolutionstheorie und -strategie zu. Dabei ging es um Fragen wie die nach der Abhängigkeit vom Imperialismus, nach der Klassennatur der lateinamerikanischen Gesellschaft (Bedeutung des Agrarsektors mit seinen »halbfeudalen« Strukturen) und damit nach dem Klassencharakter der Revolution in einer Gesellschaft, in der das Proletariat quantitativ sehr schwach war. Letztlich sah die Komintern die Chancen für eine sozialistische Revolution in diesem Teil der Welt im Vergleich zu Europa oder Asien als sehr gering an.
Die Diskussion dieser theoretischen Fragen entwickelte sich im wesentlichen in den 20er Jahren. Nach zwei Manifesten von 1921 und 1923 und einigen ersten Stellungnahmen auf den frühen Kongressen war es der sechste Kongreß von 1928, der sich zum erstenmal in einem eigenen Tagungsordnungspunkt mit diesem Kontinent beschäftigte, gewissermaßen »Lateinamerika entdeckte«. Die Ergebnisse dieser Beratungen wurden dann auf der Konferenz der lateinamerikanischen Parteien im folgenden Jahr in Buenos Aires vertieft und ins Organisatorische gewendet. (Diese Konferenz, die schon ganz im Zeichen des Stalinismus stand, diente aber auch zur Verurteilung von José Carlos Mariátegui, einem heterodoxen marxistischen Denker, der in den letzten Jahren auch in Europa als »lateinamerikanischer Gramsci« entdeckt wird.)
Der abschließende dritte Teil behandelt die revolutionäre Praxis, die »Frage der Macht«. Caballero zeichnet drei Etappen nach. Der »Ansturm von außen« war der gescheiterte Aufstand in Brasilien im Jahre 1935. Da der nationalistische Flügel der Armee die Avantgarde des Kampfes darstellen sollte, hatte er jedoch mehr mit einem klassischen pronunciamiento als mit einer Revolution zu tun. So läßt sich dieser Fall auch nicht als Teil einer systematischen Komintern-Strategie sehen. Allerdings brachte das Scheitern die Komintern dazu, erst recht auf Alleingänge und militärische Aufstände zu verzichten.
Im übrigen war 1935 auch das Jahr der Annahme der Volksfront-Politik durch den VII. Komintern-Kongreß, einer Orientierung auf klassenübergreifende Bündnisse mit dem »antifaschistischen Bürgertum«. Für Lateinamerika bedeutete dies, wie Caballero unterstreicht, die Abkehr von der bisherigen »antiimperialistischen« Orientierung, denn die lateinamerikanischen Volksfronten sollten im Zeichen der Frontstellung gegen Nazi-Deutschland die Zusammenarbeit mit den USA suchen. Als Beispiele dafür werden Chile (Volksfrontregierung 1938), Kuba (kommunistische Unterstützung für Batista, den zukünftigen Militärdiktator) und Venezuela (vergebliche Offerten an die Regierung) aufgeführt. Ob man das aller-

---

wesentlich präziseren Angaben als bei Caballero: Zur Geschichte des Secretariado Sudamericano de la International Comunista – Ein Beitrag zu einem noch wenig bekannten Führungsorgan der kommunistischen Bewegung, in: Lateinamerika, Frühjahrssemester 1982, S. 35–71.
Siehe auch folgenden neuen Zeitschriftenaufsatz *Eugenia Scarzanella*, L'America latina nei dibattiti e nella stampa dell'Internazionale Comunista (1928–1935), in: Storia contemporanea, Nr. 1, 1984, S. 39–60.

dings als »Einnahme von innen« bezeichnen kann, wie der Autor überpointiert schreibt, ist zumindest diskussionswürdig, da eine angestrebte revolutionäre Machteroberung nicht mehr damit verbunden war.
Das, was in der Volksfront-Politik bereits angelegt war, steigerte sich dann – nach einem kurzen Zwischenspiel während des Hitler-Stalin-Paktes – ab 1941 zu direkten Versuchen, mit den USA ins Gespräch zu kommen. In mehreren Ländern wurde im Parteinamen das Adjektiv »kommunistisch« abgeändert. Ihre theoretische Ausformulierung erhielt diese Linie durch den Führer der US-amerikanischen Kommunisten, Earl Browder. Als sich nach dem 2. Weltkrieg die Hoffnungen auf eine Fortsetzung der Zusammenarbeit der Alliierten zerschlugen und auch die lateinamerikanischen Kommunisten in den Strudel des beginnenden Kalten Krieges gerieten, wurde das alles zwar als »Browderismus« verurteilt; es war aber nichts anderes als die konsequente Weiterführung der Volksfront-Politik gewesen und stand vor allem im Einklang mit den sowjetischen Interessen.
Was bleibt vom Erbe der Komintern in Lateinamerika außer den Parteien? Caballero spricht von einem »Sieg in der Niederlage« und meint die positive Bezugnahme der kubanischen Revolution und (zumindest teilweise) der Sandinisten auf deren Traditionen. Allerdings erwähnt er dabei nicht, daß sich sowohl die Kubaner wie die Sandinisten vor ihren Siegen im heftigen Streit mit den jeweiligen Kommunistischen Parteien befunden hatten und sicher nicht gesiegt hätten, wenn sie deren Vorstellungen gefolgt wären. So ist die heutige Berufung auf die Komintern wohl mehr eine Reverenz an die Sowjetunion denn eine wirkliche ideologische Erbschaft.
Ein Anhang mit Kurzbiografien, die allerdings zum Teil Fehler oder Lücken enthalten, und ein »Kommentar über die Quellen« (Komintern-Periodika[3], Kongreßprotokolle, Bibliografien und Sekundärliteratur) schließen den Band ab.
Caballeros Buch ist eine griffige Darstellung zum Thema. Allerdings sind auch einige kritische Einwendungen festzuhalten, einmal abgesehen davon, ob die ständigen Verweise auf »Machiavellismus« als wissenschaftliche Erklärungsmuster viel taugen, geschweige denn der Versuch, aus den katholischen Traditionen Lateinamerikas den »Anti-Yankeeismus« der Kommunisten als verkappten Anti-Protestantismus zu interpretieren. Es stellt sich die Frage, ob das vom Autor konstatierte geringe Interesse der Komintern an Lateinamerika nicht nur etwas mit »europäischen Vorurteilen« zu tun hatte, sondern auch durch die wenig entwickelte revolutionäre Bewegung bedingt war. Der Autor hat zwar die wichtigsten Quellen zusammengetragen: die Komintern-Veröffentlichungen auf zentraler Ebene wie in Lateinamerika. Doch manchmal gibt es überraschende Lücken. So sind für einige Komintern-Tagungen ohne Angabe von Gründen nicht die Protokolle herangezogen worden, und so fehlt z. B. beim 5. Kongreß genau der mexikanische Delegierte, der sich als einziger zu Lateinamerika äußerte. Auch gibt es einige Lücken bei Caballeros Zusammenstellung des lateinamerikanischen Anteils an den Komintern-Führungsorganen.
Doch das sind letztlich nur Kleinigkeiten; gewichtiger sind sicher Fragen nach den Gründen für die Schwerpunkte seiner Darstellung, die von ihm leider nicht expliziert werden. So wundert man sich z. B. über die Vernachlässigung der mexikanischen KP – angesichts der revolutionären Ereignisse in diesem Land. Einigen Hinweisen über die Entstehung folgt nichts mehr über die so wichtigen 30er Jahre, als es auch entscheidende Eingriffe der Komintern in die KP gab.
All das ist schon seit Jahren breit dokumentiert (nicht zuletzt durch die Memoiren des damaligen KP-Führers Campa, der bei Caballero nicht einmal auftaucht) und war sicher poli-

3 Die Angaben zum Komintern-»Zentralorgan« Internationale Presse Korrespondenz sind allerdings ungenau. Es gab keine russische Ausgabe; die deutsche war die Hauptausgabe. Vgl. *Irén Komját*, Die Geschichte der Inprekorr – Zeitung der Kommunistischen Internationale (1921–1939), Frankfurt 1982, S. 8 f. Dort auch Hinweise zur spanischen Ausgabe, die Caballeros Angaben ergänzen.

tisch bedeutender als die Entwicklung in Venezuela. Zum Komplex Mittelamerika (Sandino und El Salvador 1932) wären sicher auch mehr als Randbemerkungen angebracht gewesen. Schließlich war Nicaragua auch umgekehrt der Fall einer breiten internationalen Solidaritätskampagne der Komintern für Lateinamerika. Auch wären zumindest Hinweise auf das Verhältnis zu den Nebenorganisationen der Komintern nützlich gewesen, vor allem zur Roten Gewerkschafts-Internationale – in deren Führung der Spanier Nin zu Beginn der 20er Jahre für einen intensiven Kontakt nach Lateinamerika sorgte, besonders zu den Syndikalisten, die erst noch dabei waren, Kommunisten zu werden – und der Antiimperialistischen Liga, die beide ein nicht unwesentliches Terrain für die Einflußverbreiterungen der Parteien waren, wobei diese in einigen Fällen sogar erst aus deren Aktivitäten entstanden. Auch gibt es nichts zur Bedeutung der innerkommunistischen (zumeist trotzkistischen) Opposition[4], obwohl Caballero einige der obligatorischen Verdammungsurteile aufführt und – was Trotzki persönlich anbetrifft – die Komintern ja ihre mexikanische Sektion zur Vorbereitung seiner Ermordung einsetzte.
Dennoch, trotz dieser Einwände ist Caballeros Buch als erster Überblick durchaus nützlich.[5] Auf Grund des selektiven Charakters seiner Darstellung sollte man aber immer auch die nationalen Organisationsgeschichten, bzw. die bisherigen Gesamtdarstellungen des lateinamerikanischen Kommunismus heranziehen. *Reiner Tosstorff, Frankfurt a. M.*

Irmgard Steinisch, Arbeitszeitverkürzung und sozialer Wandel. Der Kampf um die Achtstundenschicht in der deutschen und amerikanischen Eisen- und Stahlindustrie 1880–1929 (= Veröffentlichungen der historischen Kommission zu Berlin, Bd. 65; Beiträge zu Inflation und Wiederaufbau in Deutschland und Europa 1914–1924, hrsg. von Gerald D. Feldman, Carl-Ludwig Holtfrerich, Gerhard A. Ritter, Peter-Christian Witt, Bd. 6), Walter de Gruyter, Berlin/New York 1986, XV, 640 S., Ln., 138 DM.

Dank der inzwischen relativ dichten Forschungslage zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg sind die Grundzüge in der arbeitszeitpolitischen Situation in Deutschland und in den USA bekannt: In Deutschland wurde der Achtstundentag im November 1918 gesetzlich verbindlich gemacht; er wurde zum Symbol für die durch die Revolution herbeigeführten Veränderungen der machtpolitischen Verhältnisse, gegen die insbesondere die schwerindustrielle Unternehmerschaft – nach einer kurzen Zeit sozialpartnerschaftlicher Kompromißbereitschaft – alsbald offen Front machte. Spiegelte die Einführung des Achtstundentags 1918 den befristeten Machtzuwachs der Arbeiterschaft, so signalisierten die Verlängerung der Schichtzeiten, die Durchlöcherung der Achtstundentags-Regelung mit dem Arbeitszeitgesetz (1923) und schließlich das Auseinanderbrechen der Zentralarbeitsgemeinschaft das Wiedererstarken der Arbeitgeberseite. Auch in den USA erfolgte die Abschaffung des zwölfstündigen Doppelschichtsystems 1923/24 gegen den massiven Widerstand der Unternehmerschaft der eisen- und stahlerzeugenden Industrie mit beträchtlichem politischen Druck, indessen ohne gesetzliche Vorschrift; anders als in Deutschland

4 Zuletzt dazu vgl. die Nr. 11, 1982, der Cahiers Léon Trotsky, darin besonders *Pierre Broué*, Le mouvement trotskyste en Amérique latine jusqu'en 1940. Neben vielen kleinen Gruppen und Individuen schlossen sich in Chile 1932 und in Brasilien 1936 größere Sektoren der KPen dem Trotzkismus an.

5 Die inzwischen vorliegende spanische Ausgabe (La Internacional Comunista y la revolución latinoamericana 1919–1943, Ed. Nueva Sociedad, Caracas 1987) enthält nur zusätzlich in der Bibliografie eine Übersicht über Artikel zu Lateinamerika in einigen englisch- und französischsprachigen Periodika der Komintern.

arrangierten sich die amerikanischen Industriellen jedoch nach und nach mit der Arbeitszeitverkürzung.

Angeregt wurde die Studie Imgard Steinischs zunächst von den Ähnlichkeiten der Situation, insbesondere was die intransigente Haltung der deutschen und amerikanischen eisen- und stahlerzeugenden Industrie gegenüber dem achtstündigen Dreischichtsystem und was die hochgradige Politisierung der Arbeitszeitfrage anlangte; noch wichtiger für die Formulierung ihrer Problemstellung wurde dann jedoch die Frage nach den Gründen für die Unterschiede in den Entwicklungswegen *nach* der Einführung der kürzeren Schichtzeit, die in Deutschland zur Konfrontation, in den USA zum Arrangement führten. Ohne die Bedeutung der politischen Motive »der« deutschen Schwerindustriellen für ihr Vorgehen in der Arbeitszeitfrage, das bald in eine grundsätzliche Gewerkschafts-, Sozialstaats- und schließlich Republikfeindlichkeit mündete, leugnen zu wollen, zielt I. Steinisch auf eine breitere sozialgeschichtliche Analyse. Eben deswegen nimmt sie nicht nur die Situation nach dem Ende des Ersten Weltkriegs in den Blick, sondern betrachtet diese im Grunde als Knotenpunkt von Entwicklungssträngen, die bis zum Ende des 19. Jahrhunderts zurückverfolgt werden. Gegliedert in drei große Zeitabschnitte, untersucht I. Steinisch den Stand der Arbeitszeitfrage vor dem Ersten Weltkrieg, die strukturellen Wandlungen und dann die Probleme der Rückkehr zur Friedenswirtschaft. Auf einer überaus breiten Basis archivalischer Quellen legt sie damit einen durchgängig integrierten Vergleich vor, dessen wichtigste Ergebnisse schließlich in einer umfangreichen Zusammenfassung nochmals gebündelt präsentiert werden. Von der Entwicklung der Produktion über die Probleme der Arbeitsbelastung bis hin zu den Veränderungen der Einkommenssituation entwirft I. Steinisch ein ebenso differenziertes wie abgerundetes Bild der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung in der deutschen und amerikanischen eisen- und stahlerzeugenden Industrie, das – dank der Einbettung in gesamtwirtschaftliche und politische Zusammenhänge – das Bedingungsgeflecht der Arbeitszeitentwicklung umfassend ausleuchtet. Damit bietet sie zudem eine vergleichende Analyse der Bedeutung von politischen Traditionen und etablierten gesellschaftlichen Machtpositionen; und überdies thematisiert sie immer wieder, insbesondere für die 20er Jahre, das Spannungsverhältnis zwischen technologischer Innovation, Bürokratisierung und wirtschaftlichem Wachstum einerseits, sozialem Wandel, wirtschaftlicher Macht und politischem Einfluß andererseits.

Gerade dieser breite Analyserahmen führt zu einer Relativierung der Bedeutung der politischen Ursachen, auf die, wie gesagt, oftmals die scharfe und anhaltende Ablehnung des Achtstundentags durch die deutsche eisen- und stahlerzeugende Industrie zurückgeführt wurde und wird. Gerade der Vergleich mit der Entwicklung in den USA scheint zu bestätigen, daß hier nur-politische Erklärungsansätze zu kurz greifen, daß vielmehr auch die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen der gesetzlichen Arbeitszeitverkürzung stärker berücksichtigt werden müssen. Dabei zeigt sich, daß der Übergang zum Achtstundentag – angesichts von Kriegsniederlage und Revolution – in Deutschland unter weit ungünstigeren Bedingungen als in den USA vollzogen wurde; hier sei nur erwähnt, daß die Arbeitszeitverkürzung in Deutschland unvorbereitet und schlagartig erfolgte und daß die Kosten wegen des gesetzlichen Zwangs zum vollen Lohnausgleich höher als in den USA waren. Außerdem wurde der Achtstundentag mit all den wirtschaftlichen Lasten identifiziert, die aus der Umstellung auf die Friedenswirtschaft, vor allem aber aus der Reparationsverpflichtung sowie aus der Erschöpfung der Arbeiterschaft und der Reparaturbedürftigkeit der Maschinen infolge der kriegsbedingten Höchstbelastung resultierten. So kommt I. Steinisch zu dem Ergebnis, daß der deutschen eisen- und stahlerzeugenden Industrie nach dem Ersten Weltkrieg erheblich mehr an Einsicht, ein stärkeres Umlernen und größere Opfer abverlangt wurden als der amerikanischen, war doch die Arbeitszeitverkürzung die einzige einschneidende Veränderung, mit der sich die amerikanische Industrie abzufinden hatte.

I. Steinisch hat mit ihrer Studie nicht nur gezeigt, daß eine vergleichende Analyse Ergebnisse

zeitigen kann, »die über die nationale Erfahrung hinausweisen« (S. V), sondern daß gerade der Vergleich den Blick auch für die Interpretation nationaler Vorgänge schärft. Dank ihrer breiten Perspektive und der differenzierten Darstellung ist die Studie überdies eine Fundgrube für Einzelinformationen zur deutschen und amerikanischen Sozialgeschichte, die über das ausführliche Sachregister erschlossen werden, das im übrigen durch ein Personen-, ein Orts- und Länder- sowie ein Firmen- und Werksregister ergänzt wird.

Michael Schneider, Bonn

Peter W. Schulze, Gewerkschaftskampf von unten. Amerikanische Automobilarbeiter im New Deal. Mit einem Vorwort von Peter Lösche, Campus Verlag, Frankfurt/New York 1987, IX, 367 S., brosch., 68 DM.

Zur Erklärung der Langlebigkeit von Ideologie und Reformpraxis des New Deal, dessen Ende inzwischen – nach Unterbrechungen in der Eisenhower- und in der Nixon-Ära – wohl mit dem Wahlsieg Reagans (1980) eingeläutet worden ist, hat sich in der wissenschaftlichen Literatur die These durchgesetzt, daß der Reformimpetus des New Deal die durchaus vorhandenen politischen Protest- und Alternativpotentiale hat gesellschaftlich integrieren können. Dies schien – wie insbesondere Peter Lösche (Industriegewerkschaften im organisierten Kapitalismus. Der CIO in der Roosevelt-Ära, Opladen 1974) herausgearbeitet hat – gerade auch für die amerikanische Gewerkschaftsbewegung zu gelten. Peter W. Schulze will mit seiner politikwissenschaftlichen Habilitationsschrift (FU Berlin) die Bedeutung dieser Integrationsthese für die gesamtgesellschaftliche Ebene keineswegs in Zweifel ziehen; er fragt jedoch speziell danach, ob sie »auch Gültigkeit für ökonomische und gesellschaftliche Teilgruppen besitze, die zum Träger von gesellschaftspolitischen Gegenpositionen hätten werden können und noch dazu die organisatorischen Voraussetzungen mitbrachten, um die New-Deal-Rhetorik in Praxis umzusetzen« (S. 9).

Dieser Frage geht er am Beispiel der amerikanischen Automobilarbeiter nach, und zwar mit einer quellengesättigten Analyse des Konstitutionsprozesses des Automobilarbeiterverbandes (UAW) zwischen 1937 und 1941; die Eckdaten dieser Phase werden markiert durch den berühmten Sit-Down-Streik in der General Motors Corporation in Flint und durch den Arbeitskampf in der Ford Motor Company, der zur gewerkschaftlichen Organisierung der hier Beschäftigten führte. In ausdrücklicher Abhebung von P. Lösches Ansatz will Schulze eben nicht primär die Funktion der Gewerkschaften für das bzw. im gesamtgesellschaftlichen System beleuchten, sondern er will versuchen, »den Stellenwert dieser Bewegung im Leben, Denken und Handeln der Auto-, Stahl- oder Gummiarbeiter zu erfassen« (S. 16). Gerade mit den Automobilarbeitern hat P. W. Schulze in der Tat eine gute Wahl getroffen, war ihre Organisation, die UAW, in dem von ihm untersuchten Zeitraum, wie Peter Lösche im »Vorwort« schreibt, doch »mehr als eine Gewerkschaft«; sie trug eher »die Züge einer Sozial- und Kulturbewegung« (S. VII). Von daher lassen sich gerade hier die Chancen und Grenzen einer sozialen Protestbewegung in den USA exemplarisch analysieren.

P. W. Schulze nimmt dazu – in chronologischer Gliederung – vor allem drei Problemkreise in den Blick: Er untersucht die betriebliche Ebene, beschreibt Arbeiterschaft und Arbeitsplatz sowie die daraus erwachsenden Konfliktlagen und Protestpotentiale; er beleuchtet sodann die UAW-Politik, die innerorganisatorischen Meinungs- und Willensbildungsprozesse, das Vorgehen in Arbeitskonflikten und die Fraktionskämpfe sowie die unterschiedlichen parteipolitischen Bindungen, die insgesamt zur innergewerkschaftlichen Ausgrenzung bzw. Disziplinierung von radikalen Protestgruppierungen führten; und er thematisiert schließlich das Verhältnis UAW/CIO, das die internen UAW-Probleme noch verschärfte und die Ausgrenzungs- bzw. die Integrationstendenzen letztlich stärkte. Dabei zeigen sich nicht nur die auch aus der deutschen Gewerkschaftsgeschichte bekannten Konsequenzen ge-

werkschaftlicher Zentralisierungsbestrebungen, die einerseits zwangsläufig zur Einschränkung von Autonomie und Handlungsspielraum der Betriebsbelegschaften führten und andererseits die Tendenz zum Auseinanderdriften von Gewerkschaftsvorständen und breiter Mitgliedschaft verstärkten. P. W. Schulze macht darüber hinaus die funktionale Bedeutung der Militanz für die Gewerkschaftseinheit klar, konnte diese doch für eine gewisse Zeit die unterschiedlichen innergewerkschaftlichen Fraktionen einen – bis sie durch die gesteigerte Verhandlungsmacht der konsolidierten Gewerkschaft gezähmt und abgelöst wurde.
Gewiß hat Peter W. Schulze mit dieser Studie dazu beigetragen, die These von der Integration speziell »der« Gewerkschaftsbewegung im Rahmen der New-Deal-Politik zu relativieren, macht er doch am Beispiel der UAW deutlich, daß der Integrationsprozeß keineswegs ohne beachtliche Widerstände und ohne schwere Konflikte verlief. Damit fügt er dem immer wieder entworfenen Bild der durch einen demokratischen und sozialen Grundkonsens geeinten und deswegen so stabilen amerikanischen Gesellschaft eine wichtige Schattierung hinzu, die diesem Bild mehr Tiefenschärfe verleiht. *Michael Schneider, Bonn*

Michael Kittner (Hrsg.), Gewerkschaftsjahrbuch 1984. Daten – Fakten – Analysen, Bund-Verlag, Köln 1984, 665 S., kart., 24,80 DM; 1985, 715 S., kart., 24,80 DM; 1986, 706 S., kart., 24,80 DM; 1987, 709 S., kart., 28 DM; 1988, 615 S., kart., 28 DM (Sonderpreis für Dauerbezieher: 19,80 DM).

Seit 1984 erscheint jährlich das »Gewerkschaftsjahrbuch«. Fünf Bände liegen also inzwischen vor – Anlaß genug, eine Zwischenbilanz zu ziehen.
Schauen wir zurück: Wer kann sich denn noch genau erinnern, welche Ausgabenkürzungen die Bundesanstalt für Arbeit 1983/84 vorgenommen hat? Wie verlief der »Krisenpoker« um Arbed Saarstahl? Was bedeutete das Haushaltsbegleitgesetz 1984 für die Umstrukturierung der Sozialpolitik? Hat der DGB nicht 1982 den Entwurf eines Mitbestimmungsgesetzes vorgelegt? Was ist eigentlich 1983 aus der Lehrstellengarantie des Bundeskanzlers geworden? Wie war das nochmal mit Verkauf und Rückkauf der »Neuen Heimat«? Haben die Gewerkschaften eigentlich gegen die Nachrüstung protestiert? Die Liste der Fragen ließe sich mühelos verlängern, auf die wohl auch manch (gewerkschafts)politisch Interessierter nicht in jedem Fall sehr präzise antworten könnte.
Hier – und in vielen anderen Fragen – Abhilfe zu schaffen, das ist das erklärte Ziel des »Gewerkschaftsjahrbuchs«, das eine Lücke schließen soll, die Michael Kittner im Vorwort zum ersten Band nur allzu praxisnah wie folgt beschrieben hat: Immer wieder habe man doch bisher die Erfahrung gemacht, daß einem jeder Beleg zu »konkreten Informationen über einen Sachverhalt oder ein Ereignis, die einem während ihrer Schlagzeilen-Aktualität wie selbstverständlich geläufig waren, [. . .] schon wenige Wochen oder Monate später« fehlte. Diesem Defizit will das »Gewerkschaftsjahrbuch« Jahr für Jahr durch eine »flächendeckende Erfassung« der jeweils wichtigsten Geschehnisse abhelfen – seien es »Ereignisse innerhalb der Gewerkschaften, seien es für die Gewerkschaften wichtige Vorgänge ihres gesellschaftlichen, rechtlichen und politischen Umfeldes, sei es die politische Reaktion der Gewerkschaften hierauf« (1984, S. 5). Als politische Ziele wurden dem Jahrbuch 1984 außerdem vorgegeben: »Das ›Gewerkschaftsjahrbuch‹ soll helfen, die Bilanz eines Jahres im Kampf um die Lebensinteressen der arbeitenden Menschen zu ziehen.« Und es soll »zur Einsicht in die Größe der Aufgaben und zur gerechten Würdigung des Geleisteten« beitragen »und damit das kollektive Selbstbewußtsein seiner gewerkschaftlich aktiven Benutzer« stärken (S. 6 f.).
Dieses Unterfangen kann nur als überaus gelungen bewertet werden. Seit 1984 erscheint Jahr für Jahr ein »Gewerkschaftsjahrbuch«, dessen detaillierte Gliederung im großen und ganzen gleich geblieben ist. Auch die Autor(inn)en der einzelnen Beiträge, die sich – nach Auskunft M. Kittners (1984, S. 6) – allesamt den programmatischen Zielen der deutschen

Gewerkschaftsbewegung verpflichtet fühlen, haben »ihrem« Sachgebiet zumeist die Treue gehalten. Nicht zuletzt der Wahrung dieser »Kontinuität« ist es wohl zu verdanken, daß in der Tat die vom Herausgeber 1984 (S. 6) ins Auge gefaßte »Vergleichbarkeit« der Beiträge von Jahr zu Jahr gesichert wurde.

Der Aufbau der »Gewerkschaftsjahrbücher« ist, wie gesagt, seit 1984 »im Prinzip« gleich geblieben. Nach einer knappen Einleitung des Herausgebers, in der unter Herausarbeitung der politischen Schwerpunkte eine Bilanz des vergangenen Jahres gezogen wird, folgt seit 1985 eine detaillierte Chronologie zur Gewerkschafts-, Wirtschafts- und Sozialpolitik des vorherigen Jahres. Sodann werden in eigenen Kapiteln folgende Themenbereiche abgehandelt: Mitgliederentwicklung; Tarifpolitik und Arbeitskämpfe; Wirtschaft; Branchenreport; Technologie; Umweltschutz; Arbeitsmarkt; Sozialpolitik; Humanisierung der Arbeit und Arbeitsschutz; Koalitions-, Tarif- und Arbeitskampfrecht; Mitbestimmung; Betriebsverfassungsrecht; Personalvertretungsrecht; Arbeitsrecht; Sozialrecht; Datenschutz; Berufliche Bildung; Bildungspolitik und Bildungsarbeit; Internationale Gewerkschaftsbewegung; Gemeinwirtschaft; Unternehmerverbände und Literatur zu Gewerkschaftsfragen. Die in diesen Beiträgen versammelte Flut von Informationen wird durch ein Personenregister (leider ohne Vornamen) und durch ein Sachregister erschlossen. Außerdem ergänzt jeden Band eine tabellarische Zusammenstellung der Ergebnisse von Bundes- bzw. Landtagswahlen. Und schließlich findet sich immer ein aktuelles Verzeichnis der Anschriften gewerkschaftlicher Institutionen, in dem auch die Namen der jeweiligen leitenden Mitarbeiter(innen) verzeichnet sind.

Wollte man auf den Inhalt der einzelnen Beiträge eingehen, so müßte man in der Tat eine Geschichte der vergangenen Jahre aus gewerkschaftspolitischer Sicht schreiben. Kein Stichwort – vom Skandal um die »Neue Heimat« über die Auseinandersetzung um den Einstieg in die 35-Stunden-Woche bis hin zum Konflikt um § 116 des Arbeitsförderungsgesetzes – fehlt. In der thematischen Vielfalt jedes Bandes spiegelt sich das Nebeneinander von großer Politik und spektakulären Konflikten einerseits, von alltäglicher tariflicher, arbeitsrechtlicher und sozialpolitischer Schutzfunktion andererseits. Da die einzelnen Themenbereiche fast durchgängig von denselben Autor(inn)en betreut werden, ist überdies dafür gesorgt, daß in dem jeweiligen Kapitel nicht nur die »Aktualitäten« eines Jahres, sondern überdies die zeitlich übergreifenden Entwicklungstrends Berücksichtigung finden. Außerdem beschränken sich die einzelnen Artikel nicht darauf, nur eine Chronik der laufenden Ereignisse ihres jeweiligen Fachgebietes zusammenzustellen, sondern immer geht es darum, den Zusammenhang mit den »hinter« den berichteten Geschehnissen verborgenen Interessenpositionen und -konflikten aufzuklären. Das »Gewerkschaftsjahrbuch« hat sich damit einen Platz als unentbehrliches Nachschlagewerk für die jüngere und jüngste Gewerkschaftsvergangenheit erobert, den es durch die alljährliche Fortführung nach dem inzwischen bewährten Muster halten und ausbauen kann. *Michael Schneider, Bonn*

Christoph Stamm, Regionale Fest- und Gedenkschriften der deutschen Arbeiterbewegung. Annotierte Bibliographie von Fest-, Gedenk- und ähnlichen Schriften regionaler und lokaler Organisationsgliederungen der deutschen Arbeiter- und Angestelltenbewegung bis 1985. Mit Standortangabe, Verlag Neue Gesellschaft, Bonn 1987, XIX, 577 S., brosch., 88 DM.

Über 3100 Titel hat Christoph Stamm zusammengetragen und damit eine überaus verdienstvolle Bibliographie vorgelegt. Grundlage hierfür bilden die Bestände von insgesamt 36 Bibliotheken auf zentraler Ebene, vorzüglich Bibliotheken von Organisationen der Arbeiter und Angestellten. Der Bibliograph hat regionale und lokale Bibliotheken sowie Ar-

chive auf zentraler und regionaler Ebene nicht berücksichtigt. Es ist einsichtig, daß der Aufwand hierbei in keinem Verhältnis zum Ertrag gestanden hätte.
Die Bibliographie ist sinnvollerweise alphabetisch nach den Orten bzw. den Regionen, auf die sich die Titel beziehen, geordnet. Was die Annotation angeht, so geht Stamm neue Wege. Statt einer Beschreibung, die die Bibliographie über Gebühr aufgebläht hätte, hat er ein Annotationsschema entwickelt, das zuerst einmal Schwierigkeiten bereitet, aber sich nach einiger Zeit als sehr hilfreich und leicht verständlich erweist. Besonders gut ist die Idee, das Annotationsschema wie einen Klappentext (aber auf der Innenseite) zu präsentieren, so daß man ohne lästiges Nachschlagen die wichtigsten Informationen immer zur Hand hat und sich schnell entscheiden kann, ob sich die Beschaffung einer Fest- oder Gedenkschrift lohnt oder ob sie sich in einem Grußwort, einem Festprogramm und Inseraten erschöpft. Für jeden Titel ist immer ein Standort angegeben, wobei der Bibliograph diesen nach leichter Zugänglichkeit, Anschluß an das Fernleihsystem und das Vorhandensein einer größeren Anzahl von Schriften derselben Organisation ausgewählt hat.
Ein Organisationsregister und ein Namensregister vervollständigen das für jeden Historiker der Arbeiterbewegung nützliche Buch. Natürlich findet jeder Rezensent bei einigem Bemühen den oder jenen Titel, den Stamm nicht aufgeführt hat. Aber was soll das gegenüber einer Arbeit, die für den Bibliographen bestimmt nicht von großer Attraktivität war, aber für uns alle von großem Nutzen ist. *Hans-Josef Steinberg, Bremen*

Arbeiterkultur. Forschungs- und Literaturdokumentation 1983–1985. (Hrsg.) Informationszentrum Sozialwissenschaften bei der Arbeitsgemeinschaft Sozialwissenschaftlicher Institute e. V. in Zusammenarbeit mit der Friedrich-Ebert-Stiftung – Bibliothek des Archivs der sozialen Demokratie – (Bonn). Bearb. Michael Kluck und Rüdiger Zimmermann, Eigenverlag, Informationszentrum Sozialwissenschaften, Bonn (Lennéstraße 30) 1986, XVII, 330 S., kart., 58 DM.

Die Dokumentation ist nach dem bewährten Muster des ersten Bandes aufgebaut, der die 1979 bis 1982 erschienene Literatur erfaßt hatte (s. AfS XXVI, 1986, S. 647 f.). Alle Titel sind weiterhin bei entsprechender technischer Ausstattung auch direkt in den Datenbänken FORIS und SOLIS zugänglich. Der Band gibt dafür und für die Erleichterung und Beschleunigung der Bestellvorgänge nützliche Hinweise. Nachgewiesen – mit Standort, was für die »Graue Literatur« besonders wichtig ist, und, soweit vorhanden, mit ISBN-Nummer – werden 512 Titel aus dem deutschen Sprachraum sowie zur ausländischen Arbeiterkultur und Arbeiterkulturbewegung, sofern die Studien in deutscher Sprache verfaßt sind. Dissertationen, die über den Leihverkehr zugänglich sind, werden nur nachgewiesen, sofern eine Kopie in der Bibliothek des Archivs der sozialen Demokratie (Bonn) vorhanden ist. Das gilt auch für Dissertationen aus der DDR.
Alle erfaßten Studien (Monographien, Sammelbände, Aufsätze) werden wie bisher inhaltlich kurz vorgestellt – eine wichtige Hilfe für die erste grobe Information, die angesichts der Neigung mancher Autoren zu »blumigen« Titeln besonders nützlich ist.
Außerdem werden 69 Forschungsprojekte nachgewiesen, z. T. aufgrund eigener Erhebungen, z. T. aufgrund anderweitiger Nachweise, vor allem in der IWK. Dabei ist mir allerdings nicht immer deutlich geworden, ob die Publikation, die bei manchen Projekten genannt wird (z. B. Nr. 065 oder 068), bereits das Ergebnis des Projekts präsentiert oder ob dieses weitergeführt wird. Nur wenn letzteres zutreffen sollte, ist die Angabe des Projekts hilfreich. Sonst wäre es besser, nur die Veröffentlichung aufzunehmen: So bei Nr. 0516 – eine Dissertation, die unter Nr. 0581 als Projekt ausgewiesen wird.
Die Dokumentation, durch mehrere Register gut zu erschließen, bietet der regen Arbeiterkulturforschung ein wichtiges Hilfsmittel, das hoffentlich weitergeführt werden wird.
Dieter Langewiesche, Tübingen

Allgemeine Veröffentlichungen zur Sozialgeschichte

Silvia Backs, Dialektisches Denken in Rankes Geschichtsschreibung bis 1854 (= Dissertationen zur neueren Geschichte, Bd. 17), in Komm. bei Böhlau Verlag, Köln/Wien 1985, IX, 360 S., kart., 68 DM.

Die Abgrenzung von der Philosophie des deutschen Idealismus, vor allem von der Geschichtsphilosophie Hegels, gehört zu den rhetorischen Akten, durch die die historistische Geschichtswissenschaft des 19. Jahrhunderts ihr Selbstverständnis formuliert hat. Der spekulativen Konstruktion historischer Gesetzmäßigkeiten wurde die empirische Erforschung historischer Zusammenhänge gegenübergestellt. So befand Droysen 1831 unter dem Eindruck der Julirevolution in Frankreich, nun, nach der Hybris des Idealismus, gelte es, »ephemer und empirice zu leben, zu denken, zu hoffen und zu verzweifeln«, und Ranke belehrte 1854 König Max darüber, daß in der Scholastik der Philosophie der Hegelschen Schule das Leben untergehe.
Diese Selbstabgrenzung der frühen Historisten von der idealistischen Philosophie ist aus der Perspektive des 20. Jahrhunderts durch die wissenschaftsgeschichtliche Forschung relativiert worden. Schon Erich Rothacker hat in seiner »Einleitung in die Geisteswissenschaften« auf die »implizite Geistphilosophie« des frühen Historismus hingewiesen und damit den frühen Historismus und die idealistische Philosophie näher zusammengerückt, als dies dem Selbstverständnis etwa Droysens und Rankes entsprochen hätte.
In den skizzierten Kontext läßt sich die von Heinz Dollinger betreute Münsteraner Dissertation von Silvia Backs über »Dialektisches Denken in Rankes Geschichtsschreibung bis 1854« einordnen. Die Verfasserin versucht nachzuweisen, daß sich beim jungen Ranke in einem Prozeß der Auseinandersetzung mit der zeitgenössischen Philosophie, vor allem der Kants, Fichtes und Schellings, eine Form dialektischen Denkens herausbildet, die für den Geschichtsbegriff des Historikers Ranke konstitutiv ist. Dialektisches Denken definiert die Verfasserin einleitend durch drei Kriterien: »1) [durch] das Denken in Antithesen, welches 2) konstituiert wird in dem Bewußtsein von der Entzweiung des Geistes in der Reflexion seiner selbst. In dieser Selbstreflexion bringt der Geist in seinem Bemühen, sich als *Akt* zu fassen, sich *als* Akt und damit als Etwas hervor, welches gerade nicht mehr Akt ist, nämlich Gegenständlichkeit; welche Gegenständlichkeit überhaupt 3) als die Bedingung der Möglichkeit von Welt gesehen wird« (S. 9). Durch minutiöse philologische Vergleiche der Jugendschriften Rankes mit einzelnen Werken Kants, Fichtes und Schellings weist die Verfasserin die Übernahme einzelner Denkfiguren der Philosophen durch Ranke nach. In ihrem Resümee dieses Rezeptionsprozesses betont sie jedoch, daß Ranke sich weder einem der Philosophen des deutschen Idealismus explizit angeschlossen habe, noch eine eigene dialektische Geschichtstheorie formuliert habe. Vielmehr seien Rankes Äußerungen durch das »Bewußtsein einer dialektischen Lebendigkeit« (S. 57) geprägt, wobei »dialektische Lebendigkeit« für Ranke »das Bewußtsein einer ständig bewegten Spannung und Wechselwirkung von entgegengesetzten Kräften und Mächten des Lebens überhaupt« sei, »die erst in der Aufrechterhaltung ihres Zustandes von Entgegensetzung und Vermittlung, d. h. in ihrer unmittelbaren Vermittlung, etwas wie die Einheit und Umfassenheit von Geschichte hervortreten lassen« (S. 57 f.). Mit dieser, verglichen mit der aus der Einleitung zitierten, eher vagen Definition von dialektischem Denken wendet sich die Verfasserin den historiographischen Werken Rankes zu. In seinen ersten drei Büchern sieht sie Ranke hinter den am Ende seines Studiums erreichten Reflexionsstand zurückgefallen. Rankes Geschichtsauffassung in den »Geschichten der romanischen und germanischen Völker« sei durch einen »unüberbrückbaren Dualismus« von Gott und Welt geprägt, in dem Buch »Fürsten und Völker von Süd-Europa im 16. und 17. Jahrhundert« lege Ranke den Akzent ganz auf den immanenten

›Lauf der Dinge‹, wobei allerdings »die Dynamik des Naturbegriffs auf geistige Dimensionen« hinweise, im dritten Buch über »Die serbische Revolution« seien einem »dynamischen Naturbegriff [. . .] allgemein sittliche Beurteilungskriterien an die Seite« gestellt, wodurch »ein weiteres geistiges Moment« in den Geschichtsbegriff integriert worden sei (S. 131). In den Aufsätzen in der »Historisch-politischen Zeitschrift« und in den nachfolgenden Werken (»Römische Päpste«, »Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation« und »Epochen der neueren Geschichte«) sieht S. Backs Rankes »Bewußtsein einer dialektischen Lebendigkeit« adäquat in Geschichtsschreibung umgesetzt.

Verdienstvoll an der Studie von S. Backs ist zweifellos die Darstellung der Rezeption der philosophischen Schriften von Kant, Fichte und Schelling durch Ranke in dessen Jugendzeit, die Ranke vom Odium des jeder philosophischen Reflexion abholden Empirikers befreit. Zweifel sind jedoch angebracht, ob die Feststellung des »Bewußtseins einer dialektischen Lebendigkeit« bei Ranke ausreicht, um das Fundament seiner Geschichtsschreibung zu beschreiben. Einerseits hätte ein Vergleich mit den philosophischen Grundlagen der Geschichtsschreibung Droysens, dem man als Hegel-Schüler einen dialektischen Geschichtsbegriff kaum wird absprechen können, zu einer Spezifizierung des Rankeschen Geschichtsbegriffs im Rahmen des durch dialektische Denkformen konstituierten »objektiven Historismus« (Karl-Georg Faber) führen können, andererseits hätte eine Berücksichtigung anderer intellektueller Einflüsse auf Ranke die Möglichkeit geboten, die Bedeutung der Auseinandersetzung mit der zeitgenössischen Philosophie für den Geschichtsbegriff Rankes zu präzisieren. Insgesamt gelingt es der Verfasserin, die Zugehörigkeit Rankes zur idealistischen Denkformation der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nachzuweisen. Da S. Backs in ihrer Arbeit keine Differenzierung zwischen Gegenstands- und Beschreibungssprache vornimmt und zudem die einschlägige Forschung zur Entstehung der Geschichtsphilosophie und der modernen Geschichtswissenschaft ignoriert, gelingt ihr die Einordnung Rankes in den Prozeß der Entstehung der modernen Geschichtswissenschaft jedoch nicht.

Michael Reinhard, Freiburg i. Br.

Robert Michels, Masse, Führer, Intellektuelle. Politisch-soziologische Aufsätze 1906–1933. Mit einer Einführung von Joachim Milles (= Theorie und Gesellschaft, hrsg. von Hans Joas und Claus Offe, Bd. 2), Campus Verlag, Frankfurt/New York 1987, 310 S., kart., 48 DM.

Zwölf Werkstücke des 1936, 60jährig, in Rom gestorbenen Autors, Publizisten und Sozialwissenschaftlers Robert(o) Michels sind in dem jetzt erschienenen Sammelband nachzulesen. Sie sind im Anschluß an ein Porträt von Joachim Milles systematisch in fünf Abschnitten: »Sozialismus und Syndikalismus«, »Massenbewegung und Partei«, »Demokratie und Oligarchie«, »Intelligenz und politische Eliten«, »Faschismus und Konsensustheorie« gebündelt und werden vom Herausgeber des Bandes als politisch-soziologische Publizistik eines »radikalen Intellektuellen« präsentiert.

Michels' Aufsätze verdeutlichen in der Tat dessen »politisch-intellektuelle Konversionen« vom radikalen Syndikalisten romanischer Prägung zum profaschistischen Ideologen des korporativ-repressiven Staates – ohne daß J. Milles diese Entwicklung schon schlüssig deutet.

Der Sammelband enthält dazu auch einen – durchaus als autobiografische Selbststilisierung angelegten – Beitrag Robert Michels' über seine Arbeit in der SPD 1903 bis 1907 aus dem Jahr 1932.

Natürlich könnte auch diese wie noch jede Textedition und Werkauswahl kritisiert werden: Wenn es um politisch-soziologische Positionen und ihre Entwicklung geht – und damit auch am Beispiel Robert Michels' um ein fürs erste Drittel des 20. Jahrhunderts nicht uninteres-

santes ideengeschichtliches Kapitel überhaupt –, dann hätte diesem zentralen Gesichtspunkt wohl eine chronologische Textmontage eher entsprochen. Und vielleicht hätten auch methodisch grundlegende Abschnitte aus Michels' Büchern: »Soziologie als Gesellschaftswissenschaft« (1926) und »Umschichtungen in den herrschenden Klassen nach dem Kriege« (1934) heutige Leser interessiert – gerade weil aus dem umfänglichen, mehrsprachigen und nur einmal vor 50 Jahren italienisch bibliografierten Werk (Studi in memoria di Roberto Michels, Padova 1937, S. 39–76: Opere di Roberto Michels) bis heute auch bei den meisten akademischen Fachvertretern nur Werkrudimente bekannt sind – entsprechend Robert Michels' Bild als Erfinder des am historisch-empirischen Material der deutschen Sozialdemokratie vor dem Ersten Weltkrieg entwickelten »Gesetz von der historischen Notwendigkeit der Oligarchie« als »soziologischem Grundgesetz, dem die politischen Parteien [. . .] bedingungslos unterworfen sind«. Und auch Michels' 1925 veröffentlichte »Materialien zu einer Soziologie des Fremden« könnten mit Blick auf (s)eine Entwicklung und diese Textedition heute noch von Interesse sein . . .

Aber möglicherweise erschließt sich diese viel einfacher und banaler, als es die bisherige deutsche sekundäre Michels-Literatur – immerhin eine Heidelberger Dissertation von Frank Pfetsch 1964 und eine Kieler Habilitation von Wilfried Röhrich 1972 – nahelegen: denn tatsächlich gab und gibt es wohl – so Robert Michels in einer Randbemerkung seiner »Psychologie der antikapitalistischen Massenbewegungen« 1926 – »keine pessimistischen Redner, deren Existenz ja eine contradictio in adjecto wäre.«

Daß und warum Robert Michels kein politik- und sozialwissenschaftlicher Kirchenvater geworden ist, dürfte weniger an seinem umfänglichen Werk als vielmehr an seiner wandlungsfähigen Vita gelegen haben: 1876 in Köln als Sohn einer reichen Kaufmannsfamilie geboren, Promotion 1900 in Halle bei Gustav Droysen, Lehr- und Wanderjahre in Frankreich und Italien, dort Mitglied der Sozialistischen Partei (PSI), 1903 bis 1907 in Deutschland Propagandist eines aktivistischen Syndikalismus in der deutschen Sozialdemokratie, 1907 aussichtsloser Kandidat der SPD zur Reichstagswahl in Marburg und 1911 mit seinem Buch »Zur Soziologie des Parteiwesens. Untersuchungen über die oligarchischen Tendenzen des Gruppenlebens« ihr kundiger Kritiker, der zunächst von links den »furchtsamen Legalismus« der Führer des bürokratischen Parteiapparats attackierte und die Intellektuellenfeindlichkeit der SPD ansprach.

Schließlich wurde er nach persönlichen Enttäuschungen im Wilhelminischen Deutschland, in dem er keine akademische Karriere machen konnte, Anhänger der soziologischen Eliteconzeption (»classa politica«) – und, ab Mitte der 20er Jahre, Parteigänger und Propagandist Benito Mussolinis, der ihn 1928 als Ordinarius für Nationalökonomie an die faschistische Universität Perugia berief. *Richard Albrecht, Bad Münstereifel*

Jürgen Kocka (Hrsg.), Max Weber, der Historiker (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 73), Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1986, 286 S., kart., 48 DM.

Der Sammelband enthält Referate und Kommentare aus der Weber-Sektion des internationalen Historikertages von 1985 in Stuttgart. Besprechen kann ich hier nur die Referate, und auch diese zum Teil nur sehr kurz. So begutachten fünf der Teilnehmer die Vor- und Nachteile Weberscher Begriffe und Analysen zu spezifischen Themen. Dabei fällt *Moses I. Finley* (Cambridge) ein recht negatives Urteil über Webers Verständnis des griechischen Stadtstaates. Auch *Surendra Munshi* (Calcutta) unterzieht Webers Ausführungen über Indien einer energischen Kritik. *Yoshinobu Shiba* (Osaka) berichtet über Webers Beitrag zur Geschichte Chinas. Er beurteilt Webers langfristigen Einfluß insgesamt positiv und findet den Begriff der »patrimonialen Bürokratie« besonders fruchtbar. Auf der anderen Seite erscheinen ihm

Webers Gedanken über die »Stadt« und über das Wirtschaftsleben in China nur wenig nützlich. Insbesondere beanstanden *Shiba* wie *Munshi* eine eurozentrische Einstellung bei Weber, die es diesem schwer machte, die Eigenart nichteuropäischer Kulturen voll zu erkennen. So entsteht die Frage, ob Webers Charakterisierungen nichtwestlicher Entwicklungen nur dazu dienten, die westliche Entwicklungslinie als eine Abweichung von alternativen Möglichkeiten als kausal erklärungsbedürftig und -fähig herauszustellen. Eben das wird von mehreren der Teilnehmer bestritten, von *Munshi* und *Shiba* aber angenommen. Ich selbst kann mir kein Urteil erlauben.

Trotzdem ist nicht zu übersehen, daß die Einschätzungen Weberscher Konzepte erheblich positiver werden, je näher die Themen an seine eigenen zentralen Interessen heranrücken. So bietet *Klaus Schreiner* (Bielefeld) eine überzeugende und positive Darstellung von Webers Analyse der nordeuropäischen mittelalterlichen Binnenstadt und ihres Anteils an der Entwicklung des okzidentalen Rationalismus. *Matti Viikari* (Helsinki) schreibt ebenso zustimmend über Webers Darstellung des Feudalismus und des europäischen Mittelalters. *Detlev J. K. Peukert* (Essen, jetzt Hamburg) bietet eine Übersicht über die Rezeption Webers in der Bundesrepublik. Er verzeichnet den Einfluß der Ausführungen über die »Agrarverhältnisse des Altertums« und der breit angelegten stadtgeschichtlichen Typologie, die besonders in der Mediävistik rezipiert wurde. Unter den Studien zur Religionssoziologie war es lange Zeit hauptsächlich die Analyse des Protestantismus, die ein größeres Echo hervorrief. Und überhaupt beruht Webers Nachwirkung weniger auf den religionssoziologischen Arbeiten als auf den Analysen zur Wirtschaftsgeschichte, zur Sozialstruktur und zur Typologie der Herrschaft.

Es ist demnach nicht erstaunlich, daß Webers Verhältnis zu Marx ein zentrales Thema des Bandes darstellt. Allgemein wird anerkannt, daß Webers Vorgehen in mehreren seiner Arbeiten von der Verfahrensweise eines Marxisten schwer zu unterscheiden ist und daß man die zwei Theoretiker als sich ergänzend auffassen kann. Auch war sich Weber wohl bewußt, wie viel er von Marx übernommen hatte. Allerdings sah er die Marxsche Entwicklungstheorie als eine idealtypische (nicht absolut gültige) Konstruktion und die Klassenlage als eine mögliche (nicht zwingende) Ursache von gewissen Handlungsarten. Interessanterweise beziehen sich die Meinungsverschiedenheiten zwischen Marxisten und Nicht-Marxisten in diesem Bande fast ausschließlich auf Webers Klassenanalyse und deren Komplexität. So finden *Wolfgang Küttler* und *Gerhard Lozek* (Ost-Berlin), daß die »analytische Aufsplitterung des Klassenbegriffs« bei Weber zu »dessen wachsender Verschwommenheit und zu einer unbestimmten Pluralität der Beziehungen, Merkmale und Kriterien« führt (S. 186). Nach *Eric J. Hobsbawm* (London) war Weber ein »großartiger und weitreichend interessierter Wissenschaftler, aber doch kein großer Theoretiker oder origineller Philosoph« (S. 86), weil er keine vereinheitlichte Theorie der modernen Geschichtsentwicklung festgelegt hat. Ein überzeugter Weberianer braucht diese Vorwürfe gar nicht abzustreiten. Er kann sie sogar wiederholen, indem er die Vorzeichen umkehrt. So unterstreicht *Hans-Ulrich Wehler* (Bielefeld) gerade die hervorragende Flexibilität und Präzision der Weberschen Klassenanalyse, wie er Weber auch gerade deshalb Marx vorzieht, weil Weber gewisse theoretische Vorentscheidungen vermeidet.

Wehler, einer der bekanntesten Weberianer unter den westdeutschen Historikern, hat zentrale Konzepte und Analysen Webers nicht nur erforscht und dargestellt, sondern auch in der eigenen Arbeit zur Anwendung gebracht. Ferner hat er entschieden dazu beigetragen, daß sich in der westdeutschen Historiographie seit dem Zweiten Weltkrieg ein neuer Kurs angemeldet hat, bestimmt auch unter Webers Einfluß. Es ist der Kurs vom Historismus zur Historischen Sozialwissenschaft, vom »einfühlenden« Nacherleben zur rationalen Auslegung und von der »idiographischen« Beschreibung zur Kausalerklärung unter zum Teil ausdrücklicher Bezugnahme auf Erfahrungsregeln. In seinem Beitrag zu diesem Band konzentriert sich Wehler auf Webers Analyse der sozialen Ungleichheit in ihren drei Dimensionen

von Wirtschaft (Klassenlage), Herrschaft (Machtunterschiede) und Kultur (Stand, sozial bedeutsame Weltbilder). Wie schon angedeutet, geht es ihm dabei um die Anwendung dieser Begriffe in der Gesellschaftsgeschichte und eben auch um ihre Genauigkeit. Ich selbst kann mir die Darstellung einer sozialen Hierarchie ohne die Weberschen Differenzierungen fast nicht mehr vorstellen.

Trotzdem liegen Webers wichtigste Beiträge zur heutigen Geschichtswissenschaft wohl weniger in seinen sozialen Kategorien als in seinen methodologischen und theoretischen Überlegungen, die den Übergang vom Historismus zur Historischen Sozialwissenschaft mit ermöglicht haben. Im Rahmen des vorliegenden Bandes werden diese Überlegungen in drei Beiträgen besprochen, und zwar von *Jürgen Kocka* (Bielefeld), *Pietro Rossi* (Torino) und *Wolfgang J. Mommsen* (Düsseldorf).

Kocka ist wie Wehler ein praktizierender Weberianer. Seine Ausführungen bieten einen Überblick über Webers Wissenschaftslehre und wenden sich dann in interessanter Weise dem »Idealtypus« zu. Kocka findet diesen Begriff zwischen Nominalismus und Realismus angesiedelt. Er betont, daß Weber »einen gemäßigt neo-kantianischen, nominalistischen Standpunkt vertrat« (S. 17). Auf der einen Seite war die sozialwissenschaftliche Erkenntnis nach Weber natürlich keine Reproduktion, keine Abbildung realer Zustände; auf der anderen Seite sind die zur Analyse angewendeten Idealtypen nicht einfach frei gewählt, sondern von den zu erforschenden Gegebenheiten mitbestimmt. Auch *Viikari* warnt übrigens davor, Webers Idealtypus mit einer kantischen Kategorie zu vergleichen, die einer noch völlig unorganisierten Mannigfaltigkeit von Empfindungen gegenüberstehe. Webers Neu-Kantianismus war eben, wie *Kocka* schreibt, gemäßigt, so daß der Vorwurf eines begrifflichen Dezisionismus abgewehrt werden kann.

Mommsens Beitrag bezieht sich auf die universalhistorischen Aspekte in Webers Geschichtsbild. Besonders interessant ist Mommsens Argument, daß Weber nicht etwa ein idealistisches Verständnis, wohl aber eine bipolare Konzeption des sozialen Wandels hatte. Der Gegenüberstellung von materiellen und ideellen Interessen entspricht nicht nur die Differenz zwischen zweckrationalem und wertrationalem Handeln, sondern auch die besonders im Spätwerk wichtige Unterscheidung zwischen materialer und formaler Rationalisierung (S. 58). Der idealistische Pol überwiegt in den seltenen, aber weichenstellenden Momenten, in denen eine »außeralltägliche, charismatische Orientierung« neue Weltbilder erzeugt. Der Einfluß materieller Verhältnisse überwiegt, wo die länger anhaltenden Prozesse der formalen Rationalisierung und Routinisierung das geschichtliche Geschehen bestimmen. Die tendenzielle Ausrichtung auf die okzidentale Rationalisierung in Webers Werk entwickelt auch deshalb keine teleologische Bedeutung, weil sich die Unterscheidung zwischen materialer und formaler (technischer) Rationalisierung im Spätwerk zunehmend als Antinomie darstellt und pessimistische Zukunftsbilder hervorruft.

Rossi unterstreicht die zentrale Stellung der Kausalzurechnung in Webers Wissenschaftslehre. Die Geschichte, wie andere »Kulturwissenschaften«, ist keine »Gesetzeswissenschaft«, sondern eine »Wirklichkeitswissenschaft«. Das Einzelereignis wird nicht aus Gesetzen »deduziert«; wohl aber kann eine Kausalerklärung auf Erfahrungsregeln Bezug nehmen. Die Kategorie der objektiven Möglichkeit unterstützt eine Art konterfaktischer Analyse, die auf nichtdeterministische Kausalzurechnungen von Einzelereignissen hinausläuft. Auch deshalb ist Webers Methode nicht anti-naturalistisch im Sinne Tenbrucks. Das Verstehen ist kein unmittelbares Verhältnis zwischen Subjekt und Objekt. Außerdem stehen Erklären und Verstehen in einer komplementären (nicht gegensätzlichen) Beziehung zueinander. So weit eine recht unvollständige Wiedergabe von Rossis sehr interessanten Ausführungen, die durch gewisse neuere Richtungen in der anglo-amerikanischen Philosophie bestätigt werden könnten. So hat Donald Davidson (Essays on Actions and Events, Oxford 1980) das Hempelsche »covering law model« und seine »deduktiv-nominologische« Version so ausgelegt, daß von einer direkten »Deduktion« des zu erklärenden Ereignisses aus einem Erfahrungs-

gesetz keine Rede sein kann. Zugleich behauptet Davidson, daß die Gründe von Handlungen als deren Ursachen gelten können, so daß die Deutung einer Handlung der Kausalerklärung eines Einzelereignisses gleichkommt. So könnte das Erbe der Weberschen Methodenlehre uns bewahren vor einer Zweiteilung der Geschichts- und Sozialwissenschaften in eine erklärende (naturalistische) und eine verstehende (idealistische) Abteilung.

Fritz Ringer, Pittsburgh

Harvey J. Kaye, The British Marxist Historians. An Introductory Analysis (= Social and Political Theory), Polity Press, Cambridge, in association with Basil Blackwell, Oxford 1984, XII, 316 S., Pb., £ 7.95; geb., £ 25.00.

Der vorliegende Band bietet eine recht nützliche Einführung in das Werk von fünf britischen Historikern: Maurice Dobb, Rodney Hilton, Christopher Hill, Eric Hobsbawm und E. P. Thompson, denen Kaye nicht nur zu Recht marxistische Positionen zuschreibt, sondern auch einen kollektiven Beitrag zur Fortentwicklung der Geschichtsschreibung wie auch der marxistischen Theorie. Die Betonung der Gemeinsamkeiten zwischen allen behandelten Autoren bildet zugleich die Hauptthese der Untersuchung. Wie Kaye bereits in seiner Einleitung ausführt, sieht er im Werk der britischen marxistischen Historiker eine theoretische Tradition begründet, die durch den Versuch, jeden ökonomischen Determinismus zu überwinden, gekennzeichnet ist und die Klassenkampfanalyse an die Stelle der Klassenanalyse setzt. Damit widerspricht der Autor jenen Kritikern E. P. Thompsons, die in der durch ihn begründeten Tradition des ›culturalism‹ nicht nur einen theoretischen Bruch mit z. B. von Maurice Dobb vertretenen orthodoxeren Haltungen sehen, sondern diesen zugleich auf das Jahr 1956 datieren. Jedenfalls gehörten die genannten Historiker bis zum Einmarsch der Sowjetunion in Ungarn allesamt der Britischen Kommunistischen Partei an, wo die meisten von ihnen auch in der Historikergruppe der Partei aktiv waren. 1956 nun verließen Thompson, Hill und Hilton die Partei, während Dobb und Hobsbawm ihr weiter angehörten. Während also Kritiker wie Richard Johnson den ›humanistic and cultural Marxism‹ der Thompsonianer geradezu als Antistalinismus interpretieren, meint Kaye, »that while there may have been a change in emphasis from the work of Dobb to the work of his younger colleagues, it is just that, a change not a break.« (S. 21)

Belegen müßten dies die Einzelstudien zu den verschiedenen Autoren. Diese sind sehr unterschiedlich in Umfang und Qualität. Grundsätzlich ist jedoch zu bedauern, daß häufig Zitat und Paraphrase die Textanalyse ersetzen und Kritik meist nur in der Form des Kritikerzitats vorkommt. Zudem geht gelegentlich die thematische Ausweitung auf Kosten der gründlicheren Auseinandersetzung mit den behandelten Autoren. So ist es zwar naheliegend, bei der Auseinandersetzung mit Maurice Dobb die Rolle von dessen »Studies in the Development of Capitalism« in der Debatte um den Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus in den Vordergrund zu rücken, doch wird hier das inhaltslose ›namedropping‹ bis Durkheim ausgedehnt, während andererseits Dobbs Arbeiten zum 20. Jahrhundert unerwähnt bleiben. Wenn auch keine erschöpfende Behandlung des Historikers, Ökonomen und Theoretikers Dobb, so bietet dieses Kapitel doch eine übersichtliche Einführung in die »transition debate«, die als Einstieg auch deshalb geeignet ist, weil sie die Kontinuitäten zwischen der in den 1950er Jahren zwischen Dobb, Sweezy und anderen geführten Diskussion mit neueren Kontroversen zwischen Brenner, Wallerstein etc. aufzeigt. Zu den Teilnehmern an der öffentlich geführten Debatte der 1950er Jahre gehörten auch Rodney Hilton und Christopher Hill, denen der Verfasser nur je etwa 30 Seiten widmet. Hiltons wichtigsten Beitrag sieht er in dem Argument, »that feudalism was a ›class society‹ and, furthermore, that the struggle between lords and peasants was the ›prime mover‹ of feudal society.« (S. 72) Seine weiteren Ausführungen machen zwar den für Hilton zentralen politischen Inhalt dieser Auseinandersetzungen deutlich, doch nimmt der Versuch, Hilton in den Forschungsfel-

dern der mittelalterlichen Geschichte und der ›peasant studies‹ zu situieren, breiten Raum ein. Sein eventueller Beitrag zu der in der Einleitung postulierten theoretischen Tradition der »British Marxist Historians« wird so nicht recht deutlich. Dagegen steht die Problematik eines jeden ökonomischen Reduktionismus im Mittelpunkt von Kayes Hill-Portrait, geht es in Christopher Hills Arbeiten doch immer wieder um das Verhältnis zwischen der englischen Revolution als bürgerlicher Revolution und den Wert- und Vorstellungswelten ihrer Trägerschichten. In einer knappen Präsentation bleiben viele Argumente zwangsläufig recht allgemein, wie z. B. Hills Haltung zur Weber-These, die er dahingehend kommentiert, daß »in a society already becoming capitalist, protestantism facilitated the triumph of the new values.« (zit. S. 114)

Mit Eric Hobsbawm wendet sich der Verfasser sodann einem Autor zu, der ungewöhnlich breit gearbeitet hat, wie Kaye meint: »on Workers, Peasants, and World History« (S. 131). Mir scheint dies noch zu eng gefaßt, da Hobsbawms Schriften zur Geschichte des Marxismus oder zu methodologischen Fragen hierunter kaum zu fassen sind. Ohnehin scheint Kaye mit Hobsbawms Arbeiten nicht sonderlich vertraut zu sein. Wenn er schreibt, »he has not written very much labour history since the 1960s« (S. 144), übersieht er eine Vielzahl von Aufsätzen, die inzwischen gesammelt vorliegen (Workers: Worlds of Labor, New York, N.Y. 1984). Kayes Überblick über Hobsbawms Werk ist also nicht ohne Lücken. Vielleicht liegt das mit an der Distanz, die der Autor offensichtlich gegenüber Hobsbawm empfindet. Zwar zitiert er unkommentiert eine Äußerung, wonach Hobsbawm »the premier Marxist historian working today« sei, doch ist offensichtlich, daß er Schwierigkeiten mit der vermeintlichen Orthodoxie von dessen Lesart des Marxismus hat. Unverzeihlich scheint für Kaye vor allem das Festhalten an der begrifflichen Unterscheidung von Basis und Überbau. Gleichwohl möchte er Hobsbawm für die von ihm postulierte theoretische Tradition der British Marxist Historians vereinnahmen. Die Wege, die er dazu beschreitet, sind nicht sonderlich überzeugend. Zum einen sieht er Hobsbawm als Verfechter der »class-struggle analysis, pursued from the perspective of history from the bottom up«, der neue Untersuchungsfelder eröffnet habe, zum anderen spricht er ihn vom Vorwurf eines kruden ökonomischen oder gar technologischen Determinismus frei (S. 132). Sollten dies ausreichende Kriterien für die Aufnahme in den Olymp marxistischer Historiker britischer Prägung sein, so scheinen sie nicht sonderlich trennscharf. Zudem wird deutlich, daß Hobsbawm auch nur widerwillig aufgenommen wird: »At the same time, though it should be clear that Hobsbawm is not an economic determinist, he has never made the scholarly breakthroughs on ›class formation‹ that Thompson has, or evidenced the critical sensitivity to ›popular‹ ideas found in Hill's seventeenth-century studies.« (S. 155)

Hobsbawms Hauptfehler scheint für Kaye darin zu bestehen, daß er nicht E. P. Thompson ist, Gegenstand des sechsten Kapitels und Held der gesamten Untersuchung. In diesem mit Abstand längsten Kapitel wird vor allem »The Making of the English Working Class« ausführlich vorgestellt und gefeiert. Weit weniger angemessen werden seine Kritiker präsentiert. Hier geht es Kaye mehr um die Zurückweisung von, als um die Auseinandersetzung mit Kritik. Für eine Einführung ist das wenig hilfreich. Die Weigerung des Verfassers, sich auf eine wirkliche Debatte um Thompsons Klassenbegriff einzulassen, mindert den Nutzen nicht nur dieses Kapitels. Indem er nämlich »class struggle analysis« zum Markenzeichen der British Marxist Historians macht, verkennt er nicht nur als spezifisch britisch, was schlichtweg genuin marxistisch ist, er verdeckt womöglich auch wichtige Unterschiede zwischen den von ihm behandelten Historikern. Wiewohl sie alle als Marxisten die Geschichte als Geschichte von Klassenkämpfen betrachten, ist noch lange nicht ausgemacht, ob für sie alle auch – wie für E. P. Thompson – »class struggle without class« denkbar ist. Nimmt man z. B. Christopher Hills Klassendefinition, die Kaye zitiert, möchte man daran zweifeln: »I think of class as defined by the objective position of its members in relation to the productive process and to other classes.« (zit. S. 126) Es ist schade, daß Kaye diesen Fragen nicht

weiter nachgeht. Für eine tiefergehende Analyse der Arbeiten der von ihm vorgestellten Autoren erweist sich sein Ansatz als zu grob. Letztlich gibt es für Kaye nur (ökonomische) Deterministen und Thompsonianer. Gerecht wird er damit weder der marxistischen Theorie noch den British Marxist Historians. Es bleibt das Verdienst des Autors, die Frage nach den Gemeinsamkeiten zwischen Dobb, Hilton, Hill, Hobsbawm und Thompson gestellt zu haben, seine Antwort scheint indessen zu undifferenziert, um zu überzeugen.

Friedrich Lenger, Tübingen

R. S. Neale, Writing Marxist History. British Society, Economy & Culture since 1700, Basil Blackwell, Oxford 1985, XXII, 319 S., Linson, £ 19.50.

Der Titel des hier anzuzeigenden Buches bedarf der Erläuterung. *Writing Marxist History* ist keine Anleitung, ja nicht einmal ein explizites Programm marxistischer Geschichtsschreibung. Auch bietet der Band keine umfassende Darstellung britischer Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur seit 1700, wie der Untertitel suggerieren könnte. Vielmehr handelt es sich um eine Aufsatzsammlung eines Historikers, der davon ausgeht, »that Marx's concept ›mode of production‹, freed from the technological determinism of vulgar marxism, is a powerful aid in organizing thought about the basic components of all economic systems.« (S. XVIII) Dabei ist es typisch für die Arbeitsweise Neales, daß er auf eine ausführliche theoretische Diskussion des Konzepts, die an neuere Debatten anschließt, ebenso verzichtet wie meist auf eine explizite Verbindung zwischen Konzept und dem behandelten empirischen Material.

Die Themen, die Neale in diesem Band anspricht, reichen von den Kreditbedingungen der primitiven Akkumulation im frühen 18. Jahrhundert bis zu Reflexionen des Autors über seine Teilnahme am Zweiten Weltkrieg in Asien. Zwar gibt es in vielen der hier versammelten Aufsätze Verweise auf Akteure und Themen anderer Kapitel, doch bleiben diese Verbindungen letztlich äußerlich. Hier ist wenig mehr möglich, als einen Inhaltsüberblick über die einzelnen Kapitel zu geben. Nach einer ausführlichen und stark autobiographisch gehaltenen Einleitung zeigt der Verfasser am Beispiel der Kreditfinanzierung der baulichen Expansion in der von ihm bereits früher einmal monographisch behandelten Stadt Bath den Kapitaltransfer aus dem landwirtschaftlichen und kommerziellen Bereich in den städtisch-industriellen Sektor im frühindustriellen England auf. Zeitlich schließt sich daran eine kleine Studie über die fortschreitende Rationalisierung auch des religiösen Diskurses an der Schwelle zum 18. Jahrhundert an, die zu einer schönen Situierung Adam Smith' im Kontext zeitgenössischer Morallehren überleitet. Im vierten Kapitel nimmt Neale die im Anfangskapitel angesprochene Thematik wieder auf, erörtert aber nun weit grundsätzlicher die Bedingungen der primitiven Akkumulation in England. In seinem nützlichen Beitrag zur Übergangsdebatte nimmt er klar Partei für die von Dobb vertretene Position, daß »capitalism and capitalists developed within the rural sector« (S. 76). Stärker als Dobb betont er dabei die Rechtsentwicklung. Den Reigen der Aufsätze zum 18. Jahrhundert beschließt eine hübsche Interpretation von Jane Austens *Mansfield Park*, deren Ansatzpunkt das Zusammenspiel von »property, propriety and alienation« darstellt (S. 88).

Mit den lebhaft, ja nicht selten unterhaltsam geschriebenen Studien zum 18. Jahrhundert, deren Themen die enorme Spannbreite der Interessen des Verfassers andeuten, endet in den Augen des Rezensenten der bessere Teil des Buches. Ihm folgen zunächst zwei Aufsätze zur Lebensstandarddebatte und zur Stadtgeschichtsforschung. Auch wenn der erstere »The Poverty of Positivism« überschrieben ist, versteht Neale es nicht hinreichend, die Ebene der bloßen Datenschlacht zu verlassen und die grundlegenderen konzeptionellen Fragen anzugehen. Hier bleibt er ebenso deutlich hinter dem inzwischen erreichten Diskussionsstand zurück wie in seinem Beitrag zur neueren Stadtgeschichtsschreibung. Dieser gleicht über weite Strecken einer nur wenig strukturierten Sammelrezension, die außer der Kennzeich-

nung der Dyosschen Position als »literary empiricism« (S. 173) wenig Neues enthält. Haben die eben erwähnten Beiträge ihren zeitlichen Schwerpunkt in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, so leitet der Versuch, den Schriften Marx' und Lenins (sowie einiger anderer einschlägiger Autoren) ein angemesseneres Verständnis des Imperialismus abzuringen, über zum Porträt einer australischen Bergbaustadt. Die dort beschriebenen demographischen Muster und die Entwicklung des infrastrukturellen Ausbaus dieser Gemeinde sind indessen keineswegs hinreichend mit der Entwicklung des Imperialismus verknüpft, wie der Autor meint. Neale kann zwar zeigen, daß »naval and military demand, as well as the increasing demand arising from the expansion of the world's merchant marines« über die Nachfrage nach den in Hillgrove abgebauten Erzen die Expansion dieses Ortes beeinflußte, aber kaum in welcher Weise »that determined the sequence and pattern of economic and social development in Hillgrove« (S. 228). Etwas unvermittelt folgen auf diesen Beitrag dann noch eine durchaus überzeugende Kritik des »Cultural Marxism« eines Raymond Williams, dem gegenüber Neale auf der klassenspezifischen Strukturiertheit auch von Sprache insistiert, und die eingangs angesprochenen autobiographischen Erinnerungen eines jungen britischen Soldaten im Zweiten Weltkrieg.

Dieser kurze Überblick hat vielleicht deutlich gemacht, wie vielfältig die behandelten Themen, wie unterschiedlich die Qualität ihrer Behandlung ist. So ist anzunehmen, daß das Interesse an dieser Sammlung von zum großen Teil bereits publizierten Aufsätzen eher gering bleiben wird. *Friedrich Lenger, Tübingen*

Werner Wilhelm Engelhardt, Allgemeine Ideengeschichte des Genossenschaftswesens. Einführung in die Genossenschafts- und Kooperationslehre auf geschichtlicher Basis (= Grundzüge, Bd. 59), Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1985, X, 192 S., kart., 47 DM.

Engelhardt versucht in dem vorliegenden Band die Geschichte der Genossenschaften als Ideengeschichte zu schreiben. In Teil A stellt er verschiedene Genossenschaftsbegriffe vor, unterscheidet danach rechtliche und wirtschaftliche Genossenschaften sowie genossenschaftsähnliche und genossenschaftsunähnliche Formen der Kooperation und differenziert innerhalb dieser Kategorien wiederum verschiedene Formen und Typen. Anschließend hebt er die Bedeutung der Genossenschaften als Ordnungen dritter Art zwischen dem verkehrswirtschaftlichen und dem zentralverwaltungswirtschaftlichen System hervor. Teil A beschließt eine Skizzierung der Ansätze einer Genossenschaftsforschung. Für die Volks- und Betriebswirtschaft stellt er die Ansätze der »ökonomischen Theorie der Politik« und der Koalitionstheorie fest, für die Geschichtswissenschaft sieht er erklärungskräftige Ansätze in der Behandlung der Träger, Handlungsgrundlagen (Interessen), Einzelziele, Mittel und des Wirkungsgefüges. Als »Hauptfragestellungen einer theoretisch fundierten geschichtswissenschaftlichen Genossenschaftsforschung« sieht er sog. Utopie-Konzeptions-, Mitglieder-Lebenslage-, Entstehungs-Entwicklungs- und Aspekte-Dogmen-Ansätze an.

In Teil B behandelt Engelhardt die allgemeine Ideengeschichte der Genossenschaften. Hier macht er Ausführungen über die Genossenschaften von der Vor- und Frühgeschichte bis zur Industrialisierung und behandelt dann näher die historischen Motive der Genossenschaftsgründungen in der Sicht von Otto von Gierke, Ernst Grünfeld, Josef M. Back und Hans-Jürgen Seraphim sowie die religiösen Motive zur Genossenschaftsgründung. Im Anschluß daran skizziert er sieben Grundtypen der genossenschaftlichen Utopie: individuelle Selbsthilfe, private Fremdhilfe, subjektive Selbsthilfe, Gemeinschaft um ihrer selbst willen, gemeinsame Selbsthilfe, staatliche Fremdhilfe, staatliche Versorgung. Abschließend bietet Engelhardt eine Periodisierung der Genossenschaftsentwicklung von der Industrialisierung bis zur Gegenwart an, die sich an die Entwicklung der politischen Systeme anlehnt.

Die Absicht Engelhardts, eine Ideengeschichte der Genossenschaften zu schreiben, wird nicht realisiert. Trotz der begrifflichen Ausführungen wird der Genossenschaftsbegriff nicht klar und von anderen Formen der Zusammenschlüsse abgegrenzt. Die von ihm immer wieder geforderte Verbindung zwischen Idee und Realität zur Erklärung von Typen und Entwicklungen der Genossenschaften erfolgt nicht. Vielmehr mutet Engelhardt dem Leser eine Begriffsspielerei zu, die er in erkenntnistheoretische Ausführungen einbettet und mit scholastischer Zitierwut vorträgt. Weder füllt er seine Begrifflichkeit mit klaren Inhalten, noch trägt er sie in verständlicher Sprache vor. Eine kritische, systematisch-historische Würdigung der Möglichkeiten und Grenzen von Genossenschaften fehlt. Dem Rezensenten bleibt unerklärlich, warum diese Ausführungen in die Reihe »Grundzüge« der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft aufgenommen wurden. *Karl Ditt, Dortmund*

Frieden in Geschichte und Gegenwart, hrsg. vom Historischen Seminar der Universität Düsseldorf (= Kultur und Erkenntnis. Schriften der Philosophischen Fakultät der Universität Düsseldorf, Bd. 1), Pädagogischer Verlag Schwann-Bagel, Düsseldorf 1985, 208 S., Polyleinen, 38 DM.

Die Historisierung der Friedensfrage ist nichts weniger als ein akademisches Glasperlenspiel. Ihre vielerorts noch gar nicht recht erkannte politische Bedeutung liegt darin, daß die Mehrheit der in den Industriestaaten der nördlichen Erdhälfte lebenden Menschen mehr als 40 Jahre nach Hiroshima noch immer in starkem Maße historischen, heute aber überholten Denkweisen verhaftet ist. Das heißt: Das Grunderfordernis des Atomzeitalters, den Krieg als Institution abzuschaffen, und zwar ohne jede Einschränkung, ist in der kollektiven Mentalität bislang kaum hinreichend verarbeitet worden. Zwar beobachten wir eine schleichende Delegitimierung des Militärischen. Aber der Weg zu den zukunftsträchtigen Alternativen ist noch lange nicht zurückgelegt. Er geht in die Richtung einer Friedenspolitik, in welcher militärische Instrumente eine immer geringere Rolle spielen. Vorerst ist das Verhaftetsein in der Geschichte noch allgegenwärtig. Wir leben – was das Problemfeld Krieg und Frieden betrifft – mit Einstellungen und Institutionen, die längst ganz oder teilweise funktionslos und daher anachronistisch geworden sind. Das ist einer der Grundwidersprüche unserer Epoche.

In dieser Situation darf es als ein ermutigendes Zeichen gesehen werden, daß sich gerade auch in der Bundesrepublik Deutschland immer mehr Historiker der Aufgabe stellen, an das Friedensthema mit den Methoden ihres Faches heranzugehen. Diese Entwicklung läßt sich an dem stetig wachsenden »Arbeitskreis Historische Friedensforschung« ebenso ablesen wie an dem Tatbestand, daß sich die Universitäten in den letzten Jahren verstärkt bemühen, den Zusammenhang von Frieden und Geschichte in Symposien und Ringvorlesungen zu thematisieren.

Der hier anzuzeigende, unscheinbar aufgemachte Sammelband »Frieden in Geschichte und Gegenwart« dokumentiert eine wissenschaftliche Anstrengung dieser Art, nämlich eine Ringvorlesung unter dem Titel »Das Friedensproblem in der europäischen Geschichte«, die im Wintersemester 1983/84 – also in jener Phase, als eine Massenbewegung gegen die sogenannte Nachrüstungspolitik und für mehr Frieden demonstrierte – vom Historischen Seminar der Universität Düsseldorf veranstaltet wurde. In dem von den Dozenten gemeinsam getragenen Vorwort des Bandes wird festgestellt, man habe »ein gegenwärtig stark diskutiertes Thema aufgegriffen und in historischer Sicht behandelt«, wobei die große Zahl der beteiligten Dozenten es ermöglichte, daß alle großen Epochen der europäischen Geschichte in Einzelbeiträgen erörtert werden konnten. Man habe auf eine »Vereinheitlichung der Fragestellung« verzichtet und es jedem Autor anheimgestellt, ein in seiner Epoche besonders wichtiges Friedensproblem darzustellen. Trotz des notwendigen Verzichts auf Vollständig-

keit und auf eine verbindliche Systematik könne die vorliegende »Erörterung von Friedensproblemen in mehr als zweitausend Jahren europäischer Geschichte einen Beitrag zu der notwendigen Historisierung der Friedensdiskussion in unserer Gegenwart leisten«.
Die insgesamt 15 Düsseldorfer Historiker, die die Ringvorlesung mit ihren unterschiedlichen Spezialkenntnissen bereicherten, teilen als ihren gemeinsamen Standpunkt mit, daß für die Schaffung des Friedens »keine Patentlösungen verfügbar sind«, sondern daß sich die Aufgabe, praktische Wege zur Realisierung des Friedens zu finden, immer wieder neu und anders stellte. Mit anderen Worten: Man kann der Geschichte keine unmittelbar anwendbaren friedenspolitischen Handlungsanleitungen entnehmen. Das Lernen aus der Geschichte, das fraglos möglich ist, geht sehr viel vermittelter vonstatten. Dabei ist das Lernziel in diesem Falle klar zu beschreiben: Wir müssen begreifen, daß wir wegen der atomaren Vernichtungsdrohung in einer historisch unvergleichbaren Zeit leben, und daher die qualitativen Unterschiede zur voratomaren Geschichte herausarbeiten.
Die Lektüre der 15 – je einzeln sehr anregenden – Beiträge hinterläßt in der Summe einen zwiespältigen Eindruck. Denn es drängt sich die Frage auf, ob die Chance, die mit der Zusammenarbeit von Alt-, Mittel- und Neuhistorikern gegeben war, im Hinblick auf eine Vergleichbarkeit der einzelnen Beiträge mit einer präziseren thematischen Vorgabe nicht doch besser hätte genutzt werden können. Aber vielleicht ist dies ein ungerechtfertigter Anspruch an eine Gemeinschaftsveranstaltung über ein Thema, das mit dieser Spannweite – von der griechischen Antike bis zur Gegenwart – noch selten behandelt worden ist. Es fällt auf, daß die meisten der Düsseldorfer Historiker ihre Spezialkenntnisse präsentieren, ohne sich der Kategorien zu bedienen, welche die Friedens- und Konfliktforschung seit wenigstens einem Jahrzehnt bereitstellt. Sie hätten bei der Analyse friedensrelevanter historischer Probleme hilfreich eingesetzt werden können.
Naturgemäß können die einzelnen Beiträge im Rahmen einer Besprechung nicht diskutiert, sondern nur in Stichworten vorgestellt werden. *Dietmar Kienast* kommt in seiner Untersuchung des Friedensgedankens in der griechischen Geschichte zu dem Ergebnis, daß die Vielzahl von Kriegen in der Antike zwar eine verbreiterte Friedenssehnsucht hervorrief, daß Krieg im Weltbild der Griechen aber gleichwohl als »etwas Natürliches« galt und die Vorstellung eines dauerhaften Friedens daher nicht Platz greifen konnte. *Josef Semmler* berichtet, wie sich die augustinische, letztlich biblisch begründete Friedenskonzeption unter den karolingischen Kaisern zu einer Herrschaftsmaxime entwickelte, die – wenn schon nicht gegenüber äußeren Feinden, so doch innerhalb des karolingischen Herrschaftsbereichs – zur Gewaltminderung etwa durch das Verbot der privaten Fehde führte. Diesen Strang der Entwicklung, nämlich die Zurückdrängung des ausufernden Fehdewesens im ostfränkisch-deutschen Reich während des 10. und 11. Jahrhunderts, verfolgt *Albrecht Graf Finckenstein* weiter; bei den damaligen Herrschaftsverhältnissen ließ sich unter der Bezeichnung »Gottesfrieden« (pax dei) lediglich ein zeitlich und räumlich begrenztes und auf bestimmte Personengruppen abhebendes Gewaltverbot durchsetzen. Einen Blick in das »finstere Mittelalter« der Kreuzzüge (zwischen 1095 und 1291) wirft *Rudolf Hiestand*. Sein Fazit lautet, daß die Theologie jener Zeit die Kreuzzugs-Kriege zur Eroberung Jerusalems als »Friedenswerk« propagierte und daß diese Ideologie auf islamischer Seite eine Entsprechung hatte.
Klaus Müller beleuchtet in seinem Beitrag über »Frieden und Diplomatie in der Frühen Neuzeit«, wie im europäischen Staatensystem des 17. und 18. Jahrhunderts mangels anderer institutionalisierter Formen der internationalen Zusammenarbeit dem Gesandtschaftswesen die Aufgabe der Kompromißsuche zuwuchs, besonders beim Aushandeln von Friedensschlüssen. Mit dem Dreißigjährigen Krieg und unterschiedlichen Bewertungen des Westfälischen Friedens von 1648 – französische Hegemonie auf Kosten deutscher Ohnmacht oder Grundlage einer europäischen Friedensordnung? – setzt sich *Gerhard Schormann* auseinander. *Hansgeorg Molitor* untersucht unter dem Titel »Kriegserlebnis und Friedenssehnsucht in Deutschland um 1800«, wie sich mit der Epochenwende seit der Französischen Revolu-

tion eine Entwicklung zum ideologisch motivierten Volkskrieg hin vollzog, der immer größere Teile der Bevölkerung betraf und der den Nicht-Krieg – als einen Zustand ohne Blutopfer und Kriegslasten – zum verständlichen Ziel der zeitgenössischen Friedenssehnsucht werden ließ. In einer streitbaren und nicht immer nachvollziehbaren Darlegung vertritt *Christof Dipper* die These, Deutschlands bürgerliche Bewegung habe im gesamten 19. Jahrhundert – er behandelt die Zeitspanne von 1830 bis 1914 – eine bellizistische, d. h. kriegsbejahende Haltung eingenommen, ob es nun um Kriege zur nationalen Einigung oder um solche zur Durchsetzung einer imperialistischen Politik ging, was den Autor vor »einer allzu sorglosen Identifikation von bürgerlicher Herrschaft und Frieden« warnen läßt.
»Pax Britannica« lautete die Rechtfertigungsformel für den Herrschaftsfrieden, den die Briten im Gefolge ihrer kolonialen Eroberungspolitik den unterworfenen Völkern angedeihen ließen. *Wolfgang J. Mommsen* zeigt in seinem vorzüglichen Beitrag, daß dieses Rechtfertigungsargument trotz der brutalen Pazifizierungskriege »doch einen Kern von Wahrheit« enthielt, da die eingeborenen Bevölkerungen in Asien und Afrika die Pax Britannica vielerorts »mit großer Erleichterung« begrüßten, da sie den Schutz gegen äußere Feinde gewährleistete. Nicht weniger interessant sind die Streiflichter von *Karl-Egon Lönne* aus der politischen Szene Italiens nach dem Ersten Weltkrieg. Insbesondere die Informationen über die konstruktiven, aber infolge der Faschisierung Italiens nicht zum Zuge gekommenen Friedenskonzepte von Alfredo Frassati und Francesco Saverio Nitti sind hierzulande wenig bekannt.
Die Untersuchung des Osteuropahistorikers *Hans Hecker* über die Grundzüge der sowjetischen Außenpolitik von Lenin über Stalin und Chruschtschow bis Breschnew besticht durch ihre souveräne Übersicht. Der Autor macht deutlich, daß die Sowjetunion in der Entwicklung ihrer Friedens- und Koexistenzdoktrin keinen geraden Weg ging, sondern eine widersprüchliche Entwicklung durchmachte. Konrad Adenauer zitierend, hält der Autor die Sowjetunion für eine »friedliebende Macht – weil sie den Frieden brauche«.
Mit den Ideen und dem Scheitern der christlichen Pazifisten in der Weimarer Republik beschäftigt sich *Christoph Weber* in seinem lesenswerten Beitrag. Die katholischen Bischöfe, argumentiert er im Hinblick auf die Erfolglosigkeit des »Friedensbundes der Deutschen Katholiken«, »hatten Angst vor dem deutschen Nationalismus, der bis tief in den deutschen Katholizismus hinein jede Friedensbewegung im Grunde als Hochverrat ansah« (S. 153). Weber sieht in dieser Haltung keinen »Glaubensabfall«, sondern die Konsequenz aus einer fast 2000jährigen christlichen Theologie mit ihrer Jenseitsorientierung und der aus ihr resultierenden Indifferenz gegenüber dem Krieg.
Die Suche der Alliierten nach einer neuen Friedensregelung im Zweiten Weltkrieg ist das Thema von *Peter Hüttenberger*. Er untersucht die Machtinteressen Großbritanniens, der USA und der UdSSR und macht deutlich, daß deren Friedensvorstellungen »nicht das Ergebnis einer idealen und gerechten Utopie« waren, sondern sich aus der Entwicklung der machtpolitischen Verhältnisse ergaben. Der »Kalte Krieg« war insofern schon in den internationalen Beziehungen während des Krieges angelegt. Hieran schließt sich die Frage *Hans Süssmuths* nach den Deutschlandplanungen der Alliierten unmittelbar an. Sie bilden bis heute die Ausgangsbasis sämtlicher deutscher Denkmodelle für eine Lösung der deutschen Frage im Rahmen einer europäischen Friedensordnung. Der Autor präsentiert diese Modelle eher ratlos und sieht in ihnen den Ausdruck der Ohnmacht der deutschen Politik auf diesem Feld. Den Schluß des Bandes bildet eine Untersuchung des Wirtschaftshistorikers *Karl Hardach* über die wirtschaftlichen Inhalte der beiden Versailler Friedensverträge von 1871 und 1919.
Man kann den Düsseldorfer Historikern bescheinigen, daß ihr Sammelband eine facettenreiche und anregende Gemeinschaftsarbeit darstellt, die bei aller Heterogenität doch wesentliche Züge der Friedensbestrebungen in der europäischen Geschichte herausarbeitet. Dabei überwiegt eindeutig der ideen- und der politikgeschichtliche Zugang, während sozial-

historische Aspekte der Krieg-Frieden-Problematik eher am Rande mitbehandelt werden, beispielsweise die wichtige Frage, welche sozialen Schichten in den verschiedenen Epochen der europäischen Geschichte in besonderem Maße die Leidtragenden der Kriege waren und welche gesellschaftlichen Kräfte zu Trägern von Friedensideen wurden. Die historische Friedensforschung hat hier noch ein weites Feld zu beackern.

Wolfram Wette, Freiburg i. Br.

Handbuch der Geschichte Rußlands, hrsg. von Manfred Hellmann, Gottfried Schramm und Klaus Zernack, Verlag Anton Hiersemann, Stuttgart 1981 ff. – Bd. 1: Bis 1613: Von der Kiever Reichsbildung bis zum Moskauer Zartum, unter Mitarb. von Oswald P. Backus [et al.] hrsg. von Manfred Hellmann, I. Halbbd., Stuttgart 1981 (9 Lieferungen 1976–1980), XIV, 715 S., Ln., 380 DM; Bd. 2: 1613–1856: Vom Randstaat zur Hegemonialmacht, unter Mitarb. von Fikret Adanir [et al.] hrsg. von Klaus Zernack, I. Halbbd., Stuttgart 1986 (7 Lieferungen 1981–1986), X, 526 S., Ln., 310 DM; Bd. 3: 1856–1945: Von den autokratischen Reformen zum Sowjetstaat, unter Mitarb. von Dietrich Beyrau [et al.] hrsg. von Gottfried Schramm, I. Halbbd., Stuttgart 1983 (10 Lieferungen 1981–1983), X, 780 S., Ln., 420 DM.

Neben einer Reihe von Nachschlagewerken und Hilfsmitteln allgemeiner Art zur russischen und sowjetischen Geschichte – Lexikon der Geschichte Rußlands. Von den Anfängen bis zur Oktoberrevolution, hrsg. von Hans-Joachim Torke, München 1985; Edgar Hösch/Hans-Jürgen Grabmüller, Daten der russischen Geschichte. Von den Anfängen bis 1917 (= dtv 3240), München 1981; dies., Daten der sowjetischen Geschichte. Von 1917 bis zur Gegenwart (dtv-TB 3241), München 1981 u. a. – hat die bundesdeutsche Osteuropaforschung 1976 begonnen, mit dem anzuzeigenden Handbuch auch ein umfassendes, umfangreiches und spezialisiertes Informationswerk und Hilfsmittel vorzulegen. Abgeschlossen ist es allerdings noch nicht, so daß hier jeweils nur der erste von je zwei Halbbänden eines jeden der drei Bände angezeigt wird.

Trotz der bei Handbüchern üblichen einheitlichen Konzeption, die im vorliegenden Fall von Werner Markert und Manfred Hellman bereits zu Beginn der 60er Jahre entworfen worden ist (vgl. M. Hellmann, Das »Handbuch der Geschichte Rußlands«, in: Jahrbuch der historischen Forschung 1978, S. 41–47), sind die drei Bände in vielerlei Hinsicht verschieden geraten, was interessante Rückschlüsse auf die unterschiedlichen methodischen und theoretischen Ausgangspunkte der an der Handbucharbeit beteiligten Forschergruppen sowie auf die spezifischen Probleme, auf die sie bei ihrer Arbeit jeweils gestoßen sind, zuläßt. Zunächst soll daher auf diese Unterschiede und Gemeinsamkeiten eingegangen werden, wie sie im bandübergreifenden »Vorwort *der* Herausgeber« (Bd. 1,I, S. V–VII) sowie im jeweiligen »Vorwort *des* Herausgebers« (Bd. 2,I, S. V; und Bd. 3,I, S. 1–4) namhaft gemacht werden. Während den Bänden 1 und 2 die chronologische Darstellungsform gemeinsam ist, im Band 3 hingegen die Chronologie zugunsten »systematischer Untersuchungen und Beschreibungen der spezifischen Organisationsformen von Staat, Gesellschaft und – soweit möglich – Wirtschaft in Rußland bzw. der Sowjetunion« (Bd. 1,I, S. VII) eingeschränkt worden ist, unterscheiden sich die Bände 2 und 3 vom Band 1 durch zwei organisatorische und eine methodische Besonderheit: Ihre Herausgeber haben »nicht versucht [. . .], für die einzelnen Abschnitte durchweg die ausgewiesensten Sachkenner zu gewinnen, sondern die Bearbeiter unter ihren eigenen Mitarbeitern, Schülern und freundschaftlich verbundenen jüngeren Kollegen geworben [. . .], wobei allerdings der Kreis der gelernten Rußlandhistoriker nicht überschritten wurde« (Bd. 3,I, S. 1); sie haben des weiteren ihre Beiträge in einem relativ kurzen Zeitraum fertigstellen müssen; und schließlich konnten sie auf weiten Strecken nicht auf Vorarbeiten russischer, sowjetischer oder westlicher Provenienz aufbauen, sondern mußten

»vielfach neue Forschungen betreiben, sogar neue Quellen erschließen« (Bd. 1,I, S. VII). Die Beiträge in Band 1 hingegen stammen durchweg von bekannten Fachleuten auf dem jeweiligen Gebiet, die in z. T. sehr umfangreichen Kapiteln in chronologischer Abfolge den jeweiligen Kenntnis- und Forschungsstand referieren.

Was die Periodisierung betrifft, so haben die Herausgeber bereits in den einzelnen Bandtiteln zusätzlich zu den dort genannten Daten erklärende und zugleich interpretierende Stichworte genannt. Darüber hinaus sind sie bemüht gewesen, ausführlich und meist überzeugend Gründe für die von ihnen gewählten Periodisierungseinschnitte 1613 (Bd. 1,I, S. 6–7; Bd. 2,I, S. 2–5) und 1856 (Bd. 2,I, S. 5–7;, Bd. 3,I, S. 6–10), desgleichen für den Beginn der Darstellung im Mittelpaläolithikum (Bd. 1,I, S. VI) sowie weiter für das planvolle Überspringen der traditionellen »Epochenwende« 1917 (Bd. 1,I, S. VII; Bd. 3,1, S. 2) zu geben. Vergebens indessen sucht man nach einer Erläuterung für den Grund des Abbrechens des Werkes mit dem Jahr 1945. Neben dem »Sowjetstaat« im Titel ist lediglich *en passant* einmal vom »sowjetischen Sieg im Zweiten Weltkrieg« (Bd. 3,I, S. 1), ein andermal von der (nunmehr offensichtlich abgeschlossenen) »Grundlegung der Sowjetgesellschaft« (Bd. 3,I, S. 2) die Rede. Zweifelsohne stellt das Jahr 1945 in der Geschichte der Sowjetunion in mehrfacher Hinsicht einen wichtigen Einschnitt dar, doch kann mit einigem Recht gefragt werden, ob es deshalb bereits eine Wendemarkte bildet, an der sich ein Handbuchunternehmen dieser Größenordnung zu orientieren hat. Hier scheinen eher die Folgen der einseitigen Ausrichtung der westlichen Forschung zur Zeitgeschichte Osteuropas auf die 27 Jahre Zwischenkriegszeit und Zweiter Weltkrieg bzw. die Vernachlässigung der immerhin über 40 Jahre Nachkriegszeit nachzuwirken – ein Umstand, gegen den allein schon Proporzgründe, von inhaltlichen ganz zu schweigen, sprechen (vgl. zur Forschungslücke nach 1945 zuletzt die kritischen Bemerkungen von Hans Lemberg, Lage und Perspektive der Zeitgeschichtsforschung über Ostmitteleuropa in der Bundesrepublik Deutschland, in: Zeitschrift für Ostforschung 35, 1986, S. 191–218). Sollte hinter diesem Periodisierungsschema die sicherlich bedenkenswerte Überlegung stehen, die im Handbuchtitel genannte und 1917 zu ihrem Ende gekommene »Geschichte Rußlands« sei noch bis ins Jahr 1945 als Nachglimmen in der »Geschichte der Sowjetunion« auszumachen gewesen, dann hätte dies deutlich gesagt werden müssen, wie auch der naheliegende Hinweis auf die entlastende Existenz des ebenfalls von W. Markert entworfenen, von Dietrich Geyer in den 60er und 70er Jahren realisierten, bis 1910 reichenden Projektes des Osteuropa-Handbuches bzw. seiner Sowjetunion-Bände deutlicher hätte ausfallen müssen (Osteuropa-Handbuch. Sowjetunion, hrsg. von W. Markert, später von D. Geyer, Köln/Wien: Das Wirtschaftssystem [1965]; Verträge und Abkommen [1967]; Außenpolitik I: 1917–1955 [1972]; Außenpolitik II: 1955–1973 [1976]; und Außenpolitik III: Völkerrechtstheorie und Vertragspolitik [1977]).

Der Band 1,I wird vom Herausgeber *M. Hellmann* mit einer terminologischen Vorüberlegung »Zum Problem der Geschichte Rußlands im Mittelalter«, S. 1–7, eingeleitet. Er besteht weiter aus einem bis in die Gegenwart reichenden, höchst instruktiven Kapitel »Die geographischen Gegebenheiten Rußlands in ihrem historischen Beziehungsgeflecht«, S. 8–72, von *Carsten Goehrke* (welches mit einiger Berechtigung als eigentliche Einleitung zu dem gesamten Handbuch gelten kann), einem Abschnitt über »Die Ausbildung der Sprachgemeinschaften in Osteuropa« zwischen 2000 v. Chr. und 1000 n. Chr., S. 102–121, von *Wolfgang P. Schmidt*, zwei Kapiteln zur Ur- und Frühgeschichte – *Karl J. Narr*, »Urgeschichte«, S. 73–101, und *Robert Werner*, »Die Frühzeit Osteuropas«, S. 122–198 – sowie vier unterschiedlich umfangreichen Teilen zu den politisch-administrativen Kernräumen Rußlands im Mittelalter, nämlich Kiev, Novgorod/Pskov, Galizien-Wolhynien und Moskau. Das Kapitel »Das Fürstentum Galizien-Wolhynien«, S. 484–533, von *Günther Stökl* und der monographieartige Beitrag »Die Mongolenzeit und der Aufstieg Moskaus (1240–1538)«, S. 534–715, von *Peter Nitsche* legen den Schwerpunkt auf die chronologische Betrachtung der innen- und außenpolitischen Entwicklung ihrer Untersuchungsobjekte, während im

umfangreichen Teil »Das Reich von Kiev«, S. 199–429, von *Hartmus Rüss* und im Abschnitt »Groß-Novgorod und Pskov/Pleskau«, S. 431–483, von *C. Goehrke* jeweils ca. die Hälfte des zur Verfügung stehenden Raumes den Problemen von Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur gewidmet wurde. Sämtliche Beiträge enthalten ausführliche Hinweise auf Forschungslücken, -kontroversen und auf die Quellenproblematik und sind mit Auswahlbibliographien, ausführlichen bibliographischen Belegstellen, elf mehrfarbigen Karten, Herrscherlisten und dergleichen mehr versehen. Lediglich das Fehlen der für den zweiten, die Herrschaft Ivans IV. (des Schrecklichen) und die »Zeit der Wirren« *(smuta)* behandelnden Halbband vorgesehenen Register mindert (noch) den Gebrauchswert.

Dieser aufgrund seiner außerordentlich klaren Gliederung höchst »benutzerfreundliche« Band wird gleich mehreren Ansprüchen gerecht: Dem ominösen »interessierten Laien«, sei er Historiker oder nicht, bietet er ausführliche und zuverlässige Grundinformationen; Studenten und Fachleute führt er tief in die Probleme der russischen Geschichte der Prä-Romanov-Periode ein; und dem Spezialisten bietet er einen Einblick in die strittigen Fragen und weißen Flecke der verschiedenen Themenbereiche.

Den von einem Abschnitt »Zum Problem der Geschichte Rußlands in der frühen Neuzeit«, S. 1–7, aus der Feder *K. Zernacks* eingeleiteten Band 2,I teilen zwei Periodisierungsgrenzen – Machtübernahme und Machtübergabe Peters I. (des Großen) – in drei Teile. Im ersten Teil, »Das Moskauer Reich im 17. Jahrhundert (1613–1689)«, S. 10–212, geben zwei Experten einen Abriß ihrer Hauptinteressengebiete: *Hans-Joachim Torke* zur inneren Entwicklung des Moskauer Staates im genannten Zeitraum und *K. Zernack* zur Stellung dieses Staates im entstehenden internationalen System. Eingeschoben ist ein Abschnitt »Moskau und der Dreißigjährige Krieg«, S. 86–96, von *Günter Barudio.*

Der zweite Teil, »Die Grundlegung des Petersburger Imperiums. Das Zeitalter Peters des Großen (1689–1725)«, S. 214–369, steht ganz im Zeichen dieser Herrscherpersönlichkeit. Zusammen mit *Julia Oswalt* behandelt *K. Zernack* hier die stürmischen Veränderungen im Innern, und zusammen mit *Aristide Fenster* die nicht minder dramatischen Entwicklungen in der Außenpolitik, darunter ausführlich den bislang selten zusammenhängend dargestellten großen Nordischen Krieg 1700–1721 (S. 246–296). (Nicht zufällig stützt sich die neueste sowjetische Publikation zur ersten Hälfte dieses Konfliktes – Valerij E. Vozgrin, Rossija i eyropejskie strany v gody Severnoj vojny. Istorija diplomatičeskich otnošenij v 1697–1710 gg. [Rußland und die Staaten Europas während des Nordischen Krieges. Zur Geschichte der diplomatischen Beziehungen 1697–1710], Leningrad 1986 – explizit und ganz massiv auf diesen Teil des Handbuches.)

Der dritte Teil, »Das russische Imperium im 18. Jahrhundert (1725–1796)«, S. 372–526, der im Band 2,I nicht vollständig Platz gefunden hat, ist sowohl thematisch wie chronologisch untergliedert. Die Außenpolitik bis 1762 behandelt *Michael G. Müller*, die innenpolitische Entwicklung bis 1730 *J. Oswalt*, diejenige bis 1762 unter Einbeziehung der Bereiche Wirtschaft, Gesellschaft, Kultur und Bevölkerung *A. Fenster*, und ein gesonderter Abschnitt von *Claus Scharf* ist der sechsmonatigen Regierungszeit Peters III. im Jahre 1762 gewidmet.

Jedem der drei Teile dieses Halbbandes sind Bemerkungen »Zum Epochencharakter«, eine Übersicht wichtiger Quellensammlungen« sowie ein Abschnitt über »Forschungstendenzen« vorausgeschickt. Der zweite und dritte Teil verfügen über gesonderte Abschnitte zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, der erste über zwei rußlandforschungsspezifische Kapitel über »Das Moskauer Reich im Horizont des Westens«, S. 182–199 (von mehreren Autoren verfaßt), und über »Staat und Gesellschaft in Rußland im 17. Jahrhundert als Problem der europäischen Geschichte«, S. 200–212 *(H.-J. Torke).* Anders als Band 1,I enthält der Band 2,I keine Karten; diese sollen ebenso wie das bzw. die Register im zweiten Halbband enthalten sein.

Was den Band 2,I vor allem im Hinblick auf die Geschichte des 17. Jahrhunderts so wertvoll macht, ist zum einen die Behandlung der Materie durch Autoren, die ihre über längere Zeit-

räume hinweg veröffentlichten speziellen Forschungsergebnisse hier in systematischer Form fassen, und zum anderen der Umstand, daß es sich um die erste zuverlässige Gesamtdarstellung überhaupt handelt.

Die chronologische Abfolge der fünf Kapitel des Bandes 3,I zum Zeitraum 1856–1928 wird durch vier Periodisierungsmarken bestimmt: 1890, 1904, 1914 und 1918. *Dietrich Beyrau* und *Manfred Hildermeier* behandeln in Kapitel I den Weg des zaristischen Staates »Von der Leibeigenschaft zur frühindustriellen Gesellschaft (1856 bis 1890)«, S. 5–201, *Heinz-Dietrich Löwe* in Kapitel II den »Von der Industrialisierung zur ersten Revolution. 1890 bis 1904«, S. 203–335. Zwei Autorenkollektive unter der Leitung von *G. Schramm* haben Kapitel III, »Über die Revolution zur Modernisierung im Zeichen der eingeschränkten Autokratie (1904–1914)«, S. 337–474, und Kapitel IV, »Zwei Umbrüche im Ersten Weltkrieg: Vom zarischen zum bolschewistischen Rußland (1914–1918)«, S. 475–622, verfaßt. Unter dem Titel »Sozialismus als Ziel: Probleme beim Aufbau einer neuen Gesellschaftsordnung (1918–1928/29)« steht das von *Heiko Haumann* geschriebene Kapitel V, S. 623–780. Die den Kapiteln II–V dieses Bandes gemeinsamen Rubriken lauten »Grundzüge der Epoche«, »Zeittafel« und »Interpretationen und Kontroversen«.
Gleich aus drei Gründen stellt dieser Band etwas gänzlich Neues dar: Erstens faßt er die in den 70er Jahren quantitativ wie qualitativ sprunghaft gestiegenen Forschungsergebnisse zur Geschichte Rußlands unter den letzten Romanovs und der Sowjetunion unter Lenin und Stalin ebenso übersichtlich und in der gebotenen Ausführlichkeit zusammen; zweitens werden hier epochenübergreifende Längsschnitte gezogen, wie sie bislang noch nicht unternommen worden sind; und drittens werden Schwachstellen der historischen Rußland- und Sowjetunionforschung nicht nur beim Namen genannt, sondern bereits in gewissem Umfang aufgefüllt.
Mit dem Gemeinschaftswerk des Handbuchs der Geschichte Rußlands hat die bundesdeutsche Osteuropaforschung ein Unternehmen in die Tat umgesetzt, wie es bislang weder in der Sowjetunion noch in Westeuropa noch in den USA unternommen worden ist. Zwar muß es sich als ganzes sowie in seinen einzelnen, z. T. noch nicht erschienenen Teilen erst noch im »Alltag« bewähren, doch zeigt das internationale Echo – und hierbei ganz besonders die osteuropäischen Reaktionen –, daß das Unternehmen überwiegend positiv bewertet und aufgenommen wird. Für die historische Teildisziplin Osteuropäische Geschichte mit ihrem Schwerpunkt auf der Rußlandforschung, wie sie sich in Deutschland im Laufe eines Jahrhunderts herausgebildet hat, könnte sich diese Anerkennung als um so nützlicher erweisen, da sich das Fach derzeit in ein schweres Rückzugsgefecht nicht etwa gegen Nachbardisziplinen und -historiographien, sondern gegen den massiven Ansturm von Universitätsplanungsbürokraten verstrickt sieht. Mögen jene getrost einmal einen (oder gar mehrere) der hier angezeigten Bände in die Hand nehmen, um eine Ahnung davon zu erhalten, warum es auch (und gerade) im Zeitalter globaler Ost-West-Verständigung gute Gründe für das Fach Osteuropäische Geschichte gibt. *Stefan Troebst, Berlin*

Manfred Hildermeier, Bürgertum und Stadt in Rußland 1760–1870. Rechtliche Lage und soziale Struktur (= Beiträge zur Geschichte Osteuropas, hrsg. von Dietrich Geyer, Bd. 16), Böhlau Verlag, Köln/Wien 1986, XIX, 689 S., Ln., 208 DM.

Mit der Veröffentlichung dieser Habilitationsschrift des jetzigen Göttinger Ordinarius für Osteuropäische Geschichte ist nun eine herausragende Studie zur Geschichte Rußlands zugänglich. Bürgertum und Stadt zählen zu den bisher weitgehend vernachlässigten Untersuchungsfeldern, weil man sie nicht zu den prägenden Faktoren des Zarenreiches rechnete. Autokratie und Adel auf der einen Seite, Bauern und Arbeiter auf der anderen schienen für

die Dynamik des historischen Prozesses wichtiger zu sein. Nach Hildermeiers Forschungen muß dieser Eindruck auch für das 18. und 19. Jahrhundert, vor Beginn des industriellen Aufschwungs, korrigiert werden. Die soziale und wirtschaftliche Heterogenität von Stadt und Bürgertum erklärt erst wesentliche Entwicklungen.

Hildermeier nähert sich seinem Thema in zwei Teilen. Im ersten betrachtet er das Bürgertum im Zusammenhang mit den Reformen des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Ein Jahrhundert zuvor war erstmals die russische Stadt, vorab aus fiskalischen Gründen, rechtlich vom Dorf abgegrenzt worden. Unterhalb einer dünnen Oberschicht von Im- und Exportkaufleuten lebten die meisten Händler, die größte städtische Sozialgruppe, in der Regel ohne größeres Vermögen. Ein kräftiger Handwerkerstand hatte sich bestenfalls in den Zentren herausgebildet. Die Masse der Stadtbewohner gehörte zur Unterschicht. Zarin Katharina II. strebte danach, die Lage von Stadt und Bürgertum zu verbessern, und sie versuchte zu diesem Zweck, einen starken Mittelstand zu schaffen. Der Staat griff jetzt erheblich reglementierender als vorher in die Struktur der Stadt ein. Stadt und Land sollten schärfer voneinander getrennt werden. Die Stadtbewohner wollte man in rechtlich genau fixierte Gruppen einteilen: in die drei Kaufmannsgilden je nach Vermögen und in den Kleinbürgerstand, dessen Umfang und Abgrenzung – bislang kaum zutreffend bekannt und gewürdigt – Hildermeier umfassend darlegt.

In der Tat wurden, nach langwierigen Erörterungen, zahlreiche einschlägige Vorschriften erlassen. Im Ergebnis erhöhte sich die Mobilität zwischen den Ständen. Ein politisch einflußreicher Teil des Adels verhinderte jedoch, daß die Kaufmannschaft zu viele Vorrechte erhielt. Quer zu den Reformzielen lief auch die Notwendigkeit für den Staat, aufgrund der gewaltig steigenden Ausgaben für militärische Bedürfnisse die Steuerlast gerade für die Bürger beträchtlich anzuheben. Die Durchlässigkeit zwischen Stadt und Land zu erschweren, gelang letztlich nicht, auch wenn – vorübergehend – die Zuwanderung von Bauern in die Städte eingedämmt werden konnte. Nicht zuletzt aus steuerlichen Erwägungen förderte man – entgegen den ursprünglichen Absichten – das bäuerliche Handwerk und die Hausindustrie (Kustargewerbe) sowie den – auch in den Städten – Handel treibenden Bauern. Somit änderten sich durch die Reform die Verhältnisse in Stadt und Bürgertum nicht grundlegend. Allerdings sanken Vermögen und soziales Gewicht der wohlhabenden Kaufmannschaft, während der wirtschaftlich schwache Teil von Händlern und Kleinbürgern anwuchs.

Im zweiten Teil seines Werkes befaßt sich Hildermeier mit dem Bürgertum im 19. Jahrhundert bis zum Beginn des industriellen Aufschwungs. Versuche zur obrigkeitlichen Regulierung blieben auch in dieser Zeit bestimmend. Entgegenstehende Ansichten, die für mehr Freiheiten und geringere Steuerlasten, ja grundsätzlich für eine Zurückdrängung der vorherrschenden fiskalischen Gesichtspunkte votierten – wie Speranskij –, konnten sich zunächst nicht durchsetzen. Verständlich wird, daß die städtische Oberschicht alle Möglichkeiten nutzte, um in den Adel aufzusteigen (und dann meist ihr bürgerliches Gewerbe aufzugeben). Dieser suchte sich hingegen mehr und mehr abzuschotten, um seine Vorrangstellung zu bewahren. Als Ersatz bot die Autokratie den Kaufleuten 1832 den Ehrenbürgerstand an. Er erwies sich durchaus als attraktiv, ohne jedoch den Drang der reichen Bürger zum Adel vollständig zu brechen, der letztlich wesentlich größere Vorteile gewährte. Allerdings deutete sich eine Akzentverschiebung an: Das Ziel, den Adelsrang zu erhalten, um damit das Recht zu erwerben, Leibeigene zu besitzen und zu beschäftigen, verlor an Anziehungskraft, weil die einsetzende fabrikmäßige Produktion einen anderen Arbeitertypus erforderte. Die Umwandlung vom Kaufmann zum frühindustriellen Unternehmer kündigte sich an.

Rückläufig waren ebenfalls die Bestrebungen, Stadt und Land rechtlich voneinander zu trennen – ihre Grenzen verwischten sich erneut. Zwar blieb die endgültige Abwanderung der Bauern in die Städte verhältnismäßig gering – dazu waren die dortigen Verdienstmöglichkeiten in der Regel noch zu beschränkt –, aber die Fluktuation zwischen beiden Bereichen wurde zu einem Faktor, der in die Periode der Industrialisierung hineinwirkte. Darüber hin-

aus versorgte nach wie vor das Dorf die Stadt mit gewerblichen Produkten – und nicht umgekehrt. Die Städte selbst konnten sich, trotz aller Kompetenzen im einzelnen, aufgrund der staatlichen Reglementierungen und Auflagen, aber auch der Mängel in der Verwaltung nicht optimal entfalten. Erst die Stadtreform von 1870 verschaffte ihnen Spielraum und neue Impulse. In der Reformzeit nach dem Krimkrieg fielen ohnehin zahlreiche, namentlich ständerechtliche Beschränkungen für das Bürgertum (wobei im übrigen die Beziehungen zwischen Stadt und Land weiter erleichtert wurden). Bis dahin waren sein zahlenmäßiger Umfang wie der Urbanisierungsgrad recht bescheiden.

Dennoch: die Keime sozialen und wirtschaftlichen Wandels begannen zu wachsen. Insbesondere Kaufleute sowie bäuerliche, teilweise leibeigene Händler und Hausgewerbetreibende hatten sich vermehrt als Unternehmer betätigt. Hier entstanden regelrechte Dynastien. Zu Recht betont Hildermeier die bäuerliche Herkunft – oft verbunden mit altgläubiger Konfession – gerade der wohlhabendsten und angesehensten Fabrikanten, vorab der Textilbranche. Bindungen an die Autokratie, Religion und Tradition herrschten dabei vor, wenngleich eine Abwehrhaltung gegenüber der Bürokratie, mit der die Bürger hauptsächlich negative Erfahrungen gemacht hatten, nicht zu übersehen ist. Der Kaufmann – im weitesten Sinn – hatte, das muß andererseits hervorgehoben werden, ein »Bewußtsein der eigenen Würde« (S. 597) bekommen, seine Rolle in der Gesellschaft und in der weiteren Entwicklung war nicht mehr wegzudenken.

Hildermeier hat nicht nur die veröffentlichten Quellen und die vorhandene Sekundärliteratur ausgewertet, sondern auch umfangreiche Archivbestände in Moskau und Leningrad. Auf diese Weise sind ihm viele neue Einsichten möglich gewesen. Seine Arbeit beeindruckt durch die Verbindung von bestechenden Strukturanalysen mit der anschaulichen Schilderung von Lebensgeschichten, Lebensweisen und Wirtschaftsgebaren einzelner Persönlichkeiten oder des Erscheinungsbildes der Städte. Regionalspezifische Differenzierungen erweitern den Blickwinkel, da durch die sonst im allgemeinen anzutreffende Fixierung auf die Metropolen Moskau und Petersburg leicht ein falscher Eindruck entsteht.

Insgesamt eröffnet sich dem Leser ein faszinierender, lebendiger und zugleich methodisch reflektierter, präzise argumentierender Zugang zu einem entscheidenden Kapitel der Sozialgeschichte Rußlands. Der Typus der russischen Stadt zwischen orientalischer und westeuropäischer Stadt wird faßbar, die verwirrende Vielschichtigkeit verschiedener Strukturen und Mentalitäten, die sich in höchst komplexer Form überlappen, aufgeschlüsselt und verständlich. Die Studie sollte auch als Ausgangspunkt für zukünftige Forschungen dienen, die etwa danach fragen, ob bei dieser Vielschichtigkeit der Begriff »dual economy« zur Charakteristik der russischen Wirtschaftsverfassung im ausgehenden Zarenreich – wie ihn auch Hildermeier überraschend am Schluß seines Werkes verwendet – wirklich angemessen ist, inwieweit der Adel »bürgerliche« Funktionen übernahm und ob nicht der Platz des Bürgertums in der Geschichte Rußlands grundsätzlich neu, weniger bescheiden als bisher, bewertet werden muß.

Heiko Haumann, Freiburg i. Br.

Peter Borscheid, Geschichte des Alters [Bd. I:] 16.–18. Jahrhundert (= Studien zur Geschichte des Alltags 7 I), F. Coppenrath Verlag, Münster 1987, 310 S., geb., 54 DM (Neuaufl. bei dtv, München 1989, 19,80 DM).

Es braucht nicht unbedingt des Aufhängers an aktuellen Problemen, des Hinweises auf Rentenfinanzierung und Altersstruktur, um anzuerkennen, daß dem Thema Alter auch in der deutschsprachigen Sozialgeschichte mehr Aufmerksamkeit gebührt. Das hier vorzustellende Buch, der erste Versuch einer Gesamtdarstellung, kommt den Interessen auch der Nachbarwissenschaften, z. B. der Gerontologie, entgegen und verspricht, durch Aufmachung, Illustration und lebendige Sprache ein breiteres Publikum anzusprechen. Gleichzeitig führt es eine vor allem in der angelsächsischen und französischen Geschichtswissen-

schaft, aber auch hierzulande begonnene Forschungsrichtung weiter.[1] Dem Band, der die Periode von ca. 1500 bis 1800 überblickt, soll voraussichtlich 1989 ein zweiter folgen, der das 19. Jahrhundert behandelt. Weitere Forschungen zur Zwischenkriegszeit laufen bereits. Die Zweiteilung der Darstellung folgt der Hauptperiodisierung: vom Spätmittelalter bis nach dem Dreißigjährigen Krieg »Alter als Fluch«; dagegen von der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts bis 1800 »Alter als Autorität«. Darin stehen sich jeweils vier Kapitel gegenüber; sie behandeln zunächst Altersbilder und -normen, dann Familie und Generationsbeziehungen, als drittes werden besonders die Versorgungsmöglichkeiten von Witwen betrachtet und schließlich sozialpolitische Institutionen und Initiativen zur außerfamiliären Sicherung. Die Darstellung verbindet die Reichweite einer Synthese mit der Detailliertheit einer regionalen Fallstudie.

Aber gibt es in diesem Zeitraum überhaupt so etwas wie »das Alter«? Steht nicht den durchaus konturierten, allerdings zumeist typisierenden und allegorischen Altersbildern in Literatur und bildender Kunst eine so heterogene und wandelbare Vielfalt von Lebenswirklichkeiten gegenüber, daß sich der eigentliche Untersuchungsgegenstand einer Definition entzieht? Ist die Körperlichkeit des Alterungsprozesses, die Erfahrung des Verfalls, die Nähe zum Tode genug, um ihn als soziales Phänomen zu fassen, das Schichten, Geschlechter, Regionen umgreift? Aus der rhetorischen Frageform in die Forschungspraxis übersetzt, heißt das, daß Borscheids Anspruch, Alltagsgeschichte zu schreiben, nur verwirklicht werden kann, indem die Lebensbedingungen sozialer Gruppen insgesamt betrachtet werden, um dann Schlüsse auf deren wenige Mitglieder über 50, 60 oder 70 Jahre zu ziehen.

Tendenziell kommt dies einer allgemeinen Geschichte von Familie, Arbeit, Lebensstandard sowie privater und kollektiver Sicherung gleich, die vom Ende des individuellen Lebenslaufs her gesichtet und beurteilt wird. All das für drei Jahrhunderte zusammen mit einer kulturgeschichtlichen *tour d'horizon* der Einstellungen zum Alter auf gut 300 Seiten abzuhandeln, ist ein ehrgeiziges, jedoch im Ergebnis beeindruckendes Unternehmen. Eine solche Zusammenschau mit dem Akzent auf einer minoritären, schwer faßbaren Bevölkerungsgruppe wird unter der Hand zum Testfall für die Tiefenschärfe der neueren sozialhistorischen Forschungsergebnisse sowie für die ›Reaktivierbarkeit‹ der teils versteckten, teils vergessenen Rechts-, Kultur-, Institutionen- und Lokalgeschichte. Auf die Farbigkeit der verschiedenen Aspekte und die vielen ausdrucksvollen Zitate aus Archivalien und von zeitgenössischen Beobachtern kann hier nur hingewiesen werden. Borscheids Ausbeute ist erstaunlich groß. Sie verrät umfangreiche Recherchen, die sich in der Auswahlbibliographie und in den streng begrenzten Fußnoten nur teilweise abbilden. Auch wenn Ergebnisse zu Fragen des Lebenslaufs und der Generationenbeziehungen oft eher als Nebenprodukte anfallen, kann man inzwischen die Früchte der »neuen« Sozialgeschichte und Volkskunde im gesamten deutschsprachigen Bereich ernten. U. a. im Hinblick auf Altersfragen stehen Namen wie Michael Mitterauer oder Arthur Imhof für diese erfolgreiche Öffnung. Außerdem kann sich die Synthese auf eine Reihe recht gut dokumentierter Berufsgruppen und sozialer Schichten wie den Adel, die Beamtenschaft, die Pfarrer und Volksschullehrer sowie auf dem Autor vertraute Bereiche wie das beginnende Versicherungswesen stützen. Weniger ertragreich sind die Abschnitte über Medizin und Armenwesen. Hier verführt die Unbestimmtheit der Zielgruppe zur bequemeren Lösung: zur Institutionengeschichte. Die realen Leistungen der Armenfürsorge sind für das 18. Jahrhundert und frühe 19. Jahrhundert noch so kümmerlich erforscht, daß Hinweise auf die berühmt-berüchtigten Zucht- und Arbeitshäuser bezüglich der Alten eher irreführend sind.

Die zweite Säule der Darstellung ist die in einem mehrjährigen Forschungsprojekt von Borscheid durchgeführte quantifizierende Lokalstudie über die württembergische Kleinstadt

1 Das jüngste, wenn auch nicht überzeugendste Ergebnis ist *Georges Minois*, Histoire de la vieillesse en Occident de l'Antiquité à la Renaissance, Paris 1987.

Nürtingen. Der hier erschlossene umfangreiche Bestand von Vermögensaufstellungen bei Hochzeit und Tod (Inventuren und Teilungen) erlaubt in bislang unbekannter Differenziertheit, die Vermögenssituation über die Alters- und Sozialgruppen zu verfolgen. Zusammen mit alltäglichen Stimmen aus Testamenten, Eingaben und Gerichtsprotokollen erlauben diese Quellen, die materielle Situation älterer Menschen tatsächlich innerhalb einer Gesamtgesellschaft zu verorten.

Der große Konjunkturzyklus im Ansehen des Alters – vom Tief in der Frühen Neuzeit und vor allem im Dreißigjährigen Krieg steigt es auf die Höhe des Respekts und der Aufmerksamkeit im aufgeklärten 18. Jahrhundert – wird dann, man ahnt es schon, im 19. Jahrhundert wieder umschlagen in zunehmende Abwertung und Ausgrenzung. Bezüglich der Sonderstellung des 18. Jahrhunderts steht Deutschland nicht allein da; auch die Forschungen zum Alter in den neuenglischen Kolonien oder in Frankreich haben deren »Gerontophilie« hervorgehoben. Den Motor für den Einstellungswandel seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts sieht Borscheid in Anlehnung an Elias in der »Zivilisierung« zwischenmenschlicher Beziehungen und der öffentlich betriebenen Sozialdisziplinierung. In den einzelnen Abschnitten über die Verwaltungsberufe, die Sozialpolitik oder das Wachstum außerfamiliärer Sicherungsformen wie vor allem der Witwenkassen und Lebensversicherungen wird jedoch ein anderer Aspekt der Eliasschen Theorie implizit stärker herausgearbeitet, nämlich die zunehmende »Langsicht« in Lebensgestaltung und gesellschaftlichen Projekten der Bürger.

Auch wenn man den umfassenden Anspruch des Autors und die leserfreundliche Gestaltung (d. h. auch Beschränkung) der Darstellung nur begrüßen kann, bleiben vor allem angesichts der eingebauten Fallstudie über Demographie und Lebensstandard in Württemberg doch eine Reihe von Fragen offen. Auf drei methodische Probleme sei kurz hingewiesen. Das erste bezieht sich auf die Konstruktion demographischer Maßzahlen allein aus Sterbedaten, d. h. ohne Bezug auf die offenbar nicht verfügbare Alters- und Geschlechtsstruktur der Bevölkerung. In dieser für die historische Demographie vor dem 19. Jahrhundert normalen Situation helfen entweder Familienrekonstitutionen oder Projektion aufgrund von Modellsterbetafeln weiter. Die Verwechslung von durchschnittlichen Sterbealtern mit Lebenserwartungen bzw. von Häufigkeitsverteilungen mit Sterberaten ergibt dagegen im günstigsten Fall ein Bild, das dem statistisch korrekten in etwa ähnelt, das aber für Vergleiche zwischen Perioden, zwischen Männern und Frauen oder gar zwischen Berufsgruppen denkbar ungeeignet ist.

Die zweite Schwierigkeit bezieht sich auf die Integration der Lokalstudie, die so neue Erkenntnismöglichkeiten bietet, daß man gern Genaueres wissen würde. Ein Anhang mit einem Abriß der Auswertungsmethode sowie mit Zahlenwerten wäre hilfreich, eine intensivere statistische Bearbeitung der Daten für die Zukunft wünschenswert. Zwar sind die langen Reihen zur Vermögensentwicklung durch frühere Studien des Autors vorbereitet worden, dennoch bleibt Nürtingen als lokale Gesellschaft merkwürdig unbestimmt. Ihre Struktur wird nirgends zusammenhängend skizziert; Lage, Größe, religiöse Orientierung, wirtschaftliche Wechsellagen des Städtchens erfährt man über das Buch verstreut, aber der Anspruch, damit eine typische Kleinstadt vorzustellen, kann ja schon mangels Vergleichsmöglichkeit nicht eingehalten werden. Das Lokale ist immer nur Beispiel, es kann nirgends seinen eigenen Zusammenhang entfalten. Damit bleiben eine Reihe von Präzisierungsmöglichkeiten (z. B.: Wer sind »die Oberschicht« oder »die Mittelschicht«? Wie viele Ältere profitierten überhaupt von den ausführlich beschriebenen Spitälern?) ungenutzt. Und manche spannende Geschichte bleibt unerzählt: etwa die von dem Volksschullehrer, der angeklagt ist, seinen Vorgänger wegen zu hoher Rentenverpflichtungen ermordet zu haben . . .

Auch der dritte Punkt ist mehr eine Anfrage und beruht darauf, daß nicht nur bei den quantitativen Verfahren, sondern auch bei der Diskursanalyse methodische Entscheidungen nicht erläutert worden sind. *Simone de Beauvoir* hat in ihrem Essay über »Das Alter«, dem Pio-

nierwerk von 1970, bemerkt, daß man zur Wiedergabe eines negativen Altersbildes bloß erfahrungsnahe oder autobiographische Quellen zu nehmen braucht; will man dagegen Ansehen und Optimismus illustrieren, wende man sich an den normativen, erzieherischen Diskurs – und zwar in beiden Fällen von der Antike bis heute. Damit aber Literatur und Kunst nicht zum Selbstbedienungsladen für ›Mentalitäten‹ werden, muß außerdem angegeben werden, wie man sich das Wechselverhältnis zwischen diskursiven Leitbildern und den Handlungsorientierungen der Menschen vorstellt. Dafür reicht nicht der Hinweis auf automatische Diffusion von höherem Kulturgut (S. 109) oder die Leugnung jeglichen Einflusses ideologischer Bewegungen (S. 163). Die vielschichtigen Diskrepanzen zwischen Norm und Realität werden in dem Buch durchgehend illustriert. Alter erscheint über die gesamte Periode als Projektionsfläche, auf der man das *memento mori* ebenso wie Nachfolgekonflikte mit den Vätern, die Rationalisierung der Lebensplanung ebenso wie den Neid über ungleiche Verteilung von Vermögen und Heiratschancen abbilden konnte. Die ›veröffentlichte Meinung‹ bediente sich eines verbreiteten Materials und konstruierte daraus je nach Ziel und Kontext höchst ambivalente Bilder.[2] Folgt man der Darstellung in all ihre Facetten, bleibt von den säkularen Tendenzen in Prestige und Stellung älterer Männer und Frauen nicht viel übrig.

Borscheid hat sich vorgenommen, mit Vorstellungen von einer guten alten Zeit aufzuräumen, die die Alten im Schoße ihrer Familie, ehrfürchtig von den Enkeln beäugt, ihre Weisheit weitergeben sahen. Das gelingt ihm gründlich, indem er vor allem die Konflikte um Vermögensübergabe und Versorgungslasten in den Mittelpunkt stellt und eindringlich belegt. Die Rechenhaftigkeit, das Mißtrauen, das Ausspielen von Machtpositionen in den Familienbeziehungen sollten nach dem Abschied vom »Mythos der Großfamilie« nun auch den letzten Schimmer Nostalgie von traditionellen ›Modellen‹ beseitigen. Hoffentlich dringen diese Erkenntnisse auch einmal dorthin, wo die Festreden und historischen Eskapaden unserer Sozialpolitiker fabriziert werden.

Diese *Geschichte des Alters* verbindet verschiedene Funktionen und mehrere Genres; sie ist sozial- und institutionengeschichtliche Synthese, Regionalstudie zu Demographie und Lebensstandard sowie kulturgeschichtlicher Essay in einem. Die Freude des Autors an der prägnanten und teilweise barocken Formulierung, die Vielfalt der neuen Erkenntnisse sowie die ansprechende Gestaltung eröffnen einer multidisziplinären und allgemein interessierten Leserschaft gute Zugangsmöglichkeiten. Diese attraktiven Züge sollten die Risiken auf der methodischen und interpretatorischen Ebene nicht überdecken; nicht nur in diesem Fall müssen die fachinterne Diskussion und der Austausch zwischen Spezialdisziplinen sich beeilen, um mit der weiten thematischen Öffnung einer Alltagsgeschichte oder Historischen Anthropologie, der alles zur Quelle wird, Schritt zu halten. Auf jeden Fall wird man auf die Fortsetzung gespannt sein. *Christoph Conrad, Berlin*

Edward Shorter, Der weibliche Körper als Schicksal. Zur Sozialgeschichte der Frau, Verlag R. Piper, München/Zürich 1984, 347 S., kart., 29,80 DM.

Shorter hat einmal mehr ein provokantes Buch geschrieben. Der deutsche Titel (das Original von 1982 trug den etwas diffusen Titel »A History of Women's Bodies«) bringt das Anliegen des Autors gut zum Ausdruck: Frauen trugen bis ins frühe 20. Jahrhundert an ihrem Körper als einer schweren, schicksalhaften Bürde. Sie waren im gebärfähigen Alter anfälliger

2 Vgl. die skeptischen Bemerkungen von *Jean-Claude Perrot*, »La vieillesse en questions« als Kommentar zu den (teilweise publizierten) Beiträgen einer Tagung über »Vieillir autrefois«, in: Annales de démographie historique 1985, Paris 1986, S. 145–154.

für verschiedene Krankheiten als Männer, aber auch als unverheiratete Frauen desselben Alters; sie litten unter wiederholten Schwangerschaften und deren häufig stark beeinträchtigenden, wenn nicht sogar zum Tode führenden Komplikationen und Folgen; sie wiesen deshalb im Alter zwischen 15 und 40–45 Jahren eine überhöhte Sterblichkeit bzw. eine unterproportionale Lebenserwartung auf. Dies und einen damit verbundenen minderwertigen gesellschaftlichen Status nahmen sie ergeben als einen »Teil der natürlichen Ordnung hin« (S. 9). Da sich die Verhältnisse jedoch seit dem frühen 20. Jahrhundert deutlich änderten und Frauen seitdem in allen Altersklassen gesünder erscheinen als Männer (eine höhere Lebenserwartung besitzen), spricht Shorter von einer »eigenen Geschichte des weiblichen Körpers« (S. 9). Diese Geschichte besteht in der Veränderung der physischen Grundlagen für die »traditionelle« Zweitklassigkeit der Frau hin zu denen der »modernen« Gleichberechtigung. (»Traditionell« ist 19. Jahrhundert und früher, »modern« dagegen 20. Jahrhundert, spätestens ab 1930.)

Die in der Selbstwahrnehmung der Frau aufgrund wiederholter deprimierender Körpererfahrungen akzeptierte Zweitklassigkeit läßt sich nach Shorter dadurch erklären, daß die Frau in der »traditionellen« Gesellschaft auf dreierlei Weise zum Opfer gemacht wurde. Erstens durch die Art, wie die Männer ihre sexuellen Bedürfnisse brutal durchsetzten: ohne Einfühlung und Rücksichtnahme, so daß wiederholte ungewollte Schwangerschaften die Folge waren. Zweitens durch die zusätzlichen extremen Belastungen in Familie und Haushalt (Kinderaufzucht, Haushalts-, Garten- und Feldarbeit sowie ggf. heimgewerbliche oder außerhäusige Erwerbsarbeit). Drittens durch bestimmte Krankheiten, die typischerweise primär Frauen heimsuchten.

Das Ziel des vorliegenden Buchs ist es, herauszuarbeiten, wie sich die »Opferrolle« der »traditionellen« Frau in den drei Dimensionen darstellte, wodurch sie im einzelnen bedingt war und was den Wandel, besonders während des frühen 20. Jahrhunderts, bewirkte. Dabei konzentriert sich Shorter auf die verheirateten Frauen im gebärfähigen Alter aus den Unterschichten. Die Situation des jungen Mädchens, der unverheirateten Frau mittleren Alters und die der älteren Frau streift er nur am Rande. Vor allem läßt er die Frauen der gehobenen Schichten außer acht, deren Lebensbedingungen in vieler Hinsicht anders waren, so daß sie auch ihre Körperlichkeit in gewissem Umfang anders erfuhren. Darüber, speziell auch über den Wandel ihrer sozialen Positionen, sind wir aufgrund der erheblich besseren Quellenlage bereits relativ gut informiert.

Der Dreidimensionalität der »Opferrolle« der Unterschichtenfrau (im folgenden einfach »Frau«) entsprechend, besteht das Buch aus drei Teilen. Im ersten, relativ kurzen Teil (»Frauen, Männer und Körper«) geht es um Sexualität und Körperbau. Shorter zeigt, daß Frauen, besonders die verheirateten, im Prinzip zur Sexualität gezwungen wurden und keine Freude daran hatten. Damit eröffnete sich ein Teufelskreis; denn die für die Frau im Prinzip nicht steuerbaren Schwangerschaften waren mit so vielen Risiken, Schmerzen und Schwächungen verbunden, daß das zusätzlich dämpfend auf die sexuelle Lust gewirkt und um so mehr der Sexualität und ihren Folgen den Stempel eines bösen Schicksals aufgedrückt haben dürfte. Die Belege für diesen wie für den folgenden Abschnitt bezeichnet Shorter als »fragmentarisch« (S. 31) und als von »eher anekdotischer Art« (S. 18). Sie streuen stark über Zeit und Raum. Zudem variiert der Charakter der Quellen von Sprichwörtern und Witzen über persönliche Notizen bis zu wissenschaftlichen Abhandlungen. Allerdings hat es den Anschein, als ob weder dichteres und solideres, noch widersprechendes Quellenmaterial vorlag.

Im zweiten Abschnitt des ersten Teils geht Shorter den Ursachen für die Tatsache nach, daß Frauen bis ins frühe 20. Jahrhundert deutlich kleiner und leichter waren als ihre »modernen« Nachfahrinnen. Er weist überzeugend nach, daß der Grund vor allem in schlechter und unzureichender Ernährung zu sehen ist. Aber die typische Mangelernährung der »traditionellen« Frau behinderte nicht nur das Größenwachstum, machte sie vielmehr zusätzlich an-

fälliger für verschiedene Krankheiten. Dabei ist besonders an Rachitis zu denken, deren Konsequenz – ein verengtes, deformiertes Becken – wiederum oft zur Ursache für Komplikationen bei der Geburt eines Kindes wurde.
Den Hauptteil des Buchs macht eine »Geschichte der Geburt« aus. Hier zeigt Shorter die vielfältigen Gründe für Schmerz und Tod bei der »traditionellen« Geburt auf. Er systematisiert die Infektionsrisiken und versucht auf der Basis akribischer Quellenforschung zu Schätzungen der Infektionshäufigkeit sowie der Sterblichkeit infolge von Infektionen bei Schwangerschaft und Geburt zu kommen. Eine wichtige Rolle spielt in dieser schwierigen Kombination von Sozial- und Medizingeschichte die Aufhellung und Bewertung der Rolle der Hebammen. Er kommt zu dem Ergebnis, daß die »traditionellen« Hebammen besser als ihr (vor allem von Ärzten geprägter) Ruf waren. Bis etwa 1750 (Entstehung der wissenschaftlichen Gynäkologie) waren ihnen die Ärzte hinsichtlich des Kenntnisstandes nicht überlegen. Und die schulisch ausgebildeten Hebammen seien auch nach 1750 »außerordentlich tüchtig« (S. 67) gewesen. Allerdings weist Shorter darauf hin, daß die ausgebildeten Hebammen seit dem späten 18. Jahrhundert fast nur in Städten anzutreffen waren. Die nicht-ausgebildeten Hebammen spielten dagegen in der Folgezeit eine problematische Rolle, da sie dazu neigten, zu früh, zu häufig und dann ohne die nötigen anatomischen Kenntnisse in den Geburtsablauf einzugreifen. Dadurch steigerten sie häufig die Gefahr einer Fehlgeburt, vor allem aber einer Infektion von Mutter und Kind (S. 81). Ein Abschnitt gilt schließlich der Abtreibung, wobei hier ausführlich Abtreibungsmethoden, -mittel und -risiken sowie die Ergebnisse der Schätzung von Abtreibungshäufigkeiten dargestellt werden.
Da Shorter die Belastung der verheirateten Frauen im gebärfähigen Alter verdeutlichen will, spart er nicht mit drastischen Details. Ängste schwangerer Frauen vor der Geburt und ihren Komplikationen sowie die Allgegenwart von Schmerzen werden dem Leser geradezu physisch nachvollziehbar. Die These erscheint einleuchtend, daß die »traditionelle« Frau im Zeitalter der Unkenntnis über die weibliche Anatomie, über die Mechanik des Geburtsgeschehens und die Infektionsrisiken, aber auch noch in der Zeit vor der Anwendung von Antisepsis/Asepsis in der Gynäkologie und schließlich vor dem Einsetzen des Geburtenrückgangs (und der zunehmenden Verbreitung von empfängnisverhütenden Kenntnissen/Methoden/Mitteln) ihre Empfängnis- und Gebärfähigkeit als Last, ja Bedrohung empfunden haben mag.
Im dritten Teil geht es zunächst um Krankheiten und Todesursachen, die in unterschiedlichem Maße Frauen und Männer betrafen. Shorter will nämlich klarmachen, daß die überhöhte Sterblichkeit von Frauen im gebärfähigen Alter, in bestimmten Regionen bis ins frühe 20. Jahrhundert hinein, nicht nur durch die Schwangerschaftsrisiken verursacht war. Vielmehr litten sie überproportional (im Verhältnis zu gleichaltrigen Männern) an einer Reihe von Krankheiten wie Lungentuberkulose, Anämie und Magengeschwüren, die auf einer Kombination von Überlastung und schlechter Ernährung sowie dadurch verringerter Resistenz beruhten. Allerdings scheint der Verf. diesem Erklärungsansatz nicht ganz zu trauen. Auf die selbstgestellte Frage, warum sich die Situation der Frauen während des 20. Jahrhunderts in dieser Hinsicht rasch gebessert hat, meint er jedenfalls, die Gründe seien nicht geklärt (S. 289).
Der letzte Abschnitt gilt der Situation der »modernen« Frau. Sie ist gekennzeichnet durch das »Ende der Opferrolle« und »ein neues Bündnis« (S. 320). Solange die verheirateten Frauen im gebärfähigen Alter dreifach Opfer waren, bestand kein Vertrauensverhältnis zu den Männern. Die »Frauenkultur« war der »Ort, wo man für das körperliche Elend des Frauendaseins Verständnis fand« (S. 329). Das »Frauenbündnis« galt zugleich dem Schutz vor männlichen Aggressionen, die sich nicht zuletzt aus den von Shorter ausführlich dargestellten und begründeten »alten Männerängsten vor dem weiblichen Körper« (S. 321 ff.) ableiteten. Nachdem der weibliche Körper aber entmystifiziert und zudem seine ständige Schwächung überwunden war, konnte die Frau ein neues Bündnis eingehen. Das tat sie mit

den »geläuterten«, sich zu einfühlungsbereiten Partnern mausernden Ehemännern und – nicht zuletzt – mit den Ärzten als Beratern und Helfern. Das alte »Frauenbündnis« sei »der gemeinsamen Wirkung von verbesserter Gesundheit und partnerschaftlicher Ehe zum Opfer gefallen« (S. 333). Entsprechend habe sich auch der erste Feminismus als Ausdruck des neuen Selbstbewußtseins der Frauen im frühen 20. Jahrhundert »im Bündnis mit den Männern« (S. 336) entwickelt. Es sei »nicht ohne eine gewisse Ironie«, daß sich der neue Feminismus seit Mitte der 1960er Jahre gerade »als Bündnis gegen die Männer konstituierte« (S. 336).

Speziell mit diesen Thesen am Schluß seines Buchs hat sich Shorter starker Kritik ausgesetzt. Sie sind ja auch etwas naßforsch formuliert – gänzlich unbegründet erscheinen sie dagegen nicht. Andererseits war ein so umfangreiches Buch, dem jahrelange akribische Archiv- und Lektürearbeit zugrunde liegt, nicht notwendig, um diese Thesen zu plausibilisieren. Dafür hätte es genügt, einige leicht zugängliche moderne Statistiken mit solchen aus dem späten 19. Jahrhundert zu vergleichen. Hier liegt ein Mißverhältnis vor. Shorter überreizt die Aussagefähigkeit seines Materials und seines Ansatzes mit den genannten Folgerungen. Gleichzeitig läuft er Gefahr, daß das ganze Buch nur noch aus der verzerrten Optik seiner Thesen zum Feminismus beurteilt wird. Damit wird man seiner Leistung zweifellos nicht gerecht.

Das Buch hat jedoch auch ohne die spekulativen Schlußthesen Haken und Ösen. Es ist im wesentlichen eine Sozialgeschichte der Gynäkologie und der Frauenkrankheiten. Und dies über rd. 200 Jahre hin mit Blick auf ganz Europa und die USA. Wahrlich, ein gewaltiges Unterfangen! Mir scheint, daß Shorter die einschlägige Literatur kennt wie kein Zweiter. Er hat auch zusätzliche Quellen in einem Umfang erschlossen, der Bewunderung herausfordert. Man studiere nur die Liste der Quellen für Shorters Survey über »200 Jahre Kindbett-Tod« sowie die Angaben zu Quellen und Schätzverfahren für die Tabelle 6.1 im Appendix der Originalausgabe (fehlt in der deutschen Übersetzung). Andererseits hat er kein Konzept entwikkelt und keine Methode gefunden, die es ermöglicht hätten, die Masse der Informationen so zu bändigen, daß seine vielen Detailbehauptungen und anschließenden globalen Schlüsse wirklich nachvollziehbar geworden wären. Vielmehr kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß – und er sagt es ja selbst – die Belege »anekdotischer Art« seien.

Das ist fatal! Es hat Shorter den Vorwurf des gehobenen Journalismus eingetragen. Dabei handelt es sich um ein Problem der Untersuchungsmethode und zugleich um eins der Präsentation. Wie viele Sozialwissenschaftler und Historiker müssen immer wieder Ergebnisse berichten, die »informierte« Schätzungen oder Folgerungen sind! Und man nimmt es ihnen ab, wenn sie diesen Status geschickt rhetorisch verdecken. Shorter schreibt auf eine Weise, daß Wissenschaftler, aber auch Laien zum Weiterlesen verführt werden sollen. Die Absatzziffern seiner Bücher belegen, daß er damit Erfolg hat. Eins seiner Mittel ist, möglichst anschauliche, oft drastische Beispiele anzuführen. Historiker-Kollegen mutmaßen meist, diese zitierten Beispiele seien Shorters einzige Quellen und die Aussagen seien ausschließlich aus ihnen direkt abgeleitet. Das ist zweifellos ein Fehlschluß – den allerdings der Autor zu vertreten hat. So wie ihm auch kaum jemand die enorme Leistung abnimmt, die hinter vielen kleinen Tabellen im Text steht. Ja, oft sind diese Tabellen so ungünstig plaziert und so wenig kommentiert, daß man sie für ganz überflüssig hält. In der deutschen Übersetzung fehlt entsprechend – sozusagen konsequenterweise – ein Tabellenverzeichnis. Das hat ebenfalls der Autor zu vertreten.

Ich glaube jedoch, daß er sich auf diese Weise zwar kaufmännisch erfolgreich, wissenschaftlich jedoch unter Preis »verkauft« hat. Das vorliegende Buch ist in seinem Feld (Sozialgeschichte der Gynäkologie und der Frauenkrankheiten) eine Pionierleistung. Nirgends wird man derzeit so viel brauchbare und wichtige Informationen zum Gegenstand versammelt finden. Nicht alle Interpretationen muß man teilen. Manche Schlüsse sind etwas voreilig und andere zu weitreichend. Ja, es gibt sogar offenkundige Fehler (etwa, wenn die Wahr-

scheinlichkeit eines Kindbett-Todes mit der Zahl der durchschnittlichen Geburten pro Frau multipliziert wird, um deren Risiko abzuschätzen; S. 118 und 129). Außerdem vermißt man – angesichts des ausführlichen Kapitels über die Abtreibung – eine Auseinandersetzung mit anderen Methoden der Geburtenkontrolle bzw. der Empfängnisverhütung. Insgesamt gesehen, erschließt das Buch jedoch ein wichtiges Feld auf neuartige Weise. Es wird zahlreiche Anschlußstudien provozieren, die die Lücken schließen und die eine oder andere Aussage korrigieren werden. Das ist das Verdienst von innovativen Publikationen – und um eine solche, zugleich gut lesbare, handelt es sich im vorliegenden Fall.

Reinhard Spree, Konstanz

Barbara Duden, Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730, Klett-Cotta, Stuttgart 1987, 269 S., Linson, 44 DM.

B. Dudens Arbeit stützt sich auf einen außergewöhnlichen Bestand: acht dickleibige Bände über »Weiberkrankheiten«, verfaßt um 1730 von Dr. Johannes Pelargius Storch aus Eisenach. In ihnen hat er aus seinem Tagebuch über 1800 protokollierte Krankengeschichten zusammengestellt, voller Details und Informationen, versehen mit Kommentaren und angereichert mit Vergleichsmaterial, vor allem jedoch mit der akkuraten Wiedergabe dessen, was die Frauen ihm berichteten. In seinen Aufzeichnungen mischen sich medizinische Terminologie und Theorien mit Elementen der Volkskultur und Wahrnehmungen von Frauen zu einem faszinierenden Panorama: Milch und Monatsblut stocken, Knoten an Beinen verschwinden, Leiber öffnen sich, Flüsse treten auf und versiegen; eine 29jährige Frau gibt an, unter »weißem Fluß« zu leiden; sie wurde gewahr, »daß sich eine große Menge Läuse auf ihrem Kopf eingenistelt hatten«, und berichtet, »daß sie die Zeit über, da sich das Ungeziefer auf dem Haupte eingefunden, von weißen Fluß befreyet gewesen« (S. 146) sei.
Derartige Schilderungen muten befremdlich an; sie werden leicht als unaufgeklärtes, abergläubisches Gerede abgetan und in der (medizin)historischen Forschung nicht weiter beachtet. B. Duden hingegen zeigt sich gerade von der Fremdartigkeit fasziniert, sie bemüht sich, diese Äußerungen als Ausdruck alltäglichen Umgangs mit Krankheiten und dem Körper zu sehen und sie zu entziffern. Dies ist keine einfache Aufgabe, da die Vorstellungen des Arztes und seiner Patientinnen sich grundlegend von unseren unterscheiden. Gerade dieser Unterschied jedoch erlaubt es B. Duden, Selbstverständlichkeiten aufzubrechen und grundlegende Fragen zu stellen, um mehr über die Frauen und damit über uns zu erfahren; sie untersucht den historischen Wandel der Einstellung zum (weiblichen) Körper, den Wandel der Medizin und des Arzt/Patient(in)-Verhältnisses; sie erzählt die Geschichte ihrer eigenen Annäherung als Wissenschaftlerin und Frau an das Thema sowie die Quelle und will darüber hinaus nicht nur die unterschiedliche historische Wahrnehmung der Körperlichkeit herausarbeiten, sondern einen Beitrag zur Historisierung des Körpers selbst leisten.
Im ersten Kapitel arbeitet B. Duden die Literatur zur Körperwahrnehmung auf. Sie wertete Beiträge von Historikern, Medizinern, Volkskundlern, Anthropologen und Soziologen aus, die zeitlich über das 17. und 18. Jahrhundert und räumlich über Europa weit hinausreichen. Dadurch gelingt es ihr, Veränderungen im Körperverständnis und die historische Bedingtheit zentraler Begriffe herauszuarbeiten: das Entstehen des modernen, naturwissenschaftlich definierten Körpers seit Ende des 18. Jahrhunderts; dessen Disziplinierung und die Verinnerlichung der Körperlichkeit; die Entstehung bzw. Neudefinition der Kategorien Frau, Reproduktion oder Sexualität als Produkt der Naturwissenschaft des 19. Jahrhunderts. Sie bietet eine kaum überschaubare Vielfalt von Anregungen und Einsichten, die im deutschsprachigen Kontext überwiegend neuartig sind. Die gründliche Lektüre dieses Kapitels wird für weitere Arbeiten zu diesem Thema unverzichtbar sein.
Das zweite Kapitel stellt Johannes Storch und seine Protokolle näher vor. Storch war 1681 in der Nähe von Eisenach geboren, wo er – nach einem Studium der Medizin von zwei Jahren –

den größten Teil seines ärztlichen Lebens verbrachte. Während dieser Zeit hat er systematisch Tagebuch geführt und später die Fälle aus der Zeit von 1721 bis 1740 veröffentlicht. Jede Geschichte beginnt mit einer kurzen Charakterisierung der Frau, dem Zeitpunkt der ersten Konsultation, ihrer Beschwerde, seiner Medikation, dem weiteren Verlauf usw. Die Angaben der Frauen sind sorgfältig festgehalten und durch seine Kommentare, Hinweise auf Vergleichsfälle sowie auf die Literatur ergänzt.

Das dritte Kapitel schildert die ärztliche Praxis in Eisenach. Es macht deutlich, wie sehr Storch um Einkommen und Ansehen kämpfen mußte, wie groß die Konkurrenz durch Kollegen und andere Heilkundige war, nicht zuletzt jedoch durch Nachbarn, Verwandte und die Familie der Erkrankten. Sein Rat war einer von vielen, der eingeholt wurde, und ärztliche Kunst bestand u. a. darin, entsprechend den Erwartungen zu handeln bzw. entsprechende Medikationen zu verschreiben. Storch mochte seine Rivalen als Pfuscher bezeichnen, doch seine akademische Ausbildung begründete in den Augen der Bevölkerung (noch) keine Hierarchie der Heilberufe. Wichtigste Grundlage für seine Praxis waren die Angaben der Patientinnen, die häufig nur schriftlich oder durch Boten übermittelt wurden; körperliche Untersuchungen hingegen bedeuteten eine Ausnahme und waren – im Gegensatz zu detaillierten Beschreibungen von Ausscheidungen, Blähungen und anderen Äußerungen des Körpers – weitgehend tabuisiert.

Im vierten Kapitel beschreibt B. Duden die Vorstellungen, die den Arzt in seiner Praxis und die Frauen bei ihrer Klage leiteten, ein überaus schwieriges Unterfangen, da deren Äußerungen unserem Verständnis nur schwer zugänglich sind und sich einer Kategorisierung nach heutigen Begriffen weitgehend entziehen. Um hier weiterzukommen, entwickelt die Autorin 12 Sinnfelder, die sie Rationale bzw. Bildelemente nennt. Sie arbeitet u. a. heraus, daß für Arzt und Patientinnen der Körper beständig von Flüssen/Flüssigkeiten durchzogen war, die regelmäßig nach außen gelangen mußten; ansonsten drohten Stockungen, Unreines blieb im Innern des Körpers und rief Krankheiten hervor. Das Innere wurde nur greifbar als Ort eines erfahrenen, aber unsichtbaren Fließens (S. 127), es war ein Ort der Durchlässigkeit und Metamorphose: »Säfte ändern sich im Leib, wechseln ihre Stofflichkeit, Form, Farbe, Konsistenz, ihren Austrittsort und sind doch offenbar etwas Gleiches geblieben.« (S. 129) Die Therapie bestand in der Regel darin, den Austritt von Flüssigkeiten zu unterstützen oder aber – seltener — einen zu großen Verlust zu verhindern. Hier leben Elemente der alten Säftelehre (Humoralpathologie) fort, ohne daß sich – wie die Autorin mit Nachdruck betont – festmachen läßt, ob medizinische Theorien populäre Meinungen geprägt oder nicht vielmehr ihrerseits auf Anschauungen der Volkskultur zurückgegriffen haben.

Die Säftelehre galt für Männer und Frauen zugleich, d. h. auch bei Männern mußte es zum Austritt von Flüssigkeiten kommen, selbst menses waren bei ihnen bekannt. Sie bluteten allerdings nicht wie Frauen periodisch und nicht überwiegend von einer Stelle; auch bei Frauen konnten allerdings die menses sowohl ausbleiben wie auch an unterschiedlichsten Orten austreten, so daß nach B. Duden Frausein keinen eindeutigen Ort hatte (S. 132). Auch fand ein beständiger Austausch zwischen innen und außen statt, die Haut schloß das Innere nicht ab, und der Körper war nie geschlossen, »anders«, »andere Materie« als die umgebende Welt (S. 24). Hier wie an anderen Stellen behandelt B. Duden Anschauungen, die uns so fremdartig sind, daß erst eine ausführliche Darstellung einen Einblick gibt; dafür ist an dieser Stelle kein Platz. Die Lektüre der entsprechenden Kapitel ist bedeutend aufschlußreicher und kann eindringlich empfohlen werden.

In mehrerer Hinsicht hat B. Duden eine sehr interessante Untersuchung vorgelegt, die ein neues Feld historischer Forschung eröffnet: Sie hat eine außergewöhnliche Quelle gefunden und bearbeitet; sie hat einen vorzüglichen Überblick über die Literatur zur Körpererfahrung verfaßt, und sie hat die Praxis eines Eisenacher Arztes beschrieben und seine Vorstellungen sowie die seiner Patientinnen analysiert. Doch an einigen Stellen werfen die von ihr eingeschlagenen Wege Probleme auf.

Das erste (methodische) und die darauf folgenden Kapitel fallen über Gebühr auseinander. Die Autorin verweist eingangs ausdrücklich darauf, daß die Literaturübersicht besonders ausführlich angelegt wurde, so »daß ihr Einfluß auf den anderen Teil der Arbeit, den Kommentar der Frauenklagen, dem Leser ohne weitere wortreiche Rückverweise einsehbar wird« (S. 11); doch dieser Effekt stellt sich nur bedingt ein. Das liegt zum größten Teil daran, daß im ersten Kapitel zwar interessante und wichtige Einsichten eröffnet werden, ein eigentlicher Kontext jedoch hier und auch später nicht hergestellt wird; dazu ist der zeitliche und räumliche Bezug der ausgewerteten Literatur zu weit gespannt. Die Leser erhalten nähere Informationen über Eisenach und Dr. Storch, doch diese Angaben wie auch die Ausführungen über andere Heilkundige, über medizinische Vorstellungen akademischer Ärzte oder die Volksmedizin bleiben stellenweise an der Oberfläche; das gilt auch für die behandelten Frauen. Die wichtigste Materialgrundlage bilden die Aufzeichnungen des Arztes, in denen die Äußerungen der Patientinnen offenkundig sehr sorgsam aufgezeichnet sind. Aufzeichnungen der Frauen selbst liegen nicht vor und können auch kaum erwartet werden; doch es wäre hilfreich, mehr über den zeitlichen und örtlichen Rahmen zu erfahren, innerhalb dessen Dr. Storch und seine Patientinnen handelten, etwa über Zahl und Art der Personen, die zu den Heilkundigen gerechnet wurden, oder über Lebenserwartung und Todesursachen von Frauen. Vielleicht wäre es bei einer Auswertung der Archive sogar möglich, etwas über einzelne Frauen zu erfahren, die in den Aufzeichnungen von Dr. Storch nicht so recht Gestalt gewinnen.

Der Versuch, über die Historizität von Körpererfahrung und Begriffen hinaus die Historizität des Körpers selbst nachzuweisen, gehört fraglos zu den schwierigsten Vorhaben der Autorin. Einleitend weist sie mehrfach darauf hin, daß die von ihr konsultierten Studien »alle unausgesprochen so etwas wie einen unhistorischen (biologischen) Stoff des Körpers voraussetzen, der dann je epochen- oder klassenspezifisch geprägt wird, auf den sich ›Kultur niederschlägt‹ oder der ›kulturell überformt‹ wird.« (S. 18) Demgegenüber möchte B. Duden die historische Veränderung des Stoffes selbst untersuchen und insbesondere die »wirklichkeitsschaffende Kraft der Wahrnehmung in einer Zeit so ernst [. . .] nehmen, daß man ihr die Herstellung des Stoffes erlaubt« (ebda.).

Dieser Ansatz erscheint vielversprechend, indem er die Möglichkeit bietet, die Äußerungen der Patientinnen und des Arztes nicht vorschnell als unwahrscheinlich oder abergläubisch wegzudrängen. Doch der Kraft der Imagination sind engere Grenzen gesetzt, als B. Duden annimmt. So gibt sie an, daß nach heutigem Wissen Schwangerschaft und regelmäßige Blutung sich ausschließen, während 1720 »eine periodische Blutung zum guten Schwangerschaftsverlauf dazugehören« kann (S. 183). Ich vermag ihr darin zu folgen, daß damals geglaubt wurde, daß beides zusammengehören kann – angesichts der sehr rudimentären Kenntnisse über Schwangerschaften eine nicht überraschende Annahme; daß jedoch beides kraft der Imagination tatsächlich zusammenging, will mir nicht einleuchten.

Ein letzter Hinweis: Die weitere Entwicklung der Medizin gehört nicht zum eigentlichen Thema der Arbeit, bildet jedoch eine wichtige Folie, um die Praxis in Eisenach zu verorten und zu verstehen; hier scheint die Autorin nicht immer mit der gleichen Sensibilität vorgegangen zu sein wie in der Analyse der Eisenacher Situation. So bezeichnet sie den Begriff der Fehlgeburt als »ein Konstrukt der Reproduktionsphysiologie« (schon in der Sprache wird ihr Unwillen deutlich), während diese von den damaligen Frauen als gefährlicher, aber notwendiger Abgang verstanden worden sei, »der von einem bestimmten Moment an vom Arzt durch austreibende Mittel unterstützt werden muß« (S. 186). Abgesehen von der Frage, ob diese Praxis nicht vielfach zu ungewollten oder gar gefährlichen Abtreibungen geführt hat, fällt auf, daß lediglich der moderne Begriff als Konstrukt bezeichnet wird, nicht hingegen die Vorstellung der Frauen, die dadurch unausgesprochen die Aura des Normalen bzw. Natürlichen erhält, im Gegensatz zur Künstlichkeit und dem bedrohlichen Charakter moderner Medizin. Das scheint auch an anderen Stellen durch, wenn z. B. die Ängste der Patientinnen

nicht eigens thematisiert werden; deren Klagen sind geprägt von der Befürchtung, in ihren Körpern könne es zu Verstockungen, zu einem Stillstand der Ströme kommen; in immer neuen Variationen wird diese Sorge vorgebracht, und der Eindruck drängt sich auf, daß die Frauen sehr sorgfältig, aber auch sehr ängstlich ihren Körper beobachteten – worauf die Arbeit nicht näher eingeht.

Trotz dieser Einwände bleibt festzuhalten, daß B. Duden ein sehr interessantes Buch geschrieben hat. Sie selbst hat ihre Ziele sehr hochgesteckt und nicht alle davon erreicht. Sie hat jedoch wichtige Fragen gestellt, vielfältige Informationen aufgearbeitet, ein weitreichendes Panorama dargestellt und – das ist ihr wohl wichtigster Beitrag – ein neues Gebiet eröffnet.

Franz-Josef Brüggemeier, Hagen

Georges Vigarello, Wasser und Seife, Puder und Parfüm. Geschichte der Körperhygiene seit dem Mittelalter. Mit einem Nachwort von Wolfgang Kaschuba, Campus Verlag, Frankfurt/New York 1988, [Orig.: Le propre et le sale, Paris 1985], 326 S., geb., 48 DM.

Hans Peter Duerr, Nacktheit und Scham (= Hans Peter Duerr, Der Mythos vom Zivilisationsprozeß, Bd. 1), Suhrkamp Verlag, 2. Aufl., Frankfurt 1988, 516 S., Ln., 48 DM.

Hermann Korte, Über Norbert Elias. Das Werden eines Menschenwissenschaftlers (= suhrkamp taschenbuch 1558), Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1988, 197 S., kart., 12 DM.

Ein gewichtiger Teil derzeitiger Mentalitätenhistoriographie zeichnet sich besonders dadurch aus, daß sie einen uns (d. h. den »Gegenwärtigen«) vertrauten Teil unserer Lebenswelt durch seine historische Entwicklung belegt. Die unmittelbare Geschichtlichkeit unserer Wahrnehmung erschüttert dann die meist synchronen Vorstellungen alltäglicher Handlungen und läßt den schier zwangsläufigen »Fortschritt« äußerst fragwürdig erscheinen. *Georges Vigarello* hat mit seiner Geschichte des »Zivilisationsprozesses der Hygiene« ein interessantes Beispiel für die Möglichkeiten der diachronen Darstellung von sozialen Konstanten vorgelegt. Aus einer Vielzahl authentischer Zeugnisse – von Romanen, Memoiren und Novellen über Kunstwerke bis zu Manierbüchern, Stadtverordnungen, Inventarlisten und Vorschriften von Bildungseinrichtungen – zieht G. Vigarello »unbewußte« und direkte Aussagen, vor allem über das sich wandelnde Reinlichkeitsverständnis (d. h. überwiegend über das Verhältnis zum Wasser) und den »sozialen Code« des Begriffes »Sauberkeit«. G. Vigarello ergeht sich dabei keineswegs in einer antiquarischen Sammlung von Kuriositäten und Anekdoten, sondern behält stets seinen »roten Faden« im Blickwinkel. Der deutsche Titel ist leider etwas irreführend. Das Mittelalter wird nur kursiv am Rande erwähnt (wie auch das gesamte 20. Jahrhundert), und eine weitere, kultur-intensive oder -extensive Studie legt G. Vigarello ebensowenig vor, vielmehr konzentriert sich sein Werk fast ausschließlich auf das Frankreich des 17. bis 19. Jahrhunderts, wobei der entscheidende »Mentalitätenwandel« bei ihm nach der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einsetzt. Der von G. Vigarello rekonstruierte »Zivilisationsprozeß« dreht sich in erster Linie um die Vorstellungen der Wirkung von Wasser auf den menschlichen Körper. Bestimmend dabei wäre das »mechanische« Modell des Körpers gewesen, der durch seine Poren »durchlässig« und damit »allen möglichen Gefahren ausgesetzt« sei. Die grundlegende Wandlung bzw. völlige Umkehrung dieser Vorstellung, die G. Vigarello stichhaltig für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts nachweisen kann, bewirkt auch die Schaffung eines »neuen« Intimraumes der Körperpflege. Wurde bis weit in das 18. Jahrhundert nur das »Sichtbare« mit Wasser in Berührung gebracht (Gesicht und Hände), so dominiert nun das »Verborgene« die entstehende »Hygiene«. Die ehemalige Gleichsetzung von Parfümieren und Waschen verkehrt sich nun in

ihr Gegenteil, und das einstmals »schädliche« Wasser wird nun zur Grundlage der individuellen und kollektiven Gesundheit. Die Medizin konstituiert im 19. Jahrhundert die Hygiene als genuines Teilgebiet und drängt verstärkt auf deren »öffentliche Dimension«, z. B. sehr deutlich manifestiert in den Vorschlägen zur Sanierung (besser »Reinigung«) von Paris. Affektkontrolle und Triebunterdrückung sind die bestimmenden Merkmale dieser Entwicklung einer »zivilisierten« Einstellung zur Theorie und Praxis der Körperpflege. Wie bei Norbert Elias dominiert der Prozeß von der kollektiven Bedeutung zum individuellen Handeln. Solange diese Entwicklungslinien einer zeitlichen Fortschreibung gehorchen, kann G. Vigarello durchaus überzeugen. Doch seine auf »Normen« fixierte Optik offenbart auf den zweiten Blick erhebliche Nachteile. Nur dort, wo sich Normen artikulieren und entsprechend konstituieren können, werden der »Common Sense« und sein Wandel sichtbar. Die Kultur der gesellschaftlichen Elite erhebt sich so zum »Vorbild« einer (nicht weiter referierten) »Volkskultur«; was sich »oben« anzeigt und durchsetzt, wird – früher oder später – auch »unten« Einzug halten, meist als »soziale Disziplinierung«. Das informative Nachwort von *Wolfgang Kaschuba* verdeutlicht sehr anschaulich die Fragwürdigkeit einer solchen Reduktion. Auch wird hier die Beschränkung auf Frankreich problematisch (W. Kaschuba gibt in seinem Nachwort wertvolle Ergänzungen und Anregungen zur Geschichte der Hygiene in Deutschland). Denn G. Vigarello reflektiert kaum Entwicklungen und Forschungsergebnisse, die außerhalb seines eingeschränkten Erkenntnisinteresses liegen. So kennt er anscheinend keine der angelsächsischen, italienischen oder hiesigen Kulturhistoriker. Auffallend ist in diesem Zusammenhang besonders das Fehlen der Werke von Natalie Zemon Davis (die fast ausschließlich über das Frankreich der Frühen Neuzeit gearbeitet hat), Peter Burke, Carlo Ginzburg und Arthur E. Imhof, der sicherlich einiges über das Verhältnis von zunehmendem Lebensalter und Hygienevorstellungen hätte beitragen können. Außerdem vermißt man jeden erläuternden Hinweis auf Norbert Elias, der nur einige Male zitiert wird. Darüber hinaus vernachlässigt G. Vigarello jegliche Einbindung seines Werkes in weitere politische und soziale Strukturen. Der Diskurs des Buches scheint wie losgelöst von der »histoire événementielle« und hinterläßt den Eindruck einer monadenhaften »longue durée«. Der von G. Vigarello in seiner Einleitung thematisierte »Kontext« bleibt eine Ankündigung und das sich verändernde »Bild vom Selbst« weitgehend Makulatur (ein interessanter Einblick in das Verhältnis zum eigenen Körper und die »Körperlichkeit« an sich findet sich bei: Barbara Duden, Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patienten um 1730, Stuttgart 1987, sowie grundsätzlich bei: Utz Jeggle, Im Schatten des Körpers. Vorüberlegungen zu einer Volkskunde der Körperlichkeit, in: Zeitschrift für Volkskunde 76, 1980, S. 169–188). Inwieweit Hygiene und Reinlichkeitsvorstellungen eines Volkes (sehr fragwürdige) Rückschlüsse auf dessen »Volkscharakter« zulassen, hat erst kürzlich der amerikanische Anthropologe Alan Dundes provokant formuliert. Sein 1984 als Buch erschienenes psychoanalytisches Pamphlet »Life is like a Chicken Coop Ladder. A Portrait of German Culture Through Folklore« (dt. 1985: Der Vortrag wurde bereits 1981 im »Journal of Psychoanalytic Anthropology« 4, S. 265–364, veröffentlicht) reflektiert sehr schroff die übergreifende Bedeutung des Themas. Ebenso steht eine Heranziehung von ethnologischem und ethnographischem Material für eine Geschichte der Hygiene noch aus. Dadurch ließen sich deren symbolisch-religiöse Dimensionen und »Code der sozialen Distinktion« sicherlich besser und umfassender begreifen (vgl. dazu einstweilen die einschlägigen Arbeiten von Mary Douglas). G. Vigarello verzichtet auf eine Fortführung seiner Untersuchung in das 20. Jahrhundert; einzig zwei kurze Hinweise auf den »zunehmenden Narzißmus in der Körperhygiene und das Fehlen einer eingehenderen Untersuchung des zeitgenössischen Individualismus und der Konsumphänomene« stehen am Ende des Buches. Letzteres stimmt so nicht; z. B. hat Richard Sennett schon 1974 seine epochale Studie »The Fall of Public Man« (dt. 1983) vorgelegt, für dessen These G. Vigarello erstaunliche Belege liefert (für die Konsumphänomene vgl. z. B. die Arbeiten von Stephen Bayley und Stuart Ewen).

Wie sehr ethnologisches Erkenntnissammeln das Vorhandensein eines »Zivilisationsprozesses« in Frage stellen könnte, verdeutlilcht der vor kurzem erschienene erste Band des angekündigten »opus magnum« von *Hans Peter Duerr*. Das in der Ethnologie mittlerweile schon traditionsreiche »Zerstören von Mythen« und »Stürzen der Helden« wird von H. P. Duerr um eine (Schein-)Schlacht bereichert. Denn der Kontrahent hat sein Pulver bereits weitgehend verschossen und ist nicht mehr so recht in der Lage, sich angemessen zu wehren. H. P. Duerr mag das Fundament von Norbert Elias' »Zivilisationsprozeß« endlich zum Einsturz bringen, seinem letztlich äußerst fruchtbaren Gesamtwerk jedoch kann er nur wenig anhaben. H. P. Duerrs eigenes Werk erscheint dem Leser dagegen wie ein positivistischer Erkenntnisberg angehäufter Gelehrsamkeit, der jegliche qualifizierte (und wirklich ernstzunehmende) Gegen-These vermissen läßt. Die ethnologische Selbstreflexion der letzten 20 Jahre hat wohl kaum eine theoretische Grundlage dieser Wissenschaft überleben lassen. Nach der Überführung des Funktionalismus als »intellektuellen Fehler« und dem lärmenden Begräbnis des Strukturalismus schreitet H. P. Duerr selbstsicher voran, noch einen »Drachen« zu töten. Dabei ist er durchaus in der Hinsicht zu unterstützen, daß unsere »Bilder« und Vorstellungen der »Primitiven« als »unzivilisierte, kulturlose Horden« einem kolonialen und/oder nationalsozialistischen Erbe entspringen und endlich aus wissenschaftlichen Beweisführungen verschwinden sollten (zur umfassenden »Aufklärung« siehe die Beiträge in dem Sammelband, hrsg. von Edward Dudley/Maximilian E. Novak, The Wild Man Within. An Image in Western Thought from Renaissance to Romanticism, Pittsburgh 1972, sowie: Claude Lévi-Strauss, Rasse und Geschichte, Frankfurt 1972). Die hiesige Ethnologie und Volkskunde werden sich wohl nie ganz von dieser schweren Last der Wort- und Traditionskonzepte befreien können. Norbert Elias jedoch als verkappten Evolutionisten und Kolonialisten zu »enttarnen«, ist töricht und verkennt völlig das Lebenswerk dieses großen deutschen Gelehrten. H. P. Duerr begeht den kapitalen Fehler, allzusehr seinem gigantischen Zettelkasten zu vertrauen, ein Fehler, in den schon die Historisten des 19. Jahrhunderts allzuoft verfielen. Dabei wirkt H. P. Duerrs Buch wenig strukturiert, scheinbar ganz jener »Nemesis der Hektik« verpflichtet, die so manchen »großen Wurf« als »Sturm im Wasserglas« enden ließ. H. P. Duerr »dekonstruiert« einen Beleg des »Zivilisationsprozesses« nach dem anderen, vor allem aus Antike, Spätmittelalter und Früher Neuzeit, und kombiniert diese Widerlegungen geschickt mit allerlei ethnographischen Anmerkungen. Diese Methode ist glänzend dazu geeignet, dem Leser eine Seriösität vorzugaukeln, die letztlich nur eine antiquarische Sammelleidenschaft befriedigen kann. Nicht oft genug kann man darauf hinweisen, daß die Verwendung ethnographischen Materials als Steinbruch kultureller Relativität keinesfalls alle Möglichkeiten der Ethnologie ausschöpft. Wenn H. P. Duerr auf S. 335 lapidar feststellt, daß »[. . .] vieles für die Wahrheit des biblischen Mythos spricht, nach dem Scham vor der Entblößung des Genitalbereiches keine historische Zufälligkeit ist, sondern zum Wesen des Menschen gehört«, so besagt dies über den Wahrheitsgehalt des »Zivilisationsprozesses« so gut wie gar nichts. Auch ohne entsprechende Fachkenntnisse zu besitzen, kann man sicher sein, daß sich wiederum ebensoviele Gegenbelege finden ließen. Die »Fiktion des Faktischen« fällt immer wieder auf H. P. Duerr zurück. Doch seine erste Ausschüttung hinterläßt ein ungutes Gefühl. Man wird den Gedanken nicht los, daß er seinen Weg zwischen kommerziell gesteuertem Voyeurismus und gezwungenem »Profilierungshabitus« erkämpfen will. So sehr sein bisheriges Werk dem Umdenken in der bundesdeutschen Ethnologie nachhaltig auf die Sprünge half, so sehr schadet er nun durch diese Generalattacke dieser mittlerweile theoretisch, methodisch und universitär arg in Bedrängnis geratenen Wissenschaft. N. Elias hat nie eine »Doktrin« verkündet, er stand und steht seiner Theorie des »Zivilisationsprozesses« immer wieder offen, ja skeptisch gegenüber, ist bereit, Korrekturen vorzunehmen und Fehler einzugestehen. Anscheinend hat H. P. Duerr überhaupt nicht die Entstehungsgeschichte des Hauptwerkes von N. Elias (»Über den Prozeß der Zivilisationen«, 2 Bde., Basel 1939) in Betracht gezogen, das jähe

Ende einer hoffnungsvollen Karriere, das Exil und die sehr schwierigen Arbeitsbedingungen.
Wer hier mehr erfahren will, der sollte das glänzende Büchlein von *Hermann Korte* heranziehen. H. Korte zeichnet Umrisse einer intellektuellen Biographie und Wirkungsgeschichte, die überdeutlich werden lassen, wie lange N. Elias auf seine Rezeption und Anerkennung hat warten müssen. Noch heute bleibt sein Einfluß begrenzt. Im Lichte von Norbert Elias' Biographie von ausgesprochenen »Schülern« oder gar einer »Schule« zu sprechen, hieße hier alle Tatsachen gänzlich verkennen. Die Fragen, die N. Elias einst zu seinem Hauptwerk veranlaßten, sind auch nach H. P. Duerrs Pyrrhussieg von ungebrochener Vitalität und haben, vor allem der Sozialgeschichte, viele Impulse geben können. Auch für N. Elias, wie für Karl Marx, Sigmund Freud oder auch Claude Lévi-Strauss, gilt die anscheinend ewige Formel: Je öfter sie widerlegt werden, desto lebendiger werden sie sein!

Marco Montani Adams, Köln

Ulrich Raulff (Hrsg.), Mentalitäten-Geschichte. Zur historischen Rekonstruktion geistiger Prozesse (= Wagenbachs Taschenbücher 7), Verlag Klaus Wagenbach, Berlin 1987, 184 S., kart., 17,50 DM.

Wer meint, in der historischen Forschung ohnehin ständig die neuen »Moden« und »Trends« beklagen zu müssen, wer sich vom Ärger über die »Schwammigkeit« von neuen Leitbegriffen wie »Kultur« oder »Alltag« noch kaum erholt hat, der wird sich wohl auch nach der Lektüre dieses Bandes zur Mentalitäten-Geschichte mit leicht erhöhtem Adrenalinspiegel wiederfinden. Denn sicherlich liest er auch bei den neuen Mentalitätenforschungen zuallererst dies heraus: wiederum keine griffige, handbuchknappe Definition, wieder ein ausuferndes Forschungsfeld, wieder methodischer Pluralismus. Also offenbar erneut: Nichts Genaues weiß man nicht.
Indessen geht es hier ja nicht um Historiker-Mentalitäten (falls es solche gibt, wären sie gewiß ein besonders geschichts-erhellender Forschungsgegenstand), sondern um die Annäherung an jene in der Geschichte selbst. Und da verkörpert die neuere Mentalitäten-Geschichte in der Tat ein Forschungsfeld, das sich offenbar weder durch definitorische Pflöcke noch durch methodische Zäune in säuberliche Claims abstecken lassen will. In diesem Punkt sind sich auch jene acht Autoren einig, deren Texte der Herausgeber *Ulrich Raulff* in diesem Band versammelt hat. Mentalitätenforschung meine zwar »ein bestimmtes Programm«, fördere wohl »ein Bewußtsein von Forschungsnotwendigkeiten«, formuliert *Christian Meier* etwa in einem Gespräch mit dem Herausgeber; sie greife indessen über kanonisierte Disziplinen und Methoden eo ipso hinaus und fordere eher ein »kühnes Grenzgängertum« zwischen den Gebieten und Methoden besonders der Wirtschafts- und Sozialgeschichte, der Soziologie und der Psychologie, der Anthropologie und der Philologien.
Raulff seinerseits versucht in einer Einleitung, die Blickrichtungen und Konturen einer Mentalitätengeschichte auch aus der Differenz zu herkömmlichen Forschungsperspektiven zu skizzieren: als eine »›zentrifugale‹ Art der Sozial- und Kulturgeschichte« mit dem Fluchtpunkt »Historische Anthropologie«, als ein Aufspüren eigener »mentaler« Erfahrungs- und Temporalstrukturen in der Tiefe des geschichtlichen Raumes, als ein Blickfeld zwischen der Geschichte kollektiver Dispositionen und Einstellungen im Sinne einer longue durée auf der einen und psychobiographischen Erkundungen fremder Zeiten und Kulturen auf der anderen Seite (S. 13 f.). »Das Problem ist dabei, daß sich ›Mentalität‹ als solche – latente – Disposition nicht fassen läßt, sondern erst dann, wenn sie sich auf dem Schirm der symbolischen Praktiken (kognitiver, affektiver, ethischer Art) projiziert; wenn sich ›Mentalität‹ im Denken, Fühlen, Handeln materialisiert.« (S. 11)
Mag sein, daß in solcher Vorwort-Diktion manches wiederum schemenhafter klingen muß,

als eigentlich nötig. Die folgenden Einzelbeiträge jedenfalls – überwiegend Übersetzungen von in anderen Diskussionszusammenhängen entstandenen Texten – liefern dann genügend Spiegel- und Anschauungsflächen, um doch sehr konkrete Forschungsperspektiven und -motive sichtbar werden zu lassen. Überdies nehmen sie manchem gerade in der Bundesrepublik gängigen Vorurteil gegenüber vermeintlicher Feuilleton- oder Statistikgeschichte den Wind aus den Segeln.

Besonders *Jacques Le Goffs* Hinweise auf »Eine mehrdeutige Geschichte« machen eindringlich die Möglichkeiten wie die Gefahren solch einer »Kreuzungsgeschichte« zwischen den historischen Disziplinen bewußt. – Möglichkeiten, die sich aus der Öffnung gegenüber ethnologischen, soziologischen und sozialpsychologischen Sehweisen ergeben, die methodisch »zunächst eine archäologische Erforschung der Schichten und Bruchstücke der Archäopsychologie« verlangen und dann eine »Entzifferung der psychischen Systeme im Stile der intellektuellen Bastelei«, um schließlich in einer »Kritik an den linearen Konzeptionen des Geschichtsverlaufs« die besondere »Art und Weise« sichtbar zu machen, »in der sich Gesellschaften geistig reproduzieren und in der sie ihre Ungleichzeitigkeiten hervorbringen« (S. 22 f.) – Gefahren und »Fallen«, die vor allem auf der Ebene der Quellenproduktion und der Quellenepistemologie lauern. Herausgelöst aus ihrem kulturgeschichtlichen Hintergrund und aus ihrem buchstäblichen Kontext, spiegeln Belege für historisches Denken und Empfinden zwangsläufig falsche Überzeitlichkeiten, falsche »mentale« Einmütigkeiten über den Klassen, vage »Vorstellungen von einer undefinierbaren kollektiven Psyche« vor (S. 30).

Dagegen setzt Le Goff ein analytisches Instrumentarium, das solche »Mysterien des kollektiven Seelenlebens« vermeiden helfen soll. Er schlägt vor allem drei kontrollierende Zugangsweisen zur geschichtlichen Welt der Mentalitäten vor: erstens die systematische Rekonstruktion von epochentypischen »Modellen«, von Leitsystemen historischer Weltanschauung wie dem »klösterlichen« oder dem »aristokratischen« Modell; zweitens die Analyse der tragenden »Milieus«, der prägenden Orte und Zentren in der höfischen wie der volkstümlichen Kultur – Schloß und Kloster, Schenke und Mühle; drittens schließlich die Beobachtung jener »Massenmedien«, die solche Modelle verbreiten, von der Predigt bis zur alltäglichen Kommunikationsfigur. – Die Vorschläge wie der Aufsatz selbst sind nicht neu, jedoch in vieler Hinsicht immer noch bedenkenswert und wegweisend: Mit mehr Klarheit noch in diesen Fragen ihrer Werkzeuge und Methoden kann die Mentalitätsgeschichte »den Schritt hinter den Spiegel« (S. 31) der geschichtlichen Quellen sicherlich noch ertragreicher gestalten.

Die beiden folgenden Beiträge von *André Burguière* und *Ulrich Raulff* blenden noch einmal zurück auf die wissenschafts- und ideologiegeschichtlichen Implikationen der Mentalitätenforschung. *Raulff* rekonstruiert im Zusammenhang der Dreyfus-Affäre um die Jahrhundertwende die »vorwissenschaftliche Karriere« des Begriffs »mentalité« als eines Leitmotivs des zeitgenössischen Nationalismus in der französischen Rechten. Bilder einer »mentalité juive« und einer »mentalité germanique« wurden einer verunsicherten französischen Öffentlichkeit als innere und äußere Bedrohung einer »mentalité romaine« vorgestellt, die man auf diese Weise geschickt ethnozentrisch einzufärben und ideologisch zu verwenden suchte. Erst nachdem sich Sozialisten und Linksintellektuelle diesen ideologischen Wehrübungen der »französischen Seele« energisch entgegengestellt hatten, konnte mit Emile Durkheims Arbeiten zur »Kollektivethologie« die wissenschaftliche Karriere des Begriffs überhaupt beginnen – nie ganz frei allerdings von solchen politisch-ideologischen Hypotheken.

Burguière knüpft an dieser Ausgangssituation an und zeichnet die wesentlichen Stationen des wissenschaftlichen Weges der französischen Mentalitätenforschung nach: die Diskussionen im Umfeld der Zeitschrift »Annales« nach dem Ersten Weltkrieg, die konzeptuellen Divergenzen der beiden »Väter« Marc Bloch und Lucien Febvre – der eine mehr einer historischen Anthropologie, der andere mehr einer historischen Psychologie zuneigend –,

schließlich die generelle französische Positionsbestimmung eher im Blochschen Sinne des Studiums »der Logiken des Alltagslebens« (S. 45). Daß Bloch und Febvre damals vom Zeitgenossen Norbert Elias und seinen zivilisationsgeschichtlichen Studien ebensowenig Notiz nahmen wie umgekehrt dieser von ihren Forschungen, ist im übrigen mehr als nur eine Anekdote zur Geschichte wissenschaftlicher Diskurse bzw. Monologe. Die beiderseitigen Versuche, Chancen und Grenzen einer historisch-psychoanalytisch orientierten Mentalitätenforschung zu bestimmen, verliefen so weithin unverbunden nebeneinander.

Auch *Roger Chartiers* »Intellektuelle Geschichte und Geschichte der Mentalitäten« nimmt die frühen »Annales«-Diskussionen zum Ausgangspunkt für eine Zwischenbilanz der aktuellen Forschungssituation. Konstatiert werden quasi unausgesprochene Gemeinsamkeiten und Konsensformeln französischer Mentalitäten-Geschichte, die – vielfach noch auf den Spuren der »Annales« – freilich »eher praktiziert als theoretisch reflektiert« wurden: zum einen die »kollektive Mentalität« als ein gedachtes »Feld der Intelligenz und des Affektiven« jenseits einer Geschichte der Ideen oder der Sozioökonomie, zum zweiten die Grundannahme der »kollektiven Psyche einer Zivilisation«, zum dritten die Vorstellung einer »mathematischen« Widerspiegelung, also einer Möglichkeit der »quantitativen« Geschichtsrekonstruktion auf der Grundlage »langer Reihen« und »serieller Quellen« (S. 78 f.). Erst in den letzten Jahren sieht Chartier Anzeichen für eine notwendige, kritische Überprüfung dieser Positionen: Die Frage, »wie eine Gruppe oder ein ›gewöhnlicher‹ Mensch sich auf seine Weise, die entstellend oder verstümmelnd sein kann, die Ideen und Glaubensvorstellungen seiner Zeit aneignet« – sie wird nun zunehmend »auf der Ebene genau begrenzter sozialer Segmente, ja auf der des Individuums« gestellt (S. 86).

Zwei Fragenkomplexe, die Chartier als »offene Flanken« der bisherigen Forschung skizziert, scheinen mir vor allem wesentlich: das Verhältnis zwischen der »langen Dauer« und dem »Bruch« mentaler Prägungen (wie vollziehen sich Veränderungen, epochale Wandlungen – geschieht dies »neben«, »gegen« oder »in« den Mentalitäten?) und die Frage nach der Hierarchisierung und der »Klassifizierung der Mentalitätstatsachen« (folgen Mentalitäten einfach vor-angenommenen Sozialstrukturen oder wirken hier eigene schichtspezifische Formen der kulturellen Produktion und Reproduktion? – S. 30). Schlüssige Antworten darauf macht Chartier zu Recht besonders davon abhängig, inwieweit sowohl sensiblere, von der ethnologischen wie der ikonographischen Methode beeinflußte Formen der Quellenanalyse entwickelt wie auch die Beziehungen von sozialer und kultureller Struktur in der Geschichte neu überdacht werden. Ohne Zweifel entsprechen die »alten«, aber noch gebräuchlichen Gegensatzpaare von aktiver Kreation und passiver Konsumtion, von elitärer Produktion und subalterner Rezeption längst nicht mehr unserer heutigen Auffassung von der Wechselseitigkeit, von der Dialoghaftigkeit historisch-kultureller Prozesse. Insofern muß »Mentalität« wohl stets beides zugleich bedeuten: passive Gußform wie aktives Werkzeug von Welt-Wahrnehmungen zu sein.

Von solcher Vielschichtigkeit und Mehrdeutigkeit spricht auch *Rolf Sprandels* Erfahrungsbericht über die »Feldarbeit« an mittelalterlichen Quellen. Sein Resümee aus der Untersuchung damaliger Chronistenmentalität und der entsprechenden »zeitgenössischen geistigen Strömungen«: Mentalitätsentwicklung – bzw. unser quellenmäßig greifbares Bild von ihr – meint stets »das Produkt einer Kreuzung« von beidem, von überliefertem Text und geschichtlichem Kontext (S. 110). Erst wenn die epistemologischen Strukturen und die historischen Welt-Anschauungen offengelegt, wenn die gleichsam textimmanenten ›Lesebrillen‹ und ›Zeitbrillen‹ erkannt sind, erst dann lassen sich tatsächlich die Kernbereiche und die Reichweiten mentaler Einstellungen ausmachen – Selbstverständnisse sozialer Gruppen, moralische Begründungen von Geschlechtsbeziehungen, Einstellungen zu Leiblichkeit und Körperlichkeit. – Das jedenfalls lese ich aus diesem ansonsten etwas »isoliert« wirkenden Beitrag heraus.

»Serielle Geschichte oder case studies«, statistische oder hermeneutische Verfahren: Ist das

die aktuelle Gretchenfrage in der Mentalitätenforschung oder sind das eher Scheingefechte und falsche Polarisierungen angesichts einer unübersehbaren Tendenz der »Rückkehr zum Qualitativen« (S. 114)? *Michel Vovelle* läßt keinen Zweifel daran, daß er diese Frontstellung für unproduktiv hält. Zumal dort, wo sie als abstrakte Grundsatzfrage behandelt wird und nicht als themen- und quellenbezogenes Methodenproblem. Er weist einerseits völlig zu Recht auf die Bedeutung hin, welche der seriellen Forschung in vielen Bereichen von der Prosopographie bis zu den Lesestoffen, von der historischen Demographie bis zur populären Ikonographie zukam und noch zukommt; manche Wirkungsbereiche kollektiver Einstellungen besonders der nicht-herrschenden Klassen konnten dadurch überhaupt erst »entdeckt«, manche Fragen nach dem »Prozeß der Akkulturation von oben nach unten« und nach den entsprechenden »kulturellen Gegenmodellen« überhaupt erst formuliert werden. Andererseits nimmt er kritische Einwendungen gegen die »serielle Geschichte« durchaus ernst, wie sie etwa Carlo Ginzburg und Roger Chartier vortragen; auch er sieht die Notwendigkeit, in einem mitunter zu flächendeckend, zu glatt aufgezogenen Relief der Geschichte »der Vielen« nunmehr tiefere Einblicke zu eröffnen in historische Zerklüftungen und Brüche.

Allerdings warnt er davor, bei dieser Suche nach dem vermeintlich Originären und Authentischen vorschnell einen ›Abschied vom Durchschnitt‹ zu feiern: »Man sucht Spontaneität, und was man findet, ist die Norm.« (S. 123) Das Außergewöhnliche, das Individuelle eines Lebenslaufs, die »Schreie« in der Geschichte – auch sie können bereits quellenförmig modellierte, stilisierte, stereotypisierte »Normalität« sein. Insofern plädiert er für methodische Pluralität: Fallstudien und serielle Forschungen als gegenseitige Ergänzungen im Sinne »eines dialektischen Austauschs« (S. 126).

Vovelle argumentiert damit in eine ganz ähnliche Richtung wie *Peter Burke*, der in methodischer wie methodologischer Hinsicht von der Notwendigkeit einer »bricolage« spricht, eines zwar kontrollierten, aber methodisch wie stofflich breit angelegten, »zusammenbastelnden« Verfahrens. Als Orientierungsrahmen skizziert er drei Leitlinien: die »Betonung der kollektiven anstelle der individuellen Einstellungen«, die Untersuchung der »unbewußten Annahmen« und »des Alltagsdenkens«, schließlich das »Interesse nicht nur für den Inhalt, sondern auch für die Struktur von Meinungen, für Kategorien, für Metaphern und Symbole« (S. 127). Auch er setzt sich mit der gegenwärtigen Kritik an der Mentalitätenforschung auseinander, nennt als besondere Gefahren die einer zu starken Betonung mentaler Homogenität, einer statisch-überzeitlichen Festschreibung von Dispositionen, eines evolutionistischen und damit ethnozentrischen Geschichtsbildes, um daraus dann forschungsstrategische Kurskorrekturen vorzuschlagen: »Die Mentalitätengeschichte sollte sich stärker mit Interessen, mit Kategorien und mit Metaphern beschäftigen als bisher.« (S. 137)

Pointiert gesagt, sind damit zum einen vor allem soziale Legitimations- und Hegemoniemodelle gemeint, zum zweiten epochenspezifische Paradigmen der sozialen Erfahrungsorganisation und ihres Wandels, zum dritten kollektive Bilder und Symbole der Weltdeutung. Einige unmittelbare Anleihen in benachbarten Forschungsrepertoires etwa der Ethnologie, der Kultursoziologie, der Philosophie sind dabei offensichtlich und gewollt. – Mit gutem Grund: Solch kontrollierte »bricolage« kann in der Tat nur eine »Erweiterung des geistigen Handwerkszeugs des Historikers« bewirken. Und es wäre mehr als ironisch, sollte dies gerade in der Mentalitätenforschung auf eine falsche »Zunftmentalität« der Historiker treffen.

Der amerikanische Historiker *Patrick H. Hutton* macht im anschließenden Beitrag dazu gleich die Probe aufs Exempel: Er untersucht die psycho-historischen Forschungen Erik Eriksons auf ihre Anwendungsmöglichkeiten im mentalitätsgeschichtlichen Bereich, etwa bei der Analyse des psychischen Identitätsaufbaus historischer Gruppen oder des Zusammenhangs von Familienstruktur und Ich-Identität. Sein Resümee bleibt zwiespältig: Die psychohistorische Erklärung der Motivation des Individuums liefere ohne das gleichzeitige Wissen um die »Formung dieser Motivation durch die sich historisch verändernden,

menschlichen Wahrnehmungsmodi« nur »die eine Hälfte der Gleichung«. Auch da seien jedoch Kooperation und Ergänzung möglich und nützlich.
Ich bin mir am Ende nicht sicher, inwieweit hier nun die »bricolage« von Wissenschaftstexten zu einem Buch auch für ein breiteres Publikum ganz gelungen ist. An manchen Stellen wird sehr deutlich, daß die Einzelbeiträge eben in sehr speziellen Zusammenhängen und eher für einen Insider-Kreis geschrieben waren – sehr »einschlägig« und »dicht« in der Diktion und sehr komprimiert in der Argumentation. Als Zwischenbilanz und Ausblick freilich in einem der gegenwärtig wohl spannendsten historiographischen Forschungsfelder ist die Zusammenstellung ausgesprochen nützlich und anregend. Nützlich, weil offen und selbstkritisch argumentiert wird; anregend, weil ohne besondere Legitimationanstrengungen und Verkrampfungen die Möglichkeiten und die Unverzichtbarkeit mentalitätsgeschichtlicher Forschung sichtbar gemacht werden können.
Gerade weil die Mentalitätenforschung sich »zwischen« den Disziplinen und ihren Themen- und Epochengrenzen bewegt, weil sie dabei immer wieder das spannungsvolle Verhältnis der Kultur in der Geschichte zum Prozeß der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Veränderungen zur Kernfrage macht – gerade deshalb kann sie unsere Geschichtsbilder hinterfragen, sie »offener« halten. Jenes vermeintlich »Unordentliche« in der Geschichte, die scheinbaren Widersprüche, die Traditionsüberhänge, jene offensichtlichen Ungleichzeitigkeiten, die quer zu unseren historiographischen Rastern liegen – das sind »ihre« Themen. Sei es das Problem von »langen«, stabilen Grundeinstellungen bei gleichzeitig partiellem Wertewandel, sei es das Gegen- und Ineinander von Säkularisierung und religiösem Sinnbedarf im Kontext der europäischen Revolutionen oder etwa die gespaltenen Erwartungshorizonte von agrarisch-gewerblichen »Übergangsgruppen« in der Vor- und Frühindustrialisierung.
Mentalität meint stets die Komplexität von historischen Weltanschauungen, von kollektiven Sensibilitäten, von Selbstdeutungen und Fremdbildern sozialer Gruppen. Sie zielt auf die »innere Logik« von Einstellungen, die keine bequemen Aufspaltungen in »rationale« und »irrationale« Bestandteile zuläßt. – Nirgendwo in der Geschichte handeln Menschen ohne Grund. Nur kennen wir diese Gründe häufig noch zu wenig, mitunter noch gar nicht. In diesem Sinne mag Mentalitätenforschung eben auch eine Art von Notizblatt unserer historischen »Mißverständnisse« und »Unverständnisse« sein: Was sollten wir über historische Lebenswelten wissen? Wie müssen wir danach fragen – oder erst fragen lernen?

Wolfgang Kaschuba, Tübingen

Wolfgang Schieder (Hrsg.), Volksreligiosität in der modernen Sozialgeschichte (= Geschichte und Gesellschaft, Sonderheft 11), Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1986, 205 S., kart., 42 DM.

Fast erscheint es paradox: In einer Zeit der »Wertekrisen« und der »Sinnfragen«, auf die Antworten bevorzugt auch in der Geschichte gesucht werden, steht das Thema »Religiosität« dennoch eher am Rande der sozial- und kulturgeschichtlichen Forschungen. Was über die Geschichtlichkeit neuzeitlicher Glaubenspraxen oder über vergangene »magische« Systeme der Weltdeutung bislang erarbeitet worden ist, stammt zumeist aus dem Bereich der Sozialpädagogik oder der Religionssoziologie bzw. der Volkskunde, der Kulturanthropologie oder der Ethnologie. Ist die Religiosität also kein Feld, in dem »gewichtige« historische Erkenntnisse zu gewinnen sind?
Der Band beweist das Gegenteil. Er zeigt nicht nur Desiderate, sondern tatsächliche Defizite der bundesdeutschen Historiographie auf. *Wolfgang Schieder* – einer der wenigen, die sich diesbezüglich keine Unterlassung vorzuwerfen brauchen – beginnt als Herausgeber seine Einleitung zu Recht mit einer mahnenden Erinnerung: mit dem Verweis auf die historische

Religionssoziologie eines Max Weber und auf dessen ursprüngliches Konzept, die »sozialen Bedingungen und Auswirkungen religiösen Verhaltens« in der Geschichte als Koordinate von Gesellschaftsgeschichte zu erforschen, »unbelastet von theologischen Vorgaben«. Damit waren und sind noch Aufgaben formuliert, die weniger eine Dogmen- und Institutionengeschichte meinen, als vielmehr die Analyse religiöser Leitmotive und Einfärbungen vor allem des Alltagslebens »der Vielen« fordern: die »Volksfrömmigkeit«, die »Volksreligiosität« in ihrer doppelten Konstitution einer zugleich »von unten gedeuteten« wie »von oben gestifteten« weltlichen Religionspraxis. Schieder schlägt vier Forschungszugänge in dieses Feld vor: zum einen über die schichtspezifischen Merkmale der »Massenreligiosität« (M. Weber), zum zweiten über das sich verändernde Spannungsverhältnis von (illiterater) populärer und (literarisierter) Elitenreligion, zum dritten über die Differenz zwischen »Volksreligiosität« und »Normenreligion« und schließlich über die Frage nach der praktischen »Autonomie«, nach dem tatsächlichen Laiencharakter populärer Religionspraxis. – Damit sind auch wesentliche Leitfragen der Beiträge dieses Bandes benannt.

Besonders das Verhältnis von Volksreligion und Hochreligion, von populärer Glaubenspraxis und »institutionellem« Christentum findet in den neueren mentalitätsgeschichtlichen Forschungen zur »Volkskultur« ja sehr unterschiedliche Deutungen. Einerseits wird es als nur »ungleichzeitige« Symbiose dargestellt, als quasi kulturelle Verspätung unterschichtiger Erfahrungsprozesse, andererseits als dichotomisches Verhältnis, als eine letzte Bastion populären und plebejischen »Eigensinns« gegen die obrigkeitliche Formierung der Disziplinargesellschaft. *Richard van Dülmens* Aufriß der Konfessionalisierungsprozesse des 16. und 17. Jahrhunderts versucht, diese Unterschiede und Inkongruenzen zwischen Volks- und Hochreligion zunächst einmal auszuloten. Dabei stellt er fest, daß man wohl kaum von einem Gegensatzpaar oder gar von zwei getrennten, in sich geschlossenen Deutungs- und Praxissystemen ausgehen könne, sondern eben von partiellen Deckungsungleichheiten und Spannungen, von einer kulturell gleichsam zweisprachigen Praxis der unteren Schichten. Bestimmte gemeinsame Begriffe, Vorstellungen, Bilder bedeuten dennoch Unterschiedliches, bestimmte Rituale und Kulte bleiben außerhalb der kirchlichen Theologie in der populären Alltagskultur lebendig. Und diese Differenz wird mit der Konfessionalisierung der Gesellschaft nach der Reformation offenbar nicht größer, sondern kleiner.

Mir scheint diese Charakterisierung wichtig und richtig, weil sie die »Volksreligion« eingeschrieben sieht in konkrete Sinnbedeutungen und Sinndeutungen historischer Lebens- und Arbeitswelten, in das Wertgefüge sozialmoralischer Milieus, weil sie die Vorstellung in sich geschlossener, »animistischer« und »magisch-abergläubischer« Glaubenssysteme verwirft. Über die Tatsache der Einsprengsel, der Einfärbungen, der eklektischen Mischung von naturreligiösen bis zu kirchlich-dogmatischen Elementen, die bis weit ins 19. Jahrhundert hinein lebendig sind, besteht wohl Klarheit. Die Vermutung populärer »Gegenreligionen« indessen bedeutete ja nichts anderes als eine Stillegung, eine Enthistorisierung und Mystifizierung tragender Elemente der vorindustriellen Volkskulturen. Ganz im Gegenteil bestätigen jedoch gerade die Konfessionalisierungsprozesse als Programme einer religiös-sozialen »Disziplinierung des Volkes«, wie sehr hier um lebensweltliche, um gesellschaftszugewandte, wandelbare Welt-Anschauungen gekämpft wird. Was eine lange Periode nach der Reformation »religionsgeschichtlich« akzentuiert, sind gesellschaftliche Versuche der Neubestimmung von christlichem und weltlichem Handeln. Es sind Versuche der Formulierung oder Reformulierung von Leitwerten und Legitimationsformeln, die in die Richtung auf die absolutistische Untertanengesellschaft führen sollen: der Protestantismus – so skizziert van Dülmen – dabei mit härteren, rigideren Formen operierend, der Katholizismus eher umwertend, ummodellierend, magisch-rituelle Frömmigkeitspraktiken integrierend wie etwa im Wallfahrtswesen oder bei den Heiligenkulten.

Jedenfalls ist dies die Ebene, auf der allein nach Resistenz- und »Eigensinn«-Potentialen der Volksreligiosität zu fragen ist. *Hartmut Lehmanns* und *Walter Rummels* Beiträge zum Zu-

sammenhang von Gesellschaftskrise und Hexenverfolgung im 17. Jahrhundert bestätigen diesen Befund. Vor dem Hintergrund der Verschlechterung der materiellen Lebensbedingungen durch die klimatologischen Folgen der »kleinen Eiszeit« sowie durch Krieg, Hunger und Pest vollzieht sich in den westeuropäischen Gesellschaften auch eine Neuformation der gesellschaftlichen Wertgefüge: Politische und kirchliche Herrschaft müssen sich neu legitimieren; Disziplinierung und Rationalisierung der Lebenswelten werden als Krisenmanagement vorangetrieben; soziale und politische Destabilisierungstendenzen werden durch »kulturelle« Kompensationsangebote abgefedert. Vor allem Rummels exemplarische Studie über Hexenverfolgungen im Moseldorf Winningen deckt auf, wie sehr sich hier herrschaftliche Versuche der Verhaltensdisziplinierung vermischen mit innersozietären Normen- und Sozialkonflikten, wie sehr also Hexenprozesse, Theologisierungs- und Konfessionalisierungsprogramme als »symbolische Kampfarenen« für große gesellschaftliche Transformationsprozesse dienen.

Neu thematisiert, nun freilich ganz unverhohlen von der gesellschaftlich-politischen Sphäre aus beleuchtet, wird dieses »Eigenleben« der Volksfrömmigkeit ja wiederum in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Einerseits erscheint es erneut als Gefahr für die Stabilität des gesellschaftlichen Sozial- und des herrschaftlichen Machtgefüges, andererseits und zugleich als Hindernis für neue allgemeinverbindliche Grundsätze der Religiosität wie für das aufklärerische Fortschrittsdenken. So geraten die verbliebenen Formen volksreligiöser »Autonomie« zunehmend in Konflikt mit dem Hegemonialanspruch des spätabsolutistischen Staates und mit der Idee der gesellschaftlichen Rationalisierung und Modernisierung »von oben«.

Christof Dipper spricht in diesem Zusammenhang von einer »säkular orientierten Religionspolitik«, die im Sinne des Aufbrechens abgeschotteter Lebenswelt-Horizonte – seien sie kirchlich oder »volksreligiös« geprägt – Religion nun noch stärker zum komplementären politischen Herrschaftsinstrument ausbilden will. Erst die endgültige »Entsakralisierung« des Alltags, die »Religionspolizei« als staatliche Funktion bietet genügend breite wie tiefreichende Zugriffsmöglichkeiten auf diesen Alltag, erst sie erreicht die Köpfe, die Ideen, die Lebensmotive der Untertanen. Jene Leitwerte des Staats- und Gemeinwohls, der Arbeitsamkeit und Ordnung, der politischen Loyalität und der sozialmoralischen Selbstdisziplin: Das sind neue, synthetisierende Modelle der »kollektiven Verhaltenssteuerung und Revolutionsprophylaxe«. Diese Linien religiös geprägter Verhaltensmodellierung verfolgt *Werner K. Blessing* noch weit bis in die bayerische Gesellschaft des 19. Jahrhunderts, wo nun überdies ein neuer politischer Katholizismus versucht, den Kircheneinfluß innerhalb der Gesellschaft und gegenüber dem Staat wieder zu stärken. Zwar zeigen sich punktuelle Restaurationserfolge in ländlichen Gesellschaftsmilieus, insgesamt jedoch kann der langfristige Säkularisierungstrend kaum abgebremst werden. Konfessionelle Kirchenreligion kann weder für staatliche noch für kirchliche Zwecke jene komplexe Weltdeutungs-Funktion übernehmen, die der alten Volksreligiosität eigentümlich war.

Was bei Dipper wie Blessing noch weithin offen bleibt – auch empirisch nur schwer zu fassen ist –, das ist die Frage nach der »inneren Konstitution« solcher Volksfrömmigkeit. Bleibt sie residuenhaft ein Phänomen der longue durée in einer sich wandelnden historischen Landschaft, mehr resistenter Überhang als tragende Stütze in der »Kultur des Volkes«? Oder wird sie gerade durch die kirchlichen und obrigkeitlichen Zugriffsversuche auch zu einer aktiven Verteidigungslinie von Lebenswelt-Verständnissen, durch die Disziplinierungsversuche gleichsam aufgewertet zu einer symbolischen Frontlinie zwischen sozialen Autonomiewünschen und politischen Herrschaftsstrategien?

Da scheint mir die Funktion von Volksfrömmigkeit in ihrer sozialen Verortung und in ihren sich wandelnden Bedeutungen noch unscharf beschrieben. *Jonathan Sperber*s Beitrag über den »Kampf um die Feiertage in Rheinland-Westfalen 1770–1870« deutet diese Seite des Problems immerhin an, zeigt Beispiele des Protests gegen ständestaatliche wie industrieka-

pitalistische Zumutungen unter dem »religiösen Banner«. Denn dies ist ja ein wesentliches Charakteristikum sozialer Bewegung im 19. Jahrhundert: der Kampf um eigene Bedürfnisformen und Sinngebungen, der häufig mit den gewichtigen Argumenten der Tradition und der Religion geführt wird – sei es aus ethisch-moralischen Motiven heraus oder auch aus strategisch-taktischen Legitimationsgründen. Nur so, indem der Forderung nach Wandel das Argument der Tradition entgegengehalten wird, läßt sich mancher Kampf um dezentrale, ältere gesellschaftliche Sinnbestände überhaupt gegen die zentralen »Sinnstiftungs«-Programme des Staates führen.

Mit eben diesem Thema, mit solchen religiösen Motiven und religiös »getarnten« Formen des »kulturellen Kampfes«, der gesellschaftlichen Auseinandersetzungen um Lebensstile und Lebensziele beschäftigt sich *Gottfried Korffs* Beitrag über »Kulturkampf und Volksfrömmigkeit«. Am Beispiel dieses Konflikts der 1870er Jahre zwischen Bismarck-Preußen und rheinländischem Katholizismus werden die verteidigten alten wie neugeschaffenen Rituale und Symbole katholischer Volksfrömmigkeit als symbolische Distanzierungsstrategien gegenüber kultureller Hegemonie und zugleich als soziale Protestformen gegen politische Machtansprüche gedeutet. Korff gelingt es, aus den Bedeutungszusammenhängen und Formen damaliger rheinischer Marien- bzw. Herz-Jesu-Kulte die ideologischen Referenzsysteme wie die kulturellen Modelle der Selbstdarstellung von Unterschichtsgruppen herauszufiltern, sie als tragende Elemente sozialer, regionaler und mentaler Selbstbehauptungsversuche zu rekonstruieren. Und er vermag überdies zu zeigen, wie diese Formen kultureller Identitätsbewahrung vice versa bald zu einer verstärkten kirchlichen Regie der Volksfrömmigkeit führen, zum Verschwinden ihrer ursprünglichen, eigenen Antriebsenergien, ja wie die Kulte bald »umgepolt« werden können zum Mobilisierungsinstrument katholischer Arbeiter gegen die neuen Emanzipationsmodelle der Arbeiterbewegung. Fast unmerklich, hinterrücks mutieren so »populare«, lebensweltliche Frömmigkeitsformen zu »popularisierten« Modellen organisierter Religionspraxis.

Klaus-Michael Mallmann fügt dieser Sicht weitere Facetten hinzu, indem er die religiöse Einfärbung von Bergarbeiterprotest im Saarrevier während des 19. Jahrhunderts in ähnlicher Weise ausleuchtet. Die scheinbare kulturelle »Ungleichzeitigkeit« von religiöser und gesellschaftlich-politischer Orientierung, von Frömmigkeitsformen und Protestaktionen erweist sich bei näherem Hinsehen als Selbstdarstellungsmöglichkeit einer sozialen Gruppe, die ihren »gesellschaftlichen Ort« erst finden muß. Und auch hier wird bald die gegensätzliche Wirkung sichtbar, das Umschlagen in isolierende, hemmende Bedeutungen kollektiver Religiositätsmuster. Dennoch verkörpert dieses Phänomen insgesamt zweifellos mehr als nur ein kurzes Zwischenspiel in den regionalen Formierungsprozessen der Arbeiterschaft und der Arbeiterbewegung in Deutschland. Für große Gruppen scheint die »religiöse Phase« fast ein notwendiges Formationsstadium zu bilden, in dem besonders ein eigenes kulturelles Beziehungsgeflecht aufgebaut wird.

Der abschließende Beitrag von *Urs Altermatt* über das katholische Zürich zwischen 1850 und 1950, über die konfessionelle Minderheitensituation in der Diaspora, skizziert diese Problematik bis an die Gegenwart heran: tradierte Frömmigkeitsformen zunächst im Widerstreit mit Konfessionalisierungsversuchen, religiöse Praxis als ein Element der sozialen Identitätsbildung im 19. Jahrhundert, dann das Umschlagen in soziale und kulturelle »Lager«-Effekte. Die Zürcher Katholiken, stark im dortigen Arbeitermilieu wurzelnd, geraten gegen Ende des 19. Jahrhunderts zunehmend in Gegensatz zu denjenigen Kräften, die nun das Prinzip der »sozialen Bewegung« verkörpern. Erst nach dem Ersten bzw. Zweiten Weltkrieg erfährt dieser »Milieukatholizismus« zunächst eine »Verschweizerung«, dann eine »Verbürgerlichung«, aus der sich neue soziale Aufstiegschancen ergeben – gespeist wohl auch aus den angestauten Energien einer »Lagergesellschaft«.

Insgesamt gesehen, ist dies ein in sich geschlossener und in seinen differenziert argumentierenden Beiträgen ausgesprochen »kluger« Band, der vor allem zweierlei zeigt: zum einen,

wie wichtig das Spannungsverhältnis von Volks- und Kirchenreligion als Motiv, als historischer »Stoff« ist in den sozialen und kulturellen Umbruchprozessen der »Moderne« – mag man sie nun sozial- oder mentalitätsgeschichtlich betrachten; zum andern, wie sehr dieses Forschungsfeld auch als Folie ernst genommen werden muß, als Widerspiegelungsfläche zentraler Inhalte und kultureller Formen säkularer Transformationsprozesse zwischen »feudaler Welt« und »bürgerlicher Klassengesellschaft«. – Schneisen, Ausblicke auf weite Geschichtsstrecken und auf soziale Mentalitätslandschaften sind damit geöffnet – nun sind sie zu nutzen. *Wolfgang Kaschuba, Tübingen*

Dieter P. J. Wynands, Geschichte der Wallfahrten im Bistum Aachen (= Veröffentlichungen des Bischöflichen Diözesanarchivs Aachen, Bd. 41), Einhard-Verlag, Aachen 1986, (XIV), 495 S., Ln., 48 DM.

Das anzuzeigende Buch ist eine Darstellung, die sich schwer einordnen läßt. Sie kann benützt werden als Nachschlagewerk der Wallfahrtsorte vornehmlich im 1930 errichteten Bistum Aachen, als religionssoziologische Erhebung über das Wallfahren in der Gegenwart und als Geschichte der Wallfahrten im Gebiet des heutigen Bistums Aachen. Der religionssoziologische Ertrag ist der originellste, denn er fördert einen regelrechten Kulturbruch in den 1960/70er Jahren zutage: Hunderte von Kleinwallfahrten, zum Teil uralter Herkunft, sind damals erloschen, und übrig blieben einzig die Marienwallfahrten, die historisch die allerjüngsten sind. Für Pilger des Bistums Aachen gilt, daß lediglich das Grab des Apostels Matthias in Trier und der im dortigen Dom aufbewahrte Heilige Rock, sollte er jemals wieder ausgestellt werden, nach wie vor populäre Ziele ohne Bezug zu Maria sind. Der historische Überblick, knapp 40 Seiten stark, davon fast die Hälfte eine Geschichte des Bistums Aachen, ist geschichtswissenschaftlich anspruchslos. Eines wird jedoch deutlich: Für die Zeit zwischen 1760 und 1860, um zwei ungefähre Anhaltspunkte zu liefern, kann eine Geschichte des Wallfahrens nicht allein mit Hilfe der zentralen Akten geschrieben werden; denn in diesen 100 Jahren lebten Gläubige und staatliche sowie kirchliche Obrigkeiten in einem gespannten Verhältnis. Der Grund ist der von den Hierarchien beabsichtigte und schließlich auch herbeigeführte Verhaltenswandel in Fragen der Massenreligiosität, dem sich die Gläubigen lange Zeit widersetzten. So wurden althergebrachte Sitten plötzlich »illegal«, das Wallfahren geschah »heimlich«, d. h. ohne oberhirtlichen Segen, ja oft ohne Teilnahme des Ortsgeistlichen. Das Buch schließt mit einem kleinen dokumentarischen Anhang und einem recht nützlichen Verzeichnis der einschlägigen Archivalien sowie einer umfangreichen Literaturliste. *Christof Dipper, Trier*

Gerhardt Petrat, Schulerziehung. Ihre Sozialgeschichte in Deutschland bis 1945, Ehrenwirth Verlag, München 1987, 418 S., Pb., 68 DM.

Neben einer Vielzahl interessanter Einzelbeiträge sind zusammenhängende Studien zur Sozialgeschichte der Erziehung immer noch selten. Zwar wurde eine sozialgeschichtliche Darstellung der Erziehungs- und Schulgeschichte seit den 70er Jahren immer eindringlicher gefordert und sogar programmatisch grundgelegt, doch sind größere Beiträge hierzu bislang Rarität. Schon vom Titel her verspricht Petrats »Schulerziehung. Ihre Sozialgeschichte in Deutschland bis 1945«, diese Lücke zu füllen.
Man ist von Petrats Untersuchungen methodische Eigenwilligkeit gewohnt. In seiner 1979 veröffentlichten Untersuchung: »Schulunterricht. Seine Sozialgeschichte in Deutschland 1750 bis 1850« machte deutlich, wie Schul- und Erziehungsgeschichte aus der Sicht der Be-

troffenen geschrieben werden kann, wenn man von den Periodika der Zeitgenossen und dem in ihnen enthaltenen Diskurs über Fragen der Erziehung und des Unterrichts ausgeht. An diese Methode knüpft er in seinem neuen Werk an, in dem er die »Schulerziehung« als Ausdruck eines institutionalisierten und daher reglementierten »Vollzugs« seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts rekonstruiert. Dabei wird Bildungsgeschichte nicht in den gewohnten Unterteilungen und auch nicht unter Bezug auf die Maßnahmen der Unterrichtsverwaltung dargestellt; vielmehr strukturiert Petrat engagiert und eigenwillig anhand des »Nicht-Bekannten« diese Geschichte und erhellt somit bisher zu wenig betrachtete Seiten der Schulerziehung.

In seinen Periodisierungen folgt Petrat nicht der üblichen Phasierung der politischen Geschichte. Er sucht den Sinn vielmehr in Modifizierungen des Erzieherischen. So unterscheidet er die »Erprobungsphase« der Schulerziehung (1715–1800), die Funktionalisierung der Schulerziehung im »Dienste einer ›Gleichheit der Gesinnung‹« (1800–1885), die »Inflation der Erziehungen« (1885–1918) und die »Erziehung in Republik und Diktatur« (1918–1945). Diese Einteilung ist ungewohnt, aber ein wichtiger Beitrag zur weiteren Diskussion, weil sie zu Fragen provoziert. Ist die Kontinuität der Schulerziehung zwischen 1800 und 1885 wirklich in dieser einfachen Formel faßbar? Welche Vielfalt der städtischen und ländlichen Schulwirklichkeit wird durch die Reduzierung auf die Formel von der Gesinnungsgleichheit ausgeblendet? Auch das Datum 1885 als historische Zäsur ist zunächst überraschend, aber sinnvoll gesetzt. Petrat sieht gerade seit 1885 entscheidende Veränderungen auf die Institution der öffentlichen Erziehung zukommen: die verschärfte Auseinandersetzung mit sozialdemokratischem Denken, zunehmende reformpädagogische Orientierungen und auch eine die nationale Begrenzung übersteigende Denkungsart, die er als unverträglich mit der normenstrengen Erziehung des Volkes ansieht.

Petrats eigenwillige Darstellung macht es dem Leser nicht leicht. Man muß sich auf zeitliche Sprünge vor- und rückwärts einlassen und sich daran gewöhnen, daß der Autor schulische Sachverhalte wie etwa die Schulpflicht, das Schulbuch und seine Funktion u. a. immer wieder durch Zitate belegt, die er aus verschiedenen Zeiten auswählt und dabei auch nicht kontinuierlich anordnet. Man hat den Eindruck, daß beim Leser das Wissen um die schulgeschichtliche Entwicklung immer schon vorausgesetzt wird, daß Petrat dann aber zu dem Bekannten das Unbekannte fügen und so eine entscheidende Erweiterung des Wissens bewirken will. Indem er ausdrücklich ablehnt, Bekanntes noch einmal nachzuerzählen, setzt er dieses voraus. Unter dieser Voraussetzung allerdings ist seine Darstellung eine wertvolle Ergänzung des bisherigen Wissens.

Schwieriger ist es jedoch, sich allein mit seiner Art der Darstellung einen Überblick über historische Formen der Schulerziehung verschaffen zu wollen, weil das hilfreiche Gerüst der die Wirklichkeit mitbestimmenden bildungspolitischen Entscheidungen nicht eingebracht wird. Dies zeigt sich immer wieder, so besonders in seiner knappen Darstellung der Periode von 1918 bis 1945, die im Verhältnis zu ihrer Bedeutung zu kurz kommt. Gerade bei dieser wichtigen Zeit müßte dem Leser die Entwicklung der Erziehungswirklichkeit in ihrer bildungspolitischen Verflechtung zwischen Reformorientierung und Restauration, zwischen Republik und national(istisch)er Orientierung verdeutlicht werden. Der Anspruch, sozialgeschichtlich vorzugehen, impliziert die Analyse von Strukturen, Funktionen und Folgen gesellschaftlicher Wirklichkeit, um Entwicklungen zusammenhängend erklären zu können. Bringt der Leser dieses Grundwissen mit, dann erfährt er Interessantes aus der Schul- oder Alltagswirklichkeit jener Zeit.

Trotz dieser kritischen Anmerkung ist eines festzuhalten: Ohne Petrats Beiträge zu Schulunterricht (1979) und nun Schulerziehung (1987) wäre die Geschichte der Erziehung um eine wesentliche Perspektive ärmer. Petrat setzt mit seiner Interpretation pädagogische Bewertungen, die zur Diskussion herausfordern. Wo sonst in der Bildungsgeschichte findet man eine derartige Herausforderung? *Hans-Jürgen Apel, Köln*

Kriminalgeschichten aus dem 18. Jahrhundert, hrsg. von Holger Dainat mit Montagen von Heinz Beier, Cordula Haux Verlag, Bielefeld 1987, 210 S.

Mit der von dem Bielefelder Literaturwissenschaftler Holger Dainat herausgegebenen Anthologie liegt eine Sammlung von 24 gattungstypischen, sprachlich leicht aktualisierten Kriminalgeschichten aus dem 18. Jahrhundert vor. Den Erzählungen wurden vom Herausgeber Erläuterungen angefügt, die neben Informationen über die Verfasser und die ursprünglichen Publikationsorte auch Begriffs- und Namenserklärungen enthalten und somit nicht nur für den mit dem 18. Jahrhundert weniger vertrauten Adressaten hilfreich und interessant sind. Das gleiche gilt für das Nachwort. Hier stellt Dainat am Beispiel eines bekannten Straßenraubs von 1811 das zeitgenössische Bandenwesen und das Strafsystem des Ancien Régime dar, und diesen Ausführungen schließt sich ein Abriß der Gattung Kriminalgeschichte an. Bibliographische Hinweise zu den beiden Themenkomplexen runden den sauber gearbeiteten Band ab. Als Illustrationen dienen anstelle der reichhaltig vorhandenen zeitgenössischen Abbildungen sehr moderne Montagen von Heinz Beier, die dem Leser, der sich bemüht, einen Bezug zu den Erzählungen herzustellen, einiges Kopfzerbrechen abverlangen.
Die Gattung Kriminalgeschichte, die ihre Blütezeit zwischen 1785 und 1795 erfuhr, rückte das jeweilige Verbrechen und die Motivation kriminell gewordener Menschen in das Interesse der Öffentlichkeit, um einen Beitrag zur Erforschung der »geheimen Geschichte des menschlichen Herzens« (A. G. Meißner, Kriminalgeschichte Nr. 2, S. 24) zu leisten. Die Publikation erfolgte in bekannten Organen der Spätaufklärung, ehe die Erzählungen in den 90er Jahren des 18. Jahrhunderts in speziellen Sammelbänden zusammengefaßt wurden. Autoren- und Adressatenkreis waren dabei weitgehend identisch und verschmolzen ineinander, nachdem der Gattungsbegründer, August Gottlieb Meißner, seine Leser dazu aufgerufen hatte, ihm weitere Geschichten aus den »letzten Stunden unglücklicher, in die Hände der Justiz gefallener Personen« zum Zwecke der Veröffentlichung zuzusenden (Kriminalgeschichte Nr. 2, S. 23). Es handelte sich sowohl bei den Verfassern als auch beim Publikum um Angehörige des gebildeten Bürgertums, um Dichter, Geistliche, Pädagogen, Ärzte und Richter. Alle diese Personen- und Berufsgruppen sollten aus der Lektüre der Kriminalgeschichten Nutzen für ihr Metier ziehen, aber daneben spielte auch der reine Unterhaltungszweck eine wichtige Rolle. Den Kriminalgeschichten, zumindest den während ihrer Blütezeit entstandenen, ist gemeinsam, daß sie wahre Begebenheiten thematisieren. Da die öffentliche Einsichtnahme in gerichtliche Akten in vielen deutschen Staaten verboten war, bezogen die Verfasser ihre Informationen meist aus persönlichen Gesprächen mit dem jeweiligen Täter bzw. aus Mitteilungen von Dritten.
In der von Dainat herausgegebenen Anthologie manifestiert sich der Anspruch der Autoren, historische Wahrheit zu vermitteln, durch Hinweise auf die verwendeten Quellen, die Wiedergabe der Lebensgeschichte eines Täters in dessen eigenen Worten oder die Wahl einer betont schmucklosen Sprache in Anlehnung an die Kriminalakten.
Die Struktur der vorliegenden Kriminalgeschichten wird durch die Abgeschlossenheit der Fälle, die sie beschreiben, vorgegeben: Die Erzählung rollt die begangene Tat von hinten auf. Am Anfang steht gewöhnlich ein detaillierter Lebenslauf des Delinquenten mit genauen Angaben über dessen Namen, Alter und Herkunft sowie über Zeit und Ort der Handlung. Diese Nachzeichnung der Biographie führt zum Kern der Kriminalgeschichte, der Verbrechensentwicklung, der Verfolgung von Motiven und Ursachen, die zur Tat führten. Im Mittelpunkt des Interesses liegt der »Umschlag«, d. h. der Moment, in dem der Täter, durch die Umstände bedrängt, den Entschluß zum Verbrechen faßt. Gemäß der Erkenntnis der Verfasser, daß »ein unglücklicher Zusammenfluß kleiner, oft völlig unbedeutend scheinender Umstände [. . .] diesen zum Dieb, und jenen zum Mörder [macht]« (K. F. Müchler, Kriminalgeschichte Nr. 1, S. 5), gilt ihr Augenmerk der minutiösen Darlegung winziger Details, und es werden ganze Kausalketten zur Erklärung der Verbrechensgenese aufgeführt. Aller-

dings bleibt es meist bei der bloßen Aneinanderreihung einzelner Umstände ohne zusammenfassende Analyse.
Mit der Erklärung der Straftaten aus geringfügigen Abweichungen, der Betonung des fließenden Übergangs zwischen schuldlosen Empfindungen und ungesetzlichen Handlungen korrespondiert das in den Kriminalgeschichten vermittelte Menschenbild. Ausgehend von der aufklärerischen Auffassung, daß alle Menschen gleich seien und eine negative Prädestination nicht existiere, befassen sich die Autoren nicht mit dem professionellen und unverbesserlichen Verbrecher. Statt dessen rückt der Alltagsmensch ins Zentrum der Kriminalgeschichte, den lediglich besondere Umstände zur kriminellen Handlung getrieben haben. Dadurch schwindet die Distanz zwischen dem dargestellten Schuldigen und dem Leser, und das Erschrecken ist um so größer, nachdem die Unterschiede nur noch graduelle sind: Verfasser und Publikum erkennen, wie Karl Friedrich Müchler 1792 hervorhob, »daß wir, in gleicher Situation, mit gleichen Anlagen geboren, mit gleichen Kenntnissen von Moralität und Pflicht, vielleicht um nichts besser gehandelt haben würden, als diese verworfenen Unglücklichen.« (S. 202) Dieser verständnisvollen Einstellung entsprechen scheinbar paradoxe Titel wie »Blutschänder, Mordbrenner und Mörder zugleich, und doch ein Jüngling von edler Seele«. (Kriminalgeschichte Nr. 2, S. 13)
Worin sehen die Autoren der Kriminalgeschichten nun Motive für eine Straftat? Hierbei läßt sich zwischen inneren, in der Seele des Menschen beheimateten Ursachen sowie äußeren Umständen unterscheiden, die sich im Einzelfall meist überlagern. Als innere Beweggründe treiben häufig verschieden geartete Affekte einen sonst unbescholtenen Menschen ins Verbrechen. So ist es möglich, daß eine vor der Obrigkeit ungesetzliche Liebe zu einer Verzweiflungstat führt. In vielen Fällen bildet bis zum Wahnsinn gesteigerte Lebensangst die Ursache für eine kriminelle Handlung. Dabei kann es sich um eine Art religiösen Wahn handeln, dem die Vorstellung eines von allen Leiden und Widrigkeiten erlösten Lebens im Jenseits zugrunde liegt. Fast immer führen diese Affekte zum »Mord aus Lebensüberdruß«, der Ermordung von unbeteiligten Personen, meist unschuldigen Kindern, um das ewige Seelenheil nicht durch einen Selbstmord zu verwirken. Ähnliche Motive bestimmen den Mord aus Liebe, der dem Suizid eines lebensmüden, geliebten Menschen zuvorkommt. Hin und wieder steckt bloße Rachsucht hinter einem Verbrechen.
Vielfach sind die Affekte, die die Tat auslösen, jedoch nur Reaktion auf die bedrückenden äußeren Lebensumstände der Delinquenten. Eine unmittelbar formulierte Sozialkritik findet sich im wesentlichen allerdings nur bei K. F. Müchler, der die Auffassung vertritt, »daß, unter anderer Leitung, er [der Verbrecher] ein sehr nützliches und liebenswürdiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft hätte werden können.« (Kriminalgeschichte Nr. 1, S. 5) Müchler hält – und dies kann als repräsentativ für die vorliegende Anthologie gelten – zum einen die »drückendste [. . .] Armut« und zum anderen den »Druck, unter dem der größte Teil solcher Menschen schmachtet« und der »vielleicht ein notwendiges Übel unserer Staatsverfassungen« ist, für kriminalitätsfördernd. So führen z. B. die Willkür von Vorgesetzten im militärischen Bereich, die Mängel der Justiz oder die Diskriminierung von Minderheiten zu Verzweiflungstaten.
Obwohl sich die Autoren bemühen, die Situation der zum größten Teil aus den unteren sozialen Schichten stammenden Täter genau nachzuzeichnen, zeigen sich gerade an diesem Punkt zugleich die Grenzen des aufklärerischen Verständnisses für die straffällig gewordenen Mitmenschen. Zum einen gelingt es den Verfassern trotz bester Absicht nicht, die Ursache jedes einzelnen Verbrechens individuell und plausibel zu erklären, und sie sehen sich demgemäß gezwungen, auch dem Zufall eine ausschlaggebende Rolle zuzugestehen.
Zum anderen bleibt die Stimme K. F. Müchlers, der in aller Deutlichkeit die äußeren Lebensumstände der Unterschichten für ihre verhältnismäßig hohe Kriminalitätsrate verantwortlich macht, die Ausnahme.
Die Autoren maßen sich auch in keinem Fall an, die von der Justiz gefällten Urteile zu kriti-

sieren – eine Zurückhaltung, die durch die drohende Zensur bedingt sein mag. Statt dessen nehmen sie eine Trennung von Recht und Moral vor, wobei sie sich gelegentlich auf die höchste Instanz berufen: Ein nach menschlichem Gesetz zu Recht hingerichteter Delinquent kann aufgrund seiner edlen Beweggründe unter Umständen auf das Verständnis und die Gnade Gottes hoffen.
Überraschend eindimensional fallen schließlich die Ratschläge der Verfasser zur Verhinderung künftiger Verbrechen aus: Hier sehen sie, zeitgemäß, Erziehung und Aufklärung als Allheilmittel und beweisen damit, daß sie die Kriminalität der niederen sozialen Schichten, die sie beschreiben, letztlich doch nur auf »eingeschränkte [. . .] Einsicht, schwache [. . .] Beurteilungskraft« und »wenige [. . .] Erfahrung« zurückführen (Kriminalgeschichte Nr. 3, S. 29). Somit wirft die vorliegende Sammlung von Kriminalgeschichten aus dem 18. Jahrhundert ein Licht auf die Fortschrittlichkeit im Denken der Gebildeten in einer Zeit, deren Strafsystem noch eindeutig von mittelalterlichen Anschauungen bestimmt war, zeigt jedoch zugleich die Grenzen dieser neuen Erkenntnisse auf. *Katrin Lange, Gießen*

Heidelberg im säkularen Umbruch. Traditionsbewußtsein und Kulturpolitik um 1800, hrsg. von Friedrich Strack (= Deutscher Idealismus, Bd. 12), Klett-Cotta, Stuttgart 1987, 568 S., Ln., 96 DM.

Stadtgeschichte hat derzeit Konjunktur, und auch Universitätsgeschichten sind zum regelmäßigen Nebenprodukt von Hochschuljubiläen geworden. In der Regel wird dabei eine chronologische Vorgehensweise gewählt. Der von dem Germanisten *Friedrich Strack* herausgegebene Sammelband über Heidelberg beschreitet demgegenüber einen Weg, der von vergleichbaren Bänden über Homburg v. d. H., Frankfurt und Mainz vorgezeichnet wurde. Er geht auf ein Kolloquium vom Oktober 1985 zurück, das aus Anlaß der 600-Jahrfeier der Heidelberger Universität (1386–1986) stattfand, doch die Beiträge konzentrieren sich auf den »säkularen Umbruch« an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Eine solche querschnittsartige Bestandsaufnahme erweist sich als sehr ergiebig, Gegenstand und Untersuchungszeitpunkt sind glücklich gewählt. Denn die vielschichtigen Aspekte, Begleiterscheinungen und Auswirkungen der Modernisierung in Deutschland in den Jahrzehnten um 1800 werfen zahlreiche Fragen auf, die sich exemplarisch in der kleinen Universitätsstadt am Neckar zeigen. Die am Ende des 18. Jahrhunderts schon recht unbedeutende ehemalige kurpfälzische Residenz mit ihrer kaum mehr gut angesehenen, unter bedrohlichen finanziellen Problemen und Studentenschwund leidenden Hochschule fiel 1803 an den neu geschaffenen Territorialstaat Baden und wurde gleich von dessen auch französisch inspirierter Modernisierungspolitik erfaßt. Binnen kurzer Zeit avancierte Heidelberg wieder zum Kultur- und Wissenschaftszentrum sowie – bemerkenswerter noch – im Gefolge der Napoleonischen Vorherrschaft in Deutschland und der Befreiungskriege zum Zentrum von Romantik und nationaler Bewegung. Anders als Jena, das Mittelpunkt der Aufklärung und damit Gegenpol Heidelbergs blieb, beherbergte Heidelberg zumindest zeitweise zahlreiche namhafte Vertreter der antiaufklärerischen, restaurativen Romantik und damit paradoxerweise die modernere politisch-philosophische und literarische Strömung. Heidelberg erlebte den Umbruch somit gleich in mehrfacher Hinsicht: einmal als territoriale und administrative Reform, sodann als politisch-geistige Erneuerung, schließlich, damit verbunden, aber doch widersprüchlich, als programmatisch-romantische Rückwärtsorientierung, als Wiederentdekkung von Mythos, Geschichte und Tradition, die zu Pfeilern nationaler Legitimität und Identität wurden.
Diesem ambivalenten Charakter des Umbruchs nähert sich der Sammelband von verschiedenen Ausgangspunkten her. Die 23 Vorträge sind nach sechs Schwerpunkten gruppiert (I. Geschichte – Politik – Recht, II. Bibliotheken – Zeitschriften – Buchdruck und Verlags-

wesen, III. Literarisches Leben, IV. Kunstpflege und Kunstpraxis, V. Mythengeschichte und Religion, VI. Philosophie und Ästhetik), die jeweils knapp von sachkundigen Kolloquiumsteilnehmern eingeleitet werden. Vor allem die Literatur und daneben die Kunst stehen im Vordergrund; Philosophie, Religion und besonders Politik bleiben demgegenüber am Rande. Wirtschaft und Gesellschaft werden nicht einbezogen. Wie bei Sammelbänden generell unvermeidlich, differieren die Beiträge in Qualität und Aussagekraft. Nicht zuletzt dem Herausgeber ist es zu danken, daß der vielschichtige Gehalt der Umbruchssituation immer wieder zur Sprache kommt. Und die Konzentration auf Literatur und Literaturwissenschaft ist insofern vertretbar, als diese exemplarisch wie kaum ein anderer Sektor die Probleme, Konflikte und inneren Widersprüche der Jahrhundertwende spiegeln. Auf der einen Seite stand die institutionelle Modernisierung. Die Infrastruktur des Literaturbetriebs (Verlag und Buchhandel, Universitätsorganisation und Bibliothek, Heidelberger Jahrbücher) wurde den neuen Erfordernissen angepaßt (*K. Manger, O. Pöggeler, E. Wolgast*). Dies alles diente auf der anderen Seite neben der Erneuerung auch der Reaktion, dem geistigen und kulturellen Umbruch, der rationalistisch-aufklärerische, idealistisch-romantische und wissenschaftsinnovative Elemente enthielt. Eine derartige Kombination konnte zu scharfen Kontroversen zwischen einzelnen Vertretern der wissenschaftlich-literarischen Welt Heidelbergs führen, wie beispielhaft am Konflikt zwischen dem Romantiker Joseph Görres und dem Rationalisten Johann Heinrich Voß zu studieren ist *(G. Häntzschel, H. Raab)*, aber der Charakter des Umbruchs offenbarte sich doch am deutlichsten in Versuchen zur Integration der widersprüchlichen Aspekte, eine Tendenz, für die exemplarisch Goethe steht, der in Heidelberg den »West-östlichen Divan« konzipierte *(F. Strack, V. Lange)*. Das Eigentümliche der romantischen Restauration, die schon in der »sogenannten Heidelberger Romantik« greifbar wurde *(L. Pikulik)*, bestand dabei in einer Wiederentdeckung der deutschen Geschichte, des Mittelalters und der Gotik, in gewisser Hinsicht auch der Renaissance, darüber hinaus der Volksgeschichte. Dabei handelte es sich freilich nicht um eine wissenschaftliche Erkundung der Vergangenheit, sondern um eine von dem sich beschleunigenden Wandel, den politischen Erfahrungen der Napoleonischen Zeit und der Befreiungskriege sowie den geistig-romantischen Bestrebungen der Jahrhundertwende vermittelte Adaption der Geschichte. So konnte die Heidelberger Schloßruine gegen alle historische Stichhaltigkeit zum antifranzösischen nationalen Symbol stilisiert werden *(V. Sellin, J. Göricke)*. Das altdeutsche Liedgut wurde von Achim von Arnim und Clemens Brentano in gleicher Weise einer ihrem Verständnis von nationaler Volkstümlichkeit angemessenen Modifikation und Bearbeitung unterzogen *(F. Strack, G. Niggl)*. Denn das Volk wurde zwar als Träger der deutschen Nationalgeschichte entdeckt und dabei zur Kulturnation aufgewertet, aber all dies diente der nationalpolitischen Bewußtseinsbildung *(G. vom Hofe)*. Und die Romantik war immer auch Antwort auf Rationalismus und Aufklärung, sie näherte sich »Reflexionsmüdigkeit« und »Zivilisationsüberdruß« *(Pikulik)*, beinhaltete in ihrer konsequenten Reaktion auf die Moderne und in ihrer agilen Politisierung, ihrem Streben nach Öffentlichkeit jedoch mehr als bloße Restauration. Die Verbindung von Neuentdeckung und Neubewertung der Geschichte mit Gegenwarts- und Zivilisationskritik, d. h. auch die Funktionalisierung der Geschichte für politische Zwecke, war in ihrer Vorwegnahme kulturpessimistischer und identitätssuchender Tendenzen des späten 19. und des 20. Jahrhunderts hochmodern. Letztlich war es eben auch für die Romantik doch nicht die Vergangenheit selbst, die als Zukunft wiederauferstehen sollte, sondern ein gemäß den Bedingungen und Erfahrungen der Gegenwart gezeichnetes Bild der Vergangenheit.

Noch ein weiteres Beispiel mag die widersprüchlichen Gehalte und Wirkungen der romantischen Wende verdeutlichen. Mehr als andere geistige Bewegungen verklärte die Romantik das Bild der Frau, die eine idealisierte Rolle in der frisch entdeckten romantischen Liebe zugewiesen bekam und doch zugleich im Rahmen eines auf freier Selbstbestimmung und Gleichberechtigung beruhenden neuen Weiblichkeitsideals zum autonomen Menschen er-

klärt wurde. Zur nicht geringen Verwunderung männlicher Vertreter der Romantik machten zahlreiche Dichterinnen ernst mit ihrer literarischen Autonomie. Insofern wirkte die Romantik hier auch modernisierend *(F. Strack, G. Brandstetter)*. In der Summe bietet der Tagungsband somit kein homogenes, leicht konsumierbares Bild des Umbruchs um 1800, sondern eine facettenreiche Wiedergabe der vielschichtigen und im Wesen ambivalenten Veränderungen. Gerade Heidelberg als Zentrum der Romantik läßt dabei den kulturellen Umbruch als Reaktion auf die säkulare politische und soziale Modernisierung erscheinen, auch als Ideologisierung der Vergangenheit, wie sie zur ständigen Begleiterscheinung der Moderne geworden ist. Der materialreiche, hier nur in wenigen zentralen Aspekten vorgestellte Band dürfte somit neben Literatur- und Kunstwissenschaftlern auch Historiker interessieren. Manche historischen Wertungen bleiben allerdings anfechtbar, so die Versuche zur glättenden Darstellung des Beitrags von Jakob Friedrich Fries zum deutschen Frühantisemitismus *(G. König, B.-R. Kern)*. Denn die Umformung des alten Judenhasses zum modernen Antisemitismus wurde von der romantisch beeinflußten Nationalbewegung in Deutschland wohl doch vorangetrieben. Auch dies war Symptom der Vieldeutigkeit des Umbruchs.

Winfried Speitkamp, Gießen

Von Stein zu Hardenberg. Dokumente aus dem Interimsministerium Altenstein/Dohna, hrsg. von Heinrich Scheel und Doris Schmidt, bearb. von Doris Schmidt (= Akademie der Wissenschaften der DDR. Schriften des Zentralinstituts für Geschichte, Bd. 54), Berlin [DDR] 1986, XIV, 820 S., Ln., 120 M.

Die vor 20 Jahren erschienene Aktenpublikation über das »Reformministerium Stein«[1] hat sich schnell als eine viel benutzte Edition erwiesen, wertvoll für die Geschichtsforschung und darüber hinaus sogar spannend für diejenigen, die an der Frage nach der Möglichkeit von Systemveränderung durch (bloße) Reform, d. h. »von oben« initiiert, interessiert sind. Dabei trug diese Publikation dazu bei, die einmalige Autorität zu bestätigen, die Steins kurze Amtszeit traditionell in der Geschichtsschreibung genießt, indem man studieren konnte, wie umfassend die Verwaltung in zentrale Bereiche staatlichen und gesellschaftlichen Lebens eingriff oder doch energische Anstalten machte, einzugreifen.

Die jetzt (1986) erschienene Publikation über das Ministerium Altenstein/Dohna steht der vorangegangenen nicht nach, kaum an Umfang – 279 Stücke hier gegen 330 Stücke dort –, gar nicht in der Anschaulichkeit und inhaltlichen Fülle. Sie setzt das große Werk, die preußische Reformzeit aus den Akten zu dokumentieren, fort. Der Fortsetzungscharakter ist geeignet, den Eindruck von der exzeptionellen Größe des »Reformministeriums Stein« zu relativieren – was nicht so wichtig ist, um Helden vom Sockel zu stürzen, sondern weil eine verfehlte Sichtweise, die bedeutende Reformwerke immer wieder als heroische Tat eines Einzelnen oder weniger Einzelner zu würdigen neigt, korrigiert werden kann. Als Stein gehen mußte, trat trotz aller Erschütterung kein Bruch in der Verwaltung ein. Personelle Kontinuität im Apparat gewährleistete es, daß Gesetzesprojekte und administrative Maßnahmen kontinuierlich weiter verfolgt wurden. Neue Themen und andere Akzente lassen sich als Folge veränderter innen- und außenpolitischer Lage erkennen. Neue Personen oder neue Personenkonstellationen im Regierungsapparat bilden einen Faktor in diesem Bedingungsgefüge politischen Handelns, keinen nebensächlichen – wie die Publikation zeigt –, aber nicht den einzigen oder einzig wesentlichen. Einen deutlicheren Einschnitt in personeller Hinsicht stellte die Rückkehr des Hofes und der Zentralverwaltung von Königsberg nach

1 Das Reformministerium Stein. Akten zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte aus den Jahren 1807/08, hrsg. von *Heinrich Scheel*, bearb. von *Doris Schmidt*, Bd. 1, Berlin [DDR] 1966; Bd. 2, Berlin [DDR] 1967; Bd. 9, Berlin [DDR] 1968.

Berlin im Dezember 1809 dar. Der Einfluß von Beamten der liberalen Königsberger Schule schwächte sich ab (auffällig zum Beispiel an der schwindenden Präsenz von Schöns in der innerbürokratischen Diskussion), und in Berlin war die reformfeindliche Fronde der durch die Reformer »kaltgestellten« Beamten nahe.

Größere Wirkungen hatte der personelle Wechsel beim Amtsantritt Hardenbergs zur Folge. Die Aktenstücke über die heftigen Kontroversen um Hardenbergs Kanzlerernennung dokumentieren, daß Personalentscheidungen politische Weichen stellten. Dennoch wird auch hier das Kontinuitätsmoment stärker zu beachten sein. Die Vorbereitung der rechtlichen Gleichstellung der Juden im vorliegenden Band, die 1812 im »Judenemanzipationsedikt« vorläufig abgeschlossen wurde, gibt ein Beispiel dafür. Ein anderes läßt sich an den Erörterungen verfolgen, ob und auf welche Weise die Reformpolitik in einem offiziellen Regierungsblatt publizistisch vertreten werden sollte. Adam Müllers Angebot beeinflußte die Diskussion. Es blieb umstritten, mehr noch die Person des Exponenten. Schon in die Ära Hardenberg fällt dann ein Gutachten der Gesetzgebungssektion, in dem Müller als völlig ungeeignet zur publizistischen Verteidigung der neuesten preußischen Gesetzgebung und Verwaltung bezeichnet wird, weil er in seinen »Elementen der Staatskunst« und anderswo sich »für die Institute des Mittelalters zum Schutze des Feudalismus, der Majorate, Zünfte« ausgesprochen habe.[2] Adam Müller wurde dann im Oktober 1810 der politische Redakteur in den Kleistschen »Berliner Abendblättern«, die als Oppositionszeitung agierten. Das offizielle Regierungsblatt kam zunächst nur in der »Gesetzessammlung« zustande und erst Jahre später in der »Preußischen Staatszeitung«.

Im Untertitel der Edition wird die Amtszeit der Minister Altenstein und Dohna als Interimsministerium bezeichnet, zutreffend aus dem Blick des Historikers, der hier ein Intermezzo zwischen den aktiven Reformphasen der Ära Steins und der Hardenbergs zu konstatieren gewöhnt ist. Dem Erwartungshorizont der damaligen Zeitgenossen und wohl auch – wie die Publikation zeigt – den Aktivitäten des Ministeriums Altenstein/Dohna wird der Ausdruck des Interimistikums nicht gerecht. Die Zeitgenossen – soweit sie in Lebensumständen waren, sich für Politik zu interessieren – rechneten auf Fortsetzung des Reformkurses und warteten nicht auf Hardenberg. Die Erwartungen schlugen sich nieder in dem damals kolportierten Vers eines Beamten (Nr. 7): »An die Mißvergnügten. / Verdränget hattet ihr den Stein? / Dazu ist eure Macht zu klein. / Verblendete, euch trügt der Schein, / Wir haben noch den Alten / Stein.«

Altenstein war den Eingeweihten und den späteren Historikern als entschiedener Reformanhänger bekannt, ausgewiesen durch seine große Rigaer Denkschrift, die er parallel zu derjenigen Hardenbergs im September 1807 verfaßt hatte.[3] Als Finanzminister in der desolaten Situation des preußischen Staates schaffte er es jedoch immer weniger, bei der Vielzahl von akuten Aufgaben, Geld herbeizuschaffen und Finanzlücken zu stopfen und angesichts der im Einzelfall schwer zu trennenden Sachzwänge und Interessenstandpunkte einen Reformkurs zu behaupten. Reformorientiert war auch Innenminister Dohna. Das bestätigen seine Entscheidungen als Minister und die Meinungen, die er in der innerbürokratischen Diskussion vertrat. Wenn nur wenig über das Planungsstadium hinaus umgesetzt wurde, unterscheidet sich seine Amtszeit darin doch kaum von der Steins, denn die durch Krieg und Nachkriegswirren nur begrenzt funktionierende Kommunikation zwischen dem Land und der Staatsverwaltung erklärt die Unwirksamkeit gesetzlicher und administrativer Maßnahmen. Dem Ministerium gehörte ferner der in der Reformpartei höchst umstrittene Beyme an, der als »Großkanzler«, d. h. Justizminister, den Reformkurs stören konnte. Jedoch kam

2 Gutachten der Gesetzgebungssektion vom 23. 6. 1810, zit. in Fußnote 5, S. 506, zu Nr. 184.

3 Altensteins Rigaer Denkschrift, Sept. 1807, abgedr. in: Die Reorganisation des Preußischen Staates unter Stein und Hardenberg. 1. Teil: Allgemeine Verwaltungs- und Behördenreform, hrsg. von *Georg Winter*, Bd. 1, Leipzig 1931, S. 364–566.

Beyme auf Vorschlag Steins in sein Amt, so daß eine Kontinuitätslinie in das Reformministerium Stein zurückreicht. Das Amt des Kriegsministers übte der General Scharnhorst aus. Aus seinem Ressort enthält die Edition keine Aktenstücke; sichtbar aber wird, daß trotz der vielberufenen katastrophalen und unübersichtlichen Finanzlage der Rüstung größere Finanzmittel zuflossen, als die Bedingungen des Tilsiter Vertrags erlaubten. Als »Glanzleistung« des Ministeriums Altenstein/Dohna bezeichnen die Herausgeber (S. X) die Reform des Bildungswesens, zu der in dieser Zeit durch den Direktor der Sektion für Kultus und Unterricht, Wilhelm v. Humboldt, der Grund gelegt wurde. Dem Urteil ist sicher zuzustimmen; allerdings ist die Bildungsreform in der Edition nicht eigens dokumentiert, bis auf wenige Stücke, die sich auf die Universitätsgründung beziehen, und zwar vornehmlich auf die gewünschte Übernahme der dorthin zu berufenden Rechtsprofessoren in die projektierte »Gesetzkommission«, eine Art wissenschaftliche Deputation bei der Gesetzgebungssektion (insbesondere Nr. 163, 165, 166, 277). Als hervorragender Reformbeamter auf der Provinzialebene sollte noch der Oberpräsident von Brandenburg, Sack, erwähnt werden, der in seiner Person den Zusammenhang der Reformzeit von Stein bis Hardenberg verkörperte.
Nicht die gesamte legislative und administrative Arbeit wird in der Edition dokumentiert; Vollständigkeit konnte zweifellos kein Ziel sein. Die Themen konzentrieren sich auf die Grundlegung einer effizienten und liberalisierten Verwaltungsorganisation.
Nachdem unter Stein die Zentralverwaltung im Mittelpunkt gestanden hatte, richtete sich das Augenmerk jetzt auf die Organisation der Unterbehörden. Es entstanden die Provinzialregierungen. Gleichzeitig setzte eine rege, kontroverse Diskussion um die Kreisverwaltung und die Gemeindeverfassung ein. Sowohl die Patrimonialgerichtsbarkeit als auch die gutsherrliche Ortspolizei standen zur Disposition – wie bekannt, ohne Erfolg. Die Errichtung einer »Gendarmerie« im Lande wurde breit erörtert; sie mündete 1812 in das »Gendarmerie-Edikt«, dem dann freilich die Wirksamkeit versagt blieb, indem Friedrich Wilhelm III. es während des Befreiungskriegs suspendierte. Die Umsetzung der Städteordnung erforderte viele flankierende Maßnahmen. Außer der Angleichung der Rechtsstellung der Juden mußte die Verfassung der französischen Kolonie in Berlin den neuen Verhältnissen angepaßt werden. Dokumentiert werden aber auch die Vorfälle, bei denen bäuerliche »Untertanen« ihre Befreiung gemäß dem Oktoberedikt viel extensiver auslegten, als das Edikt intendierte und die Gutsherren zu konzedieren bereit waren.
Die Organisation der oberen Verwaltungsbehörden kam offensichtlich ins Stocken, bzw. die ausführlichen und detaillierten Geschäfts- und Organisationspläne aus der Ära Stein wurden nur zögerlich, wenn überhaupt, realisiert. Darin zeigt sich zum einen die Schwäche oder auch Orientierungslosigkeit des Ministeriums, zum anderen aber ein generelles Dilemma für liberalisierende Reformen »von oben«: Personelle Verbreiterung der Entscheidungsfindung und Beschlußfassung verlängerte und komplizierte die Entscheidungsprozesse. Konsequentes Durchgreifen stand im Widerstreit zu kollegialer Abstimmung – anders ausgedrückt: Gerade die Beamten, die von großen Reformideen erfüllt waren, reagierten äußerst empfindlich auf Gegenmeinungen und waren bestrebt, ihre Autorität nicht antasten zu lassen. Die Edition zeigt, daß Humboldt für dieses Dilemma ein Beispiel gibt: Einerseits votierte er für einen umfangreich besetzten Staatsrat als Entscheidungsinstanz (Nr. 120), andererseits veranlaßte ihn die Erfahrung, in seinem Amtsbereich nicht frei schalten zu können, zum Rücktritt von der Unterrichtsverwaltung (Nr. 245, 260).
In diesen Zusammenhang gehört auch die Empfindlichkeit der herrschaftsgewohnten Bürokratie gegen Widerspruch der in ihren Augen unautorisierten Regierten. Sie erklärt unter anderem das Schicksal der Pläne und Versuche, durch ständische Repräsentanten die Partizipation der »Nation« zu erweitern. Die Beamten argwöhnten, daß die Repräsentanten prinzipiell einseitige Interessenstandpunkte vertreten würden, und konnten sich durch aktuelle Vorfälle vornehmlich adliger Oppositionspolitik bestätigt fühlen. Doch schlug diese Haltung nicht selten in arrogante Ablehnung um, die eigene Politik dem Rat und Urteil der Öf-

fentlichkeit auszusetzen. Zum Beispiel unterstellte der Geheime Staatsrat Niebuhr, »daß die Masse des Publikums Vergnügen darin findet, die Regierung zu stören«, und bezweifelte, daß »die Nation guten Sinn und guten Willen« habe (Nr. 231). Und Altenstein konstatierte beim Publikum »gänzlichen Mangel an Intelligenz und [. . .] Ungeübtheit« in Fragen des Staatsschuldenwesens, um damit die Veröffentlichung eines Finanzplans abzulehnen (Nr. 246, S. 687).

Eine Steuerreform – auch hier ist die Edition repräsentativ in ihrer Auswahl – wurde nicht systematisch in Angriff genommen. Im Finanzwesen überwogen die Aushilfsmittel. Das gilt auch für die Abtragung der Kontributionsschuld gegenüber Frankreich. Die sehr ausführliche Dokumentation der zum Sturz des Ministeriums führenden kontroversen Finanzpläne nimmt fast ein Viertel der Edition ein. Für diesen Teil, die Monate März bis Juni 1810, trifft auch der Name Interimsministerium zu: Das Ministerium amtierte auf Abruf. Wie hypnotisiert starrten die Minister, insbesondere Altenstein, auf Hardenberg bzw. warteten auf den Finanzplan, der von Hardenberg und seinem Beraterkreis vorbereitet wurde. Die Gegenstrategie erschöpfte sich in zwei zum Mißerfolg verurteilten Schritten: Hardenbergs Ratgeber wurden, weil sie doch in Diensten der beamteten Minister standen, der Kabale und des Verrats geziehen. Altenstein und sein wichtigster finanzpolitischer Berater Niebuhr steigerten sich, um Hardenbergs Vorschläge im voraus als unrealistisch und illusionär abzustempeln, in eine Beweisführung hinein, die den Zustand der preußischen Staatsfinanzen völlig hoffnungslos erscheinen ließ. Damit dankten sie – gleich, wie die Lage wirklich war – als handelnde Politiker ab. Die Dokumente belegen, was der Forschung schon bekannt ist[4], daß Hardenbergs Stärke in diesem Augenblick darin lag, diese Mutlosigkeit zu verbannen und auf diese Weise für die Regierung neuen Handlungsspielraum zu gewinnen.

Die Unfähigkeit, politische Phantasie für gedankliche Vorwegnahme mehrerer Wege und Bereitschaft zu Kompromissen zu entfalten, statt dessen sich in krassen Alternativen zu bewegen, ist ein auffälliges Charakteristikum des Ministeriums Altenstein/Dohna. Das schlägt insbesondere bei der Beurteilung der außenpolitischen Lage Preußens durch; zum Beispiel als zur Lösung der Zahlungsschwierigkeiten im Frühjahr 1810 nur die Abtretung Schlesiens an Napoleon als möglich behauptet wurde (Nr. 206) oder als im Sommer 1809 das Staatsministerium den König zum Bündnis mit Österreich drängte, weil sonst der Untergang des Hauses Hohenzollern bevorstände. Die Weigerung des Königs, sich solchen Alternativen zu beugen, gilt seitdem als Unentschlossenheit Friedrich Wilhelms III. Wie entscheidungsschwach auch immer Friedrich Wilhelm III. gewesen sein mag, sich solchen Ratschlägen seines Ministeriums zu widersetzen, erscheint gerechtfertigt nicht nur durch den historischen Ablauf, der diesem Entweder – Oder entgegensteht, sondern auch nach Lektüre der Berichte und Denkschriften der Minister (Nr. 130).

Die Außenpolitik spielt jedoch insgesamt keine Rolle in dieser Edition. Die Absicht ist, reformorientiertes Verfassungsdenken und Verwaltungshandeln aufzuzeigen. Die reale Situation des Landes und der Städte, obwohl natürlich grundlegende Bedingung für Erfolg und Mißerfolg, kommt bei dieser Quellengattung unvermeidlich höchstens mittelbar in den Blick, durch die Brille der Beamten nämlich, von denen sich allerdings einige durch scharfe Beobachtung und gute Kontakte zu verschiedenen Bevölkerungskreisen auszeichneten. Auf diese Weise gibt die Edition Auskunft über Aktivitäten der »Untertanen«, die, von den Reformgesetzen angeregt, Partizipationsrechte in Anspruch nahmen. In einzelnen Städten und Gemeinden versammelten sich Bürger, um über Verwaltungsanordnungen zu beraten oder Beschwerden vorzubereiten. Die Beamten reagierten unsicher: Einige sprachen von Unruhen und Ungesetzlichkeiten, die rasch abzustellen seien, andere erkannten durchaus, daß

4 *Hans Haussherr*, Hardenberg. Eine politische Biographie. 3. Teil: Die Stunde Hardenbergs, 2. durchges. Aufl., aus dem Nachlaß hrsg., Köln 1965.

solche Formen von Selbständigkeit und Selbsttätigkeit intendierte Folge der liberalisierenden Reformen seien (Nr. 238, 253). In wenigen Fällen enthält die Edition Petitionen einzelner Klassen von Untertanen: Gutsbesitzer, »Deputierte« von Landtagen, Stadtverordnete. Beschwerden von Zünften und Gewerken kommen nicht vor; allerdings ist der Bereich der Gewerbeverfassung überhaupt weithin ausgespart.
Die Edition enthält Aktenstücke insbesondere des Innen-, Finanz- und Justizministeriums, des Geheimen Zivilkabinetts und des Staatsministeriums. Besonders illustrativ sind Stücke aus Nachlässen (Friedrich Wilhelm III., Hardenberg, Altenstein), weil hier bisweilen ein »privater« Ton anzutreffen ist, der zwar im exklusiven Raum der Bürokratie und des Hofes bleibt, aber doch direkter einen Eindruck von der Atmosphäre des politischen Alltags vermittelt. Die Schriftstücke sind textkritisch zuverlässig ediert, mit einem im allgemeinen hilfreichen Anmerkungsapparat, der Textvarianten, Marginalien und Querverweise nennt. Wünschenswert wäre größere Ausführlichkeit bei den Querverweisen. Der Band ist zu umfangreich, als daß der Leser sich allein zurechtfinden könnte. Bedauerlich ist insbesondere, daß die reiche Sammlung nicht durch mehr hilfreiche Register besser erschlossen ist, zumal das Inhaltsverzeichnis aussagelos ist. (Es gliedert nach Entstehungsmonaten.) Es gibt nur ein Personen- und Ortsregister. Wenigstens – wie im »Reformministerium Stein« – ein Behördenregister wäre erforderlich gewesen. Die meisten Benutzer werden einen solchen Band doch nicht von vorn bis hinten studieren, sondern suchen Auskünfte zu bestimmten Komplexen. Schriftstücke zur Gründung der Berliner Universität zum Beispiel können vielleicht, wenn auch mühsam und nicht vollständig, auf dem Umweg über das Stichwort »Humboldt« gefunden werden; aber wer kommt auf den Gedanken, daß die Sammlung ein äußerst interessantes Gutachten der Gesetzgebungssektion über die Frage enthält, ob zur Ausrottung der schwarzen Pocken ein Impfzwang verordnet werden solle (Nr. 123 f.).

Barbara Vogel, Hamburg

Wolfram Siemann, »Deutschlands Ruhe, Sicherheit und Ordnung«. Die Anfänge der politischen Polizei 1806–1866 (= Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, Bd. 14), Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1985, XIV, 533 S., kart., 136 DM.

Ein Handbuch ist anzuzeigen, das sich zwar nicht als ein solches deklariert, von seinem Inhalt her diesen Titel jedoch in vollem Sinne beanspruchen kann. Unter den vielen Handbüchern, die heute unseren Markt überschwemmen, bringt dieses nicht nur neue Interpretationen, sondern in erheblichem Umfang auch neues Wissen. Es ist die erste wissenschaftlich erarbeitete Geschichte der politischen Polizei in Deutschland, von deren Anfängen bis zur Zeit der Reichsgründung, die der Verf. mit seiner Tübinger Habilitationsschrift von 1983 vorlegt.
Der Begriff von der ›Polizei‹, der im 18. Jahrhundert einen weiten, die gesamte staatliche Fürsorge umfassenden Sinn hatte, verengte sich erheblich auf die Abwehr von politischen Gefahren, als in mehreren europäischen Staaten zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine ›politische Polizei‹ als neuer Bereich staatlichen Handelns entstand. Es lag nahe, diese neuartige gouvernementale Aktivität vor allem als eine sich etablierende Bürokratie zu verstehen. Der Verf. hat sich mit Hilfe der Bürokratie-Definition von Max Weber darum bemüht, sie systematisch unter diesem Gesichtspunkt zu erfassen (S. 35 ff.). Die Aktionen und Personen, um die es hier geht, sind über eine behördenmäßige Erfassung aber nur von einer Seite her in den Griff zu bekommen. Das Thema erfordert von seinem Historiographen ein hohes Maß an methodischer und darstellerischer Beweglichkeit. Nicht nur in den Anfängen des Behördenaufbaus war die Tätigkeit jener politischen Polizei geprägt von Improvisation und privaten Beziehungen und nicht zuletzt von den Freiräumen ihrer Illegalität. Hinzu kommen die be-

sonderen Probleme der Dokumentation. Eine Geheimtätigkeit führt in der Regel nicht zu einer normalen Archivierung. Der Historiker steht demnach vor Schwierigkeiten, die sich potenzieren. Die bisherige Geschichtsschreibung, über die der Verf. einen aufschlußreichen Überblick gibt (S. 5 ff.), war stark davon geprägt.

Die gesamte erste Epoche politischer Polizei in Deutschland stand im Zeichen einer besonderen soziopolitischen Entwicklungssituation. Die bürgerliche Gesellschaft in den deutschen Staaten hatte seit den 1790er Jahren das Vertrauen in den Reformwillen der fürstlichen Regierungen verloren; sie war verstärkt dazu übergegangen, sich für die eigenen Interessen zu organisieren und selbst Ansprüche auf bürgerliche Rechte anzumelden. Solche Bestrebungen mußten den Argwohn der Regierenden wachrufen, deren Selbstverständnis noch von einer uneingeschränkten Souveränität fürstlicher Herrschaft geprägt war. Die Erfahrungen der Revolution in Frankreich hatten eine solche Position jedoch bereits in Frage gestellt, und so lag es nahe, sie durch erhöhte polizeiliche Anstrengungen zu sichern. Die Revolutionsfurcht der Monarchen war somit der eigentliche Hintergrund, der zum Aufbau einer politischen Geheimpolizei geführt hat. Die Vorgeschichte dieser Polizei stand in einigen deutschen Staaten aber auch im Zeichen anderer Motivationen. Sie werden vom Verf. gewissenhaft verzeichnet: die reformabsolutistische Überwachung der eigenen Behörden im Österreich Kaiser Josephs II. und in Preußen die Organisierung des antinapoleonischen Widerstandes nach dem Frieden von Tilsit durch Justus Gruner.

Ein Ende der ersten Epoche politischer Geheimpolizei konnte erst dann in Sicht sein, als mit der Legalisierung von politischen Parteien in den 1860er Jahren jene soziopolitische Konstellation nicht mehr gegeben war, die zum Aufbau dieser Polizei im Zeitalter Metternichs geführt hatte. Durch den Entschluß des Verf., seine Darstellung bis zu diesem Zeitpunkt zu führen, konnte ein Handbuch über die gesamte erste Epoche der Geheimpolizei in Deutschland entstehen. Eine zweite Epoche hat im Zeichen des Sozialistengesetzes nur wenig später begonnen; sie stand bereits unter wesentlich anderen Entwicklungsbedingungen.

Die Entwicklung der Geheimpolizei in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war nicht zuletzt geprägt von der besonderen Struktur der politischen Verfassung Deutschlands in diesem Zeitraum. Dem hatte der Verf. in seinen Forschungen wie auch in der Darstellung Rechnung zu tragen. Das bedeutet: Es war nicht nur eine, es waren mehrere Geschichten von politischer Polizei in Deutschland zu schreiben. Zunächst die – durchaus unterschiedliche – Entwicklung dieser Polizei in den einzelnen Staaten. Der Verf. konzentriert sich auf die wichtigsten: Österreich, Preußen, Bayern, Sachsen und Hannover (sowie Württemberg und Baden in den 1850er Jahren). Er behandelt zunächst den Aufbau einer politischen Polizei in jedem dieser Staaten zu Beginn des Jahrhunderts, sodann in zwei großen Abschnitten die Zeit des Vormärz und die Epoche der Restauration nach der Revolution von 1848.

Diese Darstellung wird an zwei Stellen unterbrochen, um nach der Situation auf der nationalen Ebene zu fragen. Hier erfährt man, in welchem Umfang die Fürstenstaaten, die sonst stets auf ihre Unabhängigkeit und Souveränität Wert legten und nationalen Tendenzen entgegentraten, auf dem Gebiete der politischen Überwachung und Abwehr von Anfang an eine gesamtdeutsche Kooperation gesucht und praktiziert haben. Es gab bereits seit 1819 auch eine nationale Geschichte der Geheimpolizei in Deutschland, und es macht das besondere Verdienst dieser Arbeit aus, sie erstmals in ihrem Zusammenhang zu sehen. In einem ersten Abschnitt werden die beiden Zentraluntersuchungskommissionen des Deutschen Bundes dargestellt, die bereits durch frühere Publikationen bekannt sind. Mit der Kooperation der Geheimpolizei südwestdeutscher Staaten in den Jahren 1832 und 1847 kann der Verf. bereits neue Zusammenhänge aufdecken. Das gilt in einem weitaus größeren Umfang von dem nächsten Kapitel, in dem erstmals über die Ansätze zu einer Überwachung der Vereine im Revolutionsjahr 1848 durch die Reichsregierung in Frankfurt berichtet wird.

Die Geschichte des ›Polizeivereins‹ der deutschen Staaten in den Jahren 1850 bis 1866 ist für den Verf. der Ausgangspunkt seiner Forschungen gewesen. Über die kontinuierlich erstell-

ten ›Wochenberichte‹ war er auf die Spuren dieser institutionalisierten Kooperation der Geheimpolizei mehrerer deutscher Staaten gestoßen. Durch eine im Jahre 1983 in der gleichen Reihe erschienene Quellenedition (Der ›Polizeiverein‹ deutscher Staaten. Eine Dokumentation zur Überwachung der Öffentlichkeit nach der Revolution von 1848/49, Tübingen 1983) hatte der Verf. sein Thema bereits in verschiedenen Dimensionen vorgestellt. Die nun vorgelegte Gesamtdarstellung, der einige Aufsätze vorangegangen sind, zeigt die beachtliche Forschungsleistung, die der Verf. über sein ursprüngliches Thema hinaus erbracht hat. Nicht nur für die nationale Ebene, auch für die wichtigsten Staaten des Deutschen Bundes hat er unser Wissen über die Anfänge des institutionalisierten Verfassungsschutzes auf eine neue Basis gestellt.

Das politische Verhalten der deutschen Regierungen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts kann und muß nun in einem neuen Lichte gesehen werden, z. B. auch hinsichtlich seiner Kontinuität über die Revolution von 1848 hinweg. Für eine jede Beschäftigung mit der Entwicklung der politischen Strömungen in Deutschland und speziell für die Anfänge der Arbeiterbewegung wird dieses Handbuch zu einem unverzichtbaren Nachschlagewerk werden.

Otto Dann, Köln

Peter Flora, State, Economy and Society in Western Europe 1815–1975. A Data Handbook. Vol. I: The Growth of Mass Democracies and Welfare States; Peter Flora/Franz Kraus/Winfried Henning, State, Economy and Society in Western Europe, 1815–1975. A Data Handbook. Vol. II: The Growth of Industrial Societies and Capitalist Economies, Campus Verlag, Frankfurt/McMillan Press, London/St. James Press, Chicago 1983 bzw. 1987, 633 bzw. 758 S., Ln., je 148 DM, zus. 258 DM.

Internationale Datenhandbücher mit historischen Langzeitreihen gibt es heute eine ganze Reihe. Während es noch vor zwanzig Jahren für die vergleichende historische Sozialwissenschaft und die vergleichende Sozialgeschichte oft schwierig war, vergleichbare Zeitreihen auch nur für zwei oder drei Länder zu finden, besitzen wir heute eine recht große, manchmal sogar schon verwirrende Zahl von Sammlungen historischer Langzeitreihen auf internationaler Ebene. Wer Langzeitreihen zur europäischen Sozialgeschichte braucht und sucht, kann sie in den internationalen Handbüchern von B. R Mitchell, von Jeanneney, in den viele Tabellen enthaltenden Einleitungen Wolfram Fischers zu den beiden letzten Bänden des Handbuchs für europäische Wirtschafts- und Sozialgeschichte, daneben für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg in den Datensammlungen der OECD, der UNO und UNESCO, der Europäischen Gemeinschaft finden. Eine ganze Reihe von statistischen Jahrbüchern einzelner europäischer Länder enthalten auch internationale Übersichten mit Langzeitreihen zur Geschichte anderer europäischer Länder. Darüber hinaus publizieren mehrere einzelstaatliche statistische Ämter teilweise regelmäßig Übersichten mit Langzeitreihen des eigenen Landes. Das gilt in sehr unterschiedlicher Kontinuierlichkeit für Frankreich, für Großbritannien, für die Niederlande, für Norwegen, für Italien, für die Bundesrepublik. Schließlich haben für einige europäische Länder Historiker nationale historische Datenhandbücher publiziert, unter denen das britische Handbuch von Mitchell und Deane das bekannteste, die statistique rétrospective von François Caron das jüngste und die Arbeiten aus dem Schwerpunkt »Historische Statistik« bei der DFG das umfangreichste Projekt sein dürfte. Wer nur einen Vergleich zweier oder dreier europäischer Länder ziehen will, kann auch auf diese nationalen Nachschlagewerke zurückgreifen. Insgesamt ist also die Auswahl groß und vielfältig. Man fragt sich unwillkürlich beim Erscheinen einer weiteren historischen Langzeitreihensammlung, was sie gegenüber den bisherigen Datensammlungen Neues bietet.

Von allen nichtstaatlichen Unternehmen dieser Art war Peter Floras Projekt ganz ohne Zweifel das aufwendigste und das intellektuell anspruchsvollste. Nach einer Arbeit über die Sozialindikatorenentwicklung in einigen wenigen großen Gesellschaften (USA, Japan, Großbritannien, Frankreich, Deutschland) entschloß sich Peter Flora in den frühen 1970er Jahren, eine Langzeitdatensammlung aller westeuropäischer Demokratien nach theoretisch bestimmten Auswahlkriterien anzulegen. Den entscheidenden theoretischen Anstoß für seine Auswahl gab das Modell Stein Rokkans, mit dem versucht wurde, die politische und wohlfahrtsstaatliche Entwicklung Europas zu erforschen, mit quantitativen Indikatoren die wichtigsten Unterschiede zwischen den europäischen Nationalstaaten aufzufinden und auf diese Weise die Vielfalt der politischen und gesellschaftlichen Entwicklung europäischer Länder im 19. und 20. Jahrhundert vergleichend zu beschreiben und zu analysieren. Ausgehend von diesem Modell und Ansatz, sollte dieses Datenhandbuch ursprünglich vor allem die Entwicklung des europäischen Wohlfahrtsstaats in einem weiten Sinn dokumentieren. Es enthält für fast alle Länder Westeuropas (Belgien, die Bundesrepublik, Dänemark, Finnland, Frankreich, Großbritannien, Irland, Italien, die Niederlande, Norwegen, Österreich, Schweden, die Schweiz) Langzeitreihen zu zehn Themenfeldern: zur kulturellen Heterogenität einzelner Länder (Religions- und Sprachgruppenzugehörigkeit), zur Massendemokratie (Wahlberechtigte und Wahlbeteiligung, Wahlergebnisse und Sitzverteilung in Parlamenten), zu Staatsbeschäftigten und Armeeangehörigen, zum Staatshaushalt (Steuern und Staatsausgaben), zu Sozialausgaben und Bildung, zu Bevölkerung und Familienstruktur, zur Urbanisierung und Wohnsituation, zum Wirtschaftswachstum (Umfang, Aufbringung und Verwendung des Sozialprodukts), zur Beschäftigung und Einkommensverteilung, schließlich zu den Streiks. Die wirklichen Ambitionen und damit auch die Besonderheit dieses Datenhandbuchs liegen freilich nicht so sehr im theoretischen Anspruch, sondern im Anspruch auf Genauigkeit und Vergleichbarkeit der Langzeitreihen. Vor allem in dieser Zielsetzung hat unter der Koordination und Leitung Peter Floras eine ganze Gruppe von Sozialwissenschaftlern enorme Energie und Zeit investiert. Dieser Energieaufwand kam sicher nicht allein dem Datenhandbuch zugute. Daneben sind mehrere wichtige Analysen entstanden, vor allem zur vergleichenden Entwicklungsgeschichte des europäischen Wohlfahrtsstaats von Jens Alber, zur vergleichenden Entwicklung der Einkommensverteilung von Franz Kraus, zur vergleichenden Geschichte der Steuersysteme von Jürgen Kohl und nicht zuletzt Analysen von Peter Flora selbst. Trotzdem kann man sagen, daß in kein anderes internationales Projekt zu historischen Langzeitreihen so viel qualifizierte Energie gesteckt worden ist.

Das Datenhandbuch von Peter Flora hat aus der Perspektive des Benutzers eine ganze Reihe von Vorzügen, freilich auch den einen oder anderen Nachteil, wobei ein Rezensent diese fast 1400 Seiten umfassende Dokumentation immer nur in Teilen detailliert kennen kann. Ganz ohne Zweifel wird diese Perspektive den ursprünglichen Intentionen des Handbuchs nicht voll gerecht, da das Gesamtprojekt Peter Floras auch andere Ziele hatte. Trotzdem sei hier das Handbuch aus der Sicht der Benutzer eingeschätzt, da dies die Leser des »Archivs für Sozialgeschichte« primär interessieren dürfte.

Zuerst die Vorteile des Handbuches, die ganz ohne Zweifel bei weitem überwiegen:

Erstens hat keine der anderen Datensammlungen mit so viel Energie und finanziellem Volumen *vergleichbare* Langzeitreihen erstellt. Hinter diesen Langzeitreihen stehen intensive Bemühungen um Standardisierung der Langzeitreihen in der historischen Perspektive, aber auch zwischen verschiedenen europäischen Ländern. In vieler Hinsicht dürfte dieses Datenhandbuch das Optimum an Vergleichbarkeit erreicht haben, das man in einem Datenhandbuch für viele Länder jemals erreichen wird. Jeder, der einmal versucht hat, auch nur zwei Länder über mehr als ein Jahrzehnt hinweg zu vergleichen, kennt die enormen Schwierigkeiten, die hinter solchen Bemühungen stecken, und versteht, warum das Vorwort des zweiten Bandes mit »Never again!« endet. Man mag gegenüber dieser Zielsetzung grundsätzliche Kritik anmelden und bezweifeln, ob Langzeitreihen von zwei oder mehr Ländern überhaupt

vergleichbar sind, ob jemals überhaupt die Unterschiede der Definitionen überwunden werden können und ob umgekehrt jemals verhindert werden kann, daß Zusammenstellungen verschiedener Langzeitreihen von Benutzern immer wieder naiv und ohne die unbedingt notwendige Vorsicht benutzt werden. Wer immer jedoch bereit ist, im vollen Bewußtsein aller Risiken internationale Langzeitreihen vergleichend zu verwenden, wird in diesem Handbuch ein ausgezeichnetes Beispiel dafür finden, was man erwarten kann.

Zweitens ist das Handbuch Peter Floras in den Themenbereichen, die es abdeckt, oft differenzierter und vielseitiger als die meisten anderen Datenhandbücher. Dafür ein paar Beispiele, die freilich auch die Trümpfe dieses Handbuchs sein dürften: Das Kapitel über Beschäftigung enthält Langzeitreihen nicht nur für Männer- und Frauenarbeit, für die Stellung im Beruf (Selbständige, Angestellte, Arbeiter, familienabhängig Beschäftigte) und für die wichtigsten Beschäftigungsbranchen, sondern erlaubt es auch, alle drei Dimensionen miteinander zu kombinieren und beispielsweise die männlichen Arbeiter im Baugewerbe herauszufinden. Die Langzeitreihen zur Einkommensverteilung enthalten nicht nur die Verteilung auf wirtschaftliche Institutionen (Haushalte, Unternehmen, Staat) und die funktionale Verteilung (auf Lohneinkommen, Unternehmensgewinne und Besitzeinkommen), sondern auch die personelle Einkommensverteilung nach verschiedenen Berechnungen. Die Langzeitreihen zur Bevölkerungsentwicklung geben nicht nur das Bevölkerungswachstum, die Geburts- und Sterberaten, die Säuglingssterblichkeit und Wanderungsbilanz, sondern auch die Lebenserwartung in verschiedenem Alter, die sehr differenzierte Altersverteilung der Bevölkerung, die Heirats- und Scheidungsraten, die Raten der illegitimen Geburten, die Fruchtbarkeitsraten. Die Langzeitreihen zur Steuerstatistik enthalten nicht nur das Steueraufkommen in Relation zum Sozialprodukt, die zentralstaatlichen Steuern in Relation zum Gesamtsteueraufkommen, das Gewicht der einzelnen Steuern und Belastungen (direkte Steuern wie Einkommensteuern, Besitzsteuern, Erbschaftssteuern und indirekte Steuern), sondern geben auch die Staatsausgaben nach Verwaltungsebene und nach Ausgabearten an. Die Langzeitreihen zur sozialen Sicherung enthalten nicht nur Angaben über den Anteil der Versicherten in den verschiedenen Versicherungszweigen, sondern auch die Sozialausgaben in den verschiedenen Ausgabebereichen und die Finanzierungsarten der einzelnen Sozialversicherungen. Die Langzeitreihen zur Bildung schließlich enthalten nicht nur die Schüler- und Studentenzahlen, die öffentlichen und privaten Institutionen des Primar-, Sekundar- und Hochschulbereichs, sondern auch detaillierte Daten über die Lehrer und die Lehrerbildungsanstalten, darüber hinaus wichtige Indikatoren wie den Anteil der Schüler bzw. Studenten an den jeweiligen Altersgruppen und die Lehrer-Schüler-Raten. In allen diesen Themenbereichen ist das Datenhandbuch von Peter Flora den vergleichbaren Handbüchern fast immer haushoch überlegen und völlig unersetzlich. Hier vor allem macht sich der enorme Zeit- und Kostenaufwand des Projekts voll bezahlt.

Drittens ist das Datenhandbuch in wichtigen Hinsichten benutzerfreundlicher als andere Datenhandbücher. Es enthält häufig neben den Zahlenkolonnen auch Schaubilder, die für den Benutzer die hauptsächlichen Entwicklungen sehr viel rascher erkennbar werden lassen, vor allem aber auch einen Vergleich zwischen verschiedenen europäischen Ländern erlauben. Weiterhin sind oft die wichtigsten Begriffe in kurzen Vorworten zu den einzelnen Themenfeldern erklärt. Schließlich bemüht sich dieses Datenhandbuch, neben den absoluten Zahlen oft auch eine Vielzahl von relativen Zahlen zu geben, die die Entwicklung in der Zeit oder die Unterschiede zwischen einzelnen Ländern sehr viel rascher erkennen lassen, andererseits aber für sich genommen wichtige Sachverhalte verdecken würden. So enthält das Handbuch neben den Sterbefällen auch die Sterberaten, neben den Geburten auch die Geburtenraten und die Fruchtbarkeitsraten (Geburten bezogen auf Frauen im gebärfähigen Alter). Während in anderen Datenhandbüchern der Benutzer oft mühsame Neuberechnungen anstellen oder Datenumstellungen vornehmen muß, sind in diesem Datenhandbuch die Daten sehr oft überlegt benutzernah präsentiert.

Allerdings sind einige, dahinter zurückstehende Nachteile auch in diesem Datenhandbuch nicht zu übersehen. Es ist theoretisch verständlich, daß ausschließlich westeuropäische *Demokratien* dokumentiert und daher ursprünglich Spanien, Portugal und Griechenland ausgeschlossen wurden. Leider konnte diese Auswahl nicht mehr korrigiert werden, seit diese drei Länder parlamentarische Demokratien geworden sind. Man muß deshalb für Spanien, Portugal und Griechenland weiterhin auf die anderen Handbücher zurückgreifen. Dort, wo Floras Datenhandbuch den anderen Handbüchern überlegen ist, findet man gerade für diese drei Länder oft schwer etwas. Dadurch bleibt nicht nur die iberische Halbinsel in diesem Handbuch ausgeschlossen; auch die Gesamtentwicklung Westeuropas ist aus diesem Grund nicht dokumentiert, obwohl sicher ein Bedarf nach Langzeitreihen für Westeuropa als ganzes besteht. Ein weiterer Nachteil sind die dünnen Quellenangaben in den beiden Bänden selbst. Nur für das Wirtschaftswachstum und für die Staatsbeschäftigten und Militärangehörigen, für die Staatsausgaben sind die Quellen genau verzeichnet. Für weitere elf Abschnitte werden die Ausgangsdaten und Umrechnungsmethoden entweder in maschinenschriftlicher oder in maschinenlesbarer Form beim Zentralarchiv in Köln zur Verfügung stehen. Für sieben Kapitel wird es allerdings keine weiteren Quellennachweise und Umrechnungsbeschreibungen geben. Das Benutzen ist hier Vertrauenssache. Nachteilig für manche Benutzer ist auch die Themenauswahl, hinter der zwar eine durchdachte Theorie steht, bei der aber Themen wie Migration, Kriminalität, soziale Mobilität, soziale Ungleichheit jenseits der Einkommensverteilung, Löhne, Arbeitszeit, Arbeitsunfälle, medizinische Versorgung, Kommunikation und Konsumtion und wegen Ausfalls eines Mitarbeiters auch Gewerkschaften nicht aufgenommen wurden. Auch dazu muß der Benutzer auf andere Handbücher zurückgreifen. Nachteilig schließlich sind auch die hohen Kosten der beiden Bände. Man würde sich wünschen, daß es daneben auch eine gekürzte, preiswerte und kontinuierlich auf den laufenden Stand gebrachte Taschenbuchausgabe gibt.

Trotz dieser Einschränkung ist dieses Datenhandbuch ein großer Gewinn. Es ist benutzerfreundlich für den Wissenschaftler. Es ist in den vielen Themenfeldern, die es abdeckt, einmalig differenziert und vielseitig. Hinter ihm steckt eine enorme Arbeitsleistung, die sicher nicht so schnell wieder für ein internationales Datenhandbuch bis zurück in das frühe 19. Jahrhundert aufgewandt werden wird. Man kann sich nur wünschen, daß dieses Datenhandbuch in möglichst vielen wissenschaftlichen Bibliotheken zu finden sein wird.

Hartmut Kaelble, Berlin

Hartmut Kaelble, Auf dem Weg zu einer europäischen Gesellschaft. Eine Sozialgeschichte Westeuropas 1880–1980, Verlag C. H. Beck, München 1987, 194 S., brosch., 32 DM.

Die politische und wirtschaftliche Konvergenz der westeuropäischen Staaten seit dem Zweiten Weltkrieg wurde grundsätzlich »von oben« bestimmt. Läßt sich auch ein Angleichungsprozeß »von unten«, auf der Ebene der Sozialgeschichte, feststellen? Eine wichtige Frage, die hier in zwei Ansätzen behandelt wird.

Der erste vergleicht Europa mit den drei großflächigen, dünn besiedelten ehemaligen britischen Kolonien Kanada, USA und Australien sowie mit Japan. Der Vergleich überzeugt wenig. Zum einen sind die Daten, die zum Vergleich herangezogen werden, unsystematisch und bunt zusammengewürfelt; es fehlen Erklärungsversuche, wie z. B. die lange Vorgeschichte des modernen Europa oder die Industrialisierung auf der Basis des sekundären Sektors, entgegen dem primären Sektor als Basis in Übersee; und schließlich geht die Rechnung nicht immer auf: In mehreren Tabellen befinden sich die nicht-europäischen Länder innerhalb der extremen Daten Europas, sind also nicht anders geartet. Dennoch stimmt der Vergleich nachdenklich: Warum gibt es in Übersee so wenige mittelgroße Städte? Warum umge-

ben Europäer (und Japaner) ihre Gärten mit hohen Mauern, während die Bürger der anderen Überseestaaten sie offen lassen?
Der zweite Ansatz ist weit vielversprechender. Hier wird versucht, die Konvergenz der letzten Jahrzehnte innerhalb Westeuropas anhand von sechs Datenkomplexen zu beschreiben und zu erklären. Diese umfassen die Wirtschafts- und Beschäftigungsstruktur, die Bildung, die Urbanisierung, den Wohlfahrtsstaat, die Familienstruktur und den Arbeitskonflikt. Zwei dieser Bereiche sind nicht »von unten«, sondern politisch bestimmt: Bildung und Sozialversicherung, und einer, der Arbeitskonflikt, zeigt keine Konvergenz. Dennoch ist die Angleichung Westeuropas, auch gesellschaftlich, unverkennbar, obwohl bisher kaum beachtet.
Vier Erklärungsmuster der zunehmenden Konvergenz werden angeboten: der Niedergang des Nationalstaates, der Nachkriegsboom, die Industrialisierung und die Nachahmungstendenz. Keines davon ist völlig überzeugend. Auch fehlen die offensichtlichen wirtschaftlichen und technischen Ursachen der wachsenden Ähnlichkeit: Die Warenangebote und Dienstleistungen der multinationalen Konzerne, einschließlich multinationaler Kaufhäuser; die kulturelle Angleichung durch Literatur, Film, Schallplatten und Fernsehprogramme; billige Verkehrs- und Kommunikationsmittel, von Millionen Bürgern genutzt; direkte Kontakte durch Einwanderung, Studentenaustausch, Kongresse usw.; und die ähnlich technischen Zwänge des Kraftfahrzeugs, der Eisenbetonkonstruktion, der Stromversorgung, der Standardisierung bei Massenproduktion usw.
Der Tatsache der Angleichung ist jedoch nicht zu widersprechen. Kaelble hat ein bedeutendes Thema angeschnitten und, wie gewohnt, mit einer Vielfalt von Daten und Quellen untermauert. Wir stehen aber erst am Anfang unseres Verständnisses dieses Vorgangs.

Sidney Pollard, Bielefeld

Klaus J. Bade (Hrsg.), Population, Labour and Migration in 19th- and 20th-Century Germany (= German Historical Perspectives Series, vol. I), Berg Publ., Leamington Spa/Hamburg/New York, St. Martin's Press, New York 1987, xii, 200 S., geb., 51 DM.

In den vergangenen zwei Jahrzehnten hat die Migrationsforschung in der Bundesrepublik zahlreiche Einzelaspekte der Zuwanderung und Abwanderung, interner und grenzüberschreitender Bewegungen, historischer und aktueller Wanderung bearbeitet. Dabei wird der schematische Gegensatz Einwanderung – Auswanderung kaum noch verwendet. Neben die Erforschung begrenzter Probleme und Ereignisse treten in zunehmendem Maße Darstellungen und Analysen größerer Zusammenhänge oder Forschungsfelder, wie z. B. Marschalcks Überblick zur deutschen Überseewanderung, Kortes Zusammenfassung der Gastarbeiterforschungen, Herberts Darstellung der Arbeitswanderung nach Deutschland und in die Bundesrepublik. In dem vorliegenden Band geben eine Reihe von Spezialisten überblickshafte Darstellungen spezifischer Wanderungsphänomene, die zu einem Gesamtbild beitragen sollen.
Ein einleitender Beitrag von *Bade* faßt Forschungsrichtungen und aktuelle Fragestellungen zusammen. Grundlegende Fragen der natürlichen Bevölkerungsentwicklung behandelt *P. Marschalck*, Arbeitsmarkt und Lebensstandard als Parameter geographischer Bevölkerungsbewegungen *T. Pierenkemper*. Die anschließende chronologische Perspektive wird eröffnet durch einen Beitrag von *K. J. Bade* zur Wanderung vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zur Weltwirtschaftskrise und durch eine Untersuchung interner Wanderung von *D. Langewiesche* und *F. Lenger* von 1850 bis 1914. Es folgen ein Beitrag über polnische Fernwanderung ins Ruhrgebiet *(Chr. Kleßmann)* und deutsche Fernwanderung nach Übersee *(R. R. Doerries)*. Abschließend behandeln *K. J. Bade* die Zusammenhänge zwischen Ab- und Zu-

wanderung und *H. Korte* die Frage, ob die gegenwärtige Zuwanderung temporär (»Gastarbeiter«) oder dauerhaft (»Einwanderer«) ist. Damit wird der Zeitraum von der letzten großen Abwanderungsbewegung von Deutschland nach Nordamerika und vom Beginn der umfangreichen Zuwanderung ungelernter Arbeitskräfte nach Deutschland bis zur De-facto-Einwanderung der Gegenwart bearbeitet.

Beiträge zur Problematik der ausländischen Zwangsarbeiter in den Weltkriegen, zur Handwerker- und Technikerwanderung und zur Einordnung der deutschen Zu- und Abwanderung in gesamteuropäische und atlantische Zusammenhänge fehlen. Die Themen werden im Rahmen der vorhandenen Beiträge kurz angesprochen. Der Herausgeber hat keine enzyklopädische Vollständigkeit bei der Publikation dieses Vortragszyklus angestrebt. Schwerer wiegt, daß die langsam zunehmenden Forschungen über die Rolle von Frauen im Migrations- und Akkulturationsprozeß nicht durch einen Beitrag vertreten sind. Ein kürzlich erschienener populärer Bildband, »Auswanderung auf alten Graphiken« (S. Stölting, Worpswede 1986), macht die Anwesenheit, aber nur kurzzeitige Sichtbarkeit von Frauen deutlich: In Graphiken über die Ausgangsgebiete sind Frauen nicht sichtbar. Die Darstellungen der Wanderung selbst, Wagen, Flußschiffe, Bahnhöfe, Dampfer zeigen Männer und Frauen (und in geringerem Maße Kinder) zu fast gleichen Anteilen. Die Graphiken über die Siedlungen und Vereine in der neuen Kultur zeigen wiederum nur Männer, die Migrantinnen sind schon wieder ins Haus verbannt. Studien über schwedische Migrantinnen, deutsche sozialdemokratische Frauen in den USA und algerische Zuwanderinnen in Frankreich deuten jedoch auf tiefergreifende Veränderungen der Frauenrollen.

Eine kritische Bewertung der einzelnen Beiträge im Rahmen einer Rezension ist nicht möglich, ist aber wohl auch nicht notwendig, da alle Autoren sich auf ihre eigenen früher publizierten (und rezensierten) Forschungsarbeiten beziehen. Insofern bringt der vorliegende Band keine neuen Erkenntnisse. In handlicher Form werden die wichtigsten Forschungsergebnisse der westdeutschen Migrationsforschung der englischsprachigen wissenschaftlichen Öffentlichkeit vorgestellt. Insgesamt gelingt es dabei, das Bild einer neuen Wanderungsforschung zu geben: Einbeziehung langfristiger Kontinuitäten statt Betonung einzelner »Wellen«, Differenzierung der Wanderungsbewegungen nach Zeit, Entfernung, Intention der Migranten. Das US-spezifische Theorem von Wanderung in ein freies Land oder zu größeren Möglichkeiten taucht gar nicht auf. Auch die Frage relativer Lohndifferenzen wird weiterentwickelt zu einem System z. T. international verbundener Teilarbeitsmärkte. Die Beiträge sind durch Methodenbewußtsein und kritische Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Forschungsansätzen gekennzeichnet.

Hervorgehoben werden sollte der abschließende Beitrag von *Hermann Korte* zum Forschungsstand über »ausländische Arbeitnehmer«, jene Personen, die nicht mehr Gastarbeiter sind, oft vom eigenen Bewußtsein her noch nicht Einwanderer sind, nach offizieller Terminologie keine Arbeiter, sondern Arbeitnehmer sind und – soweit die erste Generation betroffen ist – im Zustand der De-facto-Einwanderung verharren. Korte kann für manche Bereiche, z. B. die Aufnahme der zweiten Generation in das bundesrepublikanische Schulsystem, ein positives Bild zeichnen. Negativ bewertet er mit Recht die Regierungspolitik, die durch Fehleinschätzungen und Versagen gekennzeichnet ist. Die zahllosen Forschungsarbeiten, die die Situation der »lebenszeitlichen Arbeitsmigranten« beschreiben und analysieren, bleiben von offizieller Seite weitgehend unbeachtet. Die Forschungsarbeiten sind, so Kortes Kritik, trotz hervorragender Leistungen durch eine Reihe von Unzulänglichkeiten charakterisiert, die eine umfassende und offene Analyse der Situation der Arbeitsmigranten verhindern. Seinem Plädoyer, die Zusammenhänge von Politik und sozialwissenschaftlicher Forschung zu reflektieren und zu akzeptieren, kann nur zugestimmt werden. Ein lebensgeschichtlicher Ansatz könnte den Umfragen und statistischen Untersuchungen zudem mehr Tiefe geben.

Dirk Hoerder, Bremen

Hubert Kiesewetter, Industrialisierung und Landwirtschaft. Sachsens Stellung im regionalen Industrialisierungsprozeß Deutschlands im 19. Jahrhundert (= Mitteldeutsche Forschungen, Bd. 94), Böhlau Verlag, Köln/Wien 1988, 829 S., Ln., 188 DM.

Hubert Kiesewetter will in seiner über 800 Seiten umfassenden Studie zum einen den Weg Sachsens zum Industriestaat nachzeichnen, zum anderen eine Grundlage zur Vergleichbarkeit des Industrialisierungsprozesses der deutschen Länder untereinander schaffen. Seine Forschung basiert primär auf umfangreichem Aktenmaterial, weiterhin auf zeitgenössischer Statistik und Literatur. Die flüssig und anschaulich geschriebene Arbeit ist straff gegliedert. Nach einer Einleitung, in der sich der Autor mit anderen Auffassungen auseinandersetzt und Ziel und Methodik seiner Arbeit erläutert, wird in drei Teilen das Thema abgehandelt. Jedem Kapitel ist eine Fragestellung zum Problem vorangestellt und wird im Verlauf zu beantworten versucht. Ein regionaler Vergleich bildet den Kapitelschluß. Der Verf. will seine Untersuchung nicht auf ökonomische Faktoren reduzieren, sondern stimulierende und retardierende Wechselwirkungen zwischen rechtlichen, sozialen und politischen Bereichen darstellen.

Im ersten Teil, »Revolutionen und Reformen«, kommen die wirtschaftlichen und politischen Grundlagen der sächsischen Gesellschaft vor und nach 1815 zur Sprache. So werden die Verfassungs-, Verwaltungs- und Agrarreformen nach 1830 behandelt und dabei das Rétablissement von 1763 einer kritischen Analyse unterzogen.

Dieser Kritik kann allerdings nicht allenthalben zugestimmt werden. Kiesewetter widerspricht sich selbst, wenn er einmal das Fehlen von Maßnahmen in der Landwirtschaft und das zu lange Festhalten an dieser Reform kritisiert, zum anderen aber einräumt, daß gerade die so spät (1832) erfolgte Agrarreform den Vorteil hatte, daß Fehler, die Preußen bei der Durchführung seiner Bauernbefreiung machte, hier nicht nachvollzogen wurden. Das letzte Kapitel behandelt den Weg zur Gewerbefreiheit 1861.

Der zweite Teil, »Stagnation und Wachstum«, stellt die Bevölkerungsentwicklung, den Wandel in der Erwerbstätigkeit während der Entwicklungsphasen der Industrialisierung, der Landwirtschaft und des Handwerks sowie der nach Kiesewetters Ansicht entscheidenden Gewerbebranchen (Metallbergbau, Eisenindustrie, Maschinenbau, Baumwollindustrie, Steinkohlenbergbau und Eisenbahnbau) dar.

Der letzte Teil, »Staat und Unternehmen«, geht der staatlichen Gewerbeförderung in ihren Auswirkungen auf die Industrialisierung nach. Für den Verf. leistete die gesamte Palette staatlicher Förderung – Reformen, Bildungswesen und Finanzhilfe – einen wesentlichen Beitrag zum Wachstum der Industrialisierung.

Dem Buch sind ausführliche Register sowie ein Akten- und Literaturverzeichnis beigegeben. Hier ist bedauerlich, daß im Aktenverzeichnis nur die Lokate und nicht die Aktentitel angegeben sind, denn nicht alle von ihnen spiegeln sich in den Fußnoten wider.

Der Text ist durch 10 Schaubilder und 65 Tabellen ergänzt, die größtenteils vom Autor bearbeitet sind, und kaum durch solche, die unverändert lediglich zur Dokumentation dienen. Ob nun aber eine Tabelle aussagekräftig ist, wenn sie, wie z. B. Tab. 6, allein in 48 Anmerkungen Sonderangaben hat, die nicht aus der Tabelle abgelesen werden können, ist fragwürdig; dies gilt auch für Tabelle 32. Weiterhin ist zu fragen, ob sich ein richtiges Bild ergibt, wenn Kiesewetter von 36 in der Quelle aufgeführten Handwerksberufen nur 21 tabellarisch verarbeitet und dabei mathematischen Manipulationen unterwirft. – Tabelle 39 hat eine irreführende Überschrift »Neugegründete Baumwollspinnereien im Königreich Sachsen 1815–1855«. In der Quelle aber heißt es: »Von den Ende 1855 gezählten [also noch existierenden, R. F.] Spinnereien wurden gegründet«. Dadurch ist die Interpretation S. 449 auch nicht richtig. – Ebenso trifft die Überschrift der Tabelle 61 »Verteilung und Höhe der Unter-

stützungen nach Handwerkszweigen« so nicht zu. Diese sind, wie aus der Quelle ersichtlich, nur auf Bischofswerda bezogen. Die 10 Schaubilder ergänzen die Ausführungen gut.
In seiner theoretischen Ausgangssituation fußt Kiesewetter auf der Wachstumstheorie von Rostow, der sie als Alternative zur marxistischen Entwicklungstheorie ausarbeitete. Als »klassische gleichgewichtige Wachstumstheorie« konnte diese jedoch für Kiesewetter »[. . .] nur einen schwachen Beitrag zur Erklärung regionaler Industrialisierung leisten«, die sich für ihn eher in einer »Kette von Ungleichgewichten« vollzog, weshalb er aufgrund »von Zusammenstellungen jährlicher statistischer Reihen der Entwicklung Sachsens von 1815–1914 eine ökonometrische Wachstumsanalyse« erarbeitete (S. 31). Ist diese Erklärung für den Leser verständlich genug?
Am Schluß seiner Arbeit versucht Kiesewetter in einem Modell die für ihn wesentlichsten Faktoren sichtbar werden zu lassen, die sich in einer Region als starke oder schwache wechselseitige Impulse auf die Industrialisierung auswirkten (Landwirtschaft, Staat, Bevölkerung, Kapital, Bildung, Ressourcen, Export/Import, technischer Fortschritt), wobei dem technischen Fortschritt die letzte Stelle eingeräumt wird (S. 743).
Für die regionale Forschung Sachsens wäre allerdings die Aufdeckung der unterschiedlichen Entwicklungen innerhalb sächsischer Regionen (Erzgebirge, Vogtland, Lausitzen, Leipziger und Dresdner Raum) wichtig. In diesem Zusammenhang ist auch die Bezeichnung des Erzgebirges als eines »industriellen Randgebietes« (S. 277) als Folge einseitigen Kartoffelanbaus, unverständlich, zumal Kiesewetter selbst an anderen Stellen richtig Erzgebirge und Vogtland als Zentren der Industrialisierung bezeichnet (S. 393, 441, 457, 467). Es besteht nach wie vor der Bedarf an Daten für die *gesamte* »Industrialisierung«, nicht nur für besonders wachstumskräftige Branchen. So wird man bei Kiesewetter vergeblich Ausführungen zur Entwicklung der Schafwoll-, Papier- und Pappen-, Glas-, chemischen und polygraphischen Industrie suchen.
Erstaunlich ist auch, was der Autor über die Periodisierung des sächsischen Industrialisierungsprozesses schreibt. Dieser besteht nach ihm aus drei Perioden (S. 9): Erstens der Vorindustrialisierung (bis 1800) – dem ist zuzustimmen. Die zweite Periode ist die der Frühindustrialisierung (1800–1830), wobei Kiesewetter den ersten 15 Jahren so gut wie keine Bedeutung beimißt – nach ihm stellt diese Zeit eine durch die »Kontinentalsperre« herbeigeführte »Scheinblüte« dar, die immerhin Fabriken hervorbrachte, die z. T. noch heute bestehen. Für den Verf. sind erst die Jahre 1815–1830 betrachtenswert. Weiterhin ist seiner Einschätzung der Jahre 1815–1825 als solche der wirtschaftlichen Stagnation (S. 74, 205 – widersprüchlich dazu S. 54 ff.) nicht zuzustimmen, wurden doch in ihnen mindestens 36 Betriebe mit fabrikatorischen Fertigungsmethoden gegründet und gingen nicht wenige Betriebe zu ihnen über, liefen in Plauen 1815/16 die ersten 15 mechanischen Webstühle und 1818 ein solcher in Zschopau. Die dritte Periode ist bei Kiesewetter die der Industrialisierung (1831–1871), vom Verf. als »eigendynamische Entwicklung« bezeichnet, auf die er das Hauptgewicht seiner Forschung gelegt hat. Den Einschnitt 1861, die Einführung des Gewerbegesetzes als Zäsur, lehnt Kiesewetter einerseits als gesamtwirtschaftlich »unbedeutend« ab, um andererseits der Entwicklung zur Gewerbefreiheit und der Darstellung des Gewerbegesetzes ein ganzes Kapitel von 30 Seiten zu widmen (S. 166–196).
Kiesewetter sieht den Prozeß der Industrialisierung in Sachsen 1815–1871 als einen »evolutionären« Vorgang an, während die Zeit von 1800–1861 für den Produktivkräftehistoriker eine primär revolutionäre Phase darstellt, geprägt vor allem durch Phänomene menschlich-materieller Art in der Produktion, deren Analyse Hauptgebiete der Technik- und Sozialgeschichte sind. Für ihn ist der so augenfällige Begriff der »Industriellen Revolution« deshalb mißverständlich und wird von ihm abgelehnt, »weil er die Assoziation zur politischen Revolution nahelegt«, obgleich Kiesewetter kurz darauf, was das Revolutionäre jener industriellen Prozesse betrifft, zugibt, daß diese in ihrer Wirkung »revolutionärer als jede politische Revolution« seien (S. 10).

Die Begriffe »Fabrik«, »Manufaktur« und »Verlag« (z. B. S. 473) erfahren im gesamten Buch keine exakte Differenzierung. So ist z. B. ein Betrieb für ihn nur dann eine »Fabrik« (S. 28), wenn er als solcher »überlebensfähig« begründet werden konnte. Ist eine solche Einschätzung von vornherein möglich? Gegenteilig ist seine Meinung S. 651. Dort wird die Möglichkeit des Fallierens trotz staatlicher Hilfe erörtert.
Bei seiner Ausrichtung auf die Wachstumstheorie kann es nicht wundernehmen, daß sich der Autor mit der Stellung des Menschen im Fertigungsprozeß nicht bzw. kaum befaßt, so S. 495: »Die soziologischen und psychologischen Auswirkungen dieses neuartigen Eindringens der Maschine in den Arbeitsprozeß [. . .] können nur am Rande gestreift werden.« Nur unsystematisch setzt Kiesewetter sozialkritische Tupfer auf. Die Lohnproblematik wird für die Spinnereien (S. 471) mit von ihm errechneten Durchschnittslöhnen angerissen, die aber nach seinen eigenen Worten »nicht repräsentativ« sind. Trotz vieler Fakten, besonders in den branchenspezifischen Abschnitten, müssen für den »Sozialhistoriker« Fragen offenbleiben. Ebenso kommt der »Technikhistoriker« nicht auf seine Kosten, und zwar nicht nur in bezug auf die Hauptproduktivkraft Mensch, sondern auch hinsichtlich des Arbeitsinstrumentes. Zwar wird gründlich und ausführlich der Maschinenbesatz der großen Spinnereien und Maschinenbauwerkstätten zwischen 1830 und 1871 dargestellt, doch der Ausdruck »Maschine« mehrfach falsch angewendet. So ist der Reißwolf in der Papierfabrik keine »Maschine«, sondern für Kiesewetter ein »Apparat« (S. 495), die Jacquardvorrichtung, die sowohl am Hand- als auch am Maschinenstuhl angebracht werden konnte, macht den Webstuhl für ihn zu einem mechanischen. So liegt auch der Beginn der mechanischen Weberei für Kiesewetter in den Jahren der Aufstellung der ersten Jacquardstühle 1825 bzw. 1827 in Sachsen (S. 473 f.). Dagegen (S. 683) bezeichnet er den 1818 bei Bodemer in Zschopau aufgestellten mechanischen Webstuhl als den ersten Deutschlands, was aber falsch ist, da bereits 1815/16 die ersten derartigen Stühle bei Gössel, Plauen, liefen.
Bei der Behandlung der Faktologie seines Themas sind Kiesewetter eine Reihe weiterer Fehler und Ungenauigkeiten unterlaufen, die bei einer 2. Auflage überprüft bzw. berichtigt werden sollten.
So wurde die erste Kattundruckerei Sachsens 1754 bzw. 1756 in Plauen und nicht 1768 in Burgstädt gegründet (S. 438). – Die ersten Spinnfabriken waren die der Gebrüder Bernhard und Wöhler & Lange, die von Kreissig hatte keinen mechanischen Antrieb (S. 441). – Die ersten Maschinenbauwerkstätten mit mechanischem Antrieb besaßen vor Evans Frey und Irmscher, Gründungsjahr 1801. 1807 hatte Irmscher schon 25 Arbeiter (S. 496). – Die Bernhardsche Spinnerei kam zwar 1815 zur Sequestration, arbeitete aber unter staatlicher Verwaltung mindestens bis 1831 (S. 444). Kiesewetter selbst führt sie für 1817 als bestehend an (S. 445). – Die Aufstellung der ersten Dampfmaschine in der Industrie ist kein Streitfall (lt. Akte MdI, Nr. 1403a, Bl. 36, STAD). Sie wurde 1820 bei Kobler & Sohn in Mühlau aufgestellt. Brückner, Mylau, legte seine untere Spinnerei ans Wasser mit einem 11 Ellen Durchmesser großen Wasserrad (S. 526). – Louis Schönherr stammte aus Plauen. Seine Werkstatt war die in Niederschlema. Sie gehörte den Brüdern Schönherr (S. 501 f.). – Die Bezeichnung »Kattunfabrikant Bodemer in Zschopau« ist ungenau, 1818 war der Betrieb in Zschopau nur ein Betriebsteil der Kattundruckerei in Naundorf bei Großenhain, erst 1830 selbständiger Betrieb (S. 683). – Die »generalisierende« Aussage, der Eisenbahnbau in England liege zeitlich hinter der Industrialisierung, in Deutschland aber vorher (S. 601), ist angreifbar. Die Anlaufphase der Industrialisierung beginnt für Kiesewetter 1800, 1830 die eigentliche Industrialisierung – also neun Jahre vor der ersten Fernbahn. – Der erste staatliche Anstoß für Maschinentransfer liegt zu spät. Bereits für 1790 sind solche Anstöße bekannt (S. 636). – Die Maschinenspinnerei Neubert & Erkel ist nicht 1814, sondern nach 1833 gegründet. – Den Status eines Industriestaates erreichte Sachsen bereits 1861 und nicht erst 1871 (S. 249). – Die revolutionären Aufstände 1848/49 werden von Kiesewetter »nicht zuletzt« auf die nicht bewältigte Agrarkrise von 1846 zurückgeführt, obgleich danach von einer Rekordernte 1848

gesprochen wird (S. 297). – Unerklärt bleibt Kiesewetters These, daß Nahrungsmittelimporte vor dem Beitritt zum Zollverein Industrialisierungsdruck ausübten und später nicht mehr (S. 19, 257).
Zum Schluß ist die Frage zu stellen, worin die Ursachen für das ungewöhnliche Wachstum und den »nicht nachzuvollziehenden« Weg Sachsens zum Industriestaat liegen. Kiesewetter sieht sie in der Agrarreform, der wachsenden Steinkohlenförderung, der steigenden Volksbildung und dem zunehmenden Eisenbahnbau.
Seine Untersuchung gibt für diese Fragestellung eine wertvolle Grundlage, auf der es sicherlich zu einer die Situation weiter klärenden Diskussion kommen wird.

Rudolf Forberger, Dresden

Rainer Fremdling, Technologischer Wandel und internationaler Handel im 18. und 19. Jahrhundert. Die Eisenindustrien in Großbritannien, Belgien, Frankreich und Deutschland (= Schriften zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, hrsg. von Wolfram Fischer, Bd. 35), Verlag Duncker & Humblot, Berlin 1986, 493 S., kart., 190 DM.

An geschichtlichen Darstellungen der modernen Eisenindustrien herrscht kein Mangel. Jedoch beziehen sich die meisten Arbeiten nur auf jeweils ein Land, ohne den Wechselwirkungen der parallelen Entwicklungen im Ausland genügend Rechnung zu tragen. In diesem Werk versucht der Verfasser, das Wachstum und die Strukturwandlungen der vier führenden eisenproduzierenden Staaten Europas, insbesondere in der Zeitspanne ca. 1820–1870, als eine gemeinsame, aufeinander abgerichtete Entwicklung zu erfassen. Daß dabei nicht nur Produktions- und Kostenzahlen auf einer gemeinsamen Basis miteinander abgestimmt werden konnten, sondern auch spezifische Außenhandelszahlen zum erstenmal aus den Quellen erarbeitet wurden, ist als besonderes Verdienst anzurechnen.
Über das Wachstum und über den Strukturwandel der Eisenindustrie in Großbritannien, dem technisch führenden Land, war wenig Neues auszusagen: Das eigentliche Interesse gilt dem Technologietransfer in die drei anderen Länder, die aus einer vergleichbaren Ausgangslage hinsichtlich der Ressourcen (Eisenerze, Steinkohle) und der technischen und gesellschaftlichen Entwicklung zuerst stark zurückfielen, um nachher wieder aufzuholen. Vom Puddelverfahren abgesehen, gab es kaum Schwierigkeiten bei der Übertragung der in Großbritannien entwickelten Innovationen: Fachleute, Pläne und Zeichnungen und selbst Maschinen konnten auf dem Kontinent unschwer beschafft werden. Nur das Puddeln fiel aus der Rolle. Hier gaben noch persönliche Erfahrungen und handfertiges Können, neben Muskelkraft, den Ausschlag, und da die ungeheuren Produktionsanstiege nicht durch größere Anlagen oder mehr Mechanisierung, sondern immer nur durch zusätzliche qualifizierte Arbeiter erzielt werden konnten – die Leistungen der Öfen waren durch die Masse beschränkt, die ein Arbeiter mit einer Stange manuell bewegen konnte –, war der Transfer noch fast ein handwerklicher, der nicht so recht in das Konzept der modernen Industrie paßte. So nimmt auch das Kapitel über das Puddelverfahren, mit seiner Ausrichtung auf persönliche und individuelle Faktoren, eine Ausnahmestellung in diesem Buch ein.
Das Puddeln, im Unterschied zu dem vorhergehenden Frischverfahren, stützte sich auf Steinkohle als Brennstoff. Es beherrschte die zweite Stufe der Eisenverarbeitung, in der aus Roheisen das weiter bereinigte Schmiede-, Stab- und Schieneneisen sowie später auch Stahl hergestellt wurden. In England und Wales um 1783–84 entwickelt, etablierte es sich auf dem Kontinent in den 1820er Jahren – etwa 40 Jahre später. In der ersten Stufe, der Verhüttung des Eisenerzes in Hochöfen, um Roheisen zu gewinnen, hatte die Umstellung von Holzkohle auf Steinkohle in Großbritannien noch weit früher stattgefunden als beim Puddeln;

gerade hier jedoch fand die Übernahme der neuen Technik auf dem Kontinent mit noch größerer Verzögerung statt. Der Schwerpunkt des Buches liegt in der Erklärung dieser Phänomene.

Jedes der drei Länder reagierte anders auf die britische Überlegenheit, und die Unterschiede lassen sich zum Teil aus der Ressourcenausstattung und ihrer geographischen Verteilung, aber teilweise auch von den unterschiedlichen wirtschaftspolitischen Strategien, insbesondere von der Zollpolitik, ableiten. Belgien nahm als erstes kontinentales Land das Koksverfahren sowohl für die erste als auch für die zweite Stufe auf. Gewiß spielten die reichhaltigen Kohlevorkommen unweit der Eisenerze dabei eine Rolle, jedoch hätte sich aus rein wirtschaftlichen Gründen wahrscheinlich die Verlagerung der Puddelöfen in die Nähe der Küste, um mit billigem britischen Roheisen zu arbeiten, gelohnt. Daß statt dessen sofort mit den neuesten Methoden in allen Stufen in den 1820er Jahren begonnen wurde, ist nicht zuletzt der bewußten Staatspolitik zuzuschreiben, die auch britische Roheiseneinfuhren mit massivem Zoll belegte. In den 1840er Jahren, als britische Preise stark gesenkt werden konnten, wurde der Zolltarif kompensatorisch noch weiter angehoben. In der Folge entwickelte sich Belgien als Ausfuhrland sowohl für Roheisen als auch für Stabeisen, und erst in den 1860er Jahren, als man technisch die Briten mehr oder weniger eingeholt hatte, konnte Belgien, wie auch die zwei anderen hier besprochenen Staaten, es sich leisten, die Zölle gegenüber England abzubauen.

Frankreich war das klassische Land der hohen Eisenzölle. Mit zusätzlicher Diskriminierung gegen Großbritannien wurden geringe Mengen belgischen Roheisens zugelassen, aber ansonsten zog die französische Politik es vor, die heimischen Hersteller zu schützen und die damit verbundenen hohen Eisenpreise für die heimische eisenverarbeitende Industrie in Kauf zu nehmen. Angesichts der billigen Holzkohle, der verstreuten Eisenerzreserven und der verstreuten Märkte bei hohen Transportkosten wie auch der technischen Verbesserungen beim Holzkohleverfahren konnte sich diese Politik erfolgreich bis in die zweite Hälfte des Jahrhunderts halten, obwohl die zweite Stufe mit der Übernahme des Puddelverfahrens schon früher auf Steinkohle übergegangen war.

Anders wieder war die preußische und später die Zollvereinspolitik. Roheisen, als Rohmaterial, wurde bis 1844 zollfrei zugelassen, und auf dieser Basis konnte man sich das billige belgische und britische Produkt zunutze machen, um eine leistungsfähige moderne Puddelindustrie aufzubauen. So wurde auch hier das Koksverfahren zuerst in der sekundären Stufe eingeführt. Mit dem Eisenbahnbau, der in den 1840er Jahren in großem Maßstab begann und die Eisennachfrage in den folgenden zwei Jahrzehnten noch stärker als anderweitig beherrschte, stieg sowohl die Herstellung des Schieneneisens in den Zollvereinsstaaten als auch die Einfuhr trotz der erhöhten Zollsätze. Damit war die Basis für einen Markt für Roheisen gelegt, der in rapide ansteigendem Maße von neuen, modernen Kokshochöfen aus dem eigenen Lande, in erster Linie aus dem Ruhrgebiet, versorgt werden konnte. Der Kern der klassischen deutschen industriellen Revolution, bestehend aus dem Eisen/Kohle/Eisenbahn-Komplex, läßt sich daher auf ein Zusammenspiel von Marktchancen, Ressourcen, Zollpolitik und dem Standort innerhalb der westeuropäischen Eisenindustrie und ihrem technischen Fortschritt zurückführen. Der Gedanke dieses Zusammenspiels ist nicht neu. Die vorliegende Arbeit liefert jedoch eine bisher ausgebliebene ausführliche, verläßliche und überzeugende Darstellung der Schlüsselsektoren in diesem Prozeß.

In einer staatenübergreifenden Studie müssen notgedrungen die statistischen Quellen überwiegen und differenzierte Details innerhalb einzelner Regionen, geschweige denn einzelner Werke, fast völlig ausgeklammert bleiben. Einzelstudien können im Notfall nachgeholt werden. Der Wert dieser Studie liegt nicht nur darin, den tatsächlichen Ablauf der Modernisierung einer der Schlüsselindustrien Westeuropas zusammenfassend dargestellt, sondern auch einen bahnbrechenden Beitrag zur Technologietransferdebatte geleistet zu haben. Als solche wird sie weithin zu Recht Beachtung finden. *Sidney Pollard, Bielefeld*

Mary B. Rose, The Gregs of Quarry Bank Mill. The rise and decline of a family firm, 1750–1914, Cambridge University Press, Cambridge 1986, pp XV, 169, clothbound, £ 22.50.

It is surprising that so few histories of English cotton firms have been written. The pioneer study of Samuel Oldknow and the Arkwrights (by Unwin and his students) appeared in 1924 to be followed after a long interval by accounts of the Strutts and the Arkwrights (by Fitton and Wadsworth), the Ashworth enterprise (by Boyson) and M'Connel and Kennedy (by C. H. Lee). Dr Rose's account of the rise and fall of the Gregs of Quarry Bank Mill is a very welcome addition to this brief list of business histories of English cotton firms. Quarry Bank Mill was established by Samuel Greg in 1783 in the Cheshire village of Styal which lies in the picturesque wooded valley of the River Bollin. It became the centre of a large and prosperous cotton enterprise. In 1939 a descendant of the founder presented the factory and the village to the National Trust and in 1975 an independent organisation was created to restore the property. Quarry Bank has become an important centre for the study of the cotton industry and its many visitors can appreciate the nature of a rural textile factory in the age of the industrial revolution.

The history of Quarry Bank is of particular interest since the Greg firm was far from being a typical cotton enterprise. During the industrial revolution many quite small spinning mills and weaving sheds were established by men who had little capital. Robert Owen's first partnership was established with only £ 100 of borrowed money while the M'Connel, Kennedy, Sandford enterprise started with an initial capital of about £ 600. Samuel Greg, on the other hand, began his career as a millowner with a fortune derived from his uncles and from his wife's dowry. Again Samuel Greg differed from many of his rivals inasmuch as he ran a textile merchant house in Manchester at the same time as he expanded his manufacturing interests. The Manchester firm, though an independent concern, provided an assured outlet for the produce of Greg's factories.

In 1816 Quarry Bank was still a medium sized spinning mill which employed about 250 operatives. It could not be compared with firms like those run by Robert Owen, the Murrays, the Strutts, and M'Connel and Kennedy which each had a labour force of well over one thousand. But between 1817 and 1831 Samuel Greg greatly expanded his enterprise. The number of spindles at Quarry Bank increased from 4.512 to 10.846. More important was Greg's acquisition of four factories at Caton, Lancaster, Bury and Bollington. In 1844 Faucher stated that the Gregs »possess five factories, 4.000 power looms and employ more than 2.000 people«.

Samuel Greg's four younger sons became managing partners in the firm, each running one of the factories. When their father died in 1834, the partnership was continued, only to be dissolved seven years later. Robert Hyde Greg was the only son of the founder to inherit his father's abilities. He introduced power looms at Quarry Bank with the result that this factory enjoyed a new period of prosperity. But the other sons of the founder – and the grandsons – who joined the firm were no more than competent businessmen who tended to rely upon their factory managers. In the last quarter of the nineteenth century ring spindles were introduced to Quarry Bank between 1888 and 1892 only to be abandoned in 1894. Quarry Bank now concentrated upon weaving, Northrop automatic looms being introduced early in the twentieth century. On all these matters Dr Rose is a sure guide and she also discusses the role of the Gregs as enlightened employers, as landowners and as politicians.

W. O. Henderson, Hemel Hempstedt

Volker Hunecke, Die Findelkinder von Mailand. Kindaussetzung und aussetzende Eltern vom 17. bis zum 19. Jahrhundert (= Industrielle Welt, Bd. 44), Klett-Cotta, Stuttgart 1987, 287 S., Ln., 120 DM.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts gab es 356 Findelhäuser in Europa. In diesen waren rund 460 000 Findelkinder registriert. Der Autor der vorliegenden Untersuchung äußert die begründete Vermutung, daß um 1850 wie auch in den folgenden Jahren annähernd 100 000 Kinder und mehr jährlich ausgesetzt wurden (S. 19). Am Beispiel des Mailänder Findelhauses lassen sich für die Zeit von 1659 bis 1843 bzw. von 1844 bis 1900 nicht weniger als 181 169 bzw. 162 237 Findelkinder nachweisen. Das waren zuletzt ein Viertel bis ein Drittel aller Mailänder Kinder. Ist anfangs – insbesondere für das Mittelalter und die Frühneuzeit – noch eine Koppelung zwischen hohen Getreidepreisen und einem Ansteigen der Aussetzungen zu beobachten, so verliert sich dieser Erklärungszusammenhang im näher untersuchten Zeitraum von 1810 bis 1869 (bis zur Schließung der Drehlade). Vielmehr führt Hunecke die Tatsache, daß allein 54,7 % der zwischen 1659 und 1900 im Mailänder Findelhaus registrierten Kindesaussetzungen auf den Beobachtungszeitraum entfallen, auf den Mißbrauch des Findelhauses durch verheiratete Eltern für deren eheliche Kinder zurück. Diese Möglichkeit eröffnete nicht zuletzt die damalige äußerst liberale obrigkeitliche Praxis gegenüber Aussetzungen und Rückholungen von Findelkindern, die auf die Erstattung von Unkosten bzw. auf jedwede Sanktionen gegenüber den aussetzenden Eltern verzichtete, und vielfach ebenfalls durch das Verbot, nach der Vaterschaft des Kindes zu forschen, der Aussetzung ehelicher wie unehelicher Kinder Vorschub leistete. In der Tat aber lassen sich etwa zwei Drittel der in der Pia Casa degli Esposti e delle Partorienti in S. Caterina alla Ruote in Mailand registrierten Findelkinder ehelicher Abkunft zurechnen.
Einen besonders lebendigen Eindruck von der Aussetzungspraxis sowie von der Arbeitsweise des Mailänder Findelhauses gewährt der Autor, indem er den Tagesablauf in der Pia Casa vom 16. August 1842 anhand der erhaltenen Register »minutiös« nachzeichnet und kommentiert sowie indem er nicht wenige Einzelfälle herausgreift und z. B. unter Einbeziehung der Unterlagen des Mailänder Einwohnermeldeamts näher beleuchtet. Überhaupt ist in diesem Zusammenhang festzuhalten, daß die Quellenlage sich (nur?) für Mailand derart positiv darstellte, daß aus Gründen der Praktikabilität, um die Untersuchung nicht um weitere Jahre in die Länge zu ziehen, »nur« eine beschränkte Aktenauswertung geleistet wurde. Die Datenerhebung erfolgte dennoch zu nicht weniger als 9 159 Personen, und zwar unter dem besonderen Aspekt, zu statistisch abgesicherten Aussagen über die von der Forschung bislang weitgehend unberücksichtigt gebliebenen aussetzenden Personen zu gelangen. Das hat diesem Buch nicht allein einen umfangreichen und übersichtlichen Tabellenanhang beschert, sondern ebenfalls zu sehr interessanten, bestehende Meinungen bisweilen korrigierenden Ergebnissen geführt. Häufig wurde in der Indifferenz bzw. in einer angeblichen Unsittlichkeit der aussetzenden Eltern(teile) das vorrangige Aussetzungsmotiv erblickt. Hunecke weist jedoch nach, daß aussetzende Eltern vielfach zu den chronisch Armen gehörten. 50 % der Pfleglinge lassen sich eindeutig der Armenbevölkerung zurechnen. Die Trennung für immer oder aber für die ersten Lebensmonate oder -jahre war oft wirtschaftliche Notwendigkeit, da die Mütter zur Ernährung ihrer selbst wie der übrigen meist sehr zahlreichen Familienmitglieder zu unablässiger Erwerbstätigkeit gezwungen waren, womit sich die Möglichkeit des Stillens – auch wenn physisch möglich – von vornherein ausschloß. Überdies fehlte nahezu keinem der ausgesetzten Kinder ein eigenes individuelles Erkennungszeichen, was gegen die Absicht einer dauernden Trennung spricht. 46,3 % der Mailänder Findelkinder kehrten denn auch in die eigene Familie zurück (S. 171). Andere wurden von der Pia Casa versorgt, die sich wie eine riesige Agentur zur Vermittlung von Ammen und Zieheltern präsentierte und die zum gesundheitlichen Wohl der Kinder die Unterbringung in den Landbezirken bevorzugte. Freilich lag die Sterblichkeit der Findelkinder im direkten Ver-

gleich mit ihren nicht ausgesetzten Geschwistern mit 36,4 gegenüber 13 % (S. 119) etwa dreimal so hoch. Doch stellt Hunecke wohl zu Recht die Frage, ob den Eltern in ihrer wirtschaftlich schwierigen Lage überhaupt eine Alternative blieb. So gesehen, stellt sich die kostenlose – von den Eltern überwiegend als befristet gedachte – Unterbringung der Kinder im Findelhaus als eine dem Wohl der Familie wie (mit Abstrichen) dem der Kinder zuträgliche begründbare Entscheidung dar. *Peter Blum, Mannheim*

Peter Blum, Staatliche Armenfürsorge im Herzogtum Nassau 1806–1866 (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Nassau XLIV), Selbstverlag der Historischen Kommission, Wiesbaden 1987, X, 202 S., geb., 56 DM.

In der deutschen Sozialpolitik hat sich nach der Gründung des Deutschen Reiches von 1871 in vieler Hinsicht das »preußische Modell« sozialpolitischer Regulierung durchgesetzt. Das gilt einmal für die Ansätze zur zwangsweisen Arbeiterkrankenversicherung, den (zögernd betriebenen) Arbeiterschutz und nicht zuletzt für das Armenwesen. Die Geschichtsschreibung zur Geschichte der deutschen Sozialpolitik, die in den letzten Jahren einen erfreulichen Aufschwung nahm, hat sich daher mit einem gewissen Recht auf diese preußisch-deutschen Entwicklungslinien konzentriert. Gerade auf dem Gebiet des Armenwesens und der Gesundheitspflege gab es aber in anderen Staaten interessante Alternativentwicklungen, von denen die in Bayern und Württemberg auch in jüngster Zeit erneut und unter neuen Fragestellungen, die vor allem die Lebensverhältnisse der Armen selbst mit einbezogen, untersucht wurden. In diese Reihe der Untersuchungen zu den (nicht allein durch die Expansion Preußens!) verschütteten Alternativen reiht sich würdig die Arbeit von Peter Blum ein, die aus einer Mainzer Dissertation hervorgegangen ist.

Das Herzogtum Nassau hatte sich in der Geschichte der Sozialpolitik bislang schon eine gewisse Berühmtheit durch seinen (in der Weimarer Republik aus naheliegenden Gründen »entdeckten«) »Sozialismus im Heilwesen« bzw. seinen staatlichen Gesundheitsdienst erworben. Alfons Fischer hat diesen in seiner grundlegenden »Geschichte des deutschen Gesundheitswesens« (1933) als einzigartige Maßnahme charakterisiert, und deren soziale Folgen schildert er so: »Die minderbemittelte Bevölkerung [stand] den Wohlhabenden hinsichtlich der amtlichen Hilfe nicht nach.« Allerdings: »Die Gebühren, welche die Ärzte für chirurgische und geburthilfliche Leistungen erhielten, [waren] zu gering.« Die niedrigen Gebühren waren für die nassauischen Ärzte ausschlaggebend – ihnen war es recht, daß mit der Annexion Nassaus durch Preußen dieser liberalisierte Staat die Verstaatlichung aufhob.

Die Arbeit von Peter Blum beleuchtet das staatliche Gesundheitswesen unter dem Gesichtspunkt einer vereinheitlichten *staatlichen* Armenfürsorge, die von vornherein (auch) auf »Wegräumung der Ursachen der Verarmung« (S. 179) ausgerichtet war. Dieses geschah durch Ausdifferenzierung einzelner tradierter Armenpflegebereiche und deren Integration in nicht diskriminierende Staatsinstitute, für die das Gesundheitswesen nur ein Beispiel ist. Die Situation unterschied sich also in dieser Hinsicht von der in Preußen, wo die Unterstützung der Armen schon im 18. Jahrhundert primär Gemeindeangelegenheit war und dieser »Trend« durch die Einführung der kommunalen Selbstverwaltung (1808) noch gestärkt wurde.

Die Armenpflege fand in Nassau seit 1816 unter Aufsicht und *Leitung* der herzoglichen Regierung statt. Dieser nachgeordnet waren auf der Ebene der Ämter (entsprechend den preußischen Kreisen) die sog. Amtsarmenkommissionen, die den laufenden Unterstützungsbetrieb zu überwachen, die Höhe der jeweiligen Unterstützung festzusetzen und die Armenstatistik zu führen hatten. Die Armenpflege in den einzelnen Gemeinden, an der Basis, war weitgehend ehrenamtlich organisiert. Die Geistlichen waren dabei einbezogen und leisteten, soweit ersichtlich, eine besonders wirkungsvolle Armenpflege (S. 63 f.). Finanzielle Grundlage war ein Lokalarmenfonds, der Einnahmen von Stiftungen, Vermietungen und Verpach-

tungen sowie aus Almosen, Geschenken und Kollekten erhielt. Kollekten konnten in wöchentlichen oder in monatlichen Abständen in Kirchen und Kapellen als Klingelbeutelkollekten angeordnet werden, Versuche eines Zugriffs der staatlichen Armenfürsorge auf kommunale Einkünfte wurden abgewehrt.

Die interessanten Besonderheiten des nassauischen Armenwesens von 1848 lagen einmal in dessen allgemeiner »Einbettung« in die staatliche Gesundheits- und Wirtschaftspolitik (meist: Wirtschaftsförderung, die vor allem den weitaus überwiegenden Agrarsektor betraf), zum anderen in der Durchführung präventiver Maßnahmen gegenüber arbeitsfähigen Armen bzw. armen Arbeitern: »Verschaffung von Arbeitsverdienst, der Gewährung von Zuschüssen zum Ankauf von Arbeitsgerätschaften, von Saatgut und von Vieh, der Vergabe von Lehnkühen, Zahlung von Lehrgeldern für arme Lehrjungen, der Begünstigung von Privatunterstützungsvereinen und -kassen« (S. 179).

Modern gesprochen (in der Terminologie des Bundessozialhilfegesetzes von 1961), handelt es sich um Frühformen von Hilfen in besonderen Lebenslagen, die durch Integration des Armenwesens in andere staatliche Politikbereiche sinnvoll wurden. Von den einzelnen Hilfen sei das Institut der Lehnkühe, d. h. die Vergabe von Milchkühen für drei Jahre, hervorgehoben. Nach Ablauf der Leihfrist konnten die Kühe an die Amtsarmenkommissionen zurückgegeben oder käuflich erworben werden. Blum berichtet auch von einem Vorschuß zur Anschaffung eines Mutterschweines, das der derart Unterstützte binnen eines Dreivierteljahres derart erfolgreich bewirtschaftete, daß »das Hauptgeld mit Zins erstattet und auch das Mutterschwein behalten wurde« (S. 121).

Allerdings gab es in Nassau auch die weniger erfreulichen, auch in anderen Staaten verbreiteten Prinzipien der Armenpflege, die mehr der Abwehr als der Prävention dienten: Heimatprinzip, Abschiebung und Ausgrenzung sowie »less-eligibility« (negativer Abstand der Armenunterstützung vom niedrigsten Arbeitseinkommen – dadurch sollte »Attraktivität« von mangelnder Lohnarbeit hergestellt werden). Die nassauischen Armen hatten auch einen gewissen Rechtsanspruch auf obrigkeitliche Unterstützung, den sie als preußische Untertanen verloren. Mit der preußischen Rechtsauffassung, daß Armenfürsorge ein Reflex des Polizeirechts sei, brach dann erst das Bundesverwaltungsgericht (1954) und gab den Fürsorgeempfängern einen Rechtsanspruch dem Grunde nach.

Sieht man auf die primär kommunal organisierten Armenpflegesysteme in den benachbarten Staaten, vor allem in Preußen, dann überrascht es nicht, daß die 1848 im Herzogtum eingeführte kommunale Selbstverwaltung und die darauffolgende Abkoppelung des Armenwesens von der staatlichen Bürokratie die Verhältnisse im Bereich der Armenfürsorge keineswegs besserten, sondern tendenziell eher verschlechterten.

Der Verfasser ist den erwähnten (und weiteren!) interessanten Fragestellungen mit großem Fleiß und Spürsinn nachgegangen und hat sich vor allem, wo irgend möglich, auch um Quantifizierungen bemüht, wenngleich die nassauischen Besonderheiten eher qualitativ zu fassen sind. Im Unterschied zu manch anderer Lokalstudie ist die Arbeit frei von ärgerlichem Lokalpatriotismus: Eher ist schon Skepsis des Verfassers gegenüber positiven Auswirkungen des staatlichen Systems ein durchgehender Grundzug dieser minutiös ausgeführten Arbeit. Gleichwohl gewinnt der Leser aber einen relativ positiven Eindruck über die staatliche Armenfürsorge im armen Herzogtum Nassau, wenngleich mit vielen qualitativ interessanten Ansätzen mehr erstrebt als tatsächlich erreicht wurde. Der »integrative« Ansatz überzeugt vor allem im Vergleich, und in der Gegenwart eines reichen Landes sollten Sozialpolitiker ruhig etwas »nassauern«, an ein kleines Herzogtum denken, in dem es Leihkühe für Arme, aber keine »Melkekühe« für Ärzte gab.

Die Historische Kommission für Nassau hat das Buch in ihre Veröffentlichungsreihe aufgenommen, verschiedene Institutionen unterstützten dankenswerterweise die Drucklegung – dementsprechend sind Ausstattung und Preisgestaltung dieser lehrreichen und gut lesbaren Monographie zu loben.

Florian Tennstedt, Kassel

Christoph Sachße / Florian Tennstedt, Geschichte der Armenfürsorge in Deutschland, Bd. 2: Fürsorge und Wohlfahrtspflege 1871–1929, Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1988, 272 S., kart., 59,80 DM.
Soziale Bewegungen. Jahrbuch 3: Armut und Ausgrenzung, hrsg. von Heinz-Gerhardt Haupt, Annette Jost, Gerhard Leithäuser, Ulrich Mückenberger, Christian Riechers, Hans-Josef Steinberg, Volker Ullrich, Campus Verlag, Frankfurt/New York 1987, 229 S., kart., 28 DM.

The Nazis gave a murderous new definition to the nineteenth-century distinction between the »worthy« and the »unworthy« poor. Using the case files of millions of Germans compiled by the Weimar welfare state, the Nazis identified and segregated those they deemed »racially and biologically unfit«, and then »re-educated«, sterilized or annihilated them. How had the state welfare system managed to penetrate German civil society so deeply that it was able to furnish the Nazis with the data and the bureaucratic machinery they required for the implementation of their racial dystopia?
Christoph Sachße and *Florian Tennstedt*'s excellent second volume of their history of social welfare in Germany provides many of the answers to this question. The origins of the Weimar welfare system can be traced back to the 1890s, when the deficiencies of the existing poor law were brought into sharp relief. The poor law was punitive and repressive. It treated only the symptoms of poverty, not its causes, and it discriminated against those it relieved by depriving them of the right to vote and other civil liberties. Bourgeois social reformers argued that the German state would have to do more to promote the health and welfare of the German people as a whole than the existing framework of the poor law allowed, if Germany was to become a world power, and if its political order were not to be undermined by the spread of socialism amongst the poor and underprivileged. This project required that welfare activities be removed from the shadow of the old poor law. Only by eliminating the stigma attached to poor relief, could the welfare system reach a constituency that was larger than the »deserving poor«. Alongside the old poor relief system there now emerged maternal and infant welfare centers, public health agencies that campaigned against tuberculosis and venereal diseases, youth welfare officers and housing inspectors.
The new ideology of social welfare made no concessions to socialism but drew its justification instead from what Sachße and Tennstedt call the »scientification of the social«. The application of science to the study of society was meant to achieve a broad political consensus on social reform and remove social policy decisions from the realm of political debate and conflict. The social policy and public health experts, not the politicians, would structure the German welfare system according to the imperatives of »social hygiene« and the emerging »human sciences«. The expansion of welfare activities provided new careers for the sons and, increasingly, the daughters of the educated middle classes. Social work emerged as a profession dominated by middle class women whose gender, so it was argued, uniquely qualified them for their new public roles.
World War One and the inflation produced the so-called »new poor«, consisting of war widows, war invalids and middle-class victims of the post-war hyperinflationary spiral. The Weimar Republic could not treat them with the contempt that the old poor law displayed towards even the »deserving poor«. The Weimar constitution and subsequent welfare legislation awarded German citizens social as well as political rights. Yet even at its highpoint, the Weimar welfare system was a problematic achievement. Millions of Germans received new benefits but only at the cost of being subjected to surveillance and social disciplining by the state. And after 1929, under the crushing burdens of world depression, mass unemployment and the fiscal crises of local government authorities, millions of Germans were again subjected to treatment reminiscent of the worst features of the old poor law system.
The authors who have contributed to *Soziale Bewegungen. Jahrbuch 3* go more deeply into

the social history of poverty and social welfare than Sachße and Tennstedt. *Michael Grüttner* paints a fascinating picture of the »floating population« in the period of German industrialisation. He shows how the social reform impulse of the 1890s was fueled by bourgeois fears that the slum areas where mobile, casual laborers lived would infect urban society with debilitating diseases and political radicalism. *Anselm Faust* explores trade union attempts to create unemployment benefit schemes before World War One and he connects these pre-war initiatives with the construction of a state unemployment insurance system in the Weimar Republic. *Arne Andersen*'s study of the politics of unemployment in Bremen shows that the unemployed were neither passive nor resigned to their fates. But the protests they staged and the types of »self-help« they engaged in did not always conform to the Bremen KPD's preconceptions of proper proletarian behaviour. German communists saw the unemployed primarily in terms of the service they might render to the broader, revolutionary class struggle. The KPD created a fatal gap between its politics and the everyday experiences of the unemployed by refusing to pay sufficient attention to unemployed workers' immediate needs and interests.

One of the most intriguing and original contributions to this volume is *Adelheid von Saldern*'s study of financial and housing policy at the local level during the Depression. She shows how a political decision to make the working-class bear the brunt of the Depression's impact was translated into an apparently objective language of fiscal necessity. In this process, local governments were deprived of their autonomy and the welfare system was progressively gutted. Drawing on local welfare files in Hannover and Frankfurt archives, von Saldern vividly demonstrates what these developments meant in human terms. She draws particular attention to the largely neglected problems of the millions of German tenants who faced eviction and homelessness.

The other essays in this collection provide useful points of comparison with *Sachße* and *Tennstedt*'s book by taking us considerably beyond its chronological and geographical framework. *Barbara Riedmüller* discusses the discrimination against women that permeates systems of social insurance and social welfare not only in Germany but in most other western nations. *Ulrich Billerbeck* asks provocatively whether the threat of mass unemployment might not also be seen as an opportunity to articulate a political programme for the satisfaction of non-material as well as economic needs. And in their piece on poverty in sub-Saharan Africa, *Gerhard Leithäuser* and *Günther Karl* outline the fundamental differences between western European concerns and the problems that confront countries in this region.

Sachße and *Tennstedt*'s book is primarily an intellectual, organisational and administrative history of social welfare in Germany between 1871 and 1929. *Soziale Bewegungen. Jahrbuch 3* shows us that it is also possible to describe the impact of the welfare state on the everyday lives of ordinary Germans and to reconstruct popular reactions to the welfare system. But both volumes make important new contributions to the history of social welfare in late nineteenth and early twentieth-century Germany. *David F. Crew, Austin, Texas*

III. Internationales handwerksgeschichtliches Symposium. Veszprém 18.–24. 10. 1986, Red.: Péter Nagybákay und Gábor Németh, 2 Bde., Ungarische Akademie der Wissenschaften. Veszprémer Akademische Kommission, Veszprém 1987, 374 S. und 376 S.

In der neueren, seit etwa zwei Jahrzehnten an vielen Orten erfreulich belebten handwerksgeschichtlichen Forschung nimmt Ungarn einen führenden Platz ein. Das ist im wesentlichen das Verdienst des Arbeitskreises für Handwerksgeschichte der Veszprémer Akademischen Kommission der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, der seit den 1970er Jahren auf diesem Felde viel geleistet hat. Mit der Erarbeitung großer Bestandsübersichten (etwa des

»Zunftkatasters« oder des »Katasters der Preisregulierungen des 16. bis 19. Jahrhunderts«) und der Veranstaltung internationaler Symposien hat die Akademie die ungarische Handwerksgeschichtsforschung in eine auch im europäischen Vergleich hervorragende Position gebracht.

Die vorliegenden beiden Bände enthalten die Referate des III. Symposiums in Veszprém im Oktober 1986 – mit einigen kleinen Abweichungen, da einige vorgetragene Referate nicht für die Veröffentlichung vorgelegt wurden und einige andere gedruckt wurden, deren Autoren am Vortrag verhindert waren. Insgesamt liegen nun 44 meist knappe Beiträge vor. Sie verteilen sich auf die von den Veranstaltern vorgegebenen vier Themenbereiche wie folgt: Handwerk und Handwerker in Wirtschaft und Gesellschaft (der Hauptbereich) 16; Wanderungen und Mobilität 7; Zunft, Stadt und Staat 8; über verschiedene Handwerke unter verschiedenen Gesichtspunkten (Technik, Kunst, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Volkskunde) – so wörtlich – 13. Zeitlich reichen sie vom 15. bis zum 20. Jahrhundert mit deutlichen Schwerpunkten im 18. und 19.; räumlich umfassen sie Mittel-, Nord- und Westeuropa, hauptsächlich (in den heutigen Grenzen) die beiden deutschen Staaten, Österreich und Ungarn. Obwohl größere Überblicksdarstellungen nicht fehlen, überwiegen räumlich wie sachlich oft eng begrenzte Fallstudien, die meist aus laufenden Forschungen der Referenten hervorgegangen sind.

Es ist in dieser Besprechung nicht möglich, den stark streuenden Inhalt der Beiträge auch nur anzudeuten: Gemeinsam ist ihnen nämlich nur eines, das Handwerk – das freilich recht unterschiedlich weit gefaßt wird. So muß der Hinweis genügen, daß sie eine Fülle zum großen Teil neuer Forschungsergebnisse enthalten und ein eindrucksvolles Bild der regen, gut voranschreitenden Studien zur Handwerksgeschichte bieten. Bestimmte Tendenzen inhaltlicher und/oder methodischer Art zeichnen sich nicht ab; die Vielfalt herrscht vor.

Die Bände werfen die Frage nach dem weiteren Weg der Symposien (deren viertes für 1990 geplant ist) auf. Unbestritten sind sie zu einer Einrichtung geworden, die für die europäische Handwerksgeschichtsforschung nützlich ist und die beibehalten, ja ausgebaut werden sollte. Nur: Empfiehlt sich nicht eine stärkere Konzentration der Beiträge auf ein nicht zu weit gefaßtes Thema (oder allenfalls zwei Themen)? Die Veranstalter sprechen dies in ihrer Einleitung auch an, scheinen aber keine Möglichkeit gesehen zu haben, einen solchen Gedanken zu verwirklichen. Ob er tatsächlich fruchtbar ist, läßt sich schwer sagen. Sieht man es kritisch, liegen gegen die bisherige Form die Vorwürfe der beliebigen, zufallsbedingten Kompilation und, daraus folgend, der Zusammenhanglosigkeit nahe. Sieht man es positiv, kann man von einer erfreulichen Vielfalt, von einem breiten Überblick über die augenblicklichen Forschungsansätze sprechen. Vielleicht ist die lange vernachlässigte Handwerksgeschichtsforschung noch nicht so weit, im internationalen Rahmen eine streng themenzentrierte Tagung zu tragen. Auf mittlere Sicht sollten die ungarischen Kollegen jedoch eine solche ins Auge fassen, um im Interesse der Sache die Kräfte zu bündeln und damit – hoffentlich – noch wirksamer als bisher schon werden zu lassen. *Karl Heinrich Kaufhold, Göttingen*

Thomas Meier, Handwerk, Hauswerk, Heimarbeit. Nicht-agrarische Tätigkeiten und Erwerbsformen in einem traditionellen Ackerbaugebiet des 18. Jahrhunderts (Zürcher Unterland), Chronos Verlag für Geschichte, Zürich 1986, 440 S., kart., SFr. 36,–.

Das vorliegende Buch, eine bei Rudolf Braun angefertigte Zürcher Dissertation, hat die nicht-agrarischen Erwerbsformen im Zürcher Unterland, einem Gebiet, das bislang als stark agrarisch bestimmt gegolten hatte, zum Gegenstand. Der Verfasser unterscheidet dabei für das 18. Jahrhundert (1) zwischen dem traditionellen ländlichen Spezialistentum in Handwerk und Gewerbe sowie im öffentlich-dörflichen Dienst (Professionismus), (2) Gewerben

verdichteten Charakters, (3) der hausgewerblichen Betätigung der bäuerlichen Haushalte und (4) dem wandergewerblichen Engagement von Fremden. Der größte Teil des Buches befaßt sich mit dem ländlichen Professionismus; ein zweites relativ großes Kapitel gilt den verdichteten Gewerben, während das Kapitel über die beiden anderen nicht-agrarischen Tätigkeiten eher am Rande steht.

Ein überraschendes Ergebnis des ersten Kapitels ist zunächst die außerordentliche Dichte des ländlichen Gewerbes im Zürcher Unterland; in Mitteleuropa gibt es keine Region, die eine größere Verdichtung aufweisen könnte. Sie war gepaart mit einer relativ großen Vielfalt der Berufe, wobei allerdings die Diversifizierung nicht so weit ging wie in der Stadt. Kennzeichnend für das ländliche Gewerbe im Zürcher Unterland war der »polifunktionale Teilerwerbsbetrieb«; die Erwerbsbasis war meist so schmal, daß die Bewirtschaftung von etwas Land und die Ausübung von mehreren Berufen unbedingt notwendig waren. Der Landprofessionist war, wie Meier schreibt, »viel eher Allrounder als eigentlicher Spezialist« (S. 182). Rekrutierungsfeld des ländlichen Professionismus war keineswegs die Landarmut, sondern primär die sozialen Schichten jenseits der Landarmut. Nur dort, wo die Kapitalintensität gering war, erweiterte sich das Rekrutierungsspektrum auch auf die bäuerlichen Unterschichten. Vor allem der Umstand, daß in vielen Berufen die Ausbildung in einem Meisterbetrieb üblich war, was mit erheblichen Kosten für den Lehrling verbunden war, dürfte das soziale Einzugsfeld des ländlichen Professionismus eingeschränkt haben. Hierzu stimmt, daß sich die Vermögensverteilung unter den Gewerbetreibenden kaum von der unter der Gesamtbevölkerung unterschied. Soziales Leitbild war der Vollbauer; dem entsprach, daß sich der soziale Status der Gewerbetreibenden an ihrem Grundbesitz bemaß. Gehörten sie als Besitzer von Ehaften (Monopolbetriebe wie Mühlen, Tavernen usw.) zur »Professionistenaristokratie«, oder gehörten sie dieser – das war die Mehrzahl – nicht an, in beiden Fällen waren sie, wie Meier abschließend schreibt, »vollständig in die traditionelle ländliche Gesellschaft integriert« (S. 267).

Bei den verdichteten Gewerben differenziert der Verfasser nach solchen traditionellen (»Mergel- und Gipsgewerbe, Köhlergewerbe, Hanfanbau, Schneckenzucht, Schnapshandel und Schnapsbrennerei, Fuhrhalterei, das Eglisauer Schiffereigewerbe usw.) und protoindustriellen Typs, und zwar einmal autochthon-autonomen (Rümlanger Strumpfstrickerei und Rafzerfelder Strohindustrie – zwei besonders interessante Kapitel) und zum anderen allochthon-heteronomen Charakters (Woll- und Baumwollspinnerei, Seidenwinderei und -kamblerei, gelenkt von Zürcher Verlegern). Auch hier zeigt sich, daß man bislang das Unterland als Standort verdichteter Gewerbe unterschätzt hat. Die von Zürcher Verlegern am Ende des 18. Jahrhunderts getragene Proto-Industrialisierung war allerdings eher ein Intermezzo; der Primat der Landwirtschaft wurde nicht angetastet. Die Unterschiede zwischen den verdichteten Gewerben und dem ländlichen Professionismus arbeitet der Verfasser gut heraus. Erstere wiesen über ihre agrarische Umwelt hinaus, da sie nicht mehr wie dieser zu ihr in einem Ergänzungsverhältnis standen. Ihre soziale Basis war die Landarmut, in manchen proto-industriellen Gewerben zunächst vor allem Frauen, Kinder, Kranke und Alte. Das ländliche Hauswerk und das Wandergewerbe – beiden mißt der Verfasser eine relativ große Bedeutung zu – gehören in das Umfeld des ländlichen Professionismus. Sie lieferten das, was die Haushalte, aus welchen Gründen auch immer, vorzogen, selbst zu produzieren, bzw. das, was der ländliche Professionismus nicht anbieten konnte.

Angesichts der außerordentlichen Stärke des nicht-agrarischen Elements – Meier schätzt, daß mehr als jeder dritte Erwerbstätige hier wenigstens einen Teil seines Einkommens erarbeitete – drängt sich der Eindruck auf, daß das Zürcher Unterland des 18. Jahrhunderts eine äußerst dynamische Region gewesen sein muß. Hier begnügt sich der Autor allerdings mit wenigen Andeutungen. Auf die sich hier stellenden Fragen eine befriedigende Antwort zu geben, hätte es notwendig gemacht, die Landwirtschaft in stärkerem Umfang in die Untersuchung einzubeziehen – ein Defizit, das bei weitem durch die außerordentliche Dichte und

Quellennähe der Arbeit aufgewogen wird. Bei dem Buch von Meier handelt es sich neben den Arbeiten von Helga Schultz ohne Zweifel um eine der besten Untersuchungen der letzten Jahre über das ländliche Gewerbe in der frühen Neuzeit. Man kann nur hoffen, daß wir bald über solche Arbeiten auch für andere Regionen verfügen. *Peter Kriedte, Göttingen*

Reto Jäger/Max Lemmenmeier/August Rohr/Peter Wiher, Baumwollgarn als Schicksalsfaden. Wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklungen in einem ländlichen Industriegebiet (Zürcher Oberland) 1750 bis 1920, Chronos-Verlag für Geschichte, Zürich 1986, 193 S., geb., SFr. 49,–.

Dieses mit sehr vielen Bildern sowie einigen Karten und Tabellen verschwenderisch ausgestattete Buch basiert auf einer umfänglichen gemeinsamen Lizenziatsarbeit der vier Autoren aus dem Jahre 1975. Für die Drucklegung ist sie erheblich gekürzt worden. Entstanden ist auf diese Weise ein für eine größere Leserschaft bestimmtes Pendant zu den beiden Büchern von Rudolf Braun über das Zürcher Oberland – R. Braun, Industrialisierung und Volksleben. Die Veränderungen der Lebensformen in einem ländlichen Industriegebiet (Zürcher Oberland) vor 1800, Erlenbach-Zürich 1960, Göttingen ^{2}1979, und ders., Sozialer und kultureller Wandel in einem ländlichen Industriegebiet (Zürcher Oberland) im 19. und 20. Jahrhundert, Erlenbach-Zürich 1965. Es hat daneben freilich auch ein sehr eigenes Gewicht. Es bezieht neue Quellen ein, ist stärker wirtschaftsgeschichtlich orientiert und ist thematisch weiter gefaßt: Den Unternehmern werden eigene Kapitel gewidmet; auch soziopolitische Entwicklungen werden relativ eingehend skizziert. Geographisch gesehen, beschränkt sich die Untersuchung auf das obere Glattal (östlich von Zürich).

Das Buch besitzt eine einsichtige Gliederung. Der erste Teil (1750–1850) setzt mit einer Schilderung des Umbruchs in der Landwirtschaft ein. Es folgt ein Kapitel über die Heimindustrie am Ende des 18. Jahrhunderts. Besonders eindrücklich sind hier die Tabellen, die deutlich machen, wie hoch der Grad der gewerblichen Verdichtung war. Das dritte Kapitel gilt dem fabrikindustriellen Durchbruch. Er führte zu einer Konzentration von Baumwollspinnereien am Aabach. Gleichzeitig kam es zu einer Expansion der Handweberei; mit ihr wurde der Niedergang der Baumwollhandspinnerei kompensiert. Freilich begann auch hier bald die Mechanisierung. Es folgen zwei sozialgeschichtliche Kapitel über die Fabrikarbeiter und die frühen Fabrikunternehmer. Besonders interessant sind hier die Hinweise auf den intergenerationellen Wechsel zwischen Heim- und Fabrikarbeit: Die Eltern arbeiteten weiter in der Hausindustrie, die Kinder wurden in die Fabrik geschickt; mit der Heirat kehrten sie der Fabrik den Rücken und arbeiteten von nun an entweder in der Hausindustrie oder im Handwerk. Abgeschlossen wird der erste Teil mit Kapiteln über die politischen Auseinandersetzungen der 30er Jahre und Konflikte zwischen Spinnereibesitzern und Gemeindebehörden um Nacht- und Feiertagsarbeit von Kindern und den Schulhausbau; sie zeigen auf, wo die durch die Industrialisierung geschaffenen neuen Konfliktlinien verliefen.

Das erste Kapitel des zweiten Teils (1850–1920) zeigt die wirtschaftsgeschichtlichen Grundlinien auf: Konzentrationsprozeß im Spinnereisektor, Niedergang der Handweberei, Entstehen einer Metall- und Maschinenbauindustrie, Zweiteilung des Glattales in einen nördlichen industriellen und einen südlichen, nach dem Niedergang der Handweberei vorwiegend landwirtschaftlichen Teil. Die beiden folgenden sozialgeschichtlichen Kapitel über Fabrikarbeiter und Unternehmer nehmen den Faden von Teil 1 auf. Interessant ist hier vor allem der kleine Abschnitt über das Leben im Arbeiterkosthaus. Gut gelungen ist auch die paradigmatische Darstellung von zwei Unternehmerkarrieren. Kapitel über die Auseinandersetzungen um den Eisenbahnbau und die demokratische Bewegung vom Ende der 60er Jahre runden das Buch ab. Auffällig ist, daß jeder Hinweis auf die Anfänge der Arbeiterbewegung im Glattal fehlt. Hier scheint mir ein Mangel vorzuliegen, der sich wahrscheinlich

relativ leicht hätte vermeiden lassen. Trotz dieser Bemerkung am Rande: ein schönes Buch, das man immer wieder gerne in die Hand nimmt und das man unbedingt zusammen mit den genannten Büchern von Braun lesen sollte. *Peter Kriedte, Göttingen*

Günter Bayerl, Die Papiermühle. Vorindustrielle Papiermacherei auf dem Gebiet des Alten Deutschen Reiches – Technologie, Arbeitsverhältnisse, Umwelt, 2 Teile (= Europäische Hochschulschriften, Reihe III, Bd. 260), Verlag Peter Lang, Frankfurt/Bern/New York/Paris 1987, 837 S., brosch., 125 DM.

Die rege gewerbegeschichtliche Forschung in der Bundesrepublik hat sich in den letzten Jahren hauptsächlich den sozialgeschichtlichen Aspekten ihres Themas zugewandt; die Wirtschaftsgeschichte fand nicht die gleiche Aufmerksamkeit, während die Technikgeschichte nahezu völlig vernachlässigt wurde. Unter den wenigen Ausnahmen ragen die von Prof. Troitzsch betreuten und von der Volkswagen-Stiftung geförderten Studien hervor, die sich mit der Technik des Manufakturwesens im 18. Jahrhundert beschäftigen und zu denen die vorliegende Arbeit gehört. Mit der Papiermühle wendet sie sich einem unter mehreren Aspekten wichtigen Bereich der gewerblichen Produktion zu, der – obwohl bereits zahlreiche Vorstudien erschienen sind – bisher noch nicht im Zusammenhang behandelt wurde.
Das Buch beruht auf einer breiten Literaturgrundlage, die im Literaturverzeichnis eindrucksvoll dokumentiert worden ist. Bayerl hat zur Rekonstruktion der Technik und der Arbeits- wie der Sozialverhältnisse vor allem die ältere Literatur, daneben aber auch Bild- und Sachquellen herangezogen. Indem er diese Quellengattungen miteinander kombinierte, konnte er zeigen, wie abhängig die älteren Autoren oft voneinander waren und wie vorsichtig man mit manchen ihrer Aussagen umgehen muß. Auf die Heranziehung von Archivalien hat Bayerl verzichtet – bei seiner umfassend angelegten Fragestellung wohl zu Recht, denn der Aufwand wäre dabei unvertretbar hoch geworden.
Die Arbeit soll einen Überblick über die gesamte vorindustrielle Papiermacherei im Reich von ihrer Einführung 1390 bis um 1800 geben, besonders über ihre Technik sowie ihre Arbeits- und Sozialverhältnisse; sie ist also enzyklopädisch angelegt. Dabei orientiert sie sich nicht am »Herausragenden«, sondern am »Durchschnittlichen« der Entwicklung, berücksichtigt also auch die mittleren und kleineren Betriebe. Die vorindustrielle Papiermacherei und ihre Technik nimmt sie als ein eigenständiges System ernst und wertet sie nicht bloß als ein Vorspiel zum Industriesystem, ohne dabei die dichten Verbindungslinien zwischen beiden zu leugnen. Die Technik schließlich wird anwendungsbezogen dargestellt, also in dem ökonomischen und gesellschaftlichen Zusammenhang, in dessen Rahmen sie eingeführt und angewendet wurde.
Bayerl führt dieses anspruchsvolle, in manchem originelle Programm in vier großen Kapiteln aus. Das erste behandelt die Entwicklung der Papierproduktion in China, die außereuropäische Erzeugung, die Übertragung nach Europa und nach Deutschland (1390 die erste Papiermühle in Nürnberg) sowie die Ausbreitung und Differenzierung der Papiermacherei bis um 1800; es schließt mit einem reizvollen Exkurs über das Papier und die Papiererzeugung als literarisches Thema. Das zweite, von Bayerl als Kern seiner Arbeit bezeichnete Kapitel stellt den Produktionsprozeß der vorindustriellen Papiermacherei ausführlich dar – von der Rohstoffaufbereitung bis zur Veredelung. Besondere Aufmerksamkeit verdient darin der Abschnitt über das Lumpenstampfwerk, an dessen Beispiel Bayerl die quellenkritischen und methodischen Grundsätze seiner Studie exemplifiziert. Er greift daher weit aus und macht eindrucksvoll die Probleme deutlich, die mit der Rekonstruktion eines historischen Produktionsprozesses und dessen weiterer Entwicklung in der Zeit verbunden sind. Insgesamt gibt das Kapitel eine bis in die Einzelheiten gehende, gründliche und durch zahlreiche Abbildungen und Schemata unterstützte Schilderung der Papiermacherei.

Die Kapitel III und IV sind für den Wirtschafts- und Sozialhistoriker von besonderem Interesse. Das dritte geht auf »Rahmenbedingungen der Produktion« ein. Bayerl sieht hier drei: einmal die vom Betrieb ausgehenden Belastungen und Gefährdungen für Mensch (Unfälle, Berufskrankheiten) und Umwelt; zum zweiten die »Lumpennot«, also die schon von den Zeitgenossen lebhaft beklagten Schwierigkeiten, diesen Rohstoff für das Papiermachen zu erhalten; zum dritten das Wasser als Energie und Rohstoff und die damit verbundenen Umweltprobleme. Bayerl faßt diesen Abschnitt als eine Annäherung an eine noch zu schaffende »Umweltgeschichte« auf und bezieht daher auch die Zeit nach 1800 kurz mit ein. Überwiegend aus Fallbeispielen ist ein lebendiges Bild der z. T. erheblichen Schwierigkeiten entstanden, das notwendige Wasser zu erhalten.
Das vierte Kapitel behandelt unter dem etwas unspezifischen Titel »Strukturen der vorindustriellen Papiermacherei« die Papiermühle als Betrieb sowie den Umfang der Produktion, dies mit bemerkenswerten Angaben über die Zahl der Mühlen und ihre Produktionsmengen. Der Betrieb wird umfassend vorgeführt: Antriebskraft, seine Arten und seine Ausstattung mit Produktionsmitteln, die Naturabhängigkeit der Produktion und deren Folgen, die (ausführlich belegten) Bestandszeiten der Mühlen, ihre Eigentumsverhältnisse, die Arbeitsbedingungen in ihnen. Überlegungen zur Betriebsform der Papiermühle »zwischen Handwerk und Manufaktur« stehen am Schluß dieses Abschnitts. Sie machen die Schwierigkeit deutlich, die Mühlen in die herkömmlichen Schemata der gewerblichen Betriebsformen einzufügen. Ob man sie freilich deshalb, wie Bayerl andeutet, zu einer eigenen Betriebsform machen sollte, bedarf einer gründlichen Prüfung, die nicht isoliert, sondern im Rahmen einer generellen Diskussion über die Abgrenzung der gewerblichen Betriebsformen vorgenommen werden sollte.
Der knappe Schlußteil faßt die wesentlichen Ergebnisse zusammen und zieht daraus einige allgemeine Folgerungen für die Gewerbe- und Industriegeschichte. So plädiert Bayerl noch einmal für die Wertung der vorindustriellen Technik als eigenständige Periode (also nicht von der entfalteten Industrialisierung her gesehen), für eine verstärkte Einbeziehung der Technikgeschichte in die »allgemeine« Wirtschafts- und Sozialgeschichte, für eine Betonung des evolutionären Charakters der Industrialisierung, gegen die Behauptung einer allgemeinen Krise der Gewerbe am Ende des 18. Jahrhunderts. Das sind m. E. wichtige Stichworte für die gewerbegeschichtliche Forschung, deren Gewicht über das Beispiel der Papierherstellung hinausreicht und die Beachtung für die weitere Diskussion verdienen.
Kritisch ist vor allem auf den überbordenden Umfang der Studie hinzuweisen, der aus dem Hang des Verfassers zur Vollständigkeit und zum Detail folgt. Dadurch ist sie mehr ein Kompendium als eine »schlanke« Monographie geworden. Diese Fülle zwang auch dazu, in dieser Besprechung den Inhalt im wesentlichen in Form einer Aufzählung wiederzugeben. Dabei kam eine wichtige Eigentümlichkeit des Buches zu kurz, nämlich die Intensität, mit der die Fakten reflektiert und miteinander verbunden werden. Reiz wie Bedeutung dieser Fallstudie liegen darin, daß man sie auf zweifache Art lesen kann: entweder als eine überaus gründliche, sehr detaillierte Geschichte der Papiermacherei in Deutschland unter Einschluß ihrer ökonomischen, sozialen und ökologischen Verflechtungen oder als einen fundierten Beitrag zur allgemeinen Gewerbe- und Industriegeschichte, zu deren Methoden und Inhalten sie anregende Überlegungen liefert. *Karl Heinrich Kaufhold, Göttingen*

Gerhard Deter, Handwerksgerichtsbarkeit zwischen Absolutismus und Liberalismus. Zur Geschichte der genossenschaftlichen Jurisdiktion in Westfalen im 18. und 19. Jahrhundert (= Münsterische Beiträge zur Rechtswissenschaft, Bd. 26), Verlag Duncker & Humblot, Berlin/München 1987, 173 S., kart., 64 DM.

Thema der Münsteraner Dissertation ist die Erforschung der »standeseigenen Handwerksgerichtsbarkeit in der Zeit des Übergangs von den noch mittelalterlichen Formen des Hand-

werks zu den Strukturen der Gegenwart«. Im Mittelpunkt des Interesses steht der Einfluß staatlicher Gewerbepolitik, wenngleich der Blick auch auf die sich wandelnden sozioökonomischen Bedingungen, unter denen das Handwerk wirtschaftete und lebte, gerichtet werden soll.

Während die Sondergerichtsbarkeit des Großgewerbes bzw. die Fabrikengerichtsbarkeit bisher verstärktes Interesse der Forschung gefunden hat, ist die Handwerksgerichtsbarkeit zwischen Absolutismus und Liberalismus kaum behandelt worden. Das Neben- und Gegeneinander der verschiedenen Spruchkörper – der Standesgerichte der Handwerker, der Schiedsgerichte, der ordentlichen Gerichte und der staatlichen Verwaltungsorgane – ist daher Thema der Untersuchung. Die regionale Begrenzung auf den Raum Westfalen ist angesichts der wenigen Vorarbeiten sinnvoll. Den zeitlichen Rahmen markieren einerseits der Reichsabschied 1731, andererseits die Gewerbeordnung des Norddeutschen Bundes 1869; das Schwergewicht der Untersuchung – für die vor allem Quellenbestände des Staatsarchives Münster und der westfälischen Stadtarchive herangezogen wurden – liegt auf den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts.

Zunächst wird (Kap. II: »Die standeseigene Gerichtsbarkeit der Handwerker der Zunftzeit«) die auf dem Gewohnheitsrecht basierende Gerichtsbarkeit der Ämter und Gilden umrissen, die im 18. Jahrhundert zusehends mit dem absoluten Staat in Konflikt geriet. Hier werden die territorial unterschiedlichen Entwicklungen (Hochstift Paderborn, Fürstbistum Münster, Herzogtum Westfalen, die preußischen Länder Westfalens, Fürstentum Siegen, die Grafschaften Wittgenstein und die interlokale Korporation der Kupferschmiede) herausgearbeitet. Während in den geistlichen Staaten die restriktiven Bestimmungen der Reichszunftordnung kaum realisiert wurden, blieb jedoch auch in den preußischen Territorien, die die Autojurisdiktion des Handwerks stärker beschnitten, die Realisierung weit hinter den Intentionen des Gesetzgebers zurück, zumal auch hier der Staat nur über schwache Kräfte verfügte. Daß sich die »Tradition«, die »Achtung vor dem Herkommen« bzw. die »irrationalen Bindungen an das Althergebrachte«, schließlich mit dem Eindringen der Aufklärung in die Vorstellungswelt der unteren Schichten allmählich abgeschwächt habe, steht allerdings im Widerspruch zur Einschätzung der Handwerker, als »in der mittelalterlichen Vorstellungswelt verhaftete Rechtsgenossen«, die die Gewohnheiten bzw. das »durch Alter, allgemeine Anerkennung und das Fluidum des Geheimnisses geheiligte Recht« von Generation zu Generation mündlich überlieferten.

Die Gesellengerichtsbarkeit wird zunächst mit der Politik des Reiches (anhand des Reichsabschiedes) konfrontiert und dann für die westfälischen Territorien untersucht. Hier vermißt man allerdings die Studie Ritschers zum Koalitionsrecht.

Die Einschränkung der Gerichtsbarkeit der Gesellen war nur schwer zu realisieren, da ihre Jurisdiktion bis ins späte 18. Jahrhundert auch von der Meisterschaft toleriert wurde. Erst durch eine Koalition zwischen den Meisterschaften und der Obrigkeit wurde der Gesellengerichtsbarkeit im Westfalen der Übergangszeit (nach der Neuordnung 1802/03) – wie im Reich überhaupt – weitgehend der Garaus gemacht.

Die Einbeziehung Westfalens in das Napoleonische Empire (Kap. III) und die Integration in das französische Rechtssystem brachte mit dem Code Civil die Aufhebung der Zünfte. Für das Koalitionsrecht galt ein 1791 erlassenes französisches Gesetz, das den Zusammenschluß von Arbeitgebern und Arbeitnehmern untersagte. Die Rechtsreform kam jedoch über die Einführung des Code Civil nicht hinaus, Gewerbegerichte wurden nicht eingeführt, insbesondere die Gewerberechts- und Gewerbegerichtsreform blieb ein Torso.

Das vierte Kapitel umreißt die Versuche zur Wiederbegründung der Sondergerichtsbarkeit des Handwerks in der preußischen Provinz Westfalen: Neben Regionen mit völliger zunftloser Gewerbefreiheit standen nun solche mit intakten Zunftverfassungen, andere mit Niederlassungsfreiheit, doch fortbestehenden Zünften. Der Ertrag der französischen Reformen (Gewerbefreiheit) blieb jedoch weitgehend unangetastet. Die preußische Gewerbeordnung

von 1845, ein Kompromiß zwischen völliger Gewerbefreiheit und den Forderungen der Zunfthandwerker, brachte dann (auf dem Hintergrund des Pauperismus) eine Revision der gewerberechtlichen Vorstellungen. Die Arbeitsverhältnisse wurden nach einer Phase der Zuständigkeit der Zivilgerichte wieder dem Gewerberecht zugeordnet.
Forderungen nach der Wiederbegründung der Handwerksgerichtsbarkeit wurden im Revolutionsjahr 1848 auch in Westfalen laut: Der westfälische Handwerkerkongreß 1848 in Hamm beschäftigte sich mit der Frage der Errichtung von Gewerbegerichten (Westfälisches Gewerbegerichtsstatut). Die Verordnung über die Errichtung von Gewerbegerichten von 1849 beschränkte die Gewerbegerichte von der Kompetenz her auf das Arbeitsrecht. Im kleinstädtischen und dörflichen Westfalen war der Durchsetzung der Gewerbegerichte jedoch kein Erfolg beschieden. Damit blieb für die nächsten Jahrzehnte – bis zum Erlaß der Gewerbeordnung des Norddeutschen Bundes 1869 – die Gewerbeordnung von 1845 in Kraft. Darüber hinaus wird noch ein Ausblick bis zum Reichsgesetz von 1890 gegeben, das den Beginn der Vereinheitlichung der deutschen Arbeitsgerichtsbarkeit markiert. Kritisch anzumerken ist, daß die wandelnden sozioökonomischen Bedingungen des Handwerks kaum angesprochen werden, auch die interne Differenzierung und Polarisierung des Handwerks, die ja auch auf die politischen und rechtlichen Vorstellungen der Handwerker Einfluß gehabt hat, kaum berührt wird.
Ein wesentlicher Vorzug der Untersuchung liegt in der territorialen Differenzierung, so daß ein wichtiger Beitrag zur Herrschaftsstruktur des alten Reiches und der Übergangszeit gelingt. Vor allem im zweiten Kapitel wird über Rechtsetzung und Rechtspolitik hinaus auch ein Einblick in die Rechtswirklichkeit gegeben. *Reinhold Reith, Berlin*

Arno Herzig/Rainer Sachs, Der Breslauer Gesellenaufstand von 1793. Die Aufzeichnungen des Schneidermeisters Johann Gottlieb Klose. Darstellung und Dokumentation (= Göttinger Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bd. 12), Verlag Otto Schwartz & Co., Göttingen 1987, X, 214 S., kart., 48 DM.

Mit der Darstellung und der Dokumentation des Aufstandes der Breslauer Schneidergesellen von 1793 wird, was die »Energie und Solidarität der Ausführenden, die Gefährdung des bestehenden Systems, den militärischen Einsatz der Ordnungspartei und die Opfer betrifft« (S. 6), der bedeutendste und folgenschwerste Gesellenaufstand im Jahrzehnt nach der Französischen Revolution behandelt. Aus einem zunächst unbedeutend scheinenden Kündigungskonflikt folgte schließlich eine Auseinandersetzung der Gesellen mit der Obrigkeit, in deren Verlauf nicht nur 249 Schneidergesellen in Haft genommen wurden – und auch die übrigen Gesellenschaften die Arbeit niederlegten. Der Konflikt eskalierte derart, daß das Militär mit einer Kanone in die Menge schoß und letztendlich 53 Tote zu beklagen waren.
Zunächst wird der ereignisgeschichtliche Ablauf des Konflikts geschildert (Herzig) und im zweiten Kapitel durch eine Analyse der lokalen Ursachen und Anlässe des Streiks (Sachs) vertieft. Einem Abriß über die historische Überlieferung des Breslauer Gesellenaufstandes in der deutschen und slawischen Überlieferung folgt eine kritische Bewertung der Aufzeichnungen Kloses, und einem kurzen Kapitel über die bildliche Überlieferung des Aufstandes (Kupferstiche, Zinnkrüge), die seine Bedeutung unterstreicht, schließt sich nach einer polnischen Zusammenfassung der zweite Teil des Bandes an: die Quellen-Dokumentation des Aufstandes. Kern der Dokumentation sind die Aufzeichnungen des Breslauer Schneidermeisters Johann Gottlieb Klose, die ehemals zum Bestand der Rehdigerschen Sammlung der Breslauer Stadtbibliothek gehörten und jetzt in der Handschriftensammlung der Universitätsbibliothek Breslau verwahrt werden. Durch weitere zeitgenössische Aufzeichnungen (Briefe, Berichte etc.) wird Kloses Werk ergänzt.
Durch die kritische Darstellung und die Edition entsteht ein detailliertes Bild des Aufstan-

des und seines politischen Umfeldes. Die Obrigkeit agierte aufgrund der Bindung der Truppen im Gebirge infolge der schlesischen Weberaufstände 1793 nervös. Die Vorstellung des preußischen Königs, daß der Aufstand das Werk polnischer und französischer Emissäre gewesen sein müsse, wurde von der Untersuchungskommission nicht bestätigt, denn – so ihr Bericht – »französische Gesinnungen« seien nicht im Spiel gewesen. Die letztendlich lautlose Beilegung des Konfliktes durch die Obrigkeit wird als ein Zeichen der Schwäche des Systems Friedrich Wilhelms II. gewertet.

Die Darstellung (Herzig) betont zu Recht, daß die Gesellen mit dem Aufstand ihre Ehre und die Autonomie ihrer Korporationen zu verteidigen suchten. Damit ist jedoch nur eine Dimension des Konfliktes angesprochen: Der Kündigungskonflikt, der den Aufstand auslöste, war keineswegs ein »unbedeutendes Ereignis« (S. 1): Die Verbreitung von Tag- und Stücklohn im Schneiderhandwerk führte im späten 18. Jahrhundert überregional zu Konflikten um die Kündigungsfristen. Der Breslauer Aufstand ist somit auch in Verbindung mit einem Strukturwandel des Arbeitsmarktes zu sehen. Die Beschränkung der Analyse auf Form und Verlauf sowie auf das politische Umfeld des Aufstandes erschwert denn auch seine Einordnung in die Gesellenbewegung des 18. Jahrhunderts. Auch ist die Geschichte der großen Gesellenaufstände mit der Breslauer »Schneiderrevolte« von 1793 keineswegs beendet (S. 24). Beim Aufstand der Breslauer Tischlergesellen von 1795 (vgl. Rudolf Wissell, Des alten Handwerks Recht und Gewohnheit, Berlin 1929, Bd. 2, S. 165 und S. 484–487) verließen nach dreitätigem Streik 100 Tischlergesellen Breslau, und der Rat sandte an alle größeren Städte eine gedruckte Darstellung des Konfliktes sowie ein Verzeichnis der beteiligten Gesellen; der von den Gesellen gegen Breslau verhängte Boykott wurde mindestens ein Jahr lang aufrecht erhalten.

Insgesamt erschließen Darstellung und Dokumentation des Breslauer Aufstandes ein wichtiges und noch unbekanntes Kapitel der Sozialgeschichte – nicht zuletzt durch die Überlieferung eines Zunftangehörigen, die in solcher Breite ein glücklicher Sonderfall ist.

Reinhold Reith, Berlin

Otto Kettemann, Handwerk in Schleswig-Holstein. Geschichte und Dokumentation im Schleswig-Holsteinischen Landesmuseum (= Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins, Bd. 18), Karl Wachholtz Verlag, Neumünster 1987, 333 S., brosch., 45 DM.

Otto Kettemann war in mehrjähriger Arbeit damit befaßt, die recht umfänglichen Sammelbestände des Schleswig-Holsteinischen Landesmuseums in Schleswig zum Thema »Handwerk« zu inventarisieren. Bis 1985 war das Projekt abgeschlossen. Dem Bearbeiter war es aber darum zu tun, nicht nur ein schlichtes Bestandsverzeichnis anzufertigen, sondern seine im Verlauf der Arbeit gesammelten Kenntnisse zu einem gewissen Teil in die Publikation einfließen zu lassen. So kam der vorliegende Band zustande, in dem sich, neben der eigentlichen Inventarisierung auf knapp 190 Seiten, auch noch Abschnitte über »die historische Entwicklung des Handwerks in Schleswig-Holstein« (S. 13–40), »Umfang und Gliederung des Handwerks in Schleswig-Holstein 1840« (S. 41–76), »Landhandwerk und Landwirtschaft am Beispiel einer Stellmacherei« (S. 77–96) und schließlich zur »volkskundlichen Landesaufnahme und die Sammlung« selbst (S. 97–108) finden. Neben dem eigentlichen Skelett Inventarisierung, das hier allerdings in vorbildlicher Form mit Fleisch in Form weiterer Angaben zur Geschichte des Handwerks, seiner quantitativen Entwicklung zwischen 1840 und 1933, zur Herkunft der Bestände, zu Filmen über Arbeitsabläufe, zu fotografischem Material und zu älterer fachkundlicher Literatur angereichert wurde, sind also auch weitere Bereiche behandelt und nutzbar gemacht worden.

Das Verzeichnis zu den 37 Handwerks-Einheiten ist ausgezeichnet gemacht. Es wird dem

Leser viel in knapper Form geboten. Einen Überblick über die jüngere Handwerksentwicklung Schleswig-Holsteins zwischen 1840 und 1940 gewinnt er damit allemal. Dazu dient ihm ergänzend auch der erste Abschnitt sehr gut.
Etwas problematisch ist der zweite Abschnitt, der anhand der gedruckten Volkszählungsergebnisse von 1840 im »Statistischen Tabellenwerk« einen Überblick über das Handwerk im Lande zu geben versucht. Schon der strukturelle Zugriff auf 1 Jahr ist erstaunlich, wenn man bedenkt, daß Kettemann Daten aus den Folgejahren zur Verfügung hatte (wie im eigentlichen Inventar deutlich wird). Vergleiche zwischen Preußen um 1800 und Schleswig-Holstein 1840 dürften nicht nur in methodischer Hinsicht problematisch sein – welche Aussage kann mit einem solchen Vergleich noch gemacht werden? Hier böte die 1984 in Berlin erschienene Habil.-Schrift von Helga Schultz »Landhandwerk im Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus« vor allem im Kapitel »Vergleichender Überblick« (plus Tab. 8 ff.) andere und bessere Ansatzpunkte. – Für sich genommen, sind die Aggregationen Kettemanns zur Handwerkerzahl und Betriebsgröße 1840 allerdings sehr nützlich, weil sich bisher niemand der Mühe unterzogen hat, die vorliegenden Daten so auszuwerten.
Besonders wichtig ist die Einbeziehung eines Firmenarchivs in die Publikation, weil damit eine bisher viel zu wenig benutzte Quellengruppe für die Handwerksforschung Schleswig-Holsteins eingeführt wird. In anderen Gebieten ist dies schon länger der Fall, wie der Sammelband über ländliche Anschreibebücher, der von Ottenjann/Wiegelmann herausgegeben wurde, zeigt. Fraglich bleibt dabei, inwieweit ein landhandwerklicher Betrieb tatsächlich *das* »Landhandwerk« repräsentieren kann – müssen nicht große Unterschiede zwischen Stellmacher und Schmied, zwischen ländlichen Bekleidungshandwerkern und Landhandwerks»aristokraten« gemacht werden? Ich finde, daß hier doch ein Rückgriff auf die von Kettemann etwas herablassend angesprochene »ältere handwerksgeschichtliche Forschung« (Anm. 28) hätte weiterhelfen können; vieles ist in den kleinen Periodika im Lande versteckt – und doch aussagekräftig für diese Fragen.
Der vorliegende Band ist ein hervorragendes Inventarverzeichnis für die Handwerksbestände im Schleswig-Holsteinischen Landesmuseum und darüber hinaus ein wichtiger und weiterführender Beitrag zur neuen Handwerksgeschichtsschreibung im Lande. Daß er zudem auch für Vergleiche mit anderen Landschaften gut zu gebrauchen ist, wo diese Forschungen ebenfalls gedeihen, macht ihn besonders verdienstlich. Schon die gute Bildausstattung (zu jedem Handwerk wenigstens 1 Bild) wird viele Volkskundler und Historiker diesen Beitrag zur Hand nehmen lassen. *Klaus-J. Lorenzen-Schmidt, Hamburg*

Werner Conze/Jürgen Kocka (Hrsg.), Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert, Teil I: Bildungssystem und Professionalisierung in internationalen Vergleichen (= Industrielle Welt, Bd. 38), Verlagsgemeinschaft Klett-Cotta, Stuttgart 1985, 588 S., Ln., 188 DM.

Im Rahmen der Modernisierung des Bildungswesens und der zunehmend durch Überprüfung berufsspezifischer Eingangsvoraussetzungen gekennzeichneten »Professionalisierungen« hat sich in Deutschland das sog. »Bildungsbürgertum« (ein spezifisch deutscher Begriff) ausgeprägt – eine exklusive Schicht auf der Grundlage höherer Bildung. Neuerdings wird die Erforschung dieser sehr heterogenen Schicht intensiver betrieben. Die Beiträge dieses Sammelbandes, hervorgegangen aus Tagungen des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte, legen hier abrißartig und exemplarisch über Deutschland hinausgehende Grundinformationen vor. Epochaler Schwerpunkt ist das 19. Jahrhundert. Im Anschluß an die methodischen Präzisierungen und inhaltlichen Zusammenfassungen der Herausgeber werden zunächst die alteuropäische Universitätstradition bzw. die Bildungs- und Berufsauslese der Akademiker in Preußen, Frankreich, England, USA, Polen und Rußland skizziert. Die Un-

terschiede zwischen kontinental-europäischen Modernisierungen, anglo-amerikanischem Typus und russischer Sonderentwicklung treten hervor. In einem zweiten Hauptteil wird die Professionalisierung in ausgewählten akademischen Berufen (so speziell bei Pfarrern, Rechtsanwälten, Ärzten, Lehrern an höheren Schulen, Architekten, Ingenieuren) untersucht, wobei der Vergleich zwischen verschiedenen »westlichen Ländern« die eigenartigen Konturen hervortreten läßt. Die internationale Komparatistik erweist u. a. »die größere Rolle zentralstaatlicher Interventionen für die deutschen, schwedischen und französischen Professionalisierungsprozesse im Vergleich zu England und der Schweiz« (Einleitung, S. 22). Die Fülle der präsentierten Forschungsergebnisse beeindruckt und wird sicher eine Reihe weiterer Forschungsbemühungen stimulieren. Kernfragen bleiben offen. Wie und inwieweit hat sich das patentierte und in Geld wie auch Ansehen umsetzbare »Leistungswissen« der höher Gebildeten in welchen (z. T. einheitlichen) Mentalitätsformen bzw. Verhaltensweisen niedergeschlagen? Taugt der Begriff »Bildungsbürgertum« nur für bestimmte Zeiträume der deutschen bzw. mittel- und nordeuropäischen Tradition? Ein Folgeband ist angekündigt, in dem – konzentriert auf deutsche Entwicklungen – insbesondere die geistigen Grundlagen und kulturgeschichtlichen Fragestellungen verfolgt werden sollen.

Michael Klöcker, Köln

Jürgen Kocka (Hrsg.), Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert (= Sammlung Vandenhoeck), Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1987, 317 S., kart., 38 DM.

Die Erforschung des Bürgertums, lange Zeit ein Stiefkind der deutschen Geschichtswissenschaft, hat seit einigen Jahren ein vermehrtes Interesse auf sich gezogen. Das neu erwachte Forschungsinteresse läßt sich für die Ebene der Überblicksdarstellungen *(Nipperdey, Weis)* ebenso wie für speziellere, sozialhistorisch orientierte Untersuchungen *(Gall, Engelhardt)* nachweisen und hat sich in der Bundesrepublik im Heidelberger Arbeitskreis für moderne Sozialgeschichte und nun auch an der Universität Bielefeld zwei institutionelle Schwerpunkte geschaffen. Aus den Vorbereitungen für ein größeres interdisziplinäres Forschungsprojekt in Bielefeld ist der vorliegende, von *Jürgen Kocka* als maßgebendem Leiter herausgegebene Sammelband vorzustellen, der die Vorträge eines im Dezember 1985 veranstalteten Symposiums enthält. Sie spiegeln auf vielfältige, aber sorgfältig gebündelte Weise die gegenwärtige Forschungslage wider, indem sie einen Teil der theoretischen und empirischen Probleme aus der Sicht von Historikern, Rechtswissenschaftlern, Soziologen, Kultur-, Literatur- und Kunstwissenschaftlern zur Sprache bringen.

Die fehlende begrifflich-theoretische Eindeutigkeit der Kategorien »Bürger« und »Bürgertum« ist der Ausgangspunkt der Einleitung und eines einführenden Kapitels des Herausgebers, in denen ausführlich die soziale Heterogenität der Gesellschaftsformation des Bürgertums thematisiert wird. Zu ihr werden üblicherweise sowohl der Stand der Stadtbürger, das Wirtschafts- und Bildungsbürgertum, die verschiedenen ›Mittelstände‹, das Kleinbürgertum als auch der Staatsbürger gezählt – Schichten, die sich durch unterschiedliche »Marktpositionen, Einkommensarten und Vermögensverhältnisse« auszeichnen, sowie verschiedene, »nach Macht und Ansehen« zu unterscheidende »Funktions- und Berufsgruppen«. Unter der Überschrift »Kein Stand, keine Klasse – eine Kultur?« sucht *Kocka* dagegen mit der Kategorie »Bürgerlichkeit« die spezifischen Normen und Werthaltungen, Denkweisen und Verhaltensmuster zu erfassen, die immer schon mit dem ›Bürger‹-Begriff gemeint waren und die insgesamt einen allgemeinen Daseinsentwurf kennzeichnen, »der auf Arbeit, Leistung und Bildung, Vernunft und Öffentlichkeit, aber auch auf Selbstreflexion, Individualisierung und Intimität beruhte.«

Die im 19. Jahrhundert aufkommende Kritik am Bürger verweist allerdings auf einen hohen

Grad an Ambivalenz, die mit der Verbreitung einer einheitlichen und keineswegs klassenneutralen bürgerlichen Kultur einherging und auf ältere, z. T. ›vorbürgerliche‹ (bürokratische und obrigkeitsstaatliche) Voraussetzungen und Traditionen zurückzuführen ist, die eine ungehinderte Durchsetzung selbstbewußter »Bürgerlichkeit« erschwerten. Mit der These vom »Defizit an Bürgerlichkeit« ist schließlich ein Ausgangspunkt gewonnen, der es *Kocka* ermöglicht, die vielfach steril gewordene Diskussion um den deutschen ›Sonderweg‹ für die Begründung einer empirisch differenzierenden und international vergleichenden Bürgertumsforschung fruchtbar zu machen.

Die nachfolgenden Beiträge bestätigen die Plausibilität dieses nur in groben Zügen dargestellten Forschungsprogramms, machen aber zugleich auch unterschiedliche Ansätze und Einschränkungen deutlich. Sie können hier nur umrißhaft skizziert werden. In dem am stärksten theoretisch ausgerichteten Beitrag definiert *M. R. Lepsius* im Rückgriff auf Max Weber Bürgertum allgemein als Ergebnis der »Vergesellschaftung von Mittelschichten«, als »Verbürgerlichung [. . .] im Hinblick auf ihre ökonomische, politische und kulturelle Selbständigkeit.« Diese wird von ihm als Prozeß analysiert, in dem in unterschiedlicher Weise der Erwerb von »Autonomie« und »Autokephalie«, im einzelnen die Appropriation von »Markt«-, »Kompetenz«- und »Autoritätschancen« im Mittelpunkt stehen. Die auf die Idee der klassenlosen bürgerlichen Gesellschaft bezogene Emanzipation des Bürgertums steht nach *Lepsius* im Schnittpunkt von vier Strukturprinzipien der modernen Gesellschaft, Kapitalismus, Demokratie, Professionalisierung und Bürokratisierung, die jedoch mit zunehmender Universalisierung in unterschiedlichen Mischungsverhältnissen zur sozialen Fraktionierung und zur Verselbständigung und Auflösung der Bürgerlichkeit als einheitlichem Lebensstil führen.

In einem längeren Aufsatz »Bürgerlichkeit im Recht« zeigt *D. Grimm*, in welchem Maße auch die Grundlagen der modernen Rechtsordnung in der für sie maßgebenden Trennung von Privat- und öffentlichem Recht ursprünglich geprägt sind von dem »bürgerlichen Sozialmodell« einer autonomen, sich selbst steuernden Gesellschaft, dessen Durchsetzung und Geltung abhängig war von der »Herstellung und Bewahrung gleicher Freiheit«. Die Krise, in die die bürgerliche Sozialordnung im Verlauf des 19. Jahrhunderts geriet, und die dadurch verursachten Wandlungen der Rechts- und Verfassungsordnung zeigen schließlich, daß die Vorstellung einer sozialen und ideellen »Einheit des Bürgertums« bestenfalls ideologisch zu behaupten ist. Sie sollte, so der Soziologe *D. Rüschemeyer*, zugunsten idealtypischer Bestimmungen der »Bourgeoisie« und des »Bildungsbürgertums« aufgegeben werden, in denen die Realprozesse der kapitalistischen Entwicklung und der bürokratischen Rationalisierung, das ökonomische »Klasseninteresse« wie die »sozialkulturelle Einheit von Statusgruppen« in ihrem Wechselverhältnis zueinander in Beziehung gesetzt sind.

In den meisten Beiträgen steht das Bildungsbürgertum in seiner Entwicklung und Tradition mehr oder weniger ausgesprochen im Vordergrund der Betrachtung. *R. Vierhaus* stellt in differenzierender Weise die besondere Rolle heraus, die den Gebildeten und der Beamtenschaft beim Aufstieg des deutschen Bürgertums vom späten 18. Jahrhundert bis 1848/49 zukam. Dieser Aufstieg fällt mit dem Wandel von der vormodernen Welt zur modernen Industriegesellschaft zusammen und wird von Vierhaus als mentalitätsgeschichtlicher Prozeß beschrieben, in dem Anspruch und Realisierung bürgerlicher Emanzipationsvorstellungen oft weit auseinandertreten. ›Bürgerlichkeit‹, so Vierhaus, behielt als Denk- und Verhaltensweise »stets etwas Angestrengtes, Bemühtes [. . .], so sehr das oft gezeichnete Modellbild des Bürgers dessen selbstverständliche Sicherheit und gesetzte Würde« betonte. »Bürgerlichkeit und Kultur« ist das Thema des Beitrags von *H. Bausinger*, in dem Kultur vorrangig als Verhaltensstil und Form der Kommunikation dargestellt wird. An instruktiven Beispielen (besonders zu Gruß und Anrede, Brauch und Mobiliar) hebt Bausinger ihre »Mittel- und Mittlerstellung« hervor, die die Durchschlagskraft der bürgerlichen Formen ermöglichte und in verschieden gewandelter Weise, bei Abgrenzung zur »Volks«- und »Massenkultur«, zum

Prozeß gesamtgesellschaftlicher »Verbürgerlichung« beitrug. In einem Kommentar hebt *T. Nipperdey* die Bandbreite der bürgerlichen Kultur hervor, die mehr als jede andere Gesellschaftsformation sich dadurch auszeichne, daß sie selbst die sie in Frage stellenden Formen der Kritik und Avantgarde »immer wieder in die Bürgerlichkeit ein- und zurückholt«.
Wesentlich skeptischer beurteilen aus der Sicht der Literaturwissenschaft *E. Lämmert* und *P. M. Lützeler* die Übertragbarkeit des Begriffs »Bürgerlichkeit« auf den Bereich der (literarischen) Kultur. Vermutlich in Abwehr materialistischer Kategorisierungen hebt *Lämmert* neben dem Moment der Autonomie und Eigengesetzlichkeit auch die spezifische »Kompositionsart und Existenzweise der Gegenstände der Literaturwissenschaft« hervor, die es bedenklich erscheinen lassen, Bürgerlichkeit als primäres Ordnungskriterium aufzufassen. Literarische Werke (und mit ihnen wohl auch jedes Kunstwerk) sind nach den Worten *Lützelers* aufgrund ihrer »Differenzqualität« Kulturprodukte, »die sich mit soziokulturellen Systemen, mit politischer und sozialer Geschichte nicht glatt verrechnen lassen.« Gleichwohl betonen die Autoren die Spiegelungsfunktion literarischer Texte, weniger jedoch im Sinne der Abbildung gesellschaftlicher Realität als der Reflektierung von Wunschvorstellungen und Gegenentwürfen (vgl. Rolle des historischen Romans!). Sie finden ihr soziales Pendant in der literarischen Intelligenz, die sich vor allem in Deutschland relativ früh von den Entwicklungstendenzen der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft zu distanzieren begann. Die in der Figur des freien Schriftstellers anzutreffenden »unbürgerlichen« Züge haben, nach *Lämmert*, ihren Ursprung in der Nötigung, »sich in einer Zeit des akzelerierenden gesellschaftlichen Wandels und der zunehmenden Geldherrschaft als ein Individuum zu behaupten, das Ökonomie und Konventionen gleichermaßen verachtet, dafür aber in seiner schöpferischen Tätigkeit und seinem stellvertretenden Leiden repräsentativ für alle Menschen stehen und doch als einzelner geachtet werden möchte.«
Noch eindeutiger akzentuieren die leider sehr kurz ausgefallenen Beiträge von *M. Warnke* und *W. J. Siedler* die »unbürgerliche Bürgerlichkeit« *(Lämmert)*, in die der Künstler seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zunehmend gerät. An Beispielen der Malerei wird auf das für das Verhältnis von Politik und Ästhetik durchaus symptomatische Bild und Selbstbild des wahren Künstlers als Gesellschaftserneuerer verwiesen und der damit ausgedrückte Wirklichkeitsverlust als Realitätsverweigerung interpretiert, die für die Inhalte deutscher Malerei bis zum Ende des 19. Jahrhunderts als typisch anzusehen ist.
Die abschließenden Beiträge von *H.-U. Wehler* und *H. Mommsen* spiegeln aus sozialhistorischem Blickwinkel die oben geschilderte Ambivalenz der deutschen bürgerlichen Entwicklung in doppelter Weise wider, indem sie die realhistorische Analyse des Kaiserreichs mit einer eher positiven und einer eher skeptischen Gesamteinschätzung der »Chancen und Grenzen seiner Entwicklungsfähigkeit« *(Wehler)* verbinden. *Wehler* stellt seine Untersuchung in das Spannungsverhältnis zwischen der »Modernität des Kaiserreichs, die zum größten Teil eine bürgerliche Leistung verkörpert«, und der damals einsetzenden »Pathologie der verschiedenen Sozialformen des Bürgertums, die im Nationalsozialismus und seinem Regime ihren absoluten Tiefpunkt erreichen sollte.« Es entsteht ein kompaktes und zugleich differenziertes, die widersprüchlichen Entstehungsbedingungen und Wandlungen deutlich zum Ausdruck bringendes Gesamtbild der in ihren Grundzügen als »bürgerlich« begriffenen Gesellschaftsstruktur des Kaiserreichs. Hervorzuheben ist dabei gegen die oft genug angenommene Hegemoniestellung der »Großbourgeoisie« die Rolle des von Wehler sehr breit gefaßten »Bildungsbürgertums«, vor allem des beamteten Teils des öffentlichen Dienstes in seiner Funktion als Modernisierungselite, Mobilisierungs- und Sozialisationsinstanz. Während Wehler das Verhältnis zwischen Adel, Militär und Bürgertum als ambivalent charakterisiert, unterstreicht er bei aller Anerkennung der dichotomisierenden Folgen des Gegensatzes von Kapital und Arbeit die verbürgerlichenden Prägungen von Normen und Werthaltungen wie Leistungsorientierung, Arbeitsdisziplin und Hochschätzung der Bildung neben den langfristigen Wirkungen, die von den institutionalisierten Formen des Ver-

einswesens, der Familie, des Bürgerlichen Gesetzbuches, der städtischen Selbstverwaltung und des Parlamentarismus ausgingen.
Gleichwohl setzen die, von Wehler schon früher analysierte, Strukturkrise der 1870er Jahre und die von ihr ausgelöste Entliberalisierung tiefgreifende Gegenkräfte frei, an denen die angestrebte »gemeinbürgerliche Einheit der politischen, z. T. auch der gesellschaftlichen und ideellen Interessen, Ziele und Wertvorstellungen« scheitert. Wehler deutet an, daß die »Pathogenese des Bürgertums« nicht nur ihre Ursachen in der Stärke und Widerstandsfähigkeit der militärstaatlichen, aristokratischen und bürokratischen Traditionen hat, sondern auch als Resultat nichtbewältigter Modernisierungskrisen analysiert werden muß. In dem Maße jedoch, in dem am Ende ein »Defizit an liberal-bürgerlicher politischer Kultur, an erfolgreicher bürgerlicher Politik, an bürgerlicher Prägung von Staat und Gesellschaft überhaupt« konstatiert werden muß, stellt sich allerdings die Frage, ob die damit bezeichnete »real existierende Bürgerlichkeit« (Kommentar *D. Blackbourn*) nicht von vornherein auf brüchigeren Fundamenten beruhte, als die Ergebnisse der sozioökonomischen Modernisierung und Homogenisierung im Kaiserreich erkennen lassen.
Gewissermaßen als eine Bestätigung dieser Sicht ist die Hypothese *H. Mommsens* zu werten, »daß die politische und soziale Entwicklung in Deutschland seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert von der Tendenz zu einer fortschreitenden Aushöhlung der bürgerlichen Lebensformen und zur Auflösung des bildungsbürgerlichen Selbstverständnisses bestimmt gewesen ist.« Mommsen verweist in seinem Beitrag über die »Auflösung des Bürgertums seit dem späten 19. Jahrhundert« auf die ökonomische Dynamik und die von ihr mit hervorgerufenen Umschichtungsprozesse der imperialistischen Epoche, die in ihren sozialen Auswirkungen von den bürgerlichen Schichten weithin als Kulturkrise und, seit dem Ersten Weltkrieg verstärkt, als Ende bürgerlicher Sicherheit und Prosperität empfunden wurden. Sie waren Anlaß für eine Vielzahl antibürgerlicher Protestströmungen, die von der Jugendbewegung und Reformbestrebungen mannigfacher Art über die Suche nach neuen, bündischen Gemeinschaftsformen bis zur grundsätzlichen, politischen Gegnerschaft gegen das »bürgerliche System« der Weimarer Republik reichen. Die »Preisgabe bürgerlicher Wertüberzeugungen« geht mit einem »Aushöhlungsprozeß spezifisch bürgerlicher Sozialformen« einher, der von Mommsen in einem detaillierten Überblick am Beispiel der Verflechtung bürgerlicher Interessenverbände mit den zahlreichen Klubs, Gesinnungsgemeinschaften und Weltanschauungsverbänden (z. B. Dürerbund, Wagnervereine, Ringbewegung) demonstriert wird. Nur zu einem Teil als Versuche zu verstehen, den Prozeß der »Vermassung« aufzuheben und die aufsteigenden Mittel- und Unterschichten an bürgerliche Bildungsinhalte heranzuführen, erweisen sie sich in ihrer Mehrheit als Ausdruck einer neuartigen, populistisch orientierten Sammlungsbewegung, deren antirepublikanische, nationalistische und antisemitische Ideologie darauf abzielte, die Institutionen der bürgerlich-liberalen Parteiendemokratie im Interesse einer neuen, korporativ organisierten, statussichernden »Volksgemeinschaft« zu überwinden. Mommsen kommt zu dem Schluß, daß dieser Auflösungsprozeß »nicht erst das Werk des Nationalsozialismus« war, sondern auf die »Lebensunfähigkeit der bürgerlichen Republik von Weimar« zurückgeführt werden muß, die den »Höhepunkt einer lange vor dem Ersten Weltkrieg einsetzenden Entwicklung« darstellte.
Sucht man ein Fazit des Sammelbandes zu ziehen, so fallen zwangsläufig, wie könnte es auch anders sein, Bereiche auf, die zu wenig thematisiert worden sind. Es fehlen z. B. Untersuchungen zum Umfang und Einfluß des immer wieder apostrophierten »Großbürgertums« wie auch des »Kleinbürgertums«. Daß die weithin an den Mittelschichten, insbesondere dem »Bildungsbürgertum«, orientierte Sicht überwiegt, ist jedoch vom Grundgedanken des Symposiums her, der Frage nach der »Bürgerlichkeit« und damit nach der »Kultur« im umfassenden, gesamtgesellschaftlichen Sinne, geboten und gerechtfertigt. Wieweit mit ihr ein, auch im internationalen Vergleich, integrierendes und interdisziplinär zu verwirklichendes

Konzept zur Erforschung des 19. Jahrhunderts entwickelt werden kann, muß die Praxis zeigen. Die durchgehend kritischen Einstellungen dieser Absicht gegenüber mögen, wie *Kocka* einleitend feststellt, zu einem Teil auf »Unsicherheiten und Urteilsdifferenzen über Chancen und Kosten der westlichen Modernisierung« zurückgeführt werden. Ihr Vorteil liegt aber gerade in der problemorientierenden und problematisierenden Durchdringung eines Bereichs, der von der Sozial- und Strukturgeschichte bisher zu wenig in der ihm angemessenen Breite und Differenziertheit behandelt worden ist. Insofern trägt der Band auf wesentliche Weise zur »Klärung der Maßstäbe« bei, »nach denen die Bürgerlichkeit von Gesellschaften, Institutionen, sozialen Prozessen, kulturellen Hervorbringungen, Verhaltensweisen, ökonomischen Strukturen etc. verglichen und gemessen werden kann.« Darüber hinaus ist er, dank der Fülle der in den Anmerkungen mitgeteilten Literatur, auch und nicht zuletzt ein Arbeitsbuch, das einen ersten, überaus informativen Einstieg in die neue Bürgertumsforschung vermittelt. *Utz Haltern, Münster*

Marie-Lise Weber, Ludwig Bamberger. Ideologie statt Realpolitik (= Frankfurter Historische Abhandlungen, Bd. 28), Steiner Verlag, Stuttgart 1987, 310 S., kart., 88 DM.

Ludwig Bamberger war ein liberaler Politiker, dessen Lebenslauf die wechselvolle Geschichte des deutschen Liberalismus widerspiegelt. In der Revolution von 1848/49 war er Demokrat. Nach Jahren des politischen Exils schloß er sich 1866/67 der Nationalliberalen Partei an und kooperierte eng mit Bismarck. In der Zeit der »zweiten Reichsgründung« wandte er sich schließlich enttäuscht von Bismarck ab und trug maßgeblich dazu bei, daß sich die linksliberale Minderheit von der nationalliberalen Reichstagsfraktion trennte.
Marie-Lise Weber analysiert zunächst Bambergers politische Grundüberzeugung, die im politischen Klima seiner Heimatstadt Mainz entstanden und in der Revolution gefestigt worden sei. Lothar Galls Liberalismus-Interpretation, derzufolge das Zielbild einer »klassenlosen Bürgergesellschaft« dem deutschen Liberalismus keine Anerkennung des »vierten Standes« erlaubt habe, findet sie bei Bamberger bestätigt. Schon in den Revolutionsjahren habe dieses Zielbild dazu beigetragen, daß er nicht mit solchen radikalen Demokraten kooperierte, die sich dem Bund der Kommunisten oder der Deutschen Arbeiterverbrüderung anschlossen. Seine Exilerfahrungen hätten es dann gefestigt und zugleich zu Bambergers Wandlung vom Revolutionär zum Realpolitiker beigetragen. Insbesondere seinem Englandaufenthalt bis 1850 mißt die Verf. in dieser Hinsicht große Bedeutung zu. Er prägte Bamberger politisch offenbar stärker als die folgenden Jahre in Frankreich, die er vorwiegend Bankgeschäften widmete, um seine Existenz finanziell abzusichern. Die Erfahrung der englischen Arbeiterpolitik um die Jahrhundertmitte, als der endgültige Niedergang der Chartistenbewegung besiegelt war, hat der Verf. zufolge seinen Glauben an den Erfolg einer »Politik der kleinen Schritte« gefestigt. Die Fabrikgesetzgebung und die gesetzliche Verankerung des Zehnstundentages hätten zur »Entdeckung des Staates« als möglichem Bundesgenossen des Bürgertums im gesellschaftlichen Interessenkampf geführt (S. 97). Denn um einer Revolution vorzubeugen, betrieb das vom Adel politisch unabhängige Bürgertum in England, wie Bamberger feststellte, mit Hilfe des Staates eine maßvolle Stellvertreterpolitik für die Arbeiterschaft: »Die Bourgeoisie weiß hier vortrefflich ihre eigenen Interessen zu handhaben, und deshalb können auch die Interessen der ärmeren Klassen nicht so ganz leer ausgehen . . .« (zit. nach S. 96).
Wie sich Bambergers Grundüberzeugung einer »klassenlosen Bürgergesellschaft«, die durch die Lektüre der Werke von Adam Smith und Frédéric Bastiat noch weiter gefestigt wurde, auf seine Rolle in der deutschen Politik der Reichsgründungszeit auswirkte, analysiert die Verf. im Hauptteil des Buches. Im Zentrum steht dabei der Beitrag zur Währungs-, Banken-

und Zollpolitik. Diesen Aufgaben galt das vordringliche Interesse des Bankiers und überzeugten Freihändlers; hier konnte er auch die größten Erfolge verbuchen. Außerdem rekonstruiert M.-L. Weber Bambergers Haltung im Kulturkampf sowie in der Diskussion um Sozialreform und Sozialistengesetz. An zahlreichen Einzelbeispielen arbeitet sie dabei sein ambivalentes Verhältnis zum deutschen Bürgertum heraus, das seine Rolle als Interessenvertretung für alle gesellschaftlichen Gruppen nicht so erfolgreich wahrnehmen konnte wie sein englisches Pendant. Die Gründe dafür sah Bamberger offenbar noch kaum in der entstehenden Arbeiterbewegung; mit ihr beschäftigte er sich gründlich erst 1872, als er Referent einer Reichstagskommission für den von Schulze-Delitzsch unterbreiteten Gesetzentwurf zur privatrechtlichen Stellung von Vereinen wurde (S. 180). Die eigentliche Schwäche des deutschen Bürgertums resultierte für ihn vielmehr aus dessen eigenen Unzulänglichkeiten; dazu gehörte vor allem das mangelnde Selbstbewußtsein gegenüber den feudalen Kräften. Wie die Verf. zeigt, diagnostizierte er schon 1850 die Gefahr, das Bürgertum könne »von oben herab ruinirt« werden (zit. nach S. 97). Und 1877 sah er seine Befürchtungen bestätigt: »Sein Geist, pomphafte Unterwürfigkeit, ist der Ausdruck der deutschen Mittelklassen, über welche nach Ende des Kulturkampfes die angestammten Herrscher, Junker und Pfaffen, wieder Herren werden« (zit. nach S. 233).

Vor diesem Hintergrund habe Bambergers Kurs im und mit dem liberalen Lager zwischen »Geringschätzung für und Appell an die Selbstheilungskräfte des Bürgertums« geschwankt (S. 233). Bis 1866 hat er der Verf. zufolge die Emanzipation vom Bürgertum selbst erwartet. Nach dem Preußischen Verfassungskonflikt habe er dann große Hoffnungen in Bismarck, den »weißen Revolutionär«, gesetzt, dessen charismatische Führerqualitäten er fortan für das Bürgertum instrumentalisieren wollte (S. 119 f.). Mit einem eindrucksvollen Zitat aus einem privaten Brief belegt M.-L. Weber, daß Bamberger Bismarck zeitweise sogar für »berechenbar« hielt; man müsse »ein Tropf sein, um ihm nicht mit Freuden gerecht zu werden« (zit. nach S. 167). Als sich diese Erwartung als verfehlt erwies, habe Bamberger erneut einen anderen Kurs eingeschlagen. Der Verf. zufolge erwartete er die Emanzipation des Bürgertums nun von der Herausforderung durch die Sozialdemokratie. Sozusagen aus pädagogischen Gründen habe er – trotz prinzipieller Bedenken – seine Zustimmung zum Sozialistengesetz gegeben. Zum einen habe er auf die Gefahr hinweisen wollen, die der Nation von der »socialistischen Projektemacherei überhaupt« (zit. nach S. 219) drohe; dazu rechnete er auch die sozialpolitischen Initiativen der Kathedersozialisten. Zum anderen sei seine Zustimmung eine Maßnahme gewesen, um, so die Verf., den bürgerlichen Klassen die Möglichkeit zu verschaffen, einen »Selbstreinigungsprozeß« einzuleiten (S. 230).

Im Ergebnis erscheint Bambergers politische Grundhaltung als geradlinig und konsequent. Sein Ziel, die Etablierung und Rettung der bürgerlichen Gesellschaft, sei immer gleich geblieben; er habe es mit unterschiedlichen Mitteln verfolgt. Daß Bamberger dabei im Effekt dazu beigetragen habe, die Zukunftsperspektiven des Liberalismus als der zentralen bürgerlichen Partei zu verengen, und daß er, wie ihm Brentano vorwarf, »Reformen vereitelt« und eine Kluft zwischen Liberalen und klassenbewußten Arbeitern aufgerissen habe (S. 284), steht M.-L. Weber zufolge dieser Interpretation nicht entgegen. Wie sie zeigt, fühlte sich Bamberger am Ende seines Lebens zwar »besiegt«, aber nicht »im Unrecht« (zit. nach S. 285).

Diese Interpretation von Bamberger als prinzipienfestem Realpolitiker wird gut belegt und schlüssig vorgetragen. Ihre Überzeugungskraft gewinnt u. a. dadurch, daß die Verf. den umfangreichen Bamberger-Nachlaß in mehreren in- und ausländischen Archiven auswertet. Sie ist daher in der Lage, ihre Interpretation mit ungedrucktem Material, darunter zahlreichen privaten Briefen, abzustützen, deren Tenor sich zum Teil erheblich von den für die Öffentlichkeit bestimmten Schriften unterscheidet.

Selbstverständlich ist auch einiges Kritisches gegen die Untersuchung einzuwenden. So ist die Lektüre »trockene Kost«, weil sich die Verf. darauf beschränkt, eine konventionelle poli-

tische Biographie auf ideengeschichtlicher Grundlage zu schreiben. Indem der Bürger Ludwig Bamberger auf den Politiker reduziert wird, geht einiges von dem verloren, was seine kritische Haltung gegenüber dem deutschen Bürgertum sicherlich mitgeprägt hat. Dazu gehören z. B. seine scharfsinnigen Analysen deutscher Gemütlichkeit und Umgangsformen, die er aus der Perspektive eines Kenners der »guten Gesellschaft« in England und Frankreich in kleineren journalistischen Beiträgen vorlegte. Auch hätte man sich gewünscht zu erfahren, welche Bedeutung sein Wahlkreis Bingen-Alzey für ihn hatte; die Verf. beschränkt sich hier auf Vermutungen. In der Rezeption der Sekundärliteratur geht sie nicht über den engen Rahmen ihres Themas hinaus; die neueren Biographien zu Lasker oder Schulze-Delitzsch werden beispielsweise nicht zum Vergleich herangezogen. So bleibt offen, inwieweit Bamberger als repräsentativ für eine bestimmte Generation liberaler Politiker gelten kann. Auch die Analyse von Bambergers Haltung zur Arbeiterfrage hätte sicherlich gewonnen, wenn die eine oder andere neuere Untersuchung zum Verhältnis von Liberalismus und Arbeiterbewegung zur Kenntnis genommen worden wäre; die einzige Sekundärliteratur, die die Verf. dazu zitiert, eine nicht näher gekennzeichnete Arbeit von (Theodor oder Wilhelm?) Mommsen über Ferdinand Lassalle (S. 21), die auch im Literaturverzeichnis nicht auftaucht, repräsentiert sicherlich nicht den neuesten Stand der Forschung.
Solche Einwände sollen jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß Marie-Lise Weber einen wichtigen Beitrag zur Historiographie des deutschen Liberalismus vorgelegt hat, der auch für die Interpretation der Geschichte des deutschen Bürgertums Anregungen bietet.

Christiane Eisenberg, Hamburg

Shlomo Na'aman, Der Deutsche Nationalverein. Die politische Konstituierung des deutschen Bürgertums 1859–1867 (= Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Bd. 81), Droste Verlag, Düsseldorf 1987, 360 S., Ln., 58 DM.

Die Form der preußisch-deutschen Reichsgründung, von Bismarck dominiert, aus Kriegen hervorgegangen, hat oft dazu geführt, den hohen Anteil der Nationalbewegung an der deutschen Nationalstaatsgründung zu unterschätzen. Das mag der Grund dafür sein, daß der Nationalverein nie umfassend untersucht worden ist. Am Quellenmaterial lag es jedenfalls nicht. Der Verein hat als Organisation in beträchtlichem Umfang Dokumente hinterlassen, von zahlreichen prominenten Mitgliedern liegen Nachlässe vor, viele Staatsarchive bieten ergänzendes Material, und da der Verein die nationale Öffentlichkeit prägen wollte, hat sein Wirken in der Presse viele Spuren hinterlassen. Shlomo Na'aman hat diese zahlreichen, allerdings weit verstreuten Quellen ausgewertet und zu der umfassendsten Gesamtdarstellung verarbeitet, die dem Nationalverein je gewidmet worden ist. Im Mittelpunkt steht die politische Tätigkeit in Preußen; für die anderen Staaten, vor allem für die süddeutschen, werden eher kursorische Überblicke auf der Grundlage vorliegender Studien gegeben. Die breite Mitgliedschaft, deren Sozialprofil in den einzelnen Staaten und Orten sehr unterschiedlich gewesen ist und sich im Laufe der Zeit erheblich verändert hat, interessiert Na'aman weniger. Er konzentriert sich auf die Spitze des Vereins und auf dessen Öffentlichkeitsarbeit, die von den Vereinshonoratioren gesteuert wurde. Der Presse ist ein eigenes Kapitel gewidmet, ebenso den »verbündeten Organisationen«, zu denen er u. a. die Turn-, Wehr- und Schützenvereine rechnet. Ob sie wirklich »Satellitenorganisationen« (S. 119) waren, müßten spezielle Arbeiten klären, die es bislang nicht gibt. Den letztlich gescheiterten Versuchen des Nationalvereins, die Arbeiter und ihre Organisationen in bürgerliche Obhut zu nehmen, wird ebenfalls breiter Raum eingeräumt. Hier kann Na'aman anknüpfen an seine wichtigen Veröffentlichungen zur frühen Arbeiterbewegung, die nun gewissermaßen von der Gegen-

seite her ergänzt werden. Liest man seine Studien und Editionen im Zusammenhang, so gewinnt man einen tiefen Einblick in das politische Leben während der Reichsgründungsära und vor allem in den Wandel, der sich seit 1859 vollzog, als die nachrevolutionäre Erstarrung und die staatliche Repression endeten bzw. sich lockerten. Es war nicht zuletzt das Werk des Nationalvereins, dem neuen politischen Aufschwung ein organisatorisches Gehäuse und ein Diskussionsforum geboten zu haben.

Die erste, bis 1863/64 reichende Entwicklungsphase stellt Na'aman ausführlich dar, mit Rückblicken in die Revolutionsjahre 1848/49, die er allerdings anders wertet, als es in der neueren Literatur üblich ist. Das gilt z. B. für seine Auffassung, in Frankfurt sei ein unerfahrenes »Professorenparlament« zustande gekommen, weil sich mit der deutschen Einheit »kein Lebensinteresse« (S. 30) verbunden habe. Es trifft auch nicht zu, daß die Paulskirche »eine nur beratende Versammlung« (S. 31) gewesen sei. Wichtig ist hingegen Na'amans Nachweis, daß in den programmatischen Äußerungen des Nationalvereins der Reichsverfassung von 1849 ein integrativer Symbolwert zufiel, dessen politische Wirkkraft darin lag, daß sich unterschiedliche Erwartungen mit der Verfassung verknüpfen ließen. Zu den Gemeinsamkeiten gehörte auch, was Na'aman »deutsche Ideologie« nennt: eine protestantisch geprägte nationaldeutsche Haltung, die im Namen der Nation sich gegen äußere und innere »Feinde« richtete. Der aggressive Nationalismus, der nach der Reichsgründung entstand, sei in dieser »deutschen Ideologie«, die kleindeutsche und großdeutsche Programme gleichermaßen durchdrungen habe, vorgebildet worden. »Kleindeutsch war kein Verzichtdeutsch; Kleindeutsch war eine politische Taktik, um den Machtstaat der Zukunft auf die Beine zu stellen.« (S. 98) Wer den kleindeutschen Nationalstaat wollte, suchte zwar eine Reichsgründung ohne Österreich zu verwirklichen, »aber nachher hatte der gesamte Raum eines großen Österreich der deutschen Macht zur Verfügung zu stehen.« (Ebda.)

Ausführlich analysiert wird auch die Krise, in die der Nationalverein 1863/64 geriet, als im Krieg gegen Dänemark die Entwicklung in Schleswig und Holstein einen anderen Verlauf nahm, als der Nationalverein gehofft hatte. Nun brachen die inneren Spannungen auf, und die Linke wurde in der Vereinsspitze ausgeschaltet. Seit 1865 begann sich der alte Nationalverein dann aufzulösen, indem sein rechtsliberaler Restbestand in die Nationalliberale Partei überging, während den »demokratischen Linksliberalen« (S. 215) die analoge Gründung einer deutschen Volkspartei nicht gelang.

Diese Entwicklungsprozesse, die gescheiterten Hoffnungen und die Faktoren, die für das Scheitern verantwortlich sind, werden von Na'aman ausführlich auf breiter Quellengrundlage untersucht. Für problematisch halte ich jedoch das Leitmotiv, dem die Studie in Analogie zu einem früheren wichtigen Werk Na'amans »Die Konstituierung der deutschen Arbeiterbewegung 1862/63« (Assen 1974) folgt: »politische Konstituierung des deutschen Bürgertums«. Na'amans Werk durchzieht der Schmerz, daß diese Konstituierung nicht gelungen ist, daß Klassenparteien die Idee des klassenübergreifenden Nationalvereins so früh ablösten. Man wird aber fragen müssen, ob diese Idee einer gesamtbürgerlichen Bewegung in den 60er Jahren noch Realisierungschancen besaß. Sie stammte aus der vor-industriellen Zeit, und sie wirkte zweifellos auch noch in den 60er Jahren. Doch dieses klassenharmonische vor-industrielle Gesellschafts- und Politikmodell hatte sich bereits in der Revolution von 1848/49 als unrealisierbar erwiesen, und seit den 60er Jahren verlor es angesichts der raschen Industrialisierung vollends seine Glaubwürdigkeit. Der Nationalverein konnte diese Entwicklung nicht aufhalten. Seine – wenn auch nur wenige Jahre bestehende – große politische Bedeutung zeigt jedoch, welche enorme politisch-soziale Integrationskraft damals von der Idee des Nationalstaats ausging. Sie führte Menschen zusammen, die sehr unterschiedliche Vorstellungen vom künftigen Staat und von der künftigen Gesellschaft besaßen, im gemeinsamen Ziel Nationalstaat jedoch übereinstimmten. Das Sprachrohr dieser Gemeinsamkeit gewesen zu sein, macht die Bedeutung des Nationalvereins aus – und bezeichnet seine Grenzen. ›Das‹ deutsche Bürgertum hat sich in ihm nie politisch konstituiert, doch

keine andere Organisation hat rund ein halbes Jahrzehnt so viel zur Politisierung des Bürgertums in den deutschen Staaten beigetragen wie der Nationalverein. Dies nachgezeichnet zu haben, ist das Verdienst Shlomo Na'amans. *Dieter Langewiesche, Tübingen*

Hans-Georg Aschoff, Welfische Bewegung und politischer Katholizismus 1866–1918. Die Deutschhannoversche Partei und das Zentrum in der Provinz Hannover während des Kaiserreiches (= Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Bd. 83), Droste Verlag, Düsseldorf 1987, IX, 433 S., Ln., 78 DM.

Die vorliegende Studie wurde im Sommer 1986 der Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften an der Universität Hannover als Habilitationsschrift vorgelegt. Der Autor ist seit 1975 am dortigen Historischen Seminar tätig.

Ausgangspunkt für seine Arbeit bilden die Ereignisse im Zusammenhang mit der Auflösung des Königreiches Hannover durch Preußen im Jahre 1866. Der Verlust der eigenen Staatlichkeit wurde zum Kristallisationspunkt einer antipreußischen Sammlungsbewegung, die zunächst als Hannoverscher Wahlverein, später als Deutschhannoversche Partei einen beträchtlichen Zulauf erhielt. Im Laufe der Zeit standen sich in der preußischen Provinz Hannover praktisch zwei Wahlblöcke gegenüber: die preußen- und regierungsfreundlichen Nationalliberalen, die reichsweit im Bündnis mit den Freikonservativen Bismarcks Politik unterstützten, und ein Oppositionsblock aus Welfenpartei und dem katholischen Zentrum, der sich seit den späten 70er Jahren zur einflußreichen politischen Kraft entwickelte.

Die Einverleibung Hannovers in das preußische Herrschaftsgebiet, betont Aschoff, entsprang keiner gezielten Annexionspolitik Bismarcks. Vielmehr hatten der Sieg über Österreich 1866 und die daraus resultierende starke Stellung Preußens günstige Voraussetzungen geschaffen, die eigene Machtstellung auszubauen und zugleich dem Problem einer bedenklichen Österreich-Sympathie im Königreich Hannover entgegenzutreten. Nicht zuletzt hatten der Abbruch der Neutralitätsverhandlungen mit Preußen durch Georg V. und die Ablehnung des preußischen Ultimatums, ein Bündnis einzugehen, die Streitkräfte zu reduzieren und den preußischen Oberbefehl über die verbündeten Truppen zu akzeptieren, maßgeblich dazu beigetragen, das Ziel der deutschen Einigung auch über das Königreich und seine territorialen wie dynastischen Rechte hinweg zu verwirklichen.

Die Mißbilligung dieser Annexionspolitik wurde zur Hauptgrundlage der welfischen Oppositionsbewegung. Über dies hinaus verbanden die Reichstagskandidaten allenfalls vage föderalistische Zielsetzungen wie die Eindämmung des preußischen Zentralismus und die Aufrechterhaltung eigenständiger regionaler Rechte und tradierter Einrichtungen. Trotz der föderalistischen und christlich orientierten Grundausrichtung der DHP, die sie in zeitweilig enge Verbindung zur Zentrumspartei brachte, fehlte ihr letztlich eine klare programmatische Ausrichtung, wie sie der politische Katholizismus oder die Arbeiterbewegung besaßen. Grundsätzlich konservativ ausgerichtet, blieb doch das einzig bindende Element für Parteimitglieder wie ihre Wählerschaft die Restaurationsforderung für das hannoversche Königreich.

Aschoff geht im Verlauf seiner Arbeit detailreich der Entstehung und Entwicklung, den Organisationsstrukturen und der Programmatik der Deutschhannoverschen Partei während des Kaiserreiches und ihren Beziehungen zur Zentrumspartei nach. Es geht ihm darum, nicht nur die Umstände aufzuzeigen, die eine Zusammenarbeit der heterogenen Gruppierungen ermöglichten, sondern auch die Gründe, die schließlich zur Aufkündigung des politischen Zweckbündnisses führten. Daneben geht der Autor zugleich den Besonderheiten des »niedersächsischen« Regionalismus und Partikularismus nach.

Er hat sich damit der mühseligen Aufgabe unterzogen, einen bisher vernachlässigten Bereich der hannoverschen Geschichte trotz einer vergleichsweise ungünstigen Literatur- und Quellenlage aufzuarbeiten. Den unwiderbringlichen Verlust des Parteiarchivs der DHP etwa – praktisch blieben nur einige verstreute Zeitungsausschnittsammlungen erhalten – gleicht der Verfasser zu einem guten Teil durch die Heranziehung von Ersatzquellen aus. Als aussagekräftig erwiesen sich neben Regierungsakten, stenographischen Berichten der verschiedenen Abgeordnetenhäuser und Parteizeitungen vor allem Bestände des Königlichen Hausarchivs in Gmunden und Nachlässe herausragender Parteimitglieder der DHP. Für die Darstellung der Beziehungen zur Zentrumspartei zog der Autor hannoversche Parteiblätter heran. Auch hier fehlten einschlägige Primärquellen.

Die Gründe für den Niedergang der Welfenpartei schon in den 90er Jahren sieht Aschoff vor allem in der wachsenden Akzeptanz des außen- und innenpolitisch erstarkenden deutschen Nationalstaats. Das die verschiedenen politischen Richtungen zeitweise zusammenführende Anti-Preußentum und der Kampf um die Wiedergewinnung eines selbständigen welfischen Territoriums reichten für eine dauerhafte Bindung zwischen Konservativen, Katholiken, Liberalen und Arbeitern nicht aus. Hatte die DHP in dieser Region zunächst noch Unterstützung von Parteien und Gruppen erhalten, die durch ihre gemeinsame Opposition zur Regierung zusammengehalten wurden, so schreckte die Entwicklung der DHP zur ausschließlich hannoverschen Regionalpartei langfristig doch viele Wähler ab, sei es, weil sie inzwischen die Nationalstaatlichkeit guthießen oder als Katholiken ohnehin ultramontan orientiert waren und in der vom Kulturkampf geprägten Atmosphäre um ihre Eigenständigkeit in einem welfisch-protestantisch dominierten Königreich fürchteten.

Die grundsätzlich konservative Ausrichtung der Partei half ihr über den zunehmenden Verlust an Wählern nicht hinweg. Weder hatte sie wie das Zentrum einen starken Rückhalt in einem weitverzweigten Vereinswesen, noch erhielt sie wie die Konservativen und Nationalliberalen Unterstützung durch den staatlichen Verwaltungsapparat.

Bei der Analyse der zeitweilig großen Anziehungskraft der welfischen Partei für Wähler aller Schichten bemüht sich Aschoff, die globalen politischen und wirtschaftlichen Zusammenhänge miteinzubeziehen, im einzelnen stößt er jedoch oft auf quellenbedingte Grenzen, so daß Fragen zur Sozialstruktur der Partei, zu den leitenden Orientierungen ihrer Mitglieder und ihren Beweggründen für die Unterstützung der Partei kaum beantwortet werden können.

Über seinen eigentlichen Untersuchungszeitraum hinaus schließt der Autor seine Arbeit mit einem Ausblick auf die Entwicklung der DHP in der Weimarer Republik, in der sie als eine der zahlreichen bürgerlich-mittelständischen Interessenparteien der NSDAP im Gefolge der Weltwirtschaftskrise erhebliche Wählerschichten zuführte. Der welfisch-adlige Führungskern der DHP blieb gegen den Nationalsozialismus jedoch weitgehend resistent.

Der rapide Niedergang der Partei in den 20er Jahren hatte seinen Ausgang bei der Vorabstimmung für eine Wiederherstellung eines selbständigen Landes Hannover genommen. In der davon betroffenen Region hätte mindestens ein Drittel der Bevölkerung einen Volksentscheid über diese Frage fordern müssen. Nur 25,5 % der Wahlberechtigten sprachen sich jedoch dafür aus. Im Gefolge dieser politischen Niederlage, die der DHP praktisch ihre Argumentations- und Berechtigungsgrundlage entzog, sank ihr Stimmenanteil von 1924 noch 14,9 % auf 2,5 % im Jahre 1932.

Nach dem Zweiten Weltkrieg stand die »Niedersächsische Landespartei«, später »Deutsche Partei«, in personeller und zum Teil auch programmatischer Kontinuität zur alten DHP. Mit der Gründung des Landes Niedersachsen im Jahre 1946 wurden die welfischen Forderungen jedoch zum großen Teil eingelöst, und die Partei verlor erneut ihre Argumentationsgrundlage. Langfristig ging sie schließlich in der niedersächsischen CDU auf.

Mit der Darstellung der Geschichte der DHP während des Kaiserreichs, wobei die Beziehungen zwischen Welfen und Katholiken im Mittelpunkt stehen, hat Aschoff einen wichti-

gen Beitrag zur Geschichte Hannovers vorgelegt. Im Anhang sind die Reichstagswahlergebnisse in den hannoverschen Wahlkreisen für den Zeitraum 1867 bis 1912, die Namen der DHP-Kandidaten und der jeweiligen Gegenkandidaten samt ihrer erreichten absoluten Stimmenzahl beigefügt. *Doris von der Brelie-Lewien, Göttingen*

Wolfgang R. Krabbe, Kommunalpolitik und Industrialisierung. Die Entfaltung der städtischen Leistungsverwaltung im 19. und frühen 20. Jahrhundert: Fallstudien zu Dortmund und Münster (= Schriften des Deutschen Instituts für Urbanistik, Bd. 74), Verlag W. Kohlhammer/Deutscher Gemeindeverlag, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1985, 397 S., kart., 48 DM.

Das Forschungsinteresse an der Geschichte von Verstädterung und Urbanisierung hat sich in den letzten Jahren in deutlicher Weise in Richtung auf die Frage nach dem Anteil der kommunalen Dienstleistungen und Daseinsvorsorgemaßnahmen an diesen Prozessen erweitert. Indiz dafür ist u. a. die Einrichtung eines einschlägigen Schwerpunktprogramms durch die DFG »Die Stadt als Dienstleistungszentrum« 1986/87. Mit der hier anzuzeigenden Dortmunder Habilitationsschrift von Krabbe liegt ein erster umfassenderer Versuch vor, durch die exemplarische Untersuchung der beiden unterschiedlich strukturierten Städte Dortmund und Münster einen Beitrag zur Aufhellung des Fragenkomplexes zu liefern, welches die sozioökonomischen Herausforderungen an die Adresse der Städte seit dem frühen 19. Jahrhundert waren, auf welcher (rechtlichen, personellen, materiellen, evtl. auch ideologischen) Grundlage, wie und mit welchen Mitteln sie darauf reagiert haben, welche innovativen Potentiale dabei freigesetzt wurden und wie die Ergebnisse und Folgen der gewaltigen Ausweitung der kommunalen Daseinsvorsorge und Leistungsverwaltung bis zum Ersten Weltkrieg im Rahmen moderner Urbanisierungsgeschichte wie auch im Kontext der Entstehung und Durchsetzung sozialstaatlicher Prinzipien zu bewerten sind.
Krabbe will mit seiner Arbeit ausdrücklich über die bereits vorhandenen Darstellungen des kommunalpolitischen Potentials hinaus kommen und den kommunalpolitischen »Verhandlungs- und Entscheidungsprozeß« als solchen, d. h. die »Entfaltung der Leistungsverwaltung [. . .] in ihrer ganzen Bandbreite« (S. 6) untersuchen. Zu diesem Zweck stellt er seinen Fallstudien ein Überblickskapitel voran, welches sich ganz allgemein mit den Zielen und Funktionen der kommunalen Selbstverwaltung, mit den drei unterschiedlichen Kategorien von Leistungsverwaltung (polizeiliche Gemeindeanstalten, kommunale Gewerbebetriebe, sozialpolitische Anstalten, vgl. S. 22) und mit den Tendenzen zur Professionalisierung bzw. Bürokratisierung sowie zu einem »Munizipalsozialismus« in den deutschen Städten bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts beschäftigt. Es folgt eine Darstellung der strukturellen und kommunalpolitischen Grundlagen Dortmunds und Münsters im 19. Jahrhundert, ehe Krabbe dann in seinem dritten Kapitel, dem eigentlichen Hauptkapitel der Arbeit, ausführlich die Entstehung, Kommunalisierung und wirtschaftliche Bedeutung der jeweiligen »Gemeindebetriebe« (von den Wasserwerken bis zu den Stadthäfen) behandelt. Den »sozialpolitischen Anstalten«, d. h. den Daseinsvorsorgemaßnahmen im engeren Sinn (z. B. den Anstalten der Armenpflege, den Arbeitsnachweisen, Sparkassen und Leihanstalten, Krankenhäusern) widmet der Verfasser dagegen nur ganze acht Seiten. Die Arbeit schließt mit einer Analyse der Finanzpolitik in den beiden Städten, die er von vornherein als »Funktion der Leistungsverwaltung« interpretiert: Die Frage nach »Henne oder Ei« wird also gleich klar beantwortet, was immerhin m. E. diskussionswürdig ist, da man umgekehrt durchaus einen Teil der Leistungsverwaltung auch als Funktion der Finanzpolitik verstehen kann.
Insgesamt identifiziert Krabbe drei deutlich voneinander unterscheidbare Etappen auf dem Weg von der älteren Vermögens- bzw. Hoheitsverwaltung und Honoratiorenselbstverwal-

tung zur modernen bürokratisierten Leistungsverwaltung: der Vormärz als Phase nur langsamer Etablierung bürgerlicher Selbstverwaltung, die anschließenden Jahrzehnte bis Ende der 1870er Jahre als eigentliche Umbruchperiode, in der kommunale Initiativen noch neben privaten standen, und schließlich die Jahre bis zum Ersten Weltkrieg, in denen – so der Verfasser – das Bürgertum die in der kommunalen Selbstverwaltung verborgenen Möglichkeiten voll angenommen und die sich entfaltende Leistungsverwaltung »im Zeichen des Munizipalsozialismus« eingerichtet habe (S. 367). Ein solches Gesamturteil, gewonnen im wesentlichen an zwei Städten, die – trotz vieler im wesentlichen »nur quantitative[r] Unterschiede« im einzelnen (S. 368) – recht ähnliche Handlungsspielräume, was ihre »Munizipalisierungsfreundlichkeit« wie -möglichkeit, aber auch ihre recht günstige Finanzausstattung u. ä. angeht, besaßen, dürfte manchen Urbanisierungshistoriker zu Gegenfragen provozieren. Abgesehen von dem mit Blick auf die deutschen Verhältnisse umstrittenen Begriff des »Munizipalsozialismus« und der Frage, wer denn um 1900 jenes »Bürgertum« gewesen sei, scheint hier die innere Differenziertheit des gesamten sich in rasantem Umbruch befindlichen Städtesystems zu wenig transparent zu werden. Zwar weist Krabbe ganz am Rande gelegentlich auf erheblich weniger entwickelte und z. B. hochverschuldete Städte hin (vor allem Gelsenkirchen, S. 363), doch wird die sich vor dem Ersten Weltkrieg brisant zuspitzende und zu vielerlei Mißständen führende Polarität zwischen den »reichen« und den vielen »armen« Städten eher überdeckt, wenn Krabbe schon auf den ersten Seiten seiner Arbeiten mitteilt, einzelne Unterschiede im Bereich der Daseinsvorsorge zwischen den Städten verblaßten angesichts der »strukturellen Ähnlichkeiten des kommunalpolitischen Prozesses« (S. 7), und dieses Urteil ohne explizite Differenzierung im Grunde bis zum Schluß durchhält. Der Grund dafür ist m. E. darin zu suchen, daß der Verfasser sehr stark die kommunalen Wirtschaftsbetriebe und nur sehr viel weniger die »sozialpolitischen Anstalten« in den verschiedenen Stadttypen im Auge hat. Sein Ziel, auch und gerade die substantielle Veränderung der Existenzgrundlage der Stadtbewohner herauszuarbeiten (S. 6), erreicht er dementsprechend nur eher partiell, nämlich insofern die Gemeindebetriebe daran Anteil hatten. Jene krassen Defizite, die um 1900/1910 in »jungen« Industriegroßstädten gerade im Bereich der Daseinsvorsorge bestanden und später – direkt nach dem Ersten Weltkrieg – Erzberger eines seiner Hauptargumente für dessen geradezu säkulare Umstrukturierung des gesamten kommunalen Steuersystems lieferten, fallen so weitgehend durch das Netz der Analyse. Dennoch: Mit Blick auf das von ihm für die Entwicklung der Leistungsverwaltung gewählte engere »Paradigma« der Gemeindebetriebe bietet Krabbe mit seiner Arbeit eine in dieser Form und Gründlichkeit zweifellos innovatorische und entsprechend anregende Studie, die nun sowohl durch vergleichbare Analysen anders strukturierter Städte als auch durch eine intensivere Untersuchung kommunaler Daseinsvorsorgemaßnahmen und ihrer Wirkungen auf die unterschiedlichen sozialen Schichten in diesen Städten ergänzt werden müßten – dies mit dem Ziel, die weiterhin offene Frage zu beantworten, in welchem Umfang die Städte an der »Erfindung« sozialstaatlicher Prinzipien und Einrichtungen vor dem Ersten Weltkrieg beteiligt waren. *Jürgen Reulecke, Siegen*

Hans Jürgen Teuteberg (Hrsg.), Durchbruch zum modernen Massenkonsum. Lebensmittelmärkte und Lebensmittelqualität im Städtewachstum des Industriezeitalters (= Studien zur Geschichte des Alltags, Bd. 8), F. Coppenrath Verlag, Münster 1987, XI, 397 S., geb., 44 DM.

Der Band präsentiert erste Ergebnisse des Projekts, das der Herausgeber im Rahmen des Sonderforschungsbereichs 164 »Vergleichende geschichtliche Städteforschung« von 1984 bis 1986 betrieben hat.

Dem einführenden Aufsatz von *Hans Jürgen Teuteberg* folgen sieben Beiträge, die jeweils einzelnen Aspekten der Entwicklung städtischer Lebensmittelversorgung vom 18. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts nachgehen. Ihr zeitlicher Schwerpunkt liegt in den Jahren 1850 bis 1914.

Mit der staatlichen und kommunalen Lebensmittelpolitik setzen sich drei Beiträge auseinander. *Michael Huhn* (»Zwischen Teuerungspolitik und Freiheit des Getreidehandels: Staatliche und städtische Maßnahmen in Hungerkrisen 1770–1847«, S. 37–89) untersucht den Entscheidungshintergrund obrigkeitlicher Maßnahmen gegen Nahrungsmittelteuerungen am Beispiel des Fürstbistums Münster. Nach einer Darstellung des Katalogs überlieferter Einzelmaßnahmen, die die Verwaltungen im 18. Jahrhundert in Teuerungskrisen durchzuführen pflegten, skizziert er die gegensätzlichen Positionen der »Teuerungspolitiker« und der »Freihändler«, d. h. der Staatseingriffen eher zu- bzw. abgeneigten zeitgenössischen Beobachter beim Umgang mit dem Problem der Nahrungsmittelteuerung. Dabei stellt er fest, daß die freihändlerische Position im Untersuchungszeitraum allmählich an Boden gewann. Die Schilderung obrigkeitlicher Maßnahmen angesichts der Hungersnot von 1770/72, im Verlauf der Auseinandersetzungen um die Marktordnung der Stadt Münster zwischen 1818 und 1847 sowie während der Hungersnot von 1845/47 führt zu dem Ergebnis, daß sich im Rückblick eine zunehmende Durchsetzung von Marktgesichtspunkten beim Umgang auch der Behörden mit dem Teuerungsproblem abgezeichnet habe, ohne daß eine eindeutige Abkehr von der traditionellen Teuerungspolitik vollzogen worden sei.

Der Beitrag von *Karl-Peter Ellerbrock* (»Lebensmittelqualität vor dem Ersten Weltkrieg: Industrielle Produktion und staatliche Gesundheitspolitik«, S. 127–188) beschäftigt sich mit den Auswirkungen der industriellen Massenproduktion von Lebensmitteln auf deren Qualität und dem entstehenden staatlichen Kontrollapparat zur Qualitätsüberprüfung der Nahrungsmittel im Kaiserreich. Als Einzelbeispiele, die in diesem Zusammenhang zu öffentlichen Diskussionen und Maßnahmen führten, untersucht der Autor die Debatten um die Konservierung und Färbung von Lebensmitteln, die Festsetzung von zulässigen Beimengungen und die Deklarationspflicht. Die Arbeit stützt sich unter anderem auf die Akten des Kaiserlichen Gesundheitsamts, das nach seiner Gründung 1876 zum wichtigsten Organ staatlicher Lebensmittelkontrolle wurde. Als Fazit wird herausgestellt, daß die Positionen der staatlichen Lebensmittelkontrolle und der Nahrungsmittelindustrie nicht allzu weit voneinander entfernt waren: Das Gesundheitsamt fällte seine Entscheidungen über Eingriffe in die Lebensmittelproduktion z. T. unter dem Primat des Verbraucherschutzes, jedoch auch unter Berücksichtigung wirtschaftlicher Gesichtspunkte; und die Nahrungsmittelindustrie hatte zur Sicherung ihres Absatzes angesichts der erhöhten öffentlichen Sensibilität für die Frage der Nahrungsmittelqualität ein Interesse daran, ihre Produkte nicht als Gesundheitsrisiken für die Konsumenten diskutieren zu lassen.

Der dritte Beitrag mit dem Schwerpunkt Lebensmittelpolitik von *Anne Roerkohl* (»Die Lebensmittelversorgung während des Ersten Weltkrieges im Spannungsfeld kommunaler und staatlicher Maßnahmen«, S. 309–370) skizziert die Interessenwidersprüche zwischen Reich und Kommunen bei der Durchführung der Nahrungsmittelbewirtschaftung im Ersten Weltkrieg bis Herbst 1917 und deren Auswirkungen auf die Versorgung der städtischen Bevölkerung. Auf der Grundlage der Aktenbestände und Kriegsstatistiken des Deutschen Städtetags kommt die Verf. zu Ergebnissen, die das bereits in groben Zügen bekannte Bild der Bewirtschaftungspolitik zwischen 1914 und 1918 bestätigen: Die zunehmend zentralisierte Nahrungsmittelverteilung war nicht in der Lage, das Existenzminimum für die städtische Bevölkerung bereitzustellen oder auch nur den Nahrungsmittelmangel gleichmäßig zu verteilen. Das war zum einen dadurch bedingt, daß die Versorgung des Heeres grundsätzlich Vorrang genoß und die für die Zivilbevölkerung verbleibende Menge an Lebensmitteln infolge des föderativen Aufbaus des Reichs keiner effizienten Verteilung zugängig war; zum andern und vor allem aber lag das Problem darin, daß auch die wirkungsvollste Bewirtschaftung das De-

fizit nicht ausgleichen konnte, das durch den Ausfall der Importe an Nahrungsmitteln mit Kriegsbeginn entstanden war.

In den vier weiteren Detailstudien werden jeweils einzelne Aspekte des Nahrungs- und Genußmittelverbrauchs im Rahmen der sich herausbildenden Massenkonsumgesellschaft zum Thema gemacht. *Dieter Burgholz* (»Privater Lebensmittelverbrauch und kommunale Lebensmittelvorsorge während der Urbanisierung Preußens«, S. 91–126) untersucht das Konsumniveau preußischer Städte in der Mitte des 19. Jahrhunderts auf der Grundlage der dort erhobenen Mahl- und Schlachtsteuer. Auf der Basis der vom Königlich Preußischen Statistischen Bureau publizierten Steuerdaten bestimmt der Autor das städtische Konsumniveau zwischen 1838 und 1861. Er kommt zu dem Ergebnis, daß die Städte des Rheinlands, Brandenburgs und Schlesiens in diesem Zeitraum mit ihrem relativ hohen Weizen- und Fleischverbrauch an der Spitze des Konsumniveaus lagen und daß der Pro-Kopf-Verbrauch der Städter an Weizen, Fleisch und Roggen – dem dritten Parameter für die Verbrauchshöhe – deutlich höher lag als derjenige der Landbevölkerung: Der Anstieg des durchschnittlichen Pro-Kopf-Verbrauchs in den Jahren um die Jahrhundertmitte beruhte auf der Vorreiterrolle der Städte bei der Steigerung des Konsumniveaus. Die sich anschließende Untersuchung einzelner größerer Kommunen von 1840 bis 1842 ergibt vier Verbrauchstypen, an denen sich der allmähliche Übergang von einer primär auf Roggen zu einer vermehrt auf Weizen und Fleisch basierenden Ernährung ablesen läßt. Der Aufsatz endet mit einer kurzen Übersicht über die Ausstattung preußischer Städte mit Einrichtungen zur Lebensmittelkontrolle und -versorgung, also Wochenmärkten, Markthallen, Schlachthöfen und kommunalen Ämtern zur Lebensmitteluntersuchung.

Heinrich Tappe (»Der Kampf gegen den Alkoholmißbrauch als Aufgabe bürgerlicher Mäßigkeitsbewegung und staatlich-kommunaler Verwaltung«, S. 189–235) skizziert die Ergebnisse, die die Erforschung der Geschichte des Alkoholkonsums und des gesellschaftlichen Umgangs mit dieser Alltagsdroge in den letzten Jahren erbracht hat. Davon ausgehend, untersucht der Autor u. a. auf der Basis rheinländischer und westfälischer Kreis- und Regierungsbezirksakten die Reaktionen der Behörden auf das soziale Problem Alkohol im Kaiserreich. Er zeigt auf, daß nach der Jahrhundertwende die Behörden – analog der Entwicklung in den Wissenschaften, die das Alkoholproblem immer weniger in der Sprache der Moral und immer häufiger als Krankheitsmodell diskutierten – im Umgang mit Trunksüchtigen und Trinkern zunehmend von Repressionen und Strafen abgingen und sich präventiven und medizinischen Ansätzen öffneten.

In dem Aufsatz »Die Brauwirtschaft Westfalens: Ein Wegbereiter modernen Getränkekonsums« (S. 237–275) – dessen Titel eher ins Umfeld einer Hochglanz-Werbebroschüre gepaßt hätte – untersucht *Angela Zatsch* Standortverteilung und -verlagerung der westfälischen Brauereien im Industrialisierungsprozeß. Die Verf. schildert den Konzentrationsprozeß im Braugewerbe seit der Jahrhundertmitte, der in den 1870er Jahren in einen Verdrängungskampf der größeren städtischen gegen die kleinen ländlichen Brauereien mündete, in dessen Rahmen der Einführung des untergärigen Brauverfahrens besondere Bedeutung zukam. Auf der Grundlage dieser neuen Brautechnik war die Belieferung eines überregionalen Markts möglich; Westfalen wurde in der Folgezeit zu einem der wichtigsten Bierproduktionsgebiete Preußens.

Die Anzeigenwerbung für Lebens- und Genußmittel um die Jahrhundertwende untersucht *Kirsten Schlegel-Matthies* (»Anfänge der modernen Lebens- und Genußmittelwerbung: Produkte und Konsumgruppen im Spiegel von Zeitschriftenannoncen«, S. 278–308). Aus vier auflagenstarken illustrierten Familien- und Massenzeitschriften hat die Verf. die Annoncen für Sekt, Margarine und Schokolade bzw. Kakao ausgewählt, um an ihnen die Plazierung, Gestaltung und präsentierten Warenimages zu analysieren.

Die Detailstudien sind materialreich und fügen dem seit einigen Jahren stärker in den Mittelpunkt geschichtswissenschaftlicher Forschungen gerückten Gegenstand »Entstehung und

Entwicklung der Massenkonsumgesellschaft« weitere Facetten bei. Was zu wünschen übrig bleibt, wäre neben einer Straffung der z. T. recht umfangreichen Beiträge – die u. a. durch Auslassung zahlreicher überflüssiger wörtlicher Zitate (s. z. B. S. 62 f., 147 f., 170 f., 183 f., 245 f., 282, 328, 353) ohne inhaltliche Verkürzungen möglich gewesen wäre – eine stärkere Einbindung in einen übergeordneten Interpretationsrahmen. Die Verknüpfung der Aufsätze bleibt auf die formale Ebene einer gemeinsamen Literaturliste (S. 375–397) und eines Verzeichnisses der Tabellen und Abbildungen beschränkt, während das Fehlen eines interpretatorischen »roten Fadens« sich in einem spürbaren Defizit an formulierten Fragestellungen niederschlägt. Am deutlichsten wird dies im einleitenden Aufsatz des Projektleiters und Herausgebers *Hans Jürgen Teuteberg* (»Zum Problemfeld Urbanisierung und Ernährung im 19. Jahrhundert«, S. 1–36). Der dort erhobene Anspruch, den Orientierungsrahmen für die Einordnung der einzelnen präsentierten Untersuchungsergebnisse in den historischen Kontext zu geben (S. 22), wird nicht eingelöst. Bei den formulierten »Neue[n] leitende[n] Fragestellungen« (S. 31–36) handelt es sich um einen Katalog von Forschungsgegenständen und Themenbereichen aus dem Gesamtkomplex Urbanisierung und Ernährung, nicht aber um strukturierende Leitlinien. Der Meinung des Projektleiters, die vorgestellten Aufsätze stünden nur »scheinbar auf den ersten Blick etwas unverbunden nebeneinander«, würden jedoch »durch das theoretische Konzept der ›Nahrungskette‹ bzw. ›Nahrungswirtschaft‹ innerlich zusammengehalten« (S. 35), kann man sich schwerlich anschließen, da die forschungsleitenden Thesen, die sich aus diesen beiden zitierten Begriffen ergeben könnten, ungenannt bleiben.

Es mag mit dieser Vagheit der Themenstrukturierung zusammenhängen, daß der Titel des Sammelbandes durch die im Detail durchaus ergiebigen Einzelbeiträge mit einem Fragezeichen versehen wird: Sie schildern weniger den »Durchbruch« des Massenkonsums als dessen langen Marsch durch die Institutionen und die Gesellschaft. *Ute Daniel, Siegen*

Barbara Hahn, Der geförderte Wohnungsbau in Mannheim 1850–1985 (= Südwestdeutsche Schriften, Bd. 3), Institut für Landeskunde und Regionalforschung der Universität Mannheim, Mannheim 1986, 236 S., brosch., 27 DM.

In dieser vom Institut für Landeskunde und Regionalforschung der Universität Mannheim veröffentlichten Schrift geht es um die entwicklungsgeschichtliche Darstellung des subventionierten Wohnungsbaus in Mannheim. Die Arbeit beruht auf gedruckten Materialien (z. B. statistische Berichte, Geschäftsberichte, Verwaltungsberichte). Es handelt sich um eine meist an äußeren Merkmalen orientierte Bestandsaufnahme. Theoretische Überlegungen fehlen, politische Umbrüche und ihre Auswirkungen auf den staatlich unterstützten Wohnungsbau werden nicht thematisiert; die empirischen Ergebnisse bleiben zusammenhanglos.

Am relativ dichtesten ist jener Teil der Arbeit, der die Bundesrepublik behandelt. Doch gelingt es nicht, die allgemeinen Entwicklungslinien der bundesrepublikanischen Wohnungspolitik mit dem konkreten Beispiel des Mannheimer subventionierten Wohnungsbaus zu verzahnen. Ein Institut, das gegründet wurde, »um die interdisziplinäre Forschung im südwestdeutschen Raum zu fördern«, hätte auch darauf dringen müssen, daß die einschlägige historiographische, architekturgeschichtliche, soziologische und politikwissenschaftliche Literatur bei der Bearbeitung dieses Themas herangezogen wird. Da dies nicht erfolgt ist, reduziert sich der Wert des Buches auf die Ausbreitung teilweise durchaus interessanten Materials, das für Vergleichsstudien »brauchbar« sein könnte.

Adelheid von Saldern, Hannover

Harald Bodenschatz, Platz für das Neue Berlin! Geschichte der Stadterneuerung in der »größten Mietskasernenstadt der Welt« seit 1871 (= Studien zur neueren Planungsgeschichte, Bd. 1), Berlin 1987, 285 S.

Der Autor nimmt sich eines reizvollen Themas an, nämlich der Geschichte der Mietskasernenviertel Berlins. Bekanntlich wurde der Bau der Mietskasernen im späten 19. Jahrhundert schon unter Zeitgenossen zu einem Symbol für städtebauliche Fehlentwicklung. An der sozialen und ästhetischen Kritik änderte sich auch nichts in der Weimarer Zeit, im Gegenteil. – Im Dritten Reich sollten dann die Mietskasernenblöcke durch »Entkernung« aufgelockert und dabei gleichzeitig von kommunistischen und sonstigen unliebsamen Bewohner(inne)n »gesäubert« werden. Das meiste blieb jedoch im Planstadium stecken. Nach 1945 sahen die Städtebauer eine große Chance, mit der nunmehr teilzerstörten Mietskasernenstadt endlich »abzurechnen«. Doch die Realität sah anders aus: Die Mietskasernenviertel wurden wieder »instandgesetzt«. Erst Anfang der 60er Jahre ging die gut 50jährige Periode einer eher »platonischen Kritik« an der Mietskasernenstadt endgültig zu Ende: Als Gegenstück zum euphorischen Bau von Großsiedlungen an der Stadtperipherie in den 60er und frühen 70er Jahren kam es nunmehr zu einer »Kahlschlagsanierung« alter Mietskasernenviertel. Auch als später diese Art von Stadt»erneuerung« scharf kritisiert wurde, ging der Abriß einzelner Häuserblocks weiter.

Bodenschatz möchte mit seiner Analyse am Berliner Beispiel zeigen, daß die Mietskasernenviertel im Laufe ihrer Geschichte ihren Tausch- und Gebrauchswert sowie ihre Bedeutung für die Menschen veränderten. So habe die ursprünglich angebrachte Kritik an der Mietskaserne später einen Teil ihrer Berechtigung verloren, nachdem sich nämlich die gesellschaftlichen und kulturellen Rahmenbedingungen verändert hatten (z. B. Senkung der Wohndichte). Die Planer der 60er und frühen 70er Jahre erkannten nicht (oder zu spät) die wachsende kulturelle Bedeutung der Mietskasernen für die darin lebenden Menschen. Bodenschatz' Kritik an der »Kahlschlagsanierung« beruht auf der Prämisse, man müsse die spezifischen Qualitäten einer ungleichzeitig gewachsenen Stadt akzeptieren und für deren Erhaltung sorgen, was allerdings eine »sachte Bestandserneuerung« (in Abstimmung mit den Bewohner[inne]n) keineswegs ausschließt. Bodenschatz' Arbeit zeigt die Bedeutung historischer Zusammenhänge für aktuelles Handeln. Dabei sind auch Historiker(innen) gefordert: Es gilt – stärker, als es in dieser Studie offensichtlich möglich war –, die Funktions- und Bedeutungsveränderungen eines Quartiers für die darin lebenden Menschen in ihrem prozeßhaften Charakter und in ihren jeweiligen zeitspezifischen Ausprägungen zu rekonstruieren. Bodenschatz geht selbst mehr von einem politisch-ökonomischen sowie stadtplanerischen Ansatz aus. Dabei gelingt es ihm, die allgemeine Ebene mit der konkreten (durch die Analyse von Einzelbeispielen) zu verschränken, wenngleich Nichtfachleute es vielleicht manchmal nicht leicht haben werden, den genauen Stellenwert der Beispiele und die Hauptaussagen des betreffenden Kapitels »auf Anhieb« herauszufinden. Gleichwohl handelt es sich um ein ertragreiches Buch, und zwar für verschiedene fachwissenschaftliche Disziplinen.

Adelheid von Saldern, Hannover

Werner Sengenberger, Struktur und Funktionsweise von Arbeitsmärkten. Die Bundesrepublik Deutschland im internationalen Vergleich (= Arbeiten aus dem Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung e. V., ISF, München), Campus Verlag, Frankfurt/New York 1987, 343 S., kart., 48 DM.
Toni Pierenkemper, Arbeitsmarkt und Angestellte im Deutschen Kaiserreich 1880–1913, Interessen und Strategien als Elemente der Integration eines segmentierten Arbeitsmarktes (= Vierteljahrshefte für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Beihefte, Nr. 82), Franz Steiner Verlag Wiesbaden, Stuttgart 1987, 391 S., kart., 88 DM.

Das Buch von *Sengenberger* wird man vielleicht mehrere Male lesen müssen, um seinen Wert richtig würdigen zu können. Nicht, weil es schwer verständlich wäre, sondern gerade umgekehrt, weil es sich so leicht liest, daß man mitunter den Verdacht nicht loszuwerden vermag, womöglich doch die entscheidenden Kontroversen der zeitgenössischen Arbeitsmarktforschung überlesen zu haben. Klar gegliedert in drei Hauptteile (A. Arbeitsmarkt und Arbeitsmarktsegmentation – konzeptionelle Grundlagen; B. Teilarbeitsmärkte; C. Teilarbeitsmärkte und Gesamtarbeitsmarkt), mit einem die Gesamtproblematik heutigen Arbeitsmarktgeschehens und theoretischer Erklärungsversuche einleitenden Aufriß (S. 13–28) sowie einer kurzen Zusammenfassung (S. 317–328) versehen, vermittelt das Buch den Eindruck, von einem intimen Kenner der zeitgenössischen Arbeitsmarktforschung geschrieben worden zu sein. In der Tat zählt der Autor, Mitarbeiter des Münchener Instituts für Sozialwissenschaftliche Forschung und derzeit mit der Leitung eines Forschungsprojektes zum industriellen Strukturwandel beim Internationalen Arbeitsamt Genf befaßt, seit mehr als einem Jahrzehnt zu den bekanntesten und renommiertesten Forschern auf diesem Sektor (siehe auch sein früheres Buch: Der gespaltene Arbeitsmarkt, 1978).
Aber wer die heutigen, z. T. hoch elaborierten, formaltheoretisch anspruchsvollen und dennoch in höchstem Maße kontroversen Arbeitsmarktmodelle (incl. komplizierter ökonometrischer Schätzungen und Kohortenanalysen) kennt, der mag erstaunt – ja womöglich auch ein wenig erleichtert – sein, daß ein Experte solch eine – prima vista leicht verdauliche – »Summa« zur Struktur und Funktionsweise des bundesrepublikanischen Arbeitsmarktes im internationalen Vergleich vorlegt, die wohl auch Fachfremde nicht gleich beim ersten Eindruck abschrecken dürfte. Es war dies augenscheinlich eines der Hauptanliegen von Sengenberger, wie den Schlußsätzen des Vorwortes zu entnehmen ist: nicht nur die kleine Schar der Arbeitsmarktforscher, sondern vielmehr auch jene anzusprechen, die als Lehrende oder Studierende, Politiker oder Arbeitsverwaltungsangehörige oder auch als Interessengruppenvertreter an Arbeitsmarktproblemen interessiert sind. Wenn der Autor sich bei dieser Zielgruppe vorbeugend für dennoch verbleibenden »Jargon« entschuldigt, so kann ihm in dieser Hinsicht m. E. weitestgehend Absolution erteilt werden – den immer minimal interessierten Leser vorausgesetzt, mag sich dieses Buch künftig bestens eignen für Lehrzwecke, nicht zuletzt wegen seiner schon hervorgehobenen klaren Durchstrukturierung. Ein verlegerisches Manko stellt insofern ein fehlendes Sachregister dar.
Auch eines der beiden, von Sengenberger selbst angeführten Hauptziele dürfte erreicht sein: Die Methode des internationalen Vergleiches (für die der Münchener Forscher einige Kompetenzen aufzuweisen hat) soll und kann in der Form, wie sie didaktisch genutzt wurde, den Blick weiten und eine ausschließlich binnennationale oder lokale Perspektive relativieren. Ob allerdings das andere Hauptziel in gleichem Maße realisiert werden konnte, scheint hingegen fraglich: Auch die Arbeitsmarktstrukturtheorie sollte mit diesem Buch weiter ausgebaut werden (S. 9), was Sengenberger durch Zusammenführung und Synthetisierung »eigener und fremder Forschungsarbeiten« seit etwa 1975/78 zu erreichen suchte. Zumindest läßt der Band nicht ersichtlich werden, ob und inwieweit mit ihm zugleich ein originärer Forschungsansatz eröffnet wird. Mein Eindruck ist nach erstmaliger Lektüre, daß mit dieser Pu-

blikation kein Forschungsbericht in dem für die heutige Forschungspraxis üblichen Anspruch – Untersuchung bestimmter Phänomene / Tatbestände hinsichtlich ihrer bislang noch nicht (hinreichend) erschlossenen Ursachen – vorgelegt worden ist, sondern vielmehr und eher ein gelungener, wohlkomponierter Bericht über die unterdessen sehr facettenreiche Arbeitsmarktforschung. Nicht über *die* Arbeitsmarktforschung schlechthin, sondern hier – dies verbirgt Sengenberger keineswegs, ja verdeutlicht diese Überzeugung in der Einleitung stark – hauptsächlich über die segmentationsorientierte, d. h. zugleich auch und vornehmlich sozialwissenschaftliche Arbeitsmarktforschung. Diese stand in ihrer Genese und steht auch heute noch in erklärter Konkurrenz mit Arbeitsmarktmodellen, wie sie die herrschende neoklassische ökonomische Theorie in wechselnden Gewändern immer wieder hervorbringt und denen zufolge der Arbeitsmarkt deshalb nicht mehr funktioniere, weil wohlfahrtsstaatliche Regelungen und/oder oligopolistische/monopolistische Organisationsinteressen den marktreinigenden Funktionsmechanismus zunehmend außer Kraft gesetzt hätten.

Diesen markttheoretischen, im Grundansatz immer simplen Arbeitsmarkterklärungen gegenüber fährt nun Sengenberger die verschiedenen Generationen und Erkenntnisfortschritte der internationalen Segmentationsforschung auf; sein geradezu leitmotivisches Credo für alle Arbeitsgesellschaften (interessanterweise schließt er gelegentlich auch Erfahrungen aus Ländern wie etwa Ungarn mit ein) lautet: Arbeitsmarktsegmentation ist eine Dauererscheinung; sie besteht immer, aber sie ist immer anders (S. 74). Entsprechend der Vielfalt und Wandlungsfähigkeit der Struktur des Arbeitsmarktes bestehe daher die generelle Analyseschwierigkeit darin, einerseits von einem einheitlichen, unikausalen und deterministischen Modell der Arbeitsmarktstrukturierung Abschied zu nehmen, ohne damit andererseits in das gegenteilige Extrem bloßer Ad-hoc-Analysen zu verfallen (ebda.). Drei Aufgaben ergeben sich hieraus für die angestrebte Theorie der Arbeitsmarktstrukturierung: 1. Bereitstellung einer allgemeinen (nicht nur Länder mit kapitalistischer Wirtschaftsweise betreffenden) Erklärung für Segmentierungen, 2. Begründung der Mannigfaltigkeit von Segmentationen bei solchen Querschnittsanalysen und 3. Bereitstellung theoretischer Grundlagen zur Erklärung der Wandlungsfähigkeit der Arbeitsmarktstruktur (S. 73).

Im Durchgang durch den rd. 300seitigen Hauptteil des Buches erhält der Leser gleichsam ein begrifflich und systematisch durchstrukturiertes Kompendium der internationalen Forschungen zu diesen Fragen, die Sengenberger abschließend zu der Skepsis führen, ob es angesichts der vielschichtigen internationalen Unterschiede überhaupt eine generelle Arbeitsmarkttheorie geben könne, die die Wirkung der von Institutionen geschaffenen prozeduralen Regeln für Arbeitskräfteallokation und Verteilung von Gratifikation außer acht läßt. Da die substantiellen Arbeits- und Beschäftigungsbedingungen selbst als historisches Erbe länderspezifischer Konflikt- und Machtstrategien der Anbieter und Nachfrager nach der spezifischen Ware Arbeitskraft (die eben anderer Natur als alle übrigen Waren sei) identifiziert werden, könne es auch keine allgemeine – ahistorische – Theorie geben. Wenn dennoch einige allgemeine Charakteristika nationaler Arbeitsmarktprozesse in geschichtlicher Perspektive herauspräpariert werden, so sind diese für Sengenberger eher Beleg für die Unumgänglichkeit einer sozialwissenschaftlich orientierten Segmentationsforschung am Material selbst denn Belege für eine apriorische Arbeitsmarktmodellierung à la Neoklassik. Ein Beispiel sei – insbesondere im Hinblick auf die nachfolgend rezensierte Studie von Pierenkemper – herausgegriffen, da es dieser fast auf den Leib zugeschnitten scheint: die von anderen Ländern abweichende große Bedeutung von Berufsbildung und Berufsstatus für die Schichtung des bundesrepublikanischen Arbeitsmarktes sowie die im Patriarchalismus zum Ausdruck kommende Benachteiligung der Frauen weise tiefe historische und berufsständische Wurzeln auf. »Neben der auf Kapital und Bodenbesitz beruhenden Machtstruktur spielt in der deutschen Geschichte ›Bildung‹ als Instrument zur Gewinnung und Erhaltung von Machtpositionen zumindest seit dem historischen Zeitpunkt eine große Rolle, zu dem sich

das Bildungsbürgertum als ›Stand der Gebildeten‹ während des 18. Jahrhunderts zusehends profilierte und zu Beginn der Wilhelminischen Ära voll entwickelt war. Bildung und Sprache können ebenso wie Geld und Besitz zu Machtressourcen werden, wenn darauf ein Zuteilungsmechanismus von attraktiven oder privilegierten Positionen aufgebaut wird. Am engsten und ausschließlichsten ist die Verknüpfung von Beschäftigungsposition und Berufsbildung noch heute bei den höheren Beamtenpositionen [. . .] verankert. Die starke gesellschaftliche Stellung der höheren Beamtenschaft beruht v. a. auf der Kontrolle des Staatsapparats. Aber auch bei den Angestellten und akademischen ›freien Berufen‹ wirken ständische Relikte nach. Nirgendwo ist die materielle und soziale Differenzierung zwischen Angestellten und Arbeitern so stark entwickelt wie in Deutschland, wo bis weit ins 19. Jahrhundert hinein die Angestellten als ›Stand‹ galten und sogar in der Privatwirtschaft teils bis in allerjüngste Zeit Angestellte als ›Beamte‹ bezeichnet wurden« (S. 326). Was Sengenberger hieran verdeutlichen will, ist ein Beispiel für den – international gesehen – unterschiedlich wirksamen Mechanismus der Segmentation und ihre Folgen: Sie äußert sich beispielsweise in der Bundesrepublik weniger durch eine Hierarchie von Betrieben, sondern stärker innerbetrieblich durch eine Hierarchie von Arbeitsplätzen und Arbeitsbereichen, denen ein bestimmtes berufliches Bildungsniveau korrespondiere (S. 327). Deshalb ist nach Sengenberger Segmentation mehr als nur Differenzierung von Arbeitsplätzen nach Löhnen und anderen Merkmalen und auch mehr als Diskriminierung in Form ungleicher Zugangschancen von gleich qualifizierten (z. B. Frauendiskriminierung) Arbeitskräften; s. E. beruht sie auf »der dynamischen Wechselwirkung von Arbeitsplatzdifferenzierung und ungleicher, selektiver Zuweisung von Arbeitskräften innerhalb dieser Arbeitsplatzstruktur« (S. 327).

Der somit entscheidenden Frage, wie man solcher Dynamik, die stets ein Verlust an gesellschaftlicher Wohlfahrt und ein Hindernis für Chancengleichheit auf dem Arbeitsmarkt sei, begegnen könne, stellt der Autor abschließend nur zwei allgemeine Abbaustrategien gegenüber, ohne diese Kehrseiten zur eingehend vorgeführten Konstitution der Segmentation selbst weiter auszumalen: Im Grunde gelänge ein Abbau nur über gesellschaftliche Solidarisierung, indem a) die Differenzierung der Arbeitsplätze durch Verringerung der Arbeitsteilung oder der Bewertungsunterschiede eingeebnet würde und/oder b) Veränderungen in der Arbeitsplatzzuteilung zur Herstellung größerer Gleichheiten im Zugang zu attraktiveren Positionen ermöglicht würden.

Ein gewiß die Gewerkschaftsbewegung wenig überraschendes, sondern altbekanntes Ergebnis, das allerdings in die Praxis umzusetzen fortwährende Notwendigkeiten anzeigt, machtpolitisch auf den Arbeitsmarkt und seine Strukturierung einzuwirken.

Die umfangreiche, fast 400 Seiten starke Studie von *Pierenkemper* – laut Vorwort nur eine stark gekürzte Version der Münsteraner Habilitationsschrift – liest sich wie eine beabsichtigte Fortführung und historische Konkretisierung des Buches von Sengenberger für das Arbeitsmarktsegment »Angestellte«. Pierenkemper hält es – entgegen den meisten bisherigen Arbeiten zur Angestelltenfrage, die eine soziale, politische oder gar psychologische Kategorie zugrunde legten – für möglich, eine ökonomische Kategorie der Angestelltenschaft zu identifizieren. Er setzt sich dabei zudem ebenso von dem marxistischen Klassenlage-Konzept ab (welches zwar Angestellte auch ökonomisch, aber durch ihre ökonomische Funktion innerhalb der Produktion bestimmt), wie dann auch von den ökonomistischen Modellen der modernen, neoklassischen Ökonomie. Seine ökonomische Kategorie zum vorläufigen Oberbegriff »Angestellte« setzt demgegenüber bei der Gleichartigkeit ihrer Arbeitsmarktsituation an, die eigentümliche Strukturierungen und Entwicklungen unterliege und sich insofern tendenziell von anderen Teilarbeitsmärkten unterscheide – ohne die Probleme der Abgrenzung zu anderen Beschäftigtengruppen herunterzuspielen (S. 20), allerdings auch ohne sie eingehender zu diskutieren. Zur Entlastung in diesem Punkt formuliert der Autor das Ziel dieser Forschungsarbeit nicht in dem Nachweis, daß sich der Arbeitsmarkt der Angestellten von dem der Arbeiter in bestimmten objektiven Kategorien unterscheide, son-

dern in dem Nachweis, daß die Arbeitsmarktsituation nicht hinreichend durch derartige Größen (Gehalt, Arbeitszeit und Arbeitsbedingungen etc., denen Pierenkemper im 3. Kapitel nachgeht) charakterisiert werden könne. Vielmehr werde die Arbeitsmarktsituation wesentlich auch von Machtverhältnissen mit geprägt, und in diesem (im 3. Abschnitt der Einleitung ausgeführten) Sinne wendet auch er sich gegen ein reines ökonomisches Arbeitsmarktkonzept, ja, er versteht sein machtpolitisch erweitertes Konzept als eine empirisch-historische Kritik und Erweiterung des neoklassischen Markt- und Arbeitsmarktkonzeptes (S. 21 f.). Auch diese zweite Betonung des Untersuchungsansatzes wird nicht weiter diskutiert, sondern verwiesen wird auf eigene »ansatzweise« Versuche von 1982 (S. 26).
Der empirisch-historische Untersuchungshauptteil der Studie ist wie folgt aufgebaut:
Im 1. (S. 27–123) und 2. (S. 125–218) Kapitel stehen die Strukturbedingungen dieses Teilarbeitsmarktes »Angestellte« im Blickpunkt, indem für dieses Beschäftigungssegment Umfang, Struktur, Qualifikation und Gratifikation untersucht und zudem die wichtigsten Gruppen der Angestellten als Teilarbeitsmärkte mit je besonderen Charakteristika herausgearbeitet werden.
Im 3. (S. 219–277) und 4. (S. 279–356) Kapitel werden die Mechanismen dieses Arbeitsmarktes, ausgehend von Interessenformierungen und strategischen Konzepten der Akteure, erschlossen: »Als Ergebnis läßt sich formulieren, daß die interessengeleiteten Strategien tatsächlich zu einer stärkeren Vereinheitlichung des an sich sehr heterogenen Arbeitsmarktes der Angestellten beigetragen haben. In der historischen Situation des Deutschen Kaiserreiches findet eine deutliche Integration des Arbeitsmarktes der Angestellten statt, wobei als Instrument dieser Integration die Interessen der Betroffenen und daraus abgeleitete arbeitsmarktrelevante Strategien zu identifizieren sind« (S. 26).
Um nun dieses Ergebnis zu erweisen, wird in den übersichtlich gegliederten (dieses Beiheft zur VSWG enthält im Gegensatz zum voranstehend rezensierten Buch sogar ein Sachregister), mit Zwischenergebnissen versehenen Kapiteln ein reichhaltiges (für den Rezensenten beeindruckendes, wenngleich nicht nachprüfbares) Zahlen- und Faktenmaterial aufgeboten und ein höchst interessantes Stück Verbandsgeschichte der Angestellten-»Bewegung«, ausgehend von ihren eigentlichen Anfängen seitens der Handlungsgehilfen im Jahre 1858 (S. 222 ff.) bis zu ihrer sozialpolitischen Privilegierung durch das spezielle System der Alterssicherung im Jahre 1911, geschrieben. Vom Ergebnis her gesehen, bleibt die Entwicklung erstaunlich – zumindest aus der Logik rein marktheoretischer Betrachtungen, denn diese Privilegierung »gelang gegen den einmütigen Widerstand der Wirtschaft, was zu der Frage Anlaß gibt, wie dann dieser Versuch überhaupt erfolgreich sein konnte. Die Antwort auf diese Frage kann nur darin bestehen, daß die Schaffung der Renten- und Hinterbliebenenversicherung der Angestellten durch Reichsgesetz von 1911 durch übergeordnete politische Motive möglich war. Den Angestelltenverbänden gelang es offenbar, im Staat einen Verbündeten für die Forderung nach einer besonderen Pensionsversicherung für Angestellte zu finden. [. . .] Zweifellos spielten hierbei Überlegungen, die Angestellten als ›neuen Mittelstand‹ an das Regime und die sie tragenden Parteien zu binden und sie damit zu einem ›Puffer‹ in der Auseinandersetzung mit der erstarkenden Arbeiterschaft zu machen, eine bedeutende Rolle« (S. 355 f.).
Dieses Resümee bekräftigt den von Pierenkemper präferierten machtpolitisch erweiterten Ansatz eines für historisch-empirische Studien brauchbaren Arbeitsmarktkonzeptes – zumindest für die Zeit bis zum Ersten Weltkrieg, bis zu dem ein gewaltiges Anwachsen der Angestelltenschaft (bei allen von Pierenkemper herausgestellten Problemen der Datenbasis, S. 27 ff.) unstrittig ist. Wichtiger jedoch als die absoluten Zahlen, die je nach »Angestellten«-Definition zwischen rd. 1,6 Mill. und 3,4 Mill. vor 1913 schwanken, erschien auch schon zeitgenössischen Beobachtern die beträchtliche Vielfalt innerhalb dieses expandierenden Segments des Gesamtarbeitsmarktes; Pierenkemper gibt entsprechende Strukturdaten für: Geschlecht, Wirtschaftssektor, Berufsbereich und hält die darin erkennbare, deutliche in-

terne Strukturierung im Beschäftigungssystem der Angestellten fest. Auch im Einkommen, den konkreten Arbeitsbedingungen, in der Qualifikationsstruktur und den (Fort-)Bildungschancen ermittelte Pierenkemper für die Binnenstruktur des Angestelltensegments beträchtliche Unterschiede, die kaum von einer internen Nivellierung vor 1913 zeugen. Wenn diesem intern segmentierten Segment des Arbeitsmarktes dennoch die besagte sozialpolitische Privilegierung gelang, so darf dieses Faktum als Bestätigung des machtpolitischen und nicht eines bloß markttheoretischen Forschungsansatzes gewertet werden. Ob allerdings ein solcher Befund mehr als nur historische Kontingenz enthält – ob er also etwa im Sinne des Sengenbergerschen »Solidarisierungs«-Weges zum Abbau von Segmentationen am Arbeitsmarkt verallgemeinerungsfähig ist – oder womöglich doch »nur« von Herrschers Gnaden abhing – diese für die spätere und heutige Stellung der Angestellten wichtige Frage nach ihrer historisch womöglich längst obsolet gewordenen Sonderrolle wird in wenigen Schlußsätzen dieser Studie zwar aufgegriffen, aber wie schon gegen Ende der Einleitung weiterer Forschung anheimgestellt.

Wen sollte man um Fortsetzung bitten? Vielleicht ein Gespann: Pierenkemper–Sengenberger als Innovatoren für eine sozialwissenschaftlich-historische Arbeitsmarktforschung, die die analytisch-systematische Durchdringung zeitgenössischer Entwicklungen innerhalb der Arbeitsgesellschaften mit dem perspektivischen Tiefenblick des (Wirtschafts- und Sozial-) Historikers verbindet? Eine solche Studie würde ich dann gerne ergänzend lesen und wieder rezensieren. Vielleicht aber findet sich hierzu schon Näheres in der parallel zu Sengenberger verfaßten Studie von Burkart Lutz vom Münchener Institut? Sengenberger weist zumindest in seiner Einleitung knapp auf dieses, in seiner Entstehung weiter zurückreichende Buch hin, das eine solche Längsschnittperspektive verfolge – schade, es hier noch nicht mit berücksichtigt zu haben. Dem Leser freilich steht dies offen. *Eberhard K. Seifert, Hamburg*

Hans-Jörg von Berlepsch, »Neuer Kurs« im Kaiserreich? Die Arbeiterpolitik des Freiherrn von Berlepsch 1890 bis 1896 (= Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung. Reihe: Politik- und Gesellschaftsgeschichte Bd. 16, hrsg. von Kurt Klotzbach) Verlag Neue Gesellschaft, Bonn 1987, 485 S., kart., 98 DM.

Aus den Quellen gearbeitete Untersuchungen zur Entstehungsgeschichte des deutschen Sozialstaats sind hierzulande Mangelware. Schon insofern ist eine Monographie wie die anzuzeigende zu begrüßen. Sie hat zwar nur einen vergleichsweise kleinen Betrachtungszeitraum – nämlich die Jahre 1890-96 – im Visier, behandelt diesen aber nahezu erschöpfend; kaum eine aussagekräftige Quelle zu seinem Thema ist dem Verfasser entgangen. Und er hat diese Materialfülle so vorzüglich aufbereitet, daß die innerministeriellen wie die parlamentarischen Willensbildungs- und Entscheidungsprozesse, die bestimmend für die staatliche Sozialpolitik jener Jahre waren, erstmals in hellem Licht erscheinen. Füllt bereits die historisch-rekonstruierende Darstellung des sozialpolitischen »Geschehens« manche Wissenslücke, so liegt ein weiteres Verdienst der Studie darin, daß sie die Quellen nicht für sich selbst sprechen läßt, sondern mit ihnen konzise zu *argumentieren* versteht. Die klare Sprache zeigt, wie sattelfest sich v. Berlepsch auf seinem Terrain bewegt; seine wissenschaftliche Urteilsfindung ist gegen die Versuchung suggestiver Beschreibung ebenso gefeit wie gegen die Gefahr doktrinärer Belehrung. Analytisch-kritisch arbeiten heißt im Kontext dieser Studie, den historisch gegebenen *Möglichkeiten* für eine reformorientierte staatliche Arbeiterpolitik nachspüren, ohne die Sachzwänge und die Eigentümlichkeiten zu übersehen, in die staatliches Handeln unter den Bedingungen des kaiserlichen Deutschland stets eingebunden blieb. Dieses Vorgehen ermöglicht behutsame, der historischen Wirklichkeit »gerecht« werdende Urteile.

Eine solche Zurückhaltung ist doppelt angebracht einer Epoche gegenüber, in deren politi-

sche Kultur und Moral schon die Zeitgenossen viel hineingeheimnist und -interpretiert haben. Stand doch an ihrem Anfang ein welthistorisches Ereignis: die Entlassung des allgewaltigen Reichskanzlers Bismarck. Und war diese Verabschiedung doch nicht zuletzt möglich geworden durch die öffentliche Verkündigung einer sozialreformatorischen Initiative durch den jungen Kaiser Wilhelm, mit der dieser aus dem Schatten des mächtigen Staatslenkers heraustreten zu können glaubte. Also Aufbruch zu neuen Ufern? Ja und Nein.

Richtig scheint mir zunächst, daß es in der Geschichte des Kaiserreichs kein zweites Jahr gegeben hat, das wie 1890 so sehr unter dem Bann einer weitverbreiteten Euphorie gestanden hat, nun endlich sei der Zeitpunkt für eine aufrichtig gemeinte Reform der Arbeiterverhältnisse gekommen. Richtig auch, daß regierungsseitig die personellen, institutionellen und konzeptionellen Voraussetzungen für eine solche gesellschaftspolitische Erneuerung da waren. Insofern hat es wohl tatsächlich einen erheblichen Spielraum für eine neugestaltende Sozialpolitik gegeben. Dazu kam, daß die Materie selbst, der sich die Sozialgesetzgebung nunmehr annehmen wollte, der sogenannte Arbeiterschutz und das kollektive Arbeitsrecht, bereits weitgehend legislatorisch aufbereitet war. Die Sozialpolitik des Neuen Kurses knüpfte schließlich nur die Fäden ein Stück weiter, die in den 1870er Jahren bereits weitgehend ausgesponnen, von Bismarck aber gekappt worden waren, weil sie ihm nicht in sein innenpolitisches Konzept paßten. Wohlweislich läßt deshalb v. Berlepsch seinen Forscherblick immer wieder zurückgehen auf die sozialpolitischen Diskurse der beiden Jahrzehnte, die dem Amtsantritt des preußischen Handelsministers vorangingen. Aber am Ende seiner Untersuchung muß er auch konstatieren, daß der Aufbruch zu neuen Ufern in der sozialen Gesetzgebung trotz einzelner Erfolge letztlich *nicht* geglückt ist: Der vielerseits erhoffte Paradigma-Wechsel in der Sozialstaatspolitik fand nicht statt. Das Konstruktionsprinzip eines in erster Linie kompensatorischen und vorzugsweise auf die Interessen der Industrieunternehmer zugeschnittenen Interventionsmusters blieb als bestimmendes Moment mehr oder minder unbeschädigt erhalten und konnte nur punktuell zugunsten von Arbeiterinteressen korrigiert werden. Die Sozialpolitik des »Neuen Kurses« wurde nicht zum Motor einer gesellschaftspolitischen Erneuerung, die dann dem ganzen System zugute gekommen wäre.

Wie sich dieser Prozeß entlang konkreter sozialpolitischer Themenstränge vollzog, das ist in dem Buch im einzelnen nachgezeichnet und kritisch reflektiert. Die Lektüre dieser Darlegung ist Pflicht nicht allein für den an historischer Sozialpolitik Interessierten, sondern auch für alle diejenigen, die sich auf die Innenpolitik im Kaiserreich nach Bismarck einen Reim machen wollen. Hier reicht es, nur die thematischen Stichpunkte zu benennen, die v. Berlepsch gründlich abgehandelt hat, nämlich: die – relativ erfolgreichen – Reformen auf dem Gebiet des (Berg-)Arbeiterschutzes, der Ausbau der Arbeitsgerichtsbarkeit, der halbherzige Versuch einer Modernisierung des Arbietsvertragsrechts, schließlich die fehlgeschlagenen Bestrebungen zur Kodifizierung eines Arbeiterberufsvereinsrechts, die allerdings in einen merkwürdigen Kontrast gerieten zu den gleichzeitigen Restriktionen, mit denen das Koalitions- und Streikrecht der Arbeiter bedacht wurde. All das, was v. Berlepsch zu diesen Fragen ausführt, ist höchst aufschlußreich und liest sich mit viel Gewinn. Mißt man das Dargebotene an dem, was man von einer Dissertation – und das Buch basiert auf einer solchen – in der Regel erwarten kann, so erhebt sich das Werk ganz beträchtlich gegenüber dem »Gardemaß«. Wozu auch der Verlag das seinige beigetragen hat; durch gute Lektorierung ebenso wie durch eine ansprechende Präsentationsform.

Angriffsflächen für Kritik bietet die Studie eigentlich nur im ersten Kapitel, wo »das sozialpolitische Programm und Personal des Neuen Kurses« zur Diskussion gestellt werden. Neben vielem hinlänglich Bekannten aus der alten wie neuen Bismarckliteratur sowie aus neueren Quelleneditionen (Röhl) bietet v. Berlepsch in diesem etwa 50 Seiten umfassenden Abschnitt auch wiederum Neues. Aber er beschränkt sich auf zarte Andeutungen und Striche, wo man sich deutlichere Figuren, kräftigere Linien und mehr Farbe gewünscht hätte: Wer war in dem »Dreimännerbund« Boetticher, Rottenburg, Berlepsch eigentlich die ton-

angebende Kraft, wer das schiebende und wer das geschobene Element? Gab es gar eine politische Abhängigkeit des preußischen Handelsministers von seinen beiden einflußreichen Freunden und Kollegen aus dem Reichsamt des Innern? Und bezogen auf seine drei führenden Mitarbeiter, die Ministerialbeamten Lohmann, Wilhelmi und Koenigs: Waren sie mehr gesetzestechnische Berater und Gehilfen ihres Ministers, oder darf man sagen, sie haben eigentlich die Inhalte dessen bestimmt, was im Buchtitel als die »Arbeiterpolitik des Freiherrn von Berlepsch« figuriert? Die Beantwortung solcher Fragen ist vielleicht einem späteren Aufsatz vorbehalten. Ein schönes und wichtiges Buch hat v. Berlepsch allemal geschrieben.

Lothar Machtan, Bremen

Martin Doerry, Übergangsmenschen. Die Mentalität der Wilhelminer und die Krise des Kaiserreichs, 2 Bde., Juventa Verlag, Weinheim/München 1986, 197 S. + 133 S., kart., je 24 DM, zus. 44 DM.

Doerry ist auf der Suche nach dem »Kollektivporträt« der »Wilhelminer«, von ihm bestimmt als die »Generation« der zwischen 1853 und 1865 Geborenen. Er sieht diese »Generation« als Einheit, sei sie doch unter ähnlichen Bedingungen aufgewachsen, nämlich noch im Bismarckreich sozialisiert, geprägt vom bewußten Erlebnis der Reichsgründungszeit, ohne jedoch noch selbst an den Einigungskriegen teilgenommen zu haben. Ihre Gemeinsamkeit begründe sich in ihrer »Mentalität«; unter Mentalität versteht Doerry den »Bodensatz tiefverwurzelter Denk- und Verhaltensformen, der, anders als aktuelle Einstellungen und Meinungen, die Jahrzehnte eines Menschenlebens überdauert.« Er glaubt, daß er durch eine Analyse besonders der »politischen Mentalität« kollektives Verhalten in der politischen »Krise des Kaiserreiches« (von ihm auf die Jahre 1908 bis 1914, also auf die Zeit zwischen Daily-Telegraph-Affäre und Kriegsausbruch, limitiert) näher erfassen und damit auch das Ausbleiben einer Lösung dieser Krise besser erklären kann.

Als Ausgangsmaterial dienen ihm dabei ca. 500 Autobiographien quer durch alle sozialen Schichten. Von diesen selbsterzählten Lebensläufen behandelt er sieben ausführlicher, u. a. den des Hirtenjungen und späteren sozialdemokratischen Landtagsabgeordneten Heinrich Lange und den des bekannten liberalsozialen Nationalökonomen und – zumindest in Deutschland, nicht aber in Israel – gescheiterten Siedlungspraktikers Franz Oppenheimer. Aus den nacherzählten Biographien zieht er dann verallgemeinernde Schlüsse über die mentalen Strukturen der »Wilhelminer«: Er sieht sie bestimmt durch einen Typus »autoritärer Persönlichkeit«, die gekennzeichnet sei durch vier Eigenschaften: »Autoritätsfixierung« (bezogen auf traditionelle Leitbilder und hierarchische Strukturen), »Assimilation« (d. h. unter Abgrenzung von Minderheiten Anpassung an fest umrissene Gruppen-Leitbilder), »Harmonie-Orientierung« (eine Art utopische Sehnsucht nach einer konfliktlosen Gesellschaft unter Verdrängung oder Verschönung störender sozialer Wahrnehmungen) und »Aggressivität« gegenüber den ausgegrenzten Minderheiten und Fremdnationen (der durch den Anpassungsdruck hervorgerufene Triebstau werde dabei auf »Sündenböcke« abreagiert).

Obwohl Doerry seine sieben Lebensläufe keineswegs nach ihrer Übereinstimmung mit statistischen Majoritäten auswählte, sondern auch auf Prägungen durch soziale, politische und religiöse Minderheitspositionen achtete, glaubt er in allen von ihm untersuchten Fällen doch eine Konformität mit den vier generationstypischen »mentalen Formationen«, jedoch keine Emanzipation von ihnen feststellen zu können. Es gebe zwar »Aufbrüche« der »Wilhelminer« (von den naturalistischen Schriftstellern bis zu den »Jungen« in der Sozialdemokratie), doch blieben diese bald wieder in der »Anpassung« stecken. An anderer Stelle wird allerdings deutlich, daß Doerry durchaus die verschiedenartigen, ja konträren Problemlösungen der Wilhelminischen Generation für die »Krise« sieht, jedoch zugunsten seines Konzepts einer milieu- und schichtübergreifenden Kollektivmentalität solche Differenzierungen hintanstellt.

Unklar bleibt, wie Doerry nun tatsächliche bürgerliche und proletarische Emanzipationsbewegungen, seien sie ästhetischer, lebens- oder sozialreformerischer Natur (von der Boheme bis zur Arbeiterbewegung, von der Reformpädagogik bis zur Frauenbewegung) beurteilt: Im ersten Kapitel seiner Arbeit deutet er an, daß sie – offenbar aus Gründen ihrer Prägung durch die Wilhelminische Autoritätsfixierung – die traditionellen Werthaltungen nicht wirklich zu durchbrechen vermochten; im Schlußkapitel meint er, die Ansätze zur kulturellen und politischen Regeneration des Kaiserreiches seien hauptsächlich von Angehörigen der nachwilhelminischen Generation getragen worden, deren Erneuerungspotential jedoch durch den Kriegsausbruch nicht mehr voll wirksam geworden sei. Vielleicht müssen aber die proletarischen und bürgerlichen Alternativkulturen auch unterbelichtet bleiben, um die Grundthese einer einheitlichen Wilhelminischen Mentalität nicht zu gefährden.
Der Verfasser spricht außerdem weitere Probleme seiner Untersuchung selbst an:
Die Mehrzahl der von ihm untersuchten Autobiographien entstand erst nach dem Ersten Weltkrieg. Der Vermutung, erst diese gemeinsame Erfahrung des »Versagens« habe die Erinnerung an die vergangenen Lebensläufe vereinheitlicht, tritt Doerry aber mit Hinweis auf parallele Vorkriegsquellen entgegen.
Ferner beschränke sich die »autoritäre Persönlichkeit« keineswegs auf die »Wilhelminer« – wie unterscheiden sich diese dann von der ihnen vorausgehenden bzw. nachfolgenden »Generation«? Oder gar von der bundesrepublikanischen Gegenwart, deren ähnliche Strukturen – so behauptet es zumindest der »Waschzettel« – kaum zu leugnen seien? Doerry meint, die besondere Konstellation gerade der vier »mentalen Formationen«, die nur eine Auswahl aus dem großen Fundus autoritärer Kultur darstellten, die jeweilige Intensität ihrer Ausprägung, und die spezielle ideologische Besetzung der sozialpsychologischen Prägungen machten das Besondere der Wilhelminischen Generation aus – mit dieser Antwort muß allerdings Doerry indirekt die eingeschränkte Aussagekraft seiner Untersuchungskategorien zugeben.
Außerdem fallen ganze Personengruppen gewollt durch Doerrys Begriffsnetz: Jene, die von den als generationsprägend vorausgesetzten Ereignissen (also im konkreten Falle besonders der Bismarckschen Reichsgründung) nicht existentiell betroffen waren, zählen trotz ihres stimmigen Geburtsjahres nicht zum Generationszusammenhang: »Ein hinterpommerischer Landarbeiter, Jahrgang 1859, kaum des Lesens mächtig oder von politischer Kultur berührt und auch nicht durch mündliche Tradition in die Ereignisse der Reichsgründungszeit eingeweiht – dieser Landarbeiter gehört nicht der Generation seines gleichaltrigen Gutsherren an, er ist überhaupt keiner politischen Generation zuzurechnen.«
Schließlich sieht der Verfasser auch, daß trotz offensichtlicher Parallelen zwischen der »Makro-Ebene« der Gesellschaft und Kultur der Wilhelminischen Epoche und der »Mikro-Ebene« der individuellen mentalen Formationen beide Ebenen nicht unmittelbar verbunden sind. Selbst wenn sich die wirklichen Entscheidungsträger an der Spitze der Gesellschaft – von Doerry wurden ihre Biographien absichtlich ausgeklammert – mental als waschechte »Wilhelminer« erweisen, so seien »trotzdem Politik und Mentalität nicht deckungsgleich«. Die politische Mentalität aller Beteiligten, die wiederum mehrere »Generationen« umfaßten, habe sich an anderen relevanten Faktoren »gebrochen«, wie z. B. sozialen Differenzen und ökonomischen Interessen, Ideologien und Staatsverfassungen. Aber die Mentalität setze doch »einen Spiel- und Handlungsraum, über den es nicht hinausgeht«. In diesem Sinne habe die Mentalität der Wilhelminer tatsächlich hemmend auf alle Lösungsversuche der Krise eingewirkt: »Die mentale Verfassung der wilhelminischen Generation war dazu ungeeignet, die Krise des Kaiserreiches zu überwinden.«
Doerrys Arbeit stellt eine bemerkenswerte und besonders in der Durchdringung der sieben ausgewählten Lebensläufe spannend zu lesende und auf das ihr Wesentliche konzentrierte Analyse des Wilhelminischen »Unbewußten« dar. Trotzdem kann man sich des leisen Unbehagens nicht erwehren, daß das Verlassen der von Theodor Geiger vorgegebenen Bindung der sozialpsychologischen Kategorie der »Mentalität« an einzelne soziale Schichten und ihr

besonderes soziales Milieu, zusammen mit der gewollten Ausblendung von rivalisierenden Ideologien und Symbolwelten der unterschiedlichen Organisationen und deren konkreter Konflikte, genau zu *dem* Bild eines blutleeren, bloß konstruierten »idealtypischen Wilhelminers« führte, das der Verfasser vermeiden wollte (und in den narrativen Kapiteln seiner Untersuchung auch konnte). Der »kleine Unterschied« zwischen Junker und Arbeiter, Bohemerebell und Geschäftsmann, Wilhelminischem Weib und Mann usw. geht im Einerlei der vier »mentalen Formationen« Doerrys etwas verloren. *Ulrich Linse, München*

Stig Förster, Der doppelte Militarismus. Die deutsche Heeresrüstungspolitik zwischen Status-quo-Sicherung und Aggression 1890–1913 (= Veröffentlichungen des Instituts für europäische Geschichte Mainz. Abt. Universalgeschichte, Bd. 118), Franz Steiner Verlag Wiesbaden GmbH, Stuttgart 1985, XII, 322 S., Ln., 110 DM.

Etwas emphatisch den Opfern des Ersten Weltkriegs gewidmet, soll diese Arbeit zugleich einen Beitrag zur Antwort auf die Frage nach dem Charakter des Kaiserreichs und zu einer Typologie des Militarismus (oder: der Militarismen) liefern. Das ist ein hoch gestecktes Ziel. Der Autor nähert sich ihm mittels einer kundig aus den Quellen (soweit noch zugänglich) und vorhandener Literatur erarbeiteten, detaillierten Darstellung der Rüstungspolitik des Kaiserreichs für das Heer, die er in eine theoretisch-systematische Perspektive einpaßt. Diese Perspektive ergibt sich für den Leser bereits deutlich beim Nachvollzug des Aufbaus dieser Studie. Die Heeresrüstung im Untersuchungszeitraum wird nämlich in vier Phasen unterteilt. Jede Phase wird in einem gleich langen Hauptteil untersucht; jeder Hauptteil umfaßt vier Kapitel. Mit solcher formalen Strenge (wie sie eigentlich nur noch in der akademischen Kultur Frankreichs geübt wird, beiseite bemerkt) geht der Autor auch gegen seinen unübersichtlichen Stoff vor. Die erste Phase (1890–1897) umfaßt die Jahre einer Heeresrüstung im Zeichen defensiver Kontinentalpolitik und eines Militarismus »von oben«. In der zweiten Phase, zwischen 1897 und 1905, verlagert sich die Priorität der Rüstungspolitik des Kaiserreichs vom Heer auf die Flotte; die Flottenrüstung steht im Zeichen einer schon nicht mehr defensiven Weltpolitik und eines manipulativen Militarismus »von oben«. Auch in der dritten Phase bleibt die Flottenrüstung vorrangig, aber sie steht jetzt im Zeichen des Niedergangs der Weltpolitik und eines anwachsenden Militarismus »von unten«. In der vierten Phase schließlich, von 1911 bis 1913, gewinnt die Heeresrüstung wieder Priorität. Allerdings geschieht das nun im Zeichen einer zunehmend aggressiven Kontinentalpolitik und eines florierenden Militarismus »von unten«.

Natürlich wird man die Frage an diese Gliederung vormerken müssen, ob eine solche Phasen-Einteilung dem historischen Verlauf angemessen ist oder ihn über Gebühr vereinfacht, sozusagen auf die Qualität eines Modells reduziert. Zunächst einmal jedoch fällt die sorgfältige Arbeit mit den zur systematischen Analyse verwendeten Begriffen auf. Die knapp gehaltenen Reflexionen in der Einleitung zum Militarismus-Begriff etwa besitzen Überzeugungskraft. Förster stellt sie in die Tradition derjenigen Wissenschaftler, die Militarismus nicht lediglich als Eigenschaft von Soldaten oder Streitkräften verstanden, sondern als ein gesamtgesellschaftlich wirkendes Phänomen. Seine Materialien haben ihn deshalb bestärkt, in den Mittelpunkt seiner Untersuchung die These vom doppelten Militarismus zu stellen. Er meint damit die parallele, oft gegeneinander gerichtete Existenz zweier unterschiedlicher, auch gesellschaftlich unterschiedlich verankerter Militarismen – einmal eines »konservativen Militarismus« der vorindustriellen Eliten und zweitens eines »bürgerlichen Militarismus« großer Teile des Bürgertums. Ersteren bezeichnet er auch als Militarismus »von oben« und letzteren entsprechend als Militarismus »von unten«.

Der »konservative Militarismus« ist in der Hauptsache von der Reichsleitung, den politischen Repräsentanten der ostelbischen Großagrarier und dem altpreußisch gesonnenen Offizierkorps verfochten worden. »Inhaltlich war der konservative Militarismus reaktionären Charakters und auf die Erhaltung des sozialen und politischen Status quo fixiert.« (S. 7) Der »bürgerliche Militarismus« entstand seit den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts in den rechtsradikalen Agitationsverbänden und rekrutierte seine Anhänger vornehmlich im kleinen und mittleren Bürgertum. Er war auf aggressive Veränderung, Modernisierung und, so eigenartig es klingt, auf eine Demokratisierung der Gesellschaft fixiert, allerdings einer chauvinistisch verbogenen Demokratisierung.

Es ist leicht nachzuvollziehen, daß und wie diese beiden Militarismen miteinander in Konflikt geraten mußten. Die Rüstungspolitik des Kaiserreichs mußte zum wichtigsten Feld für diesen Konflikt werden. Dabei ging es um Fragen wie die nach der Hauptfunktion des Heeres als eines Machtinstruments nach außen und nach innen, nach der Effizienz dieses Instruments (war die Kavallerie militärisch noch immer so wichtig?), nach dem Gewicht des Heeres insgesamt gegenüber der innenpolitisch militärisch nicht verwendbaren, indes außenpolitisch natürlich sehr viel spektakuläreren Flotte; es ging um Organisationsprinzipien der Streitkräfte und um politische Globalkonzepte. Dies alles beschreibt Förster detailliert und immer eng an den Quellen.

Nicht durchgängig allerdings passen sich die Geschehnisse ganz bruchlos der vorgegebenen Perspektive ein. So muß Förster seine Dyade konservativer vs. bürgerlicher Militarismus im Verlauf seiner Darstellung auflösen, um die Flexibilität der Konservativen nicht zu übergehen. Er unterscheidet dann zwischen einem altmodischen, direkt repressiven und einem modernen, manipulativen konservativen Militarismus (S. 112), und bei den bürgerlichen Militaristen macht er eine Trennlinie zwischen den eher gemäßigten und den eher militanten. Solche Unterschiede sind indes meist nur punktuell, und insbesondere bei den Militaristen »von unten« verwischen sie sich häufig genug, so daß dieser differenzierende Teil von Försters Typologie nicht recht plausibel erscheint.

Aus der Sicht der Streitkräfte bietet sich im übrigen eine Dreiteilung an, wobei anzumerken ist, daß die Entwicklung der verschiedenen »Typen« nicht schlicht chronologisch vorstellbar ist. An herausragenden Figuren jener Zeitspanne läßt sich diese Dreier-Typologie leicht illustrieren. Der *konservative* Offizier, verkörpert etwa in *Waldersee* oder *v. Einem*, betont die traditionellen Funktionen des Heeres, nicht die unwichtigste darunter ist die Aufrechterhaltung des sozialen Status quo. Der *technokratische* Offizier ist professionell und eher unpolitisch, ein Spezialist des Waffenhandwerks. In diese Kategorie fällt etwa, cum grano salis, *Schlieffen*. Schließlich der *populistische* Offizier, politisch hochbewußt, ein Manager wie *Tirpitz* oder *Ludendorff*.

Es ist spannend zu lesen, wie diese verschiedenen Vorstellungen vom Soldatischen in rüstungspolitische Programme umgesetzt werden und welche gesellschaftlichen Gruppen sich welcher Vorstellungen bedienen, um ihre politischen Ziele durchzusetzen. Die Darstellung von Förster nimmt im übrigen den Faden des anderen »Historikerstreits« über die deutsche Geschichte der letzten einhundert Jahre, zwischen *Wehler, Berghahn* u. a. auf der einen und *Eley* und *Blackbourn* auf der anderen Seite, auf. Sehr deutlich werden dabei die *Wehler*schen Thesen von der dominierenden Manipulationseinheitlichkeit seitens der Herrschaftseliten korrigiert.

An manchen Stellen hat Förster für meinen Geschmack zu unkritisch modische Vokabeln mit angeblichem Analysewert übernommen: weder »paranoid« noch gar »autistisch« eignen sich wirklich zur Kennzeichnung von Weltbildern oder Haltungen, Meinungen oder Propagandaparolen von Gruppen. Und ob Abschreckung damals wie heute den Frieden nicht sicherer macht (S. 243), ist eine Frage, der man in einer historischen Studie über die Jahre 1890 bis 1913 auch nicht in einem Sprachschlenker nachgehen kann.

Die infrastrukturellen Teile der Studie wie Fußnoten, Literatur- und Quellenverzeichnis so-

wie das Personenregister sind übersichtlich und informativ. Im Text habe ich nur drei Druckfehler entdecken können. Daß zwei davon meinen eigenen Vornamen malträtieren, kann meinen ausgezeichneten Eindruck von der zugleich soliden und originellen Arbeit nicht schmälern. Die Universität Düsseldorf hat die Untersuchung Försters mit dem Preis »Beste Dissertation des Jahres 1982« ausgezeichnet. *Wilfried v. Bredow, Marburg*

James Joll, Die Ursprünge des Ersten Weltkriegs, Paul List Verlag, München 1988, 361 S., Ln., 39,80 DM (Originalausg. u. d. T.: The Origins of the First World War, Longman Ltd., London 1984).

James Joll, der Verfasser der vorliegenden Untersuchung, Professor Emeritus der Universität London, vorher Universität Oxford, ist hervorgetreten durch eine Reihe von Studien zur englischen, französischen und deutschen Geistesgeschichte, ausgezeichnet durch Einfühlungsgabe, Scharfsinn und Originalität. Das vorliegende Buch vermehrt nicht die große Zahl von Darstellungen der letzten zehn oder zwanzig Jahre vor dem Ersten Weltkrieg in chronologischem Aufbau, sondern bietet eine Analyse der Ursprünge des Ersten Weltkriegs in einer geschichtsmethodologischen, geschichtspsychologischen und geschichtsphilosophischen Sicht. Beginnend mit den unmittelbaren Entscheidungen, die in der Julikrise 1914 von den politischen und militärischen Führern getroffen wurden (Entscheidungen, bei denen auch ihre Charaktereigenschaften notwendigerweise eine Rolle spielten), bilden die folgenden Erklärungen, um mit dem Verfasser zu sprechen, »ein Muster konzentrischer Kreise«, die auf das Ziel, die Erhellung der Ursachen dieses bestimmten Krieges zu diesem bestimmten Zeitpunkt, hinführen: 1. Jene Entscheidungen des Juli 1914 waren durch vorherige Entscheidungen und auch durch rechtliche und politische Rahmenbedingungen begrenzt; und sie wurden durch vorausgegangene internationale Krisen und die in den letzten 40 Jahren ausgehandelten diplomatischen Konstellationen, d. h. die Bündnissysteme, beeinflußt. 2. Jene Entscheidungen des Juli 1914 waren das Ergebnis komplizierter Beziehungen zwischen militärischen und zivilen Machthabern und langfristigen strategischen Plänen und Rüstungsprogrammen. 3. Jene Entscheidungen des Juli 1914 unterlagen sowohl kurz- wie langfristigem innenpolitischen Druck und den divergierenden Einflüssen verschiedener Wirtschaftszweige, d. h. mehr oder minder starken ökonomischen Faktoren. 4. Jene Entscheidungen des Juli 1914 setzten verbindliche Konzepte von den Bedürfnissen und nationalen Zielen der jeweiligen Nation voraus, was sich dann nach außen in »imperialistischen Rivalitäten« geltend machte. 5. Jene Entscheidungen des Juli 1914, einen Krieg zu beginnen oder auf sich zu nehmen, mußten für die Öffentlichkeit und die Soldaten akzeptabel und verständlich sein; die Gründe, den Krieg zu beginnen, mußten in einer Sprache ausgedrückt werden, die eine emotionale Reaktion bewirken würde; diese Reaktion aber war bedingt durch alte nationale Traditionen und die ständige Wiederholung nationaler Mythen. Mit den konzentrischen Kreisen oder Ebenen seiner Untersuchung will der Verfasser einige der Faktoren erhellen, die jene Entscheidungen auslösten und, was ihm vielleicht noch wichtiger erscheint, die die verfügbaren Alternativen einschränkten. Er sucht nach den tiefergehenden und allgemeineren Ursachen, die die Katastrophe, als die der Krieg ihm erscheint, erklären könnten. Es ist unmöglich, im Rahmen einer kurzen Besprechung die Fülle der in den fünf genannten Erklärungsebenen angesprochenen Probleme zu behandeln, die der Verfasser mit einer immensen Detailkenntnis von Quellen und Literatur im Hinblick auf die außenpolitische Situation, die militärischen Pläne und Rüstungen, die innenpolitischen und ökonomischen Faktoren, die politischen Zielsetzungen wie die Psychologie der Regierungen wie der Bevölkerungen in allen beteiligten Nationen zu erhellen versucht. Es sei nur auf Einzelnes verwiesen.

Bei der Diplomatie und den Bündnissystemen zeigt der Verfasser vor allem den Wandel ihrer Bedeutung und Interpretation auf: Das gilt vom Zwei- (zuerst 1879) und Dreibund der Mittelmächte, aber ebenso von den Ententen Frankreich–England und Rußland–England (1904 und 1907), die zunächst kolonialpolitische Ausgleichsverträge waren, doch im Laufe der Krisen sich durch Militär(Heeres)absprachen verdichteten, 1912 durch ein französisch-russisches Marineabkommen und 1914 durch Verhandlungen über ein russisch-englisches Marineabkommen noch dichter werden sollten – diese Verhandlungen wurden der deutschen Regierung bekannt und steigerten die Sorge vor der »Einkreisung«, auch wenn ihre Bedeutung vielleicht überschätzt wurde. Die sehr eingehende Darstellung der Wandlungen der russisch-französischen Militärallianz (Militärabkommen 1892, diplomatisches Bündnis 1893), die 1899 ihre Zweckbestimmung vom unmittelbaren Beistand bei Bedrohung zum Beistandspakt zur Erhaltung des europäischen »Gleichgewichts« erweiterte, die dann in jährlichen Aussprachen der Generalstäbe und der Diplomaten sich verfestigte, führt über in die Probleme der zweiten Ebene, weil der russische Riesenraum und Mängel des Eisenbahnsystems die rechtzeitige Mobilmachung zur Entlastung Frankreichs (bei einem deutschen Angriff) fraglich machte. Diese Mängel wurden durch gewaltige französische Finanzhilfen ausgeglichen, so daß die Beendigung der Mobilmachung vom 30. Tag ihrer Erklärung auf den 16. herabgesetzt werden konnte, was 1914 dazu beitrug, Frankreich zu retten.

Ein Meisterstück an historischer Analyse ist – im Anschluß an Norman Stone – die Analyse des österreich-ungarischen Verhältnisses zu Serbien, dem Kleinstaat, den Wien nach Sarajewo in einer Strafaktion auszuschalten entschlossen war, selbst auf die Gefahr eines Kriegs mit Rußland hin (den es allerdings durch das deutsche Auftreten zu vermeiden hoffte); wieder ging hier das machtpolitisch-diplomatische Spiel unmittelbar in das strategisch-militärische über, weil der österreich-ungarische Generalstabschef das Gros seiner Truppen gegen Serbien aufmarschieren ließ, in der (falschen) Erwartung, diesen Gegner erledigen zu können, bevor Rußland eingriff, und als dies geschah, sie nicht schnell und ausreichend genug, was Deutschland dringendst forderte, gegen Rußland führen konnte.

In dem Punkte drei wird implizite eine Auseinandersetzung mit dem ökonomischen Materialismus geführt, insofern James Joll zwar den ökonomischen Faktor nicht leugnet, aber doch als sekundär betrachtet, wobei er sich für das deutsch-englische Verhältnis mit dem Buch von Paul M. Kennedy (The rise of the Anglo-German Antagonism 1860–1914) berührt, daß in beiden Ländern die Wirtschaftszweige, die Vorteile aus der Verbindung bis zuletzt gewannen, jene aufwogen, die sich durch die Verbindung benachteiligt fühlten, und daß noch andere, ideologische Momente (Vorstellungen vom Auf- und Abstieg von Völkern) hinzutreten mußten, um ökonomische Faktoren, etwa im Vergleich, wirksam werden zu lassen.

Auf der vierten Ebene, die die Bedeutung der kolonialen Rivalitäten für das Verhältnis der europäischen Mächte zueinander abwägt, kommt Joll zu dem Urteil, daß die Objekte als solche nur sekundär waren, daß sie nur als Ausdruck tieferer Gegensätzlichkeiten bedeutsam waren: Deutschland hätte, so urteilt er, durch die Vermittlung Großbritanniens wohl weitere Kolonien in Afrika bekommen können, wenn es nur auf seinen Anspruch auf Seemacht- und Weltmachtstellung verzichtet hätte – was es freilich nicht tat. Doch gerade hier ist Joll in einer der besten Passagen des Buches durchaus realistisch: Bei Wiederaufnahme der Verhandlungen (geführt schon 1898) über eine eventuelle Teilung der portugiesischen Kolonien Angola und Mocambique zwischen Deutschland und England findet er das englische Verhalten dubios, das die Veröffentlichung dieses Vertrags nur gleichzeitig mit dem erneuerten sog. Windsorvertrag (einer Garantie Englands an Lissabon, dessen Besitzungen zu schützen) forderte, was für jede deutsche Regierung unmöglich war und auch die Position einer proenglischen Gruppe in der deutschen Diplomatie (Lichnowsky, Kühlmann, Solf, Rosen, Dernburg – »Weltpolitik und kein Krieg«) entscheidend schwächte.

Das Glanzstück des Buches aber ist die fünfte Ebene, die Untersuchung der Abhängigkeit

der Regierungen von der öffentlichen Meinung, aber auch ihre permanenten Bemühungen, sie in ihrem Sinne zu beeinflussen: der Rückgriff dabei auf nationale Traditionen, Feindbilder, »Erbfeind«, Kampf von »Slawen und Germanen« und dergleichen; die Rolle von Schulen, Kirchen, Universitäten für die Erweckung von Bereitschaft zum Krieg; der Schock des Burenkrieges für die Engländer und die Entstehung der Boy-Scouts-Bewegung; die Überwindung des tiefen Zwistes in der französischen Nation durch das Erwachen eines neuen Nationalgefühls nach der Zweiten Marokkokrise; auch die Entstehung eines neuen russischen, vornehmlich bürgerlichen Nationalbewußtseins. Hier berührt sich das Buch mit der allerjüngsten englischen Aufsatzsammlung (Oxford 1988) »The Coming of the First World War«, in der D. W. Spring, University of Nottingham, Rußland behandelt und zeigt, wie die Enttäuschung Rußlands über Preußen-Deutschland – anwachsend vom Berliner Kongreß (1878), wo Bismarck für England optierte, über ökonomische Konflikte zum deutsch-russischen Handelsvertrag 1904, den Rußland als Erpressung betrachtete, über die Annexion Bosniens und der Herzegowina durch Wien, die Deutschlands »Schimmernde Wehr« im März 1909 erzwang, über das erneute Zurückweichen Rußlands in der Frage eines Hafens für Serbien im November 1912 – sich zur Entschlossenheit von Regierung und öffentlicher Meinung verfestigte, das nächste Mal (Juli 1914) nicht mehr zurückzuweichen.

Neben alledem bleibt das einleitende Kapitel über die Julikrise 1914 traditionell und blaß. Es ist zu bedauern, daß die deutsche Ausgabe nicht überarbeitet wurde; das Vorwort zur englischen Ausgabe wurde im Januar 1983 abgeschlossen. Alle seitdem in der Bundesrepublik und in der DDR erschienene Literatur ist nicht berücksichtigt, z. B. die Tagebücher von Theodor Wolff. Das Bild des Reichskanzlers von Bethmann Hollweg als eines »Fatalisten« (aufgrund von Zitaten aus dem dubiosen Teil der Riezler-Tagebücher) ist eigentlich schon aufgrund der Biographie von Willibald Gutsche (1973), die die unerschütterliche Energie des Kanzlers zeigt, nicht mehr haltbar. Meine eigene Position gibt Joll zu vereinfachend wieder: Ich sage nicht, Berlin habe den Krieg ausgelöst um des »Septemberprogramms« willen, wie Joll sagt, sondern um die Triple-Entente zu sprengen, wie ich 1961 und 1969 in zwei Büchern zeigte und noch vielerorts sage.

Doch das große Verdienst von James Joll ist es, von dem Gelehrtenstreit um die »Kriegsschuldfrage« wegzulenken (wobei freilich auch bei ihm der Anteil der deutschen Regierung, öffentlichen Meinung und Mentalität an der Auslösung des Krieges erheblich erscheint) und die allgemeineren, tieferen Ursachen der großen Katastrophe aufzudecken, soweit dies irgend möglich ist. (Immer wieder fragt Joll, was die Handelnden wußten und wissen konnten über die Folgen ihrer Entscheidungen.) Das ist ihm in überzeugender Weise gelungen, wobei er der Mentalität und den Traditionen der Nationen ein größeres Gewicht beimißt gegenüber den übrigen behandelten Faktoren (Diplomatie, Strategie, Rüstungen, innenpolitischen und ökonomischen Interessen) als Bedingungen und Triebkräften für die Handelnden. Wer die Anstrengung nicht scheut, dieses Buch durchzuarbeiten, der wird davon ein neues umfassendes Bild über die Ursachen der Ur-Katastrophe dieses Jahrhunderts gewinnen.

Fritz Fischer, Hamburg

Bernard Waites, A Class Society at War. England, 1914–1918, Berg Publishers, Leamington Spa/Hamburg/New York 1987, VIII, 303 S., geb., £ 25.00.

Bernard Waites versucht mit seiner 1987 in Buchform erschienenen Dissertation, die der Open University zur Begutachtung vorgelegen hat, die Frage zu beantworten, welche Konsequenzen der Erste Weltkrieg für die Klassenstruktur der englischen Gesellschaft hatte. Die Arbeit stellt also ein wichtiges Pendant zur Untersuchung von Jürgen Kockas »Klassengesellschaft im Krieg. Deutsche Sozialgeschichte 1914–1918« von 1973 dar.

Die Grundthese des Werks übernimmt der Autor von dem britischen Sozialhistoriker Arthur Marwick, der die Dissertation von Bernard Waites betreut hat. In seinem Buch »The Deluge. British Society in the First World War« von 1965 behauptete er, daß die unmittelbaren und langfristigen Konsequenzen der Mobilisierung von Gesellschaften für die industrialisierte Kriegführung von großer Reich- und Tragweite für die Entwicklung der kriegführenden Gesellschaften sind. Waites unternimmt es, einige der zweifelhafteren Thesen Marwicks zurechtzurücken. So modifiziert Waites z. B. die These, daß der Krieg die Klassenunterschiede verwischen half (Marwick, Deluge, S. 292), und vermag eindrucksvoll zu zeigen, daß bei allem Identitätssinn zwischen Arbeiterklasse und Nation, den die Kriegserfahrung einer gemeinsamen Nationalität hervorrief, der Krieg gerade durch die totale Mobilisierung der Ökonomien in letzter Konsequenz die Macht der sozialen Trennlinien und die Klassengegensätze akzentuiert hat.

Waites' Buch zeichnet sich besonders durch den Versuch aus, Sozialgeschichte und Mentalitätsgeschichte zu verbinden. Sozialpsychologische, soziale, ökonomische und politische Dimensionen werden gleichermaßen sachkundig und pointiert zu einem Bild der Klassenstruktur der britischen Gesellschaft im Weltkrieg zusammengefügt, welches sich stark auf die Situation der englischen Arbeiterklasse konzentriert. Dabei wertet der Autor zahlreiche veröffentlichte und unveröffentlichte Quellen aus (vor allem Material aus den Kriegsministerien und den Parliamentary Papers), die in bisherigen Werken keine Berücksichtigung gefunden haben.

Durch die Heranziehung von sozialen Theorien (Werner Sombart, Max Weber, Stanislas Andreski und Arthur Marwick) versucht er zu Beginn seiner Untersuchung diejenigen Prozesse zu identifizieren, durch die die industrialisierte Kriegführung auf die Sozialstruktur der englischen Gesellschaft zurückgewirkt hat. Er kommt dabei zu dem Schluß, daß der Krieg die Unterschiede innerhalb der Arbeiterklasse minimierte und die Verbindung zwischen Klasse und sozialer Benachteiligung offensichtlicher werden ließ. Waites spricht von einem »re-making of the English working-class« (S. 16). Die Polarisierung der Klassen im Krieg führte zum Klassenkonflikt, der von der Labour Party institutionalisiert wurde. Die Arbeiterpartei wurde nach Waites zum Instrument für die systematische, politische Integration der Arbeiterklasse in die kapitalistische Gesellschaft.

In einem zweiten Schritt beschreibt Waites die Diskurse, die über Klasse vor und im Krieg geführt wurden. Er übernimmt dabei die Kategorien von Stanislaw Ossowski, nach dem dichotomische, abgestufte und funktionale Klassenkonzeptionen zu unterscheiden sind, und kommt zu dem Ergebnis, daß zwischen 1914 und 1920 ein fundamentaler Wandel im englischen Sozialbewußtsein stattgefunden hat. Diesen Wandel sieht er in der Ablösung des gebräuchlichen Dreiklassenschemas und der Idee von der sozialen Leiter, die sozialen Aufstieg ermöglicht, durch dichotomische Konzeptionen, die entweder konfliktorientiert oder konsensorientiert sein konnten. Waites vertritt dabei überzeugend die Meinung, daß die Arbeiterklasse im Krieg von einer Konsensorientierung zu einer Konfliktorientierung vorstieß, und vermag dies nicht nur anhand von deskriptivem Material, sondern auch in einem weiteren Schritt durch die Hinzunahme der statistischen Beschreibung der objektiven Umstände für den Bewußtseinswandel zu untermauern.

Waites konstatiert ein generelles Abfallen der Nominallöhne sowie eine Umverteilung, die ohne Parallele im Vor- und Nachkriegsengland war. Dies führte zu der paradoxen Entwicklung, daß das Bewußtsein der Arbeiter für ihre Situation der relativen Ausbeutung zu einem Zeitpunkt zunahm, zu dem eine mächtige Entwicklung hin zu größerer ökonomischer Gleichheit im Gange war. Dies erhöhte Bewußtsein zog ein erhöhtes Konfliktpotential nach sich, da die Arbeiter nicht länger bereit waren, soziale Ungerechtigkeiten hinzunehmen.

In dem im Verhältnis zu seinem Erkenntniswert zu ausführlich geratenen Mittelteil des Buches beschreibt der Autor die Konsequenzen des Krieges für die ökonomische und soziale Struktur der Arbeiterklasse, insbesondere im Hinblick auf Lohndifferenzen und die Stratifi-

zierung der Arbeiterklasse gemäß handwerklichen Fähigkeiten. Eine Abwertung handwerklicher Fähigkeiten und eine Verringerung der Lohndifferenzen zwischen gelernten und ungelernten Arbeitern führte zu einer Homogenisierung der Alltagskultur der Arbeiterklasse, zumindest relativ zum Vorkriegszustand. Freimütig bekennt der Autor selbst, daß die Ergebnisse dieser Kapitel »news to no one« (p. 3) seien, und dies stimmt leider. Unnötigerweise wird der Leser von neuem mit den Debatten um die Marxsche Verelendungstheorie und die Leninsche Theorie von der Arbeiteraristokratie konfrontiert, wobei Waites keinen wesentlich neuen Beitrag zu diesen Diskussionen leisten kann.

Viel interessanter sind dagegen die Untersuchungen zum sozialen Bewußtsein der Arbeiterklasse und der Mittelschichten, die Gegenstand der beiden letzten Kapitel des Buches sind. Im Hinblick auf die Arbeiterklasse verstärkten die Kriegsprofite, die Preisinflation und die mangelhafte Nahrungsmittelversorgung die sozialen Kontraste und förderten die dichotomische Sicht der sozialen Verhältnisse. Kann man vor dem Krieg von einer introvertierten Mentalität der Arbeiterklasse sprechen, die die Ereignisse eher fatalistisch akzeptierte, so wandelte sich durch die Kriegserlebnisse diese Formation zu einer extrovertierten, die eher bereit war, die soziale Ordnung, welche auf sozialer Ungerechtigkeit beruhte, in Frage zu stellen. In diesem Bewußtseinswandel sieht Waites eine der Ursachen für die syndikalistischen Unruhen nach 1916. Eine andere Ursache lag in der Schwächung des Gewerkschaftseinflusses auf die Arbeiterklasse. Durch die Kollaboration mit Staat und Unternehmen während des Krieges wurden die Gewerkschaften diskreditiert. Daher wandte sich die Basis vorübergehend anderen Organisationen zu (shop stewards' movement). Bei den Mittelklassen hatte der Krieg, der sie häufig in ökonomische Bedrängnis führte, zur Folge, daß sie sich fester zu gewerkschaftlichen Organisationen zusammenschlossen und damit ihre sowohl von der herrschenden Klasse als auch von der Arbeiterklasse separaten Interessen betonten.

In einer kurzen Anmerkung am Ende des Buches stellt der Autor die These auf, daß die soziale Mobilität in England durch den Krieg vor allem durch den verstärkten Zugang bislang ausgeschlossener Klassen zur höheren Bildung erhöht wurde, und weist dies statistisch überzeugend nach.

Insgesamt ist auffällig, welch große Ähnlichkeiten zwischen Deutschland und England bestehen. Kockas und Waites' Untersuchungen kommen bei gleicher Fragestellung und Verwendung von ähnlichen Theorieansätzen häufig zu verblüffend ähnlichen Ergebnissen. Das Abschleifen traditioneller beruflicher Unterschiede im Krieg, die Abnahme von Verdienstdifferenzen, die steigende Protestbereitschaft in der Arbeiterschaft bei gleichzeitig objektiv ökonomische Ungleichheiten nivellierenden Tendenzen, das Hervortreten der dichotomischen Klassenstruktur sowie die Ableitung von offen zutage tretenden Klassenspannungen durch die etablierte Arbeiterbewegung sind nur einige Beispiele für diese verblüffenden Übereinstimmungen in der gesellschaftlichen Entwicklung der beiden Staaten im Krieg. Einmal mehr unterstreicht dieser Befund, den Waites selbst, ohne sich explizit auf Kockas Studie zu beziehen, in seiner Schlußbetrachtung andeutet, die Notwendigkeit komparativer Studien in der Sozialgeschichte. Nur durch eine Anzahl solcher Arbeiten kann die Wissenschaft zu einer Geschichte der sozialen Entwicklung von Industrienationen kommen, die versucht, zu allgemeineren Urteilen zu gelangen, indem sie eine Begrifflichkeit entwickelt, die über die Beschreibung nationaler Phänomene hinaus in der Lage wäre, allgemeine Phänomene der Entwicklung von Industriegesellschaften in den Blick zu bekommen.

Insgesamt scheint mir Waites' Studie aber einige erhebliche Auslassungen aufzuweisen, die im Grunde den Titel des Buches Lügen strafen. Die Untersuchung einer Klassengesellschaft verlangt, daß man alle Klassen in ihrer gesellschaftlichen Struktur und in ihrem wechselseitigen Verhältnis zueinander untersucht. Im eigentlichen Sinne wird in dem vorliegenden Buch jedoch nur die Arbeiterklasse in ihrer wirtschaftllichen, sozialen und sozialpsychologischen Situation ausreichend untersucht, während die Analyse der Mittelklasse zu wünschen übrig läßt und die Untersuchung der herrschenden Klasse erst gar nicht erfolgt. Zu fragen

wäre etwa nach den Differenzierungstendenzen innerhalb der herrschenden Klassen und nach ihren Bemühungen um Zusammenschlüsse, um die Emanzipationsforderungen der Arbeiterklasse abzuwehren. Wie entwickelten sich Produktionskapazitäten der Unternehmen im Krieg? Wie entwickelten sich Konzentration und Akkumulation von Kapital? Wie entwickelt war das Klassenbewußtsein der Unternehmer, und welches Bild hatten sie von der Gesellschaft? Inwiefern näherte sich im Krieg der Mittelstand den politischen Organisationen und Vorstellungen der Arbeiterklasse an? Inwiefern teilte er Klassenlage und Klassenbewußtsein des Proletariats? Weiterhin fehlt auch eine genauere Betrachtung der neuen Rolle des Staates im Ersten Weltkrieg. Inwiefern änderten sich Struktur und Funktion des Staates? Hier wäre es etwa interessant zu untersuchen, ob, wie im deutschen Fall, auch in England eine Tendenz zur Verselbständigung des Staates zu bemerken ist (siehe Kocka, Klassengesellschaft, S. 121). Waites selbst sieht die Unerfülltheit seines Anspruches wohl ein, wenn er sagt: »The first point to stress by way of conclusion is the incompleteness of the enquiry. There are several crucial issues which need detailed investigation before the question with which I began can be said to be answered.« Da kann man nur zustimmen.
Als Buch über den Einfluß des Krieges auf die Arbeiterklasse scheint mir die vorliegende Publikation jedoch ein, abgesehen von der bereits geäußerten Kritik am Mittelteil, vorbildlicher Beitrag. Es ist in sinnvolle Abschnitte gegliedert, bemüht sich vorbildlich um eine Theorie des sozialen Wandels im Krieg, und die Ergebnisse sind zum Teil verblüffend. Zudem besitzt es eine gute Bibliographie (in welcher man jedoch einige wesentliche Titel, die Grundlage eines jeden Tutorials zu diesem Thema darstellen würden, vermißt, wie etwa Walter Kendalls Studie »The Revolutionary Movement in Britain 1900–1921«, London 1969), und ein Index bemüht sich um eine Vereinfachung des Zugangs zum Stoff. Das Werk stellt eine gelungene Verbindung von Mentalitäts- und Sozialgeschichte dar. Es vernachlässigt gerade die spezifische Dimension der Geschichtswissenschaft bei allem Bemühen um die Theorie nicht; und man kann ihm sicher nicht den Vorwurf machen, daß die Fakten auf die vorhandene Theorie zugespitzt würden. Im Gegenteil ist Waites bereit, seine Theorie einzuschränken, und vielfach weist er selbst auf ihre Defizite hin. Gerade in Deutschland, wo die Vertreter von Mentalitäts- und Sozialgeschichte gerne als Puristen auftreten, die die jeweils andere Richtung mit ätzender Kritik überziehen, kann man dem Band nur zahlreiche Leser wünschen. *Stefan Berger, Oxford*

Wolfram Fischer (ed), Handbuch der Europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Vol. VI: Vom Ersten Weltkrieg bis zur Gegenwart, Klett-Cotta, Stuttgart 1987, pp xvii + 1136, clothbound, 238 DM.

The appearance of the sixth volume of the *Handbuch der Europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte* completes a massive scholarly enterprise covering the economic and social development of Europe from Roman times to the present day. Wolfram Fischer and his 20 collaborators have produced what will be regarded as a standard work for many years to come. As in the fifth volume so in the sixth Fischer has himself written a preface which is an admirable introduction to the detailed chapters that follow. The continent is divided into five geographical regions – north, south, east, west and central Europe. In each case the same four major topics are discussed – the population, the social structure, the economy and the state. Most countries have a chapter to themselves. Germany, for example, is dealt with in a single essay. On the other hand anyone seeking information on the United Kingdom has to look in several different places.
This volume, like its predecessors, has many merits. It is up to date and includes the results of the most recent research. It provides detailed bibliographies. It is a comprehensive survey and includes information on parts of Europe – such as the Baltic states and the Balkans –

which are neglected in many works on European economic history. It is an admirable work of reference.
Two comments may be made. First, although there are passing references to the European Economic Community and to other international organisations there is no chapter devoted entirely to the E.E.C. This is unfortunate in view of the great significance of the founding and growth of this organisation in the second half of the twentieth century.
Secondly, this volume is very definitely a »quantitative history«. Anything that can be expressed in a graph or a table of statistics is expressed in that way. Practitioners in this approach to history deal in impersonal »trends« or »forces«. But there are still historians who believe in an older tradition. For them history is about people. They consider that economic and social changes cannot be explained without some consideration being given to the part played by men and women – acting either as individuals or as members of a group. The present volume has a subject index but there is no index of persons. This is not surprising since so few persons are mentioned. *W. O. Henderson, Hemel Hempstead*

Wilfried Loth, Geschichte Frankreichs im 20. Jahrhundert, Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1987, 271 S., Ln., 48 DM.

Gibt es einen spezifisch französischen Weg zur modernen Industriegesellschaft von der »Belle Epoque« bis zur »Cohabitation«? Diese in der französischen Geschichtswissenschaft in den letzten Jahren häufig diskutierte und weitgehend bejahte Frage dient Wilfried Loth als Leitfaden seiner »Geschichte Frankreichs im 20. Jahrhundert«. »Il faut être absolument moderne«, forderte schon 1873 Arthur Rimbaud. Modernisierung, im Sinne von Reformen in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft, ist denn auch der zentrale Begriff zur Erschließung der französischen Geschichte. Loth versteht es in seiner Darstellung, die ökonomische Komponente der Modernisierung mit der Frage nach der Integrationsfähigkeit des sozio-politischen Systems und der Ausprägung der politischen Kultur Frankreichs zu verbinden.
Die Modernisierung verlief in Frankreich keineswegs geradlinig; bezeichnend sind tiefgreifende Zivilisations- und Wachstumskrisen. »Entsprechend blieb Frankreich immer etwas gegenüber dynamischeren Industrienationen zurück: Die Bedeutung des Agrarsektors ging langsamer zurück, die Produktivität blieb geringer, die Gesellschaft vielfältiger, die Arbeiterbewegung schwächer, die Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit archaischer, die Transmissionsriemen zwischen dem Einzelnen und dem Staat weniger ausgebildet und das soziale Netz prekärer. Bis Ende der 30er Jahre, solange die Kräfte der Beharrung überwogen, blieb der Staat zudem ausgesprochen schwach. Danach wurde seine Bedeutung für die Modernisierung außerordentlich groß.« (S. 250)
Die zentrale Rolle des Staates bei der Modernisierung beruht auf drei typisch französischen Defiziten. Zum einen darauf, daß die im 19. Jahrhundert bestimmenden bürgerlichen Notabeln hartnäckig an ihren sozialen und politischen Privilegien festhielten; dies schlug sich im politischen System als Antireformismus des Senats nieder. Zum zweiten auf einer antimodernistischen Grundhaltung vieler mittelständischer Unternehmer, die sich in Abneigung gegen Investitionen und moderne Fertigungsmethoden der Massenproduktion ausdrückte. Nicht zuletzt aber auch darauf, daß die Arbeiterbewegung seit dem frühen 19. Jahrhundert in sich zerrissen und seit dem Kongreß von Tours 1921 tief gespalten war. »Infolge der Schwäche der Arbeiterbewegung ließen sich Modernisierungsbestrebungen lange Zeit nur von oben durchsetzen, unter starkem Anteil der Technokraten, gestützt auf plebiszitäre Akklamation und auf Kosten der Selbstbestimmung der breiten Bevölkerungsmehrheit. Zu einer Demokratisierung des Modernisierungsprozesses kam es erst durch das Aufbrechen des kommunistischen Protestghettos, das Mitterand, begünstigt durch die Entspannung in der internationalen Politik und die allmähliche Erosion des klassischen Arbeitermilieus, mit der Strategie der Linksunion in Angriff genommen hat.« (S. 252)

Es spricht einiges dafür, den Beginn der Demokratisierung früher als Loth anzusetzen; nämlich dort, wo er selbst den entscheidenden Durchbruch des sozialen Integrationsprozesses sieht: in der die Klassenschranken nivellierenden gemeinsamen Kampferfahrung der Résistance und der provisorischen Regierung unter General de Gaulle 1944/46. »Allein die Tatsache, daß hier ein General aus der royalistischen Tradition zusammen mit Kommunisten, Sozialisten und Christen, Technokraten und einfachen Militants für ein gemeinsames Ziel kämpfte, brachte die Integration der Franzosen zu einer mehr als formalen Demokratie weiter voran, als es der Volksfront je gelungen war; und der Umstand, daß nun gerade die entschiedenen Gegner der sozialen Demokratie diskreditiert oder sogar entmachtet waren, erlaubte es, diese Integration bei der Gestaltung der Nachkriegsordnung festzuschreiben.« (S. 123 f.)

Bezeichnend für den spezifisch französischen Weg zu Modernisierung und Integration ist die vergleichsweise geringe Anfälligkeit für extremistische Bewegungen. Zwar blieb auch Frankreich von antiparlamentarischen Strömungen und rechtsextremen Splittergruppen nicht verschont, und Judenverfolgung und Kollaboration zwischen 1940 und 1944 gehören zu den dunkelsten Punkten der französischen Geschichte, die erst langsam aus der Grauzone wissenschaftlichen Desinteresses und kollektiver Verdrängung hervorgezerrt werden. Dem aber steht gegenüber, daß die republikanischen Kräfte von den Liberalen bis zu den Kommunisten sich in Krisensituationen immer wieder über ideologische Grenzen und Klassenschranken hinweg zur Verteidigung der Republik gegen ihre Feinde von Rechts fanden. »Hinzu kam, daß die republikanische Ordnung [. . .] eine solche Prägekraft entwickelt hatte, daß sich weder die bürgerlichen und kleinbürgerlichen Schichten so schnell von ihr abwandten noch die Arbeiterbevölkerung ganz den Bezug zu ihr verlor.« (S. 251)

Diese Prägekraft der republikanischen Ordnung erwies sich auch als stärker als die vielen Krisen, denen das politische System in der Dritten und Vierten Republik ausgesetzt war. Zu Recht sieht Loth ein wesentlich festigendes Element in der spezifischen französischen Ausprägung der politischen Kultur; die Bereitschaft und Fähigkeit, Konflikte auszutragen, ist dort zugleich Voraussetzung eines tiefergründenden republikanischen Konsenses: »Die Neigung zur Selbsttäuschung und zur politischen Rhetorik wurde in gewisser Weise durch eine bemerkenswerte Fähigkeit zur Konsensbildung ausgeglichen. Eine bei aller Erregbarkeit pragmatische Grundhaltung, ein Kern von Patriotismus, ein instinktives Festhalten an der Idee der Republik ermöglichten es, die tiefgreifenden Spaltungen zu relativieren.« (S. 254)

Während Frankreich so – von eruptiven Ausbrüchen, wie im Mai 1968 abgesehen – die industrie- und gesellschaftspolitische Modernisierung gemeistert hat, ist der Hang zur Selbsttäuschung nach Loths Ansicht in der Außenpolitik besonders ausgeprägt. Seit dem Ende des Ersten Weltkrieges besteht deren Dilemma darin, daß die realen Machtmittel Frankreichs nicht mehr den außen- und weltpolitischen Ambitionen entsprachen. So führten denn außenpolitische Niederlagen immer wieder zu schweren Belastungen des politischen Systems, vor allem die Entkolonialisierung, die das Ende der Vierten Republik einläutete. Mit Blick auf die Herausforderung durch die internationale Wirtschaftskonkurrenz und die Umorientierung der Sicherheits- und Europapolitik stellt deshalb Loth die – auch aus deutscher Sicht – besorgte Frage, ob in Frankreich künftig »die Innovationskraft den Hang zur Selbsttäuschung« (S. 254) überwiegen wird.

Loths Darstellung ist prägnant und flüssig geschrieben, aber auch inhaltlich die derzeit überzeugendste Geschichte Frankreichs in diesem Jahrhundert. Ihm gelingt es, auf knappem Raum ohne Verzicht auf interpretierende Akzentuierungen die Grundzüge deutlich herauszustreichen und die wichtigsten gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Entwicklungslinien miteinander zu verweben. Lediglich die von ihm selbst als noch zu wenig bekannt beklagte politische Kultur wird nicht präzise genug herausgearbeitet – sie bleibt ein Desiderat der deutschen Frankreichforschung. Statt eines Fußnoten- und Anmerkungsapparates enthält das Buch ein knapp kommentiertes Literaturverzeichnis, dem der Leser

Hinweise auf die grundlegenden deutschen und französischen Werke entnehmen kann und das zur vertiefenden Beschäftigung mit unserem wichtigsten Nachbarn einlädt.

Klaus R. Wenger, Baden-Baden

Karl Dietrich Bracher/Manfred Funke/Hans-Adolf Jacobsen (Hrsg.), Die Weimarer Republik 1918–1933. Politik, Wirtschaft, Gesellschaft (= Bonner Schriften zur Politik und Zeitgeschichte, Bd. 22), Droste Verlag, Düsseldorf 1987, 688 S., kart., 36,80 DM, (Sonderausg.: Bundeszentrale für politische Bildung. Schriftenreihe, Bd. 251. Studien zur Geschichte und Politik, Bonn 1987).

Die Bonner Politikwissenschaftler *K. D. Bracher, M. Funke* und *H.-A. Jacobsen* – der Erstgenannte gehört bekanntlich zu den großen Persönlichkeiten der deutschen Politik- und Geschichtswissenschaft – haben eine Aufsatzsammlung über die Weimarer Republik vorgelegt, über die sich nur Gutes sagen läßt. Es ist ihnen gelungen, 28 führende Sachkenner zu gewinnen, die es verstanden haben, die wichtigsten Sachverhalte, die Streitpunkte und den aktuellen Forschungsstand darzulegen. Der Sammelband bietet Studenten eine exzellente Einführung; Tabellenanhang und Literaturverzeichnis erleichtern weiteres Eindringen in den Stoff. Dem informierten Leser, etwa dem, der Auskunft über Spezialfragen sucht, bietet der Band eine wahre Fundgrube.

Erfahrene Rezensenten wissen, daß Sammelbände besonders schwer zu besprechen sind. Raumnot verbietet es zumeist, die einzelnen Beiträge angemessen zu würdigen. Deshalb soll in dieser Rezension vor allem *einem* Gesichtspunkt nachgegangen werden, nämlich der Chance der Weimarer Republik, eine »soziale Demokratie« zu werden– und dem Scheitern dieser Chance.

Teil I der Sammlung trägt die Überschrift »Grundlegung und Staatsaufbau der Republik«. *E. W. Böckenförde* schildert das Entstehen der Republik aus dem Zusammenbruch der Monarchie. Er stellt auf die Kontinuitäten ab: Das Prinzip der »konstitutionellen Monarchie« habe sich bereits in Erosion befunden. Das Bündnis zwischen Ebert und der Obersten Heeresleitung wird als realpolitisch notwendig begriffen. Die Weimarer Reichsverfassung sei eine »offene Verfassung« gewesen, die die bürgerlich-liberale Gesellschaftsordnung vorläufig gewährleistet, aber auch grundlegende Veränderungen in Richtung auf Wirtschaftsdemokratie, Sozialisierung und Gemeinwirtschaft zugelassen habe. *H. Boldt* vertieft die Analyse der Weimarer Reichsverfassung. Es wäre zu wünschen gewesen, daß der Verf. die Verfassungsbestimmungen, die von Sinzheimer als »Wirtschaftsverfassung« bezeichnet worden sind (vor allem Art. 165 W. R. Verf.), stärker herausgearbeitet hätte. *U. Wengst* stellt in seinem Beitrag über Staatsaufbau und Verwaltungsstruktur den Unterschied in der Handhabung des Notverordnungsrechts durch Ebert und Hindenburg heraus. Die Ebertschen Notverordnungen hätten nicht im Widerspruch zum Willen der Reichstagsmehrheit gestanden.

In Teil II (Gestaltungskräfte und Entwicklungslinien in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft) weist *H. Hürten*, der die »Bürgerkriege in der Republik« behandelt, auf die Republiktreue des leitenden Personals der Ministerien hin, die letztlich den Erfolg des Kapp-Putsches verhindert habe. *K. Schwabe* gibt eine Übersicht über die Regierungspolitik vom Kapp-Putsch bis zum Scheitern des Kabinetts Müller im Jahre 1930. Die SPD habe bereits 1920 bis 1924 bürgerliche Kabinette toleriert. Die Vorarbeiten Hilferdings zur Sanierung der deutschen Währung bleiben unerwähnt. *M. Vogt* schildert die Parteienlandschaft der Weimarer Republik. *F. Blaich* befaßt sich mit der politischen Haltung der deutschen Unternehmer. Im Zentrum seiner Ausführungen steht deren Aussöhnung mit der Republik, die in der Rede Silverbergs vom September 1926 zum Ausdruck gekommen war. Blaich zeigt, daß insbesondere die Unternehmer der stagnierenden Industriezweige und die kleineren Unternehmer der weiterverarbeitenden Industrie diese Sicht nicht teilten oder sich bald davon distanzierten. *M. Schneider* relativiert die verbreitete Rede vom »Gewerkschaftsstaat«. Nicht einmal

der Achtstundentag habe auf Dauer durchgesetzt werden können. In seinem Beitrag über die Sozialpolitik gibt *V. Hentschel* im Anschluß an K. Borchardt zu bedenken, ob nicht die relativen Erfolge der gewerkschaftlichen Lohnpolitik die Kapitalbildungs- und internationale Konkurrenzfähigkeit der deutschen Unternehmer zu stark herabgesetzt und so deren Republikfeindlichkeit begünstigt habe (H. A. Winkler hat diese These bezweifelt). *K. Nowak* (DDR) und *U. von Hehl* beschäftigen sich mit der politischen Einstellung der Kirchen.
Teil III (Voraussetzungen und Ziele der Außen- und Sicherheitspolitik) wird mit einem besonders interessanten Beitrag von *E. Kolb* eröffnet. Kolb geht der Frage nach, wie groß der Spielraum des Rats der Volksbeauftragten gewesen sei, die Vormacht der traditionellen Eliten in den Ministerien und der Verwaltung zu brechen und die Sozialisierungsforderung zu verwirklichen. Er zeigt, daß im Auswärtigen Amt die letztlich unbegründete Bolschewisierungsfurcht hochgespielt worden sei und daß die These, die Entente hätte den Bergbau im Falle seiner Sozialisierung als Faustpfand beschlagnahmt, nicht zu belegen sei. Ein Zusammenspiel von MSPD-Führung und Repräsentanten der traditionellen Machtelite also, mit fatalen Folgen für die Weiterentwicklung der Republik. *P. Grupp* weist darauf hin, daß in der deutschen Außenpolitik die Linie Eisner–Kautsky, d. h. das Eingeständnis einer Teilschuld am Kriegsausbruch, sich nicht durchgesetzt habe. Vielmehr habe, so der Beitrag von *W. Michalka*, die Tendenz gesiegt, die Folgen der Niederlage zu revidieren und zur althergebrachten Großmachtpolitik zurückzukehren. Hitler habe daran anknüpfen können. *G. Meyer* beschäftigt sich mit der Reparationsfrage. Insbesondere die französische Reparationspolitik erscheint als gegen Deutschland gerichtetes Pressionsinstrument. Interessant wäre es, einmal die französische Sichtweise, die auf die deutsche Leistungsunwilligkeit abstellt, in die Darstellungen einzuarbeiten. *H.-A. Jacobsen* bemängelt in seinem Beitrag über »Militär, Staat und Gesellschaft« das Fehlen eines sozialdemokratischen Wehrkonzeptes.
Teil IV thematisiert die »geistige Situation der Zeit«. *U. Heinemann* hebt die Bedeutung der »Dolchstoßlegende« und des »Kampfes gegen Versailles« hervor. Dieser sei das einzige emotional wirksame Integrationsmittel der Republik gewesen. (Auch der Arbeiterdichter K. Bröger hat sich an der Agitation beteiligt.) Der Zangenangriff des Links- und Rechtsextremismus wird von *H.-H. Knütter*, die Rolle der Justiz von *Th. Rasehorn*, jene der Literatur von *W. Müller-Seidel* und die politische Kultur von *K. Sontheimer* dargestellt. Die Juristen hätten Weimar zwar bekämpft, doch dies sei für den Untergang der Republik nicht entscheidend gewesen. Die Qualität der literarischen Moderne, die sich den Gefahren gegenüber freilich »leicht und lässig« gezeigt habe, kontrastiere mit dem negativen Befund auf dem Gebiet der politischen Kultur.
In Teil V wird die Auflösungsphase der Republik behandelt. *A. Tyrell* analysiert Hitlers Plan der Republikzerstörung, *J. W. Falter* das Wählerverhalten unter besonderer Berücksichtigung der NSDAP nach 1928. Diese erscheint als »moderne Integrationspartei«. Der Nazismus sei kein bloßer »Mittelstandsextremismus« (Lipset) gewesen. *M. Funke* deutet das sozialdemokratische Versagen als »psychische Regression« in die Vergangenheit, in der um Emanzipation gekämpft wurde, ohne zugleich politische Verantwortung tragen zu müssen. Auf der Rechten habe geistiges Abenteurertum zum »Nein zu Weimar« geführt.
In Teil VI werden Forschungserträge zusammengefaßt. *K. D. Bracher* bezweifelt die in der Literatur überwiegend vorzufindende Meinung, gegen den »Preußenschlag« von Papens habe es keine Widerstandsmöglichkeit gegeben. Vielmehr sei die letzte offene Gelegenheit zu berechtigtem Widerstand vertan worden. *H. Mommsen* zeigt in einem aufschlußreichen Überblick über politische Denkhaltungen von der späten Weimarer zur frühen Bundesrepublik, wie verbreitet verworrene (ständestaatliche usw.) parlamentarismusfeindliche Einstellungen waren. *H. Möller* gibt einen Überblick über die historische und politikwissenschaftliche Weimar-Forschung. *H. Schulze* kommt in seinem Schlußwort »Vom Scheitern einer Republik« zu dem Ergebnis: »Die Demokratie ist kein Naturzustand unter den Menschen – sie muß also gestiftet werden, Tag um Tag« (S. 625). Setzen wir hinzu, daß die tägliche De-

mokratiestiftung sich an der Idee der sozialen Gerechtigkeit orientieren muß, wenn sie glaubwürdig bleiben soll. *Walter Euchner, Göttingen*

Akten der Reichskanzlei. Weimarer Republik, hrsg. für die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften von Karl Dietrich Erdmann, für das Bundesarchiv von Hans Booms. Das Kabinett von Schleicher. 3. Dezember 1932 bis 30. Januar 1933, bearb. von Anton Golecki, Harald Boldt Verlag, Boppard am Rhein 1986, LXX, 361 S., Ln., 72 DM.

Sensationen darf der Leser von dem hier anzuzeigenden Band nicht erwarten: Die Akten des letzten Weimarer Reichskabinetts sind schon von vielen Historikern ausgewertet worden, und einige Schlüsseldokumente liegen auch bereits gedruckt vor. Dennoch ist die Edition ein wichtiges Ereignis für die zeitgeschichtliche Forschung. Der von Anton Golecki bearbeitete Band vermittelt ein facettenreiches und tiefenscharfes Bild von der deutschen Politik in den letzten beiden Monaten der Weimarer Republik. Die Vorgeschichte der Machtübertragung an Hitler braucht nicht umgeschrieben zu werden, aber sie läßt sich jetzt genauer nachzeichnen als bisher.

In der Einleitung skizziert Golecki die Konstellation, der das Kabinett von Schleicher seine Berufung verdankte: Anders als der noch amtierende Reichskanzler von Papen wollten der Reichswehrminister von Schleicher und die meisten übrigen Ressortchefs Ende November 1932 noch nicht alles auf die Karte eines übergesetzlichen Staatsnotstands setzen, sondern zunächst einen letzten Versuch unternehmen, dem Präsidialregime einen Rückhalt in den Massen zu geben. Zu den Organisationen, bei denen Schleicher dabei *relativ* erfolgreich war, gehörten die Freien Gewerkschaften. Die in der Literatur noch immer grassierende Legende, die Führung der SPD habe dem Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund die Fortsetzung seiner Kontakte zum neuen Reichskanzler untersagt, wird durch die vorliegende Publikation widerlegt. Tatsächlich gab es bis in die letzten Tage von Schleichers Regierungszeit einen direkten, freilich durchaus kontroversen Gedankenaustausch zwischen Kanzler und Gewerkschaftsführung. Für den angeblichen Versuch der SPD (und hier namentlich Breitscheids), diese Gesprächsbeziehung zu torpedieren, fehlt jeder zeitgenössische Beleg.

Dem Bemühen Schleichers, die NSDAP oder doch einen Teil derselben unter Gregor Strasser in das Regierungslager einzubeziehen, war hingegen keinerlei Erfolg beschieden. Das vielzitierte Konzept der Querfront blieb somit eine Schimäre. Das Programm einer öffentlichen Arbeitsbeschaffung, das der neu ernannte Reichskommissar Gereke vorlegte, fand ein überwiegend kritisches Echo und trug kaum dazu bei, die Popularität des Kabinetts zu erhöhen. Ein anderer, in der Literatur bisher wenig beachteter Vorstoß enthüllte die weitgehende Isolierung der letzten Präsidialregierung: Als das Kabinett sich Ende Dezember durch Notverordnung dazu ermächtigte, den deutschen Margarineherstellern die Beimischung von Butter zur Auflage zu machen, protestierte fast das gesamte Spektrum der Interessenverbände. Auch bei den landwirtschaftlichen Organisationen erwarb sich die Regierung mit der extrem protektionistischen Notverordnung keinen Bonus. Am 11. Januar 1933 kam es zum Eklat: Die Reichsregierung brach nach einer aggressiven Verlautbarung des Reichslandbundes die Beziehungen zu diesem landwirtschaftlichen Spitzenverband ab.

Zu einem politischen Wendepunkt wurde der 16. Januar 1933. An diesem Tag zog das Kabinett Schleicher die Konsequenzen aus der Tatsache, daß eine friedliche Verständigung mit der größten Partei, der NSDAP, nicht möglich war. Die Minister verständigten sich nunmehr auf *die* Lösung, die sie sechs Wochen zuvor mehrheitlich verworfen hatten: Der Reichstag sollte aufgelöst, die Neuwahl weit über die von der Verfassung vorgesehene Frist von 60 Tagen hinaus, nämlich bis in den Herbst 1933, verschoben werden. Das war das Programm des übergesetzlichen Staatsnotstands, zu dessen Vollzug sich der Reichspräsident bereits zweimal, Ende August und Ende November 1932, bereit erklärt hatte. Im Januar

1933 aber verweigerte sich Hindenburg. Er hatte Schleicher inzwischen fallengelassen und baute darauf, daß sein persönlicher Vertrauter Franz von Papen doch noch ein Arrangement mit Hitler zuwege bringen werde.

Über die tieferen Gründe für Hindenburgs Kehrtwendung äußerte sich der Reichsfinanzminister Lutz Graf Schwerin von Krosigk in seinem Tagebuch: »Ich gewann aus alldem [gemeint ist ein Gespräch mit Papen am 28. 1., H. A. W.] den Eindruck, daß zu der seit dem August vorigen Jahres eingetretenen Trübung des Verhältnisses zwischen Hindenburg und Schleicher beim Reichspräsidenten hinzugekommen war der Groll über die ihm aufgezwungene Lösung [i. S. von Trennung, H. A. W.] von Papen, die von bestimmter Seite (Hugenberg, Papen, Stülpnagel) genährte Enttäuschung über die ihm wohl von Schleicher als sehr wahrscheinlich hingestellte, aber doch nur zum Teil (wohlwollende Neutralität des Zentrums und der Gewerkschaften) geglückte, stärkere Untermauerung des Kabinetts, der starke Eindruck der Kampfansage der Deutsch-Nationalen und der Landwirtschaft, der Ärger über die Angriffe gegen den Sohn [Oskar von Hindenburg, H. A. W.] und über gewisse unvorsichtige Äußerungen Schleichers (»Dank vom Hause Hindenburg«) sowie über die angeblich vom Kabinett nicht stark genug zurückgewiesenen Angriffe des Reichstags und der Presse wegen des »Osthilfeskandals« und der Erbschaftssteuersache Neudeck [Hindenburgs ostpreußisches Gut, H. A. W.] – kurz, es waren wohl eine ganze Menge sachlicher und persönlicher Momente zusammengekommen, die den in den letzten Tagen vielleicht sehr einseitig beeinflußten Reichspräsidenten zu seiner Haltung gegen das Kabinett Schleicher bestimmten.«

In den letzten Tagen des Kabinetts von Schleicher waren zwei Alternativen zur amtierenden Reichsregierung im Gespräch: ein von Hitler als Kanzler und Papen als Vizekanzler geführtes Kabinett, in dem die Konservativen in der Überzahl sein sollten, und ein »Kampfkabinett Papen–Hugenberg«. Es war diese zweite Lösung, die nahezu allgemein als die bei weitem gefährlichste angesehen wurde. Dieser Einschätzung gaben die industriellen Spitzenverbände und die Richtungsgewerkschaften Ausdruck, und auch Schleicher selbst war dieser Ansicht. Am 28. Januar erklärte der Kanzler in der vorletzten Ministerbesprechung seiner Amtszeit, ein Kabinett Papen–Hugenberg könne, »da es nun einmal die Stimmung der breiten Massen in stärkster Weise gegen sich haben werde, bald eine Staats- und eine Präsidentenkrise zur Folge haben.« Ein von Hitler geführtes Kabinett war aus Schleichers Sicht das kleinere Übel. »Die Schwierigkeiten würden vielleicht nicht so groß sein, wenn der Herr Reichspräsident sich bereit finden könnte, Hitler zum Reichskanzler zu ernennen.«

Es kann nach Lage der Dinge keinen Zweifel mehr daran geben, daß die Überlegungen in der Reichswehrführung, notfalls unter Anwendung von Gewalt Einfluß auf Hindenburg zu nehmen, auf die Abwehr eines deutschnationalen Kampfkabinetts und nicht auf die Verhinderung der Kanzlerschaft Hitlers zielten. Da der Führer der NSDAP über einen starken Rückhalt in den Massen verfügte, schien im Falle seiner Berufung das Risiko eines Bürgerkriegs geringer, als wenn Papen die Nachfolge Schleichers angetreten hätte.

Der Sturz Schleichers weist auffallende Parallelen zu dem Brünings im Mai 1932 auf. In beiden Fällen ging dem Kanzlerwechsel eine Kampfansage der Großagrarier und der Deutschnationalen an den amtierenden Regierungschef voraus. Die industriellen Spitzenverbände traten hingegen weder im einen noch im anderen Fall als treibende Kraft auf. Für die großen gesellschaftlichen Gruppen bemaß sich politischer Einfluß in der späten Weimarer Republik in erster Linie nach ihrer Chance, auf den Reichspräsidenten, den Inhaber der Schlüsselposition, einzuwirken. In diesem Sinne waren die ostelbischen Rittergutsbesitzer politisch mächtiger als die wirtschaftlich so viel stärkere Großindustrie.

Daß Schleicher scheiterte, war bis zu einem gewissen Grade auch von den Kräften mitzuverantworten, die ihn im Namen der Verfassung, aber ohne Rücksicht auf die verbliebenen Alternativen bekämpften. Das Zentrum und die Sozialdemokratie sahen im Aufschub von Neuwahlen nur einen Staatsstreich, nicht die letzte Möglichkeit, an der Kanzlerschaft Hit-

lers vorbeizukommen. Otto Braun war der einzige maßgebliche Sozialdemokrat, der bereit war, Schleicher bei einem Kampf gegen Hitler auch dann zu unterstützen, wenn dies die Verletzung von Verfassungsbestimmungen einschloß. Die Bedingung, die Braun an sein Angebot knüpfte, war allerdings für Schleicher nicht akzeptabel: Der formell weiterhin amtierende preußische Ministerpräsident wollte wieder in seine vollen Rechte eingesetzt werden, womit der »Preußenschlag« vom 20. Juli 1932 aufgehoben worden wäre.
Der Vorsitzende der Deutschen Zentrumspartei, Prälat Kaas, schrieb am 26. Januar 1933 an Schleicher, »die Hinausdatierung der Wahl wäre ein nicht zu leugnender Verfassungsbruch, mit all den Konsequenzen rechtlicher und politischer Natur, die sich daraus ergeben müßten«. Aus dem derzeitigen Engpaß führe nicht der Verfassungsbruch hinaus, »sondern nur die ernsthafte und planvolle Rückkehr zu Methoden, welche die in der Verfassung beruhenden Möglichkeiten zu Herbeiführung tragfähiger Regierungskombinationen zu sinngemäßer Auswirkung bringen.«
Es spricht wenig dafür, daß Hindenburg Schleicher im Amt belassen hätte, wenn dessen Staatsnotstandspläne von Zentrum und Sozialdemokratie nicht zurückgewiesen worden wären. Aber es bleibt festzuhalten, daß in den einzigen Weimarer Verfassungsparteien, die noch zählten, bis zuletzt ein positivistischer Buchstabenlegalismus Trumpf war. Wie immer es um die Chancen bestellt war, im Herbst 1933 zu verfassungsmäßigen Zuständen zurückzukehren: Der Kurs, den das Kabinett von Schleicher am 16. Januar 1933 beschlossen hatte, war die letzte Möglichkeit, den Weg in die Katastrophe noch aufzuhalten.

Heinrich August Winkler, Freiburg i. Br.

Thomas Schnabel, Württemberg zwischen Weimar und Bonn 1928 bis 1945/46 (= Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs, Bd. 13), Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1986, 734 S., Ln., 48 DM.

Zeithistorische Arbeiten zur Landesgeschichte sind sehr häufig Darstellungen der Landespolitik. Sie konzentrieren ihr Interesse auf Regierung, Parlament oder Parteien, werten Kabinettsprotokolle und Ministerialakten aus, verengen ihr Blickfeld auf die Beziehungen zwischen Land und Reich oder zeichnen das föderalistische Eigenbewußtsein aus der Sicht von regionalen Spitzenpolitikern nach. Diesen methodischen Vorbildern folgt die Freiburger Dissertation (bei H. A. Winkler) nicht. Ihr Untersuchungsfeld sind vielmehr die einzelnen Kreise und Kommunen, also die Handlungsebene der Landräte, Gemeinderäte und Bürgermeister, aber auch der kirchliche Raum, der Bereich der Regionalpresse und die Betätigungsgebiete von nationalsozialistischen Kreisleitern, SA-Führern und anderen provinziellen Zaunkönigen der braunen Staatspartei. Durch diesen Standortwechsel will Schnabel die »bislang vorherrschende Geschichtsschreibung von oben« modifizieren, ergänzen und erweitern, jedoch nicht »durch eine Vielzahl unverbundener Geschichtsschreibungen von unten« ersetzen (S. 14). Angeregt wurde er ohne Zweifel durch das »Bayern-Projekt« des Instituts für Zeitgeschichte, das in insgesamt sechs Bänden der Frage nachging, wie der Nationalsozialismus sich als Wirkungs- und Erfahrungsgeschichte im alltäglichen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Leben der Bevölkerung widerspiegelte und wo die Schnittlinien zwischen Anpassung, Verweigerung und Widerstand lagen. Diesem Programm einer Gesellschaftsgeschichte des politischen Verhaltens, das die Grenzen der nationalsozialistischen Omnipotenz aufzeigen will, sind zwei Drittel der umfangreichen Untersuchung gewidmet, die mit der Endphase der Weimarer Republik einsetzt und mit der unmittelbaren Nachkriegszeit abschließt.
Die Lektüre der mit vielen Fakten und Fallbeispielen angereicherten Arbeit ist nicht einfach, obwohl Schnabel stilistisch prägnant formuliert und in erzählerisch gehaltenen Textpassagen einzelne Ereignisse sehr anschaulich schildert. Die additive Aneinanderreihung

der Themenblöcke in 21 Kapiteln fordert dem Leser nicht nur viel Geduld ab, sondern auch die Fähigkeit, die zahlreichen Mosaiksteine selbst zu einem Gesamtbild zusammenzufügen. Der Verfasser präsentiert nämlich eine solche Fülle von Informationen, die er aus 23 Archiven, über 60 Zeitungen und Zeitschriften, einer Vielzahl anderer gedruckter Quellen sowie aus der Sekundärliteratur und Interviews mit Zeitzeugen geschöpft hat, daß manchmal der Eindruck entsteht, eine stärkere Reduzierung und Systematisierung der angehäuften Stoffmassen hätte seiner Darstellung gut getan. Man kann zwar die Intention des Autors nachvollziehen, der möglichst facettenreich die Herrschaftspraxis des Nationalsozialismus erfassen wollte, aber man fragt sich auch, wie tiefenscharf seine Momentaufnahmen eigentlich sind. Selbst auf 650 Textseiten läßt sich manches Einzelthema nur impressionistisch darstellen, wenn man den Bogen so weit spannt, wie Schnabel dies tut. Im ersten Viertel seines Buches befaßt er sich mit insgesamt zehn Wahlgängen zwischen 1928 und 1933 (Reichstags-, Landtags-, Kommunalwahlen, Landwirtschaftskammer- und Reichspräsidentenwahlen). Diese Analyse der Wahlergebnisse ist ermüdend lang geraten und bestätigt im allgemeinen bereits bekannte Befunde der modernen Forschung. Dann folgen mehr oder weniger umfangreiche Kapitel über die Machtergreifung in Württemberg, die Ausschaltung der Parteien, die Rolle der Gemeinderäte und die Stellung der Landräte im Dritten Reich, die Gleichschaltung der Presse, die Konsequenzen der Einparteienherrschaft, die Haltung der Kirchen, über »Wahlen« nach 1933 und über die Judenverfolgung, bevor abschließend die Anfänge der Besatzungsherrschaft und die Wiedergründung der Parteien behandelt werden. Der Wechsel von chronologisch und thematisch strukturierten Textteilen war bei der vom Autor gewählten Vorgehensweise sicher nicht zu umgehen, aber damit zerschneidet er auch Zusammenhänge und macht Wiederholungen erforderlich. So ist – um nur ein Beispiel anzuführen – auf S. 183 von der permanenten Rivalität zwischen Gauleiter Murr und Ministerpräsident Mergenthaler die Rede und von der Weigerung Hitlers, den Ministerpräsidenten zu entlassen. Auf S. 327 erfährt man, daß Hitler im Mai 1935 eine Entlassungsurkunde für Mergenthaler und eine entsprechende Ernennungsurkunde für Murr unterschrieb, beide Urkunden aber nicht aushändigen ließ. Dieses Faktum wird auf S. 351 nochmals aufgegriffen, jetzt in der Variante, 1933 und 1935 sei ein Versuch Murrs gescheitert, bei Hitler eine Entlassung des Ministerpräsidenten zu erreichen. Da an weiteren Stellen der Arbeit deutlich wird, daß der Gegensatz zwischen diesen beiden regionalen NS-Spitzenpolitikern Handlungsspielräume eröffnete (beispielsweise für die Kirchen), vermißt man schließlich doch ein Kapitel, in dem das Kompetenzgerangel der württembergischen NS-Führung systematisch untersucht wird.

Diese Einwände sollen die Forscherleistung Schnabels nicht schmälern. Sein Buch zeigt eindrucksvoll, welche Konflikte sich hinter der Fassade der Staatspartei abspielten und wie wenig stimmig Interpretationen sind, die den totalitären und monolithischen Charakter der NS-Diktatur betonen. Auf der Landes-, Bezirks- und Ortsebene befehdeten sich die Repräsentanten des Systems gegenseitig, kam es zu Postenjägerei zwischen den »Parteigenossen«, gehörten Korruption, Unterschlagung und Denunziation zum politischen Alltag, wurden rechtsstaatliche Grundsätze mißachtet und galt das Faustrecht des Stärkeren. Da das Verhältnis von NSDAP und Staat juristisch ungeklärt blieb, bestimmten in allen Gemeinden persönliche und örtliche Gegebenheiten die Intensität des Herrschaftsdrucks. Dies belegt Schnabel mit vielen Einzelbeispielen, wobei er nachweisen kann, daß die Gleichschaltung der kommunalen und staatlichen Verwaltungen »weniger spektakulär und umwälzend als in vielen Teilen des Reichs« (S. 203) verlief. Die vor 1933 direkt gewählten württembergischen Bürgermeister behaupteten sich in den Dörfern und Kleinstädten erstaunlich gut, weil die NSDAP weder über das personelle Potential verfügte, um die alten Amtsinhaber auszutauschen, noch weil sie die restlose Verzahnung von staatlichen Behörden und Parteidienststellen anstrebte. Dieser Dualismus von Staat und Partei bestand auch in den Landkreisverwaltungen, wo bis 1945 überwiegend Fachbeamte als Landräte amtierten. Kein einziger NS-

Funktionär übernahm in den zwölf Regimejahren den Posten eines Landrats, weil auf dieser Verwaltungsebene die »Dominanz der fachlichen vor der politischen Qualifikation« (S. 341) galt. Allerdings paßten sich die meisten Landräte bereitwilligst den Weisungen der Nationalsozialisten an. Bei ernsthaften Auseinandersetzungen behaupteten sich meistens die Kreisleiter gegen die Landräte. Hier lagen auch die Grenzen des württembergischen Modells, in dem staatliche und nationalsozialistische Funktionsträger meist konfliktfrei zusammenarbeiteten.

Weniger friedlich ging es bei der Ausschaltung der Parteien zu, namentlich bei der Verfolgung der beiden Arbeiterparteien KPD und SPD. Schnabel skizziert die Lage der Arbeiterschaft in Württemberg nach dem Verbot der Arbeiterbewegung, deren Kader nur in städtischen Hochburgen einige Jahre lang Widerstand gegen das Regime leisteten. Die Mehrzahl der Anhänger von KPD und SPD arrangierte sich mit den neuen Verhältnissen, teils aus Enttäuschung über die kampflose Kapitulation der Arbeiterparteien und Gewerkschaften, teils aber auch wegen der günstigen konjunkturellen Entwicklung der württembergischen Wirtschaft. Die Eingliederung der Handwerks-, Industrie- und Handelskammern, die bis 1933 dem württembergischen Liberalismus Rückhalt gegeben hatten, vollzog sich ziemlich problemlos, weil die Nationalsozialisten »auf die Mit- und Weiterarbeit der alten Fachleute angewiesen waren« (S. 258). Das Zentrum und die ihm nahestehenden Verbände verschwanden meist »sang- und klanglos« (S. 276) von der politischen Bühne, wobei das im Juli 1933 abgeschlossene Reichskonkordat »Lethargie und Anpassung« (S. 274) förderte. Dennoch fürchtete das Regime die Überlebenskraft des »Ultramontanismus« in der katholischen Kirche. Dem Verhältnis von Staat und Kirchen widmet Schnabel große Aufmerksamkeit. Er betont die nationale Einstellung der Gläubigen und Bischöfe, beschreibt den weitgehend vorherrschenden »Burgfrieden zwischen Staat und Kirche« (S. 439) und macht deutlich, daß beide Kirchen sich gegen Eingriffe des Nationalsozialismus in den innerkirchlichen Raum zur Wehr setzten, aber keine Perspektive entwickelten, die über eine »reine Abwehrhaltung« (S. 518) hinausreichte. Andererseits gelang es den Nationalsozialisten aber nicht, im kirchlich geprägten Milieu fester Fuß zu fassen. Der spektakulärste Konflikt spielte sich 1940 ab, als der evangelische Landesbischof Wurm öffentlich gegen die Euthanasie eintrat und damit die Schließung des Vernichtungslagers Grafeneck zumindest beschleunigte. Diese kirchlichen Proteste blieben in den 30er Jahren gegen die Rassenpolitik des NS-Regimes aus. So lehnte es Wurm ab, daß von den Kanzeln herab gegen die antisemitischen Ausschreitungen im November 1938 Stellung genommen wurde (S. 557). Erst 1942, als auf die Verfemung und Entrechtung der Juden deren Deportation folgte, protestierte Wurm in Eingaben an Regierungsstellen. Daß er über die systematische Ermordung von Juden in den besetzten Ostgebieten genauere Informationen besaß, teilte er in einem Schreiben an das württembergische Innenministerium mit, in dem er feststellte, ein Volk sei nicht berechtigt, »ein anderes Volk durch Maßnahmen, die jeden einzelnen ohne Rücksicht auf persönliches Verschulden treffen, auszurotten« (S. 566).

Schnabels Fazit lautet, die NS-Herrschaft sei in Württemberg stärker als sonstwo in Deutschland durch »eine gewisse Ambivalenz« (S. 642) gekennzeichnet gewesen. Das Ausmaß der Säuberungen in den staatlichen Verwaltungen habe sich in engen Grenzen gehalten; auf der Kreis- und Gemeindeebene sei »eine nicht gering einzuschätzende Handlungsfreiheit« (S. 643) verblieben; der Nationalsozialismus habe »trotz seines zentralistischen Anspruchs ausgeprägt württembergische Züge« (S. 645) getragen. Dieser Befund untermauert ähnliche Forschungsergebnisse des »Bayern-Projekts«, das für dieses Land die weiß-blaue Einfärbung der nationalsozialistischen Herrschaft herausarbeitet. Allerdings sollte man – das betont auch Schnabel – nicht vergessen, daß die gemäßigte Herrschaftspraxis des NS-Regimes auch in der Provinz jederzeit in Terror und Verbrechen umschlagen konnte, geduldet und oft unterstützt von den »unpolitischen« Fachbeamten. Selbst in den letzten Kriegswochen verhängten Standgerichte noch Todesurteile gegen Einwohner, die sich einer sinnlos

gewordenen Verteidigung ihrer Gemeinden entgegenstellten. In dem Dorf Brettheim wurden am 10. April 1945 drei Ortseinwohner aufgehängt. Den verantwortlichen SS-General sprach das Schwurgericht Ansbach am 23. Juli 1960 frei. In diesem Verfahren hatte der General betont, er würde »heute wieder genauso handeln« (S. 592).

Klaus Schönhoven, Mannheim

Gerhard Paul, Die NSDAP des Saargebietes 1920–1935. Der verspätete Aufstieg der NSDAP in der katholisch-proletarischen Provinz, Saarbrücker Druckerei und Verlag, Saarbrücken 1987, 287 S., brosch., 68 DM.

Die Geschichte des Saargebietes in der Zwischenkriegszeit trägt alle Merkmale einer deutschen Sonderentwicklung, denn die Abtrennung vom Deutschen Reich, die Verwaltung durch eine internationale Regierungskommission und die Möglichkeit der Saarbevölkerung, nach Ablauf einer Frist von 15 Jahren selbst über das weitere Schicksal ihrer Region zu entscheiden, schufen – im Zeitalter nationaler Leidenschaften zumal – außergewöhnliche Rahmenbedingungen für die weitere politisch-gesellschaftliche Entwicklung. Für den Historiker, so sollte man meinen, stellt das Saargebiet deshalb ein lohnendes Forschungsobjekt dar. Um so erstaunter stellt man fest, daß das kleine Land in der südwestlichen Ecke der Bundesrepublik von der Zeitgeschichtsforschung über lange Jahre hinweg mehr als stiefmütterlich behandelt worden ist. So unterblieb etwa bis heute – von wenigen Ausnahmen abgesehen – die systematische Erforschung der saarländischen Parteien und Verbände mit ihren typischen Anbindungen an das Deutsche Reich bzw. an Frankreich. Seit einigen Jahren allerdings, in erster Linie ausgelöst durch die Besinnung auf die 50. Wiederkehr der Rückgliederung des Saargebietes an das Deutsche Reich, beginnt sich ein Tendenzwandel abzuzeichnen, denn mittlerweile liegen einige aufschlußreiche Studien vor, die sich mit der Geschichte des Saargebietes in der Zwischenkriegszeit beschäftigen.

Gerhard Paul, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität Berlin, hat mit seiner 1984 vorgelegten Dissertation über den »Saarkampf« von 1933–1935 einen nicht unerheblichen Teil zu dieser »Initialzündung« beigetragen. Der gleiche Autor legt nun, gewissermaßen als Ergänzung seiner Dissertation, eine Studie über die NSDAP des Saargebietes in den Jahren 1920–1935 vor und schließt damit eine wichtige Forschungslücke. Durch die Untersuchung der prägenden Sozialmilieufaktoren des Saargebietes einerseits und der spezifischen Propagandaformen und -inhalte der Saar-NSDAP andererseits versucht Paul eine Antwort auf die Frage zu finden, weshalb es den saarländischen Nationalsozialisten nach 1933 innerhalb kürzester Zeit gelingen konnte, von einer bedeutungslosen Splitterpartei zur führenden politischen Kraft aufzusteigen. In der Tat ist dies eine der interessantesten und daher von Paul auch zentral gestellten Fragen der Saargeschichte zwischen 1920 und 1935, erwies sich doch diese »katholisch-proletarische Provinz« (S. 15) den Nationalsozialisten gegenüber lange Zeit als äußerst resistent. Für das Verständnis der Entwicklung der Saar-NSDAP erweisen sich Pauls Milieustudien als außerordentlich hilfreich. In diesem Zusammenhang werden, ergänzt durch einige Fallstudien ausgewählter saarländischer Orte, folgende drei Milieus herausgearbeitet, die die Lebensverhältnisse der Saarländer besonders bestimmten: das katholische Milieu, im politischen Raum durch das Zentrum repräsentiert, das links-proletarische (KPD/SPD) und das bürgerlich-protestantische Milieu (DNVP, DSVP, DDP/DSP). Eindeutig dominiert wurde das gesellschaftliche Leben des Saarlandes vom Katholizismus. Im soziokulturellen Bereich fand diese Vorherrschaft in einem breiten, tief verwurzelten katholischen Vereins- und Verbandswesen ihren Ausdruck, wobei die Integration einer außergewöhnlich großen Anzahl von Arbeitern gelang. So hatten etwa die Mitgliederzahlen der Christlichen Gewerkschaften die der freigewerkschaftlichen seit dem Ende des Ersten Weltkrieges überflügelt. Auch hierin kommt die Sonderentwick-

lung des Saargebietes deutlich zum Ausdruck. Mit Recht spricht Paul von der »klassenübergreifenden Zusammensetzung des katholischen Milieus« (S. 23). Demgegenüber war das links-proletarische Milieu von seiner Klassenzusammensetzung her eher homogen strukturiert. Es wurde von den Anhängern der KPD und SPD bestimmt. Angesichts des besonders restriktiven »Herr im Hause«-Standpunktes der saarländischen Unternehmer vor dem Ersten Weltkrieg – berühmt-berüchtigtes Beispiel ist die Stummsche Hüttenherrschaft – gelang es der saarländischen Arbeiterbewegung – anders als im Reich – erst nach 1918, sich allmählich im gesellschaftlichen und politischen Leben zu etablieren, so daß sich erst zu Beginn der 20er Jahre langsam eine eigenständige proletarische Vereinskultur entwickelte. Das Fehlen eines klassenbewußten Proletariats in der dritten und vierten Generation, wie sich Paul ausdrückt (S. 15), sowie die verspätete Herausbildung einer proletarischen Subkultur waren wichtige Ursachen dafür, daß den Nationalsozialisten nach 1933 im Saarland in weit stärkerem Maße als im Reich Einbrüche in das links-proletarische Milieu gelangen. Anders verhielt es sich dagegen mit dem bürgerlich-protestantischen Milieu, denn hier fanden die Nationalsozialisten schon lange vor 1933 Resonanz. Angesichts der sozialen und konfessionellen Gliederung des Saargebietes spielte das bürgerlich-protestantische Milieu als Wählerreservoir allerdings eine untergeordnete Rolle.

Aber nicht nur die gesellschaftlichen Strukturbedingungen setzten einer erfolgreichen Parteipolitik der NSDAP lange Zeit enge Grenzen, sondern auch die restriktive Politik der internationalen Regierungskommission. Als sekundärer Faktor kam noch hinzu, daß sich die negativen Folgen der Weltwirtschaftskrise wegen der ökonomischen Anbindung des Saargebietes an Frankreich im Verhältnis zum Deutschen Reich erst mit zweijähriger Verzögerung bemerkbar machten. So fristete die durch eine hohe Mitgliederfluktuation und innere Zerrissenheit gekennzeichnete, organisatorisch desolate Saar-NSDAP bis 1932/33 ein kümmerliches Schattendasein. Dies sollte sich mit der Regierungsübernahme im Reich allerdings schlagartig ändern, denn von nun an gelang die wirkungsvolle Anknüpfung an das Problem, das mit dem Herannahen des Abstimmungstermins über das künftige Schicksal des Saargebietes mehr und mehr in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses rückte: die »nationale Frage«. Erst nach dem 30. 1. 1933, dafür aber um so wirkungsvoller, kam der »Bandwagon«-Effekt in Gang, der den Nationalsozialisten einen Massenzulauf bisher ungekannten Ausmaßes sicherte. Das im Reich geschlossene Bündnis zwischen preußisch-deutscher Tradition und nationalsozialistischer Massenbewegung – symbolisiert durch den »Tag von Potsdam« – strahlte wie ein Magnet über die Reichsgrenzen hinweg ins Saarland aus. Vor allem die ersten Maßnahmen der neuen Reichsregierung, etwa die Ausschaltung der Arbeiterbewegung oder der Abschluß des Reichskonkordates, nährten im bürgerlichen Lager des Saarlandes die Hoffnung, den Anschluß an das »wiedererwachende neue Deutschland« mit Hilfe der NSDAP zu erreichen. Es war Hermann Röchling von der DSVP, der sich schon sehr früh und intensiv für die Bildung einer breiten nationalen Sammlungsbewegung einsetzte, die alle Kräfte von der NSDAP bis zum Zentrum umfassen sollte. Unterstützt durch die Kollaborationsbereitschaft der bürgerlichen Meinungsführer und die damit verbundene Nutzbarmachung ihrer publizistischen Organe – beispielhaft hierfür ist die Umorientierung der »Saarbrücker Zeitung« –, gelang es den Saarnazis Schritt für Schritt, sich ein positives Image aufzubauen. Ihr Aufstieg zur letztlich führenden politischen Macht hing aber auch ganz entscheidend davon ab, wie man selbst auf die Annäherungsbemühungen des bürgerlichen Lagers reagierte. Die Reichsparteileitung hatte – im Gegensatz zu den örtlichen NS-Parteiführern des Saargebietes – schon sehr früh erkannt, daß man mit einer flexiblen und undogmatischen Taktik antworten müsse. Deshalb ernannte Hitler noch im Januar 1933 den pfälzischen Gauleiter Josef Bürckel, der wie Röchling eine übergreifende »Deutsche Front« bilden wollte, zum kommissarischen Gauleiter des Saargebietes. Da Bürckel als reichsdeutscher Parteiführer wegen der Gegenmaßnahmen der Regierungskommission nicht offen in die saarländischen Verhältnisse eingreifen konnte, war er auf die Unterstüt-

zung der örtlichen Parteiführer angewiesen. Interessanterweise stimmten die meisten bürgerlichen Politiker Bürckels Politik zu, während ihn die Führer der saarländischen NSDAP zum Teil erbittert bekämpften, weil die Herstellung einer »Deutschen Front« die Auflösung aller Saar-Parteien voraussetzte, also auch der NSDAP. Bürckel arbeitete aber auch eng mit den Behörden im Reich zusammen, wo man allmählich daran ging, die deutsche Saarpolitik effektiver zu gestalten. Zu diesem Zweck richtete man eine zentrale Koordinationsstelle ein, den Saarbevollmächtigten der Reichsregierung. Erstaunlicherweise klammert Paul den für die Bildung der »Deutschen Front« so wichtigen Einfluß der Reichspolitik weitgehend aus, die Institution des Saarbevollmächtigten findet nicht einmal Erwähnung. Durch die Konzentration der Kräfte innerhalb des Reiches und die Installierung einer breiten Front im Saargebiet war die Grundlage gelegt für die von Paul breit dokumentierte propagandistische Vorbereitung der Saarbevölkerung auf den Abstimmungskampf. Die Monopolisierung der »nationalen Frage« in der öffentlichen Diskussion sowie das Aufgehen der saarländischen NSDAP in der »Deutschen Front« bewirkten schließlich die Mobilisierung der Arbeiterschaft, ohne deren Zustimmung das eindeutige Votum vom Januar 1935 unmöglich gewesen wäre.

Wenngleich in Pauls Studie die Zusammenarbeit von Nationalsozialisten und traditioneller Elite zuweilen ein wenig unterbelichtet erscheint, was zweifellos aus seinem »mikroanalytischen« Ansatz resultiert, bei dem bündnistheoretische Aspekte zwar nicht gänzlich ausgeklammert werden, aber doch in den Hintergrund treten, leistet seine Arbeit doch einen wertvollen Beitrag zur längst überfälligen Aufarbeitung der saarländischen Parteiengeschichte in der Zwischenkriegszeit. Darüber hinaus legen erst Pauls Forschungsergebnisse die Basis für eine sinnvolle Einbeziehung der saarländischen NSDAP in die vergleichende Faschismusforschung. Deshalb ist seine Arbeit nicht hoch genug einzuschätzen.

Franz Müller, Siegburg

Die »Kristallnacht« im Rheinland. Dokumente zum Judenpogrom im November 1938, eingel. und bearb. von Anselm Faust (= Veröffentlichungen der staatlichen Archive des Landes Nordrhein-Westfalen: Reihe C: Quellen und Forschungen, Bd. 24), Schwann Verlag, Düsseldorf 1987, 224 S., brosch., 34 DM.

Rund 50 Jahre sind vergangen seit jenen Exzessen der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938, die vielfach verharmlosend mit dem – bisweilen wenigstens in Anführungszeichen gesetzten – Begriff »Reichskristallnacht« oder mittlerweile schon häufiger zutreffender als Pogrom (von russ. »Verwüstung«) bezeichnet werden. Die ansteigende Zahl der zu diesem Thema in den letzten Jahren veröffentlichten oder in Vorbereitung befindlichen Abhandlungen und Dokumentationen zeugt von einer auch nach Jahrzehnten ungebrochenen Aktualität. Anteil daran haben mag einerseits die Brutalität eines von Parteiorganen und Pöbel getragenen, von den nationalsozialistischen Machthabern entfesselten, dabei jedoch als spontane Reaktion des »Volkszorns« auf die Ermordung eines deutschen Diplomaten in Paris durch den Juden Herschel Grünspan deklarierten Terrors. Andererseits markiert das Pogrom den Höhepunkt der nationalsozialistischen Gewalt gegen Juden vor dem Krieg. Den Ablauf dieser Gewalttätigkeiten, die Motive der Verursacher, Erlebnisse und Schicksale Betroffener sowie die Reaktion der Zeitgenossen möchte der Bearbeiter unter Verweis darauf, daß das Novemberpogrom unter zentraler Regie der nationalsozialistischen Machthaber überall nach demselben Schema ablief, im Rahmen einer regionalhistorischen »Ausschnittvergrößerung« für die Regierungsbezirke Aachen, Düsseldorf und Köln, mithin den rheinischen Teil des heutigen Bundeslandes Nordrhein-Westfalen, dokumentieren. Dazu bedient sich Faust, selbst wissenschaftlicher Angestellter am Nordrhein-Westfälischen Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, insbesondere der aktenmäßigen Überlieferung der relevan-

ten rheinischen Archive, darunter zahlreiche Stadtarchive (Köln, Bonn, Düsseldorf, Krefeld, Oberhausen usw.) wie ebenso das Koblenzer Bundesarchiv. Berücksichtigung finden ferner Lokal- und Regionalzeitungen, Staatsanzeiger und weiteres gedrucktes Schrifttum wie z. B. die Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Die meist auszugsweise wiedergegebenen Quellen (Berichte, Verfügungen, gerichtliche Vernehmungsprotokolle, lebensgeschichtliche Aufzeichnungen etc.) sind sechs Kapiteln zugeordnet, die sich mit der nationalsozialistischen Judenpolitik 1933–1938 (S. 23–50), der »Inszenierung des Pogroms« (S. 51–68), den »Pogromereignisse[n]« (S. 69–119), »Einschneidende[n] Maßnahmen gegen die Juden« (S. 120–154), den »Reaktionen« (S. 155–187) und der »Lösung der Judenfrage« (S. 188–214) beschäftigen. Vorwort, Einführung und eine jedem Kapitel vorangestellte Einleitung bieten in klarer Sprache die zum Verständnis und zur Einordnung der Quellentexte notwendigen Hintergrundinformationen; oftmals nimmt Faust in der Kapiteleinleitung bereits direkt Bezug auf die nachfolgenden Texte. Diese werden weitgehend unverändert, jedoch ohne Berücksichtigung von Hervorhebungen im Original und – soweit dies den Charakter der Dokumente unverändert ließ – ohne Markierung von Kürzungen des Bearbeiters wiedergegeben. Zahlreiche eng in den jeweiligen Textzusammenhang eingebundene Fotos dienen der sinnvollen Ergänzung der Edition, die ein Quellennachweis und ein kommentiertes Literaturverzeichnis abrunden. Bemerkens- und nachdenkenswert an dieser sorgfältigen wie gefällig aufbereiteten Edition ist besonders die Quellenauswahl für das Kapitel, das sich den zeitgenössischen Reaktionen auf die Pogromereignisse zuwendet, werden darin doch unter der Überschrift »Deutscher Alltag im November 1938« ebenfalls Auszüge aus dem Tagesprogramm des Westdeutschen Rundfunks vom 9. oder aus dem Veranstaltungs-Kalender des Westdeutschen Beobachters, Köln, vom 10. November sowie die z. B. von den neuen Karnevalsschlagern, den Börsenkursen etc. handelnden Meldungen der Tagespresse miteinbezogen. Dies vermittelt in bewußt gesuchtem Gegensatz zu den grausamen Pogromereignissen einen bedrückenden Eindruck von dem weitgehend gleichgültig weiterlaufenden Alltagsleben und von der damals vielzitierten »Deutschen Kultur«. *Peter Blum, Mannheim*

Rita Thalmann/Emmanuel Feinermann, Die Kristallnacht, Jüdischer Verlag bei Athenäum, Frankfurt 1987, 236 S., kart., 16,80 DM.

Mit dem vorliegenden Buch bemüht sich Rita Thalmann, Professorin für Kulturgeschichte der deutschsprachigen Länder und Minderheiten an der Universität Paris VII, um eine bewußt sachlich gehaltene Schilderung der sogenannten »Reichskristallnacht«. Über eine Darstellung der Ereignisse der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 hinaus versucht sie, »Das ›Schicksalsjahr‹ 1938« (S. 11–40) in die von den nationalsozialistischen Machthabern betriebene Judenpolitik einzuordnen und das das – allerdings keineswegs spontane – Judenpogrom auslösende Attentat Herschel Grünspans (»Der Vorwand«, S. 41–78) bis hin zu dessen Auslieferung an die deutschen Besatzer und dessen Überstellung in das KZ Sachsenhausen näher zu beleuchten. Im wesentlichen anhand von Erlebnisberichten dokumentiert, erschließt sich dem Leser im weiteren die Brutalität der nächtlichen Geschehnisse (»Die Hetzjagd«, S. 79–123). Nicht ausgeblendet bleiben die nationalsozialistische Bereicherung am Vermögen der Verfolgten (»Die Beute«, S. 124–162) wie gleichfalls die menschenunwürdigen Zustände in den KZs (S. 163–187). Die besondere Akzentuierung des Buches ergibt sich hingegen aus der bewußt in diese Darstellung miteinbezogene Frage nach der Reaktion der Nachbarstaaten auf die Pogromereignisse in Deutschland, die überwiegend im verbalen Protest ihr Ende fand, selbst als noch Zeit zur Einleitung von Rettungsmaßnahmen gewesen wäre. Das Ergebnis der von insgesamt 32 Staaten mit Delegierten beschickten Konferenz von Evian, am französischen Ufer des Genfer Sees gelegen, vom Juli 1938 bot sogar der

deutschen Presse noch Gelegenheit, »sich aufs heftigste über die Heuchelei derer aufzuregen, die über das Schicksal der Verfolgten jammern, sich aber weigern, sie aufzunehmen« (S. 27). Und so resümiert die Autorin im Zusammenhang mit den Nürnberger Prozessen in ihrem Vorwort denn auch völlig zu Recht: »Doch niemand kam auf den Gedanken, das Vergehen unterlassener und verweigerter Hilfeleistung für gefährdete Menschen zu ahnden, dessen sich der größte Teil der sogenannten zivilisierten Welt schuldig gemacht hatte, ein Vergehen, das u. a. die Vorgänge der ›Kristallnacht‹ an den Tag legen« (S. 8). Die insbesondere hinsichtlich des Attentats und der Person Herschel Grünspans sowie des Verhaltens der »Zuschauerstaaten« anregende Darstellung fußt auf umfangreichen Recherchen Emmanuel Feinermanns, Mitglied der American Jewish Society. Neben Zeugenaussagen bilden hauptsächlich Archivdokumente der Wiener Library, London, des Nationalarchivs Washington, des Instituts Yad Washem in Jerusalem sowie des Zentralarchivs der DDR in Potsdam die Quellengrundlage. Der Anhang des Buches umfaßt ein Abkürzungsverzeichnis, Anmerkungen, bibliographische Hinweise und ein Personenregister. Bleibt anzumerken, daß R. Thalmann ebenso wie heute auch zahlreiche andere Historiker den Begriff »Kristallnacht« als »poetisch-zynische Bezeichnung« (S. 7) wertet, denselben jedoch ohne jede Kennzeichnung seiner Fragwürdigkeit (etwa durch Anführungszeichen) für Bucheinband und inneres Titelblatt übernimmt.

Peter Blum, Mannheim

Michael Bose/Michael Holtmann/Dittmar Machule/Elke Pahl-Weber/Dirk Schubert, ». . . ein neues Hamburg entsteht . . .«. Planen und Bauen von 1933–1945 (= Beiträge zur städtebaulichen Forschung, Bd. 2), VSA-Verlag, Hamburg 1986, 230 S., brosch., 48 DM.

Bekanntlich sollte Hamburg »zum Wahrzeichen des Dritten Reiches« aus- und umgebaut werden. Man plante, das Elbufer völlig neu zu gestalten, eine Hochbrücke und ein Gauhochhaus (250 m) sollten das »Tor zur Welt« symbolisieren und zeigen, daß man in Deutschland genauso hohe Wolkenkratzer wie in den Vereinigten Staaten bauen könne. Es wurde davon ausgegangen, Menschen deswegen aus 15 000 Wohnungen umzusiedeln. Die erforderlichen Baumaterialien hätte das SS-eigene Klinkerwerk im KZ Neuengamme geliefert. Dirk Schubert thematisiert an diesem Beispiel die zunehmende Verflechtung der Architekten mit dem NS-Unrechtsstaat. »Begonnen hatte es mit einem ›unpolitischen‹ Wettbewerb zur Elbuferplanung, zu dessen Realisierung schließlich die ganze NS-Herrschaftsmaschinerie von Kriegsgefangenen bis zu KZ-Häftlingen eingesetzt wurde« (S. 45). Der neue »Architekt für die Neugestaltung der Hansestadt Hamburg« (1941) hieß Konstanty Gutschow. (1964 erhielt Gutschow in Hannover den Schuhmacher-Preis für seine Leistungen auf dem Gebiet des Städtebaus.)

Ein anderer Abschnitt in diesem ersten, über Städteplanung handelnden Teil des Buches betrifft die zeitgenössische Konzeption »Ortsgruppe als Siedlungszelle«. Dieser ebenfalls gut dokumentierte und interpretierte Plan sollte – nach den Vorstellungen Gutschows – die Großstadt in Zukunft in wohlgeordnete Gemeinschaftszellen (6–8 000 Personen) aufteilen, die gleichzeitig als sozio-räumliche und kulturelle Basiseinheiten für die nationalsozialistische Organisation gedacht waren. Der Generalbebauungsplan von 1944, der einen Neuaufbau der zerstörten Stadt anstrebte, war von diesem Leitgedanken ebenfalls getragen. Gemeinsamkeiten gab es sogar noch mit dem späteren Generalbebauungsplan von 1947 (Stichworte: »gegliederte und aufgelockerte Stadt«) sowie mit dem Aufbauplan von 1950, auch wenn sich mittlerweile der Gesamtkontext verändert hat.

Ein weiterer Abschnitt betrifft die Frage nach der »Gesundung« der Städte mittels Sanierung. Hamburg gehörte zu jenen Städten, in denen die Sanierungspläne schon vor dem Ersten Weltkrieg punktuell verwirklicht wurden. Der Großteil der Sanierungsmaßnahmen

aber fiel in die Zeit des Dritten Reiches. In engem Zusammenhang mit der Sanierung des Gängeviertels stand die systematische Erfassung sogenannter asozialer Einwohner (»unwirtschaftliche Familien«, »Arbeitsscheue«, »Kriminelle«, »Wohlfahrtsbetrüger«, »sittlich Gefährdete«, »Trunksüchtige«, »Querulanten«). Spannend zu lesen ist die Darstellung über die sozialräumliche Kartierung der verschiedenen asozialen Gruppen, sozusagen die Aufstellung eines »Sozialatlas der Gemeinschädlichkeit« für Hamburg. Ausgangspunkt für die Kartierung war die Auswertung der Wahlergebnisse (!). Gebiete mit hohen Anteilen an SPD- und KPD-Wählern sollten als sogenannte »Gesundungsgebiete« behandelt werden, ein Beispiel für eine systematisch-sozialräumliche Feindbekämpfung und für die Operationalisierung jener Grundidee, bei der der politische Gegner kollektiv als asozial (und krank) betrachtet wurde.

Der zweite und dritte Teil des Buches behandeln den Wohnungs- und Siedlungsbau. 300 Siedlungen wurden ermittelt und die Daten kategorisiert. Nach einem informativen Überblick über die einzelnen Phasen der Wohnungsbaupolitik (1933/34, 1935–1939, 1939–1945) folgt die Vorstellung bestimmter Typen von Wohnungsneubauten (Geschoßwohnungsbau, Volkswohnungen, Werkssiedlungen u. a. mehr). Darüber hinaus wurden einige Siedlungen exemplarisch in ausführlicher Form präsentiert. So steht Finkenwerder für den Wohnungsbau im Rahmen der Vierjahresplanbetriebe. Die sog. Tannenkoppel-Siedlung (1938/39) wurde für meist junge Facharbeiterfamilien aus dem Schwarzwald gebaut, die im Zuge der aufrüstungsorientierten Arbeitskräftemobilisierung nach Norden zogen. Für Parteifunktionäre waren die sog. Norwegerhäuser gedacht. (Hierbei handelte es sich um aus Norwegen importierte möblierte Siedlungshäuser, die 1943 »unter dem Preis« abgegeben wurden.)

Der vierte Teil des Buches widmet sich den zeitgenössischen Architekten und Stadtplanern. Unter anderem erfährt man hier, daß ein Teilzweck der »Gleichschaltung« 1933/34 darin gelegen habe, in Zukunft den etablierten Berufsstand vor einer Überbesetzung besser als bisher zu bewahren. So habe die Gründung der Reichskammer der bildenden Künste und ihrer Architektenabteilung mit den restriktiven Aufnahmebedingungen durchaus dem Wunsche des Bundes deutscher Architekten entsprochen.

Insgesamt handelt es sich um ein informatives, problemorientiertes, gut dokumentiertes und bebildertes Buch, das schon vom Ansatz her die Fachgrenzen überschreitet. Wegen der Verbindung städtebaulicher Fragestellungen mit historisch-politischer Interpretationen ist diese Studie auch für Fachhistoriker(innen) nützlich. *Adelheid von Saldern, Hannover*

Heinrich Becker/Hans-Joachim Dahms, Cornelia Wegeler (Hrsg.), Die Universität Göttingen unter dem Nationalsozialismus. Das verdrängte Kapitel ihrer 250jährigen Geschichte, K. G. Saur, München/London/New York/Oxford/Paris 1987, 523 S., Linson, 58 DM.

Das von Wolfgang Fritz Haug in den 60er Jahren geprägte, inzwischen berühmt gewordene Schlagwort vom »hilflosen Antifaschismus« war seinerzeit aus der Kritik an der Unfähigkeit der bundesdeutschen Universitäten entstanden, die Zeit des Nationalsozialismus aufzuarbeiten. Das galt in besonderem Maße für ihre eigene Rolle in den Jahren der braunen Diktatur. Wer bis vor nicht langer Zeit eine der universitären Jubiläumsschriften zur Hand nahm, wurde immer wieder peinlich berührt, mit welchen auffallend eiligen und nichtssagenden Floskeln über jene Zeit hinweggegangen wurde, wenn man sie überhaupt erwähnte. Erst mit dem Generationenwechsel an den Universitäten ist ein Wandel eingetreten, gilt die Analyse dieses trüben Kapitels deutscher Universitätsgeschichte nicht mehr als akademische Nestbeschmutzung, wie noch die Nachfragen der studentischen Protestbewegung vor 20 Jahren. Die vorliegende Untersuchung über die Universität Göttingen ist eine Pionierarbeit in mehrfachem Sinne. Quasi als Anti-Festschrift zum 250jährigen Bestehen konzentriert sie

sich allein auf die Jahre 1933 bis 1945 und schließt damit die bisher üblichen Relativierungen in der breiteren Perspektive einer zumeist angenommenen großen Vergangenheit von vornherein aus. Zum anderen – und wichtiger – ist sie das Ergebnis der Zusammenarbeit einer interdisziplinären Arbeitsgruppe, die minutiös die Geschichte der einzelnen Fakultäten, Fächer und Institute erhellt. Vorgestellt werden die dort Lehrenden, die Verluste nach den Vertreibungen durch das Beamtengesetz vom April 1933 sowie die personellen Kontinuitäten – und damit auch der Lehrinhalte – nach 1945. Auffallend ist, daß die 16 Mitarbeiter bis auf einige Ausnahmen zur Nachkriegsgeneration gehören oder gar erst in den 50er Jahren geboren sind, also nicht zum etablierten Lehrpersonal der Universität zählen. Schließlich bietet der Band über die Universitätsgeschichte hinausgehend einen vorzüglichen Einblick in die Entwicklung der verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen unter dem Nationalsozialismus, einerseits ihrer Politisierung und Ausrichtung auf die völkische Ideologie, andererseits aber auch ihrer starken Funktionalisierung auf politisch gewünschte Berufspraxis. In der Ökonomie beispielsweise bemühten sich nicht nur die neuberufenen NS-Ideologen um die Formulierung einer konformen Wirtschaftslehre, daneben sind auch freigewordene Lehrstühle und die Studienanteile etwa für Betriebswirtschaftslehre oder Mittelstands- bzw. Handwerksökonomie im Rahmen der 1937 reichseinheitlich beschlossenen Prüfungsordnung umgewidmet worden.

Aufschlußreich sind die Hinweise, daß die ideologische Ausrichtung der Studenten durch die NS-Wissenschaftspolitik offenbar nicht immer total und eindeutig war. Hatte etwa in der staatswissenschaftlichen Fakultät das Verhältnis von Studenten der Rechtswissenschaften zu denen der Wirtschaftswissenschaften im Wintersemester 1932/33 bei 10 : 1 gelegen, so sollte sich diese Relation bis zum Sommersemester 1939 auf 4 : 1 verringern, woraus zu schließen sei, so der Autor, daß der Staatsdienst und insbesondere der Richterberuf zunehmend unbeliebter geworden waren.

In jeweils weiten Rückgriffen auf das universitäre Profil Göttingens in den 20er Jahren räumen die Beiträger mit der akademischen Lebenslüge des unpolitischen Professors auf. An vielen Beispielen zeigen sie, wie sich der Lehrkörper mit wenigen Ausnahmen nie mit der Weimarer Republik identifiziert hat, wie mehr als ein Drittel der Professoren sich aktiv parteipolitisch, mehrheitlich in der DNVP, engagiert hat. Geräuschlos war dann auch die Gleichschaltung nach 1933. Mit 52 Entlassungen lag Göttingen im Vergleich zu anderen Universitäten eher auf den hinteren Plätzen. Aussagekräftigere Konturen ergeben sich allerdings, wenn man auf die einzelnen Fakultäten blickt oder auch verschiedene disziplinarisch zu wertende Umbesetzungen zu anderen Universitäten berücksichtigt. Erhellend sind etwa die Tatsachen, daß im Bereich der Theologie niemand entlassen wurde, ja die Göttinger Fakultät sich unter dem eifernden Emanuel Hirsch zu einer Hochburg der sogenannten Deutschen Christen entwickelte, daß der Historiker Percy Ernst Schramm in der Uniform der Reiter-SA durch die Stadt gockelte, daß andererseits in der Physik und Mathematik eine ganze Forschungstradition zerstört wurde, die Göttingen einmal zu einem Weltzentrum in diesen Disziplinen gemacht hatte. Prägnant wird auch hervorgehoben, welche aktive Rolle besonders die Privatdozenten und außerordentlichen Professoren bei der Gleichschaltung spielten, die sich von der Vertreibung ihrer Kollegen und der Anbiederung an die Nazis etwas für ihre Karriere erhofften.

Zu wünschen wäre gewesen, wenn die Autoren auch der Frage nachgegangen wären, wie sich diese Entwicklung auf den internationalen Ruf der Universität ausgewirkt hat. Zu denken ist etwa daran, ob und wie die Universitäten des Auslandes auf die Einladungen zu der grandios inszenierten 200-Jahr-Feier 1937 reagiert haben.

Beklemmend wirkt schließlich die Schilderung der wiederum nahezu bruchlosen Kontinuität nach 1945. Der universitäre Neubeginn wäre – so die Autoren – nicht zu bemerken gewesen, wenn nicht das Eingreifen der britischen Besatzungsmacht für eine Entlassung der aktiven Nazis gesorgt hätte. In den folgenden Spruchkammerverfahren sind viele dann sukzes-

sive entlastet worden, ehe mit dem sogenannten 131er Gesetz ein letzter Schub auf die alten Stellen zurückkehren konnte. Eher die Ausnahme bildete der üble Antisemit Klaus Wilhelm Rath von der Staatswissenschaftlichen Fakultät. Er wurde 1948 bei der Entnazifizierung in die Gruppe III (Minderbelastete) eingestuft, die immerhin eine Beschäftigung als Hochschullehrer ausschloß. Im Wiederaufnahmeverfahren wurde er dann 1950 als Mitläufer klassifiziert (Gruppe IV), was ihm die Rückkehr an die Universität ermöglicht hätte. Doch in diesem Falle weigerte sich die Fakultät, ihn in die Berufungsliste aufzunehmen. Beileibe war das jedoch kein neuer demokratischer Geist, denn zur gleichen Zeit konnte dort ein aus dem gleichen verquasten theoretischen Lager der 30er Jahre stammender Wirtschaftswissenschaftler lehren, der schon 1944 berufen worden war, aber wegen der Kriegswirren sein Amt erst 1945 – gleichsam ein unbelasteter Neubeginn – antrat. An die Emigranten erinnerte man sich nur unter Druck der Besatzungsmacht, konkrete Angebote wurden vielfach bis in die 50er Jahre hinausgezögert. Von den 52 Vertriebenen sollten nur zwei, der Philosoph Georg Misch und der Jurist Gerhard Leibholz, zurückkehren.

Claus-Dieter Krohn, Hamburg

Engelbrecht Boese, Das Öffentliche Bibliothekswesen im Dritten Reich (= Bibliothek und Gesellschaft), Bock & Herchen, Bad Honnef 1987, VI, 404 S., kart., 68 DM.

Auch in bezug auf das Öffentliche Bibliothekswesen also hat nun die sogenannte und längst überfällige Vergangenheitsbewältigung verstärkt eingesetzt. Engelbrecht Boese verfolgt mit seiner als Dissertation an der Universität Mainz entstandenen Arbeit zwei Ziele: Einmal sollen die Veränderungen festgestellt werden, die das Büchereiwesen durch den Einbruch der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft erfahren hat, zum anderen soll gewichtet werden, welcher Stellenwert dieser Phase im Kontinuum einer 200jährigen Entwicklung beizumessen ist. Gleichsam aus der »Froschperspektive« wird die Geschichte des Büchereiwesens aufgezeichnet, wobei die Verknüpfung mit dem gesamten historischen und politischen Kontext gewahrt bleiben soll.

An eine einleitende Kurzdarstellung der Geschichte des Büchereiwesens vor 1933, die eine präzise Darstellung des sogenannten Richtungsstreites enthält, schließen sich zwei Kapitel an, die den büchereipolitischen und -theoretischen Umbruch aus der Sicht des Faches skizzieren. Da der NS-Staat über kein büchereipolitisches Konzept verfügte, flammte der Richtungsstreit erneut auf. Ob der einst sozialdemokratisch orientierte Walter Hofmann mit seiner Absicht, die Bücherei zum Instrument einer kultur- und gesellschaftspolitischen Veränderungsstrategie zu machen, oder der ursprünglich stärker dem Dienstleistungsgedanken verpflichtete Wilhelm Schuster: Im Wettlauf um die Gunst des Regimes dienten die einstigen Wahrer humanistischen Erbes ihre konträren Auffassungen an und trugen so entscheidend bei zur beschleunigten Gleichschaltung der Büchereien. Auch ursprünglich nicht-nationalsozialistische Bibliothekarinnen und Bibliothekare zeigten eine Assimilationsbereitschaft, die über bloßen Opportunismus hinausging. Überzeugend gelingt der Nachweis, daß es 1933 im deutschen Büchereiwesen keine Stunde Null gab, in der eine uniforme Macht an die Stelle der alten Gewalten trat, sondern daß Wortführer vom Schlage Walter Hofmanns ihren Teil dazu beitrugen, das Dritte Reich herbeizuschreiben.

In drei folgenden Kapiteln wird die Entwicklung nationalsozialistischer Büchereipolitik von der Gleichschaltung bis zur Herausbildung einer fachlichen Infrastruktur durch die »Richtlinien für das Volksbüchereiwesen« beleuchtet. Nachdem das anfängliche Kompetenzgerangel zwischen Reichspropagandaministerium und Reichserziehungsministerium zu des letzteren Gunsten entschieden und die Gleichschaltung vollzogen war, wurde der bibliothekarische Berufsstand vollends für das neue System eingenommen, weil es der nationalsozia-

listischen Ideologie gelang, klassische und zuvor undurchführbare Forderungen der Büchereipolitik in Angriff zu nehmen. Dazu zählen etwa flächendeckender Ausbau des ländlichen Büchereiwesens, Systematisierung und Zentralisierung durch die führende Rolle staatlicher Volksbüchereistellen sowie Vernetzung der Büchereistellen und Büchereien untereinander. Auch die in den staatlichen Richtlinien von 1937 geforderte Kommunalisierung der Volksbüchereien mit ihrer Kampfansage an alle kirchlichen und vereinsgetragenen Büchereien fanden den Beifall der Bibliothekare: »Wenn es sich in ihr Berufsbild fügte, waren sie ohne weiteres bereit, auf dem Weg der Gewalt, den der NS-Staat einschlug, mit- oder, etwa im Kampf gegen die Leihbibliotheken, sogar voranzugehen.« (S. 200) An dieser Stelle wäre es sicher angebracht gewesen, neben dem »Vernichtungsfeldzug« gegen das katholische Büchereiwesen auch die Zerschlagung der zahlreichen Bibliotheken von Gewerkschaften und Arbeiterparteien gleich zu Beginn des NS-Staats in einem Exkurs zu behandeln.

Weitere Abschnitte befassen sich mit Veränderungen und Entwicklungen innerhalb der Büchereien. Hier treten die Ziele der Bibliothekspolitik des Dritten Reiches am deutlichsten zutage: Alle Maßnahmen verfolgen das Ziel, eine im nationalsozialistischen Sinne effektive Beeinflussung der Leserinnen und Leser zu erreichen. Aus diesem Grund wurden zunächst alle Juden und der Linken Nahestehenden aus ihren Stellungen entfernt; die Bestände wurden akribisch von aller nicht genehmen Literatur »gesäubert«. Der Bestandsaufbau erfolgte nunmehr über Reichslisten, wodurch die Kontrolle perfekt war.

Einen Funktionswandel brachte der Krieg mit sich: Neben der Propagandaliteratur gewann jetzt die Unterhaltungsliteratur an Bedeutung; damit konnten die psychischen Belastungen der Bevölkerung durch den Krieg besser kompensiert werden. Wegen ihrer Kriegswichtigkeit erfuhr auch die Sachliteratur eine erhebliche Aufwertung. Damit wurde die Öffentliche Bibliothek eindeutig zur Dienstleistungsinstitution und näherte sich dem Modell an, das Paul Ladewig, in der utilitaristischen Tradition der Bücherhallenbewegung stehend, bereits 1912 entworfen hatte. Deutlichster organisatorischer Ausdruck dieser schon ab 1936 einsetzenden Entwicklung ist der Trend zur Freihandbibliothek. Dies überrascht um so mehr, als gerade in der Freihandbibliothek der adäquate Ausdruck demokratischer Gesellschaftsstrukturen gesehen wurde.

Boese faßt die Ergebnisse seiner Studie in der These zusammen, daß der NS-Staat im Öffentlichen Bibliothekswesen einen Prozeß in Gang setzte, der »in einem wertneutralen Sinn und abstrahiert von seinem ideologischen Kontext als Modernisierung bezeichnet werden muß« (S. 343). Hier freilich sind Zweifel angebracht. Die organisatorischen Fortschritte des Büchereiwesens im Dritten Reich seien, so Boese, von den Gleichschaltungsmaßnahmen nicht zu trennen, hätten für sich genommen (!) aber nichts spezifisch Nationalsozialistisches an sich. Allein diese in sich widersprüchliche Formulierung verstärkt die Bedenken gegenüber der Richtigkeit der Dahrendorf stützenden Modernisierungsthese. Ist denn eine Freihandbibliothek, deren Bestand von aller nicht-faschistischen Literatur »gesäubert« ist, wirklich in gleichem Maße als Fortschritt zu bezeichnen wie der pluralistische Freihandbestand einer der offenen, demokratischen Gesellschaft verpflichteten Bibliothek? Handelt es sich nicht vielmehr um eine Kontinuität im Sinne der Adaption rein formaler und funktionaler Elemente?

Das größte Verdienst der Arbeit besteht allerdings darin, durch das Nachzeichnen der aus dem Nationalsozialismus in die Gegenwart reichenden Kontinuitätslinien dem Ideologem von der Stunde Null entgegenzuwirken. Als Beispiel sei die Kommunalisierung der Öffentlichen Bibliotheken genannt, die sich während des Nationalsozialismus durchsetzte und bis heute Gültigkeit hat. Boeses Studie gelingt es, das Öffentliche Bibliothekswesen als ein Segment der Wirklichkeit des Dritten Reiches nicht isoliert zu betrachten, sondern in den Kontext der Vorgeschichte und der Nachwirkung zu stellen. Die Wortwahl offenbart zwar an einigen wenigen Stellen zu wenig Distanz zum Gegenstand: so z. B., wenn die Berufung eines nationalsozialistischen Beamten ins Ministerium als »Glücksgriff aus der Sicht des Faches«

(S. 152) bezeichnet wird; zu überdenken ist sicher auch eine Formulierung, derzufolge der Nationalsozialismus einen Beitrag zur Versachlichung und »Entideologisierung der Büchereiarbeit« geleistet habe. Doch vermag Boese diese Scharten durch klare Statements wettzumachen; dann nämlich, wenn die »Fortschritte« des Bibliothekswesens in den Kontext der nationalsozialistischen Gesellschaft gestellt werden, gewinnen sie »vor dem Hintergrund der totalitären Vereinnahmung und Instrumentalisierung [. . .] außerordentlich makabre Züge« (S. 150). *Hermann Rösch-Sondermann, Bonn*

Werwolf und Biene Maja. Der deutsche Bücherschrank zwischen den Kriegen, hrsg. von Marianne Weil (= Edition Mythos), Verlag Ästhetik und Kommunikation, Berlin 1986, 303 S., kart., 28 DM.

Den Bücherschrank der Deutschen zwischen den Weltkriegen, der auch nach Meinung der Autoren nach 1945 unausgemistet bleibt, behandelt dieses Buch anhand von Einzelanalysen populärer – und wie sich herausstellen wird: populistischer – Bestseller; Wehrwolf und Biene Maja, wie der Titel des Buches lautet, stehen in dieser Vitrine friedlich nebeneinander, Brutalität und Sentimentalität tun sich nichts, werden nicht als ein Widerspruch erlebt, und das Ziel dieses Buches ist nachzuweisen, daß sie in der Tat nicht widersprüchlich und unvereinbar sind, daß sie zueinandergehören im deutschen Gemüt vor und vielleicht auch noch nach dem real existierenden Faschismus.

Dieses Buch, herausgegeben, überzeugend eingeleitet und zu gut der Hälfte der Beiträge bestritten von *Marianne Weil*, besteht aus Radiobeiträgen verschiedener Autoren, die in ihrer Radiofassung im wesentlichen belassen sind; die dadurch bedingte Anschaulichkeit geht freilich unvermeidlich auf Kosten einer etwas abstrakteren Analyse von Zeit und Literatur, aber den Autoren ist es zu Recht weniger um sozialhistorisch genaue Arbeit als um ein Psychogramm ›deutscher‹ Seele zu tun. So sind viele Interpretationen geprägt von hermeneutischer Empathie statt ökonomischer Ableitung, stellen den Versuch dar, bewußt zu machen, was damals an solchen – und heute an ähnlichen – Büchern unbewußt faszinierte.

Auswahlkriterien für die behandelten Bücher sind vor allem eine Auflagenhöhe über 500 000 bis zum Zweiten Weltkrieg sowie die nicht übermäßige Bekanntheit heutzutage: Courths-Mahler fehlt, weil sie oft genug Thema von Veröffentlichungen über Trivialliteratur war und ist, ebenso fehlt Karl May als weltweites Faszinosum bis heute; was meines Erachtens auch fehlt, ist wenigstens eine Interpretation ›linker‹ Bestsellerliteratur, wie sie laut Anhang (S. 280) von Remarque, Kästner oder Kellermann geschrieben wurde, als Kontrastprogramm zur besseren Einsicht. In diesem Kriterium der Auflagenhöhe liegt natürlich ein Problem: Ob die Bücher, die so massenhaft gekauft wurden, auch ebenso wirklich gelesen wurden, ist nicht festzustellen; auch die Multiplikation, die Erhöhung der Leserschaft durch Ausleihe privat und in Leihbüchereien, ist unklar und wohl auch unklärbar. Ein gutes Beispiel dafür ist die Tatsache, daß die Bestsellerliste, die für die Auswahl herangezogen wurde, von Thomas Manns ›Buddenbrooks‹ angeführt wird mit 1,3 Mio. Auflage bis 1936 – ein typisches Geschenkbuch, das in der realen Lesermenge von den hier behandelten Büchern bei weitem übertroffen wird.

Es geht diesem Buch um das Aufzeigen der »materiellen Gewalt unpolitischer Bilder« (S. 11), also um den Zusammenhang von »Bildung«, Identität und Politik, genauer um die katastrophalen Folgen eines unpolitischen Identitätsideals, das diese Bücher vertreten: »Es handelt sich nicht um das Vermächtnis, wohl aber um die literarische Vergangenheit der Generation, die 1933–45 ›mitgemacht‹ hat. Als Unterhaltungsliteratur ist sie ganz unschuldig, ganz unpolitisch und verantwortungslos. Aber sie prägte jenes Arsenal an Bildern, das millionenfach die Köpfe der Menschen besetzte, das zugleich durch das millionenfache Votum der Leser bekräftigt wurde und so politische Bedeutung bekam. Auf diese vorpolitischen li-

terarischen Muster zielt die Lektüre des Romans. Es geht, um es in einer Formel vorwegzunehmen, um das Nicht-Nazistische am Nationalsozialismus, das gleichwohl kollaborierte« (S. 9). Es geht um Bilder, die Politik machen, weil sie unpolitisch sind, um einen Faschismus ohne Nationalsozialismus, um die Kraft der Bewegung ohne die negative, dunkle Seite der Gewalt und der Zerstörung; das wird zu Recht in der Regel Prä- oder Protofaschismus genannt, also als eine Vorstufe zum real ausbrechenden Terror, als die Latenz der Manifestation des Faschistischen begriffen.

Dabei versteht sich eine solche Analyse des Gestern auch immer als eine Warnung fürs Heute, und genau das zeigt ein ihr immanentes Dilemma auf, das ihre Legitimation berührt; das Problem solcher »Ideologiekritik« besteht in der Frage, ob denn, und wenn ja: nach welchen Kriterien diese Art von Literatur als solche ideologisch ist. Man kann gut und soll auch Spuren des Präfaschismus ausgraben; was aber, wenn man sich das Gedankenspiel erlaubt, Hitler, Auschwitz, Krieg hätten (noch) nicht stattgefunden, wenn man sich also das Bewußtsein vorstellt, das die Leser der damaligen Zeit hatten: nämlich kein Wissen von dem folgenden Schrecklichen, das wir heute haben und in dessen Perspektive wir diese Zeit und ihre Literatur sehen. (Vielleicht wird man in 70 Jahren, wenn es keine Bücher mehr gibt, sagen, daß der Brand der Klosterbibliothek bei Umberto Ecco eine lustvolle Vision universeller Verblödung war oder eine bejahende Vorwegnahme des dann stattfindenden Weltenbrands.) Was dann allein bleibt, ist der Vorwurf politischer Naivität, der unkritischen Retirade aus der Gesellschaft für wenigstens ein paar Stunden; und davon leben Buchmarkt und Fernsehen noch heute.

Um diesen Umschlag von Naivität in Faschismus geht es in der Analyse dieser Bücher, und den Autoren gelingt es überzeugend nachzuweisen, daß es gerade die Art der in diesen Büchern organisierten Naivität ist, die für den Faschismus »reif« macht: »Die Deutschen haben sich 1933 freiwillig in die Diktatur begeben – diese eine bittere Wahrheit trifft ebenso zu wie die Verlegenheit vieler nach 1945. *›Das haben wir nicht gewollt‹* stammt aus der Perspektive der Zeit nach 1945. Es setzt voraus, daß Unrecht beim Namen genannt wird und Mord Mord heißt. Aber vor 1945 war der Blick anders und die Sprache erst recht« (S. 10). Um diesen Blick geht es hier; Hitler ist nicht ein Betriebsunfall, sondern die Konsequenz unter anderem eines massenhaften Bewußtseins, das, um es mit dem Titel des Romans von Paul Keller zu sagen, »Ferien vom Ich« machen wollte, weil es Rationalität und Reflexion als Fremdkörper empfand, was heute wieder unangenehm vertraut klingt.

An verschiedenen Büchern werden die unterschiedlichen Stufen deutlich – leider nicht explizit deutlich gemacht; das hätte viel zur Orientierung beigetragen –, deren sich das an der Modernität leidende Bewußtsein bedient, um aus dieser Modernität imaginär zu fliehen: von der harmlos-naiven über die ästhetizistisch-aggressive bis zur offen brutalen; die Kompensationsformen sind vielfältig wie der heutige Kulturpluralismus.

»Ferien vom Ich«, der Sanatoriumsroman von Paul Keller – die Schwarzwaldklinik des Wilhelminismus, die in der Weimarer Republik großen Anklang fand – ist die erste, noch völlig unpolitische, allein regressive Phantasie eines von der modernen Rationalität und Formalismus überforderten Kleinbürgertums: »die Welt erhält einen Rand und wird wunderbar überschaubar wie der Johannisbrunnen [aus der Kindheit]. Störendes wird nach Amerika abgeschoben« (S. 194). Es ist der Tellerrand, über den keiner blicken will, weil dahinter der böse Wolf sitzt, von dem man bereits unbewußt ahnt, daß man ihn, wie in Hermann Löns' »Wehrwolf«, im Innern trägt; die Idylle als Kompensation der Realität ist bereits hier als Tellerrand gedacht, hinter den man lieber nicht schaut.

Diese ganze Literatur ist generell Kompensationsliteratur; sie und ihre Verklärung und Illusion entstehen aus dem vom Autor, wie *Peter Krumme* an Rudolf Binding zeigt, und vom Leser »Ungelebten« (S. 45), dem verpaßten Leben; sie ist Kompensationsliteratur, die die Fiktion anstelle des Lebens setzt. So wird die Sehnsucht selbst zum Ziel, bleibt anstelle der Rationalität allein zurück; aus der Hoffnung – im Roman »Opfergang« von Rudolf Binding

auf das Glück mit einer verheirateten Frau – wird der durch Sehnsucht kompensierte Verzicht. Beim Autor selbst kann das zur imaginären Verkehrung führen: Das Leben selbst wird zur Literatur, zum Traum, wird idealisiert erlebt – ein unkritischer Ästhetizismus, der den Autor zur Kultfigur werden läßt wie bei Binding. So folgt aus dem Verzicht im Realen dessen Apotheose im Imaginären: Die Literatur, das Geschriebene verdrängt die reale Zerrissenheit und errichtet einen Kult des Reinen und Eigentlichen, der oft genug auch den dazugehörigen Jargon benutzt.

Das dahinterstehende Geheimnis ist das des Bekenntnisses zur bürgerlichen Sitte und Ordnung und das des gleichzeitigen Leidens daran, das sich doch zu einem Schritt über Konventionen hinweg nicht aufraffen kann: der goldene Käfig des bürgerlichen Ich. Das ist das – typisch deutsche? – Dilemma der Zivilisationskritik bei gleichzeitigem leeren Bildungsfetischismus; eine Verteidigungsstellung des überrollten Kleinbürgertums angesichts der ernst machenden Moderne, wie das folgende Zitat *Lothar Müller*s über die »Biene Maja« zeigt: »zur spezifisch deutschen Verarbeitung dieser Erschütterungen gehörte der Versuch, die drohende Orientierungslosigkeit und das grassierende Dekadenz- und Spätzeitbewußtsein durch eine defensive Einigelungsstrategie zu unterlaufen, die zwischen Außen und Innen, Fremdes und Eigenes scharfe Unterscheidungsstacheln setzte, um im Modernisierungsstrudel liebgewordene Selbst- und Weltdeutungen nicht aufgeben zu müssen« (S. 66 f.).

Da ist dann schnell die Forderung nach der Erneuerung von Grund auf, will heißen: die Reinstitutionalisierung des Alten im neuen Gewande bei der Hand; daß die »nationale Revolution« hier einen fruchtbaren Boden für ihr Pathos vorfand, braucht so nicht zu verwundern. Diese erlebte Ohnmacht in der Moderne läßt den Schrei nach Erlösung lauter werden als alle vorsichtigen, differenzierenden Töne. Diese Literatur, diese Kulturindustrie ist Religionsersatz; der durch seine Nächstenliebe an der Cholera sterbende Albert in Bindings »Opfergang« ist ein kleinbürgerlicher Christus der Jahrhundertwende. Das gibt den unangenehm falschen Ton dieser Bücher: das Belehrende, Altkluge, ja Frömmelnde dessen, der sich von der bürgerlichen Gesellschaft abgestoßen und doch zu ihr hingezogen fühlt; im Unterschied zur wirklichen Literatur zeigt sich hier das Charakteristikum dieser Trivialliteratur als »die Dominanz der Weltanschauung über das Erzählte« (S. 21), Tendenzliteratur also.

Gemeinsam ist allen diesen Büchern die Tendenz zur Überhöhung, Verklärung, Veredelung des Stoffes, zur Sakralisierung der Realität; ihre Autoren sind weniger martialische »Propheten einer Gesinnung« als angeblich empfindsame »Propheten einer Mentalität« (S. 73), die sich zwischen Biederkeit und Empörung, Sentimentalität und Bauernschläue ansiedelt. Es ist die Charakter gewordene politische Apathie, die naive Naturverbunden-, ja -verlorenheit, die Sehnsucht nach der gütigen Mutter ohne den strengen Vater; ein gefährlicher Traum der Alternative ohne Vernunft, ja gegen die Vernunft, wie bei der »Biene Maja«: »Nettigkeit, Harmlosigkeit, Sanftheit und die ernsthafte Suche nach Werten, die jenseits der Diskussion bestehen, zeichnen diese Mentalität aus und machen sie zu einer eher unscheinbaren Größe in der Geschichte. Ihre direkt politischen Wirkungen nämlich sind unsichtbar. Sie bestehen im Geschehenlassen, nicht im Tun, im Weitermachen, nicht im Unterbrechen« (S. 73). Diese Literatur schafft ungetrübtes Innenleben und damit Raum für brutales Außenleben – sie ist »Gemütsfaschismus«, wie *Hans-Thies Lehmann* das treffend nennt.

Das liegt zum Teil daran, daß der Kern bürgerlicher Identität nie wirklich angeeignet wurde, sondern mit feudalen und kleinbürgerlichen Restbeständen durchsetzt blieb. »Aus der deutschen Tradition der Romantik stammen zwei hochgehaltene Begriffe: Individualität und Gemeinschaft. Beide wurden gepflegt, aber nicht ihre Zusammengehörigkeit. Es fehlte die Anerkennung des einen durch das andere. Es gab nie eine auf der Sicherung des Individuums beruhende Gemeinschaft – sie wurde unter dem Titel der Gesellschaft gefürchtet und verketzert. Da, wo es ein starkes Individuum gab, wurde es als Führer mißverstanden, da, wo Individualität gepflegt wurde, zog sie sich in Provinzialismus zurück: Führerkult und Gartenzwerge« (S. 199). Die »Ferien vom Ich« sind der Versuch, der Unfähigkeit, ein starkes

Ich, eine stabile individuelle Identität auszubilden, dadurch zu entfliehen, daß das Ich, die kritische Instanz selbst, ausgetrieben werden soll; das Beharren auf der Alltagsweisheit gegen die Rationalität und Vernunft wird gestützt durch die propagierte Irrationalität. In all den analysierten Büchern wird das fatale Bedürfnis deutlich, den alltäglichen common sense, die lebenskluge Pragmatik und kleinbürgerliche Weisheit mit den höheren Weihen des Tiefsinns zu versehen, genauer: sie zum Tiefsinn umzudeuten; der Kleinbürger will seine Lebensklugheit als Philosophie geehrt wissen. Daraus erwachsen Antiintellektualismus und Jargon der Eigentlichkeit zugleich, eine Kombination, die im angelsächsischen Raum so gut wie völlig fehlt; dieser mußte dann zwar den Preis des Positivismus bezahlen, aber jedenfalls nicht den des Faschismus.
Nicht ideologische Großtönerei ist hier in den meisten Büchern geschrieben, sondern mehr oder weniger subtile Darstellung des Unterdrückten und Rumorenden; und dennoch sind sie ideologisch, denn gezeigt wird die Realisierung dieses Unterdrückten als Dekadenz und Verfall, faszinierend und tödlich zugleich – wie in Hanns Heinz Ewers »Alraune«. Das geht hin bis zur ästhetischen Legitimation des Nationalen, in dem die Gefahr von innen nur noch einmal abgewehrt werden kann durch die Bedrohung von außen, eine Verschiebung und Projektion, die einiges von der Kriegseuphorie von 1914 erklärt. Als »aggressiv-ästhetischen Nationalismus« (S. 117), dem Ästhetik und Erotik auf dem Schlachtfeld zusammenschießen, deutet *Irmela von der Lühe* den Typus der »Kunst« von Walter Flex, und so wird verstehbar, warum es in Europa einen fließenden Übergang zwischen Ästhetizismus und Faschismus gibt, jene Form von Avantgarde, die sich als Futurismus technisch geriert und mythisch aufpoliert; dies ist »religiös geweihte Sprachlosigkeit« (S. 121), an die die faschistischen Fackelzüge und Leerphrasen anschließen konnten.
Von der ästhetizistisch-nationalistischen Kompensation innerer Ängste vor Frauen, Trieben und »dem Anderen« überhaupt geht es dann fort zur offen erklärten und gerechtfertigten Vernichtung dieses Anderen. Als »Sehnsucht der Kulturmüden« (S. 223) erscheint in vielen Romanen, wie in Löns' »Wehrwolf«, das Barbarische: die Lösung, das Unbehagen in der Kultur nicht durch eigene Kultivierung aufzuheben, sondern den Trieb, die Kultur zu zerstören, zu fördern und den Traum der Unmenschlichkeit, des Sadismus zu träumen. Die Deutschen sind diejenigen gewesen, die die »Kultur« als Lyrik hochgehalten haben, um der »Natur« ihrer mißgestalteten Triebe freien Lauf lassen zu können. Löns hat mit dem »Wehrwolf«, der für problemlos erklärten Jagd auf die »Anderen«, »das deutsche Gemüt nicht nur gelehrt, daß es romantisch bleiben und zugleich totschlagen ›kann‹, sondern daß es, wenn es das erste will, das zweite rechtzeitig tun ›muß‹« (S. 225). Das ist der offen aufgebrochene Zusammenhang zwischen Gemüt und Faschismus, kaputter Romantik und romantischer Brutalität – Gemütsfaschismus mit Gemüt für sich und Faschismus für »die Anderen«.

Friedhelm Lövenich, Köln

Hannsjoachim W. Koch, Volksgerichtshof. Politische Justiz im 3. Reich, Universitas Verlag, München 1988, 631 S., Ln., 78 DM.

Hannsjoachim W. Koch, der an der Universität York Neuere Geschichte lehrt, beschäftigt sich in seinem Buch mit einer Institution, die in der bundesrepublikanischen Öffentlichkeit gemeinhin als das grausamste Beispiel der NS-Strafjustiz betrachtet wird. Es handelt sich um den Volksgerichtshof, dessen Bild immer noch weitgehend von den Prozessen gegen die Attentäter des 20. Juli 1944 und den spektakulären Auftritten seines damaligen Präsidenten, Roland Freisler, geprägt wird. Im krassen Gegensatz zur beachtlichen Publizität, die dem Volksgerichtshof im Nachkriegsdeutschland zuteil wurde, steht das bisherige Defizit der historischen Forschung, das auch durch die bisher vorgelegten Arbeiten – etwa die Weinkauffs oder Wagners – nicht beseitigt werden konnte. Allein schon deshalb kommt Kochs auf der

umfassenden Auswertung des vorhandenen Quellenmaterials beruhender Monographie erhebliche Bedeutung zu. Obgleich sich für den Historiker quellenmäßig erhebliche Probleme auftun – so sind die Akten des Volksgerichtshofes nur fragmentarisch erhalten geblieben, das Archiv des Bundesjustizministeriums ist aufgrund des Personenschutzes nur beschränkt zugänglich –, erlangt Koch einige bemerkenswerte und wegen ihres teilweise provozierenden Charakters hochinteressante Einschätzungen, die zu einer Neubelebung der wissenschaftlichen Diskussion beitragen dürften. Eine der zentralen Thesen Kochs lautet, der Rechtsstaat sei in Deutschland bereits seit 1919 ausgehöhlt worden (S. 213), was die späteren Maßnahmen des »Dritten Reiches« wesentlich erleichtert habe. Die beiden ersten Hauptkapitel, in denen das deutsche Rechtswesen bis 1933 überblicksartig dargestellt wird, dienen nicht nur der Abstützung dieser These, sondern auch der Einbettung des Spezialthemas in einen größeren Zusammenhang, wodurch die historischen Voraussetzungen der Errichtung des Volksgerichtshofes im Jahre 1934 transparent gemacht werden. Für Koch verlor die deutsche Justiz mit dem Zusammenbruch der Monarchie ihr traditionelles Image, denn unter den relativ stabilen politischen Rahmenbedingungen des Kaiserreiches gehörte es zum Selbstverständnis der deutschen Juristen, keine unmittelbare politische Funktion auszuüben und nur für rein fachliche, juristische Belange zuständig zu sein. Diese Einstellung wurde mit dem Einsetzen der revolutionären Ereignisse nach Beendigung des Ersten Weltkrieges schlagartig erschüttert. Völlig unvorbereitet geriet die Justiz unter politischen Druck, mußten doch nun revolutionäre, also eindeutig politische Aktionen mit den traditionellen Normen des Strafgesetzbuches abgeurteilt werden. Durch die Diskussion juristischer Urteile in der Presse drang die politische Funktion der Justiz zunehmend ins Bewußtsein der Öffentlichkeit, ein Vorgang, den die meisten Juristen verabscheuten und der ihre Distanz zur Republik nur noch verstärken mußte. Daneben erfolgte bereits in der Frühphase der Weimarer Republik die Durchlöcherung geordneter Rechtszustände, etwa durch die Installierung des »Selbstschutzes Oberschlesien« oder die »Schwarze Reichswehr«. Den eigentlichen »Sündenfall« bei der Fortsetzung dieses Prozesses erblickt Koch im Erlaß des sog. Republikschutzgesetzes von 1922. Mit diesem Sondergesetz wurden nicht nur grundlegende verfassungsmäßige Individualrechte außer Kraft gesetzt, sondern es wurde auch erstmals mit dem Rechtsprinzip »nulla poena sine lege« gebrochen. An diesen Präzedenzfall konnten die Machthaber des »Dritten Reiches« mit dem Erlaß der Reichstagsbrandverordnung und der Einsetzung von Sondergerichten, zu denen ja auch der Volksgerichtshof zählte, nahtlos anknüpfen. In der Desorientierung der deutschen Justiz, ausgelöst durch deren nunmehr für jedermann sichtbare Politisierung, und der Preisgabe wichtiger Rechtsprinzipien durch die Weimarer Republik sieht der Autor die Ursachen für die erstaunlich reibungslos verlaufene Eingliederung der meisten Juristen ins »Dritte Reich«.

Den unmittelbaren Anlaß zur Gründung des Volksgerichtshofes lieferten die Vorgänge um den Reichstagsbrand. Der Prozeß gegen die vermeintlichen Brandstifter vor dem obersten deutschen Gerichtshof, dem Reichsgericht, verlief für die Nationalsozialisten äußerst peinlich, denn bis auf van der Lubbe mußten alle Angeklagten freigesprochen werden. Die danach einsetzende Kritik der Nationalsozialisten am Reichsgericht führte auf Partei- und Regierungsebene zum Nachdenken über die Schaffung eines speziellen Gerichtshofes, der sich ausschließlich mit Verratsfällen befassen sollte. Der damalige Staatssekretär im Reichsjustizministerium, Roland Freisler, spielte bei den Diskussionen eine entscheidende Rolle. Schließlich kam man im Frühjahr 1934 überein, einen rein politischen Gerichtshof zu gründen, dessen Zuständigkeit sich zunächst auf alle Fälle von Landes- und Hochverrat erstrekken sollte. Jeder in diesen Volksgerichtshof berufene Richter und Staatsanwalt hatte sich als »Soldat des Gesetzes« (S. 150) zu fühlen und die als Staatsfeinde betrachteten Angeklagten rasch und rigoros zu bestrafen. Auf diese Weise sollten die Urteile des Volksgerichtshofes dem politischen Zwecke dienen, die wirklichen und vermeintlichen Gegner des Regimes auszuschalten.

Zum ersten Präsidenten wurde Fritz Rehn berufen, der aber bereits im September 1934 verstarb. Danach blieb der Präsidentenposten für fast zwei Jahre vakant. Während dieser Zeit, so stellt Koch fest, wurden keine allzu rigorosen Strafen verhängt. Die mangelnde Härte bei der Urteilsfällung führte im Jahre 1936 zur massiven Kritik des von konservativen Beamten dominierten Reichsjustizministeriums. Daraufhin ernannte man Otto Georg Thierack, seit 1935 Vizepräsident des Reichsgerichts und einer der wenigen etablierten Juristen, die bereits vor 1933 der NSDAP beigetreten waren, zum Präsidenten. Erst unter ihm entwickelte sich der Volksgerichtshof zu einem wirksamen Instrument der politischen Führung. Daneben wurde der Zuständigkeitsbereich des Volksgerichtshofes um die Tatbestände »Wirtschaftssabotage« und »Wehrkraftzersetzung« erweitert sowie die Zusammenarbeit mit der Gestapo intensiviert. Trotz der von Thierack eingeführten Verschärfung der Verfahrenspraxis behielt man allerdings bis zum Kriegsausbruch, gemessen an der »Rechtspflege« der Folgezeit, »einen gemäßigten Kurs bei.« (S. 130) Dies änderte sich nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, als man die Gesetze verschärfte und die Strafen schneller vollstreckte. Die eigentliche Radikalisierung der Justiz und mithin auch des Volksgerichtshofes setzte, vorangetrieben von Heydrich, Thierack, Hitler und Goebbels, nach dem Tode des konservativen Reichsjustizministers Gürtner (1941) ein. Eng verknüpft ist diese Entwicklung mit der im August 1942 erfolgten Ernennung des »Scharfmachers« Thierack zum Nachfolger Gürtners. Gleichzeitig übernahm Roland Freisler die Führung des Volksgerichtshofes, wo seit 1944 die verhängten Todesstrafen sprunghaft emporschnellten.

Kochs gesamte Arbeit kennzeichnet sich durch das Bestreben aus, einige Legenden zu relativieren. Er konzentriert sich dabei vor allem auf die Person Roland Freislers und – eng damit verknüpft – die Attentäter vom 20. Juli 1944. Dabei wird mit Hilfe des zur Verfügung stehenden Quellenmaterials versucht, das bisher weitgehend emotional ausgerichtete Bild der Öffentlichkeit zu »objektivieren«. Freisler schätzt der Autor als überzeugten Nationalsozialisten ein, der seinen »Idealen« bis zum Ende treu blieb. Als »Überzeugungstäter« wird Freislers Schuld zwar nicht in Abrede gestellt, doch wendet sich Koch entschieden gegen die nach 1945 einsetzende Tendenz, Freisler zum alleinigen Sündenbock der deutschen Justiz abzustempeln und alle Schuld auf ihn abzuwälzen. In diesem Zusammenhang macht Koch darauf aufmerksam, daß der Anstieg der Todesurteile während der Präsidentschaft Freislers nicht unmittelbar mit dessen Person zusammenhing, sondern bereits unter Thierack einsetzte. Mit Recht wird außerdem auf die gleichzeitige Radikalisierung der Urteilssprüche bei den Wehrmachtsgerichten und beim Reichskriegsgericht hingewiesen, die sich damit in keiner Weise humaner zeigten als der Volksgerichtshof. Äußerst kritisch werden die Verschwörer des 20. Juli beurteilt, deren konservativ-autoritäre Vorstellungen Koch für wenig geeignet hält, dem Traditionsfundus der Bundesrepublik einverleibt zu werden, zumal sich einige der Beteiligten, wie etwa Witzleben und Hoepner, bis zur Niederlage von Stalingrad als loyale Mitarbeiter des Hitler-Regimes erwiesen hatten. Die Absicht der Beteiligten des 20. Juli, »aus ihren Taten eine Legende und ein Alibi für die Nation zu machen« (S. 437), sieht Koch als besonders erfolgreich umgesetzt. Deshalb räumt er wohl diesem Themenbereich außergewöhnlich viel Platz ein. Insgesamt stellt Koch seine oftmals unbequem erscheinenden Thesen und Erkenntnisse in überzeugender Weise dar, wenngleich ihn auf den letzten Seiten die Stringenz seiner Gedankenführung ein wenig verläßt, was allerdings dem Gewicht seines Werkes keinen Abbruch tut. *Franz Müller, Siegburg*

Diemut Majer, Grundlagen des nationalsozialistischen Rechtssystems. Führerprinzip, Sonderrecht, Einheitspartei, Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1987, VII, 254 S., kart., 46 DM.
Hans Hattenhauer, Rechtswissenschaft im NS-Staat. Der Fall Eugen Wohlhaupter (= Motive – Texte – Materialien, Bd. 45), C. F. Müller Juristischer Verlag, Heidelberg 1987, VII, 214 S., geb., 84 DM.

»Die sich des Vergangenen nicht erinnern, sind dazu verurteilt, es noch einmal zu erleben«, dieser oft zitierte Satz des Philosophen Santayana, der in großen Lettern die Ausstellung in der Gedenkstätte Dachau abschließt und jedem Besucher zum Nachdenken mit auf den Weg gegeben wird, erlangte in letzter Zeit durch Werner Höfer und Kurt Waldheim – wieder einmal – aktuelle Bedeutung. Dabei stellen diese beiden öffentlichkeitswirksamen Fälle nur die Spitze eines Eisberges dar. Die gegenwärtige Flut an Literatur, in der die Verstrickung von Repräsentanten der verschiedensten, hochangesehenen Berufsgruppierungen (z. B. Ärzte, Rechtsanwälte, Journalisten, Juristen usw.) in die Machenschaften des »Dritten Reiches« dokumentiert wird, belegt dies eindrucksvoll. Neu an dieser Aufklärungswelle ist nicht einmal so sehr das ausgebreitete Faktenmaterial – hierzu hat die historische Forschung seit langen Jahren nicht Unerhebliches geleistet –, sondern die erzielte öffentliche Breitenwirkung. Mitentscheidend für die Ingangsetzung dieser bemerkenswerten Entwicklung ist die Tatsache, daß innerhalb der angesprochenen Berufsgruppen selbst – begünstigt durch den Generationswechsel und parallel verlaufend zur Durchsetzung einer »Geschichtsschreibung von unten« – die Bereitschaft zur kritischen Aufarbeitung der eigenen Traditionen wächst und dabei auch unbequeme Themen nicht mehr ausgespart werden. Im Bereich der Juristen sei in diesem Zusammenhang nur auf die vor vier Jahren gegründete Zeitschrift »Betrifft Justiz« hingewiesen. Somit scheint die von Martin Broszat erst kürzlich wieder erhobene Forderung nach einer »Historisierung« des Nationalsozialismus allmählich in die Tat umgesetzt zu werden. Besonderer Beliebtheit erfreut sich derzeit der Themenkomplex »Justiz im 3. Reich«. Allein die Neuveröffentlichungen der letzten Monate sind kaum noch zu überblicken, wobei erfreulicherweise nicht nur die Einbindung der meisten deutschen Juristen in das nationalsozialistische Herrschaftssystem thematisiert wird, sondern auch die personelle Kontinuität über das Jahr 1945 hinaus. Beispielhaft für diese Kontinuität stehen im Bereich der Rechtswissenschaft etwa die Namen C. Schmitt, E. Forsthoff oder E. R. Huber.

Diemut Majer, ehemalige wissenschaftliche Mitarbeiterin am Bundesverfassungsgericht und jetzt Privatdozentin in Bern, griff in den letzten Jahren mehrmals in diese Debatte ein. Das hier zu besprechende Buch stellt gewissermaßen eine Zusammenfassung ihrer bisherigen Erkenntnisse dar, die nun – in Form eines Studienbuches – einem breiteren Publikum zugänglich gemacht werden sollen. Die Autorin begibt sich allerdings auf ein schwieriges Terrain, will sie doch die Grundlagen eines vermeintlichen »nationalsozialistischen Rechtssystems« herausarbeiten, obgleich sie selbst einräumen muß, daß die nationalsozialistischen Machthaber überhaupt keine »eigenständige [. . .] juristische Dogmatik« (S. 23) hervorbrachten. Es bleibt also der rückschauenden Betrachterin vorbehalten – und hier ist bereits die gesamte Problematik der vorliegenden Arbeit umrissen –, »nachträglich eine Systematik [. . .] der Rechtsprinzipien des NS-Staates zu entwickeln« (S. 23), man könnte auch sagen, zu konstruieren. Um das erwünschte Ergebnis herbeizuführen, muß wieder einmal – wie könnte es anders sein – die phänomenologische Methode herhalten. Statements von NS-Führern, zeitgenössische Abhandlungen von Rechtsgelehrten, richterliche Entscheidungen, Gesetzes- und Richtlinientexte sowie die Parolen der politischen Propaganda stellen die Quellengrundlage dar, mit deren Hilfe es tatsächlich gelingt, die – nach Ansicht der Autorin – drei wichtigsten Leitprinzipien des »nationalsozialistischen Rechtssystems« herzuleiten: das Führerprinzip, das Prinzip des Sonderrechts auf der Grundlage der völkischen Un-

gleichheit und das Prinzip der Einheitspartei. Folgerichtig werden diese »Prinzipien«, die auf den ersten Blick durchaus einleuchtend erscheinen, auf fast 200 Seiten vorgestellt und näher erläutert. Betrachtet man allerdings die von der Autorin verwendeten Argumente näher, so zeigt sich schon sehr bald die Brüchigkeit ihrer Konstruktion, denn die Erkenntnis, daß die Nationalsozialisten nicht imstande waren, ein eigenes »geschlossenes politisches Ideengebäude« hervorzubringen, sondern vielmehr auf das bereits vorhandene »Gedankengut des restaurativen, völkischen und nationalen Spektrums« zurückgriffen und es »ins Extreme steigerten« (Zitate: S. 33), durchzieht wie ein roter Faden das gesamte Buch.
Interessanterweise wird diesem Problem ein eigenes, umfangreiches Kapitel gewidmet, in dem ein Nachweis der Affinität zwischen der traditionellen Elite und den nationalsozialistischen Führern unter Heranziehung z. T. eindrucksvoller Textzitate überzeugend gelingt. Die Autorin selbst spricht sogar von einem »Bündnis« (S. 33) dieser beiden gesellschaftlichen Formationen. Der Bündnischarakter kann am Beispiel Carl Schmitts verdeutlicht werden. Schmitt, damals einer der angesehendsten deutschen Staatsrechtler, war wie die meisten deutschen Juristen kein Nationalsozialist, wohl aber ein entschiedener Gegner der parlamentarischen Demokratie. Ihm blieb es vorbehalten, mit seiner »Identitätslehre« und seinem »Freund-Feind-Denken« sowohl das Führerprinzip als auch das Prinzip des Sonderrechts mit einer, wenn auch wissenschaftlich höchst zweifelhaften, Theorie zu untermauern und damit zu legitimieren. Weitere Beispiele für den Kompromißcharakter des Regimes, wie etwa die Notwendigkeit der Einführung einer juristischen »Tarnsprache« (S. 93) oder die Aufrechterhaltung der Fiktion richterlicher Unabhängigkeit als Zugeständnis an deren Selbstverständnis (z. B. S. 106), kann man bei Majer ebenso nachlesen wie ihre Einschätzung, daß eine unmittelbare Steuerung der Rechtsprechung durch die NS-Machthaber »kaum durchzusetzen gewesen wäre.« (S. 107) Letzteres war angesichts der Selbstanpassung der meisten deutschen Richter, die sozusagen in einem Akt des vorauseilenden Führerwillens auch ohne Weisung von oben die bestehenden Rechtsnormen extensiv interpretierten (Beispiele auf S. 166 ff. und 185 f.), gar nicht nötig. Überall ist also der besonders für die ersten Jahre des »Dritten Reiches« charakteristische Prozeß gegenseitiger Anpassung von Justiz und Regime greifbar. Bei Vorliegen dieses Befundes ist es nicht recht einsehbar, weshalb die Autorin die Rechtsverhältnisse im »Dritten Reich« unbedingt mit dem Terminus »nationalsozialistisch« belegen will und somit den von ihr überzeugend herausgearbeiteten Anteil führender konservativer Juristen an der Herausbildung und Legitimierung eben jenes Rechtszustandes wieder in den Hintergrund drängt.
Auch der Versuch, ein spezifisch nationalsozialistisches »Rechtssystem« herzuleiten, kann nicht überzeugen. Ganz im Gegenteil. Es ist eine bekannte Tatsache, daß die nationalsozialistischen Parteiführer es vermieden, sich konkret auf eine eigene Staats- und Rechtstheorie festzulegen, weil sie einerseits auf die Zusammenarbeit mit den bestehenden Rechtsinstitutionen angewiesen waren und andererseits »wegen der Substanzlosigkeit der Ideologie«, wie die Autorin auf S. 93 mit Recht ausführt, auf eine eigene Verfassungslehre verzichten mußten. Nicht umsonst wird daher im vorliegenden Buch breit dokumentiert, daß das Regime keine rational begründete Rechtslehre herausbildete, sondern mit irrationalen und unbestimmten propagandistischen Leerformeln operierte, was in Rosenbergs Postulat gipfelte: »Recht ist das, was arische Männer für Recht befinden.« (S. 133) Von einer Systematik kann hier wohl kaum gesprochen werden. Vielmehr erkennt man das Bestreben, das Recht zu einer »rein machtpolitischen Funktion« (S. 133) herabzudrücken und der Willkür der Regierenden auszuliefern. Dies ist nichts anderes als der Versuch, die bestehende Rechtsordnung aufzulösen, ohne sie durch eine neue zu ersetzen, ein Vorgang, der dem Begriff einer Systembildung geradezu diametral entgegensteht. Dies drückt die Autorin auf S. 181 f. auch unmißverständlich aus, wenn sie etwa die konsequente Anwendung des Sonderrechtsprinzips mit dem »Ende jeder Rechtsordnung« gleichsetzt und es (das Sonderrechtsprinzip) als Instrument des inneren Ausnahmezustandes bezeichnet, »in dem nicht das Recht, sondern die

Ausnahmegewalt, d. h. die Exekutive (Polizei) ohne Bindung an Normen herrscht.« Deutlicher kann man den Zustand von Rechtsunsicherheit wohl kaum noch beschreiben, ein Zustand, in dem sich die Richter ganz pragmatisch den jeweiligen machtpolitischen Erfordernissen unterwerfen sollten. Dennoch hält die Autorin an ihrer Konstruktion eines »nationalsozialistischen Rechtssystems« fest, wodurch ein eigentümlicher Widerspruch zwischen dem ausgebreiteten Faktenmaterial und den daraus gezogenen Schlußfolgerungen entsteht. Ob damit allerdings das Ziel des Buches erreicht werden kann, einem interessierten Laienpublikum Orientierungshilfe angedeihen zu lassen, muß wohl bezweifelt werden.

Der an der Universität in Kiel lehrende *Hans Hattenhauer* versucht in seinem Buch, die bestehenden »zeitgeschichtlichen Vorurteile über das Leben im NS-Staat« (S. V) zu überprüfen. Ganz der historistischen Tradition verhaftet, will er die entscheidenden Erkenntnisse gewinnen, indem er »die Zeit und ihre Menschen aus sich selbst heraus« (ebda.) versteht. Es kann daher nicht verwundern, daß Hattenhauer sein Thema »Rechtswissenschaft im NS-Staat« unter einem rein biographischen Aspekt betrachtet. Um einen »Zugang zur NS-Zeit« (ebda.) zu gewinnen, wählt er als Beispiel das Schicksal Eugen Wohlhaupters aus, eines jungen, aufstrebenden Rechtswissenschaftlers, dem Hattenhauer in seinem Buch breiten Raum zur Selbstdarstellung überläßt. So füllt der Abdruck von Wohlhaupters Autobiographie aus dem Jahre 1944 mehr als die Hälfte der Seiten. Diese Selbstdarstellung wird durch einige Dokumente aus Wohlhaupters Leben ergänzt, über dessen Persönlichkeit sich der Leser dadurch selbst einen Eindruck verschaffen kann. Dem umfangreichen Quellenteil ist ein kurzes Kapitel vorangestellt, in dem sich der Autor mit Leben und Werk seines »Helden« auseinandersetzt. Von einer fundierten politischen Biographie, wie es der Untertitel des Kapitels verspricht, kann allerdings keine Rede sein, denn Hattenhauer begnügt sich damit, die in den nachfolgenden Teilen ausgebreiteten Dokumente zusammenzufassen und fast ausschließlich apologetisch zu interpretieren. Als Quellengrundlage für das gesamte Buch dient der Nachlaß Wohlhaupters, der sich seit 1983 im Besitz des Juristischen Seminars der Universität Kiel befindet.

Eugen Wohlhaupter wurde am 7. 9. 1900 in der Nähe von Krumbach als Sohn eines katholischen Volksschullehrers geboren. Die konservative Ruhe und der Provinzialismus seiner schwäbisch-bayerischen Heimat prägten den zukünftigen Gelehrten ebenso tief wie der christliche Humanismus des kleinbürgerlichen Elternhauses. Die traditionellen Werte dieses Milieus, Pflichtbewußtsein, Treue, Ehre, Anstand usw., verankerte Wohlhaupter fest in seinem Inneren. Seine wissenschaftliche Karriere als Jurist begann der ehemalige Zögling der Stiftung Maximilianeum an der Universität München, wo ihn besonders sein akademischer Lehrer, Prof. Konrad Beyerle, beeinflußte. Beyerle nahm als Mitglied der Bayerischen Volkspartei und Vizepräsident der Görresgesellschaft eine exponierte Stellung im katholischen Partei- und Vereinsleben ein, wovon auch Wohlhaupter als sein Schüler profitierte. Ganz auf den Spuren seines Mentors wandelnd, integrierte sich letzterer in diese Welt, die zweifellos seiner Mentalität weitgehend entsprach. Folgerichtig trat auch er dem Katholischen Akademikerverband und der Bayerischen Volkspartei bei. Als Beyerle im April 1933 verstarb, bedeutete dies zunächst für die Karriere des jungen Akademikers einen herben Rückschlag, der durch Hitlers Regierungsübernahme noch verstärkt wurde, denn nun hatte sich der politische Wind gedreht, und ein Hervortreten für den politischen Katholizismus konnte keine Pluspunkte mehr einbringen. Wohlhaupter arrangierte sich mit den neuen Machthabern und trat bereits im Mai 1933 in den NS-Rechtswahrerbund ein. Als Wissenschaftler hatte er inzwischen auch internationalen Ruhm erworben. Deshalb kam der Auftrag, im WS 1934/35 als Lehrstuhlvertreter Karl August Eckhardts an die »Stoßtruppfakultät der NSDAP« (S. 9) nach Kiel zu gehen, nicht überraschend. Da vorauszusehen war, daß Eckhardt, der selbst zu den bedeutendsten Mitgliedern der sog. »Kieler Schule« zählte, nicht wieder zurückkehren würde, schien Wohlhaupters Lebensziel, der Erwerb einer ordentlichen Professur, zum Greifen nahe zu sein. Überraschenderweise widersetzte sich die

Münchner Parteizentrale der NSDAP einer derartigen Berufung. Trotz der Distanzierung von seinen ehemaligen katholischen Verbindungen, des Beitritts zur NSDAP und anderen Parteigliederungen, trotz der vehementen Unterstützung des Gauleiters von Schleswig-Holstein, Hinrich Lohse, sowie bedeutender Fachkollegen gelang es Wohlhaupter nicht, den Widerstand der Parteizentrale zu überwinden. De facto zwar voll in die Kieler Fakultät integriert, mußte er sich bis zum Mai 1944 mit dem Status eines nichtbeamteten außerordentlichen Professors begnügen. Erst ein Jahr vor Kriegsende konnte die intrigenreiche Auseinandersetzung um seine Person durch einen Kompromiß beigelegt werden. Man ernannte Wohlhaupter zum beamteten außerordentlichen Professor, wodurch ihm das Regime zumindest die beamtenrechtlichen Versorgungsansprüche sicherte. Als sich im Mai 1945 der Wind erneut gedreht hatte, entließ ihn die britische Besatzungsmacht wegen seiner NS-Vergangenheit aus dem Amte. Seine im Dezember 1946 ausgesprochene Rehabilitierung, die zum Teil die gleichen Kollegen betrieben, die ihn auch im »Dritten Reich« unterstützten, erlebte Wohlhaupter allerdings nicht mehr. Schwer gezeichnet von einer längeren Krankheit, war er eine Woche zuvor verstorben. Wohlhaupter hinterließ trotz der Querelen um seine Person ein umfassendes wissenschaftliches Werk, das Zeugnis von seiner beeindruckenden Arbeitsleistung ablegt. Man kann wohl mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit annehmen, daß ihm in der Bundesrepublik eine glänzende wissenschaftliche Zukunft offengestanden wäre.

Betrachtet man die Aufzeichnungen dieses Mannes näher, so stellt sich ein junger, im Grunde unpolitischer, hochbegabter Wissenschaftler vor, der sein Leben unter das Motto stellte: »Ich möchte nur kein bedeutungsloses Dasein führen.« (Brief an seine Braut vom 5. 2. 1942, S. 162) Die Erfüllung dieses existentiellen Wunsches suchte er durch eine erfolgreiche wissenschaftliche Karriere zu erreichen, von der er sich mit logischer Konsequenz die Berufung zum ordentlichen Professor versprach. Diesem Ziel wurden alle persönlichen Bedürfnisse ebenso untergeordnet wie die politischen Überzeugungen, soweit solche überhaupt vorhanden waren. Nur so ist es zu begreifen, weshalb Wohlhaupter, obgleich ganz »von der Grundwahrheit des christlichen Naturrechts durchdrungen« (Autobiographie, S. 103) und in seinen letzten Jahren die für dieses Prinzip tödlichen Absichten der nationalsozialistischen Parteiführer durchschauend, unter Aufwendung seiner letzten physischen und psychischen Kräfte um die Anerkennung des Regimes, sprich die Berufung zum Professor, kämpfte. Er blieb, gesundheitlich bereits schwer angeschlagen, bis zum letzten Augenblick »auf dem Posten« (S. 110). Der quälenden Diskrepanz zwischen eigener persönlicher Überzeugung und zunehmend ernüchternder politischer Realität glaubte er durch den Rückzug in den Elfenbeinturm der Wissenschaft entgehen zu können. Von einer Einmischung in die Niederungen des politischen Tageskampfes erwartete er als Gelehrter nur die Ablenkung von seinen beruflichen Aufgaben. Vor allem aber fühlte er die Angst des Überhandnehmens »ethischer Konflikte und Enttäuschungen« (S. 102). Wohlhaupters Situation kann in diesem Zusammenhang wohl als beispielhaft für so manchen seiner Kollegen begriffen werden. In seinem Falle führte die Aufsplitterung seiner Persönlichkeit jedoch zur folgenschweren Aufbürdung eines extremen Arbeitsprogrammes einerseits und zur Flucht in die Welt des Geistes (Goethe, Eichendorff) sowie der Musik andererseits (siehe dazu z. B. den Brief vom 4. 12. 1943, S. 176). Aus Wohlhaupters Aufzeichnungen wird im Bereich des Politischen eine zunehmende Realitätsferne deutlich spürbar, die in den letzten Kriegsjahren geradezu pathologische Formen annahm. Es ist teilweise schon erschütternd, wenn man liest, wie er zu einem Zeitpunkt, an dem seine Umwelt im Begriffe stand, buchstäblich in Schutt und Asche zu versinken, den Krieg als grausamen Eingriff »in das Gefüge unseres Quartetts« (S. 119) bezeichnet, von der deutschen Universität schwärmt, an der die Luft des wahren Weltengeistes wehe (S. 164), oder von den Musikabenden spricht, die ihn »aus dieser Welt des Hasses, der Disharmonie« heraushöben und hinübergleiten ließen »in jene Welt, aus der heraus die gottbegnadeten Meister ihre Werke schufen.« (S. 165) Angesichts

des Leides und der Grausamkeiten, die dieser Krieg über die meisten, weniger privilegierten »Volksgenossen« hereinbrechen ließ, wirken diese Äußerungen fast zynisch.
Bedauerlicherweise unterläßt es Hans Hattenhauer in seinem biographischen Abriß, das ihm zur Verfügung stehende, umfangreiche Quellenmaterial einer tiefergehenden Analyse der Handlungsmotive Wohlhaupters zu unterziehen und damit dessen Persönlichkeit in einer wissenschaftlich fundierten Weise gerecht zu werden. Statt dessen versucht Hattenhauer, seinen »Helden« als beruflichen »Märtyrer des NS-Staates« hochzustilisieren, der »an den in den Hitlerjahren erlittenen Demütigungen und Leiden zerbrochen« (S. V) ist. Die in Wohlhaupters Autobiographie enthaltene – subjektiv durchaus verständliche – Selbststilisierung wird dabei kritiklos übernommen. Wenn schon Wohlhaupter als Märtyrer gilt, ein Mann, der in seinem Beruf – zugegebenermaßen unter schwierigen Bedingungen – erfolgreich weiterarbeiten konnte, wie sind dann diejenigen zu beurteilen, so muß man fragen, denen im »Dritten Reich« die Berufsausübung untersagt wurde, die teilweise aus ihrer Heimat vertrieben wurden oder, schlimmer noch, sogar mit ihrem Leben bezahlen mußten? Zur »Historisierung« der NS-Zeit leistet Hattenhauers »politische Biographie« keinen Beitrag, wohl aber – und das ist das eigentliche Verdienst seines Buches – wird der interessierten Öffentlichkeit durch die breite Dokumentation des hochinteressanten »Falles Wohlhaupter« das Material zur Verfügung gestellt, mit dessen Hilfe die Verstrickung eines deutschen Rechtsgelehrten in das »Dritte Reich« ganz konkret und beispielhaft nachvollzogen werden kann.

Franz Müller, Siegburg

Manfred Messerschmidt, Militärgeschichtliche Aspekte der Entwicklung des deutschen Nationalstaates, hrsg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Droste Verlag, Düsseldorf 1988, 260 S., Pb., 32 DM.
Manfred Messerschmidt/Fritz Wüllner, Die Wehrmachtsjustiz im Dienste des Nationalsozialismus – Zerstörung einer Legende, Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 1987, 365 S., Salesta, 44 DM.

Die Militärgeschichtsschreibung in der Bundesrepublik hat in den 60er und 70er Jahren wieder Anschluß an internationale Standards gewonnen, ja, in manchen Bereichen auch Vorbildliches geleistet. Wesentlich an dieser Entwicklung war Manfred Messerschmidt beteiligt. Er hat mit seinen zahlreichen Studien als Mitarbeiter und langjähriger leitender Historiker des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes (MGFA) diesen Standard mitbegründet.
Wesentlich für seine Forschungen ist die in der deutschen militärgeschichtlichen Tradition nicht selbstverständliche Einbindung der Fragestellung in den politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Gesamtzusammenhang der Geschichte. Messerschmidt steht damit als Kontrapunkt zu der obsolet gewordenen Forschungsrichtung des deutschen Generalstabes, die sich nahezu ausschließlich auf Operationsgeschichte zum Zwecke der taktisch-operativen Auswertung vergangener Feldzüge für das jeweils aktuelle Planungs- und Ausbildungsgeschäft stützte. Messerschmidts Arbeiten sind durch diesen Hintergrund nicht nur wichtige Einzelstudien zur deutschen Militärgeschichte, sie sind zugleich auch Arbeiten, die diese Ablösung von der deutschen Generalstabsgeschichtsschreibung dokumentieren und dadurch, daß sie gerade in der Analyse der jüngsten Geschichte, etwa der NS-Zeit, die politische und moralische Dimension militärischen Handelns zum Hauptgegenstand der Forschung gemacht haben, als Stachel im Fleisch traditionellen militärischen Selbstverständnisses gewirkt haben. Die negativen Reaktionen der letzten Kriegsteilnehmergeneration waren somit nahezu vorprogrammiert, zugleich ähnliche Reaktionen aus dem national-konservativen politischen Umfeld.
Den wissenschaftlichen Weg, den Messerschmidt gegangen ist, dokumentiert seine jüngste Publikation »Militärgeschichtliche Aspekte der Entwicklung des deutschen Nationalstaa-

tes«, eine Aufsatzsammlung, mit der Mitarbeiter des MGFA ihren scheidenden Leiter geehrt haben.
Wesentliche Stationen der deutschen Militärgeschichte, wie der Arbeits- und Denkweise von Messerschmidt, sind darin dokumentiert. Wenn er am Ende seines Aufsatzes über die preußische Armee während der Revolution in Berlin 1848 (Erstveröffentlichung 1975) resümiert, daß der Erfolg der Reaktion eine bewußtseinsbildende politische Erfahrung des Offizierkorps gewesen sei, daß die gegenrevolutionäre Politisierung der Armee nicht nur verfestigt wurde, sondern eine soziale und politische Haltung hervorgebracht habe, die Konsequenzen für die Struktur und Innenpolitik Preußen-Deutschlands bis 1918 gehabt habe, so zeigt er damit, daß ihn die großen Zusammenhänge und historisch-politischen Kontinuitäten bei seinen Arbeiten geleitet haben.
In gleicher Weise beschäftigt sich Messerschmidt mit Militär und Schule in der Wilhelminischen Zeit oder mit der politischen Erziehung der Wehrmacht. Gerade an seinen Beiträgen zur Geschichte der Wehrmacht wird auch ein anderer Aspekt seiner Arbeit deutlich. Messerschmidts Forschungen sind keine »L'art pour l'art«-Veranstaltung. Sie zielen vielmehr auf historisch-politisches Bewußtsein in der Gegenwart. Die auch politische Schlußfolgerung für die Gegenwart aus historischer Erkenntnis hat Messerschmidt nicht verweigert. Besonders deutlich wird diese Haltung im letzten Beitrag dieses Bandes über »das Verhältnis von Wehrmacht und NS-Staat und die Frage der Traditionsbildung« in der Bundeswehr (von 1981), der mitten in eine erneut aufgeflackerte Traditionsdebatte hinein veröffentlicht wurde. Unmißverständlich wird dort jede Möglichkeit einer demokratieverträglichen Traditionsbildung an der Normalität der Wehrmacht verneint und als Anknüpfungspunkte nur »die systemtranszendierende Pflichterfüllung, Nonkonformismus und Widerstand« akzeptiert.
Messerschmidt war mit seinen Arbeiten – in diesem Band sind es Studien aus den Jahren 1971 bis 1986 – nie bequem und für militärische Traditionalisten fast immer eine Provokation. Deshalb ist es wichtig, daß die sonst weit verstreuten Aufsätze in diesem Band nunmehr geschlossen publiziert und damit für ein größeres Publikum zugänglich wurden.
Messerschmidt hat nicht nur eine historische Ausbildung erfahren, er hat auch eine vollständige juristische Ausbildung genossen. So hat er sich schon früh mit rechtshistorischen Fragen der Militärgeschichte befaßt und gilt in Fragen des Militärrechts international als einer der wichtigsten Wissenschaftler. Bedenkt man nun das oben Gesagte über seine Bereitschaft, auch zu den politischen Konsequenzen zu stehen, so ist seine Mitarbeit an dem Band über die Wehrmachtsjustiz nur folgerichtig.
Der Band versteht sich *nicht* als erschöpfende Monographie – wie die Autoren sagen –, sondern als eine Auseinandersetzung mit einem skandalösen Buch zur Wehrmachtsjustiz.[1] Verfaßt wurde es von zwei ehemaligen Wehrmachtsrichtern unter Mithilfe einer ganzen Reihe weiterer damals Beteiligter. Ziel der Publikation war es offenbar, die Wehrmachtsjustiz von ihrer Verquickung in den Unrechtsstaat reinzuwaschen und zu einem Teil des Widerstandes gegen das Regime zu stilisieren.
Der eigentliche Skandal dieser Publikation lag allerdings darin, daß sie zehn Jahre von der Justiz und von der Rechtsgeschichte als Standardwerk über die Wehrmachtsjustiz anerkannt war, mit Auswirkungen bis hin zur Ablehnung von Entschädigungsforderungen von Opfern dieser Unrechtsinstitution durch bundesdeutsche Gerichte, oft sogar ausgesprochen von ehemaligen Wehrmachtsrichtern in ihren neuen Positionen.
Messerschmidt und *Wüllner* haben nun diesen Skandal – den wissenschaftlichen, den rechtspflegerischen und den damit verknüpften politischen – aufgedeckt. Sie nennen die

1 *Otto Peter Schweling*, Die deutsche Militärjustiz in der Zeit des Nationalsozialismus, bearb., eingel. und hrsg. von Erich Schwinge, Marburg 1977, 2. Aufl. 1978.

Sachverhalte und die Täter beim Namen, besonders dann, wenn sie, wie der ehemalige Marinerichter und Ministerpräsident Filbinger, den Mund zu voll nehmen. Wo unerträgliche Anmaßung im Urteil solcher Vertreter hervortritt, wird sie in diesem Buch auch so bezeichnet.

Das Buch geht von der Vorgeschichte über den Zusammenhang von Militärjustiz nach 1933 und ihrer Apologie nach 1945 zur Beschreibung ihrer Mechanismen, Verfahren und Rechtsgrundlagen über und setzt sich mit der Größenordnung ihrer Unrechtsurteile auseinander. Dabei wird vor allem die verfälschende, offen irreführende Absicht der Apologeten der Wehrmachtsjustiz anhand ihres Umganges mit Statistiken und Vergleichen aufgedeckt und zugleich nachgewiesen, daß die tatsächliche Größenordnung, insbesondere von Todesurteilen, um ein Mehrfaches größer war, als die ehemaligen Wehrmachtsrichter zugeben wollen. Makaber ist dabei deren Feilschen um die niedrigeren Zahlen, die immer noch in der Größenordnung von 10 000–16 000 Todesurteilen liegen. Tatsächlich waren es mindestens 30 000 Todesurteile, die wohl auch mit übergroßer Mehrheit vollstreckt wurden. Bedenkt man, daß im 1. Weltkrieg das nicht gerade zimperliche Deutsche Reich zwischen 40 und 50 Todesurteile zu verzeichnen hatte, wird die Ungeheuerlichkeit sowohl dieses Unrechtssystems wie dessen nachträgliche Beschönigung durch seine ungeschoren gebliebenen Vertreter wohl deutlich. Selbst im faschistischen Italien sind während der gesamten Zeit von Mussolinis Herrschaft, zivile wie militärische Urteile gerechnet, »nur« 156 Todesurteile verhängt und davon wiederum »nur« 88 vollstreckt worden.

Wie sieht es denn um die Rechtsgründe aus, mit denen man diese Mordorgien rechtfertigte? In der Regel wurde bei unerlaubter Entfernung von der Truppe, was allenfalls mit Freiheitsstrafen geahndet wurde, auf Fahnenflucht und Tod befunden, Wehrkraftzersetzung konnte schon bei Mundraub oder unerlaubtem Verzehr von Notrationen angenommen werden und hatte ebenfalls Todesurteile zur Folge. Das gleiche galt beim Diebstahl von Feldpostpäckchen. Auf der anderen Seite haben eben diese Richter selbst bei offen erkennbarem Massenmord der NS-Schergen, z. B. in Rußland, nicht eingegriffen, nicht verurteilt. Diese Richter haben offenbar so schlimm gehaust, daß man auf dem Erlaßwege versuchte, sie zu bremsen, und im Vergleich zur SS-Gerichtsbarkeit kommt letztere als »humaner« weg.

Der Zorn von Messerschmidt und Wüllner über die Lügengeschichten von Schweling und Schwinge bekommt dem Buch durchgehend sehr gut. Es ist dadurch geradezu spannend zu lesen, nicht die übliche trockene Monographie zu einem Detailproblem der Geschichte. Zugleich ist es polemisch nur im guten, traditionellen Sinne, indem es die Adressaten und deren Thesen direkt angeht. Es hält Seite für Seite den wissenschaftlichen Standard, den man insbesondere von Messerschmidt erwarten kann. Auch eine detailliertere und umfassendere Studie, die sicherlich immer noch wünschenswert ist, wird an den Fragestellungen, Urteilen und Ergebnissen dieses Bandes nicht vorbeigehen können. Es ist die erste Studie überhaupt, die bei dieser Thematik an den Kern der Probleme herangeht und deshalb bis auf weiteres unverzichtbar bleibt. *Martin Kutz, Hamburg*

Klaus-Jürgen Müller, Armee und Drittes Reich 1933–1939. Darstellung und Dokumentation, unter Mitarb. von Ernst Willi Hansen (= Sammlung Schöningh zur Geschichte und Gegenwart), Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn 1987, 413 S., kart., 48 DM.

Der Nationalsozialismus und seine Herrschaft in Deutschland sind ein Forschungsgegenstand, von dem sich niemand einbilden soll, er könne ihn kühl und emotionslos oder so behandeln, als würden dabei nicht auch seine, des Forschers, Wertmaßstäbe herausgefordert. Ältere und neuere Kontroversen illustrieren diese Behauptung. Ein Teil davon spielt sich, wenn auch in leicht verkleideter Form, auf dem Felde der Politik ab; ihre Protagonisten be-

nutzen mehr oder weniger bewußt, zuweilen auch zynisch, die Vergangenheit, um politische Ansprüche anzumelden oder abzuschlagen. Auch die anderen, die wissenschaftlichen Kontroversen lassen sich von der Politik nicht abschneiden, und wer das wollte, würde zu keinem Ende kommen. Aber gerade weil wegen der wissenschafts-internen Verfahrensregeln zur Gewinnung neuer Einsichten über politische und soziale Entwicklungen in der Vergangenheit im Kontext dieser Kontroversen immer neue Informationen erschlossen werden, kommt es in ihrem Fortgang von Zeit zu Zeit zu neuartigen Durch- und Überblicken. Wenn es nicht um Verdammung oder Entlastung, meinethalben etwas salopp formuliert: um Entsorgung der Vergangenheit geht, sondern um die Bestandsaufnahme der Geschäfte und Geschäftigkeiten von Gruppen und Individuen vor, in und nach der Herrschaft des Nationalsozialismus, muß man sich auf ganz andere Weise mit ihnen einlassen, als wenn man sie nur auf den Schachbrettern der verschiedenen Geschichtsphilosophien hin- und herschiebt.
Läßt man sich aber auf das historische Geschehen und seine Akteure ein, ist es zuweilen gar nicht so einfach, dem Sog der Alltäglichkeit zu entgehen, die eben auch Epochen wie den herrschenden Nationalsozialismus, zumindest in Zeiten der »undramatischen« Herrschaftsausübung, bestimmt. Zuweilen ergibt sich auch der Eindruck, in sich vollständig ein Widerspruch, daß »alles viel schlimmer war, weil es eigentlich nicht so schlimm war«.
Ein exemplarisches Beispiel für dieses widersprüchliche Urteil stellt die Reichswehr dar. Über die Distanz der Reichswehr-Führung zur Weimarer Republik, die im Offizierkorps weit verbreitete Demokratiefeindschaft, über den Prozeß der teils bewußt angestrebten, teils mit (irrigen) Hintergedanken ornamentierten Selbst-Integration der Reichswehr in das nationalsozialistische Herrschaftssystem sowie die dann Zug um Zug sich anschließende Entmachtung der herkömmlichen militärischen Führungsgruppen gibt es eine umfangreiche und in ihren Spitzenerzeugnissen imponierende Forschungsliteratur. Zu den deutschen Historikern, um nur sie aufzuzählen, die dazu hervorragende Beiträge geliefert haben, gehört neben *Manfred Messerschmidt, Michael Geyer* und *Wilhelm Deist* zweifelsohne auch *Klaus-Jürgen Müller*. Seine ausführlichen Studien zur Reichswehr/Wehrmacht im Dritten Reich und zum national-konservativen Widerstand weisen ihn als einen der besten Kenner der Materie aus.
Das jetzt vorgelegte Buch besteht aus einem Darstellungsteil von ca. 120 Seiten sowie einem Dokumententeil von ca. 260 Seiten. Letzterem schließen sich dann noch ein Quellenverzeichnis samt umfangreicher Auswahlbibliographie, ein Abkürzungsverzeichnis und ein Personenregister an. Der Autor und Herausgeber begründet sein Vorhaben damit, daß es an der Zeit sei, neuere Forschungen zusammenzufassen und einer breiteren Leserschaft »als Einführung in die immer komplizierter gewordene Materie anzubieten.« (S. 8) Zunächst habe ich etwas gestutzt bei diesem Terminus, denn wieso kann ein in der Vergangenheit liegender, also abgeschlossener Vorgang, wie komplex er auch immer gewesen sein mag, im nachhinein »immer komplizierter« werden? Nun, zum einen werden damit wohl die neuen, sich nach und nach öffnenden Quellen gemeint sein, die das eine oder andere Mal zu Neubewertungen von Teilvorgängen oder von einzelnen Akteuren führen, damit zugleich aber auch häufig größere Zusammenhänge wieder unübersichtlicher machen. Zum anderen aber, denke ich, ist damit genau jene eigentümliche und auch ein wenig erschreckende Erfahrung gemeint, daß der analytische und differenzierende Blick des Forschers immer wieder auf widersprüchliche, ja paradoxe Sachverhalte stößt, die sich immer weniger mit bipolaren Erklärungs-Schemata (Anpassung vs. Widerstand; moralisch vs. unmoralisch; borniert vs. weitblickend usw.) nachvollziehen lassen.
Klaus-Jürgen Müller hat in seinem Darstellungsteil, dem noch eine 35 Seiten lange Einleitung mit dem Versuch einer weiter ausholenden historischen Interpretation des Verhältnisses Militär/Gesellschaft in Deutschland seit dem 19. Jahrhundert vorangestellt ist, ein Maximum an Differenzierung zu erreichen versucht. Ihm ist damit ein außerordentlich gehaltvoller, die neuesten Forschungskontroversen reflektierender, indes als »Einführung« natür-

lich viel zu schwieriger Text gelungen. Der Verlag verdient in diesem Zusammenhang ein kleines Sonderlob, denn er hat es über sich gebracht, die zahlreichen Fußnoten des Autors wirklich als Fußnoten zu behandeln, und sie nicht als »Endnoten« gebündelt am Schluß des Buches untergebracht. Insbesondere für den an wissenschaftlichen Auseinandersetzungen interessierten Leser ist die Arbeit mit Müllers Text dadurch nachhaltig erleichtert worden.
In seiner Einleitung bezeichnet Müller als eines der am schwersten wiegenden Probleme im Verhältnis zwischen bewaffneter Macht und ziviler Gesellschaft im Deutschland des Kaiserreichs, daß das preußisch-deutsche Offizierkorps sich nicht nur als professionelle Elite, sondern »in noch größerem Maße als politisch-soziale Elite verstand« (S. 15). Diese beiden Ansprüche gerieten sich angesichts der technisch-industriellen Entwicklung (und die besaß im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts und danach weiter eine enorme Dynamik!) wechselseitig in die Quere. Müllers These lautet hier, daß das Offizierkorps trotz der teilweisen Widersprüchlichkeit an beiden Ansprüchen festhielt. Die Militär-Elite »hat nicht den historisch möglichen Ausweg beschritten, sich von einer gleichzeitig politischen und professionellen Elite zu einer nur noch professionellen Gruppe militärischer Fachleute zu wandeln« (S. 21). Wie sie das *vor* 1914 hätte tun sollen, bleibt allerdings die Frage, denn im Kaiserreich war ja die Struktur-Entscheidung, nationale Integration auch und nachdrücklich über die Institution der Militärorganisation erreichen zu wollen, eine Konsequenz der historischen Entwicklung, die zur Reichsgründung geführt hatte. Wer hätte dies zur Disposition stellen können? *Nach* 1918 aber waren die Zeiten auch nicht danach, denn unter den Schleiern der zahlreichen »halben Lösungen« verbarg sich im deutschen politischen Denken die »Kontinuitätslinie« militärisch abgestützten Großmachtdenkens« (S. 25), die erst durch ein anderes Leitmotiv staatlichen Handelns hätte ersetzt werden müssen. In einem Offizierkorps, in dem zunächst eine rein restaurative Richtung sehr stark war (sie scheiterte, schreibt Müller, im Kapp-Lüttwitz-Putsch), in dem auch nationalrevolutionäre und konter-revolutionäre Tendenzen sich breit machten, war schließlich der »Attentismus« Seeckts das breite Auffangbecken für die professionellen, durch den Versailler Vertrag künstlich gedrosselten, und für die sozio-politischen Ansprüche des Offizierkorps. Gerade wegen ihrer Drosselung von außen setzten sich, worauf insbesondere *Michael Geyer* hingewiesen hat, in der Weimarer Republik die professionellen Ansprüche einer jüngeren Offiziersgeneration auch in ein autoritär-partizipatorisches Programm der totalen Kriegsführung um. Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten verschoben sich die Aspekte. *Müllers* diesbezügliche These lautet: »Die Regierung Hitler wurde im Jahre 1933 gebildet auf der Basis der ›Entente‹ zwischen Gruppen der traditionellen Eliten und der Führung der Hitler-Bewegung. Die Reichswehr hatte innerhalb dieser ›Entente‹ einen besonderen Stellenwert und ein besonderes Gewicht.« (S. 31) Nicht über diese ›Entente‹ selbst gab es innerhalb des Offizierkorps unterschiedliche Auffassungen (von Ausnahmen einmal abgesehen), wohl aber darüber, was damit für die eigene Gruppe zu gewinnen sei. Zwischen 1933 und 1938 entwickelte sich innerhalb dieser ›Entente‹ ein heftiger Kampf zwischen mehreren Protagonisten. Das Maximalziel der Reichswehr/Wehrmacht, professionelle Elite zu bleiben, zugleich aber auch politische Führungsansprüche gegenüber den Nationalsozialisten durchzusetzen, bröckelte immer weiter weg. Wurde das erste Ziel in der Domestizierung der SA durch Hitler unter tätiger Mithilfe der Reichswehr Ende Juni 1934 noch einmal bestätigt – unter hohen Kosten an gruppenspezifischer Integrationsmoral –, so schmolz der politische Führungsanspruch spätestens mit der Isolierung und dem Abschied Becks aus dem aktiven Dienst restlos weg. Mit der Umorganisation der militärischen Spitzenstruktur und dem scheinbar unaufhaltsamen Aufstieg der SS waren die Signale auch schon auf die weitergehende Demütigung des Offizierkorps gestellt: auf seine Entmachtung auch als professionelle Elite.
Nicht von allen wurden diese Signale verstanden, aber selbst diejenigen, die sie in der Tat verstanden, schienen sich um 1938/39 mit der Entwicklung abzufinden. Warum? Müller antwortet auf diese Frage so: »Offensichtlich waren die Idee einer deutschen Hegemonie

oder gar Weltmachtstellung und schließlich die Vorstellung einer deutschen Großmachtposition, die es zu bewahren galt, geeignet, den innenpolitischen Machtverlust der traditionellen Militär-Elite zu kompensieren. Jedenfalls wird man die fortdauernde Loyalität hoher Militärs gegenüber Hitler und seinem Regime kaum erschöpfend mit einer bloß eng fachmilitärisch ausgerichteten Einstellung erklären können.« (S. 44) Die Kompensation besaß in den ersten Kriegsjahren auch genügend Attraktivität. Für die letzten zwei Kriegsjahre und insbesondere die letzten Monate vor dem Zusammenbruch kann man das allerdings nicht behaupten, so daß hier noch weitere Erklärungen für die Loyalität und die Bereitschaft zum Gehorchen seitens der militärischen Führung gefunden werden müssen.

Darstellungs- und Dokumententeil der Arbeit sind miteinander synchronisiert, so daß der Leser jeweils kapitelweise erst die Darstellung und dann die Dokumente lesen und studieren kann. Aufgeteilt ist die gesamte Textmasse in zehn Kapitel. Das *erste* Kapitel heißt »Armee und NS-Bewegung: Offizierkorps und Politik«. Die Darstellung dazu umfaßt nur zwei Seiten; in der Dokumentation wird zwischen einem Unterkapitel mit retrospektiven und einem mit zeitgenössischen Äußerungen von Offizieren der Reichswehr zum Nationalsozialismus und wie er ihnen um 1933 herum erschien, unterschieden. Das ist recht aufschlußreich.

Das *zweite* Kapitel zeichnet das Verhältnis von Reichswehr und Nationalsozialismus nach, das Selbstverständnis der Reichswehr als einer von zwei »Säulen« des neuen Regimes, das Verhältnis der Reichswehr-Führung zur nationalsozialistischen Ideologie und die Politik der politisch-ideologischen Öffnung der Reichswehr gegenüber der nationalsozialistischen Bewegung. Letztere ist ein deutliches Zeichen dafür, daß der politische Führungsanspruch der Reichswehr trotz nachdrücklicher Betonung nur noch brüchige Substanz aufwies.

Deutlich wird das schon, wie das *dritte* Kapitel zeigt, an der Übernahme des »Arier-Paragraphen« in die Personalpolitik der Reichswehr Ende Februar 1934.

Im *vierten* Kapitel geht es um das Verhältnis Reichswehr/SA. Die SA unter Röhm bedrohte seit der Machtübernahme durch Hitler sowohl dessen Konzept vom Aufbau des totalitären Staates als auch das Monopol der Reichswehr auf die Instrumente organisierter Gewalt. Das Bündnis zwischen Hitler und der Reichswehr-Führung war niemals enger, die innere Übereinstimmung zwischen ihnen niemals größer als zum Zeitpunkt der Zerschlagung der SA-Führung. Als sie gelungen war, triumphierten beide Bündnispartner, aber Hitler noch mehr, denn er benutzte die Hochstimmung der Reichswehr-Führung gleich wieder, um die Regelung der Nachfolge Hindenburgs in seinem Sinne durchzusetzen. Insbesondere die Vereidigung auf Hitler persönlich schwächte direkt und indirekt auf das nachhaltigste die Stellung der Militär-Elite.

Daß der Sieg über die SA ein Phyrrus-Sieg war, kann man gleich im *fünften* Kapitel erfahren, wo es um das Problem der bewaffneten SS-Truppen geht, also um eine andere und, wie sich rasch zeigte, ernster zu nehmende Bedrohung des Waffenmonopols der Reichswehr/Wehrmacht. Seit Oktober 1934 entspann sich ein zäher inner-bürokratischer Krieg über die Rolle und Funktionen der SS-Truppen. Kriegsminister Blomberg und das OKW waren dabei eher geneigt, den SS-Truppen eine eigenständige militärische Rolle zuzugestehen, wohingegen sich die Heeresführung erbittert dagegen zur Wehr setzte.

Das *sechste* Kapitel behandelt die Rolle der Armee in den innenpolitischen Spannungen zwischen 1934 und 1938, wobei der Hauptakzent auf den Spannungen zwischen dem Nationalsozialismus und den christlichen Kirchen liegt.

Im *siebenten* Kapitel rollt das Drama der Blomberg-Fritsch-Krise noch einmal vor den Augen des Lesers ab, einer Krise, die einmal mehr die Substanzlosigkeit der politischen Führungsansprüche der Militär-Elite enthüllte, die aber auch zu einer Art Katalysator für den künftigen Widerstand gegen Hitler werden sollte.

Wurde in den zuletzt aufgeführten Kapiteln eher der Konflikt-Aspekt im Verhältnis Nationalsozialismus – Streitkräfte betont, so unterstreicht das *achte* Kapitel die andere Seite, nämlich den weitgehenden Konsens in Sachen Aufrüstung. Müller setzt sich unzweideutig

von jener »apologetischen Legende« ab, wonach die einseitige und autonome Aufrüstungs- und Außenpolitik des Dritten Reiches in seinen ersten Jahren den Militärs von Hitler aufgezwungen worden sei. Anders herum stimmt's: Die militärischen Planungen griffen häufig (wie z. B. im Fall der Rheinland-Besetzung) den politischen Entscheidungen vor. Dieses Kapitel faßt noch einmal die unterschiedlich motivierten, aber im Effekt gleichgerichteten Interessen von nationalsozialistischer und Wehrmacht-Führung zusammen und läßt ahnen, wie ein nicht-nationalsozialistisches Großmacht- und Eroberungsprogramm Deutschlands ausgesehen hätte. Die Dokumente illustrieren das. Beides zusammen bildet den Kern des vorliegenden Buches.
Kapitel *neun* und *zehn* stellen die Sudetenkrise bzw. die Rüstungspolitik zwischen dem Abschluß des Münchner Abkommens und dem Ausbruch des Krieges in den Mittelpunkt.
Unter elite-theoretischer Perspektive stellt sich das Verhalten der militärischen Führung in den 30er Jahren als eine Art Selbstbeschneidung dar. Für die Analyse des Funktionierens nationalsozialistischer Herrschaft ist dieses Verhalten deshalb von besonderem Interesse, weil sie die unterschiedlichen Interessenprofile der beiden »Säulen« des nationalsozialistischen Staates in seinen Anfangsjahren, von Partei und bewaffneter Macht, plastisch hervortreten lassen kann, und auch, wie diese Profile ineinandergriffen. Vielfach eine sehr deprimierende Lektüre, ist Müllers Buch eine wichtige Studie für alle, die sich mit dem Nationalsozialismus und seinem gesellschaftlichen Umfeld ernsthaft auseinandersetzen wollen.

Wilfried v. Bredow, Marburg

Dossier: Kreisauer Kreis. Dokumente aus dem Widerstand gegen den Nationalsozialismus – Aus dem Nachlaß von Lothar König S.J., hrsg. und kommentiert von Roman Bleistein, Verlag Josef Knecht, Frankfurt 1987, 376 S., geb., 58 DM.

Pater *Josef König S.J.* (1906–1946) hat in der Widerstands-Aktivität des Kreisauer Kreises, wie der Herausgeber deutlich machen kann, eine wichtige Rolle gespielt, und zwar auf zwei Ebenen. Erstens bei organisatorischen Vorarbeiten als Übermittler von Informationen, als »Kurier«; zweitens bei der Ausarbeitung von Grundtexten, welche die Vorstellungen der »Kreisauer« enthielten und auf den drei Tagungen des Kreises im März 1942, Juli 1942 und im Februar 1943 beraten wurden.
Im Besitz von Josef König befand sich ein Dossier mit zahlreichen Vorentwürfen dieser Grundtexte. Dieses Dossier wurde auf abenteuerliche Weise vor den Nachstellungen der Gestapo gerettet, geriet dann aber nach Kriegsende im Tresor eines Jesuitenkollegs in Vergessenheit. So werden die Papiere erst jetzt in dem Zusammenhang des Dossiers publiziert.
Der Herausgeber hat die Dokumente vorsichtig kommentiert und ihnen eine längere Einführung über das Leben Pater Königs sowie den Kreisauer Kreis und seine Gedanken vorangestellt. Die in dem Dossier gesammelten Dokumente geben einen vorzüglichen Überblick über die politischen Absichten, die moralische Haltung und auch die Unterschiede in einzelnen Konzeptteilen der »Kreisauer«. Dieser Widerstands-Kreis versuchte, auf der Grundlage christlicher Lebens- und Weltanschauung ein politisches Programm für ein nach-nationalsozialistisches Deutschland zu entwerfen, das sowohl von Konservativen wie von Sozialdemokraten und von Liberalen getragen werden konnte. Aus heutiger Sicht erscheinen manche Programmpunkte erstaunlich weitsichtig, andere wieder erstaunlich naiv. Historische Neugier bei den Jüngeren findet im Widerstand gegen den Nationalsozialismus ein wichtiges Feld. Deswegen sind solche gediegenen Publikationen wie diese besonders zu begrüßen.

Wilfried v. Bredow, Marburg

Droste Geschichts-Kalendarium. Chronik deutscher Zeitgeschichte. Politik, Wirtschaft, Kultur, Bd. 3/I: Manfred Overesch unter Mitarb. von Jork Artelt, Das besetzte Deutschland 1945–1947; Bd. 3/II: Manfred Overesch unter Mitarb. von Jork Artelt, Das besetzte Deutschland 1948–1949, Droste Verlag, Düsseldorf 1986, zus. 866 S., geb., je 98 DM.

In einer Rezension der ersten Bände der »Chronik deutscher Zeitgeschichte« über die Jahre von 1918 bis 1945 (Bd. 1–2/II) sind bereits die Grundprobleme, die Schwächen, aber auch die Vorzüge eines solchen Unternehmens besprochen worden. Die damals im »Archiv für Sozialgeschichte« (Bd. XXV, 1985, S. 806 ff.) angestellten Überlegungen treffen im Prinzip – bis auf die gleich zu erwähnenden Ausnahmen – auch auf die beiden neuen Teilbände für die Jahre von 1945 bis 1947 und von 1948 bis 1949 zu. Nur eines dieser Probleme sei nochmals erwähnt: Was sagen dem Leser die manchmal recht lapidaren Angaben zu einzelnen Daten? Wie soll z. B. der Hinweis zum 11. Mai 1945 eingeordnet werden, nach dem die amerikanische Besatzungsmacht Adam Stegerwald zum Regierungspräsidenten von Würzburg ernannt hat (S. 20)? Was fängt man an mit der bloßen Nennung von Autor und Buchtitel (z. B. Eugen Kogon, S. 213; Friedrich Meinecke, S. 214), wenn kein ergänzendes Wort zur Position des Autors oder zum Inhalt des Buches folgt? Gewiß läßt sich dieser »Mangel« im Rahmen einer jeden »Chronik« kaum beheben, die eben immer zugleich eine Aufforderung zur »Eigenarbeit« des Lesers bietet. Um so stärker aber sind mehrere entscheidende Verbesserungen am Konzept der »Chronik« zu vermerken, die einige der damaligen (vorsichtig) kritischen Anmerkungen gegenstandslos machen.

Am auffälligsten ist wohl, daß die Ausführlichkeit der Darstellung, die von den ersten Bänden an kontinuierlich zugenommen hat, nochmals drastisch angestiegen ist: Entfielen im ersten Band auf jedes Berichtsjahr durchschnittlich etwa 50 Seiten und in den Bänden 2/I und 2/II schon rund 100 Seiten, so sind es nun fast 190 Seiten.

Die ausführliche Darstellung hat mehrere Gründe. Zum einen wird sie wohl von der Vielfalt der damaligen politischen und kulturellen Entwicklungen geradezu erzwungen: Die »Chronik« beschränkt sich dankenswerterweise nicht auf die drei westlichen Besatzungszonen, sondern nimmt das »ganze« besetzte Deutschland in den Blick; schon das bedeutet angesichts der überaus differenzierten Entwicklung von Zone zu Zone eine enorme Steigerung der Datenfülle. Und auch die ungeheure Buntheit des kulturellen Lebens der Nachkriegszeit – von Konzert, Theater und Film über Buchveröffentlichungen bis zu Zeitschriftengründungen – beanspruchte offenbar, wollte man sie adäquat spiegeln, mehr Raum. Die ausführliche Darstellung hat aber zum andern konzeptionelle Gründe: Da finden sich mehr wörtliche Zitate aus Tagebüchern, Reden und wichtigen Dokumenten als in den früheren Bänden, so daß der Eindruck der Authentizität gesteigert wird. Und besonders zu begrüßen ist, daß – anders als bei den ersten Bänden – nun zahlreiche Informationen zur sozioökonomischen Entwicklung Aufnahme gefunden haben. Dabei wurde das Chronik-Raster an mehreren Stellen aufgebrochen, um wirtschaftliche und soziale Entwicklungstrends durch Datenreihen in Tabellen und Diagrammen für mehrere Monate oder auch Jahre zu verdeutlichen.

Zu den Verbesserungen gehören sodann Sach- und Ortsregister, die beide die ungeheure Fülle von Informationen zu erschließen helfen. Dies ist um so mehr zu begrüßen, als es dadurch nun möglich wird, die Entwicklung einzelner Bereiche des öffentlichen Lebens und bestimmter politischer Fragen zu rekonstruieren – ohne jeweils das ganze Werk durchblättern zu müssen. Nicht zuletzt durch die zusätzlichen Register, vor allem aber durch die Aufnahme sozioökonomischer Daten hat die »Chronik« also an Wert gewonnen. Darum zum Schluß eine Anregung an Autoren und Verlag: Eine Fortsetzung wäre wünschenswert.

Michael Schneider, Bonn

Heinz-Georg Marten, Der niedersächsische Ministersturz. Protest und Widerstand der Georg-August-Universität Göttingen gegen den Kultusminister Schlüter im Jahre 1955 (= Göttinger Universitätsschriften, Serie A, Bd. 5), Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1987, 216 S., kart., 29 DM.

Zum 250. Jubiläum der Universität Göttingen ist eine Reihe von Vorträgen und Arbeiten zur Geschichte der Universität erschienen. Der von Heinz-Georg Marten in Erinnerung gerufene Sturz des Kultusministers Schlüter gehört sicherlich zu den wenigen Fällen, in denen universitärer und öffentlicher Protest zur Ablösung eines unerträglichen Politikers führten. Doch worum ging es eigentlich?

Im Zuge der von Adenauer geförderten Politik der Bildung von »Bürgerblockkoalitionen« der »nicht-marxistischen« Parteien nach Bonner Muster in den 50er Jahren wurde 1955 auch der seit 1946 regierende niedersächsische Ministerpräsident Hinrich Kopf durch den Vorsitzenden der Deutschen Partei, Heinrich Hellwege, abgelöst. Hellwege wurde von einer Koalition aus DP, CDU, BHE und FDP getragen. Für zehn Tage gehörte Hellweges Kabinett Leonhard Schlüter (FDP) an.

Schlüter, 1921 geboren, war eine durch und durch schillernde Figur. Als Sohn eines Offiziers des Ersten Weltkrieges und einer jüdischen Mutter erlebte der junge Schlüter, der dem Nationalsozialismus sehr nahe stand, daß ihm als »Halbjuden« eine Offizierskarriere und später der Abschluß eines juristischen Studiums mit dem Staatsexamen versperrt blieb. Die Promotion scheiterte mangels rechtswissenschaftlicher Kenntnisse. Nach 1945 lehnte es Schlüter strikt ab, die ihm fehlenden Examina nachzuholen. Er ging statt dessen in die Politik und wurde 1948 Vorsitzender der Deutschen Rechtspartei, für die er 1951 in den Niedersächsischen Landtag einzog. Gleichzeitig wurde er Vorsitzender der »Nationalen Rechten«, die Nahtstelle zur niedersächsischen FDP war. Angesichts der politisch aussichtslosen Situation der rechtsextremen Splittergruppen im Vorfeld des SRP-Verbotes folgte Schlüter einem Angebot, sich der FDP-Landtagsfraktion anzuschließen. Schlüter, mittlerweile Verleger und Inhaber eines Göttinger Verlages, der sich auf rechtsradikale Literatur und das Herausgeben exponierter NS-Autoren spezialisiert hatte, wurde in der FDP-Fraktion Wortführer des rechten Flügels. Nach der Landtagswahl 1955 wurde er dann als Kultusminister in das niedersächsische Kabinett berufen. Der Widerspruch der Göttinger Universität – Rektor, Senat, Lehrkörper und Studenten waren einig – kam postwendend und wurde Initialfunktion für bundesweiten Protest und dessen internationale Unterstützung.

Diese Vorgänge – Protokolle der universitätsinternen Beratungen, Briefe an den Ministerpräsidenten, Pressemitteilungen, Studentenratsaufzeichnungen usw. – breitet Marten aus und dokumentiert damit den Ablauf der Krise, die schließlich zur Beurlaubung und zum Rücktritt Schlüters führte.

Martens Buch, dessen gut 200 Seiten zu mehr als der Hälfte mit einem Dokumentenanhang angefüllt sind, ist weniger eine Monographie, vielmehr eine kommentierte Dokumentation eines in der Hochschulgeschichte Nachkriegsdeutschlands einmaligen Falles. Bedauerlicherweise kommt die Analyse etwas zu kurz. Interessant wäre die Frage gewesen, welche Bedingungen es waren, die es ermöglichten, daß ein Mann wie Schlüter Kultusminister wurde. War es die Adenauersche Politik, in den Ländern nahezu um jeden Preis Landesregierungen zu installieren, an denen die SPD nicht beteiligt war? Welchen Preis war man bereit, gegenüber der Rechten zu zahlen? Die Einordnung des Falles Schlüter in den gesamtstaatlichen politischen Kontext der Zeit wäre ein Gewinn gewesen. Das wird aber erst möglich sein, wenn die Politik der Bürgerblockkoalitionen der 50er Jahre in den Ländern genauer untersucht sein wird.

Wolfgang Renzsch, Bonn

Geschichtswerkstatt Hannover (Hrsg.): Alltag zwischen Hindenburg und Haarmann. Ein anderer Stadtführer durch das Hannover der 20er Jahre, VSA-Verlag, Hamburg 1987, 160 S., kart., 26,80 DM.

Hannover, eine beamtengraue Stadt des Fleißes, eine Stadt mit altmodisch provinzieller Würde, wie die Schriftsteller Karl Krolow und Frank Thieß schrieben? Eine Stadt gähnender Langeweile – heute wie früher? Ein studentisches Forschungsprojekt ist der Meinung, daß diese Charakterisierung der Stadt und ihren Menschen nicht gerecht wird – weder damals, noch heute. Mit einem anderen Stadtführer der 20er Jahre sollen die Literatenpolemiken in der Sache zurückgewiesen werden. Ganz nebenbei hat der Hamburger VSA-Verlag seine Reihe der Zu-Fuß-Erkundungen norddeutscher Großstädte damit um ein Produkt erweitert, das sich mindestens an den lokalen Verkaufstischen bereits bewährt hat. Damit sind wir mittendrin in den Problemen.

»Der andere Stadtführer« heißt das letzte Kapitel. *Adelheid von Saldern* und *Hans-Dieter Schmid*, versierte Historiker mit umfassender Forschungs- und publizistischer Vergangenheit, erläutern den Anspruch. Ihr Ausgangspunkt: Das gewandelte Diskussions- und Forschungsinteresse habe die Stadtführer bisher weitestgehend nicht erreicht, weil diese sich weiterhin vorrangig an den Produkten der hohen Kultur orientierten. Das heute verstärkt auf (Klein-)Räume bezogene Interesse an Geschichte habe seine Wurzeln in der erfahrbaren Gegenwart und in der von vielen befürchteten Zukunft: Angst vor Arbeitslosigkeit und Vereinsamung, Sorgen um die zunehmenden Probleme der gesellschaftlichen Entwicklung und vor allem der Friedenssicherung sowie die Suche nach neuen Orientierungsmöglichkeiten ließen bei vielen das Bedürfnis entstehen, sich der Geschichte zuzuwenden, vor allem der Geschichte ihres unmittelbar wahrnehmbaren Raumes, nicht um des Raumes willen, sondern der Menschen wegen hinter den Fassaden. Geschichte sei immer auch eine Geschichte von enteignetem und (wieder) angeeignetem Raum; durch Erinnerungsarbeit sei es nicht nur möglich, ein Stück geistiger Wiedergutmachung an bisher ausgesparten gesellschaftlichen Gruppen zu leisten, sondern die Zerstückelung von Lebenszusammenhängen infolge der Modernisierung der Gesellschaft zu relativieren, Politik und Alltag wieder miteinander zu verbinden.

Ist am Beispiel Hannovers der bebaute Raum lebendig gemacht worden, sind die im letzten Kapitel formulierten Ansprüche zur Genüge beachtet worden?

Kommunale Stadtgeschichte ist – auch in Hannover – nicht ohne Vorgeschichte. Eine Arbeitsgruppe zur örtlichen Geschichte der Arbeiterbewegung hat seit Mitte der 70er Jahre regelmäßig Ergebnisse abgeliefert, Teile der Stadtgeschichte auch der 20er Jahre sozusagen abgearbeitet. Der Anspruch, sich nicht ins Gehege zu kommen, keine Konkurrenzen zu pflegen, hat damit den zu behandelnden Gegenstand deutlich eingeschränkt. Darüber hinaus ist die Auswahl der Themen dem ausschließlichen Interesse der jeweiligen Autor(inn)en entsprungen. Das Ergebnis dokumentiert Vielfalt: Die Hindenburg-Villa wird zum Ausgangspunkt genommen, den örtlichen Hindenburg-Kult zu skizzieren; der Hauptbahnhof hat zu dokumentieren, welche nicht verkehrspolitische Bedeutung er insbesondere in ökonomischen Krisenphasen (Hehlerei, Schwarzmarkt) auszuüben hatte; ein Jugendheim bietet den Ausgangspunkt, auf die Grundzüge der Jugenderziehung und Fürsorge in der Weimarer Republik hinzuweisen; am Beispiel eines Wohnungskomplexes werden gelungene Selbsthilfe und genossenschaftliche Wohnungspolitik dokumentiert.

Sicher eine willkürliche Auswahl von Themen, die das Werk prägen, die aber vertretbar wird, ist nicht exemplarischer Anspruch Trumpf und wird berücksichtigt, daß die Autoren von einer Lose-Blatt-Sammlung ausgegangen waren. Dazu später mehr.

Ein Stadtführer sollte führen; dem hannoverschen gelingt dieser berechtigte Anspruch vergleichsweise schlecht. Dazu trägt bei, daß das Erschließen durch umbauten Raum, der heute überhaupt nicht mehr vorhanden ist, auch durch Fotomaterial nur schwer organisierbar

wird. Dazu trägt auch bei, daß der Verlag den ausgearbeiteten Stadtplan, der die Stationen kennzeichnet, dem Verlagsergebnis nicht beigefügt hat, daß die Reproduktion der Fotos nicht mit der möglichen technischen Sorgfalt vorgenommen worden ist, daß präzise Quellenangaben zu den Visualisierungen ausgespart sind. Das ist deshalb besonders schade, weil Teile der Fotos beispielsweise erstmalig veröffentlicht sind. Es ist zu merken: Das Interesse der Autoren galt dem Text, und Verlagsinteressen gehen mitunter ihre eigenen Wege.
Die Rezeption des Buches hat die örtliche Öffentlichkeit gespalten: Während die Verkaufszahlen Akzeptanz und Interesse signalisieren und so manche(r) Leser(in) einzelne Kapitel zur Grundlage eines lebendigeren Unterrichts hat machen können, geht der wissenschaftlich interessierte/involvierte Teil eher auf Distanz: Themenauswahl, wissenschaftlicher Anspruch kontra Popularität, nicht nachvollziehbarer innerer Zusammenhang, Unterschlagung von Teilen der Materiallage (Vernachlässigung von Oral history), Ignoranz des örtlichen Bezugs sind am häufigsten genannte kritische Anmerkungen.
Die Kritik ist berechtigt, ignoriert man Entstehungsbedingungen (studentische Arbeiten; Verlagsinteresse), und geht man davon aus, daß eigener Anspruch bruchlos zu realisieren ist. Doch genau dieser Anspruch des »work in progress«, eines auf Veränderung und Erweiterung angelegten Werkes, das seinen Baustein-Charakter bewußt in Kauf nimmt und mit spezifischem Kartenmaterial und Hinweisen auf Adressen für Führungen usw. brilliert, konnte »aus vertriebstechnischen und aus Kostengründen« nicht verwirklicht werden. Schade! Nur dann hätte der Stadtführer eine Chance gehabt, den Intentionen der professoralen Anleiter gerecht zu werden. So verliert er – auch das ein ursprünglicher Anspruch – seine Funktion für Besucher der Stadt, zieht seine Verkaufserfolge aus dem Trend der Revitalisierung von Geschichte und Heimat und seinem provokanten Titel. So dokumentiert das Buch in eklatanter Weise, daß ambitionierte Ansprüche auch spezifische Umsetzungsbedingungen zur Voraussetzung haben. Das Buch wird durch seine zum Teil sehr anregenden Episoden seine Leser am Ort mit Sicherheit auch weiterhin erreichen. *Wolfgang Jüttner, Hannover*

Martin Jänicke, Staatsversagen. Die Ohnmacht der Politik in der Industriegesellschaft, Verlag R. Piper, München 1986, 227 S., brosch., 38 DM.

Der zu Beginn der 70er Jahre noch relativ weit verbreitete Steuerungs- und Regulierungsoptimismus bundesdeutscher Politik ist seit einigen Jahren einer teilweise rapiden und tiefgreifenden Ernüchterung gewichen. Dies ist einerseits Resultat einer naiven Vorstellung und Konzeption von politischer und gesellschaftlicher Veränderung, ihren Voraussetzungen und Implikationen, andererseits Ergebnis einer gravierenden Zunahme von politischer und sozialer Komplexität und zugleich erheblicher politischer und sozialer Differenzierungen innerhalb der bundesdeutschen Gesellschaft. Letzteres ist wesentlich mitverantwortlich dafür, daß sich strukturelle Barrieren entwickelt haben, die die politischen Steuerungs- und Regulierungsmechanismen gelegentlich außer Kraft gesetzt, auf jeden Fall jedoch erheblich erschwert haben. Dieser Sachverhalt ist jenseits einer vielfach nur ideologisch angesiedelten »Un-Regierbarkeits-Debatte« zu verorten, deren oberflächliche Wahrnehmungsversuche und Argumentationslinien nichts zur Erhellung und Klärung struktureller Probleme beigetragen haben. Der Sachverhalt führt vielmehr zu einem Kernproblem moderner demokratischer Industriegesellschaften: Die Frage gilt es zu stellen und das Problem aufzuwerfen, inwiefern politische Steuerung und Regulierung komplexer Politikprozesse noch weiterhin effektiv und effizient sind oder aber ob nicht umgekehrt eine sich nicht mehr nur auf die ›Ränder‹ der Gesellschaft erstreckende Zunahme von Prozessen der Selbst- und Gegenläufigkeit im Sinne intensivierter Fragmentierung, Abschottung usw. aufzeigen lassen. Dies impliziert ferner die weitere Frage, wie es um Schlüsselkriterien wie Akzeptanz, Legitimation und Partizipation bestellt ist. Darüber hinaus gilt es, das Problem zu thematisieren, ob nach wie vor

ein strukturell notwendiges politisches und soziales Innovationspotential nicht nur vorfindbar, sondern auch zukünftig im Rahmen institutioneller Formen und Regulierungsmuster entwicklungsfähig ist.

Das vorliegende Buch beschäftigt sich mit diesen hochkomplexen und -differenzierten Fragen und Politikmaterien. Ausgangspunkt ist die Beobachtung, daß der moderne Staat in seiner Form als Wohlfahrtsstaat zunehmend qualitativ und quantitativ durch eine systematische Ausweitung seiner Funktionen in Erscheinung tritt. Diese Beobachtung gilt, wenn auch nationalstaatlich sicherlich teilweise erhebliche Unterschiede nachweisbar sind, wohl für die meisten westlichen Staaten. Die Differenzierung staatlicher Politik in zahlreiche, ihrerseits wiederum komplexe Politiken (Wirtschafts-, Arbeitsmarkt-, Finanz-, Gesundheits-, Umweltpolitik usw.) führt dazu, daß die staatlich geformte und organisierte Politik faktisch und geradezu einer inneren Logik folgend unter zunehmenden Politikformulierungs- und Politikbearbeitungsdruck sowie erhöhten Legitimationsdruck gerät. Staatliche Politik wird vor Aufgaben gestellt, deren Bewältigung tendenziell immer schwieriger zu werden scheint. Parallel zur institutionell organisierten »Omnipotenz« staatlicher Politik kristallisiert sich mithin eine strukturelle Lösungsschwierigkeit anstehender politischer und sozialer Probleme heraus. Gerade diese strukturelle Ambivalenz qualifiziert den modernen Wohlfahrtsstaat als einen, so Jänicke, »Koloß auf tönernen Füßen«, denn das dringend erforderliche Innovationspotential werde aufgrund hyperzentralisierter Politikformulierungs- und -lösungsinstanzen zwangsläufig abgewürgt. »Staatsversagen« ist mithin Voraussetzung und Folge des modernen Staates in der Industriegesellschaft: Wirtschaftlich werde nicht nur vielfach an den Bedürfnissen vorbeiproduziert; es werden nicht nur »veraltete« Industriezweige mit enormen Subventionen über Wasser gehalten, während hingegen zukunftsträchtige Industrien, in denen zudem zahlreiche neue Arbeitsplätze geschaffen werden könnten, geradezu »stiefmütterlich« behandelt würden; die Dominanz des »Panzersyndroms« verstärke also zusätzlich die schon vorhandenen Probleme. Politisch wird »Staatsversagen« für Jänicke dadurch dokumentiert, daß sich eine strukturelle Disproportionalität zwischen funktioneller Ausweitung staatlicher Potenzen und der damit – vorgeblich – intendierten Lösungsfähigkeit und Lösung von Politikproblemen aufzeigen läßt.

Im Kontext seiner Analyse versucht Jänicke, diese politiktheoretisch hochkomplexe Ausgangshypothese weiter zu begründen und zu belegen. Insbesondere im Vergleich mit anderen Industrieländern und im besonderen verdeutlicht an ausgewählten Politiken (Gesundheits- und Umweltpolitik; Verkehrs- und Energiepolitik; Wirtschaftsstrukturpolitik) kommt er zu der Schlußfolgerung, daß vor allem kleinere Industrieländer in der Summe bisher mit gravierenden strukturellen ökonomischen Problemen besser zurechtgekommen seien als jene durch Superstrukturen charakterisierten Länder. Höchst erstaunlich ist in diesem Zusammenhang, daß Jänicke hierbei wesentlich sogenannte sozialistische Länder im Auge hat (DDR, Ungarn) und nicht die immer wieder verstärkt herangezogenen kleineren westlichen Länder wie etwa Österreich, die Schweiz, die Niederlande oder die skandinavischen Länder. Ob und inwiefern die »Kleinheit« jedoch generell systematisch nicht nur taktische, sondern vor allem strategische Vorteile bringt – darauf läuft seine Argumentation hinaus –, ist keineswegs so einfach nachzuvollziehen, wie es sich bei ihm liest. Die Schweiz etwa ist nicht nur ein hochkomplexes, sondern auch vielfach institutionell differenziertes politisches System. Die zahlreichen Verflechtungen, die große Anzahl der Kantone (26), die sich historisch in einem langwierigen und komplizierten Prozeß herausgebildeten Politikformulierungs- und -lösungsmuster mit der Maxime, eine möglichst breite Beteiligung aller relevanten politischen und sozialen Kräfte anzustreben, sowie die stark ausgebaute direktdemokratische Komponente führen keineswegs zu einfachen und schnellen sowie effektiven und effizienten politischen Lösungen, wie vielfach immer noch angenommen wird. Eher das Gegenteil ist der Fall!

Die bei Jänicke pointiert formulierte Option für eine intensivierte und verbreiterte politi-

sche und organisatorische »Kleinheit« bezieht sich jedoch nicht nur auf den Vergleich zwischen verschiedenen Industrieländern, sondern folgerichtig als Resultat seiner Intentionen auch auf vermehrte Reduktion bürokratisch geformter politisch-institutioneller Strukturen und Erscheinungsformen in der Bundesrepublik. Insofern rangieren in seiner Lösungsskala Stichworte wie »Dezentralisation« und materielle Einbeziehung der »Betroffenen« ganz oben. Sicherlich kann Dezentralisation von zentralisierten politischen Entscheidungsinstanzen nicht nur eine erhöhte Effektivität und Effizienz, sondern auch intensivierte Legitimation, Akzeptanz und Partizipation herbeiführen. Logisch und sachlich zwingend ist dies jedoch keinesfalls, hängt doch stets eine Neu-Strukturierung politisch-institutioneller Arrangements von der Analyse konkreter, sich als hemmend und kontraproduktiv erweisender politisch-institutioneller Sets ab, wie dies auch von Jänicke konzediert wird. Denn vermehrte Dezentralisation impliziert vermehrte Differenzierung des institutionellen Systems und damit eine Zunahme von Beteiligungs- und Konfliktmöglichkeiten mit der Folge, hierfür wiederum neue Regulierungs- und Lösungsmuster bereitstellen zu müssen. Gleichzeitig können dadurch neue Konfliktstrukturen produziert und eine Ambivalenz zwischen diesen dezentralisierten politischen Instanzen und den zentralen Regulierungsinstanzen in Bewegung gesetzt werden. Die von Jänicke diesbezüglich formulierte These, daß eine systematische Korrelation zwischen »effektiver Dezentralisierung« und »effektiven Zentralen« vorhanden sein muß, wobei letztere sich auf »generelle Ausgleichs- und Koordinierungsfunktionen« zu beschränken hätten, thematisiert dieses strukturelle Problem nur, ohne es weiter differenziert zu erörtern.

Eine ähnliche Skepsis ist gegenüber dem seit einiger Zeit in einem geradezu inflationären Maße in Anwendung gebrachten Begriff der »Betroffenheit« anzumelden. Welche Art und Qualität von »Betroffenheit« ist eigentlich gemeint: Die individuelle und/oder gruppenmäßige, die lokale und regionale, die länderspezifische und nationale oder gar die allgemeine und konturenlose »Menschheitsbetroffenheit«? Individuen und Gruppen werden objektiv durch politische Entscheidungen teilweise gleich, teilweise unterschiedlich »berührt« bzw. »fühlen« sich unterschiedlich »betroffen«. Erforderlich wäre eine systematische Analyse des Begriffs der »Betroffenheit«, d. h. seiner verschiedenen Formen und Dimensionen, seiner historischen Entwicklung und seiner veränderten Wahrnehmung und Handhabung vor dem Hintergrund von Raum und Zeit. Ansonsten gerät man leicht in Gefahr, jenen ebenso schillernden wie nichtssagenden und analytisch vollkommen kontraproduktiven Terminus »Betroffenendemokratie« für den »Stein der Weisen« zu halten. Damit würde der Politikwissenschaft jedoch ein Bärendienst angetan und wissenschaftliche Erforschung von Politikprozessen mit missionarischem Eifern und taktisch motivierter Begriffssetzung verwechselt.

Insgesamt: Das von Martin Jänicke vorgelegte Buch zeichnet sich durch eine gute Lesbarkeit, eine zugleich dichte als auch konzeptionell anregende und weiterführende Argumentation aus. Die Stärke liegt, so der Eindruck des Rezensenten, eindeutig in der konzeptionellen Anlage der Analyse, in der Thematisierung verzweigter und verflochtener Problemkonstellationen. *Wolfgang Luthardt, Berlin/Cambridge, USA*

Ulrich v. Alemann/Heribert Schatz (Hrsg.), Mensch und Technik. Grundlagen und Perspektiven einer sozialverträglichen Technikgestaltung (= Sozialverträgliche Technikgestaltung, Bd. 1; Hrsg.: Der Minister für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen), Westdeutscher Verlag, Opladen 1986, 639 S., kart., 78 DM.

In den letzten Jahren läßt sich in der bundesdeutschen sozial- und rechtswissenschaftlichen Diskussion eine intensive Hinwendung zu einem der gesellschaftspolitisch relevantesten,

gleichzeitig teilweise heftig umstrittenen, Problemfelder wahrnehmen: den politischen, sozialen, wirtschaftlichen, rechtlichen und kulturellen Voraussetzungen, Anwendungsbereichen und -möglichkeiten sowie den Folgewirkungen der neuen Technologien.[1] Begriffe wie ›Roboter/Sensortechnik‹, ›Gentechnologien‹, ›Biomassetechnologien‹, ›Energiespeichertechnologien‹, ›Recyclingverfahren‹, ›Telekommunikation‹ und ›Mikroprozessoren‹ heben auf Schlüsseltechnologie-Felder ab, die die bundesdeutsche Politik, Wirtschaft und Gesellschaft bisher schon teilweise erheblich verändert haben, deren zukünftige Auswirkungen jedoch noch weitaus gravierender sein werden.

Wesentlicher, ja zentraler Bezugspunkt des umfangreichen Bandes ist der Entschluß der Landesregierung des Landes Nordrhein-Westfalen vom April 1984 gewesen, die ›Initiative Zukunftstechnologien‹ zu starten. Einer breiteren Öffentlichkeit wurde sie sowohl mit der Regierungserklärung von Ministerpräsident Johannes Rau vom 13. Juni 1984 als auch mit einem öffentlichen Forum am 3. Oktober 1984 in Oberhausen vorgestellt. Der Band bezieht sich auf den vierten Programmteil der Technologieinitiative, das Nordrhein-Westfalen-Programm ›Mensch und Technik – Sozialverträgliche Technikgestaltung‹, und hat sich, neben generellen Aspekten der verhandelten Problematik, ausführlich den strukturellen Bedingungen des Landes Nordrhein-Westfalen zugewandt.[2] Verantwortlicher Projektträger ist das Rhein-Ruhr-Institut für Sozialforschung und Politikberatung e. V. (RISP) an der Universität – GH – Duisburg unter der Leitung von Ulrich v. Alemann und Heribert Schatz.

In den zu Beginn grob skizzierten Problemzusammenhang reiht sich die vorliegende Studie, von den Initiatoren als »differenzierter Sachstandsbericht« verstanden, systematisch und inhaltlich ein. Schon heute zeichnet sich deutlich ab, daß die neuen Technologien, wie zum Beispiel die Mikroprozessoren, ihre »Universalität« dadurch dokumentieren, daß sie »nahezu überall einsetzbar« sind. Die »Entwicklungsgeschwindigkeit« (»Spanne zwischen Erfindung und Einsatz«) ist geradezu »drastisch reduziert«, die »Verbreitungsgeschwindigkeit« etwa der Mikroelektronik führt zu einer »neuen Qualität des wirtschaftlichen Wandels«. Die »Wirtschaftlichkeit« des Mikroprozessors ist infolge seiner preisgünstigen Herstellung so erheblich, »daß auch eine ansteigende Nachfrage keine gleich expandierende Investition verursacht«. Diese vier Merkmale verdeutlichen, daß sich die Unternehmerverbände in der Sache uneingeschränkt für die neuen Technologien aussprechen.[3] Allerdings wäre es verfehlt, nun in ›reine‹ Technik-Euphorie zu verfallen, wie *Ulrich v. Alemann, Heribert Schatz* und *Dieter Viefhues* in dem von ihnen verfaßten programmatischen Einleitungskapitel »Sozialverträgliche Technikgestaltung. Entwurf eines politischen, wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Programms« vermerken.[4]

---

1 Vgl. *Dieter Bullinger*, Die Neuen Technologien, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 4/85, 26. Jan. 1985, S. 47 ff. Die im folgenden angeführten Begriffe wurden von Bullinger übernommen. Siehe ferner Schwerpunkte ›Computer verwandeln unsere Welt‹, Das Parlament, Nr. 32, 9. Aug. 1986, und ›Wettlauf in die Zukunft‹, Das Parlament, Nr. 33–34, 16./23. Aug. 1986; insbesondere auch *Hans-Hermann Hartwich* (Hrsg.), Politik und die Macht der Technik, Opladen 1986.

2 Für Nordrhein-Westfalen siehe als weiteren Hintergrund: Landeszentrale für politische Bildung Nordrhein-Westfalen (Hrsg.), Nordrhein-Westfalen. Eine politische Landeskunde, Köln usw. 1984; *Ulrich v. Alemann* (Hrsg.), Parteien und Wahlen in Nordrhein-Westfalen, Köln usw. 1985.

3 Vgl. z. B. Jahresbericht 1984–86 des Bundesverbandes der Deutschen Industrie e. V., vorgelegt der 38. ordentlichen Mitgliederversammlung am 24. Nov. 1986 in Köln, o. O. o. J. (Köln 1986); Bericht 1986. Deutscher Industrie- und Handelstag. Abgeschlossen am 31. Dez. 1986, Bonn o. J. (1987); Zentralverband des Deutschen Handwerks. Handwerkspolitische Wünsche und Forderungen zum XI. Deutschen Bundestag, o. O., Oktober 1986.

4 Vgl. auch »SoTech-Programm nach zwei Jahren« – ein Zwischenbericht –, verantwortlich: *Ulrich v. Alemann, Heribert Schatz, Georg Simonis*, Rhein-Ruhr-Institut für Sozialforschung und Politikberatung e. V., Duisburg, März 1986.

Die Merkmale »Anfälligkeit«, »Undurchschaubarkeit« und »mentale Transformation« dokumentieren komplementär dazu, welche Gefahren die neuen Technologien in sich bergen. Bezogen auf den in der Studie behandelten Forschungsgegenstand, die Mikroelektronik und die modernen Informations- und Kommunikationstechnologien[5], kommen die Autoren zu folgendem Schluß: »Durch die Kombination dieser sieben Komponenten gewinnen die neuen Informationstechnologien eine Qualität, die sie von allen früheren technologischen Innovationen unterscheidet. Insbesondere ist das alte eherne Gesetz der Industriegesellschaft ›Wachstum bringt Arbeit‹ in Frage gestellt und verkehrt sich in die Gegentendenz ›Wachstum bedroht Arbeit‹. Damit ist nicht nur die Arbeitsgesellschaft, sondern die gesamte Lebenswelt berührt.« Diesen Erscheinungsformen und Tendenzen kann und darf die Gesellschaft nicht tatenlos zusehen, so die Diagnose. Es geht darum, »Weg, Fahrtziel und Geschwindigkeit« zu bestimmen, in den entsprechenden Politikarenen gezielt politische Entwicklungs-, Kontroll- und Steuerungsmechanismen zur Anwendung zu bringen. Insofern ist die Forderung konsequent, alle direkt/indirekt Beteiligten und Betroffenen quasi konsensual an den Voraussetzungen sowie Anwendungsbereichen und -möglichkeiten partizipieren zu lassen, damit die Folgewirkungen überschaubar und berechenbar bleiben, damit die daraus resultierenden Gefahren nicht zu Friktionen führen, die der Tendenz nach irreversibel sind.

Neben dem schon erwähnten Kapitel enthält der Band weitere, ausführliche, problemorientierte Abschnitte zu den Politikfeldern »Regionale Wirtschaftskrise, Arbeitsmarkt und Beschäftigung« *(Manfred Bergstermann)*; »Neue Technologien – neue Qualität der Arbeit« *(Michael Böckler, Elisabeth Dortmann, Joachim Liesenfeld)*; »Arbeitsbeziehungen, Mitbestimmung und neue Technologien« *(Heinz Dieter Kantel)*; »Bildung und neue Technologien« *(Ulrich Rauter, Nicola Hirsch)*; »Neue Technologien und soziale Sicherung« *(Joachim Liesenfeld)*; »Maschinisierung des Denkens? – Zur Gestaltung des Mensch-Maschine-Verhältnisses« *(Elisabeth Dortmann)*; »Veränderungen der Lebensbedingungen durch die Technisierung des Alltags« *(Marianne Schatz-Bergfeld)* sowie einen abschließenden, von *Ulrich v. Alemann* verfaßten, systematisch-politiktheoretischen Beitrag zum Problemkreis »Demokratie, politische Macht und neue Technologien«.

In ihrem Beitrag über die »Veränderungen der Lebensbedingungen durch die Technisierung des Alltags« reflektiert *Marianne Schatz-Bergfeld* die informationstechnologischen Entwicklungslinien in der Bundesrepublik. Ihrer Ansicht nach ist es beim derzeitigen Stand der Forschung noch nicht zwingend erwiesen, ob und inwiefern sich die Bundesrepublik zu einer Informationsgesellschaft entwickeln wird. In der Diskussion ist ebenfalls strittig, ob die positiven oder eher die negativen Seiten dieser Entwicklung überwiegen. Für die eine Seite scheint sich eine Verbesserung der Lebensqualität durch eine Vergrößerung des Informationsangebotes als »Voraussetzung für mehr gesellschaftliche Transparenz, Teilnahme am gesellschaftlichen Leben und zwischenmenschlichen Kontakten« abzuzeichnen. Andere hingegen befürchten eine »Informationsüberflutung sowie zunehmende Kontroll- und Überwachungsmöglichkeiten, eine kulturelle Vermassung und Verflachung durch massenattraktive Medienangebote sowie zunehmende Entfremdungs- und Isolierungstendenzen«.

---

5 Vgl. zu den neuen Kommunikations- und Informationstechnologien auch: *Paul Kevenhörster*, Politik im elektronischen Zeitalter. Politische Wirkungen der Informationstechnik, Baden-Baden 1984; *Volker Gransow*, Der autistische Walkman. Elektronik, Öffentlichkeit und Privatheit, Berlin 1985; die entsprechenden Beiträge von *Gerlinde Dörr/Eckart Hildebrandt/Rüdiger Seltz, Horst Sackstetter, Ulrich Briefs, Thomas Malsch, Rainer Duhn/Ulrich Mückenberger*, in: *Ulrich Jürgens/Frieder Naschold* (Hrsg.), Arbeitspolitik, Opladen 1984, und die Beiträge von *Max Kaase, Heribert Schatz/Marianne Schatz-Bergfeld* und *Hans-Dieter Klingemann* in: *Max Kaase* (Hrsg.), Politische Wissenschaft und politische Ordnung. Festschrift für Rudolf Wildenmann zum 65. Geburtstag, Opladen 1986.

Worin besteht nun die Bedeutung dieses »Sachstandsberichtes«, welches sind seine Intentionen, was wird eigentlich unter dem Schlüsselbegriff »Sozialverträglichkeit« verstanden? »Der Kerngedanke unseres Konzepts von Sozialverträglichkeit ist«, so definieren *v. Alemann, Schatz* und *Viehfues* diesen Terminus, »die Durchsetzungschancen derjenigen gesellschaftlichen Bedürfnisse und Interessen zu stärken, die von der technischen Entwicklung im Bereich der Informations- und Kommunikationstechniken besonders betroffen sind und aufgrund struktureller Gegebenheiten keine angemessenen Möglichkeiten haben, sich gegen die einseitige Abwälzung der sozialen Kosten der technischen Entwicklung zur Wehr zu setzen«. Deutlich werden der »Schutzgedanke« und die verfassungspolitische Orientierung am Sozialstaatspostulat des Grundgesetzes in das Zentrum der Studie gestellt. Demgemäß geht es Herausgebern und Autoren nicht einfach nur schlicht darum, die »politische Akzeptanz« seitens der von den neuen Technologien Betroffenen zu erhöhen und qua konsensualer Prozesse eine letztlich nur scheinbare Legitimation zu erreichen. Daß politische Akzeptanz nur dann als sinnvoll begriffen wird, hängt mit dem der Studie im- und explizite grundgelegten Demokratie-, Partizipations- und letztendlich Politikbegriff zusammen. Die »Vernetzung des Problems Partizipation, Demokratie, Machtbeziehungen und neue Technologien«, so *v. Alemann* in seinen Schlußbetrachtungen, ist nur dann in seinen strukturellen Zusammenhängen und Verästelungen hinreichend zu erkennen und auszuloten, wenn unter Politik »nicht nur Staatshandeln, sondern alles Handeln, das auf Interessenwahrnehmung und -durchsetzung in einem durch Macht und Herrschaft geprägten gesellschaftlichen Raum gerichtet ist«, verstanden wird. Demgemäß ist es folgerichtig, »politische Teilhabe und Teilnahme, Mitwirkung und Mitbestimmung, Partizipation und Selbstbestimmung [. . .] nicht nur auf den staatlichen Rahmen des politisch-administrativen Systems« zu beschränken.[6] Vor diesem Hintergrund erhält der Betroffenenbegriff seine inhaltlichen Konturen. Insgesamt kann dieser detaillierte, differenzierte und problemorientierte »Sachstandsbericht« als vorzüglich gelungen angesehen werden und stellt eine wichtige Bereicherung und Zusammenfassung eines sich rapide vergrößernden Forschungskomplexes dar.

Wolfgang Luthardt, Berlin/Cambridge, USA

Hans-Paul Bahrdt, Die Gesellschaft und ihre Soldaten. Zur Soziologie des Militärs, Verlag C. H. Beck, München 1987, 181 S., kart., 32 DM.

Im Vorwort zu dieser eigenartigen und eigensinnigen Publikation schreibt ihr Autor, Jahrgang 1918 und vor seiner Emeritierung renommierter Soziologieprofessor an der Universität Göttingen, ohne Scheu: »Der Verfasser ist kein Experte für Militärsoziologie.« (S. 7) Im letzten Drittel des Textes kommt er auf dieses erstaunliche Eingeständnis noch einmal zurück und ergänzt es: »Der Verfasser dieses Buches ist nicht Spezialist für Militärsoziologie. Dieses Spezialgebiet wird in deutscher Sprache bekanntlich wenig bearbeitet, häufiger schon in anderen Ländern, z. B. in den USA. Dort gibt es eine breite militärsoziologische Literatur. Von dieser kenne ich aber nur sehr wenig.« (S. 132) Das verschlägt selbst einem erprobten Rezensenten zunächst einmal die Sprache. Wie kann man etwas zur Soziologie militärischer Organisationen beitragen wollen, ohne auf den Stand der Disziplin Bezug nehmen zu können? Ist die Nichtachtung der militärsoziologischen Forschungsergebnisse der letzten 50 Jahre (davor gab es so gut wie keine Militärsoziologie) nun ein Ausdruck von Souveränität oder Trotz, Geltungsbedürfnis, Hochmut oder Schnoddrigkeit? Auch nach der Lektüre des Buches bin ich mir darüber nicht klar.

6 *Ulrich v. Alemann* knüpft hier systematisch an frühere Überlegungen an: Vgl. *ders.* (Hrsg.), Partizipation – Demokratisierung – Mitbestimmung, 2. Aufl., Opladen 1978.

Das wissenschaftlich legitime Recht, sich als Nicht-Experte mit militärsoziologischen Fragestellungen zu beschäftigen, leitet der Autor aus zwei Quellen her. Einmal, sagt er, lassen sich viele in anderen »Bindestrich-Soziologien« erworbene theoretische und methodische Kenntnisse und Fertigkeiten auf die Militärsoziologie übertragen. Und zweitens soll der Soziologe seinen Anteil an der allgemeinen »politischen Aufklärung« über höchst relevante soziale Sachverhalte, Prozesse und Institutionen nicht zurückhalten. Beide Begründungen haben etwas für sich, die erste gewiß noch mehr als die zweite, denn in der Tat begreifen die meisten Soziologen ihre Disziplin als Einheit, zwischen deren Untereinheiten ein reger Austausch sehr erwünscht ist. Diese Sichtweise hat sich auch bewährt. Mit der »politischen Aufklärung« von Soziologen hat es demgegenüber oft gehapert. Jedenfalls dürfte die Hoffnung, Soziologen seien dazu prädestiniert, komplexe politische und soziale Probleme rascher und klarer als andere zu durchschauen, nichts als eine Illusion sein.

Nach Vorwort und zwei Seiten langer Einleitung folgt in Bahrdts Buch der aus neun Kapiteln bestehende Hauptteil, »Zugangswege zu militärsoziologischen Fragestellungen« überschrieben. Zunächst werden der systemtheoretische sowie der macht- und herrschaftssoziologische Zugang behandelt. Unter »Zugängen« versteht der Autor hier die Möglichkeiten, Erkenntnisse über den Untersuchungsgegenstand zu gewinnen. Sie werden von ihm mit gemäßigtem Optimismus beurteilt. Das dritte Kapitel ist ein Exkurs über Typen der Entwicklung zweckrationalen Verhaltens. Es folgen zwei Kapitel über Zusammenhänge zwischen der Entwicklung der Produktionsweise und der Militärsysteme sowie über Wechselbeziehungen zwischen Militärsystem und Wirtschaftsleben in neuerer Zeit. Das sechste Kapitel behandelt die »sogenannte ›Modernisierungsthese‹«, und darin findet der Leser die Bemerkung: »Die ›Modernisierungsthese‹ ist für uns Deutsche ungewohnt.« (S. 55) Da aber diese Vorstellung, daß nämlich militärische Organisationen im gesamtgesellschaftlichen Modernisierungsprozeß eine Schlüsselrolle spielen können, gerade in der preußischen Geschichte wichtige Stützbelege findet, ist dieser Satz wohl etwas vorschnell niedergeschrieben worden.

Im siebenten Kapitel wird der schichtungs- und klassentheoretische Zugang ausprobiert, im achten schließen sich arbeitssoziologische Überlegungen an. In beiden Kapiteln ist deutlich merkbar, daß der Autor in diesen soziologischen Unterdisziplinen über imponierende Kenntnisse verfügt. Das neunte und längste Kapitel heißt »Militärisches Handeln und normative Strukturen in der militärischen Teilkultur« und behandelt einige wichtige Grundwerte militärischen Handelns (wie z. B. Gehorsam) sowie die Problematik der partiellen Aufhebung des Tötungstabus gegenüber Artgenossen. Dies leitet schon über zu einer Art Schlußteil, »Rückblick und politische Konsequenzen« überschrieben, in dem der Autor auf ein wenig umständliche Art seiner Sorge über die Kriegsgefahr, insbesondere die Gefahr eines Kriegs mit Nuklearwaffen, Ausdruck verleiht.

Schließlich gibt es noch einen Anhang, und zwar den Text eines Referats aus einem militärsoziologischen Fragestellungen gewidmeten Seminar des Autors. Dieser Text stammt von *Jörg Klein* und geht auf die Möglichkeit der Rationalität militärischen Handelns im Krieg anhand des Romans »Krieg und Frieden« von *Tolstoi* ein. Weil diese Frage gerade auch unter den Bedingungen des modernen Krieges immens an Bedeutung gewonnen hat, ist dieser knappe Text aufschlußreich zu lesen und regt zum weiteren Nachdenken an. Daß man literarisch-philosophisch verbrämte Erfahrungen aus den Napoleonischen Kriegen nur sehr behutsam auf aktuelle Problemlagen übertragen kann, versteht sich dabei von selbst.

Ein eigenartiges und eigensinniges Buch, in der Tat. Der Text von *Bahrdt* ist durchsetzt mit nur ausnahmsweise als solche gekennzeichneten Exkursen zu allen möglichen Themen (z. B. Prüfungsangst von Studenten); er ist voller Abschweifungen in die Geschichte, die allerdings ohne erkennbare Systematik in den einzelnen Kapiteln auftauchen. Oft werden auch persönliche Eindrücke des Autors aus seiner Soldatenzeit (die über acht Jahre dauerte, ohne daß er es gewollt hat) herangezogen und soziologisch interpretiert. Der Schlußteil postuliert zugleich die Werturteilsfreiheit des soziologischen Analysierens und die politische Bildungs-

aufgabe des Soziologen als Staatsbürger – dabei verwickelt sich der Autor nach eigenem Eingeständnis in Widersprüche (S. 152).
Was das Buch *nicht* ist: eine Einführung in die Militärsoziologie, eine systematische Analyse des Verhältnisses Militär/Gesellschaft, eine Auseinandersetzung mit militärpolitischen oder strategischen Problemen der Gegenwart. Insofern ist der Klappentext des Verlags eine Irreführung, und ich fürchte auch, daß viele Leser deswegen das Buch mit leichtem Groll aus der Hand legen werden. Schwieriger ist es zu sagen, was denn dieses Buch nun eigentlich darstellt. Seine Stilhöhe schwankt zwischen soziologischer Fachsprache und Leitartikeldeutsch. Manchmal denkt man an den Physiklehrer aus der »Feuerzangenbowle«, der uns eine Dampfmaschine erklärt. Zweifellos besitzt der Bahrdtsche Text vieles von jener Spoerl-Pontoschen Liebenswürdigkeit. Aber viel anfangen kann man damit nicht.

Wilfried v. Bredow, Marburg

Storia contemporanea oggi. Per una discussione, hrsg. von Tommaso Detti, Nicola Gallerano, Tim Mason = Movimento Operaio e Socialista, Nr. 1–2, Genova 1987, 218 S., Lit. 23 000.

Zeitschriften sind in Italien häufig Treffpunkt und Organisationszentrum von Freundeskreisen, Schulen, politischen und kulturellen Bewegungen. Das gedruckte Produkt steht am Ende eines langen Kommunikationsprozesses. Diese Homogenität erlaubt manchem Periodikum den Übergang vom relativ kurzlebigen Zeitschriftenheft zum Buch. Zu diesem Typus zählt auch die vorliegende Veröffentlichung, in der eine skeptisch gewordene Generation der Ex-Achtundsechziger unter den Historikern eine Bilanz der eigenen Disziplin zieht. Die vom »Centro Ligure di Storia Sociale« herausgegebene Zeitschrift »Movimento Operaio e Socialista« hat in den 60er Jahren eine bedeutende Rolle in den politisch-historiographischen Debatten der italienischen Linken gespielt. Die 1977 eingeweihte »Neue Serie« unternahm es, nach einer Phase stürmischen politischen Engagements die Geschichte der Arbeiterbewegung als »Sozialgeschichte« neu zu konzipieren und sich damit von der bisher betriebenen Eliten- und Ideologiegeschichte zu distanzieren. Nach einem weiteren Jahrzehnt erscheint den Verantwortlichen eine erneute Kursänderung nötig.
Die Beiträge von *N. Gallerano, M. Revelli, M. Moretti, M. Palla* und *M. Flores* diskutieren den Standort der Geschichte innerhalb der Kultur Italiens, fragen nach dem Verhältnis von Geschichte und Sozialwissenschaften, untersuchen die innerdisziplinären Verschiebungen zwischen Politik- und Gesellschaftsgeschichte und verorten Geschichte als akademische Disziplin im Gesamt der universitär betriebenen Forschungsaktivitäten. *Tim Mason* hat für das Heft eine kritische Reflexion über den in Italien gängigen unreflektierten Gebrauch des Modernisierungs- und Modernitätsbegriffs beigesteuert (Moderno, modernità, modernizzazione: un montaggio). Der Rezensent ist mit einem forschungsgeschichtlichen Überblick vertreten (Storia e storiografia in Italia oggi). Die Tonlage fast aller Beiträge ist auf Moll gestimmt. Geschichte insgesamt verfügt innerhalb der Universität über ein breites Fundament (einschließlich Assistenten und Dozenten 2 400 von insgesamt 33 000 Lehrenden). Innerhalb dieser Disziplin hat die Zeitgeschichte, noch Mitte der 60er Jahre ein »Aschenputtel« unter ihren Mitschwestern, zwei Jahrzehnte später einen breiten Raum in der Universität erobert (48 Lehrstühle = fast 20 % aller historischen Ordinariate). Aber die gesamtgesellschaftliche Bedeutung von Geschichte nimmt ab. Die Historiker haben nach *M. Revelli* »das Monopol für die politischen Grundsatzdebatten verloren« (S. 29). Die großen Standortbestimmungen und Sinnstiftungen stammen zunehmend aus der Soziologie, der Ökonomie, der Politologie. Die politischen Wissenschaften, stark durch amerikanische Vorbilder beeinflußt, verzichten weitgehend auf die historische Fundierung ihrer Argumente. Der Primat des Politischen in der Zeitgeschichte wird zunehmend in Frage gestellt. Alle quantitativen Analysen von Zeitschrifteninhalten zeigen seit 1975 eine Verschiebung hin zur Kultur-

und Sozialgeschichte. Die »klassischen« Themen linker Zeitgeschichte, Arbeiterbewegung, Marxismus, Parteien, finden immer weniger Aufmerksamkeit. Im eigenen Lager sind deutliche Rückzugsbewegungen in die »Mikrogeschichte« oder die Alltags- und Lokalhistorie sichtbar. Die Fluchtbewegung hat auch ihre zeitliche Dimension. Schien in den 70er Jahren Geschichte überhaupt schon 1917 zu enden, so läßt sich heute eher ein Rückzug aus der Zeitgeschichte konstatieren. Die Attraktivität des Mittelalters und der frühen Neuzeit hat nicht nur beim lesenden Publikum, sondern auch bei vielen Adepten der Zunft deutlich zugenommen. Skepsis und Ernüchterung also? Gewiß. Die Generation der heute 40jährigen sammelt die Bruch- und Hausteine früherer Gebäude, um sich ein neues, wetterfesteres Gehäuse zu richten. Aus dieser neuen Nachdenklichkeit kann noch viel Gutes kommen.

Jens Petersen, Rom

Mehrsprachiges Demographisches Wörterbuch. Deutschsprachige Fassung, hrsg. vom Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, bearb. von Charlotte Höhn, Karl Martin Bolte, Richard Gisser, Jürg A. Hauser, Ralf Hußmanns (= Schriftenreihe des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung, Sonderbd. 16), Harald Boldt-Verlag, Boppard am Rhein 1987, 191 S., kart., 28 DM.

Das Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung in Wiesbaden legt mit diesem Band die deutschsprachige Fassung eines demographischen Wörterbuchs vor, das bereits in Französisch, Englisch und Spanisch erschienen ist. Die jeweiligen Ausgaben sind streng parallel aufgebaut. Das Werk verdankt der Bevölkerungskommission der Vereinten Nationen seine Entstehung. Die Internationale Union für Bevölkerungswissenschaft (IUSSP) griff deren Anregung zu Beginn der 50er Jahre auf und veranlaßte die Edition eines in mehr als zehn Sprachen (zwischen 1958 und 1971) erschienenen Wörterbuches, das schon 1969 für verbesserungsbedürftig gehalten wurde. So entstand unter der maßgeblichen Federführung des bekannten französischen Demographen Louis Henry die zweite, hier zu besprechende Fassung. Sie bezweckt die Schaffung einer vergleichbaren bevölkerungswissenschaftlichen Terminologie, um die internationale Verständigung zu erleichtern und Übersetzungshilfen zu gewähren. Es ist sehr zu wünschen, daß das Wörterbuch diesen Zweck erreicht und in den einschlägigen Wissenschaftsdisziplinen rezipiert wird.

Das Nachschlagewerk besteht aus einem Textteil, in den die Begriffsdefinitionen eingearbeitet sind, und einem alphabetischen Stichwortverzeichnis. Der Textteil umfaßt neun Kapitel (Allgemeines; Begriffe und Methoden der Bevölkerungsstatistik; Bevölkerungsstand; Sterblichkeit und Krankheit; Eheschließung und Ehelösung; Geburtenhäufigkeit, Fruchtbarkeit; Bevölkerungswachstum und Reproduktion; Räumliche Mobilität; Wirtschafts- und Sozialdemographie), die wiederum in eine unterschiedliche Zahl von Abschnitten und Paragraphen gegliedert sind. Die Systematik erlaubt eine vierstellige Numerierung der Begriffe. Das Auffinden bestimmter Termini im Text bzw. in den anderssprachigen Fassungen sowie von Querverweisen wird durch die Bezifferung erheblich erleichtert.

Probleme, Bedürfnisse und Möglichkeiten der gegenwartsbezogenen Bevölkerungswissenschaft stehen im Mittelpunkt der Terminologie, während Begriffe der historischen Demographie eher zu kurz kommen (z. B. beim Thema der Empfängnisverhütung). Die Definitionen sind durchweg erhellend, präzise, inhaltsvoll. Zum Vokabular steuern alle relevanten Fachgebiete bei: Statistik, Mathematik, Datenverarbeitung, Soziologie, Medizin, Geschichte, Geographie, Rechts- und Wirtschaftswissenschaft. Es gibt allerdings auch entbehrliche und lapidare Feststellungen wie die: »Der Ausdruck Mensch wird in der allgemeinen Bedeutung von menschlichem Wesen benutzt« (Nr. 321–5, S. 56). Auf sprachliche Eigenheiten Österreichs und der Schweiz wird eigens verwiesen. Bedauerlicherweise enthält das Wörterbuch keine weiterführenden Literaturangaben.

Peter Burg, Münster